Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben
von
Richard Fleischer.

Fünfzehnter Jahrgang. — Erster Band.
(Januar bis März 1890.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XV.

(Januar bis März 1890.)

Berichte aus allen Wissenschaften:

Zeitbeschwerden:

Kleine Revuen:

Karl von Normann.

Von

Gustav Freytag.

Die folgenden Zeilen bringen die kurze Lebensskizze eines Verstorbenen, welcher dem Kaiser Friedrich, während dieser Kronprinz war, in den letzten Jahrzehnten desselben von allen Männern seiner Umgebung wohl am nächsten stand, als Vorstand des Kabinets lange für den hohen Herrn lebte und diesem auch auf dem Todespfade schnell nachfolgte.

Das Geschlecht der Normann gehört zu den alten, ritterlichen Familien von Rügen, Pommern und Mecklenburg, und hat von dort seine Söhne nach Dänemark, Schweden, in das deutsche Binnenland, im vorigen Jahrhundert bis nach Württemberg gesendet. Der deutsche Beiname, welchen Männer des Geschlechtes schon seit dem Ende des 13. Jahrhunderts in slavischer Umgebung bewahrten, und der allmählich zum Familiennamen wurde, weist auf germanischen Ursprung. Nicht wenige der Normann gewannen reichlichen Anteil an der Bildung ihrer Zeit und wurden in vier Jahrhunderten durch Kriegsdienst, aber auch als Gesandte, Hofbeamte, Rechtsgelehrte, Professoren den Zeitgenossen ehrenwert. Einem Matthäus von Normann aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist die Wissenschaft noch heut für seine Sammlung „wendisch-rugianischer Landgebräuche“ sehr dankbar; ein Heinrich wurde als fürstlicher Rat 1555 zur Vollziehung des Passauer Religionsvertrages nach Augsburg gesandt; und als Kaspar von Normann, Radziwillischer Geheimer Rat und Kanzler, 1617 zu Leipzig mit dem gelehrten Philipp Hainhofer aus Augsburg über allerlei Kuriositäten an Höfen anmutig diskurierte und über den kunstvollen Schreibtisch, welchen Hainhofer dem Herzog Philipp II. von Pommern geliefert hatte und dessen Oberteil in der Berliner Kunstkammer bis auf unsere Zeit erhalten blieb, da erwies dieser Normann in Kenntnissen und wohlgefälligem Wesen schon damals die Art seiner Familie, wie 250 Jahre später der Geschlechtsgenosse Karl, von welchem hier erzählt wird. Karls Großvater Axel von Normann, schwedischer General, verließ 1815 mit sieben Brüdern und seinen drei Söhnen unter großen persönlichen Opfern den schwedischen Dienst, als Schwedisch-Pommern preußisch wurde; er folgte darin

dem starken Zug einer Vaterlandsliebe, die unter den Deutschen jener Landschaft allgemein war, obwohl die fremde Herrschaft nicht bedrückt hatte. Er siedelte sich in der kleinen Kreisstadt Franzburg an, die unter 200jähriger fremder Hoheit ebenfalls ihre deutsche Eigenart mit Zähigkeit festgehalten hatte; ihm folgten so viele andere seines Geschlechtes dorthin, daß der Ort in der Umgegend den Scherznamen die Normandie erhielt. Dort verlebte der Enkel Karl (geb. 21. September 1827) die erste Jugend. In der anmutigen Landschaft, an einem großen Landsee schnitt der Kleine seine Rohrpfeifen, er spielte in den alten Mauern des Schlosses, eines früheren Klosters, das der Großvater bewohnte, und war glücklich, wenn er den alten schwedischen Diener des Hauses auf der Jagd begleiten durfte. Unauslöschlich hafteten die Eindrücke dieser frühen Kinderjahre in seiner Seele. Acht Jahre alt zog er mit den Eltern nach Greifswald. Sein Vater Karl Heinrich war Rechtsanwalt und Justizrat, die Mutter Wilhelmine eine Tochter des General-Superintendenten Ziemssen; der Vater ein strenger, in sich gekehrter Mann, aller Geselligkeit abhold, der in seinen Freistunden am liebsten über den Büchern verweilte, geschichtlichen und poetischen. Der Sohn dagegen hatte ein weiches, liebebedürftiges Gemüt, war heiter und neckisch, ein Liebling seiner Gespielen, nach dem Urteil der Lehrer auch ein hoffnungsvoller Schüler. Er hatte vom Vater frühzeitig die Freude an Geschichte und schöner Litteratur überkommen und gebrauchte die Feder gern und mit Geschick. Dieser litterarische Zug ist ihm durch sein ganzes Leben geblieben, er wurde für ihn die Grundlage einer nicht gewöhnlichen humanen Bildung. Vom Gymnasium schied er, sich am Rhein für die militärische Laufbahn vorzubereiten, und verweilte einige Jahre zu Aachen. Im Jahre 1845 wurde er Fähnrich, 1848 Leutnant im 2. Jägerbataillon zu Greifswald. Seine Jugendgenossen waren verwundert, daß der übermütige Spaßmacher und Zeichner von Karrikaturen in der Fremde so schnell ernsten Sinn und ruhige Haltung gewonnen hatte. Aber die Macht, welche die Poesie immer auf ihn ausgeübt hatte, machte sich sofort wieder in seinem Leben geltend. In befreundetem Hause wurde ihm Emma Anderssen lieb, deren Familie sich ebenfalls aus Schweden nach Pommern und in den preußischen Dienst gezogen hatte; Rückerts Liebesfrühling im Herzen gestand er ihr im schönen Mai mitten im Wald seine Neigung. Die Eltern der Liebenden hielten für wünschenswert, die junge Liebe durch Aufschub zu prüfen. Normann erbat Urlaub für ein Jahr, ging nach Berlin und Wien, von dort durch Italien nach Paris und London. Er arbeitete in dieser Zeit angestrengt an seiner Bildung, auch für die Kenntnis fremder Sprachen, und schrieb 1851 in der preußischen Wehrzeitung seinen ersten Aufsatz „Militärische Briefe eines Reisenden.“ Als er nach Greifswald zurückgekehrt war, wurde 1851 Verlobung und Vermählung gefeiert. Die Geliebte seiner Jugend blieb auch die Freundin und die Vertraute seiner Seele bis zu seinem Lebensende. Zwei Jahre lebte er in stillem Hausglück in der Thätigkeit eines hoffnungsvollen Offiziers. Von 1853—1856 wurde er zur allgemeinen Kriegsschule (jetzt Akademie) nach Berlin kommandiert. Als er darauf zum topographischen Büreau nach Hohenzollern befehligt war, zog ihm Über-

anstrengung in dem bergigen Bezirk, den er zur Vermessung erhalten hatte, ein Leiden zu, das die Fortsetzung des Kommandos verhinderte und das er erst in der Heimat überwand. Doch blieb seine Gesundheit eine zarte. Im Jahre 1858 wurde er Premierleutnant, bereits 1859 Hauptmann. Aus dem wohlthuenden, geselligen Leben in Greifswald entführte ihn eine Versetzung nach Magdeburg, wo er 1860 als Hauptmann in das 26. Infanterie-Regiment trat. Als ein guter Kamerad und tüchtiger Offizier gewann er auch dort Liebe und Achtung und den Verkehr mit bedeutenden Menschen. Aber ihm war nicht beschieden, in der kriegerischen Laufbahn zu bleiben.

Schon in Greifswald war er dem Kronprinzen zufällig bekannt geworden und hatte auf der Kriegsschule in Berlin zugleich mit dem hohen Herrn Vorträge gehört. Als nun im Jahre 1864 Ernst von Stockmar wegen seiner Krankheit die Stellung als Privatsekretär des Kronprinzen und der Kronprinzessin niederlegen mußte, empfahl er Normann in seine Stelle, und der Kronprinz erbat diesen. Zuerst auf sechs Monate vom Heere abkommandiert, dann wieder auf ein Jahr, wurde Normann im Jahre 1868 als Major zur Disposition gestellt. Zunächst ward er Privatsekretär der Kronprinzessin. Der Übergang vom Schwert zur Feder wurde für ihn nicht schwer, ihm half seine reiche litterarische Bildung und daß er französisch und englisch mit Fertigkeit sprach und schrieb. Die umfangreiche Korrespondenz der hohen Frau und ihre lebendige Teilnahme an Litteratur und Kunst, den Kulturaufgaben und wohlthätigen Anstalten gab nicht geringe Arbeit. Außerdem aber übernahm Normann bald auch beim Kronprinzen das sogenannte Korrespondenz-Sekretariat; in dieser Thätigkeit hatte er die von Privatpersonen, Vereinen, amtlichen Körperschaften an den Kronprinzen gerichteten Briefe, Gesuche und Eingaben diesem mündlich vorzutragen und die darauf zu erteilenden Antworten und Bescheide zu entwerfen und zur Unterschrift vorzulegen, oder auch selbst die Antworten „im höchsten Auftrage" abzugeben. Außerdem hatte er dem Kronprinzen die Tageslitteratur vorzubereiten, auf wichtigere Artikel aufmerksam zu machen, über die bedeutenderen Erscheinungen auf dem gesamten Gebiet der Litteratur zu berichten, von größeren Werken eine gedrängte Übersicht zu geben und die Teile, welche eigene Durchsicht des Herrn forderten, näher zu bezeichnen. Diese Aufgaben brachten es mit sich, daß neben den Vorträgen und schriftlichen Arbeiten sich ein lebendiger Verkehr mit Künstlern, Schriftstellern, Bittsuchern, Abordnungen und Vereinen entwickelte, der oft mehr Zeit und Kraft erforderte als die eigentliche Berufsarbeit. Endlich nahmen ihn auch vielfach Geschäfte der Schatullverwaltung in Anspruch, mit denen ein umfangreiches, nicht gerade anmutiges Kosten- und Rechnungswesen verknüpft war. Dies aber galt nur für die erste Zeit seiner Amtsthätigkeit. In späteren Jahren war er an fast allen Arbeiten und Sorgen des Kronprinzen, großen und kleinen, im Staat und in der Familie, als Vertrauter mit seinem ganzen Herzen und mit seiner Feder beteiligt, und wenn der Kronprinz im Krieg oder auf Reisen abwesend war, hatte er die ganze geschäftliche Korrespondenz zu besorgen. In diesen Stellungen blieb er durch zwanzig Jahre. Ihm kam dabei zu gute, daß

er ein durchgebildeter Soldat war, sodaß er auch in militärischen Angelegenheiten dem Kronprinzen als Mann von Fach zur Seite stehen konnte. Er besaß neben seiner militärischen eine reiche wissenschaftliche Bildung, die Fähigkeit, sich überall leicht zurecht zu finden, ein festes, maßvolles Urteil und über allem eine wundervolle Begabung, vor neuen und heiklen Aufgaben mit Takt und sicherem Gefühl das Richtige zu erkennen. So lebte er sich, ohne seine eigene freie Auffassung der Dinge aufzugeben, schnell in den Rücksichten und unter den Personen des jungen Hofes ein und wurde dem Kronprinzen nicht nur durch seine Einsicht und die gewandte Pflichttreue, noch mehr durch die innige persönliche Ergebenheit wertvoll. Es gab wenig, was der Herr nicht mit ihm besprach, und bei den verschiedenartigsten Aufgaben, welche dem Kronprinzen nahe traten, wurde Normann stiller Beirat und der geschäftlich Ausführende. Für die anspruchslose Hilfe, welche der vertraute Sekretär des Fürsten einem geliebten Herrn leistet, und für die hingebende Tagesarbeit, welche neben endlosen Kleinigkeiten auch hochwichtige Angelegenheiten umfaßt, hat der Beamte von der Öffentlichkeit keine Anerkennung zu erwarten, auch das Beste, was er thut, vollbringt er zum Vorteil und zur Ehre seines Herrn, um diesen von unrichtigen Schritten abzuhalten und ihm das Ansehen zu mehren. Oft suchte der Kronprinz in freien Stunden seinen Vertrauten auf, er fand dort Trost und gutes Urteil; und nächst der Kronprinzessin war es Normann, in dessen treuer Seele er niederlegte, was er ersehnte und für die Zukunft beabsichtigte. Selten ist ein so volles Zutrauen dem Diener eines Fürsten zuteil geworden, und ein besserer Bewahrer des Anvertrauten, ein selbstloserer Ratgeber, als Normann war, wird schwerlich zu finden sein. Diese Stunden gehörten auch zu denen, wo der hohe Herr sich am behaglichsten fühlte, ganz heimisch in der Seele des ergebenen und gescheiten Mannes, dessen schnelles Verständnis und treue Herzlichkeit immer wohl thaten. Es war ein schönes und warmes Verhältnis zwischen Herrn und Diener, einzig in seiner Art.

Die Arbeit im Kabinet wurde jährlich durch Fürstenreisen unterbrochen, bei denen Normann Begleiter war. So war er 1865 mit den Herrschaften in Windsor und 1866 mit dem Kronprinzen zur Vermählung des jetzigen Kaisers von Rußland mit der Prinzeß Dagmar in Petersburg. Während des Krieges mit Österreich mußte er als Kavalier der Kronprinzessin in Berlin zurückbleiben, in der schweren Zeit, als der kleine Prinz Sigismund starb. Lautlos, ohne Glockengeläut, fuhr der Leichenwagen des Sohnes die lange Allee bis zur Friedenskirche dahin, nur begleitet von der Kronprinzessin, ihrer Dame und Normann, denselben Weg, der vor einem Jahre den Vater zur letzten Ruhe geführt hat. Normann aber ging von dort nach Österreich, dem Kronprinzen über diese Tage mündlich zu berichten. Darauf war er 1869 mit der Kronprinzessin den Winter über in Cannes, sah in Paris den Kaiser Napoleon und erhielt einen lebhaften Eindruck von den Eigentümlichkeiten des französischen Hofes. Und wieder im Kriege 1870 blieb er als der einzige Herr vom Hofe bei der Kronprinzessin zurück, er war thätig bei allen Einrichtungen für die Verwundeten, leitete in Homburg das Barackenlazarett, welches die hohe Frau eingerichtet hatte, und

unterhielt die ganze Verbindung des Kronprinzen mit der Heimat. Nach dem Frieden begannen wieder die Familien- und Festreisen seiner Herrschaften, bei denen er begleitete, nach England, an deutsche Höfe, Ostende und Belgien, im Jahre 1874 nach Kassel, wo die hohen Eltern der Prüfung des Prinzen Wilhelm am Gymnasium beiwohnten. Im Winter 1875 war er eifrig, an dem großen Maskenfest des jungen Hofes zu helfen, auch durch Verse, für welche er eine anmutige Begabung hatte. Im Jahre 1879 machten die Verhandlungen wegen Verlobung des Prinzen Wilhelm zu thun, die Ahnenfrage und ähnliches beschäftigten lange, dafür wurde er bei der Vermählung am 21. Februar 1881 zum Schloßhauptmann von Freienwalde ernannt.

Auch das äußere Leben begünstigte den vertrauten Verkehr des Kronprinzen mit seinem Getreuen. Seit 1867 wohnte Normann in dem kleinen Hause zu Bornstedt, an seine Wohnung stieß der Salon der Herrschaften. Dort leitete Normann auch die Verwaltung des Gutes, baute Arbeitshäuser, Wirtschaftsgebäude, ein neues Schulhaus, ließ die Wiesen entwässern und wirtschaftete auf diesem kleinen Fleck Erde, wie der Amtmann einer geliebten Gutsherrschaft. Es waren glückliche Jahre für ihn. Später setzte der Kronprinz durch, daß Normann das kleine Schloß Lindstedt zur Sommerwohnung erhielt, es war von Friedrich Wilhelm IV. künstlerisch eingerichtet, stattlich durch Portikus und Säulenhallen, der Kronprinz überließ zur Ausstattung der Wohnung einige Möbel aus seiner Junggesellenzeit. Im Jahre 1883 mußte Normann, mehr nach dem Wunsch der Herrschaften als nach eigenem, die Sorge für den Hofhalt als Hofmarschall übernehmen. Doch auch jetzt blieb er für manche größere Sachen der Vertraute und Sekretär seines Herrn. Im Herbst dieses Jahres begleitete er noch den Kronprinzen auf der großen Reise in Spanien und Italien und hatte reichlich Gelegenheit, außer den Höfen auch die Kunstschätze in beiden Ländern kennen zu lernen.

Aber im Jahr 1884 schied er vom Hofe und ging in den Staatsdienst über. Nach kurzer Vorbereitung wurde er im Sommer preußischer Gesandter für Braunschweig, Oldenburg und Lippe. Im frühen Morgen des Tages, an welchem Normann den Hofhalt des Kronprinzen verließ, kam dieser auf das Zimmer des Scheidenden, umarmte und küßte ihn, dankte für seine Dienste und sagte: „Wenn ich Kaiser bin, sind Sie der erste, den ich in meine Nähe rufe.“ Normann empfand mit Rührung den Wert dieser Worte, aber er wußte wohl, daß die Aufgabe seines Lebens fortan eine andere sein werde.

Er war aus dem vertrauten Privatdienst bei dem Thronfolger in den Staatsdienst übergetreten. Er hatte sich jetzt mit Bescheidenheit und Pflichttreue dem Willen des Reichskanzlers und den dienstlichen Forderungen eines verantwortlichen Amtes zu fügen. Dafür gewann er das Selbstgefühl, unmittelbaren Anteil an den Staatsgeschäften zu erhalten, und daß er selbst zu vertreten hatte, was ihm wohl oder übel gelang. Bald erhielt er Gelegenheit, während Einrichtung der Regentschaft in Braunschweig seine Brauchbarkeit zu erweisen, und er durfte wohl annehmen, daß ihm eine für Preußen nützliche, für ihn selbst ehrenvolle Laufbahn bevorstand. Er hatte sich in die neuen Verhältnisse eingelebt und fühlte sich

darin glücklich. Aber tief ergriff sein warmes Herz die Erkrankung des geliebten Kronprinzen, und den leidenschaftlichen Schmerz, der die ganze Nation aufregte, fühlte er im Mark seines Lebens.

Einige Zeit, nachdem der kranke Kaiser Friedrich in Charlottenburg angekommen war, wurde gegen Normann ein Wunsch des hohen Herrn ausgesprochen, ihn in seiner Nähe zu haben, und es war von der Versetzung Normanns nach Berlin die Rede. Als er deshalb zum Kaiser gerufen wurde und an das Leidenslager trat, breitete der liegende Kaiser, da er den Eintretenden erblickte, beide Arme nach ihm aus, Normann sank vor dem Lager weinend auf die Knie, und der Kaiser hielt ihn lange umschlungen. Es war das letzte Wiedersehen.

Wenige Wochen nach dem Kaiser starb (am 17. Juli 1888) auch Karl von Normann durch einen Herzschlag ohne Krankheit.

Er war, da er starb, 61 Jahre alt, aber er schien nach Aussehen und Wesen jünger; ein Mann von großer Anmut der Seele, gescheit, klar, taktvoll, und von einer hervorragenden Begabung, in schwierigen Fragen das Richtige zu finden. Dabei von gewinnender Herzensgüte, den größten Geschäften gewachsen und doch von fröhlicher Hingabe an die kleinen Eindrücke des Tages, frei und groß im Urteil, pflichtgetreu als Beamter, zuverlässig als Freund.

Sita's Fußspangen.[1]

Ein indisches Sittenbild aus dem Jahre 1855.

Von

A. Passow.

Erstes Kapitel.

Eine hindustanische Räuberbande.

Eine gebirgige Gegend im Westen Ostindiens. Einsam und wild in hehrer Schönheit prangend, war sie mit der mannigfaltigen Fülle ihres tropischen Pflanzenlebens und ihren schroff abfallenden Felsen ein großartiges Werk der Natur.

---

[1] Die zur Schilderung der hindustanischen Sitten benutzten Quellen sind: Rowe, Every Day Hife in India. — Baboo I. Dass, Domestic Manners of the Hindus. — Wurm, Geschichte der indischen Religion. — The Asiatic Quarterly Review. — The Indian Antiquary. — The Englishmans Overland Mail u. s. w.

Das Gerüst der Erzählung bildet ein Kriminalfall aus dem Jahre 1855, den Colonel Meadows Taylor in seiner Autobiographie erwähnt und in seinem vierbändigen Roman „Seeta, a Tale of the Mutiny“ als Nebenepisode skizziert hat. —

Es war Mitternacht. Eine gewaltige Windsbraut hatte mit ihrem Gefolge von Regen, Donner und Blitz dem Schwirren, Summen und Zirpen der vielstimmigen Insektenwelt, dem Gekreisch der Nachtvögel und dem Geheul der Schakale ein jähes Ende bereitet und die Luft ihrer Schwüle entlastet. Die schwarzen Wolkenmassen waren von dannen gezogen, und der Mond, der, von diesem Teile der Erde aus gesehen, in goldgrünem Lichte schimmert, blickte strahlend hernieder auf die dunkel bewaldeten Berge und auf die noch dunklere Schlucht in ihrer Mitte. Tiefe Stille ruhte auf der Landschaft; doch bedeutete diese Lautlosigkeit keinen Frieden. Die indischen Urwälder und Dschungel wissen nichts von Eintracht; tierische und pflanzliche Selbstsucht, der Eigennutz in seiner ausgeprägtesten Gestalt, haust in ihnen. Selbst die majestätischen Riesenbäume, die zu dem Aufbau ihrer markigen Stämme vieler Jahrhunderte bedurften, sind Räuber in des Wortes echtester Bedeutung. Nur für das eigene Gedeihen sorgend, jeden ebenbürtigen Nachbarn befehdend, jeden schwächeren rücksichtslos erstickend, breiten sie unter der dicken Moosdecke des Erdreiches ihre gierig saugenden Wurzeln nach allen Seiten hin aus. Mit ihren dichten Laubkronen fangen sie von den Spenden des Regens, des Windes und der Sonne weit mehr auf, als ihnen zugedacht ist, und lassen die zu ihren Füßen sehnsüchtig auf Nahrung hoffenden Farren, Büsche und Kräuter erbarmungslos darben. Doch während sie sich so auf Kosten anderer bereichern, heften sich diebische Schmarotzerpflanzen, die sie nicht abzuschütteln vermögen, mit geschmeidigen Armen um ihren Stamm, ihre Äste und Zweige und trinken ihnen vampyrartig einen Teil des Lebenssaftes aus, den sie anderen vorenthalten.

Auch die beiden Männer, die auf einem schmalen Pfad, der von wilden Tieren niedergetreten und nicht von Menschen angelegt zu sein schien, zur nahen Schlucht bergabstiegen, hegten Räubergedanken. Ihre Tracht kennzeichnete sie als Hindus; sie waren mit langen Speeren bewaffnet und hielten Fackeln in den Händen, denn das Mondlicht erleuchtete nur wenige Teile ihres Weges.

Es raschelte im Untergestrüpp; — war es eine Cobra, die durch das Laub schlüpfte, oder war es ein hungriger Tiger?

Der jüngere der beiden Wanderer, ein hübscher, braunäugiger Mensch, blickte scheu nach der Richtung des Geräusches. Sein Gefährte verlachte ihn: „Du bist kein echter Räuber!“ höhnte er, „so oft einige Blätter vom Baume fallen, zitterst du.“

„Was würdest du thun, wenn uns ein Tiger begegnete?“ sagte der Jüngere, dem Vorwurf ausweichend.

„Frage lieber, was würde er thun?“ antwortete der Ältere. „Hast du dir heute Nachmittag nicht von den Leuten im letzten Dorfe erzählen lassen, daß der Tiger, der dieses Gebiet beherrscht und ihren Herden nachstellt, kein Menschenfresser ist, sondern von Knaben verscheucht wird?“

„Ja, — aber er kann in jedem Augenblick der Wut einer werden. Wenn ich der Erste wäre, den er verzehrte, und mein Geist fortan auf seinem Haupte reiten und ihn allnächtlich zu neuem Menschenfraß anhetzen müßte, — das wäre

qualvoll! Ich bitte dich, laß uns schneller gehen, damit wir bald ans Ziel kommen."

Der ältere Hindu lachte abermals spöttisch, verdoppelte aber dennoch seine Schritte. Vielleicht war auch er nicht so furchtfrei, als er zu sein vorgab. Schweigend eilten sie nebeneinander dahin; ihr Bestimmungsort war eine Felsengrotte in der Schlucht. Es war dies einer der vielen Versammlungsplätze und Schlupfwinkel, welche die Räuberbande oder Dakeutschar, der sie angehörten, im mittleren und westlichen Indien besaß.

Die Stätte war von dem Hauptmann der rohen Gesellen vortrefflich gewählt; denn sie galt in der ganzen Umgegend für einen Lieblingsaufenthalt böser Geister und ward von allem ehrlichen Volk ängstlich gemieden.

Buldeo Singh, so hieß der jüngere der Dakeuts, brach nach einer Weile abermals das Schweigen: „Fühlt ihr euch wirklich wohl in der Schlucht?" forschte er. „Man sagt, daß die Dämonen dort einen giftigen Fieberatem haben. Wen sie anhauchen, der stirbt."

„Mag sein. Was kümmert das mich? Uns hauchen sie nicht an; im Gegenteil, sie sind mit uns im Bunde. Von dem Blut der Menschenopfer, die wir unserer Göttin Kali darbringen, erhalten sie ihr Teil. Sie wissen das und frohlocken schon im voraus; denn Geister sind immer durstig."

Buldeo zuckte zusammen und schaute mit prüfenden Blicken auf seinen Gefährten.

„Seltsam, daß dieser das Wort „Menschenopfer" so leicht aussprach, als sei es eine gleichgiltige Sache. Würde auch er noch einmal dahin kommen, es so kaltblütig von den Lippen fallen zu lassen?"

Das Herz war ihm bleischwer. Als Sohn rechtlicher Eltern war er in zwar ärmlichen, aber geordneten Verhältnissen unter guten Menschen erwachsen. Die Sehnsucht nach Reichtum lockte ihn in schlechte Gesellschaft und verleitete ihn, sich einer Dakeutbande anzuschließen. Vor vier Wochen hatte er dieser einen feierlichen Treueschwur in dem Wahne geleistet, fortan ein lustiges Leben zu führen. Er hatte sich getäuscht. Aller Frohsinn war von ihm gewichen. Bei dem ersten räuberischen Einbruch, den er im Verein mit seinen Genossen mehrere Tagereisen von dieser Gegend auf einem einsamen, reichen Gehöft erfolgreich ausübte, gewann er die Einsicht, daß solches Thun die Seele mit grauenvollen Bildern erfüllt. Voll Entsetzen sah er sich durch eigene Schuld in eine Sklaverei verkauft, aus der es kein Entrinnen gab. Denn wehe dem Flüchtling, der dieser Dakeutsgemeinschaft abtrünnig zu werden suchte und den Zorn der ganzen Genossenschaft auf sich heraufbeschwor! —

Der Pfad wurde enger und abschüssiger. Behutsam klommen die Männer von Stein zu Stein thalabwärts. Ein unbedachter Schritt hätte sie zu Fall gebracht.

Nach einigen Minuten erreichten sie das Ufer eines Gebirgsbaches, der sich laut tosend von einem hohen Basaltfelsen in die Tiefe stürzte. Das Mondlicht tanzte, Irrlichter nachahmend, auf den Wellen.

„Der kommt mit einem kecken Sprunge ans Ziel; wir machen es ihm nicht nach!" scherzte der ältere Hindu.

„Liegt unsere Höhle am Fuße des Wasserfalls?"

Der Gefragte nickte.

„Habt ihr sie euch selbst gegraben?"

„Als ob wir uns mit solcher Arbeit plagten? Unser Schlupfwinkel ist uralt. Einer unserer Brüder, ein Brahmane und gelehrter Mann, — er ist im vorigen Jahre bei einem Beutezug umgekommen — hat uns erzählt, daß die Höhle vor zweitausend Jahren von Menschen gemacht sei, die sich von unseren Göttern losgesagt hatten und einem Mann nachfolgten, der Buddha hieß. Sein Abbild steht noch in unserer Grotte. Es soll früher sehr kräftig und wunderthätig gewesen sein. Jetzt aber thut es keinem etwas zuleide, und Buddhisten giebt es, wie du weißt, in unserer Gegend nicht mehr. Die sind längst fortgezogen."

Das Ende ihres Weges war nicht so steil als der Anfang. Sie hätten sonst dieses Gespräch nicht zu führen vermocht. Jetzt kamen sie in die Nähe ihres Bestimmungsortes. Ein Feuerschein und wüstes Geschrei verriet ihnen den Lagerplatz der Bande. Derselbe befand sich in einer Vihara, einem jener eigenartigen Felsentempel, die zu den ältesten Werken indischer Baukunst gehören.

Die Vihara dieser Schlucht war tief in den Basalt hineingehauen. Ihren Mittelpunkt bildete eine nicht sehr hohe, weite Säulenhalle, die einst von buddhistischen, weltflüchtigen Büßern des Altertums als Betsaal benutzt worden war. Im Hintergrunde des Raumes hatten sie in einer Nische eine bis zur Decke emporragende Statue ihres Lehrers in sitzender Stellung errichtet. Diese Buddhafigur war aus dem harten Gestein herausgemeißelt. Zu beiden Seiten der Halle lagen dunkle Zellen, in denen die Mönche gewohnt und geschlafen hatten.

Ein lautes Leben herrschte in der Grotte. Achtzehn Hindus, meistens kräftige, wettergebräunte Gestalten mit scharf ausgeprägten Gesichtern, saßen zechend, plaudernd und singend um ein großes Feuer. Von Zeit zu Zeit warfen sie dürres Holz in die Flammen. Diese loderten hoch auf und beleuchteten das breite, unschöne Antlitz der Statue, welches mit gutmütiger Gelassenheit auf jene Gruppe von Bösewichtern hinabblickte, die den ihm geweihten Platz zu einer Räuberhöhle mißbrauchten.

Die Ankömmlinge wurden mit Jubelgeschrei begrüßt. Sie setzten sich zu ihren Brüdern ans Feuer und stillten ihren Durst aus einer mit Branntwein gefüllten Schale, welche im Kreise herumgereicht ward. Mehrere der Dakeuts hatten zu viel getrunken und befanden sich in streitsüchtiger Stimmung.

„Ich erwarte diesmal den größten Anteil von der Beute," schrie einer der Zechenden. Er hieß Gulab Gogal. „Bei der letzten Teilung erhielt ich zu wenig."

„Du Narr!" antwortete ihm sein Nachbar, indem er ihm einen derben Rippenstoß versetzte. „Unser Hauptmann gab dir mehr als genug. Ich möchte doch wissen, was du bei dem Einbruch geleistet hast?"

„Hoho! ich habe die Frau des reichen Knausers totgestochen, da sie uns nicht zeigen wollte, wo ihr Mann das Geld vergraben hatte."

„Frauen umbringen kann jede Memme!“ brüllte der Chor wild durcheinander. „Du wagst dich immer nur an solche, die sich nicht zu wehren vermögen.“

„Still; ich will etwas singen. Ich weiß ein schönes Lied!“ schrie ein dicker Räuber in den Lärm hinein. Seine kräftige Stimme übertönte das Geschrei der Streitenden.

„Ja, Luxmann, das ist recht!“ riefen mehrere. „Ein Lied, gieb uns ein Lied!“

Alles ward still und Luxmann sang:

„Ich weiß einen Räuber mit kühnem Gesicht;
Sein Mund ist gar keck, doch sein Herz ist es nicht.
Und merkt er Gefahr, so verkriecht er sich schnell.
O wahrlich, das ist mir ein kluger Gesell.

Nicht kämpft er mit Männern; er schlägt nur die Fraun.
Den Männern, den starken, ist, ach, nicht zu traun!
Sie könnten ihn treffen mit ihrem Geschoß,
Drum meidet sie weislich mein kluger Genoß.“

Ein schallendes Gelächter brach aus, und dann wiederholte die ganze Bande die Schlußstrophe:

„Sie könnten ihn treffen mit ihrem Geschoß,
Drum meidet sie weislich mein kluger Genoß.“

Gulab ward wütend: „Ihr habt kein Recht, mich zu verspotten,“ rief er überlaut und stürzte sich mit drohend geballten Fäusten auf den Sänger. Dieser erhob sich und empfing seinen Angreifer mit einigen wuchtigen Faustschlägen.

„Platz da, Platz für Luxmann und Gulab! Bildet einen Kreis, setzt Richter ein;“ diese und ähnliche Vorschläge ertönten von allen Seiten.

Plötzlich erschien im Eingang der Grotte der Dakent-Hauptmann Azrael. Seine Gestalt wirkte wie ein Zauberbann. Der Tumult legte sich; völlige Ruhe trat ein; die Ringenden ließen die Arme sinken.

Azrael schaute mit finsterer Miene von einem zum anderen. „Zank und immer wieder Zank!“ sagte er mit grollendem Tone, indem er das untere Ende seines langen Speeres auf den Boden stieß. „Wie oft muß ich euch daran erinnern, daß ihr Eintracht geschworen habt! Eure funkelnden, feuchten Augen verraten mir, daß ich euch abermals beim Trinken ertappe. Wo ist der heillose Branntwein, euer ärgster Feind?“

Zwei Räuber schleppten aus dem Hintergrund der Höhle einen kupfernen Kessel herbei und setzten ihn vor ihrem Hauptmann auf die Erde. Dieser stieß ihn mit dem Fuße um. Sein Inhalt ergoß sich über den Boden und lief in die Glut. Die vom Alkohol gespeisten Flammen schlugen hoch auf.

„Trinkt, wenn ihr Lust habt, aber nicht vor unseren Zusammenkünften; merkt euch das, Leute,“ sagte Azrael mit Nachdruck. „Wer meinem Befehle zuwiderhandelt, geht bei der nächsten Teilung leer aus.“ Er schaute sich im Kreise um; keiner seiner Untergebenen wagte es, ihm ein Wort zu entgegnen.

„Wo ist unser Freund, der Geldwechsler Ram Daß?" fragte der Hauptmann nach kurzer Pause. „Hat er uns im Stich gelassen?"

Ein Mann trat aus der Runde und berichtete, der Betreffende habe die Grotte nicht betreten wollen. Er sitze unter dem nächsten Mangobaum.

„Gut!" rief Azrael. „Ich gehe sofort zu ihm. Verhaltet euch inzwischen ruhig. Ist mein Gespräch mit Ram Daß beendet, so teilen wir die Beute unseres letzten Raubzuges."

Zweites Kapitel.

Der Mordplan.

Azrael, der Anführer der Dakeuts, war ein stattlicher Mann von etwa vierzig Jahren, breitschultriger und größer als alle seine Gefährten. Der obere Teil seines wettergebräunten Gesichtes war regelmäßig gebildet, sein Mund jedoch durch eine dickaufgeworfene Unterlippe verunstaltet. Auf seiner für gewöhnlich furchenfreien Stirn entstand in jähzorniger Stimmung unmittelbar über dem Nasenansatz ein dichtes-Faltenknäuel. Seine Bande fürchtete dies Unheil verkündende Zeichen seiner bösen Laune.

Wie es kam, daß Azrael ein Dakeuthauptmann geworden war, wußte keiner seiner Leute. Finster und einsilbig nach seiner Art, erzählte er seinen Anhängern niemals etwas von seiner Vergangenheit. Sie hatten nur erfahren, daß er von Geburt ein Brahmane, ein sehr vornehmer Hindu war und viel gelernt hatte. Auch jetzt noch trieb er das Sanskrit, die heilige Sprache der Inder, in der die Fülle ihrer Religionsbücher geschrieben ist, mit großem Eifer. Als wandernder Priester durchzog er Städte und Dörfer und las daselbst Abschnitte vor aus den uralten Heldengedichten der Hindus, dem Ramayana und dem Mahabharata. Überall sammelte sich um ihn eine große Schar von andächtig lauschenden Zuhörern. Alte und junge, vornehme und geringe hingen andächtig an seinen Lippen, wenn er mit ausdruckvoll wohllautender Stimme bedeutsame Stellen aus jenen geweihten Werken erst im Sanskrit und dann in der Landessprache vortrug. Weit und breit ward sein Name mit Verehrung genannt, und außer seinen Getreuen ahnte kein Mensch, daß seine Hände mit Blut besudelt waren. Vorsichtigerweise beging er in jeder der vielen Ortschaften, die er auf seinen weiten Fußreisen besuchte, selten mehr als einen Einbruch. Die erbeuteten Wertgegenstände verkaufte er nicht in der Provinz, in welcher sie gestohlen waren. Was er im westlichen Indien raubte, ward im östlichen verhandelt; den Gewinn aus nördlichen Dorfschaften ließ er durch seine Helfershelfer nach dem Süden bringen und dort in klingende Münze umsetzen. — Auch war er klug genug, sich nur an Eingeborenen, niemals an Europäern zu vergreifen.

Als Azrael die Höhle verließ und sich zu dem ihm bezeichneten Mangobaume begab, erhob sich der Mann, der ihn unter demselben erwartete, von dem Teppich, auf welchem er gesessen hatte, und empfing ihn mit demütig gekrümmtem Rücken. Er hieß Ram Daß und war ein Geldwechsler. Er wohnte in einem stattlichen

Hause in der Nähe des Städtchens Schah-Gunje in dem Dorfe Gogulpur und galt für einen zwar sehr geizigen, aber rechtschaffenen Menschen.

„Setze dich!" sagte Azrael mit der Handbewegung eines Gönners, indem er sich ebenfalls auf den Teppich niederließ. „Meine Zeit ist knapp bemessen. Sprich, hast du meine Befehle pünktlich vollzogen und die Beute unseres letzten Raubes verkauft?"

„Ach, mein Gebieter!" entgegnete Ram Daß in winselndem Tone. „Ich that, was ich konnte; aber die Zeiten sind schlecht, die Menge der Kauflustigen ist gering. Die Perlen habe ich nicht unterzubringen vermocht und mit den Silbergerätschaften hatte ich wenig Glück, da sie sehr leicht waren."

„Das lügst du, Schurke!" sagte Azrael im mürrischen Tone. „Die Gegenstände sind gediegen und so schön gearbeitet, daß sie bei dem niedrigen Preise, den ich ansetzte, eine Menge Käufer anlocken mußten. Du hast sicherlich viel Geld herausgeschlagen und ein hübsches Sümmchen für dich bei Seite geschafft!"

„O, denkt das nicht!" rief der Geldwechsler, flehend die Hände emporhebend. „Jedes Wort, das ich Euch sage, ist eitel Wahrheit! Hier ist meine Aufzählung, prüft sie und Ihr werdet finden, daß sie richtig ist." Er zog ein Stückchen Papier aus der Tasche und hielt es dem Hauptmann hin.

„Ich habe keine Lust, es nachzurechnen," erklärte dieser abwehrend. „Nennt die Gesamtsumme des Erlöses."

Ram Daß wiegte den Kopf hin und her. Er überlegte: sollte er die zweitausendfünfhundert Rupieen angeben, die auf dem Zettel verzeichnet standen, oder noch hundert hinzufügen? In Erwägung der Thatsache, daß Azrael in reizbarer Stimmung zu sein schien, nannte er die höhere Summe. „Ich habe sie hier bei mir liegen," fügte er hinzu, indem er einen Sack öffnete und eine Anzahl kleiner Beutelchen herauszog.

Auf Azraels Stirn entstanden die unheilvollen Furchen. „Du betrügst mich um tausend Rupieen," donnerte er den Händler an. „Gieb uns, was uns gebührt, oder ich lasse dich dort von der Höhe des Baches hinabwerfen und dir ein Sturzbad geben, von dem du dich nicht erholst. —"

Ram Daß erschrak, beteuerte aber dennoch seine Unschuld. Der Hauptmann hörte nicht darauf, — „wir verteilen einstweilen dies Geld; und den Rest von tausend Rupieen, den du uns betrügerisch vorenthalten wolltest, hole ich mir, sobald es mir beliebt!" erklärte er, „gieb es mir schriftlich. Hast du dein Schreibzeug zur Hand?"

„Ja," antwortete Ram Daß zitternd, das Verlangte ebenfalls aus dem Sack ziehend. „Ihr macht mich zum Bettler, Herr!" klagte er. „Tausend Rupieen habe ich nicht in meinem Besitz. — nehmt fünfhundert." Trotz seiner Angst vor Azraels Grimm konnte er das Handeln nicht lassen; es war ihm völlig in Fleisch und Blut eingegangen.

Azrael würdigte den Vorschlag keiner Antwort.

„Begnügt Euch mit sechshundert und fünfzig!" bettelte Ram Daß beharrlich. „Es ist das Äußerste, was ich zu leisten vermag!"

„Es sei," antwortete Azrael. „Ich bin des Feilschens müde. Jetzt aber stellt mir unverzüglich einen Schein aus, sonst mache ich kurzen Prozeß."

Ram Daß gehorchte; Azrael betrachtete einen Augenblick sinnend die mit bebender Hand geschriebenen Schriftzüge, ließ sie im Winde trocknen und schob sie in die Falten seines Turbans.

„Und nun noch ein Wort, Herr," begann Ram Daß aufs neue. „Ein kurzes Wort!"

„Rede!"

Der Wechsler blickte scheu nach allen Seiten, als befürchte er Lauscher. Azrael lachte spöttisch. „Es behorcht uns niemand," sagte er, „als vielleicht die Geister jener Steine."

Ram Daß blickte in abergläubischer Besorgnis zu zwei großen Felsblöcken empor, die in ihrer Nähe lagen. Dann begann er leise in dem einförmigen Tone eines Kindes, das etwas Auswendig gelerntes hersagt: „Mein Großvater war ein begüterter Mann. Als er starb, vermachte er all' sein Hab und Gut seinem ältesten Sohne, meinem Onkel Huri Daß. Mein Vater erhielt nichts. Er ließ sich die Enterbung gefallen, denn er war anspruchslos und zaghaft."

„Der Erblasser wird gute Gründe gehabt haben, ihm seinen Teil vorzuenthalten," schaltete Azrael ein.

Ram Daß achtete nicht auf diese Bemerkung, sondern fuhr in seiner Mitteilung fort. „Als meines Vaters Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt ward, blieb mir Armen nichts übrig als ein leeres Haus. Doch nicht allein diesen Kummer mußte ich erleben; nein, ich erfuhr auch noch ein anderes Herzeleid. Moro Daß, der Sohn des bevorzugten Erben, führte das schönste Mädchen der Stadt Schah Gunje heim. Ihr Vater hatte dem meinigen versprochen, mir seine Tochter Sita zur Frau zu geben, allein er hielt sein Wort nicht, sondern schenkte sie meinem reichen Vetter. Ich war außer mir vor Wut. Der Versuch, von meinem Onkel wenigstens einen Teil des mir gebührenden Vermögens zu erhalten, schlug fehl. Ich mußte mit leeren Händen wieder von dannen wandern, als ich eines Tages zu ihm ging und ihm meine Ansprüche vorhielt. Ich wandte mich mit meiner gerechten Klage an das englische Gericht, — doch verlor ich den Prozeß und hatte noch obendrein die Kosten zu bezahlen. In meiner Not und Bedrängnis komme ich nun zu Euch und Eurer tapferen Schar und bitte Euch: verhelft mir zu meinem Recht! Ich will es Euch lohnen."

Azrael hatte aufmerksam zugehört. „Auf welche Weise sollen wir dir Beistand leisten?" fragte er.

Ram Daß erhob abermals die Hände. „Ihr seid klug und erratet meine Wünsche. Wozu Euch auseinandersetzen, was deutlich auf der Hand liegt?"

Der Hauptmann neigte den Kopf nachdenklich; dann sagte er langsam und ernst: „Du möchtest deinen beiden Verwandten Huri und Moro Daß ein ehrenvolles Bett am Flußufer bereiten?" Es war dieses eine Anspielung auf die hindustanische Sitte, die zum Zweck einer Leichenverbrennung errichteten Scheiterhaufen an fließenden Gewässern zu erbauen.

Die sonst so düsteren Augen des Geldwechslers funkelten schadenfroh. „Ihr habt es getroffen!“ antwortete er.

„Doch was würde dir das nützen? Wo ich mit meinen Genossen Ordnung schaffe, da büßen die Erben ihren Nachlaß ein.“

„Nicht ganz, Gebieter, nicht ganz! Die bewegliche Habe nehmt ihr zwar mit; aber die unbewegliche bleibt stehen, — und mit dieser würde ich mich willig begnügen, — da mir ja außerdem die ganze reiche Kundschaft meines Onkels zufiele. Jetzt muß ich es mir gefallen lassen, daß unsere vornehmen Landsleute rings aus der Umgegend an meinem Hofe vorüber gehen und sich an ihn wenden. Dann aber habe ich das Feld für mich allein.“

„Ist Huri Daß ein Geldwechsler wie du? forschte Azrael.

„Ja, Herr, und auch gleich mir ein Goldschmied. Allein während ich sehr arm bin, ist er reich. Die Aufträge, die er in den letzten acht Tagen erhalten hat, sind nicht in einer Stunde aufzuzählen. Er arbeitet augenblicklich mehrere kunstvolle Gerätschaften für den Tempel zu Gowindpur. Und vorgestern sind ihm Silber und Gold im Wert von zweitausend Rupieen eingehändigt, um daraus einen Hochzeitsschmuck anzufertigen. Er hat einen Vorrat von kostbaren Edelsteinen im Hause, der euch mindestens zehntausend Rupieen einbringen würde. Die Hals-, Arm- und Fußgeschmeide seiner Schwiegertochter Sita können auf etwa tausend Rupieen geschätzt werden. Die Kupfergeräte in der Küche sehen aus wie neu, und die großen Kleidertruhen bergen schöne Gewänder und Stoffe aller Art.“

„Genug!“ unterbrach Azrael hastig den Versucher. „Sprichst du die Wahrheit, so ist ein Einbruch lohnend. Ich will deinen Vorschlag zu Rate ziehen. Sind Huri Daß und sein Sohn kräftige Männer?“

„Das sind sie, Gebieter. Ihr müßt euch auf eine energische Abwehr gefaßt machen.“

„Hat Moro Daß Nachkommen?“

„Nur einen einzigen Sohn, ein Kind von acht Monaten. Mit einem leichten Speerstich könnt ihr es stumm machen.“

Azrael lachte. „Wenn es so leicht ist, so besorgt es selbst.“

Ram Daß nahm abermals eine flehende Miene an. „Ihr könnt ungefährdet töten, ich nicht! Ihr wandert von Ort zu Ort; ich hafte auf der Scholle. Sorgt dafür, daß der männliche Stamm von Huri Daß erlischt, und ich danke es euch bis ans Ende meiner Tage.“ Er warf sich auf das Moos und berührte nach der Sitte indischer Hilfeheischender die Füße des Räubers.

„Steht auf!“ befahl dieser im barschen Tone. „Dies Gewinsel ist mir verhaßt. Sollen wir uns abplagen, während du faul zuschaust?“

„O, nein. Auch ich werde meinen Teil vollbringen. Das Haus meines Onkels grenzt an das meinige. Die Ummauerung unserer beiden Grundstücke ist so stark, daß ihr aus eigener Kraft nimmermehr einen Einbruch vollbringen könntet, und kämt ihr auch mit hundert Mann. Lasse ich euch aber in der Nacht in meine Wohnung, so wird es euch eine Kleinigkeit sein, einen Überfall in das Nachbargebäude auszuführen. Wann gedenkt ihr, euch einzustellen?“

Azrael überlegte. „Wenn wir überhaupt kommen, so geschieht es in der ersten Neumondnacht um elf Uhr. Ich gebe dir heute zwei zuverlässige Leute mit; zeige ihnen den Weg und was sie sonst wissen müssen, und bewirte sie gut. Sind Polizisten in eurem Dorfe?"

„Nein, mein Gebieter, Polizisten haben wir nicht, und unsere beiden Nachtwächter sind bejahrt und furchtsam."

„Gut. Begebt euch fort!" Er wandte sich zur Höhle und rief: „Heh, Gowind und Jeyram, begleitet unseren Freund in seinen Heimatsort. Ich folge euch in einigen Tagen, und dann erfahrt ihr, um was es sich handelt. Euren Anteil an unserer Beute hebe ich euch auf.

Drittes Kapitel.

Die Schutzgöttin der Räuber.

Der Hauptmann verteilte, in der Vihara sitzend, das Geld, welches Ram Daß ihm mitgebracht hatte. Schweigend nahmen die Räuber ihren Lohn in Empfang; keiner wagte es, in Gegenwart des gefürchteten Mannes die Summe seines Nachbarn mit der seinigen zu vergleichen. Die Bande machte jetzt den Eindruck völliger Eintracht und Zufriedenheit. Der letzte Beutel ward geleert, und Azrael sah sich im Kreise um.

„Munoher, hole mir die Axt!" rief er.

Diese Worte erregten große Freude. „Die Axt, die geweihte Axt!" scholl es von allen Seiten.

„Das ist eine erwünschte Kunde!" rief einer der Männer. „Ihr plant einen neuen Beutezug, Hauptmann. Hoffentlich liegt unser Ziel in der Nähe."

„Die letzte Jagd ist ihm sauer genug geworden, dem dicken Burschen. Wenn der Weg so weit ist, verliert er den Atem!" scherzte ein zweiter.

„Brüder!" rief Azrael mit ernstem Tone in das Gelächter hinein. Die Äußerungen der Heiterkeit verstummten.

„Ich habe einen lohnenden Einbruchsplan entworfen. Seid ihr zur Erwerbung neuer Reichtümer bereit, so richte ich noch in dieser Stunde die Frage an unsre Schutzgöttin, ob sie uns helfen will."

„Wir sind bereit", antworteten die Dakeuts wie aus einem Munde.

„So schwört mir Gehorsam."

Die Räuber streckten ihre Arme aus und neigten sich ehrfürchtig, „Wir legen im Geiste unsre Hände auf die Füße der heiligen Kali und schwören!" riefen sie feierlich.

Laut schallte der Eid in das Thal hinein. Er erweckte das Echo, welches in den Felsnischen schlummerte. „Schwören, Schwören!" tönte es vier, fünf Mal aus der dunklen Schlucht mit tiefer Stimme zurück.

„Die Geister des Grundes freuen sich unsrer Absicht und auch die raubfrohe Kali wird sich uns gewogen zeigen," flüsterten die Hindus einander zu. „Wir dürfen darauf rechnen, daß sie unser Opfergeschenk annehmen wird.

Sie legten Turban und Obergewand ab. Diese beiden Teile ihres Anzugs halten die Hindus für den Göttern nicht wohlgefällig, weil sie von der mißachteten Kaste der Wäscher gewaschen werden. Barhäuptig, mit bis zur Hüfte entblößtem Oberkörper, stand die Schar erwartungsvoll vor ihrem Hauptmann.

Munoher, der älteste der Räuber, ein rüstiger Greis mit weißem Bart, holte aus einer der Seitenzellen der Vihara die geweihte Axt, die größte Reliquie der Räuberbande, herbei. Azrael nahm sie in Empfang und schlug das kostbar gestickte Seidentuch, das ihr als Hülle diente, langsam auseinander. Hellschimmernd lag das blanke Werkzeug auf einem Stückchen Goldbrokat. Er hielt es samt der Unterlage hoch empor, so daß es alle seine Genossen zu sehen vermochten. Diese drängten sich mit dem Ruf „Heil Dir, du heilige Axt!" nahe herzu und berührten das Symbol des mörderischen Einbruchs mit der Hand. Die Züge der rohen Männer hatten den Ausdruck aufrichtiger Verehrung angenommen. Tiefer Ernst lag auf den wettergebräunten Gesichtern. Der Glaube, daß diesem Werkzeug eine wunderthätige Kraft innewohne, herrschte unerschütterlich in ihrem Herzen.

Alle Hindus sind fanatische Pantheisten. Keiner von ihnen wagt sich auf einen guten oder bösen Weg, ohne zuvor seiner Seele die Gewißheit der Beschirmung von wenigstens einer jener dreiunddreißig Millionen Naturkräfte zu verschaffen, von denen er glaubt, daß sie als erschaffende, erhaltende und zerstörende Götter und Geister in allen organischen und anorganischen Gebilden des gesamten Weltalls, ja zuweilen auch in Erzeugnissen menschlicher Kunst, ihre Wohnung aufgeschlagen haben.

So eigenartig religiös ist dieses seltsame Volk geartet, daß die Gerechten wie die Ungerechten, die Starken wie die Schwachen nur dann Vertrauen auf den Erfolg ihrer Thaten setzen, wenn sie sich sagen: „Eine überirdische Gewalt ist mit uns im Bunde."

Dieses Anklammerungsbedürfnis an eine außersinnliche Macht rief und ruft in Indien die Ungeheuerlichkeit jener religiösen Verbrechergemeinschaften ins Leben, welche ihren Gipfelpunkt in dem geheimen Mörderorden der Thugs hatten. Aber wenn auch diese grauenvolle Genossenschaft, die sechs Jahrhunderte hindurch unentdeckt in den zahlreichen Wäldern und Dschungeln Ostindiens reiche, reisende, eingeborene Kaufleute beraubte und erdrosselte, im Jahre 1835 von der englischen Regierung ans Licht gezogen und durch die Hinrichtung ihrer 1262 Mitglieder lebensunfähig gemacht ward, so ist doch noch keine Aussicht vorhanden, daß auch die Dakeutsbanden aufhören. Da jede derselben immer nur von einer engbegrenzten Zahl von Räubern gebildet wird und, einzeln stehend, bei ihrem Falle die übrigen unberührt läßt, so kann ihre Ausrottung nicht, wie die der Thugs, durch ein großes Entlarvungswerk geschehen, sondern bedingt eine endlose Reihe langwieriger Polizeiverfolgungen.

Mit der geweihten Axt in der Hand trat Azrael aus der Grotte hinaus; seine Genossen folgten ihm. Unter einem Baume hielt der Zug still.

„Verteilt euch und holt Blumen und Blätter, damit wir unsern Altar schmücken!“ rief Azrael, auf einen Steinhaufen deutend, der am Stamm des Baumes aufgeschichtet lag. —

Einige der Räuber fingen alsbald an, Laub und Blüten abzuschneiden und auf dem Altar eine kranzartige Unterlage für die Axt herzurichten. Diejenigen der Dakeuts, welche von Geburt Brahmanen waren, untersuchten eine Grube, welche vor den Steinen eingegraben war.

„Ist sie noch tief genug? fragte Azrael, zwei Fackelträger veranlassend, näher heranzutreten. „Vergeßt nicht, daß Kali streng auf die Erfüllung aller Satzungen erpicht ist. Führen wir die Opferregeln nicht mit peinlicher Genauigkeit aus, — so wird ihr die Speise, die wir ihr bieten, nicht behagen, und dann versagt sie uns ihren Beistand.“

„Gewiß, Herr; wir müssen doppelt aufmerksam in der Befolgung aller Vorschriften sein,“ antwortete der eine der Brahmanen. „Das Gesetz ist gegen uns, und das Volk haßt uns Räuber; um so dringender bedürfen wir der Hilfe unsrer heiligen Gönnerin.“

„Soll ich die Opferbutter in die Grube thun?“ forschte eifrig der zweite Brahmane. „Sie ist gut geklärt.“

„Ja, und dann schichtet geweihtes Sandelholz darüber und pflanzt eure Speere um das Holz, damit keine hungrigen Dämonen sich ihm nahen und die Göttin ihres Mahles berauben,“ ermahnte Azrael.

„Es ist alles bereit,“ erklärte der erste Brahmane nunmehr.

Die Räuber bildeten einen Kreis. Azrael kniete an dem Rande des Opferherdes nieder und sprach: „Erde, du bist die Mutter und die Stütze aller Menschen. Gütigen Herzens vergiebst du denen, die dir Leid bereiten. Verzeihe auch uns, daß wir dir Qualen durch das Feuer zufügen, das wir in dir entfachen. Erlaube, daß wir der Feindin alles Lebens ein Opfer spenden.“

Munoher, der Hüter der geweihten Axt, holte aus der Höhle einen Hahn herbei, der dort in einem Korbe gefangen gehalten war.

Azrael erhob sich, nahm ihn in Empfang, bestreute ihn mit Sandelstaub und anderem wohlriechenden Pulver und besprengte ihn mit Wasser.

„Hahn, du bist das wachsamste aller Geschöpfe, wir opfern dich, um uns den Beistand der heiligen Kali, der Nimmersatten, der Göttin mit den schrecklichen Zähnen, zu verschaffen. Vergieb uns, daß wir dir das Leben rauben, und verhilf uns zu Reichtum und Macht.“ Azrael sprach diese Worte laut und langsam; dann zog er ein Messer aus seinem Gurt, das er nur zu solchen Zwecken gebrauchte. Mit einem geschickten Hiebe spaltete er dem Tier den Kopf und ließ das Blut in die Grube tröpfeln. Er zerschnitt das Fleisch, bestrich die einzelnen Teile reichlich mit Milch, Butter und Honig und that sie in den Opferherd.

Lustig prasselte das Feuer; die Flammen loderten hoch auf und verzehrten die Nahrung. Azrael sah eine Minute gedankenvoll auf die Glut; dann hob er beide Hände hoch empor und rief in die Luft hinaus: „Eile herbei, du gewaltigste aller Göttinnen; komme zu uns, du starke Beherrscherin des Weltalls! Siehe, wir

bringen dir Fleisch mit Blut gemischt; denn wir wissen, daß dein Hunger unersättlich ist. Heute spenden wir dir das reine Fleisch eines Hahnes, das macht dein Herz fröhlich für eine Stunde. In der ersten Nacht des kommenden Neumondes aber opfern wir dir zwei reine Menschen, die allzeit deine Satzungen erfüllten und keine der uns vorgeschriebenen Waschungen unterließen; dann wirst du lächeln Woche um Woche. Trink und iß und hilf uns auf unsrem Beutezuge."

„Hilf uns Kali, mächtige Kali!" schallte es von aller Lippen.

Das laute Stimmengeschwirr schreckte einen Geier, der auf einem hohen Baumstumpfe hockte, jählings aus seiner Ruhe. Schlaftrunken flatterte der mächtige Vogel mit schwerem Flügelschlage quer über die Dakeutbande dahin und ließ sich auf einem Felsen jenseits des Wasserfalles nieder. Die kleineren Schwingenträger ringsumher fuhren aus ihrem Schlummer auf. Die plötzliche Erscheinung des gefiederten Räubers beunruhigte sie auf das höchste. Angstvoll kreischend suchten sie hierhin und dorthin huschend einen dichteren Versteck zu gewinnen.

„Kali hat geantwortet und zwar deutlicher als je!" nahm Azrael wieder das Wort, indem er auf den Geier deutete. „Sie sendet uns ihren Vogel und ruft uns zu: raubt, wie er es thut; ich helfe euch!"

„Preis dir, Kali, Preis dir, Beschützerin der Dakeuts!" jubelten die Räuber.

Viertes Kapitel.

Ein hindustanisches Goldschmiedehaus.

Die zwei Dakeuts, welche Ram Daß begleiteten, erwiesen sich als eifrige Spione. Unter dem Vorwande, Bestellungen für einen Priester von Benares machen zu wollen, besuchten sie zu wiederholten Malen Huri Daß. Sie überzeugtrn sich von der Richtigkeit der Aussage ihres Bundesgenossen. Sein Haus und das seiner Verwandten waren durch ihre Bauart vor jedem Einbruche gesichert; beide besaßen, an einander grenzend und zusammen ein längliches Dreieck bildend, — nach außen hin keine Fenster und je eine stark mit Eisen beschlagene Haustür aus ungemein dickem Holz. Die Wohnräume und Schlafkammern sowie die Veranda, welche sich in jedem der beiden Gebäude befanden, erhielten ihr Licht durch einen großen gemeinsamen Binnenhof. Zwar zeigte eine Mauer, die diesen Platz durchquerte, die Grenzen der betreffenden Grundstücke an; allein die kleine Pforte dieser Scheidewand war nur schwach verriegelt, während die zur Straße führenden Thüren der beiden Häuser von ihren Besitzern allabendlich durch Eisenstangen verrammelt wurden.

Ram Daß zeigte seinen Gästen das alles. Er entwarf ihnen einen Plan vom Hause seines Onkels und teilte ihnen mit, wo der Betsaal sich befand. „Zur Rechten des Altars," sagte er, „hat Huri Daß unter dem Fußboden seine reichen Ersparnisse vergraben."

Als Azrael in seiner Priestertracht in der nahen Stadt Schah Gunje Abschnitte aus den Veden vorlas, hatte er ein langes Gespräch mit Ram Daß.

„Unmittelbar nach dem Anbruche der Dunkelheit lasse ich euch in mein Haus!" versicherte dieser. „Ihr verbergt euch daselbst bis zur letzten Stunde vor Mitternacht und schleicht euch dann in den Nachbarhof. Das Übrige ergiebt sich von selbst. Keine Seele erfährt etwas davon, nicht einmal meine Frau.

* * *

Etwa sechs Stunden vor dem geplanten Raube befanden sich Huri Daß und sein Sohn Moro in ihrer Werkstatt. Sie hatten ihre Arbeiter nachhause geschickt und betrachteten in freudiger Stimmung einige soeben beendete Tempelgeräte, welche die Priesterschaft des indischen Wallfahrtsortes Gowindpur bei ihnen bestellt hatte. Es waren zwei hohe, schöne Lampen und eine Weihwasserschale. „Du bist ein echter Künstler," sagte der ältere Mann mit väterlichem Stolze zu dem jüngeren. „Der Schüler übertrifft den Meister. Ich gestehe es offen und freudig. Rufe Sita herbei, damit sie sich deines Werkes freue."

Moro holte seine junge Gattin, und Huri rief derselben zu: „Tritt näher, Kind! Sieh, diese Arbeiten hat dein Mann vollbracht. Sahst du je etwas Schöneres?"

Sita weidete ihr Auge an den Kunstschätzen; dann schaute sie mit strahlendem Lächeln zu Moro empor. „Sie verdienen es, im Heiligtume des Siva-Tempels zu stehen," sagte sie bewegt. „Doch wer schafft sie hin? Die Reise nach Gowindpur ist weit."

„Ich thue es selbst, liebe Frau," antwortete Moro, der nach der abergläubischen Sitte seines Volkes niemals Sita bei ihrem Eigennamen anredete, während sie hinwider es sorgsam vermied, das Wort „Moro" auszusprechen, Es ist dies ein Brauch, der bei mehreren asiatischen Völkern gefunden wird, „Vater und ich haben soeben beschlossen," fuhr er fort, „daß ich mit unserem Diener schon in der nächsten Stunde aufbreche. Wir werden die Sachen sofort einpacken."

„Doch ist dieses Unternehmen ein tiefes Geheimnis, Töchterchen; du darfst es weder unsern Mägden noch irgend einer Freundin vertrauen," erklärte Huri Daß. „Wer sich mit so kostbaren Gegenständen auf eine Reise begiebt, der thut wohl, seine Absicht keinem Menschen zu erzählen. Je stiller er von dannen zieht, um so sicherer ist er vor Nachschleichern und Wegelagerern."

„Könnte nicht ein Anderer die Tempelgeräte nach Gowindpur bringen?" fragte Sita, unruhig in ihrem Gemüte die Gefahren eines solchen Rittes erwägend. „Ich habe gehört, daß auf der Straße zu jener Stadt letzthin mancher Raubanfall vorgekommen ist. Ein Kaufmann aus Schah-Gunje soll vor kurzem nur durch die aufmerksame Beobachtung seines Sohnes mit dem Leben davongekommen sein. Er reiste nach Benares und führte kostbare Waren mit sich. Sein zehnjähriger Sohn begleitete ihn. Unterwegs gesellten sich zwei Pilger zu ihm, liebenswürdige Leute. Er freute sich der angenehmen Gefährten und gab ihnen auf dem nächsten Rastplatze von seiner Mahlzeit freigebig ab, was er entbehren konnte. Sie verzehrten den Reis; sein Brot aber berührten sie nicht; sie mutmaßten, daß es gesalzen sei. Der Kleine bemerkte das und flüsterte es seinem Vater zu.

Dieser ward mißtrauisch; er gedachte der Erfahrung, daß diejenigen, die sich scheuen unser Salz zu genießen, feindliche Absichen gegen uns hegen. Er nahm sich vor, auf seiner Hut zu sein. Gelangten sie in eine Herberge, so ließ er sich eine besondere Schlafstätte anweisen. Aber eines Abends konnte er eine solche nicht erhalten. Er mußte in dem nämlichen Raume übernachten, in welchem seine verdächtigen Gefährten sich lagerten. Er schloß seine Augen nur zum Scheine. Sehr bald gewahrte er, daß einer der beiden Männer, als alles im Hause schlief, sich erhob und mit einem Dolch in der Hand sich ihm näherte. Den Atem anhaltend, erwartete er in äußerster Spannung den meuchelmörderischen Feind. Kaum hatte derselbe seinen Ruheplatz erreicht, so sprang er empor und packte ihn mit beiden Händen so fest, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Dabei schrie er aus Leibeskräften um Hilfe. Die Wirtsleute eilten herbei, und der Bösewicht wurde festgenommen."

„Es ist dies eine lehrreiche Geschichte," sagte Moro, der inzwischen eifrig beschäftigt gewesen war, die für den Sivatempel bestimmten Gegenstände einzupacken. — „Allein um mich brauchst du dich nicht zu sorgen. Unser Diener und ich sind starke Männer und außerdem schließen wir uns in einer der nächsten Wirtschaften einer durch Soldaten begleiteten Karawane von etwa fünfzig Leuten an, welche zum Nau-Ratrifest nach Gowindpur zu wallfahrten beabsichtigten. Ich reite von hier gerades Weges nach Schah Gunje, übernachte in den gefährlichen Stunden bei deinem Vater und ziehe erst nach dem Aufgang der Sonne weiter. Um etwa elf Uhr morgens erreichen wir die betreffende Pilgerschar und sind dann vollends geborgen. Du siehst also, Frau, daß deine Sorgen überflüssig sind."

Sita erhob keinen Einwand mehr; sie fühlte sich aber dennoch bedrückt. So sind wir kurzsichtigen Menschen; bei dem Versuch in die Zukunft zu blicken, wandern unsere Befürchtungen meistens nach einer falschen Richtung! Während wir gen Süden gewendet, mit ängstlichen Augen nach einer Wolke spähen, die uns vielleicht unheildrohend von jener Himmelsrichtung aufsteigen könnte, — ballen sich in Norden, dicht hinter uns, Gewittermassen dunkelster Art zusammen, die wir erst dann bemerken, wenn sie sich unmittelbar über unserem Hause entladen.

Moro war jetzt reisefertig; doch legte er den inhaltsschweren Sack nicht eher auf die Ponies, als bis die Dunkelheit der Nacht, die in jener Gegend Indiens dem Tage weit rascher folgt als bei uns, das überaus kurze Zwielicht verdrängt hatte. Sita stand auf der Hausthürschwelle. Sie trug ihren Knaben, den kleinen Ishuri, nach hindustanischer Sitte nicht auf dem Arm, sondern auf der linken Hüfte.

Er zog sie in den Gang des Hauses hinein, auf dessen Flur eine Lampe gestellt war. Aufmerksam schaute er umher, ob auch keine Dienerin in der Nähe sei; — dann küßte er sie auf die Stirn und auf die Augen. Ein Hindu liebkost seine Frau niemals und unter keiner Bedingung in Gegenwart eines anderen Menschen, und sei dieser auch sein eigener Vater.

Sita aber setzte ihr Kind auf die Erde und strich mit den Fingerspitzen beider Hände langsam und sanft über das Gesicht des Gatten, wie wenn sie ihn

zu magnetisieren gedenke. „So nehme ich alles Unglück und alle Gefahren, die dich bedrohen, auf mich!" murmelte sie leise. Es war dies eine Beschwörungsformel, auf welche ihr kindliches Gemüt großen Wert legte. „Du hast doch das Amulet deiner seligen Mutter dir fest auf die Brust gelegt?" forschte sie.

„Ja, gewiß und nun lebwohl, — und sei heitern Sinnes, du Mutter meines Sohnes," antwortete er ihr. „Ich bin sicher, in Gowindpur neue Aufträge zu erhalten; denn die Arbeiten, die ich der Priesterschaft bringe, werden den Ruf unserer Werkstatt mehren."

Sorglos ritt er von dannen; sorgenschwer blickte sie ihm nach.

* * *

Der gute, alte Goldschmied Huri Daß sah auf einen arbeitsvollen, aber lohnenden Tag zurück; er hatte viel verkauft, und mehrere gewinnversprechende Bestellungen waren eingelaufen. Jetzt besaß er ein Anrecht auf einen Feierabend. Er nahm seine Brille ab, schob sie in die Falten seines Turbans und begab sich wohlgemut zu einem Flusse, der dicht an seinem Grundstücke vorüberrauschte. Die hindustanische Religion verbietetet ihren Anhängern eine Mahlzeit einzunehmen, ohne sich in einem fließenden Wasser oder an einem Brunnen vom Kopf bis zu den Füßen gereinigt zu haben. Nach dem Bade ließ Huri Daß sich von Sita die Abendmahlzeit reichen.

Die Hindus haben beim Essen seltsame Gebräuche zu beobachten. Der Goldschmied besaß, wie alle seine einer reinen Rasse angehörenden Landsleute in seinem Hause, obgleich dasselbe sehr groß war, nur eine einzige Stelle, auf der ihm seine Religion erlaubte, eine auf dem Feuer zubereitete Speise zu sich zu nehmen. Diese Speiseplätze heißen Chauka, befinden sich in der Küche unfern des Herdes, werden täglich gescheuert und gelten für die heiligste Stätte der ganzen Wohnung. —

Huri Daß betrat seine Chauka nicht in voller Kleidung. Er nahm das seine Brust bedeckende Gewand und seinen Turban ab; seine Schuhe hatte er bereits beim Wiederbetreten des Hauses ausgezogen. Dann hockte er sich mit emporgezogenen Knien, die linke, für unrein geltende Hand weit vom Körper abstreckend, auf den Fußboden nieder und aß mit der rechten Hand den Reis und die übrigen Dinge, welche Sita ihm, am Herde sitzend, von dort aus in kleinen Portionen zuerteilte.

Die Bereitung des Mahles gilt in Indien für ein ehrenvolles Hausfrauenamt. Kein Hindu darf ein Gericht anrühren, welches eine ihm an Rang untergeordnete Frau bereitet hat. Die Radschahs oder Fürsten essen nur, was eine Fürstin kochte. Sita aß nicht gleichzeitig mit ihrem Schwiegervater. Sie bediente ihn, und als er die Chauka verlassen hatte, nahm sie seinen Platz ein und ließ sich von einer ihrer beiden Mägde ihr Essen geben.

Der Tag war schwül gewesen, und Huri Daß freute sich des kühlen Abendwindes. Er saß in der geräumigen Veranda auf einem Kissen und rauchte, als Sita zu ihm trat und ihm ihr Kind brachte.

„Ich will unseren Liebling in Schlaf singen,“ sagte sie, den Knaben auf die Erde setzend, „doch würde er sicherlich schlecht schlafen, hätte er nicht zuvor seinem Großvater eine gute Nacht gewünscht.“

Der kleine Isshuri, ein derbes, pausbäckiges Kind, kläräugig, dunkelhaarig, besann sich keinen Augenblick auf das, was ihm zu thun oblag. Er schob sich, ohne seine sitzende Stellung aufzugeben, mit hocherhobenen Armen pfeilschnell rutschend, der Stätte zu, auf welcher der Patriarch der Ruhe pflegte.

„Sein Herz treibt ihn zu dir!“ erklärte Sita erfreut.

„Nein, sein Magen!“ lachte Huri Daß; „er weiß, was ich hier für ihn habe.“ Er nahm aus seinem Turban ein Stückchen Zuckerwerk und hielt es seinem Enkel hin. Dieser kreischte laut auf vor Entzücken und verdoppelte seine Anstrengungen. Jetzt erreichte er sein Ziel; er bemühte sich eifrig, sich am Arm seines Großvaters aufzurichten und diesem die Näscherei aus der Hand zu nehmen. Zweimal mißlang es ihm; er fiel zur Erde zurück und kreischte vergnügt. Der dritte Versuch war um so erfolgreicher. Mit einem Jubelruf erfaßte das Kind die süße Beute und steckte sie in den Mund.“

„Was man mit eigener Kraft sich erwirbt, mundet am besten!“ bemerkte Huri Daß. „Nicht wahr, mein Augapfel, das erfährst du in diesem Augenblicke?“ Mit zärtlichem Ausdruck betrachtete er den Jungen. „Wohl mir!“ sagte er bewegt, daß ich einen so prächtigen Enkel besitze, einen Enkel, der den guten Ruf und das Ansehen unseres Geschlechtes bewahren wird, wenn ich längst entschlafen bin und auch dein Gatte alt und schwach seine Werkzeuge aus der Hand legt. Ich bin ein glücklicher Mann, Sita.“ Er hielt inne in der Kundgebung der Zufriedenheit mit seinem Lose, denn er dachte an den Neid der Götter und Dämonen, die jeden Menschen strafen, der sich überhebt. Um ihren Zorn von sich abzuwenden, streckte er die rechte Hand, wie abwehrend, weit von sich und sprach laut: „Unberufen ihr überirdischen Mächte im Himmel, unberufen ihr überirdischen Mächte im Wasser und unberufen ihr Geister, die ihr uns umgebt und mit uns die nämliche Luft atmet!“

Fünftes Kapitel.

Der Einbruch.

Still war es im Hause des Goldschmieds, die Nacht hatte ihre dunklen Schwingen über dasselbe gebreitet. Die schweigsame Ablöserin des Tages gilt für die Freundin aller Menschen. Und doch — wie manchem naht sie sich feindlich! Dem Gesundermüdeten, dem, dessen Seele ruhig genug ist, der Macht des Schlafes zu erlauben, die Werkstatt seines Denkens und Empfindens mit all' ihren mehr oder minder emsigen Betriebskräften für ein Weilchen zu schließen, naht sie sich mit Balsam in den Händen. Erregte, sorgenbelastete Gemüter dagegen foltert sie durch eine erbarmungslose Steigerung ihrer Befürchtungen.

Sita sehnte sich nach Schlaf: er ward ihr nicht zuteil. Die Angst, daß ihrem Gatten auf seinem nächtlichen Ritt irgend ein Unglück zustoßen werde,

peinigte sie in übertriebenem Grade. Vergebens suchte sie Trost in der Erinnerung an die vielen Reisen, die er seit seiner Verheiratung glücklich bestanden hatte. Das indische Sprüchwort: „wohl dem Manne, der sich niemals auch nur eine Weile von seinem Hause zu entfernen braucht!" lag ihr wie eine warnende Mahnung im Sinn.

Lange stand sie sinnend an der Wiege ihres Kindes. — „Du kleine Lotusblume;" sagte sie zärtlich, „noch ruhst du ungefährdet auf dem See des Lebens. Wird das immer so sein? Werden niemals stürmische Wellen sich erheben und dich losreißen von dem Ankergrund deiner Wurzeln?"

Horch! Ein Geräusch traf ihr Ohr. War es ein ungewohntes? Nein; der Nachtwächter Nurput, ein pflichttreuer Mann, trabte durch die beiden Straßen des Dorfes und rüttelte an allen Pforten und Thüren, um zu prüfen, ob sie diebesfest seien.

Sita verließ ihre Kammer und ging durch das Haus. Sie fand die beiden Mägde auf ihrer Lagerstatt sorglos schlafend. Auch ihr Schwiegervater genoß mit tiefen Atemzügen die Wohlthaten eines stärkenden Schlummers. Der alte Mann hatte sich seinen Schlafteppich und seine Kissen in die Veranda legen lassen. Es war dort am kühlsten.

Sie schlich zurück zu ihrem Kinde und von hier aus ruhelos in den Betsaal. Auf dem blumengeschmückten Altar war das heilige Feuer ungewöhnlich stark niedergebrannt. Sie versorgte es mit Nahrung, rieb sich etwas Asche auf die Stirn, schwenkte ihre rechte Hand mit einigen Salzkörnern darin dreimal um den Kopf und warf das Salz ins Feuer.

„Vielleicht hat mich im Laufe des Tages ein böser Blick getroffen," grübelte sie. „Ist es der Fall, so giebt mir gewiß ein Gebet den Gleichmut meines Geistes zurück." Sie kniete vor dem Bette der Hauptschutzgöttin des Hauses nieder, die sie nach Volkssitte allabendlich, als hätte sie Fleisch und Blut, auf ein weiches, seidenes Lager legte. Die Hände erhebend, flehte sie leise um innere Ruhe.

Der Aberglaube, daß ein Blick aus dem Auge eines schlechten, mißgünstigen Menschen in das Herz eines andern dringen und in diesem die Keime des Frohsinns ebenso sicher zu vernichten vermöge, wie die versengenden Sonnenstrahlen die Gräser und Kräuter des Feldes, ist in Indien allüberall verbreitet.

„Wer mag es sein, der es mir angethan hat," überlegte Sita, als sie wieder aufstand. „Ich habe keine Feindschaft gegen die Menschen, und so viel ich weiß, hat niemand etwas wider mich, Ram Daß, der Vetter meines Gatten, zürnt unserm Hause zwar, weil sein Vater nicht so viel erbte als mein Schwiegervater. Aber er erstreckt seinen Groll schwerlich auf mich. Trage ich doch keine Schuld an jenem Zwist. Im Gegenteil, ich bestrebe mich, ihn beizulegen."

Die Hunde bellten laut in den verschiedenen Teilen des Dorfes. „Die armen Tiere, sie können auch nicht schlafen," fuhr sie in ihrem lautlosen Selbstgespräch fort.

Jetzt tönte ausnehmend leise, doch ihrem scharfen Ohre deutlich hörbar, ein langgezogener Pfiff durch die Luft. Sie lauschte mit vorgebeugtem Körper. Er

klang wie ein Signalzeichen, das am Eingang des Dorfes abgegeben wurde. Eine Minute später ward er ebenso leise und zwar von einer Stelle erwidert, die in der Nähe ihres Hauses sein mußte. Was bedeutet das? Sicherlich nichts Gutes.

„Es ist das Beste, ich wecke meinen Schwiegervater!" beschloß sie nach kurzem Sinnen. „Er ist gütig, er wird mir nicht zürnen, auch wenn es sich herausstellen sollte, daß ich seine Nachtruhe ohne zwingenden Grund unterbrach."

Sie betrat die Veranda. Eine Lampe warf aus einer Nische ihr mattes Licht quer über den Raum bis zu den breiten Aufgangsstufen des Vorbaues. Die winzig schmale Silbersichel des Mondes stand am Himmel. Ihr Schein traf, sich langsam von Ort zu Ort schiebend, das niedrige Gitter zwischen dem Grundstücke der beiden Familien. War es nicht, als regten sich eine Anzahl dunkler Gestalten in dem Hofe des Ram Daß? Sita rieb sich die Augen, um aus diesen das vermeintliche Trugbild zu verscheuchen. Aber nein, es war keine Täuschung. Den Nachbarhof erfüllten fremde Menschen. Einer von ihnen trennte sich von den andern und näherte sich der vom Mondstrahl beleuchteten Pforte. Er war vermummt und hatte eine Axt in der Hand. Ihre blanke Schneide glitzerte; mit voller Wucht geschwungen, sauste sie auf das Holzwerk hinab. Das schwache Getäfel zerkrachte, und alsbald drang die Menge der Einschleicher über die Trümmer hinweg in den Innenhof hinein.

Sita schaute wie gebannt diesem Treiben zu. Ein jäher Schreck lähmte ihr die Glieder. Sie wollte schreien und konnte es nicht. Aber nur für eine Sekunde stand sie unter diesem Zauber; sie nahm sich gewaltsam zusammen und stürzte an das Lager ihres Schwiegervaters.

„Wache auf! Uns droht Gefahr!" rief sie ihm zu! Sie neigte sich zu ihm hinab, rüttelte ihn am Arm und fuhr mit der flachen Hand über sein Gesicht, um die Macht des Schlummers zu brechen. Als das nicht half, kniete sie nieder und schob ihren Arm unter seinen Rücken, um ihn aufzurichten. Sie that es nicht sanft, nicht behutsam, — sondern mit heftiger Bewegung, — von Todesangst ergriffen. Ihr Herz klopfte laut.

Der Alte ermunterte sich und schaute umher. — Es währte nur eine verschwindend kurze Zeit, bis er die Sachlage klar erfaßt hatte. — „Räuber", flüsterte ihm Sita bebend zu.

Er sprang in die Höhe und spähte nach einer Verteidigungswaffe; — er erblickte keine. In bebender Angst riß er mit gewaltsamer Kraftanstrengung einen der Vorhänge herab, welche sich zwischen den Seitenpfeilern der Veranda befanden. Er gedachte den Eisenstab loszuzerren, an dem der schwere Zeugstoff befestigt war. Seine fieberhaft zitternden Hände erwiesen sich jedoch als zu schwach, um dies auszuführen. Die Dakents stürmten die Stufen herauf, und er behielt nur noch Zeit genug, um ihnen den Vorhang entgegen zu schleudern und sich mit dem Ruf: „Sita, rette das Kind!" in das Haus zu flüchten.

Doch wohin sollten sich die Bedrängten wenden? Das Gebäude glich einer Sackgasse: nirgend bot sich ihnen ein Fenster, aus dem sie nach der Straße

hätten entkommen können. Die Hausthür war infolge ihrer großen Querbalken schwer zu öffnen, und die Veranda war von Feinden besetzt.

Unglücklicherweise suchten sie in jenem Raum des Hauses Schutz, in welchem ihr Leben am meisten bedroht war. Sie eilten in die Nähe des Hausgottes in den Betsaal, und gerade dieser war es ja, in dem die Räuber das unter dem Fußboden verborgene Vermögen der Familie auszugraben gedachten.

Sita erreichte das Gemach zuerst. Sie hatte ihr Kind, um es im Augenblick der höchsten Gefahr in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben, aus der Wiege gerissen und kauerte sich, dasselbe fest an die Brust pressend, dicht hinter dem Altare nieder, während Huri Daß schon auf der Schwelle von den nachstürmenden Verfolgern eingeholt und schwer verwundet ward. Als der erste Speerstich ihm in den Rücken drang, stieß er einen durchdringenden Schrei aus und stürzte der Länge nach hin.

Sita liebte den alten Mann mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Einem unbezwinglichen Antriebe ihres warmen Herzens folgend, erhob sie sich aus ihrem Verstecke und eilte zu dem Lautröchelnden. Sie kniete neben ihm nieder, und mit der einen Hand ihr Kleid festhaltend, mit der andern ihren weißen Sari, ihr schleierartiges Kopftuch, über den teuren Greis ausbreitend, hob sie ihr schönes Antlitz zu dem ihr zunächst stehenden Räuber, einem großen, breitschultrigen Manne, auf und flehte ihn an: „O du, der du ihr Anführer zu sein scheinst, gedenke deines eigenen Vaters und schone sein graues Haupt. Nimm alles, was du hier im Hause findest, aber übe Barmherzigkeit an ihm und ich will dich segnen mein Lebenlang!“

Der Dakeut stutzte; er trat einige Schritte zurück und schaute betroffen auf die liebliche Gestalt der jungen Frau, welche ihn mit so heißer Inbrunst um die Schonung eines Lebens anflehte, das sich ohnehin bereits seinem Ende zuneigte, und um die Sorge für dasselbe die Gefahr vergaß, in der ihr eigenes jugendliches Dasein schwebte. Empfand er etwas wie Mitleid? Wer vermöchte das zu sagen? Das Gesicht des Räubers war gleich dem seiner Gefährten so völlig verhüllt, daß Sita nur seine Augen sah, und diese funkelten wild und unfreundlich. Die Männer hinter ihm brachen in ein schallendes Hohngelächter aus. „Nieder mit dem Weibe und ihrem Kinde! Wo ist ihr Mann, wo steckt Moro Daß, der Feigling?“ brüllte der Chor wild durcheinander.

Einige Speere sausten durch die Luft über Sita dahin, die sich tief in sich zusammenzog. Einer der Dakeuts, eine schlanke knabenhafte Gestalt, sprang mit ausgebreiteten Armen zwischen sie und seine Genossen. „Rührt sie nicht an!“ rief er, und seine Stimme bebte in Entrüstung. „Es ist eine Roheit, dieser armen Frau etwas zuleide zu thun, und hat keinen Zweck.“

Seine Mahnung fand nicht den mindesten Beifall in der rohen Schar. „Muttersöhnchen! Weiberheld! alberner Narr!“ Eine Fülle solcher Schmähworte regneten auf den Verteidiger ein. Dieser ward unsanft bei Seite geschoben, und die wilden Jäger stürmten über und neben Sita in den Saal. Dabei erhielt sie mehrere Stiche, von denen zwei nur ihr Kleid streiften, —

einer jedoch ihr in die Seite fuhr. Es war ihr, als quelle etwas Warmes, Feuchtes aus der Wunde hervor und benetze ihr das Kleid; einen eigentlichen Schmerz verspürte sie nicht. Die Todesangst, welche sie um ihr Kind, ihren Schwiegervater und um sich selbst empfand, war so heftig, so allbeherrschend, daß sie jedes andere Fühlen und Denken völlig verdrängte. Sie trieb ihr das Blut mit Fieberhitze und Fieberschnelligkeit durch die Adern; laut pochte und hämmerte dieses ihr im Herzen, in den Schläfen und in den Pulsen der Füße und Handgelenke. Mit Donnergetöse brauste es ihr an den Ohren vorüber, so daß sie nicht einmal mehr das Stimmengeschrei der nach dem Schatze im Betsaal forschenden Dakeuts und das Hämmern ihrer Axt vernahm.

Es war nicht Klugheit, nicht Ueberlegung, wenn sie jetzt still ausgestreckt dalag wie eine Tote. Die Furcht lähmte ihr die Glieder und raubte ihr die Fähigkeit, auch nur einen Laut auszustoßen, und so zuckte sie kaum, als einer der Räuber im Vorübereilen sich zu ihr niederbog und ihr mit frecher Hand die beiden Goldspangen abriß, die nach Landessitte die zartknochigen Gelenke ihrer schmalen, nackten Füße umgaben. Sie besaß nur noch soviel Besinnung, um ihr Kind mit dem Oberkörper zu schützen und mit der Hand das leise aus seinem Munde hervordringende Wimmern zu dämpfen.

Sechstes Kapitel.

Die Flucht.

Nur während einer verschwindend kurzen Zeit fühlte sich Sita durch die Erregung ihres Blutes betäubt. Sehr bald fing dieses an, seinen Lauf zu mäßigen. So beklommen ihr auch noch das Herz schlug, so besaß sie doch wieder die Fähigkeit, mit Auge und Ohr die Vorgänge im Zimmer wahrzunehmen.

Die Dakeuts hatten den in drei Kisten verwahrten Schatz gefunden. Die erste derselben, ein kleines, leichtes Ding, war von ihnen aus dem Versteck gehoben und geöffnet worden. Sie leerten den wertvollen Inhalt dieses Behälters in kleine, bequem tragbare Säcke und beeilten sich, die zweite, sehr schwere Truhe aus der Erde zu graben. Es war ein mühsames Werk, das ihnen manchen zornigen Fluch entlockte.

Einige der Räuber wurden ausgeschickt, Moro Daß im ganzen Hause zu suchen. Sie kehrten mit der Bemerkung zurück, daß sie statt seiner nur zwei Mägde gefunden und diese in eine fensterlose Kammer eingesperrt hätten, damit ihr Geschrei nicht gehört werde. Dieser Bericht verursachte laute Heiterkeit. „Er hat sich in Mägdekleider gehüllt, um uns zu entgehen,“ scherzte der dickste Dakeut.

„Das muß untersucht werden, ja das muß untersucht werden!“ rief ein Teil der Übrigen.

„Still, seid fleißig!“ herrschte der breitschultrige Mann, vor dem Sita vergebens gekniet hatte. Die Dakeuts verstummten. Es ward so still im Saal, daß Sita das Knarren des unter die schwere Truhe gestemmten Hebels vernahm.

„So, nun noch einen kräftigen Druck!" befahl der Breitschultrige, als ein Dakeut hereinstürmte, der offenbar im Hofe Wacht gehalten hatte. —

„Hauptmann, im Dorfe wird es lebendig. Ich hörte von verschiedenen Seiten her rufen und schreien," meldete er hastig in besorgtem Tone.

Zähneknirschend fuhr der Angeredete von seiner Arbeit auf, packte den Unglücksboten an der Gurgel und rüttelte ihn heftig.

„Du Schurke," donnerte er. „Du hast nicht acht gegeben. Moro Daß ist an deiner Nase vorbei auf die Straße gerannt und holt uns seinen ganzen Anhang auf den Hals. Warte nur, diese Unachtsamkeit tränke ich dir ein. Aber auch Moro, der Feigling, soll meine Rache fühlen. Ich steche ihn nieder, wo und wann ich ihn finde."

Der Lärm im Orte hallte jetzt vernehmbar in den Saal hinein. Ein Schuß knallte. Es unterlag keinem Zweifel: der Einbruch war ruchbar geworden. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Räuber. Sie ließen die große Kiste, deren Ausgrabung ihnen so viel Mühe verursacht hatte, ungeöffnet stehen, nahmen die bereits gefüllten Säcke unter den Arm, löschten Fackeln und Laternen aus und stoben von dannen wie Spreu, in die der Wind fährt.

„Wenn sie mein Kind nur nicht zertreten. Gütige Bhowani, beschütze es!" betete Sita inbrünstig, indem sie mit Hand und Brust den zarten Körper des Lieblings vor den Füßen des fliehenden Trosses schirmte. Der Tumult des Aufbruchs verstummte, und an der Stelle des qualmenden Fackellichtes beherrschte jetzt nur noch das unentwegt brennende, heilige Altarfeuer die nächtliche Dunkelheit des Raumes.

Sita lauschte mit verhaltenem Atem. Waren sie wirklich fort, die Entsetzlichen? Durfte sie sich und ihr Kind als gerettet betrachten? Sie wagte es nicht, an ein solches Glück zu glauben. Vielleicht kehrten die Dakeuts zurück. War es nicht möglich, daß sie draußen keine Feinde, sondern Freunde fanden? Wer sollte es auch sein? Die beiden Nachtwächter waren alte, furchtsame Leute, und Polizisten gab es in Gogulpur nicht.

In dieser Erwägung blieb sie regungslos liegen. Als aber nach einigen Minuten die Stille des Hauses ungestört blieb, faßte sie sich ein Herz und flüsterte:

„Vater, lieber Vater, wie geht es dir?"

Er schwieg. Vorsichtig schob sie sich ihm näher und streckte die rechte Hand nach ihm aus. Sie berührte seinen Arm und flehte leise: „Ich bitte dich um alles, gieb mir ein Zeichen deines Lebens." Er wandte ihr das Gesicht nicht zu; starr und steif lag er da. Eine düstere Ahnung stieg in ihre Seele und ließ sie alle Vorsicht vergessen. Sie richtete den Oberkörper halb auf und spähte, mit gespannter Angst forschend, zu dem stummen Manne hinüber. Sein bleiches, blutüberströmtes Antlitz gab eine erschütternde Antwort.

„O heilige Mutter, stärke mich!" stöhnte sie und sank in ihre frühere Lage zurück. Die Erkenntnis, daß ihr Schwiegervater nicht mehr dem Leben angehörte, überwältigte sie in so hohem Maße, daß sie für einige Sekunden nicht an ihr

Kind dachte. Dann aber ergriff sie die Furcht, daß auch seine Seele entflohen sei. Es war so still! Blitzschnell setzte sie sich auf und preßte sein Gesichtchen an ihre Wange. Seine Augen waren geschlossen; doch der leise, warme Hauch, der aus den zierlichen Lippen drang, gab ihrem ängstlich horchenden Mutterherzen die sichere Gewähr, daß die tiefe Ruhe seiner kleinen Gestalt nicht von dem furchtbaren Yama, dem Gotte des Todes, verursacht war.

Der Knabe war inmitten der Schrecknisse behaglich eingeschlafen, einem Vögelchen gleich, das, von der Mutter Schwingen bedeckt, noch nichts von Gefahren weiß und einschlummert, während seine Beschützerin im Angesicht einer zu ihrem Nest sich aufschlängelnden Cobra an jeder Fiber ihres Körpers zittert.

Auf der Schwelle des Saales erschien eine Frau mit einer Lampe in der Hand. Sita erkannte sie; es war Seventi, Rams Gattin.

Diese stieß beim Anblick der Leiche einen durchdringenden Schrei aus und stürzte wieder fort, kehrte aber gleich darauf mit ihrem Gatten zurück.

„Bei allen Göttern! Was ist hier vorgefallen, Frau Sita?“ rief er, dicht an sie herantretend und sich zu ihr niederbeugend, während seine Frau im Thürrahmen stehen blieb und eine Wehklage anhub, 'als sei ihr eigener Vater gestorben. „Ist mein Onkel tot?“ forschte er hastig weiter, noch ehe sie seine Frage beantwortet hatte, „und wo, — wo ist Moro und was ist aus seinem Kinde geworden?“

Seine Augen funkelten; sie hatten einen Ausdruck, welcher der fieberhaft erregten Sita das nämliche Grauen wie der jener Räuber einflößte. Sein Ton war weder der Ton verwandtschaftlicher Teilnahme noch der eines allgemeinen Mitleids mit ihrer traurigen Lage. Er that seine Fragen nicht ihret-, sondern seinetwillen. Dunkel fühlte sie seine Beweggründe heraus; einen klaren Gedanken zu fassen, war sie jetzt nicht imstande.

„Moro ist verreist. Rührt mich nicht an, ich will allein aufstehen,“ entgegnete sie ihm, seine ihr zur Stütze sich darbietende Hand heftig von sich stoßend.

„Ihr könnt es nicht, Frau Sita; Ihr seht aus wie der Tod. Ihr seid sicherlich verwundet. Erlaubt mir wenigstens, daß ich Euch das Kind abnehme.“

„Um keinen Preis der Welt,“ erwiderte sie, den kleinen Schläfer so fest an sich pressend, als wolle er ihn ihr rauben. „Ruft meine Mägde. Die Räuber haben sie hinten im Hause eingeschlossen.“

Er schob, widerwillig sich ihrem Geheiß fügend, von dannen. Es war alles anders gegangen, als er erwartet hatte. Daß Moro auch gerade heute verreisen mußte!

Als er fort war, erhob sich Sita mit höchster Anspannung ihrer seelischen Kräfte, das Gefühl der Ohnmacht überwindend, das sich ihrer zu bemächtigen drohte.

Inzwischen hatte sich der Binnenhof mit Dorfbewohnern aller Art angefüllt, welche durch die von den fliehenden Räubern geöffnete und nicht wieder geschlossene Thür des Nachbargebäudes unter dem Schutze eines zufällig aus Schah Gunje mit zwei Untergebenen eingetroffenen Darogahs, Fackeln und Knütteln in den

Händen tragend, eingedrungen waren. Dem in englischem Solde stehenden eingeborenen Polizeiinspektor ward es nicht leicht, die neugierig erregte Menge, welche laut lärmend in das gefährdete Haus zu stürmen beabsichtigte, in dem Hofe fest zu halten.

Mehr als einmal hatte er mit erhobener, eindringlicher Stimme zu befehlen: „Daß mir kein Unbefugter die Verandastufen betritt; sobald ich eurer Hilfe bedarf, rufe ich euch,“ ehe er auf eine Befolgung seines Gebotes rechnen durfte.

Er gab seinen beiden Polizisten den Auftrag, für die Ausführung seines Geheißes zu sorgen, und ging dann schnellen Schrittes in das Haus. Die Lampe der Gattin des Ram Daß und der schwache Schein des Altarfeuers riefen ihn in den Betsaal.

Im gewöhnlichen Lauf der Dinge würde er dies Heiligtum der Wohnung nicht ohne die Vorbemerkung betreten haben, daß auch er jener reinen Kaste angehöre, von der die Goldschmiede eine geehrte Abteilung bildeten, und daß daher sein Fuß den geweihten Boden in keiner Weise beflecke. Bei dieser Gelegenheit aber bedurfte die Wohnstätte der Huri Daß'schen Hausgötter ohnehin einer Entsühnung und Reinigung durch heiligen Kuhdünger und geweihtes Wasser, durch vieler Brahmanen Gebete und Beschwörungen. Es war daher gleichgiltig, zu welcher Kaste die Eintretenden sich zählten.

Der Darogah schritt an der ihm ausweichenden und mit ihrem Gejammer scheu innehaltenden Seventi vorüber und wandte sich an Sita, die, von der einen Magd unterstützt, mitten im Saale stand, während die andere den kleinen, jetzt erwachten Ishuri auf der Hüfte hielt.

Sita war bleich. Aus Lippen und Wangen war ihr die Farbe gewichen, und aus ihren großen, braunen Augen sprach das Entsetzen, das ihre Seele in der Rückerinnerung an die soeben durchlebten Stunden durchzitterte. Ihr Blick glitt durch den Saal von einem Gegenstande zum anderen, als wolle sie sich durch die Betrachtung der aus ihrer Ordnung gerissenen Dinge die Bürgschaft geben lassen, daß der erlittene Einbruch kein Traum, sondern eine traurige Wirklichkeit war. Als ihr Auge den Toten erreichte, zuckten ihre Lippen in heftigem Schmerz.

„Hier ist kein guter Aufenthalt für Euch, Herrin!“ sagte der Darogah mit ehrerbietigem Tone. „Laßt Euch in Eure Kammer führen. Erst wenn Ihr Euch etwas erholt und gekräftigt habt, werdet Ihr besser als jetzt imstande sein, mir einen Bericht über das Geschehene abzulegen.“

„So ist es nicht meine Pflicht hier zu bleiben und darauf zu achten, daß alles gethan wird, was gethan werden muß?“ fragte sie, auf die Leiche und die Kisten deutend.

„Nein, nein, Frau Sita! ich nehme alles auf mich,“ rief Ram Daß diensteifrig. Sich zu dem Dagorah wendend, fügte er, sich vorstellend, hinzu: „Ich bin der Geldwechsler Ram Daß und ein Brudersohn des Toten und daher als nächster Verwandter verpflichtet und berechtigt, die einstweilen leere Stelle des Hausherrn einzunehmen.“

Sita richtete sich höher auf. Hilfesuchend streckte sie die Arme nach dem Polizeibeamten aus. „Duldet es nicht," bat sie mit dringendem Tone, „daß jener dort meinen Gatten vertritt, es würde nicht mit seinen Wünschen übereinstimmen. Schickt sofort einen Boten zu meinem Vater, dem Bankier Narendra in Schah Gunje; dieser ist der einzige, dem eine solche Befugnis eingeräumt werden kann."

„Das soll geschehen, Herrin, und zwar sofort. Ich kenne Euren Vater, denn ich bin in jener Stadt angestellt. Auch bin ich mit den Zuständen hier in Gogulpur genau genug bekannt, um zu wissen, daß diese beiden Häuser durch einen langdauernden Zwist getrennt sind. Ich sehe daher ein, daß der Vetter Eures Mannes nicht die geeignete Persönlichkeit zur Beaufsichtigung Eurer Wohnung ist, und gebe Euch die feierliche Versicherung, daß ich selbst bis zur Ankunft des Bankiers Narendra alle erforderlichen Anordnungen treffen werde. Es soll dabei nach jeder Richtung hin der Sitte unseres Volkes sowie dem englischen Gesetze Genüge geschehen. Ihr könnt ganz ruhig sein."

Sita warf ihm einen dankbaren Blick zu und verließ mit ihren Dienerinnen und ihrem Kinde den Betsaal.

Siebentes Kapitel.

Die Leichenschau.

Der Darogah begab sich an seine Arbeit. Mehrere der im Hofe befindlichen Dorfbewohner erklärten sich bereit, sofort nach Schah Gunje zu reiten, um den Bankier Narendra zu holen. Diejenigen Männer im Ort, welche auf das Amt der Leichenschau vereidigt waren, mußten unverzüglich ihre Sitzung im Betsaal halten. Die Versammlung setzte das Ergebnis ihrer Besichtigung in einem Schriftstücke nieder, das von dem Vorsitzenden im Namen seines Stabes unterzeichnet war und folgenden Wortlaut besaß:

„In der Nacht vom 14. bis 15. August in der dritten Wacht der Morgenfrühe wurden wir in unserer Eigenschaft als Einwohner und Leichenbeschauer des Dorfes Gogulpur von dem Darogah Ram Singh in das Haus unseres Landsmannes, des Steuereinziehers, Goldschmieds und Geldwechslers Huri Daß beordert, um die Todesart dieses Mannes festzustellen. Wir besichtigten den Körper des Verblichenen und fanden an demselben sechzehn, zum Teil tiefe Speerwunden, welche die Ursache seines Ablebens gewesen sind. Diese Wunden wurden ihm durch Einbrecher beigebracht, die in großer Zahl in sein Haus eindrangen und nach kurzem Aufenthalte entflohen.

Item. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Mord in räuberischer Absicht geschah, denn die Einbrecher haben einen Teil des Vermögens des Verblichenen mit sich fortgenommen. Der Wert des Raubes läßt sich noch nicht bestimmen, da der Sohn und Erbe des Ermordeten, der Goldschmied Moro Daß, zur Zeit abwesend ist. —

Item. Wer die Einbrecher sind, welche den Raubmord ausführten, vermögen wir nicht anzugeben. Doch ist es Thatsache, daß sie ihren Weg durch das Nachbarhaus nahmen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß der Besitzer desselben, der Geldwechsler Ram Daß, in irgend einer Beziehung zu ihnen steht, wenngleich er beteuert, daß dieser Durchgang ohne sein Vorwissen und gegen seinen Willen stattgefunden habe."

* * *

Inzwischen kam der Morgen heran, der in ganz Gogulpur keinen einzigen Schläfer antraf. Die Schreckenskunde des im Betsaal des Huri Daß verübten Raubmordes hatte auch den ruheliebendsten Einwohner aus seiner Ruhe gerüttelt. Und während da draußen in allen Veranden und Gehöften wie auf der Straße lebhaft redende Menschen gruppenweise sich zusammenfanden und ihre Mutmaßungen, ihr Bedauern und ihre Befürchtung, daß die Einbrecher ihre Besuche auch auf andere Familien ausstrecken könnten, in lebhaftester Weise einander mitteilten, badeten drinnen im Sterbehause sorgsame Hände den mit klaffenden Wunden bedeckten Körper des Verblichenen und hüllten ihn in ein weißes, wollenes Gewand. Den Stich an der Schläfe bedeckten sie durch einen Turban. Dann legten sie die Leiche auf eine mit Stroh und einem Leinentuch bedeckte, eiligst aus Bambusstäben geflochtene Bahre, drückten ihr einen aus Weizenmehlteig geformten Ball in die Hand und bedeckten sie mit einem kostbaren Swahl.

Der Darogah vernahm der Reihe nach Ram Daß, dessen Frau, die beiden Mägde und zuletzt Sita. Als er ihre Aussagen zu Protokoll gebracht hatte, setzte er einen Bericht an die Polizeibehörde der Provinz auf.

„Der Unterzeichnete", so hieß es in diesem Schriftstücke, „hatte in der Nacht vom 14. zum 15. August dieses Jahres den Auftrag erhalten, nach Ablauf des in Schah Gunje gehaltenen Bazares die Landstraßen der Umgegend im Interesse der heimreisenden Kaufleute zu beaufsichtigen. Als er in der Ausübung dieser Dienstpflicht das Dorf Gogulpur erreichte, traf er die Bewohner desselben in großer Aufregung. Die beiden Nachtwächter des Ortes hatten eine Anzahl vermummter Individuen in das Haus des Ram Daß schleichen und nicht wieder herauskommen sehen. Da sie diesen Einschleichern böse Absichten zutrauten und nicht Mut genug besaßen, ihnen allein entgegenzutreten, hatten sie einige ihnen befreundete Männer geweckt und sich mit diesen an die Thür des betreffenden Hauses aufgestellt. Das Zusammenrufen der Leute war nicht ohne Lärm vor sich gegangen; dieser mochte den Einschleichern die Mahnung gegeben haben, daß man ihnen auf der Spur sei. Mit einem plötzlichen Anprall waren sie in geschlossenem Haufen aus dem Hause gestürmt, hatten mit ihren Speeren die ihrer harrenden Dorfbewohner auseinandergedrängt und waren, nachdem sie zwei Leute nicht unerheblich verwundet hatten, in der Richtung des westlich von Gogulpur liegenden Dschungels entwichen.

Als der Unterzeichnete dies alles gehört hatte, begab er sich mit seinen beiden Polizeidienern in das Haus des Ram Daß. Er fand dieses in unversehrtem Zustande, da die Einschleicher es nur als Durchgang zum Nebenhause benutzt hatten. Der Unterzeichnete ging unverzüglich in jenes Nebenhaus. Dort hatten die Einschleicher eine große Verwüstung angerichtet. Sie hatten den Hausbesitzer, den Goldschmied Huri Daß, ermordet, dessen Schwiegertochter Sita leicht an der rechten Hüfte verwundet, einen Teil des Familieneigentums an sich genommen und waren dann entflohen. Der Wert der an Geld und Geschmeide geraubten Gegenstände wird sich erst nach der Rückkehr des zur Zeit abwesenden Sohnes, des Goldschmiedes Moro Daß, bestimmen lassen, da dieser allein wissen kann, wie groß das Vermögen seines Vaters war.

Ram Singh, Darogah des Bezirkes Surpur.

Inliegend die Schriftstücke, welche das Urteil der Leichenschau sowie der Aussagen der im Hause des Ermordeten befindlichen Personen enthalten."

* * *

Die aufgehende Sonne fand die flüchtige Dakeutbande auf ihrem Wege nach der Schlucht. Mißmutig betraten die Räuber ihre Vihara. Nachdem sie sich am Fuß des Wasserfalls das Blut von Händen und Kleidern und Waffen gewaschen hatten, traten sie zu einer Beratung zusammen.

„Sieben Jahre bin ich euer Hauptmann," begann Azrael mit finstrer Miene, „und kein einziges Mal habe ich einen solchen Mißerfolg erlebt. So sehr ich auch darüber nachdenke, — es drängt sich mir nur eine einzige Ursache der Thatsache auf, daß wir im Angesicht einer außerordentlich reichen Beute mit kleinem Gewinn die Flucht ergreifen mußten. Die leicht ergrimmte Göttin zürnt uns, weil wir ihr zwei Opfer versprachen und ihr nur eines brachten. Wir begingen einen großen Fehler, daß wir den Einbruch unternahmen, ohne zuvor zu erforschen, ob die beiden dem Tode geweihten Männer auch wirklich darinnen waren. Ferner sind wir auf und davon gegangen, ohne zu prüfen, ob das Kind, dessen Ableben wir unsrem Bundesgenossen Ram Daß zugesagt hatten, unsern Speerstichen erlegen ist. Beides sind Unterlassungen, die nachzuholen sind, wenn auch nicht gleich. Ich bestimme daher die Verteilung des Geldes, welches ein jeder von euch zu sich gesteckt hat. Das Geschmeide aber und die Gerätschaften wollen wir auf der Stelle schmelzen. Huri Daß war in seinem Dorfe eine angesehene Persönlichkeit, und in seinem Sohne ist ihm ein eifriger Rächer hinterblieben. Moro Daß wird alles aufbieten, um uns vor Gericht zu ziehen. Es ist daher notwendig, daß wir diejenigen Raubgegenstände unkenntlich machen, deren Besitz uns gefährlich werden könnte."

Schweigend schleppten die Dakeuts einen großen Schmelztiegel herbei und zündeten ein Feuer unter diesem an.

„Schwört, daß ihr der Reihe nach alles Gestohlene in diesen Topf werfen werdet, nur nicht das bare Geld!" befahl Azrael.

Die Männer erhoben sämtlich die rechte Hand zum Schwur, auch Golab that es. Doch legte dieser gleichzeitig seine linke Hand mit nach außen gekehrter Fläche auf seinen Rücken. Er glaubte durch diese abergläubische Handlung sich der Notwendigkeit zu entheben, sein Wort zu halten.

Ein Kunstwerk der Goldschmiedearbeit nach dem andern ward in den Tiegel geworfen; hoch loderte die Glut auf. Stumm schauten die Räuber zu, wie die Arbeiten ihre schöne Formen verloren und allmählich in Gold- und Silberklumpen sich umwandelten.

So, jetzt war alles zerschmolzen. „Alles?" Azraels fragender Blick wanderte vom ersten Genossen bis zum letzten. „Alles!" lautete die Antwort. Hätte der Hauptmann ein Abnehmen und ein Entfalten der Turbantücher verlangt, er würde in dem von Golab die kostbaren Fußspangen gefunden haben, die dieser mit frecher Hand von Sitas Fuß gestreift hatte und zu einem Geschenk für seine Liebste so geeignet hielt, daß er sich nicht entschließen konnte, sie dem Schmelztiegel zu opfern.

„Azrael verteilte das Geld, welches sie geraubt hatten; dann richtete er noch einige Abschiedsworte an seine Genossen.

„Merkt wohl auf, meine Freunde," sagte er. „Wir müssen uns jetzt trennen und zwar für den Lauf eines Jahres; unsre Sicherheit verlangt dies Auseinandergehen. Wir haben uns während unsres Beisammenseins genug Geld gesammelt, um davon leben zu können. Wenn sich der Mond zwölf Mal erneuert hat, wiederholen wir, sicherlich mit besserem Erfolg, den Einbruch und versöhnen die Göttin durch die Vollendung unsres nur halb ausgeführten Opferversprechens. Zu diesem Zwecke treffen wir uns alle im Monat Bhadon bei dem Gangesfeste zu Kaschi. Dort beraten wir die zur Erneuerung des mißglückten Raubes erforderlichen Vorbereitungen. Seid vorsichtig; thut nichts, was uns verraten könnte. Auf Wiedersehen in Kaschi."

„Auf Wiedersehen in Kaschi!" antworteten die Räuber. Sie schraubten die Speerspitzen von ihren Schäften ab, verbargen sie in ihrem Gurte und wanderten auf Dschungelpfaden, die nur ihnen bekannt waren, nach allen Richtungen der Windrose auseinander.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

VIII.

Coblenz, 27. Juni 48, Morgens.

Gestern war ein etwas saurer Tag. Moltke's[1]) Abreise, die morgen stattfinden wird, und die damit verknüpfte Übergabe der Geschäfte macht viel Arbeit. Indeß hoffe ich nach einigen Wochen völlig eingerichtet zu sein und allen kommenden Ereignissen ruhig entgegensehen zu können. In der Erwartung, daß der Ruf begründet ist, bin ich auch mit der Wiederbesetzung der durch General Schreckensteins Versetzung erledigten Stelle zufrieden. Diese ist dem Generallieutenant v. Hirschfeld, bisher Divisions-Commandeur in Königsberg, zu Theil geworden. Dieser Mann gilt in der ganzen Armee als ein trefflicher Soldat. Auch sollen ihm die übrigen wünschenswerten Eigenschaften nicht fehlen. — —

29. Juni — — — An der Tafel des Oberpräsidenten fand ich heute Hollwegs, die ganze Familie; außerdem nur noch Major v. Sommerfeld, einen Verwandten von Hollweg, den Du vielleicht in B. gesehen zu haben Dich erinnerst — und dessen zahlreiche Familie. Hollwegs waren sämmtlich sehr herzlich und theilnehmend gegen mich, und da der Oberpräsident ein sehr jovialer Mann ist, so war die kleine Gesellschaft so heiter, wie es heut zu Tage möglich ist. — — — Die Metzelei in Paris scheint ja zu Ende zu sein und, wie in Prag, mit der Niederlage der anarchischen Parthei. Dies wird, hoffe ich, günstig auf uns zurückwirken und die verzagten Herzen stärken. — Hollweg, der in Frankfurt a. M. gewesen war, wußte viel Interessantes von dort mitzuteilen, namentlich über die Persönlichkeit der dortigen Stimmführer und Tonangeber. Nach seiner Ansicht darf man nicht so zuversichtlich auf eine vernünftige Gestaltung der von dort ausgehenden und zu regelnden allgemeinen Verhältnisse hoffen, als dies von manchen Leuten geschieht; denn die Unterdrückung der schwächeren radikalen Parthei ist wegen der Uneinigkeit und Organisationslosigkeit der sogenannten Konservativen, die einander nicht recht trauen, durchaus zweifelhaft. Wie nun die Sachen in Berlin gehen werden mit dem neuen, buntscheckigen Ministerium, mag Gott wissen, aber ich kann für die vernünftige Gestaltung unserer allgemeinen deutschen Verhältnisse nur dann Hoffnung gewinnen, wenn wir wieder einigermaßen auf unsere preußischen Beine kommen. Aber genug von Politik! — — —

(Nachmittags.) Herzlichen Dank, meine Geliebte, für Deinen l. Brief! — Mit der Russenfurcht, die vornehmlich die revolutionären Sünder ergriffen zu haben scheint, habe ich nichts zu schaffen. Es ist lächerlich zu meinen, der Kaiser werde jetzt einschreiten, glaube vielmehr, daß uns ein Krieg mit Frankreich viel näher

[1]) Der damalige Major Frh. v. Moltke — der jetzige Feldmarschall — war Roons Vorgänger in Coblenz; derselbe ging von dort als Chef des Generalstabes des 4. Armee-Korps nach Magdeburg. D. H.

liegt. Wenn z. B. in diesen Tagen zu Paris die rothe Republik siegte, so war der Krieg ganz nahe; es ist sogar sehr die Frage, ob die dreifarbige ihn wird vermeiden können. — —

den 5. Juli. — — Abends war ich zum Oberpräsidenten geladen. Ich traf dort in einer größeren, von den sämmtlichen hiesigen Excellenzen in und außer Dienst verherrlichten Gesellschaft den Minister Flottwell. Er behandelte mich gleich wie einen alten Bekannten, äußernd, er habe schon durch Fischer (mit dem er in Münster viel gelebt) oft von mir gehört. Er ist, wie es mir scheint, ein durchaus verständiger Mann, ein gewiegter, ehrenhafter Büreaukrat. Der liberalismus vulgaris war ihm schon früher Religion und Lebensregel. Auf diesem Standpunkte stehen geblieben, steht er heute freilich auf der Rechten. Die Hoffnungen, die er für diese seine Parthei hegt, sind vielleicht etwas zu sanguinisch; auch bin ich fest überzeugt, daß heroische Anstrengungen von derselben niemals zu erwarten sind, aber sie hofft sich durchzulootsen mit Hülfe der Klugheit und Mäßigung, die ihre starke Seite, wobei sie freilich übersieht, daß zum Herrschen noch andere Eigenschaften erforderlich sind. Flottwell erzählt mit großer Selbstzufriedenheit von den in Frankfurt in der National-Versammlung, deren Mitglied er ist, errungenen Resultaten. Er ist der Meinung, daß dort mit der Wahl des Reichsverwesers und des ihm durch die Majorität zugestandenen Rechts, die von der National-Versammlung gefaßten Beschlüsse nach seinem Ermessen zur Ausführung zu bringen oder nicht, der wesentlichste Schritt zur Herstellung eines ordnungsmäßigen Zustandes geschehen sei. Wesentlich verschieden ist diese Auffassung von derjenigen, die Hollweg durch seinen Aufenthalt in Frankfurt gewonnen. Ich glaube, daß F. die Dinge mehr nach dem Anschein der Oberfläche beurtheilt, und meine, mit H., daß er und seines gleichen die Macht des Dämons nicht gehörig würdigt, der uns auf's Siechbett geworfen und fest darauf hält und so lange darauf festhalten wird, bis wir die tiefer liegenden Ursachen der Krankheit in uns selbst entdeckt haben werden. — — Die beiden Hauptwühler in Cöln, Annecke und Gottschalck, sind übrigens auf Antrag des Untersuchungsrichters arretirt, ihre Papiere in Beschlag genommen. . Es sollen sich sehr belastende Momente ergeben haben. Ich hoffe, wir werden nun in Cöln etwas Ruhe gewinnen. . Auch die Stimmung der Bürgerwehr daselbst hat sich wesentlich gebessert, obgleich deßhalb noch immer nicht sehr auf sie zu rechnen ist. In allen Gegenden der Provinz ist vollkommene Ordnung. Gestört oder wenigstens bedroht wurde dieselbe einigermaßen, als vor wenigen Tagen ein Theil der aus dem Tann'schen Corps wegen „brutaler Handhabung der knechtischen Militär-Disciplin geschiedenen" Freischaaren in der Provinz anlangte, sie bewaffnet durchzog, einzelne Höfe brandschatzte, in Königswinter u. a. O. Quartier nahm ohne zu zahlen u. s. w. Die Gesellschaft ist indeß vorgestern in Neuwied entwaffnet und per Zwangspaß nach Hause geschickt. — —

den 11. Juli, Morgens. — — „Politische Neuigkeiten von Bedeutung habe ich Gott sei Dank nicht, denn leider sind wir seit Monaten gewöhnt, in diesem Artikel nur Übles zu hören. — — Dennoch kann man der Zukunft noch keines-

wegs mit besonderer Zuversicht entgegengehen, denn unsere Berliner Versammlung bezeugt ja täglich mehr Unfähigkeit und üblen Willen, und das neue Ministerium, das sich durchzulügen sucht, flößt kein Vertrauen ein. Aber Gott wird uns ja nicht verlassen und Alles zum Besten wenden. — Ob ich das Volksblatt lese? Ja wohl! Seit dem 1. halte ich es und ebenso die Neue Preußische Zeitung, der ich recht viele Leser wünsche, die sie auch in der That verdient, weil sie schon mehrere ganz treffliche Artikel gebracht hat. Ich hoffe die Hotelwirtschaft („zum Riesen") zu veranlassen, daß sie sie auch hält. —

— — Morgen willst Du nun Dein stilles liebes Cardemin verlassen. Gott segne Deinen Ausgang! Hoffentlich wird Dir Dein nun bevorstehender Colberger Aufenthalt nicht . . verleidet werden. — — —

Ob wir Krieg mit Frankreich haben werden? Ja, wer weiß es! ich glaube noch immer daran, wenngleich im gegenwärtigen Augenblick wenig Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist. Allein in der jetzigen Zeit wechseln die Aussichten ja so plötzlich wie in einem Guckkasten. Ach diese Zeit! Diese Zeit, die jedes Behagen in der Gegenwart unmöglich macht, die nur die Wehmuth über die Vergangenheit und die Sehnsucht nach einer besseren Zukunft übrig läßt — wann wird sie enden? — Daß die Krankheit für uns Preußen namentlich noch eine Krisis, eine blutige Krisis herbeiführen wird, ist mir sehr wahrscheinlich. Aber wie? wann? wodurch? wie wird sie enden? Das alles sind Fragen, die täglich durch Kopf und Herz ziehen, ohne daß man befriedigende Antworten findet. Wir müssen Alles Gott anheim stellen, darauf werden wir recht mit eiserner Notwendigkeit hingewiesen; alles Widerstreben unseres menschlichen Hochmuths hilft nichts; er muß sich gefangen geben. — — —

— — Sehr neugierig bin ich auf Deine Mittheilungen über die in Pommern beabsichtigte Monstre-Adresse, von der Du schriebst; ich möchte auch eine machen des Inhalts: Unsere unfähige und nichtswürdige Berliner Versammlung muß durch eine andere ersetzt werden, desgl. unser miserables Ministerium, welches ohne den braven Schreckenstein ohnehin nichts wäre. — — —

14. Juli (an Fischer). „Hier in der Provinz ist Alles ruhig, indeß auch außerordentlich gespannt auf die Dinge, die da kommen sollen, namentlich auf die Rückkehr, d. h. die vollkommene Rückkehr des ordnungsmäßigen Zustandes der Dinge in Berlin. Gelingt diese, so stehe ich dafür, daß diese schöne Provinz uns bleibt, im Gegentheil — für gar nichts. Ich ahne wohl, mit welchen Schwierigkeiten das Ministerium zu kämpfen hat, aber es hat durch sein Programm, namentlich durch den Anerkennungs-Passus, seine Lage wesentlich erschwert. Versöhnen läßt sich einmal die radikale Parthei nicht; sie will prinzipaliter die Fortsetzung des inneren Haders, sie muß sie wollen, weil Preußens Schwächung ihr nächstes Ziel ist; daher kann und wird sie sich nicht zufrieden geben, auch wenn das Ministerium wörtlich das Programm der Linken adoptirt. Ein offener, ehrlicher Bruch ist wahrlich besser wie die jetzige Verrenkung aller Verhältnisse, und geht es mit dieser miserablen Kammer nicht, weg mit ihr! Der Lärm, der daraus entstehen würde, ist nicht das Schlimmste, was uns begegnen kann. Es

ist möglich, daß eine neue Kammer nicht besser ist, aber es kann auch das Gegentheil eintreten; man hat doch eine Chance, einen Hoffnungsschimmer, während die jetzige Versammlung gar keine Aussicht darbietet, wie sich bei Discussion der Jacobi'schen Nichtswürdigkeit von Neuem herausstellen wird. — Verzeih', wenn ich Deine Güte mißbrauchte. — —

18. Juli (an Frau von Roon). Am Sonntag hat Coblenz die Erwählung des Erzherzogs-Reichsverwesers festlich begangen durch eine große Parade der Bürgerwehr, Böllerschüsse, Zweckessen, Entfaltung zahlreicher Fahnen und Illumination. Wir, d. h. die Offiziere, haben uns dabei nicht betheiligt, da desfallsige Befehle von Oben nicht gegeben waren. Wir wurden daher auch äußerlich einmal die Kluft gewahr, die die hiesige Bevölkerung vom Preußenthum jetzt deutlicher als jemals scheidet. Ja, es ist wahr! das rheinische Volk hat, irregeleitet durch den Trug der Zeit und die Einflüsterungen seiner Priester, kein Gedächtnis für die gleichwohl handgreiflichen Wohlthaten, die es seit nun 33 Jahren von unserer Regierung empfangen. Vielleicht kommt die Stunde, wo dieser Undank gestraft, gewiß die, wo er bereut werden wird. Übrigens betragen sich die Leute ziemlich gesetzlich und höflich. Zum offenen Auftreten fehlt es ihnen an Muth und Kraft. Aber ihr übler Wille ist nicht zu verkennen. Am Sonnabend Abend hatten sie sogar die Unverschämtheit, den französischen Zapfenstreich statt des preußischen zu schlagen, als ihnen, zur Vorfeier des Sonntags, gestattet worden war, die Spielerei eines großen Zapfenstreichs aufzuführen. Die rheinischen Truppen sind indeß, je nachdem die Führer, mehr oder minder gut; ich zweifle nicht, daß sie, entschlossen befehligt, überall ihre Schuldigkeit thun werden, selbst gegen Landsleute. — — Aber genug von diesen Dingen! Man kommt doch ganz unversehens immer wieder in die Politik. Aber halt! ehe ich dies Gebiet ganz verlasse, noch die Nachricht, daß unser „Freund" Kinkel aus Bonn wegen aufrührerischer Reden dem Staatsprokurator zur Verfolgung überwiesen worden und wahrscheinlich jetzt schon eingesteckt worden ist, mit ihm einige Studenten. — —

21. Juli. — — Der brave Perthes hat mir gestern Abend viel Interessantes und im Ganzen viel Günstiges von Frankfurt mitgetheilt. Er glaubt namentlich, daß die anarchische Parthei dort vorläufig entschieden geschlagen sei, daß die Rechte sich fester und fester organisire und seit 8 Tagen auch unser in den Staub gezogenes Preußenthum wieder mehr zu Ehren komme, indem die Meinung, daß ein einiges Deutschland allein durch ein starkes Preußen möglich sei, mehr und mehr Anhänger gewinne. Wie will nun aber ein starkes Preußen werden, wenn unsere nichtswürdige Berliner Versammlung und unser erbärmliches Ministerium nicht zum T — gejagt werden? — —

Sonderbar! Soeben erfahre ich, daß auch die heutige Nachmittagspost von Berlin ausgeblieben ist. . . Sollten etwa in dem alten Sodom neue Gräuel losgebrochen sein? — — Die Zeitungen haben in den letzten Tagen soviel von einer im Sinne der Reaktion beabsichtigten Unternehmung gesprochen, das fällt mir Alles jetzt wieder ein, während ich vorher kaum darauf geachtet. Sollte daran etwas sein, so gebe doch der Allmächtige, daß die Reaktion doch nur eine Reaktion

für Recht und Gesetz sei und nichts mehr, denn Begrabenes soll man nicht aufwecken. Was gestorben, wird nicht wieder lebendig, selbst wenn es noch so trefflich gewesen sein sollte. — — —

Coblenz, 6. August. — —

Erst heute, am Huldigungstage unseres „Reichsverwesers," dem wir hier auch nicht ein bischen huldigen, erhalte ich Deinen Brief. — — Es ist hier auch nicht die leiseste Feierlichkeit veranstaltet worden; eben so wenig, zum mindesten was die Truppen anlangt, in irgend einer andern Garnison. Ja man sagt, sogar unsere rheinischen Soldaten würden stumm geblieben sein, wenn man von ihnen ein Hurrah für den Reichs-Verweser verlangt hätte. Desto eifriger ist hier in der Provinz die ultrakatholische so wie die demokratische Parthei für Deutschthum und Centralgewalt eingenommen. Selbst die „Kölnische," die sich anfänglich überraschend preußisch geäußert hatte, fängt wieder an allerlei verfängliche Schwenkungen mit ihrem Popularitäts-Mantel zu machen. Aber mögen sie bellen! Weder die Frankfurter noch die Rheinländer sind zu fürchten, so lange der König sich selber treu ist, denn so lange kann er auch auf die Armee und die große Mehrzahl in den alten Provinzen rechnen. Deutschland kann ohne uns nicht fertig werden, daher werden die Volksbeglücker in Frankfurt schon klein beigeben. Aber freilich, die Schwachheiten und Halbheiten muß sich unsere Regierung abgewöhnen, sonst geht's dennoch schief. Weißt Du, daß Fischer mit Camphausen nach Frankfurt geschickt ist als — militärischer Rathgeber oder dgl.? Camphausen aber soll Preußens Interessen bei der Exekutiv-Gewalt wahrnehmen. Da F. jetzt dort ist, habe ich eine Veranlassung mehr nach Frankfurt zu gehen; ich hoffe es in dieser Woche ausführen zu können; sonst müßte ich's weit hinausschieben, weil am 14. in Cöln das Dombaufest gefeiert werden soll, zu dem der König sammt „dem Nothbach" (Reichsverweser) eingeladen ist. Es heißt, beide wollten kommen; da würde denn der General auch dabei sein müssen und vielleicht nähme er mich mit. — —

Zu einer Reise zu Dir ist wegen der noch nicht gehobenen Ungewißheit über meine eigene Zukunft wenig Aussicht. — Die neuesten Siege der Österreicher in Italien scheinen übrigens die Kriegsgelüste der Franzosen von Neuem zu wecken; wer weiß daher, was sie uns noch für Geschäfte machen werden, die alle Urlaubsausflüge verbieten. Wer weiß dann auch, ob ich Dich jemals in Coblenz sehen werde? Also Ungewißheiten überall, lauter Ermahnungen zu christlicher Geduld und Ergebenheit. Gott schenke sie uns beiden. —

Coblenz 13. August. — Heute habe ich Dir viel zu berichten. — — Am verflossenen Montag wurde ich endlich mit der großen dienstlichen Arbeit fertig, die mich seit 14 Tagen angestrengt beschäftigt hatte. Sofort nahm ich mir Urlaub, und am andern Morgen gings mit dem Dampfschiff den Rhein hinauf. Um 4 Uhr langte ich glücklich in Biebrich und nach 6 Uhr ebenso (per Eisenbahn) in Frankfurt an. Zu meiner großen Freude fand ich Fischer in demselben Hause einlogiert, welches mich aufgenommen. Auch er freute sich sichtlich. Wir blieben den ganzen Abend bis Mitternacht zusammen. . . Was mich aber besonders erquickte, war

die Entdeckung, daß er mir hinsichtlich seiner Überzeugungen und Ansichten sehr viel näher gekommen sei; die Revolution ist eine treffliche Schule! Sie ist auch wirksam gewesen gegen Fischers zeitweiligen Chef, den Minister Camphausen, der, wie Du wissen wirst, gegenwärtig Preußens Interessen in Frankfurt als Gesandter zu vertreten hat. Fischer ist ihm als militärischer Rathgeber beigeordnet. — Weiteres vorbehaltend, will ich gleich den Total-Eindruck über meine Frankfurter Erlebnisse aussprechen. Er ist ein vorherrschend günstiger. Wenngleich ich die Gefahren nicht verkenne, die uns möglicherweise noch von F. kommen können, so ist doch für den Augenblick die Stimmung dort entschieden günstig, sowohl für die gerechten Ansprüche der Ordnungsliebenden überhaupt als für die preußischen ins Besondere. Die revolutionäre Parthei hatte soeben eine große Niederlage erlitten, einmal dadurch, daß man die von Seiten Preußens erfolgte Zurückweisung der Peucker'schen Zumuthungen und das an den Tag gelegte Selbstgefühl des Preußenthums vorherrschend billigte, sodann dadurch, daß ein, Deputirter der Linken (Brentano) sich in der Dienstags-Sitzung erlaubt hatte, den Prinzen von Preußen mit dem Hochverräther Hecker auf eine Linie zu stellen. Der furchtbare Sturm, den diese Äußerung hervorgerufen, hatte mit der entschiedenen Niederlage der Linken geendet, der erfochtene Sieg aber den Muth der Rechten sehr gehoben. — —

Den 15. Morgens. — — Den Dienstag Abend brachte ich mit Fischer und Seeback — dem Nachfolger von Perthes, (der seine diplomatische Stellung aufgegeben und vorläufig mit seiner Familie Erfrischungsquartiere in Friedrichsroda bei Gotha bezogen hat, um später nach Bonn zurückzukehren) im Saale des Englischen Hauses zu, woselbst auch die Deputirten der Rechten allabendlich zu verkehren pflegen. Ich sah daselbst eine Menge von Personen, deren Namen mir aus den Zeitungen längst bekannt waren: außer Lichnowski, Vincke u. A., die ich schon kannte, Auerswald (den General), Soiron, Matthy, Bassermann, Beseler, Beckerath u. s. w. Doch war die Gesellschaft nicht so vollzählig als gewöhnlich, weil man, in Folge der Vorfälle in der Kammer, lange im Klubb über fernere Operationen berathen hatte. Wir gingen erst gegen Mitternacht zu Bett, nachdem noch manche interessante Einzelheit über die Ereignisse des Tages erzählt worden war. So hatte man die Deputirten beim Austritt aus der Paulskirche durch ein Spalier von Bürgerwehr gegen die Wuth des Pöbels schützen zu müssen geglaubt, eine Wuth, die nicht nur durch die Niederlage der Linken, sondern auch durch den Umstand gesteigert war, daß man die Zuschauer-Tribüne, die sich höchst ungeberdig betragen, hatte räumen lassen. Namentlich Lichnowski war beim Austritt wüthend ausgezischt und vom Pöbel bis zum Englischen Hause verfolgt worden. Wie schade, daß dieser begabte Mann so eitel ist! Ferner erzählte man, daß Brentano in der Kammer, aber nach Schluß der Sitzung, verschiedene Hundsfötter aufgebrummt worden, daß Wartensleben ihn auf Pistolen gefordert u. s. w. — Am Mittwoch war keine Sitzung, ich benutzte den Vormittag, um Besuche zu machen: bei Camphausen, in dem ich den Gesandten des Königs, den Hausgenossen und Fischers Vorgesetzten ehren zu müssen glaubte, bei unserm lieben

alten Arndt, den ich frisch und tapfer wie sonst, voll herzlicher Freundlichkeit für mich und Dich und voll Gottergebenheit und Gottvertrauen fand, — bei Oberst Stavenhagen und bei Flottwell. Um mich einer Einladung des letzteren zu entziehen, machte ich Nachmittags mit Fischer und Seebeck eine Fahrt nach dem nahen Homburg. — — — Ich sprach Wartensleben, der sich heut gleichfalls eingefunden. Als ich ihn auf die heimischen Verhältnisse gebracht, äußerte er sich nicht ohne Empfindlichkeit über die „reaktionären" Bestrebungen in Pommern, wohin er vielleicht nicht mehr zurückkehren werde. Ich versuchte ihn zu bedeuten, aber ein vollgestopfter Saal von hin- und herwogender Menschen, die laut ineinander und durcheinander sprechen, ist nicht gemacht, um die Urverwirrung eines heißen Kopfes zu ordnen, auch wenn ich der Mann dazu wäre. Doch dürfen ihn seine pommerschen Freunde nicht aufgeben; er ist, trotz seiner Konfusion, doch ein braver Mann. Am Donnerstag Morgen gegen 9 Uhr betrat ich endlich die für unsere gesammte Zukunft so bedeutungsvolle Paulskirche, deren Zuschauer-Räume man Tags vorher wohlweislich zur Hälfte hatte abbrechen lassen. Herr eines ziemlich guten Platzes, neben einem Frankfurter, mit dem ich eiligst Freundschaft schloß und der mir die namhaftesten Leute zu nennen und zu zeigen wußte, wohnte ich den Verhandlungen bis gegen 1 Uhr bei. An der Tagesordnung war die Frage, ob die von dem Wahlbezirk Thingen vorgenommene Wahl Heckers zum Abgeordneten der Frankfurter Versammlung gültig sei. Zuvor aber, nach beliebtem Brauch, eine Reihe von Zwischenfragen und Anträgen, die sich meist auf die jüngsten stürmischen Vorfälle in der Versammlung bezogen. Trotz ihrer Bitterkeit ging es doch ziemlich ruhig und anständig ab. Die Gallerien, gewitzigt durch die jüngsten Erfahrungen, hielten sich ganz schweigsam. Ein Versuch beider feindlichen Kammerfractionen, in die alte tumultuarische Weise zu verfallen, wurde von dem Präsidenten von Gagern, einem großen, hübschen Mann von gebietendem Wesen, sehr energisch in die gebührenden Schranken verwiesen. Es sprachen von namhaften Leuten: Lichnowski, Vincke, Soiron, Gagern, Widenmann, Wesendonck, Nauwerk, Verdey, Jordan, Hackscher; am beredtesten Löwe, ein Deputirter der Linken, offenbar wenn auch nicht mit dem größten Rednertalent, doch mit der größten Rednerbildung. Auch den alten Itzstein hörte ich für seinen edlen Freund Hecker salbadern; ich schlief darüber ein und entfernte mich, als ein Herr Wiesner in gleich langweiliger Weise für denselben Helden auftrat. Das Resultat der Verhandlung war vorauszusehen; Heckers Ausschließung wurde mit 350 gegen 116 Stimmen ausgesprochen. — Aber ich muß aufhören von Frankfurt, denn ich habe noch Einiges von hier, besonders über unsere Privatverhältnisse, mitzutheilen, und dieser Brief soll heute Abend abgeh'n. — —

Am Nachmittage des letztbeschriebenen Tages ging ich von Frankfurt nach Mainz, wo ich General Hüser besuchte und den Abend unter alten Bekannten im Militair-Casino zubrachte. Die dortigen Verhältnisse sind im Allgemeinen erwünscht, die Oesterreicher mit unsern Truppen im besten Einvernehmen. — —

Hier waren die Dinge zwar auf dem alten Fleck, allein doch zugleich die üblen Stimmungen gegen Preußen auf einmal recht sichtlich herausgetreten. Wir

wissen, daß hier in Kirchen und Schenken seit Monaten gegen uns gepredigt und gepoltert und daß seit der Reichsverweser-Wahl der Abfall von Preußen als erwünscht dargestellt wird; aber noch hatte man bisher nicht den Muth gefunden, dies zu offenbaren. Die Vorbeifahrt der nach Holstein geschickten Bundestruppen, noch mehr aber die Ankunft des armen alten Johann schienen dagegen zu allerlei Manifestationen sehr gelegen; der Kamm ist ihnen nun sehr gewachsen. Der pöbelhafte Freudenspektakel von vorgestern, wo der arme, alte Mann hier vorbeikam, dröhnt mir noch in den Ohren. Da man seit 10 Uhr auf den Beinen war, und der Erzherzog erst gegen 4 Uhr kam, so war natürlich Alles betrunken, oder wie es die schändliche „Rhein- und Mosel-Zeitung" ausdrückt, „in herzerhebender Stimmung." Der arme Alte wurde verschiedentlich angeredet und angelogen und von der längs des Quais aufgestellten Bürgerwehr, deren Front er heruntergehen mußte, in ohrenzerreißender Weise angebrüllt. „Ja," sagt die genannte Zeitung, „das war keine jener offiziellen Begrüßungen, wie wir sie hier oftmals gesehen, sondern ein wahres Ueberwallen patriotischer Herzen." Wenn ihnen dereinst nur nicht einmal die Augen überwallen; es wird nicht fehlen, namentlich wenn sie ihren thörichten Willen kriegen sollten. Von unserm Könige und unserer Regierung wird natürlich nur in der bittersten Weise, ja hier und da auf den Straßen selbst mit den pöbelhaftesten Schimpfreden gesprochen. Aehnliche Reden haben vorgestern in Trier von Neuem zu einem blutigen Handel zwischen dortigen Trunkenbolden und beschimpften Soldaten des 26. Regiments geführt. In Düsseldorf hat der Gemeinderath mit 8 gegen 7 Stimmen beschlossen, den König nicht zu empfangen! Die patriotischen Elberfelder sind daher in großer Zahl nach Düsseldorf gegangen, um den König zu begrüßen. Die Düsseldorfer Zuschauer haben dazu gepfiffen. Der Empfang des Herrn in Cöln ist dagegen sehr feierlich und anständig, selbst — wenn man dem tobenden Jubel der trunkenen Menge ein Kompliment machen will — herzlich von Statten gegangen. Aber nähere Nachrichten fehlen uns noch. Unser General hat Höpfner nach Cöln mitgenommen.

Coblenz, 20. August. — Seit ich Dir geschrieben, ist hier am Rhein viel Zeitungsstoff fabriziert worden. Du wirst daher, da Du ja eine eifrige Leserin bist, nicht darauf bestehen, daß ich Dir diesen Stoff auch brieflich zufließen lasse; ich kann mich vielmehr auf einige wenige Bemerkungen beschränken, welche die öffentlichen Säugammen, die Zeitungen, nicht darbieten. Dahin gehört, daß der Erzherzog unsern König in Köln in der Uniform des 16. Regiments, dessen Chef er ist, empfing und von ihm mit Herzlichkeit umarmt wurde; daß der König auf die süddeutschen Volksvertreter einen durchaus günstigen Eindruck gemacht hat, so daß einer derselben bei dem Fest in Brühl ganz laut ausrief: „Was haben Sie für einen König! ja, Sie können stolz darauf sein! Wahrlich, nächst Deutschlands Einheit und Stärke, die mein höchster Wunsch, habe ich keinen lebhafteren als den: ich möchte ein Preuße sein!" Und das war Herr v. Soiron, und die Aeußerung geschah nach der Lektion, die der König den Herren gegeben, indem er ihnen sagte: „Vergessen Sie nicht, daß Deutschland seine Fürsten hat und ich zu ihnen gehöre!" Je günstiger der Eindruck, den der König bei Preußen

und Nicht-Preußen gemacht, desto lebhafter und allgemeiner ist die Entrüstung über die skandalösen Auftritte in Düsseldorf, die die Zeitungen auch Dir gebracht haben werden, und die eher der Beschönigung als der Uebertreibung angeklagt werden können. Ja! man hat den Wagen des Königs mit Koth beworfen, so daß der König ihn von seinem Mantel abschütteln mußte! Und da wundert man sich, wenn die vielfach gereizten Soldaten ihrem Zorn Luft machen. Aber so wie jede Niederträchtigkeit sich selbst straft, so kann man auch von dem Düsseldorfer Bubenstück schon jetzt sagen, daß es der Parthei, von der es ausgegangen, sehr großen Schaden gebracht, indem die Entrüstung darüber selbst von Personen getheilt wird, die sonst eben nicht sehr königlich und sehr preußisch gesonnen sind. Die eingeleitete Untersuchung wird hoffentlich ergeben, ob es wahr ist, daß sich Bloem, ein Berliner Volksverdrehter, bei jenem Skandal betheiligt hat. — Hier in Coblenz hat die Spannung der Gemüther nach dem günstigen Verlauf des Kölner Festes etwas nachgelassen, wenngleich die tägliche Vorüberfahrt süddeutscher Truppen, die nach Holstein bestimmt sind, auch täglich neue Bewegung in die Massen bringt. Am 18. übernachtete hier eine badische Batterie. Die Offiziere derselben wurden Abends von dem Offizier-Corps der Garnison bewirthet, ebenso die Soldaten von den Unteroffizieren unserer Artillerie. Man war dadurch den Absichten unserer „gesinnungstüchtigen" Koblenzer zuvorgekommen. Bei dem Offizier-Bankett ging es etwas laut und stürmisch her. An Toasten kein Mangel Auch ich habe mich — zum ersten Male — als „öffentlicher Redner" versucht und zwar mit einem solchen Beifallssturm, daß ich gar nicht zu Ende sprechen konnte; Alles eilte auf mich zu, um mit mir anzustoßen und mir die Hand zu drücken. Ich sprach über die unbefleckte Ehre aller deutschen Waffen, die sich zu allen Zeiten und in allen Zonen bewährt haben in Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Eidestreue u. s. w. — —

Die Vorfälle in Trier, von denen ich Dir schon neulich Einiges mittheilte und die in ihrer meuchlerischen Art mit denen in Mainz wetteifern, habe ich in der Kölnischen Zeitung nach ihrer ganzen Niederträchtigkeit geschildert. Der Aufsatz wird wahrscheinlich auch in Eure Zeitungen übergehen. — — —

Gestern Mittag war ich bei Mendelsohn's in Horchheim, wo auch Alexander von Humboldt speiste. Es war nur eine ganz kleine Gesellschaft und darum wirklich sehr interessant, besonders da der sehr — redselige große Mann die Discretion gar nicht zu kennen scheint. — — —

Mit meinem General (Hirschfeld) habe ich mich gut eingerichtet. Er ist ein schlichter Mann, ohne großen Ideen-Reichtum, weiß aber sehr genau, was er will, und weiß seinem Willen nach allen Seiten hin Achtung zu verschaffen. Er ist in der Stadt beliebt, und zwar weil er hier früher als Bataillons- und Regiments-Kommandeur gestanden und schon damals die allgemeine Achtung genossen hat. — —

— — Die Zeitungen sprechen heute von Revolution in Warschau und Petersburg; ich glaube nicht daran, obgleich wieder etwas gekartet werden mag, denn polnische und andere Vagabunden lassen sich auch hier wieder blicken. An die sowohl von Deiner Mutter als Dir mitgeteilte Nachricht von der Quasi-Vergiftung

unsres gekrönten Kreuzträgers glaube ich ebenso wenig, sie ist wahrscheinlich entstanden aus dem natürlichen Streben, etwas scheinbar Unbegreifliches begreiflich zu machen, aber dazu bedarf es leider so fabelhafter Erdichtungen nicht. — —"

Am 22. August zum Chef des Generalstabes 8. Armee-Corps ernannt, schreibt Roon, nachdem ihm dies am 27. bekannt geworden: „Gott helfe mir in meiner nunmehrigen schweren Verantwortlichkeit! Möge er mir die Kräfte geben, die mir fehlen — bitte für mich!"

Im Uebrigen „betrachtet er sich natürlich jetzt fest als Koblenzer" und will sich nicht mehr „an die allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse kehren", sondern alsbald mit den Seinen etabliren. War er doch jetzt schon seit sechs Monaten von ihnen getrennt und ohne Häuslichkeit. Die nächsten Briefe beschäftigten sich demnach fast ausschließlich mit den Anforderungen und Sorgen der neuen Einrichtung und mit manchen, auch auf die Geselligkeit u. s. w. bezüglichen Zukunftsplänen. Dann aber schreibt er wieder über letztere (am 4. September): „aber — wie thöricht! in dieser Zeit Pläne zu machen! Pläne, die auf Ruhe und Frieden basirt sind, während wilde Partheiung Staat und Kirche zerfleischt. Es ist in der That ein seltsamer Widerspruch, daß man, während Gott der Herr uns so sehr sichtlich auf den gegenwärtigen Augenblick verweiset und uns damit auffordert, ihn recht zu nutzen für eine andere Zukunft, immer wieder mit den Gedanken und Sorgen des Augenblicks in der irdischen Zukunft lebt und für diese mit unermüdlicher Aufmerksamkeit zu schaffen, zu ordnen und sich zu plagen beflissen ist. Man kommt einmal nicht ganz über diesen Standpunkt hinaus. Wohl dem, der ihn nur nicht für den allein berechtigten hält!" — — — Die neuen politischen Sorgen lassen übrigens die eigenen Angelegenheiten auch immer wieder in den Hintergrund treten. „Du glaubst mir auch", schreibt er am 7. September, am Vorabend des Geburtstages seiner treuen Lebensgefährtin, „wenn ich Dir von meinem heißen Danke gegen Gott spreche, daß Er Dich mir gegönnt hat. Allein — „„o Mädchen, diese Zeiten sind für Lieb' und Rosenlauben nicht geschaffen"", wie Geibel singt, und wahrlich, täglich wird man daran erinnert; jetzt eben wieder ernster als je, denn die Frankfurter Tollheit ist wieder zu einem großartigen Ausbruch gekommen, das neugebackene Ministerium gestürzt und Alles, Alles wieder in Frage gestellt, was man allenfalls in Gutmüthigkeit als Gewinnst berechnen konnte." — — — am 8. September heißt es weiter: „bevor ich aber etwas anderes schreibe, muß ich Dir sagen, daß ich in der größten Spannung auf Nachrichten aus Berlin bin. Der gestrige Tag ist ein entscheidender für unsere Zukunft. Wenn sich die Berliner Versammlung zu einem falschen Schritte fortreißen ließ, nachdem auch die Frankfurter in ihrer Sitzung vom 5. der Linken so kräftig in die Hände gearbeitet, so gehen wir der krassesten Verwirrung und Verwilderung entgegen. Und wenn dann auch noch nicht alle Hoffnung verloren ist, da zuletzt die Armee nicht unthätig zusehen kann, so kann man doch nicht mit viel Zuversicht das Ende erwarten. Wenn ich an diese Möglichkeiten denke, so zage ich, Dich und unsere Kinder, so viele liebe Häupter, hierherzurufen. — — —"

Dienstlich fühlte er sich sehr wohl. „Meine Stellung ist eine so angenehme und zugleich bedeutende, daß ich vollkommen befriedigt bin, wenn nur die allgemeinen Verhältnisse sich bessern. Mit meinem General, der ein verständiger, einfacher Mann, ein entschlossener, unternehmender und gewissenhafter Charakter ist, stehe ich trefflich; ich kann sagen, daß ich sein ganzes Vertrauen besitze und daher Gott täglich bitte, mich dessen würdig zu machen.“ —

Coblenz, den 10. September.

„Der Teufel hat einmal wieder Karneval, wie Du aus den letzten Vorgängen in Berlin und Frankfurt sehen kannst. Die Frankfurter urtheilen über den Waffenstillstand, ohne ihn einmal genau zu kennen. Und diesen wahrhaft kindischen Streich noch zu übertreffen, maßt sich die Berliner Versammlung an, die Regierung zu einem Schritt zwingen zu wollen, der ebenso verderblich als thöricht genannt werden muß. Wahrlich! man könnte über diese Bubenstreiche lachen, wenn sie nicht zugleich so gefährlich wären und nicht das Land in's Verderben zu stürzen drohten, umsomehr, als beide Albernheiten fast gleichzeitig geschehen sind. Durch die Frankfurter Beschlüsse sollte Preußen gedemüthigt und in verderblichen Zwiespalt mit Deutschland gebracht werden; durch den am 7. in Berlin gefaßten Beschluß maßte sich die Versammlung die Souveränität an, die ihr nicht gebührt, machte die Lage der Regierung fast unhaltbar und schlug zugleich der Armee in's Gesicht. Es kam hier ziemlich auf dasselbe hinaus, was in Frankfurt bezweckt wurde. Hier wie dort war es auf die Schwächung Preußens abgesehen, um es zum rückhaltlosen Aufgehen oder vielmehr Untergehen in Deutschland 'zu zwingen. Indem man der Regierung die ihr allein zustehende Verwaltungsmacht zu nehmen und zugleich den Ruin ihrer letzten Stütze, der Armee, anzubahnen suchte, glaubte man ihre Widerstandsfähigkeit auch für immer zu brechen. Leider haben die edlen Maulwürfe ihre Minen nur zu gut berechnet. Wenn der König hier nachgiebt wie gewöhnlich, so ist ihre Rechnung ganz richtig, so ist die Revolution zu einem entscheidenden Siege gelangt und an ein wirksames Aufhalten derselben ferner nicht zu denken; dann mag Preußen sein Schwanenlied anstimmen und der König in England eine Zuflucht suchen. — Zu meiner Freude habe ich gehört, daß der König die in Folge seiner Niederlage angebotene Entlassung des Ministeriums nicht angenommen hat. Denn wenngleich ich nicht zu den Verehrern desselben gehöre, so würde doch ein Rücktritt desselben aus diesem Anlaß von mir als ein Unheil betrachtet werden. Aber man darf dabei nicht stehen bleiben. Diese unwürdige Versammlung muß aufgelöst werden, selbst auf die Gefahr hin, eine ebenso schlechte wieder zu bekommen; schlechter als die gegenwärtige kann diejenige nicht werden, die an ihre Stelle tritt, und es ist doch möglich, daß sie besser ist. — Aber wird man die Kraft und den dazu nöthigen Muth haben? — ich zweifle! — Ach, meine Geliebte! wir werden, wie ich fürchte, noch schlimmere Dinge erleben, wenn Gott nicht hilft; bei Menschen sehe ich keine Hülfe. Was werden uns die nächsten Tage bringen? Wer vermag es vorauszusehen in dieser Zeit, wo die wildesten Leidenschaften alle Kräfte in Gährung bringen! —

Um vom Großen uns zum Kleinen zu wenden, so muß ich hinzusetzen, daß ich sehr zweifelhaft geworden, ob ich Dein Herkommen unbedingt wünschen darf. Jedenfalls läßt sich darüber erst vernünftig entscheiden, wenn die jetzige Krisis vorüber ist und man sehen kann, zu welchem Ende sich die Dinge neigen. Du kannst Dir vorstellen, wie weh mir diese Unsicherheit thut. — — Ja, wenn ich an diese Störungen denke, die auch mein Familienleben durch die fluchwürdige Revolution erfahren, dann wünsche ich mich mit Euch in einen fernen, stillen Winkel der Erde. Aber es ist unrecht, denn man darf nicht feldflüchtig werden und den Posten, auf den man von Gott gestellt, nicht eher verlassen, als bis man unnütz geworden. Darum stille gehalten! Allein vielleicht entfernt mich die zeitliche Gewalt nächstens ohne mein Zuthun von demselben. Was dann? — das Land verlassen? — Noch kann ich mich dazu nicht entschließen, wenn ich erwäge, wie gering meine Mittel und wie groß die Verpflichtungen, die mir die Existenz der Meinen auferlegt, besonders so lange noch irgend eine Hoffnung auf einen Umschwung der Verhältnisse gehegt werden kann. Je näher mir die Möglichkeit tritt, je schwerer scheint mir der Entschluß, den Wanderstab in die Hand zu nehmen und auf einmal alle Bande, alle die tausend Fäden zu zerschneiden, mit denen unser ganzes Dasein an die Heimath geknüpft ist. Aber es kann eine Zeit kommen, wo es nicht blos erlaubt, sondern wo es geboten sein mag, und vielleicht ist diese Zeit nicht mehr allzufern. Wie Gott will! Er wird uns dann auch die Mittel und Wege weisen, die wir zu wählen und zu gehen haben. Hilf mir beten, daß wir in der Finsterniß, die uns tiefer und tiefer zu umhüllen scheint, den einzigen noch übrigen Leitstern nicht verlieren, das Vertrauen auf unsers Herrgott's Güte und Vatertreue; ich leugne nicht, daß ich zuweilen recht kleingläubig bin, wenn ich mich auch dagegen wehre. —

12. September, Abends. Noch scheint in Berlin und Frankfurt nichts entschieden. An beiden Orten dauern die Krisen noch fort. Meine Spannung ist fast unerträglich. Heute Nachmittag ist Herr v. Beckerath hier vorüber nach Berlin gefahren, wohin er auf Königlichen Befehl gerufen worden ist. Der liebenswürdige Seidenweber wird auch kein Recept in der Tasche haben, um den lahmen Webestuhl unserer Regierung von Neuem in Gang zu bringen. Das einzige Mittel, was dagegen anwendbar, besitzt man, nicht aber den Muth es anzuwenden. Durch neue Unterhandlungen ist nichts gewonnen. Unsere Lage fordert Handlungen. Inzwischen haben wir hier ein kleines rheinisches Intermezzo; möge es nichts mehr sein. In Cöln herrscht nach telegraphischen Nachrichten nämlich große Aufregung. Die Parthei der rheinischen Republik, welche in Mainz gleichzeitig durch neue Meucheleien gegen unsere Truppen aufgetreten, hat in Cöln einen Theil der Bürgerwehr aufgehetzt und verlangt Entfernung des seit einigen Tagen dort eingerückten Bataillons vom 27. Inf.-Regiment (Sachsen), weil einige Soldaten desselben angeblich gestern einen Exceß gemacht. Das General-Kommando hat den Kommandanten aufgefordert, seine Pflicht zu thun und dem Ansinnen nicht zu willfahren. Wir werden morgen früh wohl erfahren, was aus der Sache geworden. — —

Unsre Wohnung ist schon jetzt fast in Ordnung. Werden wir sie jemals beziehen? Noch hoffe ich es. Nur wenn dieses Land in heller Empörung aufloderte, würde ich darauf verzichten müssen, und das ist zwar möglich, aber doch nicht wahrscheinlich. Euch abholen kann ich aber keinenfalls; ein heut ergangener Befehl des Kriegsministeriums untersagt jede Urlaubs-Ertheilung. —

Den 14. September — — Die Kölner Aufregung scheint sich zu verbluten. Die Demokraten versuchen dort einen allerdings vorgekommenen Soldaten-Exceß auszubeuten. Das General-Kommando hat es an Festigkeit und zugleich an Mäßigung nicht fehlen lassen. Vielleicht haben wir hier nächstens auch einen kleinen Tanz, da ein Bataillon des 29. Regiments von hier abrücken soll; es giebt dabei aber auch gar keine Ursache zur Besorgniß. —

Coblenz, 21. September. Meine theure Freundin! Die vorigen Tage waren 1. durch den Kölner Krawall, in Folge dessen ich eine Reise dorthin machen mußte, und 2. durch den Frankfurter Aufruhr für mich äußerst bewegt und geschäftsreich geworden. 35 Bataillons und 16 Escadrons nebst einer zahlreichen Artillerie, Pionieren, Landwehrstämmen u. s. w. erhalten von hier aus durch meine Vermittelung alle Befehle und die betreffenden Anordnungen, und diese Truppen sind über die ganze Provinz und die anliegenden Landschaften verbreitet. Wenn das in ruhigen Zeiten allerdings ohne besondere Anstrengungen geschehen kann, da jeder Organismus sich in gewissem Grade selbst erhält, so ist das doch gegenwärtig, wo dieser Organismus einigermaßen gestört und gehemmt ist, nicht der Fall. Wenn Du nun bedenkst, daß diese 30—40 000 Mann nicht bloß, um die vorgeschriebenen militärischen Zwecke auszuführen, mit Befehlen versehen werden müssen, sondern daß sie auch essen, unterkommen, bekleidet, bewaffnet werden müssen, daß auch für Gerechtigkeit und Seelsorge, für Krankenpflege u. s. w. gesorgt werden muß: so wirst Du begreifen, daß in unruhigen Zeiten viel Aufmerksamkeit und Thätigkeit dazu gehört, um nichts zu versäumen. Gott sei Dank! ich fühle, daß meine Kräfte ausreichen, obgleich mir meine beiden Altgesellen, der erste Adjutant und der erste Generalstabs-Offizier zur Zeit, weil beurlaubt, fehlen. Das ist in der That ein angenehmes Gefühl, wenn man merkt, daß man eine nicht kleine Last heben und bewegen kann. — — —

Köln ist ruhig und die Militär-Behörde dort im vollen Gefühl ihrer Kraft und ihres Ansehens. — In Folge des wichtigeren, vielleicht entscheidenden Frankfurter Aufruhrs, der vorläufig mit Blut gelöscht ist (2 preußische, 1 österreichischer, 1 hessischer Offizier, 2 Gemeine todt, 3 hessische Offiziere, 22 preußische, 17 österreichische, 10 hessische Soldaten verwundet) und durch die gräßliche Ermordung des Fürsten Lichnowski und des Generals von Auerswaldt den Stempel des Diabolischen offen an der Stirn trägt, der ihm gebührt, sind unsere Truppen sehr in Bewegung gekommen. — — Der Reichsverweser hat sich äußerst schwach benommen. Ohne die Entschiedenheit des General Peucker, die hier eine Scharte ausgewetzt, und des Herrn von Schmerling würde man am Abend des 18. den Rückzug der Truppen befohlen und dadurch Deutschland zur Republik gemacht haben. 57 verhaftete Insurgenten sind nach der Citadelle von Mainz gebracht

worden. Gebe Gott, daß man durch den Frankfurter Sieg in Potsdam endlich die verlorene Fassung wiederfinden und endlich die Zügel der Regierung wieder in feste Hand nehmen möge! Man hat alle Mittel dazu. 40000 Mann sind in und um Berlin versammelt und brennen darauf, zur Herstellung der Ordnung verwandt zu werden. Zaudert man noch länger, so werden sich alle Bande lösen und auch die letzte Säule des Thrones nicht allein, sondern unserer gesammten christlichen Gesittung, das Heer, wird zusammenbrechen, und auf den rauchenden Trümmern wird der verwilderte und entsittlichte Pöbel einen schauderhaften Teufelsdienst errichten. Aber das kann Gott nicht zulassen; es ist mir unmöglich, eine solche Zulassung zu fassen; sie bestreitet meine Vorstellung von seiner Güte und Weisheit. — —

Wegen unserer Knaben hätte ich an den Oberst und Hauptmann v. K. schon geschrieben, hätte ich mehr Zeit, wärest Du nicht als lebendiger Brief da und — wüßte ich nicht aus eigener Erfahrung als Cadetten-Offizier, daß Eltern-Briefe im Allgemeinen als Plage betrachtet werden. — Hauptmann K. brachte mir gestern Nachrichten von Fischer, der plötzlich von Frankfurt nach Berlin berufen worden und mir viel interessante Data über Frankfurt zukommen ließ. — Heute ist Baeyer hier angekommen auf seiner Inspektions-Reise als Telegraphen-Direktor. Er wird einige Tage hier bleiben. Auch er ist über die Berliner Zustände trostlos und mit mir überzeugt, daß uns nur noch eine Militär-Diktatur retten kann. Gott weiß es besser! — Aber ich muß den Brief zur Post bringen. Hoffentlich gewinne ich in den nächsten Tagen Zeit, den Deinigen mit Muße zu beantworten. Heute geht's nicht, denn mir brummt der Kopf von Befehlen und Gegenbefehlen, die in Ausführung zu bringen waren. Es ist 6 Uhr und ich sitze, 2 Stunden über Mittag abgerechnet, seit 7 Uhr früh an meiner Ruderbank. — —

Coblenz, 24. September — — Ich habe, seitdem ich das letztemal schrieb, wieder sehr unruhige Tage verlebt. Die Vorgänge in Süd-Deutschland haben zahlreiche Truppenbewegungen und vielfache Correspondenzen zur Folge gehabt, so daß ich meinen Kopf oft recht voll hatte. Dazu die spannende Erwartung über die Entwickelung der Verhältnisse in Berlin. Es war und ist eine peinliche Reihe von Tagen. Heute früh ging wieder die Nachricht ein, daß der berüchtigte Struve ins südliche Baden eingefallen und sich mehrerer Städte bemächtigt habe. Unsere nach Frankfurt und Kreuznach vorgeschobenen Truppen sind daher gegen Süden aufgebrochen. Wer weiß, was uns die nächsten Tage bringen! — —

— — Ich zähle die Tage bis zu Eurer Ankunft. Was wird sich aber in dieser Zeit noch alles ereignen?! Heute ist ein entscheidender Tag in Berlin. Pfuel soll heut in der National-Versammlung erklären, ob er ihre Allmacht anerkennt oder nicht. Sein oder Nichtsein hängt von dieser Antwort ab. Wenn man das nur nicht vergessen wollte! Gott verhüte es! — Der Struve'sche Einfall erzeugt die lächerlichsten Gerüchte. Die Demokraten verdrehen die Augen und erwarten das Größte. Einige Arretirungen in Cöln, natürlich von Hallunken haben unter den übrigen dortigen Hallunken einige Aufregung erzeugt; es kann wieder zu einem Krawall kommen. Mag es! wenn man nur in Berlin festhält,

so haben alle Niederträchtigkeiten Breslaus, Cölns u. s. w. nur eine sehr untergeordnete Bedeutung. — Betet fleißig für die Erleuchtung und Stärkung der Machthaber! Vielleicht nimmt Gott unsere Zuchtrute von uns. — —

Coblenz, 28. September 48. Theures Kind! Von Nachurlaub für Dich kann keine Rede sein. Dies nur, um jedes Mißverständniß auszuschließen. Übrigens danke ich von Herzen für Deinen letzten lieben Brief. —

— — Ich schicke Dir darauf heute diese zwei Zeilen. Ein Mehreres ist unmöglich, weil ich in wenigen Stunden wieder nach Cöln muß. Dort ist zwar durch die Energie der Militärbehörden die Ordnung vollkommen wiederhergestellt (die Bürgerwehr entwaffnet, der Belagerungszustand deklarirt), allein es sind noch gewisse Maßregeln zu verabreden über die Bedingungen, unter denen der Belagerungszustand wieder aufzuheben und die Bürgerwehr etwa (?) künftig wieder zu reorganisiren sein dürfte. Morgen Abend hoffe ich wieder hier zu sein. — Gott mit Euch Allen!

Dein treuer Albert von Roon. —"

In den ersten Tagen des Oktober wurden die so lange getrennten Gatten endlich wieder vereinigt, da Frau von Roon mit den Kindern in Coblenz eintraf. —

Aber die politischen Sorgen dauerten fort. Sie sollten erst später (nach der im November erfolgten Berufung des Ministeriums Brandenburg) zu einer gewissen Beruhigung kommen. Noch am 12. Oktober schrieb Roon an Fischer: — „Was Du mir über die dortigen, d. i. die Berliner Verhältnisse, mittheilst, ist leider sehr untröstlich. Der unklare Minister-Präsident und viele andere Leute noch, die immer zur unrechten Zeit zu Conzessionen geneigt sind, werden sich, wie ich fürchte, durch die Wiener Gräuel von Neuem einschüchtern lassen und noch mehr als bisher von Halbheiten zu Halbheiten schwanken, den Demokraten dadurch den Boden immer mehr überlassen, und dann wird es, da sich niemand freiwillig Gurgel und Beutel abschneiden läßt (selbst ein Schaf wehrt sich), in einem Momente zu einer blutigen Entscheidung kommen, wo die Parthei der Ordnung bereits so gut als wehrlos geworden. Laß die wackern Maulwürfe nur noch 4—5 Wochen ungestört fortwühlen und den Rest von moralischem Vermögen, worüber die Armee und der bessere Theil des Volkes noch verfügt, vermittelst der Unsicherheit, Feigheit und falschen Klugheit unserer Steuermänner vollends zum T—l gehen und dann sieh Dich mal um nach dieser schönen Armee, diesem letzten, stolzen Traum unseres ruinirten Preußenthums. — Es ist entsetzlich, so mit sehenden Augen in den offenen Abgrund zu rennen. Und das thun wir! Die Halbheiten des Ministeriums, seine fortwährenden Conzessionen, seine polnische Amnestie u. s. w. müssen auch den letzten Hoffnungs-Rest der Gutgesinnten austilgen, daß wir endlich nochmals auf die Beine kommen. Von den „Tollheiten", die Du befürchtest, vermag ich keine Spur zu entdecken; ich sehe nur Blödsinn und Feigheit auf der Seite, wo Weisheit, Kraft und Mäßigung zu finden sein sollten. Unter diesen Umständen vermag ich mich auch nicht besonders zu erfreuen an den

guten Nachrichten, die W. hier über Frankfurt mitgetheilt hat. Gott helfe uns! Bei Menschen sehe ich keine Hülfe. Nichts desto weniger bin ich entschlossen mich auf meinem Posten zu rühren, so lange ich es vermag. Aus Chamade-Schlagen denkt kein ordentlicher Kerl. Mein General ist eine wahre Perle. Der Verkehr mit ihm hilft über manches hinweg, worin man mit andern ohnfehlbar stecken bliebe. Er sieht die Sachen ungefähr wie ich. Von Unentschlossenheit weiß seine Seele nichts. Dabei ein einfacher, guter Verstand. Man hat immer auch Ursache zum Dank, neben aller Entsetzlichkeit der allgemeinen Verhältnisse. — —

Dein treuer Roon."

Über die Eindrücke, welche die Berliner November-Ereignisse am Rhein hervorriefen, geben auch noch einige spätere Briefe Roons an den wieder in Frankfurt a. M. befindlichen Fischer Aufschluß. „Bis jetzt ist die Aufregung" — schreibt Roon am 14. November — „in hiesiger Provinz, infolge der neuesten Berliner Vorgänge (inkl. Belagerungs-Zustand) mäßig. Man beschließt Adressen und Deputationen, die wie gewöhnlich, wenn sie an Ort und Stelle gelangen, ganz veränderte Verhältnisse vorfinden und daher unnütz geworden sind; man hält Volksversammlungen und in diesen Reden mit den gewöhnlichen Phrasen, schimpft und schmäht in den Klubbs der Demokraten und der Roten auf den König und die Regierung, die Geldsäcke, die Edelleute und die Pfaffen: aber zu bedenklichen Thaten wird es, hoffe ich, nirgend kommen, wenn die Regierung nirgend den Boden der Mäßigung und der Gesetzlichkeit verläßt und wenn es in Berlin selbst nicht etwa, infolge der Bürgerwehr-Entwaffnung, zu blutigen Konflikten kommen sollte, was Gott verhüte!

Für den Fall, daß es hier doch zu Reibungen kommen sollte, bitte ich Dich zu sondiren, ob das Reichs-Ministerium dem Zurückziehen eines Teils unserer in Rheinhessen kantonnirenden Truppen Schwierigkeiten in den Weg legen, ob ein Konflikt daraus entstehen würde, wenn wir in solchem Falle ohne Weiteres Befehle zur Rückkehr ergehen ließen. — Einen solchen Konflikt mit der Zentral-Gewalt, die sich seit Monden jetzt vernünftig und energisch benommen, würden wir gern vermeiden. Aber einmal kann die Pflicht der Selbsterhaltung uns zu dem angedeuteten Schritte nötigen; sodann könnte es aber auch Pflicht werden, die Truppen zurückzurufen, in dem unwahrscheinlichen Falle nämlich, daß man die preußische Regierung in Frankfurt durchaus im Stiche ließe, ein Fall, der nach meiner Meinung den allgemeinen Zerfall und die allgemeine Zerfleischung unseres Vaterlandes zur unmittelbaren Folge haben würde. Die Hinrichtung Blums u. s. w. wird der Rechten und dem Reichsministerium morgen einen heißen Tag bereiten; aber ihr Sieg ist unumgänglich nötig. Stellt man sich in Frankfurt auf die Seite von Unruh und Consorten, so ist es auf immer vorbei mit den altpreußischen Sympathien für die Zentral-Gewalt. Möglich, daß in dem dann heiß entbrennenden Kampfe unsere Regierung, unser Preußentum für immer vernichtet wird, aber nach diesem Selbstmorde wird das erstrebte Ideal eines großen, einigen, starken Deutschlands auf den rauchenden

Trümmern des Vaterlandes gleichfalls für immer zerrinnen, das ist mir unzweifelhaft! Es mag ja sein, daß (wie Du schreibst) das Ministerium Brandenburg ungeschickt gewählt und zusammengesetzt ist und den Keim des nahen Todes in sich trägt. Aber es ist gesetzlich gewählt und bis jetzt noch nicht eines Fingers breit von dem gesetzlichen Boden gewichen. Das Gegenteil kann nur von Leuten behauptet werden, die von der Begriffs-Verwirrung und dem Souveränitäts-Schwindel unserer Zeit benommen sind." — —

„Mein teurer Freund" — fährt Roon am 18. Novbr. fort — „ich sage Dir herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, der mich heute in aller Frühe aus dem Bette holte. Die bald darauf anlangenden Nachrichten aus Berlin von dem Steuerverweigerungs-Beschluß der verbrecherischen Fraktion Unruh und aus verschiedenen Teilen der Provinz über Stimmungen und Umtriebe der bedenklichsten Art veranlaßten das heutige offizielle Schreiben des General-Kommandos; ich bitte Dich, demselben jeden möglichen Nachdruck zu geben, denn es handelt sich um das gemeinsame Interesse der Ordnung im Gesammt-Vaterlande. Leider ist der Beschluß der Frankfurter Versammlung vom 14. von der Art, daß er von der anarchischen Partei mit Erfolg ausgebeutet werden konnte, und das ist denn auch geschehen. Überall stimmt die faktieuse Lokal-Presse Jubellieder an, behauptend, man habe der Berliner Versammlung in Frankfurt entschieden Recht gegeben. Für die blinde Menge bedurfte es eines Mehreren nicht; sie plärrt nach, und die Aufgeklärteren knirschen stumm oder kriechen hinter den Ofen. Die Begriffsverwirrung steigert sich in bedenklicher Weise. Es handelt sich daher nicht mehr um Belehrungen, sondern um Thaten. Das Recht muß mit Gewalt behauptet werden, oder die Verwilderung wird allgemein, und Deutschland, ein Spott des Auslandes schon jetzt, muß künftig die Knute als Freiheits-Symbol begrüßen. Du hast leider Recht in der von Dir gestellten Alternative. Auch ich sehe keine Möglichkeit, aus diesem fürchterlichen Dilemma zu kommen, als Gewalt von oben oder Gewalt von unten. Gott gebe, daß das Recht der Gewalt von oben stets zur Seite stehen möge. Noch könnte in Frankfurt manches geschehen zur Lösung der Frage, z. B. durch einen Beschluß, „daß der Berliner Beschluß der Steuerverweigerung ungerechtfertigt und ungesetzmäßig, daß er verbrecherisch sei." Dann würde die Regierung vielleicht es durchsetzen können, die betreffenden Abgeordneten ihres Mandats verlustig zu erklären und durch Einrufung der Stellvertreter weiter zu vereinbaren, ohne durch Auflösungs-Dekrete ihre Existenz noch mehr in Frage zu stellen. — — — Kannst Du nicht für einen solchen Beschluß wirken? Sprich mit Deinem „Prinzipal" (Camphausen), stelle ihm Alles vor und veranlasse auch die erforderlichen Schritte, damit die uns unentbehrlichen Truppen, wenn auch nur successive, zurückkehren.

Ich habe nichts hinzuzufügen, als daß ich zwar (wie Du leicht denken kannst) sehr beschäftigt bin, aber frisch und mutig und voll Vertrauen auf Gottes gnädiges Fürsehen in unsere dunkle Zukunft hineinschaue und mit dem braven Thadden schlimmsten Falls „auf einen ehrlichen Tod und eine fröhliche Auferstehung" hoffe. — — Die Truppen in der Provinz sind sämmtlich voll des besten Geistes, be-

sonders die rheinischen, auf die ich unbedingt rechne, daß sie jederzeit ihre Schuldigkeit thun werden, wenn man sie vernünftig anführt. Leider hat die ministerielle Anarchie bis jetzt die Entfernung einiger untüchtiger Führer verhindert. Wir sind gewillt, selbige nötigenfalls bei dem ersten Anlaß ihrer Funktionen selbständig zu entheben, und werden uns an keinen Zopf kehren, wäre er auch noch so alt und ehrwürdig. Jede kleine Rücksicht muß weichen, wo man sich mit der Klarheit, die meinen General auszeichnet, großer Ziele bewußt ist. — — —

Dein treuer Roon.

Gleichzeitig mit der noch einige Zeit fortdauernden hochgradigen Spannung, in welcher Roon durch die politischen Wirren und Erwägungen aller Art sich befand und wodurch seine amtliche Thätigkeit in ungewöhnlich hohem Maaße beansprucht wurde, waren seit Anfang November die sein Inneres lebhaft bewegenden Verhandlungen im Gange, welche bezweckten, ihn zur Übernahme der Stelle eines Militär-Gouverneurs bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (dem späteren Kronprinzen und Kaiser Friedrich III.) zu bewegen. Wir haben das Nähere darüber bereits im letzten Julihefte mitgeteilt, und unsere Leser wissen, daß Roon dies ablehnen zu müssen glaubte und auf seinem Posten als Chef des Generalstabes in Koblenz blieb, während sein Freund Fischer jene Stelle übernahm. Ebenso ist seine Thätigkeit im Jahre 1849 im badischen Feldzuge bereits besprochen, das Nähere darüber den Lesern der deuschen Revue zudem schon vor Jahren bekannt geworden, da seine Briefe aus Baden im Januarhefte 1881 veröffentlicht worden sind. — Seine Versetzung als Regimentskommandeur nach Thorn und Königsberg, die Übersiedelung (mit dem Regiment) nach Köln im Jahre 1850, seine Reise nach Nancy und Straßburg zur Begrüßung des Prinzen Louis Napoleon im Jahre 1852, das Leben und die dienstliche Thätigkeit in Köln — dies alles hat gleichfalls bereits ausführliche Erwähnung gefunden. Wir sahen ferner, daß Roon fortgesetzt das wärmste Interesse auch für die allgemeinen politischen Angelegenheiten hegte: daß seine Freundschaft und sein inniger Geistesverkehr mit Clemens Theodor Perthes ihm nicht nur vielfache Anregung auch in dieser Hinsicht darboten, sondern ihn auch veranlaßten, sich mit den verschiedenen Problemen der politischen und militärischen Neugestaltung Preußens und Deutschlands in ebenso gründlicher wie erfolgreicher Weise zu beschäftigen. Eine im Jahre 1854 aus seiner Feder geflossene ausführliche Arbeit, welche wir im letzten Oktoberheft mitteilen konnten, zeigte die bedeutende, ja staatsmännische Begabung Roons auf diesen Gebieten zum ersten Male in erheblichem Umfange und ließ die künftigen großen Leistungen ahnen. — Zu erwähnen ist noch aus dieser Zeit, daß bereits in demselben Jahre 1854, nachdem General von Bonin zum ersten Male seinen Abschied als Kriegsminister erbeten und erhalten hatte, einflußreiche politische Männer und dem Könige nahestehende Vertraute — von denen wir nur den Feldmarschall Grafen zu Dohna und die Oberpräsidenten von Senfft und von Kleist-Retzow nennen — auf Roon in eindringlichster Weise aufmerksam gemacht hatten. Sein festes, männliches, charakter-

volles Wesen und Auftreten, sowie seine gediegene militärische und politische Bildung waren, obwohl er noch nie öffentlich hervorgetreten, doch schon in weiteren Kreisen bemerkt worden und erweckten schon damals bei vielen den Wunsch, das Kriegsportefeuille in seiner Hand zu sehen. Entgegengesetzte Einflüsse verhinderten jedoch damals seine Berufung, die auch sonst — Roon war damals noch Oberst — immerhin eine ungewöhnliche gewesen wäre — sodaß der Hinweis auf die dadurch zu befürchtenden äußerlichen Schwierigkeiten die Ablehnung des Vorschlages noch erleichterte. —

Ob auch der Prinz von Preußen schon damals in Bezug auf Roons Verwendung derartige Wünsche gehegt hat, ist uns nicht bekannt geworden. Daß er Roon aber schon sehr schätzte — davon hatte er ihm seit dem Jahre 1848 fortgesetzt sehr deutliche, in unseren vorangegangenen Mitteilungen bereits im einzelnen erwähnte Beweise gegeben, die sich, wie wir sehen werden, in der Folge noch immer vermehrten und in ihrer Bedeutung steigerten.

Zunächst wurde Roon indessen einen Lebensweg geführt, der ihn wieder für einige Zeit in ganz andere Umgebungen brachte und auch den Augen seines erlauchten Gönners entrückte: am 26. Juni 1856 wurde er nämlich zum Kommandeur der 20. Infanterie-Brigade ernannt. Mit schwerem Herzen trennte er sich von seinem wackeren Regiment, an dessen Spitze er eine so segensreiche Thätigkeit entwickelt hatte; und mit nicht minder schwerem Herzen sah das Regiment seinen bewährten Kommandeur scheiden — den sein Weg wieder gen Osten: nach Posen führte. Dort avancierte er auch am 15. Oktober desselben Jahres zum Generalmajor. — (Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Das Geheimnis der Telepathie und die moderne Naturwissenschaft.

Von

Camille Flammarion.

Durch die physiologischen und psychologischen Studien, zu welchen die interessanten Erscheinungen der Suggestion und des Hypnotismus in den letzten Jahren Anlaß gegeben haben, ist der wissenschaftliche Geist, welcher sich in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gebildet hatte, vollständig umgewandelt worden: wir haben uns von den engen Fesseln des Klassizismus befreit und werfen uns auf die naturgeschichtlichen Fragen mit weniger Zweifeln und weniger Vorurteilen als vorher.

Ich will im folgenden nicht über Hypnotismus und Suggestion sprechen, da ich annehme, daß meine Leser mit diesen beiden Dingen vollständig vertraut sind. Aber es giebt daneben noch andere Vorgänge, welche viel weniger studiert und viel weniger bekannt sind, und deren Wirklichkeit noch heut von einer großen

Reihe von gelehrten und unabhängigen Männern bestritten wird, und ich glaube, es wird nicht ohne Interesse sein, wenn ich meine Leser hierauf aufmerksam mache.

Zum Zwecke des Studiums dieser Vorgänge hat sich in England schon vor mehreren Jahren eine eigene Gesellschaft, die Society for psychical Research, gebildet, an deren Spitze einige der ersten Gelehrten Europas stehen und welche schon einige sehr wichtige Schriften veröffentlicht hat. Die fraglichen Vorgänge haben das gemeinsam, daß es sich bei ihnen um eine sinnliche Wahrnehmung von Dingen und Ereignissen aus weiter Ferne handelt, und sie werden daher mit dem umfassenden Namen Telepathie (von τηλέ fern, und πάθος Empfindung) belegt.

Alle von der Gesellschaft für psychologische Untersuchungen veröffentlichten Berichte sind sorgfältig nachgeprüft und als untrüglich wahr befunden worden; die Verschiedenheit zwischen den einzelnen Vorgängen ist sehr groß. Man braucht in den Sammlungen nur zu blättern, um überall die auffälligsten Ereignisse dargestellt zu finden, und in einer Weise, welche die Wahrheit des Dargestellten untrüglich verbürgt, und so möge mir gestattet sein, einige derselben vorzuführen.

I.

In dem ersten Falle, welcher erst kürzlich beobachtet ist, war der Beobachter vollkommen wach, ebenso wie Sie, meine verehrten Leser in dem Augenblick, da Sie dies lesen, und ich, da ich dies schreibe. Der Beobachter ist ein Herr Robert Bee in Wigan (England), welcher seine Erlebnisse selber, wie folgt, geschildert hat.

„Am 18. Dezember 1873 begab ich mich mit meiner Frau zum Besuche ihrer Familie nach Southport, indem ich meine Eltern anscheinend im Zustande vollkommener Gesundheit zurückließ. Am nächsten Tage nachmittags machten wir alle zusammen einen Spaziergang am Strande, als ich auf einmal von einer solchen Traurigkeit ergriffen wurde, daß ich nicht im stande war, mich für irgend einen Gegenstand, der zur Sprache kam, zu erwärmen, und wir infolge dessen alle sehr bald umkehrten. — Plötzlich empfand meine Frau ein Gefühl des Schmerzes und ging, wie sie sagte, auf einige Minuten in das Zimmer ihrer Mutter. Bald darauf erhob ich mich von meinem Lehnstuhl und begab mich in die große Stube. Eine Dame, gekleidet, als wenn sie zum Ausgehen bereit wäre, kam aus dem benachbarten Schlafzimmer heraus; ich erkannte ihre Züge nicht, weil sie ihr Gesicht nicht nach der Seite hin wandte, an der ich mich befand, indessen redete ich sie an und begrüßte sie; ich weiß aber nicht mehr, was ich zu ihr gesagt habe. In dem Augenblicke, wie sie bei mir vorüberging, kam meine Frau aus der Stube ihrer Mutter und ging gerade auf den Fleck los, wo ich die Dame sah, ohne daß sie sie zu bemerken schien. Überrascht fragte ich: „Wer ist doch die Dame, bei der du eben vorbeigegangen bist?“ — „Ich bin bei keiner Dame vorbeigegangen,“ antwortete meine Frau noch erstaunter als ich. Ich sagte: „Wie? hast du nicht eben im Augenblick eine Dame gesehen, welche dicht an der Stelle, wo du stehst, vorbeigegangen ist? Sie muß von deiner Mutter kommen und in diesem Augenblick im Vorflur sein.“ — „Das ist unmöglich,“

sagte meine Frau, „es ist in diesem Augenblick kein Mensch im ganzen Hause als Mutter und wir.“ — Und in der That war keine Fremde gekommen, und obgleich wir sofort das ganze Haus durchsuchten, fanden wir niemand. Die Uhr zeigte damals zehn Minuten vor acht, und am nächsten Morgen bekamen wir die telegraphische Nachricht, daß meine Mutter um zehn Minuten vor acht abends gestorben sei. Sie befand sich auf der Straße und war genau so gekleidet wie die Dame, die ich vor mir hatte vorbeigehen sehen.“

Soweit geht die Erzählung des Beobachters. Die Ermittelungen, welche die Gesellschaft für Seelenuntersuchungen anstellen ließ, hat ergeben, daß diese Thatsachen ganz genau richtig angegeben sind, und daß alle Zeugnisse untereinander übereinstimmen. Die Thatsache ist ebenso gesichert wie eine Beobachtung der Wetter- oder Sternkunde, der Physik oder der Chemie; aber wie ist sie zu erklären? Durch Zufall, werden viele sagen; aber kann sich hiermit eine wirklich ernsthafte Untersuchung zufrieden geben?

II.

Ein zweiter Fall ist folgender: Ein Einwohner von Belle-Isle in Frankreich (Departement Morbihan) Namens Friedrich Wingfield, schreibt, er habe am 25. März 1880 einen Teil des Abends mit Lesen zugebracht und sich dann sehr spät zu Bett gelegt. In der Nacht habe ihm geträumt, sein Bruder, welcher in der Grafschaft Essex, in England, wohnte, sei bei ihm, habe aber auf eine an ihn gerichtete Frage nicht geantwortet, sondern nur mit dem Kopfe geschüttelt, sich vom Stuhl erhoben und sich entfernt. Der Vorgang machte einen so lebhaften Eindruck auf den Erzähler, daß er noch im halben Schlafe aus seinem Bette stürzte und in dem Augenblicke aufwachte, als er den Fuß auf den Bettvorleger setzte und dem Bruder nachrief. Drei Tage später bekam er die Nachricht, daß jener durch einen Sturz vom Pferde zu Tode gekommen sei, und zwar am 25. März 1880 abends um acht ein halb Uhr, wenige Stunden vor dem Traume.

Ermittelungen sind angestellt worden und haben ergeben, daß der Bruder genau an demselben Tage gestorben ist und daß der Erzähler den Traum in seinem Kalender vermerkt hatte, und zwar sofort, nicht etwa erst nachträglich.

III.

Ein dritter Fall ist folgender. Zwei Herren, Namens S. und L., welche in demselben Zweig der Verwaltung beschäftigt waren, standen seit acht Jahren in einem sehr engen Freundschaftsverhältnisse. Am Montag, den 19. März 1883, fühlte sich L., als er sich in seine Amtsstube begab, nicht wohl, er ging in eine Apotheke und ließ sich etwas geben. Am nächsten Donnerstag ging es ihm ebenso, und am Sonnabend derselben Woche blieb er ganz vom Dienst fort.

An diesem Sonnabend, den 25. März, saß S. mit Kopfschmerzen zuhause und sagte zu seiner Frau, ihm sei zu warm, was ihm seit zwei Monaten nicht passiert war; nach dieser Bemerkung ging er zu Bett und eine Minute später sah er seinen Freund L. in seinem täglichen Anzuge vor sich stehen. Es fiel ihm

auf, daß L. an seinem Hute einen schwarzen Flor trug, daß er seinen Überzieher nicht zugeknöpft hatte und daß er einen Spazierstock in der Hand trug. L. blickte dem S. scharf in die Augen und ging dann weiter, und in diesem Augenblicke fiel dem letzteren ein Vers aus dem Buche Hiob ins Gedächtnis: „Und da der Geist vor mir über ging, standen mir die Haare zu Berge am ganzen Leibe" (Hiob 4, v. 15). Ein Schauer zog über seinen ganzen Körper, und seine Haare sträubten sich. Er sagte zu seiner Frau: „Wieviel Uhr ist es?" und sie antwortete „Zwölf Minuten vor neun." Darauf versetzte er: „Ich habe nach der Uhr gefragt, weil L. gestorben ist. Ich habe ihn eben gesehen." Die Frau versuchte ihrem Mann einzureden, daß dieser Gedanke eine reine Einbildung von seiner Seite sei, aber er erklärte steif und fest, daß er sich durch keine Vernunftgründe von seiner Meinung abbringen lassen werde.

Soweit geht die Erzählung des S. Er erhielt die Nachricht von L's. Tode erst am nächsten Tage, Sonntag, Nachmittags 3 Uhr. Dieser war aber thatsächlich Sonnabend Abend, zehn Minuten vor neun Uhr, gestorben.

Dieser Erzählung läßt sich der historisch vollständig gesicherte Bericht gegenüber stellen, welchen Agrippa von Aubigné von dem Tode des Kardinals von Lothringen giebt.

„Am 23. Dezember 1574, als der König sich in Avignon befand, starb der Kardinal Karl von Lothringen. Die Königin (Katharina von Medicis) war früher als gewöhnlich zu Bett gegangen; der Abendaudienz hatten unter andern hervorragenden Persönlichkeiten der König von Navarra, der Erzbischof von Lyon, die Damen von Retz, von Lignerolles und von Sannes begewohnt. Die Königin sagte in aller Eile gute Nacht, dann warf sie sich zitternd auf ihr Bett, bedeckte das Gesicht mit den Händen und rief mit lauter Stimme alle Anwesenden um Hilfe an, indem sie auf den Kardinal zeigte, von dem sie sagte, daß er am Fußende des Bettes stände und ihr die Hand entgegenreichte. Mehrere Male rief sie laut aus: „Herr Kardinal, ich hab nichts mit Euch zu schaffen." Der König von Navarra sandte sofort einen seiner Edelleute in die Wohnung des Kardinals, und dieser kam mit der Meldung zurück, daß der Kardinal vor einem Augenblicke gestorben sei."

IV.

Adolf von Assier, ein Schüler von August Comte, macht sich in seinem im 1882 veröffentlichten Buche „l'humanité posthume" zum Bürgen der Wahrheit nachfolgender Thatsache, welche ihm eine Persönlichkeit aus Saint Gaudens als eigenes Erlebnis vorgetragen hat.

„Ich war noch ein junges Mädchen," sagte diese, „und schlief mit meiner älteren Schwester zusammen. Eines Abends hatten wir uns gerade ins Bett gelegt und das Licht ausgeblasen; das Feuer im Kamin war noch nicht aus und warf noch einen schwachen Dämmerschein in unser Zimmer. Ich wandte meine Augen nach dem Kamin und sah zu meinem größten Schrecken neben demselben einen Priester sitzen, welcher sich am Feuer wärmte. In seiner Statur, seinen Gesichtszügen und seinen Bewegungen glich er aufs Haar einem Onkel von uns, welcher

in der Umgegend als Erzpriester angestellt war. Ich machte sofort meine Schwester darauf aufmerksam, und auch sie sah dieselbe Erscheinung neben dem Feuer sitzen, und auch sie erkannte in ihm sogleich unseren Onkel, den Erzpriester. Ein unsagbarer Schrecken ergriff uns, und wir schrieen mit allen Leibeskräften um Hilfe; mein Vater, welcher in einer Nebenstube schlief, erwachte von unserem verzweifelten Geschrei; er stand in aller Eile auf und kam mit einem Licht in der Hand in unser Zimmer. Aber die Erscheinung war verschwunden, und wir sahen niemand mehr in der Stube. Am nächsten Tage bekamen wir einen Brief, aus welchem wir erfuhren, daß unser Onkel am Abend vorher gestorben sei.

V.

Ein fünfter Bericht stammt von demselben Assier und soll von ihm während seines Aufenthaltes in Rio de Janeiro aufgesammelt sein.

Es war im Jahre 1858; in der französischen Kolonie von Rio wurde damals noch ein auffälliges Ereignis besprochen, welches wenige Jahre vorher stattgefunden hatte. Eine Familie aus dem Elaß, der Mann, die Frau und ein noch kleines Töchterchen, war nach Rio gesegelt, um mit einigen Landsleuten, welche sich dort bereits niedergelassen hatten, zusammenzukommen. Die Überfahrt dauerte lange Zeit, die Frau wurde krank und, wahrscheinlich infolge der mangelhaften Verpflegung auf dem Schiffe, erlag sie ihrem Leiden vor der Ankunft. Am Tage ihres Todes fiel sie in Ohnmacht und blieb lange Zeit bewußtlos. Als sie zu sich kam, sagte sie zu ihrem Manne, welcher solange neben ihrem Bette gewacht hatte: „Ich sterbe zufrieden, denn ich bin jetzt über das Schicksal unseres Kindes beruhigt. Ich bin eben in Rio de Janeiro gewesen und habe die Straße und das Haus unseres Freundes, des Zimmermanns Fritz, gesehen. Er stand auf der Schwelle seiner Hausthür, ich habe ihm die Kleine vorgestellt und ich bin überzeugt: wenn du ankommst, so wird er sie wiedererkennen und für sie sorgen." Der Mann war durch diese Erzählung höchst betroffen, legte ihr aber keine besondere Wichtigkeit bei. Am selben Tage und um dieselbe Stunde stand der Zimmermann Fritz, der Elsässer, von dem soeben die Rede war, auf der Schwelle der Hausthür des von ihm in Rio de Janeiro bewohnten Hauses, als er eine seiner Landsmänninnen mit einem kleinen Kinde auf dem Arme über die Straße gehen sah. Sie sah ihn mit flehendem Blicke an und machte eine Bewegung, als wenn sie ihm das Kind, welches sie auf dem Arme trug, vorstellen wollte. Ihr Gesicht war sehr abgemagert, erinnerte ihn aber dennoch auf das bestimmteste an Lotta, die Frau seines Freundes und Landsmannes Schmidt. Ihr Ausdruck und ihr Gang hatten mehr von einer Geistererscheinung als von einem wirklichen lebenden Menschen und machten auf Fritz den lebhaftesten Eindruck. Um sich zu überzeugen, ob ihm seine Phantasie nicht einen Streich spielte, rief er einen seiner Angestellten, welcher in dem Laden arbeitete, heran. Dieser war gleichfalls Elsässer und stammte aus derselben Gegend. Er rief ihm zu:

„Sieh einmal her, steht da nicht eine Frau auf der Straße, mit einem Kind auf dem Arme, die ganz so aussieht wie Lotta, die Frau unseres Landmannes

Schmidt!" — Der andere antwortete: „Ich kann es nicht sagen, ich kann sie nicht genau erkennen."

Fritz sagte nichts weiter, aber die verschiedenen Umstände, welche mit dieser Erscheinung verknüpft waren, mochte es nun Wirklichkeit oder ein Trugbild sein, prägten sich seinem Geiste fest ein, insbesodere auch Tag und Stunde. Einige Zeit später sah er seinen Landsmann Fritz mit einem kleinen Mädchen auf dem Arme über die Straße gehen. Der Besuch Lottas kam ihm wieder ins Gedächtnis, und ehe Schmidt ein Wort sagen konnte, redete er ihn an: „Mein armer Freund, ich weiß alles. Deine Frau ist auf der Überfahrt gestorben und hat mir vor ihrem Tode die Sorge für ihr kleines Mädchen anvertraut." Und dann nannte er ihm Tag und Stunde, und diese stimmten genau mit dem Zeitpunkt überein, welchen Schmidt sich an Bord des Schiffes gemerkt hatte.

VI.

Ein sechster Vorgang ist der, welchen Gougenot des Mousseux in seinem 1864 erschienenen Buche über die großen Erscheinungen der Magie berichtet, und dessen vollständige Wahrheit er versichert.

Sir Robert Bruce, ein Angehöriger der berühmten schottischen Famile Bruce, ist erster Offizier eines Schiffes; eines Tages beschäftigt er sich mit Rechnen, während das Schiff auf offenem Meere in der Nähe von Neu-Fundland fährt; plötzlich kommt es ihm vor, als wenn der Kapitän an seinem Schreibtische sitze; er sieht ihn aufmersam an, aber es ist ein Fremder, der den Seeoffizier mit einem kalten, starren Blicke mißt, so daß dieser erschrickt. Er geht sofort an Deck zu dem Kapitän, welcher ihm seine Aufregung am Gesicht ansieht und ihn nach dem Grunde fragt. „Wer sitzt denn an Ihrem Schreibtisch?" fragt Bruce. — „Niemand" antwortet der Kapitän. — „Aber ich habe da doch einen Menschen sitzen sehen . . ist es ein Fremder? wie kommt er dahin?" — „Sie träumen oder Sie wollen mich zum besten haben." — „Das fällt mir nicht ein. Kommen Sie, bitte, mit herunter und sehen sich ihn selbst an." — Beide gehen also in die Kajüte und überzeugen sich, daß niemand am Schreibtische des Kapitäns sitzt; das Schiff wird nach allen Richtungen durchsucht, aber nichts gefunden.

„Aber der Mann, den ich gesehen, hat auf der Schiefertafel geschrieben. Es muß noch dastehen", sagte Bruce. Die Schiefertafel wird herbeigeholt und siehe da, sie trägt wirklich die Inschrift: „Steer to the north-west." (Steure nach nordwest!) „Haben Sie oder irgend jemand vom Bord diese Worte geschrieben?" — „Nein!" — Alle werden aufgefordert, dieselben Worte niederzuschreiben, keines Mannes Handschrift stimmt mit der auf der Tafel überein.

„Gut. So wollen wir dem Wink dieser Worte folgen. Halten Sie nach Nordwest. Der Wind ist günstig, und wir können diesen Versuch wagen."

Drei Stunden später meldete die Wache einen Eisberg, und auf dem Eisberg sah man ein Quebecker Schiff, mit rasierten Masten festgeklemmt, voll von Menschen, welche als notleidende vermittelst der Schiffsböte auf Bruces Schiff gerettet wurden.

Wie ein Mann sich gerade anschickt, an der Seite des hilfebringenden Schiffes

emporzuklettern, fängt Bruce plötzlich an zu zittern und stürzt mit allen Zeichen des Schreckens zurück; er hatte den Fremden wiedererkannt, der die bedeutsamen Worte auf die Schiefertafel geschrieben hatte. Bruce berichtete dem Kapitän sofort von dem neuerlichen Ereignis; dieser wendet sich zu dem Ankömmling, hält ihm die leere Seite der Schiefertafel vor und bittet ihn, die Worte „Steer to the north-west" auf dieselbe zu schreiben.

Der Fremde thut, wie er gebeten. „Ich danke, ist das Ihre gewöhnliche Handschrift?" fragte der Kapitän, durch die Übereinstimmung der Schriftzüge betroffen.

„Gewiß, Sie haben mich ja selbst schreiben sehen. Warum zweifeln Sie noch," versetzte der Fremde.

Statt jeder andern Antwort dreht der Kapitän die Tafel um, und jener sieht bestürzt auf beiden Seiten dieselbe Schrift.

Der Kapitän des verunglückten Schiffes mischt sich ins Gespräch und fragt den Schreiber: „Haben Sie vielleicht geträumt, daß Sie auf diese Tafel schrieben!"

„Nein, ich erinnere mich dessen nicht."

Bruces Kapitän fragte seinen Kollegen: „Was hat dieser Passagier heut Mittag gethan?"

„Er war heut sehr erschöpft und in einen tiefen Schlaf gefallen. Soviel ich mich erinnere, war es kurz vor Mittag. Eine Stunde später wachte er auf und sagte zu mir: „Herr Kapitän, wir werden noch heut gerettet werden." Dann fügte er hinzu: „Ich habe geträumt, daß ich an Bord eines Schiffes wäre und dies uns zu Hilfe käme." Er schilderte mir das Schiff und sein Takelwerk, und als Ihr Schiff auf uns los fuhr, erkannten wir zu unserer großen Überraschung, daß es ganz genau auf die Beschreibung des Passagiers paßte."

Endlich fügte der Passagier selbst hinzu: „Alles, was ich hier sehe, kommt mir so bekannt vor, und doch habe ich es noch nie gesehen.""

VII.

Einen siebenten Fall entnehme ich aus den Vorlesungen über tierischen Magnetismus von dem Freiherrn Dupotet; derselbe ist schon vorher und zwar im Jahre 1814 von Jung-Stilling veröffentlicht worden. Der letztere hat das Ereignis von dem Beteiligten, dem schwedischen Kammerherrrn Freiherrn von Sulza, selbst gehört.

„Als ich einmal", erzählt Sulza, um zwölf Uhr nachts nachhause kam, zu einer Zeit, als es so hell war, daß man die kleinste Handschrift lesen konnte, kam mir mein Vater vor dem Parkthor entgegen. Er war in seinem gewöhnlichen Anzuge und trug einen Spazierstock, welchen mein Bruder ihm geschnitzt hatte. Ich begrüßte meinen Vater, und wir sprachen lange zusammen. So kamen wir zusammen bis ins Herrenhaus und bis an die Thür von meines Vaters Zimmer. Ich trat hinein und sah meinen Vater entkleidet im Bette liegen. Im selben Augenblicke war auch die Erscheinung, die mich bis dahin begleitet hatte, verschwunden. Kurze Zeit darauf wachte mein Vater auf und betrachtete

mich mit einem fragenden Blicke. Dann sagte er zu mir: „Gott sei gelobt, lieber Eduard, daß ich dich gesund und wohl vor mir sehe, ich habe einen ganz schrecklichen Traum gehabt, und es kam mir vor, als wärest du ins Wasser gefallen und in Gefahr zu ertrinken." „Nun war ich" — fährt Sulza fort — „am selben Tage mit einem Freunde an den Fluß gegangen um Taschenkrebse zu fangen und wäre bei dieser Gelegenheit beinahe von der Strömung mit fortgerissen worden. Ich erzählte nun meinem Vater, daß ich eine Erscheinung von ihm beim Betreten des Hofes gesehen und mich mit dieser Erscheinung lange unterhalten hätte. Mein Vater antwortete nur, daß solche Dinge oft vorkämen."

VIII.

Die Erscheinungen, von welchen in den vorstehenden Berichten gesprochen wird, lassen sich in solche einteilen, welche durch einen Wunsch oder ein Verlangen hervorgerufen sind, und solche, bei welchen dies nicht der Fall ist. (Provozierte und spontane Erscheinungen). Nun wird sich ein jeder fragen, ob der menschliche Wille denn wirklich so viele Kraft hat, um durch Suggestion Erscheinungen der Ferne hervorzurufen. Die Frage muß bejaht werden, da die Verfasser des Buches Phantasms of the Living die Möglichkeit solcher willkürlich hervorgerufenen Erscheinungen durch sieben genügend beglaubigte Beispiele erwiesen haben. Das eine derselben will ich meinen Lesern zur Ergänzung der vorherbesprochenen noch mitteilen.

„Der Pastor C. Godfrey in Eastbourne in der Grafschaft Sussex hatte die Erzählung von einer solchen willkürlichen Erscheinung gelesen und interessierte sich so sehr für die Sache, daß er das gleiche zu versuchen beschloß. Am 15. November 1886, elf Uhr Abends, richtete er alle Einbildungs- und Willenskraft, deren er fähig war, auf den einen Gedanken, einer gewissen ihm befreundeten Dame am Fußende ihres Bettes stehend zu erscheinen. Diese Anstrengung dauerte 8 Minuten lang, worauf Godfrey ermüdete und einschlief. Am nächsten Tage erzählte ihm die Dame, welcher dieser Versuch gegolten hatte, von selbst, was sie gesehen hatte. Godfrey bat sie, ihre Erinnerung nieder zu schreiben, und sie that es in folgenden Worten. „In der letzten Nacht erwachte ich plötzlich aus dem Schlafe und hatte die Empfindung, als wenn jemand in mein Zimmer getreten wäre. Ich hörte auch ein Geräusch, aber ich nahm an, es käme von den Vögeln, welche sich außen am Fenster zwischen den Epheuranken bewegten. Aber ich fühlte mich unruhig und hatte das Gefühl, als wenn ich aufstehen und ins Parterre herunter gehen müßte. Das Gefühl wurde so lebhaft, daß ich mich erhob, ein Licht ansteckte und ins Parterrezimmer ging; ich wollte etwas genießen, um wieder ruhig zu werden. Als ich wieder in meine Schlafstube ging, sah ich auf der Treppe, unter dem großen Fenster, von welchem das Treppenhaus sein Licht bekommt, Herrn Godfrey stehen. Er hatte seine gewöhnlichen Kleider an, und sein Gesicht hatte den Ausdruck, welchen ich sonst an ihm beobachtet habe, so oft er irgend einen Gegenstand mit großer Aufmerksamkeit besah. Er stand da unbeweglich, während ich das Licht hochhielt und ihn mit dem größten Erstaunen

ansah. Das dauerte drei oder vier Sekunden, dann stieg ich die Treppe weiter hinauf, und er verschwand. Ich war nicht erschreckt, aber sehr aufgeregt und konnte nicht schlafen.

„Godfrey ging von der richtigen Voraussetzung aus, daß der einmal geglückte Versuch an Bedeutung gewinnen würde, wenn er ihn wiederholte. Das zweite Unternehmen mißriet, aber das dritte Mal hatte er wieder Erfolg, ohne daß er die Dame von seiner Absicht vorher benachrichtigt hätte, wie er dies auch die beiden ersten Male nicht gethan hatte. Sie schrieb.

„In dieser letzten Nacht, wir schreiben Dienstag, den 7. Dezember, ging ich um halb elf Uhr nach oben in meine Schlafstube, um zu Bett zu gehen. Ich schlief auch ein, aber plötzlich hörte ich eine Stimme „Wachen Sie auf," und ich fühlte, wie eine Hand sich auf die linke Seite meines Kopfes legte." — (Diesmal ging die Absicht Godfreys dahin, sie seine Anwesenheit hören und fühlen zu lassen.) — Ich wurde sogleich vollständig wach und hörte in der Stube ein eigentümliches Brummen wie das einer Maultrommel. Es kam mir vor, als wenn ein kalter Zug von allen Seiten auf mich losblies, ich hatte furchtbares Herzklopfen und sah außerdem noch, wie eine fremde Gestalt sich über mich beugte. Mein Zimmer wurde nur von außen durch eine Lampe erleuchtet, und diese warf einen langen und schmalen, hellen Streifen auf die Wand über meinem Frisiertisch. Dieser Streifen war jetzt durch die fremde Gestalt völlig verdunkelt. Ich drehte mich schnell um, und es kam mir vor, als ob die Hand, welche auf meinem Kopfe gelegen hatte, neben meinem Kopfe auf das Kissen gesunken wäre. Die fremde Gestalt war noch immer über mich gebeugt, und ich sah, wie sie sich gegen die eine Seite meines Bettes lehnte. Der eine Unterarm ruhte die ganze Zeit hindurch auf meinem Kopfkissen. Ich sah auch das Gesicht des Fremden, aber es war wie von Nebel verhüllt. Der Zeit nach mußte es halb ein Uhr Nachts sein. Die fremde Gestalt hatte den Bettvorhang etwas bei Seite gezogen; heut morgen bemerkte ich aber, daß er wie gewöhnlich herabhing. Ich habe keinen Zweifel daran, daß die Erscheinung die des Herrn Godfrey war, ich erkannte ihn an den Schultern und an den Gesichtszügen. Während der ganzen Zeit, daß die Erscheinung dablieb, zog sich ein kalter Luftzug durch das Zimmer, wie wenn die Fenster offen wären."

IX.

Alles dies sind Thatsachen. Bei dem heutigen Stande unserer Kenntnisse wäre es zu gewagt, einen Erklärungsversuch machen zu wollen; unsere Psychologie ist dazu noch nicht weit genug fortgeschritten. Es giebt eben Dinge, die wir nicht umhin können als wirklich anzuerkennen, ohne daß wir dabei im stande wären sie zu begreifen.

Es wäre die größte Thorheit, das zu leugnen, was man nicht erklären kann. Hat man denn vor tausend Jahren das Weltsystem erklären können? Kann man heut das Wesen der Anziehungskraft erklären? Die Wissenschaft geht ihren Weg und schreitet unaufhaltsam fort.

Kennen wir überhaupt die Grenze unserer Fähigkeiten? Daß es in der Natur noch Kräfte giebt, welche wir nicht kennen, wie wir vor weniger als hundert Jahren die Elektrizität noch nicht gekannt haben, daß es im Weltenraume noch andere Wesen giebt mit mehr Sinnen und mehr Fähigkeiten begabt als wir, daran kann kein denkender Mensch einen Augenblick zweifeln. Kennen wir auch nur den irdischen Menschen von Grund aus? Wahrscheinlich nicht.

Noch einmal, es giebt Dinge, die wir nicht bezweifeln dürfen, obwohl wir sie nicht erklären können; eine Anzahl von Forschern beginnt jetzt die Thatsachen wissenschaftlich zu bearbeiten, was bisher noch nicht geschehen ist. Wir können es für möglich halten, daß das planmäßige und wissenschaftliche Vorgehen der neuen Schule uns zu ganz unerwarteten Ergebnissen, möglicherweise sogar die Lösung der wichtigsten aller Fragen bringen wird, die Erkenntnis der menschlichen Natur.

Wir dürfen uns heut noch nicht herausnehmen, etwas abzuleugnen. Wir müssen studieren und die Thatsachen sammeln und feststellen. Die Erklärung wird von selbst kommen.

Finanzielle Kriegsbereitschaft im Frieden.

Von

Georg von Mayr,

Unterstaatssekretär z. D.

Der Wirtschaftsplan des Staates für einen nahbevorstehenden kurzen Zeitabschnitt, wie ihn das Budget enthält, kennt keinen Ansatz von Ausgaben und entsprechender Deckung durch Einnahmen für den außerordentlichen Fall einer im Laufe der Finanzperiode etwa nötigen Kriegführung, während der Vorbereitung auf den Ernstfall des Krieges umfassende Ausgaben ordentlicher und außerordentlicher Natur im Etat des Heeres und der Marine gewidmet sind. Jedermann aber weiß, daß beim Kriegsausbruch der Besitz auch des bestgeübten Heeres, der trefflichsten Flotte und der bestausgerüsteten Festungen nicht genügt, daß vielmehr zur wirklichen, aussichtsreichen, kriegerischen Aktion die weitere Verausgabung bedeutender Geldsummen nötig ist, für deren Bereitstellung irgendwelche budgetmäßige Fürsorge nicht getroffen ist. Nicht bloß die theoretische Erwägung, daß man thunlichst nur für die Deckung bestimmt vorhersehbaren Staatsbedarfs zu sorgen habe, hält hiervon ab, sondern vor allem das praktische Bedenken, daß es nicht zweckmäßig sei, die Staatslasten drückender erscheinen zu lassen, als sie bei dem immerhin doch in erster Linie erhofften Friedenszustand sich vermutlich in der That gestalten würden. Freilich würde die Einsetzung eines ausgiebigen Ausgabepostens für einen eventuellen Krieg — abgesehen von etwaiger späterer Erhöhung desselben — nur einmal, bei der erstmaligen Einfügung des-

selben ins Budget, seine lastenvermehrende Wirkung äußern, da im erhofften Fall der Friedenserhaltung die Ersparung des bezüglichen Betrags ohne weiteres den folgenden Budgets als Überschuß zuflösse. Aber auch in dieser einmaligen Erscheinungsform wäre eine so neue, eigenartige Bedarfsmehrung finanzpolitisch kaum irgendwo willkommen. Noch größeren Bedenken aber möchte ein solches Vorgehen von einem gewissermaßen psychologischen Standpunkt aus begegnen, auf welchem es für unziemlich erachtet werden könnte, in friedlicher Zeit in den Wirtschaftsplan des Staates für die nächste Zukunft eine Geldverausgabung für Kriegsführung aufzunehmen. Wenn man jedoch bedenkt, daß der Staat, und zwar mit Recht, sich nicht scheut, gewaltige Summen für militärische Zwecke in seinem Wirtschaftsplan vorzusehen mit der ausgesprochenen Absicht, Heer und Marine für einen etwaigen Kriegsausbruch zur Verfügung zu haben, so wäre es eigentlich nur folgerichtig, auch noch weiter den Fall des außerordentlichen Geldbedürfnisses, welchen ein ausbrechender Krieg hervorruft, in demselben Wirtschaftsplan ordnungsmäßig, wenn auch nur vorsorglich, und mit Hoffnung der Ersparung desselben vorzusehen. Wie aber nun einmal die Dinge liegen, würde, zumal bei der heutigen Spannung in Europa, der Staat, welcher zuerst eine solche Neuerung seines Budgets brächte, voraussichtlich als Störenfried verschrieen werden — wahrscheinlich grundlos; denn gerade die neueste Zeit hat die Richtigkeit des Grundsatzes glänzend erwiesen, daß die beste Rüstung zum Kriege die beste Friedensgewähr sei.

Wenn auf dem Budget allein das finanzielle Können eines Staates beruhen würde, dann stünde es hiernach schlimm mit der finanziellen Kriegsbereitschaft in Friedenszeiten. Glücklicherweise ist nun zwar das Budget ein sehr wichtiger Ausdruck des „finanziellen Könnens“ oder mindestens „Wollens“; die Gesamtheit der finanziellen Kraft für den Ernstfall eines Krieges aber wurzelt nicht im einzelnen Budget und auch nicht in der Reihenfolge einer größeren Anzahl von Betriebsergebnissen, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß sowohl die allgemeinen Grundsätze der Finanzpolitik als insbesondere die für die Budgetaufstellung maßgebenden die Leistungsfähigkeit des Staates für den Kriegsfall wesentlich beeinflussen.

Im übrigen aber haben wir uns zu vergegenwärtigen, daß das Budget nur einen zeitlich eng begrenzten Ausschnitt aus dem Programm des staatlichen Haushalts darstellt, für dessen Gestaltung nur zum kleineren Teile die gelegentlich der Budgetberatung neu Platz greifende Entscheidung der gesetzgebenden Faktoren maßgebend ist, während die wichtigsten Bestandteile des Wirtschaftsplanes eine Folge älterer gesetzlicher Normen sind und nur von Ordnungswegen in das Budget aufgenommen werden. Daneben aber giebt es noch andere gesetzliche Zustände und Maßnahmen, welche von wesentlicher Bedeutung für die Kräftigung der Finanzen sind, die aber im Budget gar keinen oder nur einen unvollständigen Ausdruck finden.

Speziell für die Frage der finanziellen Kriegsbereitschaft des deutschen Reiches sind zwei Gruppen besonderer Fürsorge zu erwähnen, welche budgetmäßig keinen Aus-

druck finden, sachlich aber — weniger wegen des Maßes der Fürsorge als um des Prinzips wegen — von großem Interesse sind. Es sind dies einerseits der Kriegsschatz, andererseits gewisse Bestandteile der gesetzlichen Bestimmungen über die Kriegsleistungen.

Der Reichskriegsschatz stellt die außerbudgetmäßige Widmung eines bar bereitgestellten Betrages von 120 Millionen Mark für eventuelle Mobilmachung dar. Hier haben wir es also unmittelbar mit einer Maßnahme finanzieller Kriegsbereitschaft im Frieden zu thun, welche dem zielbewußten Festhalten bewährter altpreußischer Tradition durch den Reichskanzler Fürsten Bismarck zu danken ist. Die Anfechtungen, welche der ältere preußische Staatsschatz von liberalisierenden Volkswirten und Politikern erfuhr, haben sich wiederholt, als es galt, nach dem glorreichen Kriege von 1870 und 71 aus der von Frankreich entrichteten Kriegsentschädigung einen Kriegsschatz des Reiches zu entnehmen. Noch mußte die Erinnerung an den unvergleichlichen Nutzen, welchen beim Kriegsausbruch im Jahre 1870 der preußische Staatsschatz gewährt hatte, eine frische sein, ein Nutzen, dessen Wesen Fürst Bismarck im Reichstag (Sitzung vom 4. Nov. 1871) dahin zusammengefaßt hatte, daß „wenn wir den Staatsschatz nicht gehabt hätten, wir positiv nicht im stande gewesen sein würden, die paar Tage zu gewinnen, welche hinreichten, das gesamte linke Rheinufer vor der französischen Invasion zu schützen." Und doch durften sich schon im November 1871 bei der Beratung des Gesetzentwurfes betr. die Bildung des Reichskriegsschatzes die von dem Wunsche nach Festhaltung und Erweiterung der parlamentarischen Machtfülle getragenen Bedenken gegen den Kriegsschatz hervorwagen, welche schon vorher Jahrzehnte hindurch im preußischen Landtag gegen den Staatsschatz geltend gemacht worden waren mit der Unterstellung, daß ein gefüllter Schatz eines der Attribute der absoluten Gewalt sei, deren Verführung sich keine Regierung auf die Dauer werde entziehen können. Nicht ohne die Empfindung einer gewissen Ironie des Schicksals liest man heute in den preußischen Landtagsverhandlungen von 1866 ein Amendement Twesten, nach welchem der damalige preußische Staatsschatz nur bis Anfang 1870 bewilligt werden sollte; wäre dieser Antrag durchgedrungen, und hätte ihm die Regierung Folge gegeben, so hätte gerade im entscheidenden Augenblick der französischen Kriegserklärung der Staatsschatz gefehlt. Soweit ging nun allerdings die Reichstagskommission nicht, daß sie den Reichkriegsschatz nur für eine beschränkte Zeit hätte bewilligen wollen, aber dieser Schatz sollte doch nur, entgegen den für den preußischen Staatsschatz maßgebend gewesenen Grundsätzen, durch einmalige Bewilligung einer festen Summe begründet werden, und namentlich sollte demselben das Wesen einer dauernden Einrichtung mit selbständigen Einnahmequellen fehlen. Von seiten der Regierung wurde gegenüber dem Kommissionsantrag zwar durchgesetzt, daß bei eingetretener Verminderung des Schatzbestandes eine von parlamentarischer Bewilligung unabhängige Ergänzung desselben durch Zuführung der aus anderen als den im Reichshaushaltsetat aufgeführten Bezugsquellen fließenden Einnahmen des Reiches zulässig ist; allein diese Errungenschaft ist deshalb von sehr zweifelhaftem Wert, weil es in Friedens-

zeiten — abgesehen etwa von Schenkungen und Erbschaften, welche dem Reiche zufließen sollten — kaum solche Einnahmen giebt, während allerdings für den Fall eines glücklich geführten Krieges die Wiederfüllung des Kriegsschatzes aus Kriegs-Kontributionen und Entschädigungen gesichert erscheint.

Nachdem der Reichskriegsschatz von 120 Millionen Mark Dank der friedliebenden Politik des Deutschen Reiches nunmehr fast zwei Jahrzehnte unberührt — ohne Verminderung, aber auch ohne Vermehrung — liegen geblieben ist, mag sich wohl die Frage aufdrängen, ob derselbe, da über den Nutzen seines Bestandes überhaupt ein ernstlicher Zweifel nicht bestehen kann, auch seinem Betrage nach für die heutigen Verhältnisse genügend zu erachten ist. Der Schatzbetrag ist vom Anfang an knapp bemessen worden; insbesondere wurde ausdrücklich festgestellt, daß die Summe von 120 Mill. nicht ausreicht, um die einmaligen Mobilmachungskosten zu decken. Erwägt man dazu, welche Veränderungen, Verbesserungen, Vermehrungen in der militärischen Rüstung Deutschlands seitdem eingetreten sind, und welche Mehrung der Mobilisierungskosten naturgemäß damit verbunden sein muß, so gelangt man zur Überzeugung, daß der bare Reichskriegsschatz heute eine verhältnismäßig geringere finanzielle Sicherung gewährt als zur Zeit seiner Begründung. Einer plötzlichen bedeutenden Erhöhung desselben, welche hiernach wohl begründet erschiene, mögen vielleicht Bedenken entgegenstehen; um so dringlicher möchte die Überlegung der Frage sein, ob nicht die Einrichtung des Reichskriegsschatzes so umzugestalten wäre, daß eine allmähliche Erhöhung desselben gesichert wird. Dabei möchte die Zuweisung besonderer Einnahmequellen an denselben der jährlichen Neubewilligung einer Erhöhungsquote vorzuziehen sein. Politisch wie finanziell würde sich dabei eine Abweichung vom älteren preußischen Grundsatz der Zuweisung ganz unständiger Einnahmen dahin empfehlen, daß dem Kriegsschatz entweder eine feste Jahressumme aus den gesamten Reichseinnahmen bis zur Erreichung eines neu zu bestimmenden Höchstbetrages oder eine bestimmte Quote bestimmter Reichseinnahmen (z. B. der Zölle oder der Branntweinsteuer) überwiesen würde. Jedenfalls ist die Frage, ob der Kriegsschatz reichlich genug bemessen ist, eine Frage von größter Wichtigkeit nicht etwa bloß für Regierungskreise, sondern in erster Linie für das Volk; denn weite Landstriche des Reichs sind im höchsten Maße daran interessiert, daß der wohlgefüllte Geldbeutel des Kriegsschatzes wie im Jahre 1870 so auch bei einem — hoffentlich noch recht fern liegenden — neuen, voraussichtlich noch gewaltigeren Kriege es ermöglichen, den Einbruch der feindlichen Heeresmassen vom vaterländischen Boden fern zu halten.

Eine weitere beachtenswerte Fürsorge der Gesetzgebung für finanzielle Kriegsbereitschaft steckt in den Vorschriften über die Kriegsleistungen, d. i. insbesondere in den gesetzlichen Bestimmungen über die Gewährung von Quartier, Naturalverpflegung, Fourage und Vorspann, von Arbeitsleistungen und Materialien, sodann über die sog. Landlieferungen von Vieh, Brot, Hafer, Heu und Stroh zur Füllung der Kriegsmagazine, weiter über die Leistungen der Eisenbahnen in Bezug auf Transport, Material und Personal sowie über jene der Besitzer von Schiffen

und Fahrzeugen, endlich über die Verpflichtung der Besitzer von Pferden zur Überlassung derselben behufs Beschaffung und Erhaltung des kriegsmäßigen Pferdestandes der Armee. Nach allen diesen Richtungen ist durch die Gesetzgebung die Beziehung zwischen dem im Kriegsfall Dienste oder Sachen bedürfenden Staat und den im Besitz solcher Sachen befindlichen oder zur Leistung der geforderten Dienste geeigneten Personen dem Privatrecht entrückt und öffentlichrechtlich in der Weise geregelt, daß vor allem die unverzügliche Leistung des Bedurften gesichert ist. Diese Rücksichtnahme auf die technischen Bedürfnisse der Kriegsführung und Kriegsvorbereitung steht in erster Linie, daneben aber waltet gleichzeitig — jedoch nicht in allen einzelnen Fällen — das Bestreben, die finanzielle Deckung der für die Kriegsleistungen geschuldeten Vergütungen mittelst einzelner Zwangsanlehen zu sichern. Daß Vergütung für solche Leistungen gewährt wird, bildet nämlich die Regel; nur bei solchen Leistungen tritt eine Vergütung nicht ein, bei welchen mehr Unbequemlichkeiten als wirkliche Vermögenseinbußen für die Verpflichteten vorliegen, wie bei der Gewährung von Quartier und Stallung an durchmarschierende oder kantonnierende Truppen und bei der Überlassung von Gemeindegebäuden, Plätzen u. s. w. zu Kriegszwecken. In solchen Fällen erachtet es der Gesetzgeber für genügend, nur die Auslagen und positiven Beschädigungen zu ersetzen, vorbehaltlich der auf Grund eines Spezialgesetzes zu gewährenden Schadloshaltung derjenigen Gemeinden oder Personen, welche in außergewöhnlichem Maße belastet worden sind. Für alle übrigen Leistungen wird Vergütung gewährt, und zwar bei einzelnen derselben sofortige Vergütung in bar aus den bereitesten Beständen der Kriegskasse. Der wichtigste der hier einschlägigen Fälle ist die Enteignung von Pferden; die gleiche Vorschrift greift Platz bei der Enteignung von Schiffen sowie bei der Gewährung von Diensten und Gegenständen, deren Leistung bzw. Lieferung das militärische Interesse ausnahmsweise erforderlich machen könnte, insbesondere von Bewaffnungs- und Ausrüstungsgegenständen, Arznei- und Verbandmitteln. In diesen Fällen führt das technische Interesse unbedingter Gestellung des Bedarfs (namentlich an Pferden) dazu, von einer gleichzeitigen finanziellen Deckung desselben mittelst des Kredits ganz abzusehen und die bare Zahlung aus allgemeinen Staatsmitteln im Interesse der möglichsten Fernhaltung jeder Beiseiteschaffung der zu enteignenden Gegenstände vorzuschreiben. Bei allen übrigen Kriegsleistungen dagegen verbindet das Gesetz mit der Verpflichtung zu deren Gewährung zugleich die weitere Verpflichtung der zu diesen Leistungen herangezogenen Gemeinden, Lieferungsverbände und Eisenbahnverwaltungen, die ihnen geschuldete Vergütung dem Reich zu kreditieren. Wir haben also hier für diese Fälle die gesetzliche Organisation vereinzelter Zwangsanlehen, welche nach den Ergebnissen des militärischen Bedarfs gerade da auferlegt werden, wo Kriegsleistungen gefordert werden. Formell findet dies darin seinen Ausdruck, daß über die Vergütungsansprüche auf Grund der festgestellten Liquidation Anerkenntnisse, d. h. Schuldurkunden des Reichsfiskus ausgestellt und demjenigen übergeben werden, welcher die Vergütung zu verlangen hat. Die Anerkenntnisse lauten auf bestimmte Geldsummen, welche vom

ersten Tage des auf die Leistung folgenden Monats an mit vier Prozent verzinst werden. Die Einlösung und Zinszahlung findet nach Maßgabe der verfügbaren Mittel statt. Die Anerkenntnisse werden, auf den Namen des Gläubigers ausgestellt, können aber veräußert und verpfändet werden und die Zahlung der Beträge erfolgt gültig an den Inhaber der Anerkenntnisse gegen Rückgabe derselben.

Diese Art nicht bloß technischer sondern auch finanzieller Fürsorge für bestimmte Fälle unmittelbaren militärischen Kriegsbedarfs darf bei einer Erörterung der Frage der finanziellen Kriegsbereitschaft im Frieden gewiß nicht übersehen werden. Andererseits aber liegt auf der Hand, daß es sich dabei doch nur um vereinzelte gelegentliche finanzielle Maßnahmen handelt, denen gegenüber die allgemeine finanzielle Kriegsbereitschaft sich als eine Aufgabe von weit umfassenderer Bedeutung darstellt. Eine wohlgeordnete finanzielle Kriegsbereitschaft in solch' allgemeinem Sinne läßt sich in zwei Hauptgruppen finanzpolitischer Fürsorge zerlegen, von welchen die eine Gruppe jene Äußerungen der Gesetzgebung und Verwaltung umfaßt, welche mittelbar zur Sicherung und Stärkung finanzieller Kriegsbereitschaft dienen, während in die andere Gruppe solche positive Maßnahmen zu verweisen wären, deren unmittelbarer Zweck es ist, für den Kriegsfall eine ausgedehnte Flüssigmachung von Geldmitteln zur allgemeinen Deckung des Kriegsbedarfs zu sichern.

Daß die allgemeine Finanzlage eines Landes von entscheidender Bedeutung für dessen finanzielle Kriegsbereitschaft ist, bezweifelt niemand. Zur näheren Würdigung des Sachverhalts empfiehlt es sich, die Hauptgesichtspunkte zu betrachten, unter welchen eine „Finanzlage" als günstig oder ungünstig anzusehen ist. Dabei zeigt sich, daß nicht nur das Ergebnis der Finanzgebahrung selbst in seinen Erscheinungsformen des Gleichgewichts, der Überschuß- oder der Defizitwirtschaft in Frage kommt, sondern vor allem die Beschaffenheit der Quellen der Staatseinnahmen, welche insbesondere auf den Grad der Sicherheit ihres Eingangs auch in schwierigen Zeiten und auf ihre Erhöhbarkeit zu prüfen sind. Ein Staat, der aus eigenem Besitz erhebliche Einnahmen zieht, ist an sich schon leistungsfähiger als der besitzarme Staat, und er wird es voraussichtlich in kritischer Zeit um so mehr sein, als die Renten des eigenen Besitzes in Friedenszeiten eine Schonung der Steuerkraft des Landes ermöglichen. Das deutsche Reich besitzt nun zwar kein sehr erhebliches Rente ergebendes eigenes Vermögen, wohl aber ist dies in den deutschen Einzelstaaten der Fall, deren Vermögensbesitz bei der Solidarität der Pflichten und Interessen mit jenen des Reichs im Kriegsfall auch für das Reich eine wertvolle finanzielle Gewähr bildet. Noch wichtiger aber ist, daß der Steuerdruck in Friedenszeiten so gut als möglich verteilt und die Steuerkraft im ganzen nicht voll ausgenützt sei, damit für den Kriegsfall die Möglichkeit weiterer Anspannung gegeben sei. Kriegsbereit ist deshalb vor allem der Staat, welcher das System seiner indirekten Steuern gut entwickelt, die wichtigsten Arten des Verbrauchs zu einer ausgiebigen und doch noch steigerungsfähigen Besteuerung herangezogen und einen zuverlässigen Beamtenorganismus zur Verwaltung und

Kontrolle derselben geschaffen hat. Von besonderer Wichtigkeit ist es dabei, wenn die Technik der Besteuerung so durchgeführt ist, daß Steuererhöhungen mit geringstmöglicher Schädigung privater Interessen und mit möglichster Fernhaltung gewinnsüchtiger Spekulationen durchgeführt werden können. Unter diesem Gesichtspunkte bietet die Form der Staatsmonopole ganz besondere Vorzüge. Die Steuerformen, in welchen im Deutschen Reich die beiden wichtigsten Verbrauchssteuern, der Spirituosen und des Tabaks, durchgeführt sind, lassen — insbesondere was die Tabakbesteuerung betrifft — die für kritische Zeiten wünschenswerte Elastizität der Belastung sehr vermissen.

Die direkten Steuern werden wegen des eigenartigen Druckes, welchen sie — zumal in der Form der Ertragssteuern — auf die Pflichtigen äußern, insbesondere soweit sie den Grund und Boden belasten, im allgemeinen zur alsbaldigen Erhöhung im Kriegsfall nur wenig geeignet sein; erwünscht aber ist, daß mindestens eine Steuer dieser Gattung — am besten eine allgemeine Besteuerung des Einkommens mit Freilassung der geringen Einkommen — die für schwere Zeiten gebotene Entwickelungsfähigkeit besitze. Für das Deutsche Reich ist nach geltendem Recht unmittelbar von Erhöhung direkter Steuern nichts zu erhoffen, da das Reich über solche Steuern überhaupt nicht verfügt. Die wünschenswerte Entwickelungsfähigkeit der direkten Steuern bezieht sich darum — sofern nicht gesetzliche Bestimmungen getroffen werden, welche für den Kriegsfall eine Erschließung auch der direkten Steuern für das Reich bezwecken, wovon unten die Rede sein soll — nur auf die Finanzen der Einzelstaaten. In diesen aber wird allerdings Fürsorge zu treffen sein, daß für den Kriegsfall dem Reiche der Rückhalt an der unbedingten Zahlungsfähigkeit der Einzelstaaten nicht fehle, wenn diese Matrikularbeiträge entrichten sollen. Eine Umschau in der Steuergesetzgebung der einzelnen deutschen Staaten wird da und dort unter diesem Gesichtspunkt Lücken erkennen lassen, namentlich in denjenigen Staaten, in welchen die Einführung einer allgemeinen Einkommenbesteuerung ins Stocken geraten ist.

Die Erhebungsformen einzelner unserer indirekten Steuern sowie die bedeutenden Ungleichmäßigkeiten der direkten Besteuerung in den Einzelstaaten sind demnach, wenn der Ernstfall des Krieges und insbesondere eines sich länger hinziehenden Krieges in Betracht gezogen wird, dunkle Punkte auf dem Gebiete der die Finanzlage wesentlich bedingenden, im übrigen in den letzten Jahren erheblich verbesserten Steuergesetzgebung Deutschlands. Diese dunklen Punkte zu beseitigen möchte die Aufgabe weitsichtiger Bestrebungen auf dem Gebiete der Finanzpolitik des Reichs wie der Einzelstaaten sein. Im übrigen mag es bei der Prüfung unserer Steuergesetzgebung für den Kriegsfall zur Beruhigung dienen, daß die Anforderungen an die Steuerkraft der Bevölkerung hinter jenen anderer Großstaaten zurückstehen, und der deutschen Steuerkraft, wenn es sich um die politische Selbsterhaltung der Deutschen handeln sollte, weitere Zumutungen mit Erfolg gemacht werden können.

Außer der gesamten Einrichtung des Einnahmewesens und insbesondere der Besteuerung ist für die Finanzlage die Handhabung der Finanzpolitik und zwar

nicht bloß in der Gegenwart, sondern vor allem in der Vergangenheit von Wichtigkeit. Die Finanzwirtschaft der Vergangenheit äußert ihren Einfluß auf die heutige Finanzlage ganz besonders in dem Maße der Verschuldung, welche sie der Gegenwart überantwortet. Als Ausfluß einer gewissen, nicht immer unbewußten wirtschaftlichen Kurzsichtigkeit, welche in dem Wunsche ihren Grund hat, dem Steuerzahler augenblicklich nicht unangenehm zu sein, hat sich allenthalben, besonders in der neueren Zeit, das Bestreben geltend gemacht, den künftigen Generationen durch Verschuldung nicht bloß solche Lasten aufzuerlegen, welche sie mit Recht tragen, wie bei Staatsanleihen, welche dauernd Rente tragende Einrichtungen schaffen oder sonst durch ihren Bestand und ihre Nutzung auch den künftigen Generationen zugute kommen, sondern auch solche Lasten, welche Mangels solcher Schaffung dauernder Werte eigentlich nur von der Gegenwart getragen werden sollten. Noch hat das Deutsche Reich im Vergleich mit anderen Großstaaten bedeutende Sünden auf diesem Gebiete in seiner freilich noch kurzen Finanzgeschichte nicht zu verzeichnen; aber der Eindruck, daß mehr Schulden gemacht wurden, als eigentlich hätte sein sollen und können, läßt sich nicht zurückdrängen. Die Frucht dieser Erkenntnis muß der gute Rat sein, in Friedenszeiten jedes ungerechtfertigten Schuldenmachens sich nicht nur zu enthalten, sondern auch die Friedenszeit zur möglichsten Tilgung vorhandener Schulden zu benützen. In der letzten Reichstagssession kam bei der Etatsberatung diese Empfindung zum Ausdruck; möge sich dieselbe weiterhin verstärken, möge sie aber auch vor dem Schicksal bewahrt werden, das ihr anderwärts oft zuteil wurde, nur einer von den guten Vorsätzen zu sein, mit welcher der Weg zur Hölle gepflastert ist. Je ernsthafter wir die Inanspruchnahme des Kredits in Friedenszeiten auf das Notwendigste beschränken und je mehr wir den vorhandenen Schuldenbestand durch Tilgung vermindern, um so mehr werden wir finanziell kriegsbereit sein. Das gilt nicht nur von den Finanzen des Reichs, sondern auch von jenen der Einzelstaaten, denn beide sind, wo es sich um die Pflicht der Selbsterhaltung handelt, solidarisch verbunden.

Abgesehen von dem Einfluß, welchen der geschichtliche Niederschlag der Finanzgebahrung in der Höhe des Schuldenbestandes auf die finanzielle Kriegsbereitschaft äußert, ist auch die Art der Budgetaufstellung, die Zuverlässigkeit und Vorsicht in der Veranschlagung der Einnahmen und der Ausgaben, sowie die Gewissenhaftigkeit im Budgetvollzug insbesondere in der Vermeidung vermeidbarer Etatsüberschreitungen von wesentlicher Bedeutung. Die Fernhaltung der Defizitwirtschaft liegt in Ländern, deren finanzielle Hilfsquellen, wie dies in Deutschland gottlob der Fall ist, durch die staatlichen Ansprüche nicht erschöpft werden, ganz wesentlich in solider Aufstellung und Handhabung des Budgets. Gerade unter diesem Gesichtspunkte aber können wir in Deutschland mit Beruhigung sowohl auf das Reichsbudget wie die Staatsbudgets blicken. Der Versuchung, welche zur Verschlechterung der französischen Finanzen so viel beigetragen hat, die Ausgaben zu gering und namentlich die Einnahmen zu hoch zu veranschlagen, hat man in Deutschland allenthalben widerstanden. Als Punkt im Reichsbudget, bei welchem,

nicht in der Absicht einer „majoration“, sondern aus Rücksichten üblicher formeller Etatsaufstellung den thatsächlichen Verhältnissen wenig Rechnung getragen ist, wäre die Veranschlagung des Ertrags der Zuckersteuer in den jüngsten Jahren hier zu erwähnen. Doch tritt sofort entschuldigend die Erwägung auf, daß eine geringere Veranschlagung des Ertrags einfach eine Erhöhung der Matrikularbeiträge zur Folge gehabt hätte, und daß die Deckung des aus der höheren Veranschlagung sich ergebenden Fehlbetrags im Reichshaushalt genau in derselben Weise, nur mit einer zeitlichen Verschiebung der Zahlungspflicht der Einzelstaaten erfolgt.

Bisher sind Finanzgesetzgebung und Finanzverwaltung unter dem Gesichtspunkte ihrer Einwirkung auf die allgemeine Finanzlage betrachtet. Beim Kriegsausbruch ist aber weiter die konkrete augenblickliche Finanzlage im engsten Sinne des in der Reichskasse verfügbaren oder alsbald verfügbar zu machenden Barbestandes von Bedeutung. Auch diese Situation wird vom Stand der laufenden Einnahmen und Ausgaben wesentlich beeinflußt und wird in so weit einigermaßen sogar von der Jahreszeit abhängen; doch bleibt, insbesonere was die Ausgabe-Zahlungen betrifft, falls Krieg in Sicht ist, der Reichsverwaltung in gewissen Grenzen eine positive Einflußnahme auf den Stand der Barmittel gesichert. Unterstützt wird diese Einflußnahme durch die über die Betriebsfonds der Reichshauptkasse getroffenen gesetzlichen Maßnahmen, welche Gewähr dafür bieten, daß ein Kriegsausbruch die Reichskasse nicht unvorbereitet treffen wird.

Wenn aber auch die allgemeine Finanzlage befriedigend ist und die Kasseneinrichtungen so getroffen sind, daß im Deutschen Reiche für den Fall des Kriegsausbruches außer dem Kriegsschatz, bei Heranziehung aller dem Reiche zur Verfügung stehenden Fonds, erhebliche Geldbestände vorhanden sind, so kann man sich doch der Überzeugung nicht verschließen, daß alle diese Mittel beim Ausbruch eines Krieges, welchen das Deutsche Reich zu führen hat, nur kurze Zeit vorhalten. Sehr bald wird die Frage lauten: Wie sollen nach der erstmaligen Leerung des Reichs-Geldbeutels die weiter erforderlichen großen Summen aufgebracht werden, welche ein Krieg erfordern wird, und wie soll Gewähr dafür geschaffen werden, daß die Aufbringung dieser Summen ohne zu große Verwirrung im Reichs- und Staatshaushalt erfolge?

Die Reichsverfassung behandelt diese Frage nicht im Detail, doch giebt sie auf dieselbe nach zwei Richtungen hin Antwort. Im Abschnitt über das Reichskriegswesen ist bestimmt, daß die Kosten und Lasten des gesamten Kriegswesens des Reichs von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen sind. Hierin kommt für den Kriegsfall die Solidarität aller Deutschen und insbesondere aller deutschen Gemeinhaushalte, insbesondere der Gemeinden, der Einzelstaaten und des Reichs zum Ausdruck, welche im Notfall die Pflicht gegenseitiger finanzieller Unterstützung und der Widmung ihrer finanziellen Kräfte für das große Werk der Landesverteidigung haben. Im Abschnitt über die Reichsfinanzen mangelt ein Programm für die Beschaffung der Geldmittel zur Kriegführung; es greifen die allgemeinen Bestimmungen Platz, wonach der aus den eigenen Einnahmen des

Reichs nicht gedeckte Ausgabebedarf des Reichs durch Matrikularbeiträge aufzubringen ist, mit der Maßgabe, daß in Fällen eines außerordentlichen Bedürfnisses im Wege der Reichsgesetzgebung die Aufnahme einer Anleihe erfolgen kann.

Der Ausbruch eines Krieges stellt zweifellos den Fall eines solchen außerordentlichen Bedürfnisses dar. Die nur nach der Zahl, nicht aber nach der Steuerkraft der einzelstaatlichen Bevölkerungen bemessenen Matrikularbeiträge eignen sich nicht zur endgiltigen Beschaffung großer Summen für Kriegszwecke, womit jedoch nicht ausgeschlossen sein soll, daß für kleinere Beträge auch dieser Weg der Deckung eines aus Kriegsaufwand hervorgehenden Reichsfehlbetrages einzuschlagen wäre. Die gewaltigen Summen aber, wie sie der nächste Krieg wohl erfordern wird, können und sollen jedenfalls nicht durch Matrikularbeiträge aufgebracht werden; es wäre ein verhängnisvolles Verfahren, eine Aufgabe, welche das Reich selbst besser zu lösen im stande ist als die Einzelstaaten, diesen mittelst des Systems der Matrikularbeiträge zuzuschieben.

Darf man sich aber bei dieser Sachlage auf die Dauer mit der in der Reichsverfassung enthaltenen allgemeinen Verweisung auf die Aufnahme einer Anleihe begnügen? Liegt es nicht vielmehr im Interesse des Reichs und der Reichsangehörigen, daß schon im Frieden ein näheres Programm für die Art und Weise entworfen wird, in welcher beim Ausbruch eines Krieges den finanziellen Bedürfnissen Rechnung zu tragen sein wird? Bei vorsichtiger Erwägung wird man die letztere Frage bejahen, mit dem Wunsche, daß die deutschen Waffen im nächsten Kriege so baldige und so gründliche Erfolge erringen mögen, daß von den organischen Finanzeinrichtungen, welche für den Kriegsfall vorzusehen wären, kein oder nur ein geringer Gebrauch gemacht werden möge.

Man wird es nur befürworten können, daß zunächst bei dem Kriegsausbruch der Versuch gemacht werde, unter Benützung aller der Reichsverwaltung zu Gebote stehenden Mittel und Wege durch freiwillige Anleihen die für die Führung des Krieges erforderlichen Gelder zu beschaffen, und man wird diesen Versuchen den besten Erfolg wünschen müssen. Aber man würde nicht gut thun, mit der — immerhin unsicheren — Hoffnung auf das Gelingen dieser Versuche sich zu begnügen. Es empfiehlt sich vielmehr, in der Friedenszeit gesetzliche Maßnahmen zu treffen, durch welche eine gewisse Unabhängigkeit des Reichs von den privaten Finanzkräften geschaffen, zugleich aber auch dafür gesorgt wird, daß für den Fall der Inanspruchnahme freiwillig gewährten Kredits die erhöhte finanzielle Leistungsfähigkeit des Reichs günstig auf die Gestaltung der Kreditbedingungen einwirke. Zu diesem Zwecke wären zwei Gruppen von besonderen gesetzgeberischen Maßnahmen zur Sicherung der finanziellen Kriegsbereitschaft erforderlich, erstens die Feststellung der Grundlagen, auf welchen im Notfalle Zwangsanlehen zu verwirklichen wären, zweitens die Einrichtung von Kriegssteuern und zwar auf dem Gebiete sowohl der indirekten wie der direkten Besteuerung.

(Schluß folgt.)

Eduard Flegels Tagebuch von April 1885 bis August 1886.

Am 12. April 1885 schiffte sich Eduard Flegel mit 5 Landsleuten und seinen beiden Haussafreunden in Hamburg nach Afrika zu seiner letzten Reise ein, von der ihm eine Rückkehr in die Heimat nicht beschieden sein sollte. Es waren damals nur wenige tiefer Blickende, welche dieser mit so viel Hoffnungen unternommenen Expedition kein günstiges Prognostikon stellten. Flegel selbst stand den Dingen zu nahe und war zu sehr in Anspruch genommen, als daß er hätte die nötige Ruhe finden können, um alle Faktoren auf ihren wahren Wert zu prüfen. Schien sich ihm doch endlich zu erfüllen, wofür er Jahre lang mit geistigen Waffen und mit Einsetzung von Gesundheit und Leben gestrebt und gekämpft.

Das Unternehmen war aber auch zu vielseitig; jede seiner Seiten hätte einen ganzen Mann in selbständiger Stellung und mit den entsprechenden Mitteln erfordert. Es wäre ungerecht, Flegel zu beschuldigen, daß er zu viel auf sich nahm. Er war eben eine seltene Arbeitskraft, voll Energie und Uneigennützigkeit, die jedem Wunsch entgegenkam, sobald die Erfüllung desselben nur in seinen Kräften zu stehen schien. Nachdem Flegel 9 Jahre ohne Erholung in Afrika gewirkt hatte und vor wenigen Monaten in Europa von schwerer Krankheit genesen war, sollte er abermals eine große, wissenschaftliche Reise ausführen, Stationen gründen, neues Land zu dem früheren hinzu erwerben, den Handel organisieren, ethnographische Gegenstände sammeln, kaiserliche Geschenke an Landesfürsten überreichen und vielleicht sonst noch etwas; doch genügt dies bereits vollständig.

Die realen Mittel dagegen waren erstaunlich knapp. Die Hauptsumme von 150 000 Mk., welche der deutsche Kolonialverein aufzubringen versprochen hatte, stand und blieb auf dem Papier; denn die 15 000 Mk., die Flegel im Herbst zugehen sollten, lehnte der Reisende voll Bitterkeit als völlig ungenügend dankend ab. Die Afrikanische Gesellschaft hatte nun zwar außer den Kosten für einen Flußdampfer und ein zerlegbares Boot für die nächsten 1 bis 1½ Jahre 44 000 Mk. zur Verfügung gestellt, doch war diese Summe für eine 6 Europäer zählende Expedition nebst Ausrüstung und Passage von Hamburg bis an die Sklavenküste nicht von Belang, wobei noch das Mißgeschick hinzukam, daß nach wenigen Wochen Dr. Semon und Dr. Gürich krankheitshalber nach Europa zurückgeschafft werden mußten.

Doch nicht genug, daß der deutsche Pionier zahlreiche und schwierige Aufgaben mit ungenügenden Mitteln zu lösen hatte, so boten seine englischen Gegner auch noch alles auf, um Flegel, der ihren Zwecken nicht dienen, vielmehr als Deutscher für Deutschland arbeiten wollte, zu verdrängen oder zu vernichten. Was galten den herrschgewohnten Briten die in Berlin ein Jahr zuvor getroffenen internationalen Vereinbarungen, da sie sich mit ihren großen Machtmitteln auch

am Niger und Benue bald wie zu Hause fühlen durften, nachdem sie die Franzosen gegen angemessene Entschädigung veranlaßt hatten, sich zurückzuziehen! Die Royal Niger Company wollte eben um jeden Preis das Monopol durchführen, jeden fremden Handel, jedes fremde Unternehmen von diesen Gebieten ausschließen, und einer solchen Handelsgesellschaft, die sich zur Durchführung ihres souveränen Willens auf ein Grundkapital von 20 Millionen Mark stützen konnte, wagte Flegel mit seinen Rechten entgegenzutreten und noch dazu in Afrika, wo das Recht erst recht nichts gilt. Diese je nach dem Standpunkte des Beurteilers erhabenen oder lächerlichen Rechtsbegriffe des schlichten Deutschen sollten bald genug durch englische Gewaltthat ausgetrieben werden, aber erst mit seiner Seele.

Jedoch auch indirekt hatte das Auftreten der Engländer Flegels Lage sehr verschlechtert. Die Royal Niger Company hatte sich letzthin vor Jola eine kleine Flottendemonstration und sonstige unschuldige Dinge erlaubt und dadurch den Herrn von Adamaua so aufgebracht, daß er auch Flegel nicht, wenigstens nicht von der Flußseite, empfangen wollte. So mußte der Überbringer kaiserlicher Geschenke umkehren und den sehr beschwerlichen und langwierigen Landweg über Gaschka nach Jola einschlagen.

Was Strapazen und Entbehrungen allein nicht vermocht hatten, das gelang ihnen endlich im Verein mit der harten Enttäuschung, die Flegels Herz traf, als er einsah, daß er doch nur der Pionier der Engländer gewesen war, daß Deutschland ihn verlassen hatte. Bereits vor Jahren hatte König Moliki von Nufe gegen Flegel geäußert, daß ihm dessen Streben vorkomme wie das eines Mannes, der das Brautbett bereite, bevor die Braut da sei. König Moliki hatte immer noch nicht die Landsleute seines weißen Freundes gesehen, für welche dieser zu wirken behauptete — hoffentlich wird kein Deutscher es Flegel nun zur Last legen, daß er trotz der Spötteleien des guten Königs Moliki an das Erwachen und Erscheinen seiner Landsleute glaubte, die es im entscheidenden Momente bloß vorzogen, das reiche und friedliche Niger-Benuegebiet fahren zu lassen und dafür Ostafrika samt Witu zu erwerben. Ob dies Vorgehen recht oder auch nur klug war, ist eine Frage für sich, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde.

Im April 1886 war Flegel bei dem König von Gaschka, die Mitglieder seiner Expedition hatten sich längst zerstreut, er war wieder, wie in früheren Jahren, allein, einzig darauf bedacht, seine Pflicht zu erfüllen, während die Afrikanische Gesellschaft bereits seit 5 Monaten von der Entziehung des jährlichen Reichszuschusses offiziell benachrichtigt, also zur baldigen Einstellung ihrer Thätigkeit verurteilt war.

Trotz der höchsten Ungunst der Lage war für einen Mann von Flegels Charakter die Rückkehr undenkbar, so lange er den Auftrag hatte, Geschenke Sr. Majestät des Kaisers an den Herrscher von Jola zu überbringen, von dem er auch noch die Bestätigung seiner Rechte erwartete. Selbst die bedenklichsten Anzeichen in Bezug auf seine erschütterte Gesundheit vermochten ihn nicht von der Verfolgung seines Zieles abzulenken, den Auftrag seines kaiserlichen Herrn mit

der Treue auszuführen, wie er sie bereits als zwanzigjähriger Jüngling dichterisch in seinem „Husarenlied" bekannt und sein ganzes Leben hindurch bestätigt hatte. Aber alle menschliche Kraft hat ihr bestimmtes Maß, und bei Flegel war dieses Maß bereits überschritten. Der Geist hatte dem Körper zu viel zugemutet, dazu kamen noch eine heftige Erkältung beim Passieren eines Gebirgsbaches und die moralische Erschütterung infolge des Abberufungsschreibens der Afrikanischen Gesellschaft, das ihn in Kontscha erreichte und dessen Motive ihn besonders schmerzlich berühren mußten.

Dennoch zog er weiter nach Jola, wo er die Genugthuung hatte, den kaiserlichen Auftrag auszurichten und die freundschaftlichen Beziehungen zum Herrscher von Jola zu erneuern. Auch traf dort um jene Zeit der sehnlich erwartete Führer von Flegels Dampfer, Herr Thiel, ein, während sich die Herren Hartert und Staudiger nach glücklich erfolgter Uebergabe der kaiserlichen Geschenke an den Sultan von Sokoto bereits nach Europa begeben hatten.

Ende August verließ Flegel auf seinem Dampfer Jola, nachdem er die übernommenen Aufgaben, soweit dies in seinen Kräften gestanden, erfüllt hatte; jetzt aber nach ihrer Erfüllung brach der von einem starken Geist so lange aufrecht erhaltene Körper zusammen. Flegel gestand sich endlich selbst ein, daß er krank sei, und betrachtete sich nun, wie seine letzte Bemerkung im Tagebuch lautet, als kranken Passagier.

Die Fahrt zur Küste ging rasch von statten, man erreichte Braß und suchte ärztliche Hilfe, doch war alles bereits zu spät. Um Mitternacht des 10. auf den 11. September beschloß Flegel, noch nicht 34 Jahre alt, sein thatenreiches Leben im Hause eines englischen Freundes, des Herrn C. J. Townsend aus Bristol.

12. April 1885, Sonntag. 12 h mittags an Bord der „Koanza" ab von Hamburg. 1 h nachts Kuxhafen passiert.

14. April. 3 h Dover angelaufen. Brief 1. an die Afrikanische Gesellschaft abgeschickt. Arbeite an der Aufstellung der General-Übersicht der Ausrüstungsgegenstände. Sehr schönes, heiteres Wetter und günstiger Wind.

15. April. Regnerisch, aber anhaltend günstiger Wind.

16. April. Früh sonnenhell, fortgesetzt günstiger Wind. Arbeite den Plan unserer nächsten Unternehmungen aus. Schiff schwankt heftig, wie das gewöhnlich der Fall in der Bai von Biskaya. Erste Zeichen der Seekrankheit bei S. — G. war gleich nach der Abfahrt etwas schwach zu Mute. H. hält sich sehr gut und besonders auch Th. und der alte Madugu. Der Tambari ißt ebenfalls nichts zu Abend. H. wird meiner Überzeugung nach sich sehr brauchbar erweisen.

17. April. Vorzügliches Wetter. Wir scheinen hier Gegenströmung zu haben, machten nicht mehr als 9 Knoten trotz des günstigen Windes. Aussicht, heut Abend Kap Finisterre zu erreichen; halten möglichst von der Küste ab, um den sich hier begegnenden Schiffen fern zu bleiben für den Fall eintretenden trüben Wetters.

21. April. Fortgesetzt günstiger Wind und schönes Wetter. Abends erreichen wir Teneriffa, „Fontenoy", Zweidecker, französisches Kriegsschiff. Gehen für eine Stunde an Land. Bettelvolk höchst unangenehm. Colin kommt an Bord.

22. April. Früh 7 h 30 ab nach Gran Canaria, dort bis 8 h abends. Schöner Spaziergang durch die Stadt und abends zurück zum neuen Hafen von Las Palmas. Telegraph führt jetzt hierher. Überall Deutsche. Fremdenbesuch nimmt hier sehr zu. Alles billiger als in Madeira und Teneriffa. Viel Früchte.

23. April. Weiter mit stets günstigem Wind. Wir können von Glück sagen, so gut durch die Nordsee und den Nordatlantischen Ozean gekommen zu sein, der große Leichter hätte uns Not machen können bei hoher See.

24. April. Wir passierten den Wendekreis des Krebses.

25. April. Schreibe an der Lebensgeschichte Mai-Gassin-Bakis. Wir passierten Kap Blanco, Wetter und Wind günstig.

27. April. Sternschnuppe, größer als Venus, von anfangs rotem Licht, vergrößert sich zu einer kleinen Kugel von grünem Licht und zerplatzt; zuerst im Westen von uns nahe bei Sirius in ca. 45° Höhe, zerplatzt über dem Horizont vor uns in SW oder SSW.

29. April. Früh zu Anker bei den Losinseln, welche die Engländer gepachtet und mit Zollhaus besetzt haben. Der Kapitän machte die Beobachtung, daß hier Lokalabweichung von 7° W stattfindet; er ist nun schon zum zweiten Mal hier aus seinem Kurs geraten, andere haben das wohl der Strömung ꝛc. schuldgegeben, doch sollen die Inseln aus Eisenstein bestehen, und scheint daher diese Beobachtung sehr wahrscheinlich. An Land mit Herrn Colin, welcher recht liebenswürdig ist. Tanz der verschnittenen Jungfrauen; sehr ähnlich in der ganzen Art anderen afrikanischen Tänzen, wie Joruba, Haussa, aber wilder. Bleiben die Nacht über zum 30. Kaufe einige Goronüsse für die Madugus. Wir besuchen die andere Insel mit dem englischen Zollhause. Der Bombax mit dem Observationshäuschen ist von Herrn Bauer sehr hübsch und in echt deutschem Geschmack angelegt. Abends zurück an Bord. Differenzen zwischen Kapitän und Leuten von Colin. Suche auch bei Verminck ein Boot zu kaufen, doch ohne Erfolg, weil zu teuer.

1. Mai. Wieder an Bord.

2. Mai. Weiterreise, sehr heiß.

3. Mai. Abends zu Anker an der Liberiaküste.

4. Mai. Früh 4 h weiter, die Kruküste entlang, um Kruboys zu nehmen. 5 h abends bei Kap Palmas.

5. Mai. Früh 3 h zu Anker, gegen Abend erster Tornado.

6. Mai. 8 h früh bei Gran Bassam.

7. Mai. Früh in Axim an der Goldküste an Land, 2 h nachmittags weiter nach Akkra.

8. Mai. In Akkra. Gouverneur Jung gestorben. 9 h abends in Adda, „Professor Wörmann."

9. Mai. Früh an Bord der „Mandingo,“ die mich schon morgen nach Lagos bringt, während unsere „Koanza“ erst am 12. oder 13. dort eintreffen kann. Gouverneur Evans und Begleiter mit uns von Akkra an Bord der „Mandingo“. Da Jung dort gestorben ist und Grifith von Lagos diesen dort ersetzen soll, kommt Evans nach Lagos. Legen mittags in Quittah an mit „Professor Wörmann“.

10. Mai. Früh mit Tagesanbruch auf der Rhede von Lagos. Die „Mathilde“ liegt da und ladet. Die „Dodo“ kommt und entlöscht die „Mandingo,“ gehen dann mit dieser hinein nach Lagos, abends in Lagos.

11. Mai. Um 10 h abends kommt die „Koanza“ an. 12 h nachts an Bord und weiter nach Benin. Drei Kruboys im Schiffsraum erstickt vom Dunst des Gin, 1 tot, 2 mit Not durchgebracht.

13. Mai. 8 Uhr abends in Benin, gehe hinein und kaufe ein Kanoe.

19. Mai. Ankunft in Braß, Quartier bei Townsend.

22. Mai. Gegen 11 h ab von Braß und Niger aufwärts. 12 h 5 Halt bei Point rechts, links Palmen und Mimosen. 12 h 12 weiter, 12 h 35 langsam, 12 h 37 voller Dampf, 12 h 39 links kleiner Arm. 12 h 41 links Hütten. 12 h 56 links kleine, rechts große Ausbuchtung. 12 h 58 Verbreiterung des Fahrwassers. 1 h viele Mangroven rechts, Strom enger. 1 h 3 ganz hart rechts. 1 h 6 hart rechts, Strom verbreitert. 1 h 8 Mitte, rechts Ausbuchtung, in die zwei Arme münden. 1 h 11 links breiter Arm (400 m), gabelt sich im Hintergrunde. 2 h 10 links Arm von 100 m Breite, überall Mangroven. 2 h 27 rechts mehrere Arme. Unser Pilot heißt Sam Kamerun, eine gute Vorbedeutung. 3 h 10 zwei kleine Hütten rechts. 3 h 20 gemischter Bestand rechts, mehr Mangroven links. 3 h 27 rechts kleiner Arm, Nikols-Insel. 3 h 38 rechts Ölpalmen mit Weinpalmen, links Nikols-Insel, Fluß 300 m breit. 3 h 43 rechts Wiesengrund, Mangrove fehlt bereits. 4 h 37 rechts Sonntaginsel. 4 h 54 Baumstumpf mitten im Fluß. 5 h 10 zwei Hütten, Kanoe, Fischer. 5 h 37 links Yamspflanzungen. 5 h 44 kleine Grasinsel im Strom. 5 h 51 links Hütten. 6 h 17 links Hütten, Kanoe. Passierten den Dampfer „King Moliki,“ Kapitän Prince, der dem Davis den Brief nach Lagos besorgt. 6 h 55 Halt bei der Ortschaft Pramabre. Die Leute freuen sich über unser Kommen

23. Mai. Nachts geht ein Tornado glücklich vorüber ohne Wind und Regen. Wir kaufen bei Pramabre in der Frühe Holz für Salz. Weiter um 6 h 23, links Hüttengruppen. Thiel meint, wir hätten noch für ca. 4 Tage Holz, also bis über Onitscha hinaus genügend, dennoch wollen wir jede Gelegenheit benutzen. 7 h 25 links Ortschaft. Leute kommen, Bananen zu verkaufen. Für den unteren Fluß müssen jedenfalls noch Tabak mitnehmen, Salz verkauft sich auch gut. An beiden Ufern fortwährend schöne Wälder, überall zerstreut Bananen gepflanzt. 8 h collocasia esculenta links, 8 h 10 graue Papageien ziemlich häufig. 8 h 50 Dorf links von etwa 20 Hütten. Bombax, elaeis guinensis, raphia vinifera und andere Bäume vieler Arten an beiden Ufern. 9 h 33 links zwei Negerdörfer, erstes etwa 30, zweites 25 Hütten. 9 h 45 links Sandbänke,

Fischer mit Gerät. 10 h 3 rechts wohl 25 Hütten und ein kleines Haus europäischen Stils mit Blech gedeckt, von einem wohlhabenden Schwarzen bewohnt. 10 h 48 links ein Arm. Kleine, dunkle Schwalbe (Waldenia nigrita). 11 h 10 halten links, bald wieder Mitte; rechts Sand, flach, Fischer. 10 h 12 prachtvolle Halkyonen, halten etwas links, breite Biegung. 11 h 18 links Dorf, bei dem viel Bananen, Yams und collocasia esculenta gepflanzt. 12 h 25 Halt bei Aigiama, Handel bis 1 h 20. Kaufen Holz für Zeug und Spiegel, ferner Bamboo und Tutei, um uns Dächer über das Kanoe und das Boot zu machen, dessen Segeldach nichts taugt. 1 h 28 große Insel links, ob Montaginsel? 1 h 30 auf einen Snag (Baumstumpf) aufgelaufen, glücklicher Weise ohne Leck zu machen, ein Bett zerschlagen, Kanoeschnabel abgestoßen und Kind von Davis leicht geschunden. Ein Glück, daß noch nicht R. Holz's Spielzeug mitnahm, dann wir alle wohl per Kanoe zurückgemußt. Aufenthalt bis gegen 2 h, tauen beide, Kanoe und Boot, jetzt hintereinander, um letzteres im Kielwasser des ersteren zu haben. 3 h 2 erstes Krokodil. 3 h 4 rechts Negerdorf und Wald bis ans Ufer, links flachsandig und sehr hohes Gras. 4 h nach Braß führender Creek, in dem Kanoes kommen, keine Dampfer (Braß-Creek). 4 h 9 Dorf, eine nicht große elaeis mit über 100 Webervogelnestern. Ein reizender charadrinähnlicher Vogel, glareola Nordmanni. 4 h 20 immer rechts haltend, üppige Lianen, 4 Tukane von Rabengröße, 2 Cypselus senegalensis, 4 h 27 einige Jakos. 4 h 33 halten rechts, Schar Jakos von 9 Stück; Tukan von Elstergröße, Schwalbenschar von ca. 80 Stück. 4 h 43 mehr nach der Mitte haltend, Ufer links nicht mehr sandig. Gypohierax angolensis, Tukane von Elstergröße, scharf, fast wie ein Specht, schreiend. 4 h 53 fahren jetzt am linken Ufer, 4 Stück glareola Nordmanni. 5 h Mitte haltend, rechts Sand, Gras, Wald, links 5 m hohes Ufer. 5 h 7 das Negerdorf Feugnama rechts, Handelsplatz, von Braßleuten besucht, überdachte, große Kanoes. 5 h 10 Negerdorf links, 20 Hütten. 5 h 28 Dorf, daneben kleiner Graben, jenseits desselben riesiger Wollbaum. 5 h 32 Uferschwalben, Bäume mit Unzahl von Webervogelnestern. 5 h 41 halten Mitte, rechts hohes, links sehr flaches Ufer, rechts vorm Point ein Baumstumpf, der uns dräuend entgegenstarrt. 6 h 40 Halt bei Sabogriga, Fischer in Kanoes kehren heim, in der Nähe Faktorei der N A C. Unser Proviant vom Kriegsministerium und der Kaffee von Riege sind sehr gut.

24. Mai. 5 h 43 ab von Sabogriga. 6 h 35 links flaches, sandiges, rechts steiles Ufer. 6 h 40 der „Barth" läuft heute sehr gut. 6 h 50 laufen auf eine Sandbank glücklich nicht fest auf. 7 h 6 nahe rechts hin, links Sandbank Egbangnare. 7 h 30 links Insel. 7 h 33 Steamerkette reißt, zwei Stunden Aufenthalt. 10 h 6 passieren Large cotton tree, Pilotenmarke. 10 h 11 zwischen Bank rechts und Snag links hindurch. 10 h 37 begraste Ecke passiert, gehen langsamer für wenige Minuten. 10 h 50 drei mächtige Cottonbäume passiert. 10 h 54 Snag links ca. 5′ über dem Wasser passiert, Snag rechts nahe dem großen Baum mit umgrüntem Stamm. 11 h Yamskulturen, links Point vor uns, rechts ausgedehnte Anpflanzungen von Bananen, Ufer ca. 10′ hoch. 11 h 12

hinüber nach links zu einer Hüttengruppe. 11 h 17 halten näher links, Spitze von Stirling Island sichtbar. 11 h 25 zwischen dem Wrack des „Sultan“ und versandeter Armöffnung hindurch. 11 h 28 Inselspitze, halten nach der Insel. 11 h 32 Ortschaft rechts passiert. 1 h 32 das erste der sogenannten 7 Dörfer passiert („White man call am 7 villages“, sagt Pilot). Davis Abdurrachmani hat hier einen Freund beim 4. Dorf (Idjovolk). Fische-Häuptling, gebe ihm einen roten Fez, mache die Leute auf die deutsche Flagge aufmerksam. 3 h 30 auf Sand aufgelaufen. 5 h Ecke und Ortschaft, in der Nähe am linken Ufer Pilotenmarke, bestehend in einer markanten Baumgruppe. 5 h 30 Agberi mit Faktorei der N A C, daselbst kleine Dampfbarkasse. Keasi zeigt uns den Weg, gebe einem Eingeborenen einen roten Fez und 4 Spiegel, verspreche wiederzukommen auf der Rückfahrt. Man braucht hier weniger Kohlen, da die Luft und das Speisewasser so sehr heiß. 6 h 35 abermals auf Grund. Gehen schließlich gezwungen zu Anker, weil dem Kessel der Dampf aus irgend einer Ursache entströmt. Nachts fangen wir an zu treiben und bringen dann auch den Kessel in Ordnung, flechten ein Tau. Früh morgens kommt Keasi mit einem Huhn. Holen beide Boote jetzt längs Seite.

25. Mai. Die Nacht nur sehr wenig geschlafen. Die Steuerkette reißt zu wiederholten Malen und verursacht unangenehmen Aufenthalt sowie Gefahr für das Schiff. Arugbadu, Häuptling von Ininubei, und Oge, Häuptling von Ekperiware, gebe jedem einen roten Fez und zwei kleine Spiegel. Die Leute wollen Blutsbrüderschaft trinken und engste Freundschaft für Handel schließen, Produkte sind Öl und Kerne. 2 Stunden Aufenthalt, 1 h 15 weiter, Keasi begleitet uns. Wenn ich nicht die Verantwortlichkeit für den Dampfer und die Madugus hätte, möchte ich wohl schlafen. 2 h 25 die Ruderkette reißt immer wieder ab, und wir binden dieselbe wieder fest, so oft sie reißt, lachend, weil nun schon daran gewöhnt; wie aber bei solchem Zustande das Schiff durch die Felsen unterhalb Lokodja passieren soll, ist mir nicht klar. Der liebe Gott wird wohl ein Einsehen haben schon um meiner Madugus wegen. 3 h 45 links Ortschaft Anoru, rechts Ecke Adeawa, sandiger Point. Ich habe noch keine so aufregende Tour den Niger aufwärts gemacht, der Verantwortlichkeit eingedenk und der Zufälle, denen jeder hier ausgesetzt ist.

26. Mai. Lagerten gestern Abend auf einer Sandbank, schlafe im Freien, hole mir eine böse Erkältung. Schlagen in der Frühe das trockne Holz, das am Ufer liegt, zusammen und reparieren, so gut es gehen will, das Steuer. 7 h 20 früh weiter. 8 h 50 Abo passiert und den Dampfer „Niger,“ grüßten und erhielten Gegengruß. 12 h 30 Odugri passiert. Die „Rosy“ hinter uns fort heute früh, Akra Ugidi etwa angelaufen. Unser Gruß wurde in Akra Ugidi nicht erwidert, obwohl gerade mehrere Europäer und einige kleine Dampfbarkassen anwesend waren. Ein heftiger Tornado zwingt uns gegen 4 h zu Anker zu gehen, da wir es mit der geflickten Ruderkette nicht wagen können, bei heftidem Winde zu fahren.

27. Mai. 6 h 10 weiter. 7 h 25 reißt die Ruderkette aufs neue und halten, um eine gründliche Reparatur vorzunehmen. Halt in Osomare 11 h 50, daselbst Handel. Salz fordern die Leute sackweise, auch Tabak sehr begehrt. 1 h 42 rechts neue Faktorei der N A C passiert. Neuer Tornado 1 h 50, geht glücklich vorüber, wahrscheinlich weil ich den Regenrock angezogen. Heute konnten wir es wagen, während des Windes zu fahren, da das Steuer gut repariert ist, für einige Tage wenigstens, wie ich hoffe. Passieren 3 h 25 Alenso, 3 h 15 Oko passiert, Abutschi und Onitscha in Sicht. 6 h 20 glücklich in Onitscha zu Anker, nachdem in Abutschi noch einen Dampfer passiert. Auch hier freundlicher Empfang; legen an bei Astrop's Besitzung, der erst nicht zuhause ist, alsdann aber Palmwein schickt und mich grüßen läßt. Ich besuche ihn nachher, und auch er ist bereit, wie jeder, einem neuen Handelsunternehmen freundlichst entgegenzukommen. Mac Intosh hätte Verträge abgeschlossen oder abzuschließen versucht, d. h. die Leute von Oitscha scheinen einen solchen Vertrag, keinen Fremden zuzulassen zum Handel 2c., eingegangen zu sein, um die Geschenke zu erhalten, sind dann aber in ein paar Tagen wiedergekommen, um ihn zu widerrufen. Mir ist ein Platz für die Faktorei angeboten, und mein Freundschafts- und Handelsvertrag in seinen Grundzügen gefällt allgemein. Erhalte von Astrop eine Ziege zum Geschenk, gebe einen kleinen Revolver und 50 Patronen und sende dem König durch Davis Abdurrachmani 2 Stück Croydon und 6 rote Fez. Der König schickte einen Mann, um sich zu überzeugen, ob das Schiff thatsächlich ein neues sei. Gebe dem Boten 2 Faden Zeug, und er zeigt mir sein halbgeschorenes Haupt zum Zeichen, daß er Königsbote sei. Williams kommt abends vor, um Zeug zu verlangen, was ich abweise.

28. Mai. Ab von Onitscha 7 h 15. Bekomme noch in letzter Stunde einen, wie es heißt, guten Piloten, Haussamann und teuer. 8 h 15 Assaba passiert. Itabu links passiert. Gebe dem neuen Piloten, Abakin mit Namen, der weggelaufen ist, einen roten Fez nach dem Grundsatz:

„Gleich schenken, das ist brav, da wirst du reüssieren!“

Es heißt in Onitscha, daß die Händler auf des Königs Befehl das Öl nicht zu Markt bringen, auf eine Konkurrenz wartend, und daß sie sagen, es lieber an diese billiger verkaufen zu wollen als an Mac Intosh, — hier sein großer Fehler im Management: Rücksichtslosigkeit, die stets Haß bei den Menschen erweckt. 11 h 30 Amam rechts Landschaft und Volk, daher Amambara Creek. 1 h 10 eben mich ein wenig zur Ruhe gelegt, reißt die Liane der Ruderkette hinten, Aufenthalt von 10 Minuten. Unser neuer Pilot scheint eine gute Erwerbung. 2 h 10 eine Amamortschaft rechts passiert, unterhalb Igbokeing; viel Yamskulturen. 2 h 37 links Ala, französische Faktorei, pasiert. 4 h 30 Igbokeing passiert; Oputa ist tot, der freigebige, mächtige Herr nach Bourdo. 4 h 45 links Ara, Faktorei, viel Holz. 4 h 23 links Bassany, Faktorei der N A C, passiert. 5 h 20 rechts runde und oblonge Hütten, dann kreuzen nach links herüber, Namue vor uns. 6 h 45 Halt an einer Sandbank links bei Namue.

29. Mai. Schlagen Holz und weiter um 7 h 10. 7 h 40 Udjé passiert, Häuser rund und quadratisch mit Kegeldächern, seltener oblong. 8 h auf Grund, kommen aber leicht wieder ab. Das Unwohlsein der Leute, vom Essen des jungen Maiskorns und Yams herrührend, ist heute glücklich überstanden. Angenehm kühle Luft, wohl in der Nähe Gewitter gewesen, die jetzt im Osten stets aufziehen. Im Handel heute früh wurden Messingringe verlangt, Tabak, Salz, Zeug. 9 h 20 Odassara rechts (Eisen), kreuzen nach links über Bänke. 11 h wieder auf Grund, aber leicht ab. Es giebt hier sehr schwierige Stellen. Neuer Aufenthalt von 1/2 Stunde durch die Ruderkette, neue Reparatur erforderlich. Itebu rechts 2 h, links vor uns Ewite, Idda in der Ferne. Volk Kukuruku am rechten Ufer, Ortschaft Wupang, Holzstation, Aufenthalt von 3 h 20 bis 4 h 20, kaufen 2 Stöße Holz für 1 Stück Croydon. Auch hier fordern mich die Leute auf zu kommen und zu bleiben. Es sollten einige hundert junge Gelehrte hierher versetzt werden. Odjona rechts kleiner Ort. Ruderkette reißt abermals und giebt neuen Aufenthalt von 1/2 Stunde bis 5 h 15. Leute kommen längs Seite. Genever und Tabak ist die alte Forderung. Sehr schlechte Stelle unterhalb Idda voll Snags und Untiefen glücklich passiert. Herrlicher Abend. Halt 6 h 40 Sandbank.

30. Mai. 5 h 50 ab. Nachts drohte Gewitter, verschonte uns aber. 6 h 30 Boden leicht berührt mit 1 m Tiefe über dem Sand hingeschleppt. 7 h 15 wieder sehr flache Stellen. 9 h 20 rechts kleiner Ort Bange, früher Emingways Faktorei. 10 h 10 rechts Uda in Sicht Faktorei. Schwierige Stellen hart unterhalb zu passieren, ganz nach links herum an das abschüssige Ufer der Sandbank, hier in 4—5 m hart links, 1 1/4 m und weniger oberhalb hart, wo der Snag, nach rechts hinüber, um letzteren herum ist Tiefe. Ekperi, kleiner Ort, neue Faktorei links (rechtes Ufer), Steamlaunch „Gandu" liegt an der Sandbank. Dann auf den Punkt der Insel zu, die Idda vorliegt. 12 h an in Idda, vergebens Einkauf versucht, ab um 1 h. Pilot krank, fürchtet Zauberei?? „Gandu" jetzt hinter uns, die anlegte, als wir abfuhren. Passieren die „Maseba", hoch auf Sand seit Oktober 1884, links um 3 h 45. 4 h 25 links Faktorei Irieda. Gebiet Ofupo (Robin's tree) 5 h 30 oberhalb Itebe. 6 h nach rechts hinüber zur Felsecke, wo Fell erschossen wurde um Crowthers willen, hier treten die ersten Affenbrotbäume auf. 6 h 30 Halt bei Ofupo.

31. Mai. Früh 6 h ab. Die Eingeborenen verlangen alle nur nach Gin, sind auch sehr unverschämt mit Preisen für ihre Gegenstände. Holz ist verhältnismäßig teurer als bei uns. Halt bei Itebe 8 h 40. Streifen über einen Felsen hin beim Anlegen. Schicke Prince of Wales hinunter, der das Schiff am Boden auf beiden Seiten besucht und alles in Ordnung meldet. Der Handel geht hier sehr gut, neue Aufforderungen, Handelsstationen anzulegen. Gebe dem Häuptling eine Platte Salz und zwei kleine Spiegel, 9 h 35 weiter. Um 10 h 30 zweimal auf Grund, 5—6 m und 1 m Tiefe liegen hart bei einander. 10 h 50 Birdrock passiert. 12 h 30 großen Felsen links oberhalb Macdonald Island passiert. 12 h 45 größerer Fels links nahe dem Ufer, rechts etwas oberhalb 12 h 50 Fels und Ortschaft, dann längs dem rechten Ufer, also links, fortgesetzt Felsen.

12 h 55 Mündung eines Flüßchens links passiert. 1 h 30 ab von Beaufortspitze nach rechts, auf Felshaufen vor uns zu, bald wieder in Bogen zurück auf Bergkegel vor uns. 1 h 33 Felsen klein wenig über dem Wasser passiert, dann gerade aus, halten ungefähr die Mitte, dann ein wenig nach links auf große Felshaufen im Fluß vor uns zu. 1 h 50 gegenüber der obersten Felsgruppe links, am rechten Ufer, hier ist der Kurs, der vorher auf das linke Ufer nach rechts hin hielt, entgegengesetzt, wieder auf Point vor uns nach rechts zu gerichtet. 2 h ein leichter Bogen nach rechts und ebenso zurück auf die Öffnung vor uns, erst etwas näher rechts haltend, dann auf die Sandbank links, später mehr Mitte und dann links, 2 h 15 sehe einen Augenblick auf die Karte, und das Schiff schwingt ganz herum und wäre fast im Augenblick auf einen Fels getrieben, der links unter dem Wasser sichtbar wurde. Rechts Gebiet Koidje, herrlicher Baum. 3 h auf Grund. 4 h glücklich, wenn auch mit einiger Gefahr, ab und weiter. 5 h 28 große Felsen passiert, sehr starker Strom, links Sandinsel. 6 h 50 Halt bei Gbegbe.

1. Juni. Halten bei Gbegbe. Herr Thiel war gestern nicht ganz wohl, die Tour war etwas anstrengend. 9 h 30 bei Lokodje zu Anker. Kaufte 1 Zahn für 3 Stück Croydon und 1 Tole für denselben Preis, um die Konsequenz der Warnung zu erfahren.

2. Juni. Ab von Lokodje 6 h 10. 6 h 45 auf Gande zu, links Snag. 7 h 3 mächtige Felstrümmer. 7 h 10 Gande, Halt bis 8 h 35, kauften eine größere Quantität Yams, 10 Stück für 3—4 kleine Spiegel; wenig Fleisch und Fisch, teuer; Reis mäßig. Rechts große Bank 8 h 47. 8 h 50 bis 9 h 20 Halt, Ruderkette gebrochen. 9 h 35 links am Steilufer hin. Ob wir Wasser genug haben werden, flußaufwärts zu gelangen, ist noch sehr die Frage. Der Benue ist ein eigenes Wasser, wo immer sehr tiefe Stellen mit ganz flachen abwechseln, das plötzlich steigt durch heftige Regen in den südlichen Bergen, durch Zufuhr der Flüsse Natzenallah, Donga, Wukari ꝛc. und ebenso schnell wieder fällt. 9 h 50 hinüber nach rechts. 10 h langsam vorwärts. 10 h 20 schneller. 10 h 25 rechts entlang an dicht bestandenem Ufer, links große Bank. 10 h 35 rechts hin. 10 h 45 hinüber nach links. Herr Thiel hat leichtes Fieber seit vorgestern abend. 10 h 10 links grasiges Steilufer. 12 h 10 auf Grund, kein Ausweg ersichtlich, wie der Pilot vorhergesagt; es mußte aber versucht werden. 2 h 30 zurück nach Gande nach Beratung mit allen von uns: 2′ Wasser. Atipo zerstört. 4 h in Gande vor Anker. Gestern empfing Schreiben von der N. A. C., daß Nufe unter britische Protektion gestellt ist und wurde gewarnt, Güter zu landen und mit den Eingeborenen Handel zu treiben. Kaufte gerade deshalb Elfenbein (einen schlechten, kleinen Zahn) und werde vielleicht Herrn Dr. Gürich auf der Rückreise von Loko daselbst mit Waren landen für kurzen Aufenthalt. Der Vertrag scheint mir nicht auf solider Übereinkunft basiert und ist der Brief albern, die Proklamation zu weit gehend, um Berücksichtigung zu verdienen. Ich will untersuchen, wie weit Mac Intosh zu derselben berechtigt ist. In Loko erhalten wir vielleicht eine gleiche Warnung, die wir ebenso wenig berücksichtigen wollen, noch auch können. Auch hier erhielt ich verschiedene Angebote, auch von Dr. Crowther,

Verkauf von Faktoreiplätzen 2c., jede Unterstützung, sandte Brief an Moliki von Nufe und Elfenbeinstab, erwarte bestimmte Auskunft bei Rückkehr, die eventuell ausbleibt, da Mecheaux sehr still und zurückhaltend, wie ins Bockshorn gejagt, erscheint. Jedenfalls wünschen alle im Lande die Konkurrenz sehnlichst und hält sich der König für betrogen. Thomson und Hamilton (letzterer hat das Bein gebrochen und ist auf der Rückreise) sind angehalten und gefangen gehalten worden, weil sie ohne Erlaubnis oder Brief von Nufe nach Sokoto und Gandu gingen, eine gute Lehre. Der Mann ging mit 270 Personen Gefolge, wie man sagt, wahrscheinlich politische Mission; ich wollte Mecheaux veranlassen, nach Gandu Eilboten zu schicken mit meiner Botschaft, die Eile kann ich aber von ihm nicht erwarten, und dann nützt es eben nichts. Gab Mecheaux 1 Uhr, Abega 1 Stück Croydon, Mr. Show und einem andern je 1 roten Fez.

3. Juni. In Gande versuche Kanoeleute zu engagieren und bereite die Abreise Dr. Semous nach Loko vor und meine Rückkehr nach Braß.

4. Juni. Früh 10 h ab von der Sandbank bei Gande und zurück nach Lokodje.

5. Juni. Nach großen Mühen und Ärger weiter gegen Abend allein mit ca. 2 Tons Ladung Elfenbein von Mr. Buckner, wofür ohne jede Verbindlichkeit 21 Pfund Sterling 6 Sh. Gold erhielt. Kann kein Kanoe für Holz bekommen. Thiel und Hartert etwas besser. Es ist ein Elend mit diesen Leuten, sie sind nie zu etwas zu bekommen und schinden und plagen den Weißen mit großer Frechheit oft. Vergeblich bot höchsten Preis für ein Kanoe, man forderte 50 Sack à 20 000 Muscheln = 1 Million Muscheln allein für die Miete eines Kanoe, das nicht 40 000 Wert hatte. Der König gab mir schließlich eines. Die Eigentümer weigerten sich, „er will uns das Brot vom Munde nehmen.“ Der König sendet seinen Boten mit Stab, der bringt das Kanoe. Ich sende meine Leute, um Holz zu nehmen. Der Königsbote hat aber kaum den Rücken gekehrt, so fährt der Mann mit dem Boote davon, und meine Leute stehen am Ufer. Ich ging zum König zurück, nachdem ich ein Boot angerufen. Er schickte mehrere Leute mit, das Boot sofort zu geben. Die Leute sind weiter störrisch, erst muß es aufgefunden werden, dann entsteht eine Prügelei, und ich verzichte lieber. Es sieht wie der raffinierteste Betrug oder wie im Tollhaus hier aus. Kehre müde, abgehetzt und hungrig zum Schiff zurück und wir reisen ohne Kanoe ab. Davis mietete sich ein so schlechtes Kanoe, daß es beladen an der Seite des „Barth“ zu sinken drohte, und er bleibt mit seiner Ware zurück, mir 10 Pfund Sterling und 1500 Goronüsse schuldend. Ab von Lokodja 3 h 21 nach Gw. Zeit (goldene Uhr Nr. 2). Halt 5 h 40 bei einer Sandbank.

6. Juni. Weiter um 5 h 50 und abends Halt bei Wupang, Holzplatz.

7. Juni. Wasser im Mittelraum, das aus dem Kessel ausgelaufen scheint, da ein Hahn sich durch Anstoß leicht geöffnet haben kann, erschreckt uns anfangs nicht wenig. Kaufe Holz für $1\frac{1}{2}$ Stück Zeug. Der Häuptling giebt mir ein kleines Stück Land, etwa 150 Schritt vom Fetischhause landeinwärts bis zu einem grünen Busch, der nach Süden hin auf den größten Baum der Umgegend hin-

weist. Diesen entlang soll die Grenze gehen und ca. 110 Schritt Front am Wasser nach Süden hin, also ein Geviert von 110 Schritt Länge und 150 Schritt Breite. Gebe dem Manne außer den kleinen Geschenken von gestern, die er mit einem Huhn erwiderte, 1 Stück Zeug und einen kleinen Spiegel, bei deren Annahme er sich mir in Gegenwart der Versammlung erklärt, den Grund niemandem anderweitig zu geben. 6 h 45 ab von Wupang. Um 8 h 30 Halt. Der Dampf entströmt dem Kessel, wie am Pfingstsonntage, müssen vor Anker und reparieren, sind gegen 12 h fertig. Komme nachmittags auf Grund. Da ich das Elfenbein nicht löschen will, arbeiten an 3 Stunden vergeblich. Wir hätten es auch nicht löschen können, da uns jedes Mittel, an Land zu kommen, fehlt und Leute nicht zu uns kommen. Ein Kanoe mit Leuten aus Abadje, welche nach Onitscha wollten, passieren, und wir rufen sie an, sie leisten Hilfe. Da sträubte ich mich gegen das Löschen, wo die Möglichkeit, es zu vermeiden, geboten wurde, und glücklicher Weise war der letzte Versuch denn auch von Erfolg. Den Leuten gab ich 6 kleine Spiegel und 10 Taschentücher, sind nicht zufrieden.

8. Juni. Stark bewölkt, wie gestern Abend, aber glücklicher Weise kein Regen. Th. und H. sind wieder besser, letzterer sehr schwach. In Onitscha gehe zum Könige, der mich sehr freundlich empfängt und sofort darauf dringt, daß ich einen Platz nehme. Mr. John lieh mir sein Pferd, der König schenkte mir eine Ziege und einen Mann, der mich begleite. Eduard C. Philipp, Sohn des Reverend, John Show, Peter Obori, Mann von Mr. Astrop. Ab 2 h 30 von Onitscha. 2 kleine Kanoes mitgenommen, haben heftigen Gegenwind, schlagen sofort voll Wasser, und nahezu kommt auch Wasser ins Schiff in den Maschinenraum, wobei wir leicht alle draufgehen konnten und das Schiff sinken. Schneiden sofort glücklich los, und die Kanoes und das Holz fangen an stromab zu schwimmen, wir kommen nicht sofort nach, weil ein Tau des Kanoe sich darin verfangen hat. Die müssen losgeschnitten werden, was viel Mühe macht. Glücklicher Weise hält uns der Wind, der stromauf weht, vom Treiben ab, wir liegen wie vor Anker, nachher dreht sich der Wind und neue Not. Holen die Kanoes ein und retten beide. Das Holz zum größten Teil verloren, bringe das kleine Kanoe zurück. Die „Jessy“ kommt von Abutschi. Endlich weiter 4 h 20 nachmittags, wieder fast ein ganzer Tag verloren.

9. Juni. Stark bewölkt, nachts viel Wind, einmal durch einen Eingeborenen gestört, der Fische verkaufen wollte! Ich sagte, daß ich nächstens auf ihn schießen würde.

10. Juni. Handel um Holz bei den 7 Dörfern, geht nur langsam von statten, meist sehr teuer. 6 h 30 weiter. 20 h 15 bei Angiama Halt, kaufen Holz und Kerne für 60 Head Tabak, ab um 4 h. H. fiebert. Das Schiff liegt schief wegen der Ladung Kerne. Die „Nufe“ begegnet uns, 2 Weiße an Bord. 5 h 5 die „Florence“ begegnet uns. Unser „Heinrich Barth“ hält heute nicht gut Dampf. Ein Braßkanoe passiert uns, hißte die „englische Flagge“ vor uns, alle Braßleute führen die „englische Flagge“, obwohl sie nicht dazu gehören; sie sagen, weil sie durch die Engländer reich sind.

11. Juni. 6 h früh weiter. Fieber in der Nacht, früh heftiges Kopfweh. 9 h 50 Akassa in Sicht. 10 h 5 vor Akassa Creek nach Braß. Die Flut kommt eben herauf, weiße Schaumlinien der Wasserbrandung. 10 h 55 auf Grund im Akassacreek. 11 h 55 frei, Wasser ist gestiegen; fahren einen neuen kleinen Creek, der tiefer ist und nördlicher liegt. 12 h 5 Fishtown, der Creek also von unbedeutender Länge. Auf den flachen Stellen wird, wenn die Flut kommt, der Mudd, der weiche Boden, aufgewirbelt, sodaß das Wasser braune Färbung hat; eine Schaumlinie, grünes, salziges und braunes, süßes Wasser scheidend und immer verdrängend. 12 h 55 offene Braßlagune (Burt's Mündung), 1 h 10 bei Townsends Faktorei zu Anker, Fieber.

12. Juni. Bringen durch Güte des Herrn Harriat von Townsend den „Heinrich Barth" mit der Flut auf Land und untersuchen ihn gehörig. Herr Thiel recht thätig, auch Hartert wieder besser. Der Boden des Schiffes wird entschieden als gut und des Streichens mit Mennig für nicht benötigt erachtet von Mr. Harriat von der englischen Marine. Die schwarze Farbe aber hat gelitten, und ich lasse nach Rücksprache erst rot unterlegen, um das Eisen gut zu erhalten, und dann schwarz streichen. Engagierte einen Zimmermann in Onitscha, uns ein Holzdach auf dem „Heinrich Barth" an Stelle der Leinwand zu machen, die ganz verbrannt ist, was wir schon auf der Probefahrt bemerkten. Kaufe zwei leider nur kleine Kanoes durch Townsend, der 6 Kisten Genever für jedes zahlt und dem ich zusammen 12 Zündnadelgewehre à 1,50 Mark und 1200 Patronen = 66 Mark, also zusammen 84 Mark ohne Fracht und Spesen, etwa 100 Mark mit der letzteren zahle. Diese Tauschgeschäfte sind stets die besten, weil durch sie jeder billig zu seinem Zweck kommt. Mir wurden 15 Pfd. Sterl. bar abverlangt für jedes Kanoe, also 30 Pf. Sterl. für beide, und pro Kiste Gin von Townsend 5 Sh., also zusammen 15. Pf. Sterl. 5 Sh. Hätte ich selbst Genever gehabt, hätte mir dasselbe doch 3 Sh. 6 p. gekostet, und angenommen, ich hätte das Kanoe für 50 Kisten erhandelt, beide für 100, so wäre das immer noch 17 Pf. Sterl. 10 Sh. gewesen, wo ich jetzt unserem Hause einen anständigen Verdienst lasse — denn die Gewehre verkaufen sich hier langsam, aber gut, — und beide Kanoes für 100 Mark = 5 Pf. Sterl. gekauft sind. Gab wieder einen Elfenbeinfächer und ein Armband zum Geschenk. Fieber, abends besser.

13. Juni. Früh schwach, fahre zu Sohnki und kaufe verschiedenes ein für nahezu 60. Pf. Sterl. Ich soll Montag bestimmt Antwort haben, ob Townsend eventuell selbst hinauffährt; alsdann zahle ich lieber Fracht, fahre schneller und besser, denn die beiden Kanoes genügen noch nicht für alles. Zurück von Sohnki mit Fieber, lege mich nieder für mehrere Stunden, ohne sehr erfrischt zu sein. Thiel sehr thätig, ganzen Tag beim Schiff beschäftigt. Verspreche bis Montag zu bleiben, da dann die Braßleute ein Palaver haben, um über die Auffahrt der Steamlaunches der Weißen den Niger hinauf zu entscheiden, ob dieselbe gestattet werden soll.

14. Juni. Großes Diner bei Townsend, abends kommt die „New Calabar", bringt die ersten Briefe. Thiel und Hartert wieder krank.

15. Juni. Die Braßleute kommen nicht zum Palaver, sondern setzen nur den Mittwoch an für die Entscheidung. Belade ein Kanoe. Der „Heinrich Barth" treibt, kein Anker will hier halten.

16. Juni. Der „Heinrich Barth" treibt wieder und gerät auf ein altes Wrak, kommt aber wieder glücklich ab. Belade das zweite Kanoe und kaufe ein drittes für 65 Kisten Gin, die ich in Cush à 5 Sh. zu bezahlen habe. Es läßt sich nicht ändern, es ist sonst keine Möglichkeit da, meine Waren fortzuschaffen. Nehmen die Kohlen ein. Abends kommt die „Koanza", bringt Briefe.

17. Juni. Briefe per „Koanza" ab, 4. Brief an die Gesellschaft und von Bunsen. Laden das dritte Kanoe.

18. Juni 10 h 30 endlich ab ganz langsam, damit die Kanoes nicht vollschlagen. Legte einen Brief mit 3 Pf. Sterl. für Harriat hin und zahlte noch 1 Pf. Sterl. für die Planken. Erhielt für 105 Mark Papier 5 Pf. Sterl. in Gold und für den Zahn von Lokodja 2 Pf. Sterl. 14 Sh. Cush. 10 h 30 über die Lagune hin 2 große Schiffe, „Teneriffa" und „Kongo". 11 h Eingang zum Akassacreek; fahren etwas schneller, da die Gefahr, daß die Kanoes sinken, vorüber scheint, gehen etwas mehr nach West hinüber. 11 h 5 fahren ein in den Creek. 11 h 11 nach rechts haltend, links sandige Ecke. 11 h 19 auf Ecke rechts vor uns zu. 11 h 33 hart an der Ecke rechts, links weite Bucht. 11 h 43 nahe rechts, starker Strom entgegen, das Wasser fällt. 11 h 45 hinab nach links. 12 h 3 hinüber nach rechts, dann herum nach links. 12 h 13 halten Mitte. 12 h 17 Fishtown in Sicht. 12 h 25 offener Arm rechts. 12 h 34 kleiner Arm links. 12 h 55 links Hauptarm, halten rechts; leicht auf Grund, hielten zu sehr links, man muß den Point links frei halten, mehr nach der Mitte hin und dann an den Point heran und nach links herum in den schmalen Arm hinein. 1 h 28 offene Lagune vor uns. 1 h 30 Eintritt in dieselbe. 1 h 32 rechts ein Arm offen. 1 h 35 halten nahe rechts. 1 h 46 halten ziemlich Mitte auf Point rechts zu. 2 h 13 die Lagune wird freier, dann Akassa in Sicht. Schaumige Wassergrenze, fahren langsamer. Schlechte Wellenbewegung, hier schlägt viel Wasser ein. 2 h 29 neue Schaumlinie, biegen nun in den Fluß ein. Die Flut setzt wieder ein und wird uns hinaufhelfen. 2 h 39 halten nach links hinüber. 2 h 58 halten Mitte. 3 h 8 nach links hinüber. 3 h 13 vor uns schmaler Arm, rechts weite, offene Lagune. 3 h 16 Einfahrt in den Arm. 3 h 18 Insel rechts. 3 h 34 auf green hedge zu, rechts voraus Insel. 3 h 39 Insel rechts. 3 h 42 green hedge passiert. 3 h 48 links 2. eigentliche green hedge Stelle passiert, hart an dieselbe heran. 3 h 52 links kleiner Arm, ab von Ecke links nach rechts hinüber. Die frischen Mangroveblätter haben ein schönes Grün, erste junge Palmen. 4 h halten Mitte. 6 h 16 Nikols-Insel vor uns. 4 h 27 fahren in den Arm rechts ein, Nikols-Insel links. 4 h 37 höhere Palmen, gemischter Bestand. 4 h 43 halten nahe rechts, links Ende von Nikols-Insel. 5 h 4 rechts kleiner Arm. 5 h 42 nahe rechts, Bananenpflanzungen. 5 h 45 Insel rechts. 5 h 55 Halt oberhalb der Insel.

19. Juni. 5 h 30 weiter. 5 h 38 hinüber nach rechts. 5 h 57 üppige Vegetation im Morgensonnenlicht, Plantanenlichtungen dazwischen. 5 h 58 Ortschaft rechts.

Herrliche Vegetationsbilder; grüne Uferränder von dichtestem Pflanzengewirr, lichtere Stellen mit schlanken Palmen und Araukarien, lianenumwundenen Pflanzenriesen. 6 h 34 rechts Ecke. 6 h 40 links Hütten und Kulturen. 6 h 51 links Hütten zu Ende. 6 h 55 links herum scharfe Ecke. 6 h 58 links wieder Hütten, rechts und links Plantanenpflanzungen. 7 h 4 links vereinzelte Hütten. 7 h 11 rechts grasige Ecke. Lasse den Tabak öffnen und 250 Heads herausnehmen, gebe den Leuten je einen Head davon, lasse den Tabak mit Holzplatte und dann mit geteertem Segeltuch bedecken. Thiel und Hartert besser. 7 h 33 links einzelne Hütten. 7 h 35 rechts und links Hütten und Kulturen. 7 h 39 links kleine Ortschaft und lebhaft fließendes Zuflüßchen. 7 h 50 halten, um Holz zu kaufen, 4 Cords für 28 Heads, sehr teuer. Hartert unerdessen 2 Photographien aufgenommen. 8 h 52 weiter. 8 h 56 rechts offener Arm. 9 h 6 kommen nur sehr langsam vorwärts. 9 h 10 links Ecke, Snags, Kulturen. 9 h 15 rechts schmale Öffnung, ob Zufluß? 9 h 16 eine Hütte links. 9 h 26 halten Mitte, häufig Plantanenpflanzungen. Schwimmende Wasserpflanzen. 9 h 35 links Ecke mit Snags. 9 h 40 passieren links Ortschaften. 9 h 42 rechts Ecke mit Snags. 9 h 46 links einzelne Hütten. 9 h 43 rechts um eine Ecke herum. 9 h 58 collocasia esculenta Yams. 10 h 8 links Arm, rechts Ecke mit Snags. 10 h 13 Arm passiert, halten nahe links. 10 h 16 links herum, Ecke mit Snags. 10 h 18 rechts Ecke. 10 h 45 Dampfer begegnet uns, links Ortschaft. 10 h 55 halten die Mitte, links grasiges Vorland. 11 h 19 links Ortschaft. Die Eingeborenen bieten sich jetzt hier als Arbeiter an, sind sehr teuer mit Proviant, namentlich mit Fleisch. 11 h 25 links Ortschaft. 11 h 26 drei Orte links. In verschiedenen dieser Ortschaften weht die englische Flagge. Grund? Wohl ähnlich wie der der Braßleute. Mac Intosh soll den Leuten die englische Flagge gegeben haben und je 9 Kisten Gin, womit er alle Rechte gekauft zu haben meint. 11 h 48 Ortschaft rechts. Bezahlen 60 Heads Tabak für gekaufte Kerne. 12 h 3 weiter. 12 h 44 Arm passiert. 12 h 50 links Einschnitt oder Durchschnitt, in der Mitte halb trockener Baum. 12 h 51 rechts Snag. 12 h 55 halten Mitte. 1 h 5 rechts Ecke mit Fischfallen, flach, halten näher links. 1 h 12 Ortschaft links, Regen. 2 h rechts Ortschaft und wieder die englische Flagge. 2 h 12 links Inselanfang. 2 h 17 Snag rechts. Passierten eben einen Dampfer der N. A. C. auf Grund, links Inselende. 2 h 46 Ortschaft links. 2 h 52 links Ecke und Snags, rechts vor uns Sandecke mit Snags. Von 3 h 2 bis 3 h 17 hart links, rechts Sandbank. 3 h 19 halten Mitte, rechts Bank. 3 h 23 Horseshoebank passiert. 3 h 28 halten näher rechts, links Ecke. 3 h 35 Araukarien? zahlreich. 3 h 38 rechts Snags. 3 h 45 Hütten rechts, weiße Fahne. 3 h 50 halten Mitte. Wir sitzen in einem Feuerregen, die Leinwand ist durchgebrannt. 4 h grüne Insel vor uns, viel Snags links. Papageien, Gabelweihe, schwarzweiße Adler, graue Habichte. 4 h 7 rechts Hütten, links Inselanfang, reizende Baumschläge und Gruppen. 4 h 8 Insel hat Sandspitze und Bank weiter oberhalb. 4 h 13 links schmaler Einschnitt erkennbar, ob Zufluß, Rinnsal? Große, graublaue Reiher. 4 h 19 Inselende und Hüttengruppe

rechts. 4 h 23 links Ecke vor uns. 4 h 25 rechts Arm passiert, führt nach Braß. 4 h 33 ein mächtiger (Cotton?) Baum, Pilotenmarke. 4 h 47 halten rechts, fast Mitte, links Sandecke. 5 h 10 hinüber nach links. Rechts und links kleine Orte, die Leute ziehen ein weißes Tuch auf und nieder. 5 h 16 Halt links, um Holz zu kaufen. Die Leute narren uns mit wenigen kleinen Häufchen, versprechen in der Frühe welches zu bringen.

20. Juni. Wenn wir Holz haben wollten, würden sie jetzt in den Wald gehen und welches schlagen. Nachts hat es anhaltend geregnet, der Morgen ist herrlich. 5 h 50 weiter. 6 h rechts Sandecke. 6 h 11 links in großem Bogen um Sandecke rechts herum. 6 h 20 Ortschaft links, wieder englische Flagge. Halten, um Holz zu kaufen, bis 6 h 30. Am rechten Ufer gegenüber weht ebenfalls die englische Flagge. Die Leute haben wohl neue Ordre bekommen, sie uns zu zeigen; denn bei der ersten Auffahrt sahen wir nur sehr wenige. Man schwenkt die Flagge bei unserem Kommen. 6 h 40 zahlreiche Marktkanoes, rechts neuer Ort vor uns. 6 h 47 den Ort passiert, ein weißes Stück Zeug wird hier auf und ab gezogen an einer Stange. 6 h 48 Halt wegen Holz bis 7 h 4. 7 h 11 Taylor's creek, 2 Snags. 7 h 17 links Sandecke, rechts am Ufer viel Snags. Das Wasser ist gestiegen, die Snags in gleicher Höhe mit dem Spiegel. 7 h 47 rechts Sandecke. 8 h 10 halten links. 8 h 20 links Arm frei, rechts Ort vor uns. 8 h 23 passieren Sabogriga rechts. 8 h 32 die Faktorei der N A C passiert. 8 h 40 halten näher rechts. 8 h 45 links vor uns Ecke. 8 h 48 hinüber nach Ecke links. 8 h 55 Ecke links passiert. 9 h 2 rechts Sandecke. 9 h 7 halten fast Mitte, etwas näher links. 9 h 36 rechts Orschaft, Bank davor. 9 h 43 Ortschaft passiert, halten näher links. 9 h 48 links Ecke vor uns. 9 h 53 hinüber nach rechts, links Bank. 10 h 4 herrliche Baumgruppe rechts. 10 h 8 Halt bei der Ortschaft bis 10 h 40, kaufen etwas Palmkerne, Hartert nahm Photographie auf von Ofenimonims, Mann des Orts. Leute fischen hier am Ufer mit einem länglichen Korb, auch Fischfallen. 11 h halten rechts, grüne Insel links. 11 h 13 Palmstamm im Wasser. 11 h 16 rechts viele Snags. 11 h 26 links Ecke. 11 h 37 nahezu Mitte. 11 h 40 links Ortschaft vor uns. 11 h 51 Ortschaft links passiert. 12 h 4 hinüber etwas nach links, rechts Sandecke vor uns. 12 h 15 rechts Sandecke. 12 h 35 links Snag und Sandbank, rechts Snags. 12 h 57 rechts Ortschaft, links Ecke. 1 h 5 links Ortschaft. 1 h 12 offener Arm und Insel links, Stirling Island; Ortschaft rechts vor uns. 1 h 20 nahe links. 1 h 55 links Sandbank. 2 h 13 Sandbank links. 2 h 16 links ganz flache Stellen, rechts Snags. 2 h 18 oberes Inselende, Sandbänke. 2 h 25 Snag links gerade unter Wasser. 2 h 30 den großen Baumstumpf oberhalb Stirling Island passiert. 2 h 40 rechts Sandecke. 2 h 58 Ortschaft links, fahren langsamer. 3 h 15 Halt, um Holz zu kaufen bei den sogenannten seven villages, beim 1. Dorf bis 3 h 45 Aufenthalt. Dann bis 4 h langsame Fahrt, um die Kanoes zu befestigen. Hartert nahm inzwischen Photographien auf. Von 4 h 15 bis 4 h 25 neuer Halt. 4 h 25 weiter, die Sandflächen werden größer und zahl-

reicher. 4 h 37 von links nach rechts hinüber, kleine Ortschaft rechts. 4 h 44 halten näher rechts, links Sandbank. 5 h 4 halten rechts, links Sandbank. 5 h 26 hart rechts, Sand steil abgeschnitten. 5 h 30 nach links hinüber. 5 h 40 nahe links. 5 h 46 Halt in 1 Faden Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Über wahre und falsche Wunder.

Von
Ludwig Büchner.

> „Wenn die moderne Wissenschaft das Wunder leugnet, so thut sie es nur, um uns eine Welt zu zeigen, welche selbst ein ewiges Wunder ist.
>
> A. Laugel.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Wahrheit seltsamer ist als Dichtung und daß selbst die kühnsten Flüge der Phantasie von der Wirklichkeit mehr oder weniger übertroffen werden. Nichtsdestoweniger ist es eine ebenso alte Erfahrung, daß die Menschen im allgemeinen geneigt sind, den Erfindungen der Phantasie weit mehr Glauben beizumessen als den Thatsachen der Wirklichkeit. Unzähligemal sind die unwahrscheinlichsten oder unmöglichsten Dinge oder Erscheinungen oder die dreistesten Lügen willig geglaubt oder für wahr gehalten worden, während umgekehrt fast ebenso oft wirklichen Dingen oder Begebenheiten oder wunderbaren Enthüllungen der Wissenschaft der hartnäckigste Unglaube entgegengesetzt wurde. Wollte man diese eigentümliche Erscheinung durch alle möglichen oder vorhandenen Beispiele hindurch verfolgen, so könnte man fast die gesamte Kulturgeschichte der Menschheit herbeiziehen und ein dickes Buch darüber schreiben, während wir uns hier mit einigen wenigen, willkürlich herausgegriffenen Beweisstücken begnügen müssen, zu denen die großartigen und mit Recht „wunderbar" zu nennenden Erwerbungen oder Entdeckungen der Wissenschaft in unserm Jahrhundert ein reiches Material liefern. Übrigens gibt es kaum eine bessere Illustration des berührten Verhältnisses als die bekannte Anekdote von jenem unterhaltungsbedürftigen König von Siam, welchem der bei ihm beglaubigte holländische Gesandte alle möglichen oder willkürlichen Erfindungen auftischte und so lange bereitwilligen Glauben fand, bis der Erzähler, den seine Erfindungsgabe im Stiche ließ, anfing, wahre Dinge zu berichten und unter anderem mitteilte, daß in Holland im Winter das Wasser der Flüsse oder Teiche so fest würde, daß man mit Wagen und Pferden darüber hinfahren könne. Da fuhr der König zornig auf und erklärte, daß er den Erzähler bisher für einen wahrhaftigen Mann gehalten habe, daß er nun aber vom Gegenteil überzeugt sei!

In ganz ähnlicher Weise fanden und finden Tausende und Millionen von Menschen keine Schwierigkeit zu glauben, daß Gott dem Moses in einem feurigen Busch erschienen sei, und daß der letztere seine Gesetze von dem ersteren auf zwei Steintafeln geschrieben empfangen habe, oder daß Bileams Esel gesprochen habe, oder daß das Geheiß eines jüdischen Propheten die Sonne habe stille stehen machen, oder daß Christus auf dem Wasser gegangen sei oder Tote lebendig gemacht habe oder selbst vom Tode auferstanden und gen Himmel gefahren sei, oder daß es Hexen, Zauberer, Teufel, Gespenster, Besessene u. s. w. gäbe, oder daß man unedle Metalle in Gold verwandeln oder Menschen auf chemischem Wege erzeugen oder mit Hilfe gewisser Tränke ewiges Leben erlangen könne, oder daß beliebige Pflanzen und Tiere ohne Eltern aus bloßem Schlamm oder Unrat entstehen könnten, oder daß Ahnungen, Träume, zweites Gesicht u. s. w. eine bestimmte Bedeutung hätten, oder daß es Menschen gäbe, welche aus dem Flug der Vögel oder aus den Stellungen der Gestirne oder durch Kartenschlagen und ähnliches die Geschicke ihrer Mitmenschen abzulesen oder in die Zukunft zu sehen im stande wären u. s. w. Man könnte die ganze Skala menschlichen Aberglaubens von ehedem bis heute verfolgen, um dieses zu erhärten, würde aber sehr irren, wenn man annehmen wollte, daß das Verhältnis heutzutage im wesentlichen ein anderes geworden sei als in früheren, weniger aufgeklärten Zeiten. Allerdings hat der Aberglaube der Neuzeit andre und weniger grausame oder weniger rohe Formen angenommen; aber in der Sache selbst hat sich nicht viel geändert. Man denke nur an die Heilige von Lourdes oder an den in Neapel alljährlich Blut schwitzenden heiligen Januarius oder an die Tischrückungs-Epidemie und Hellseherei, sowie an den ganzen spiritistischen und Geister-Unfug, dessen begeisterte Anhänger nach Millionen zählen, und der neuerdings sogar den frechen Versuch unternimmt, sich in ein wissenschaftliches Mäntelchen zu hüllen. Man denke an die Heilungen von Krankheiten durch Sympathie, Homöopathie, Wunderdoktoren u. dgl., an die Jäger'sche Seelen-Riecherei, an den fortdauernden Glauben so vieler Menschen an Ahnungen oder Gesichte oder an die Bedeutung der Träume oder an die ewig schlafenden und keine Nahrung zu sich nehmenden Jungfrauen oder daran, daß die Welt vor sechs tausend Jahren aus dem Nichts entstanden sei, oder daß Pflanzen, Tiere und Menschen anders entstehen könnten als durch Abstammung und Entwicklung, oder daß es einen Himmel und eine Hölle oder eine Kraft ohne Stoff gäbe oder daß Jemand unfehlbar sei u. s. w.

Man könnte noch lange fortfahren, um die grenzenlose Leichtgläubigkeit der Menschen in Bezug auf Dinge, welche sich über die gewöhnliche Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Natur erheben, oder an das, was ich in der Überschrift dieses Aufsatzes „falsche Wunder" genannt habe, an schlagenden Beispielen nachzuweisen. Es scheint eine eigentümliche Sucht nach dem Wunderbaren oder ein Streben in der menschlichen Natur zu liegen, etwas ausfindig zu machen, was der allgemeinen Ordnung der Dinge oder der unverrückbaren Gesetzmäßigkeit der Natur, welche den Menschen ein drückendes Gefühl verursacht, gewissermaßen eine Nase dreht — eine Sucht, welche sich vielleicht durch atavistische Überlieferung aus einer

Zeit erklären läßt, da dem ersten, kaum zum Selbstbewußtsein erwachten Menschen die ganze Natur ein einziges Wunder war. Daraus läßt sich auch vielleicht das stete Wiederhervorbrechen dieser Sucht trotz aller wissenschaftlichen Aufklärung, bald unter dieser, bald unter jener täuschenden Verkleidung, erklären.

Um so auffallender muß es andrerseits erscheinen, daß wirklichen oder wahren Wundern oder den wunderbaren Enthüllungen der Wissenschaft so oft der hartnäckigste und langwierigste Unglaube entgegengesetzt wurde, und daß bewiesene Wahrheiten oder unumstößliche Thatsachen die unerhörtesten Anstrengungen haben machen müssen, um Glauben und Anerkennung zu finden — eine Erscheinung, welche sich trotz aller Kultur und Aufklärung immer noch von Zeit zu Zeit wiederholt. Welche Zeit und Schwierigkeit hat es gekostet, bis das falsche sogen. Ptolemäische Weltsystem durch das richtige Kopernikanische ersetzt, und bis die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und ihrer Umdrehung um die Sonne allgemein anerkannt wurde, obgleich diese Lehre schon zwei oder dreihundert Jahre vor Chr. durch den griechischen Astronomen Aristarchus (wahrscheinlich nach ägyptischen, indischen oder chinesischen Quellen) aufgestellt worden und damals allgemein bekannt war. Man konnte oder wollte nicht an das wahre Wunder von den Antipoden oder Gegenfüßlern glauben, nahm aber keinen Anstand, den Erzählungen von Menschen, welche bei Nacht ihren Kopf unter dem Arme tragen, oder welche auf Besenstielen durch die Luft reiten und auf hohen Bergen nächtliche Tänze mit dem Teufel aufführen, oder welche Menschen und Vieh behexen, vollen Glauben beizumessen. Und selbst bis auf den heutigen Tag tauchen von Zeit zu Zeit wahnsinnige Versuche einzelner theologischer Gelehrten auf, die Richtigkeit unsrer gesamten astronomischen Wissenschaft in Frage zu stellen und die Erde wieder wie früher zum Mittelpunkt des ganzen Weltalls zu machen.

Welche Mühe und Arbeit hat es gekostet, die Menschen von einem wahren Naturwunder oder von der Thatsache zu überzeugen, daß die in der Erde gefundenen Versteinerungen vorweltlicher Pflanzen und Tiere keine „Naturspiele," sondern wirkliche Überreste ehemals gelebt habender Wesen sind, und daß die ganze uns umgebende Organismen-Welt das letzte Produkt eines viele Millionen Jahre umfassenden organischen Entwickelungs-Vorganges ist — obgleich schon vor mehr als zwei Jahrtausenden der griechische Philosoph Xenophanes mit durchdringendem Scharfblick die versteinerten Tiere und Pflanzen für vormals lebende Wesen erklärt und sehr richtig aus den Seemuscheln, welche man auf Bergen findet, sowie aus den Abdrücken der Gestalten von Fischen und Robben, welche in den Steinbrüchen von Smyrna, Paros und Syrakus gefunden worden waren, geschlossen hatte, daß die Erde an diesen Stellen ehedem mit Wasser bedeckt gewesen sei! Noch um die Mitte oder gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war man in dieser Beziehung so unwissend oder ungläubig, daß selbst der gelehrte und aufgeklärte Voltaire die auf dem Mont Cenis gefundenen Muscheln oder Austernschalen für solche erklären zu müssen glaubte, welche die Rom-Pilger zufällig von ihren Muschelhüten verloren hätten, während die Theologen sich damit behalfen, daß sie die auf Bergesspitzen gefundenen Versteinerungen als von der Sündflut dort

zurückgelassen ansahen. Das bekannte Aufsteigen und Niedersinken der Erde oder die Senkung und Wiedererhebung des Erdbodens aus natürlichen Ursachen hielt man für so unmöglich, daß die an den Säulen des Tempels des Jupiter Serapis zu Puzzuoli (altes Puteoli) gefundenen Löcher von marinen Bohrmuscheln, welche der zeitweisen Senkung des Bodens unter den Meeresspiegel mit darauf folgender Wiedererhebung ihre Entstehung verdanken, zu der Sage Veranlassung gaben, daß Puteoli einstmals zur Strafe für die Enthauptung eines Christen in das Meer versenkt worden sei! Der englische Gelehrte Tylor erzählt in seinen „Anfänge der Kultur", daß, als in der Nähe von London ein Fund fossiler (vorweltlicher) Elefanten- oder Mammuth-Knochen gemacht wurde, sich in der Nachbarschaft das Gerücht verbreitete, daß dort ein in Wombwells Menagerie gestorbener Elefant vergraben worden sei — während in früheren Jahrhunderten ähnliche Funde den allgemein verbreiteten Glauben an die Existenz eines ehemaligen menschlichen Riesengeschlechts unterstützten oder erweckten, trotzdem die Wahrheit so nahe lag und das „wahre Wunder" so leicht zu erkennen war.

Aber während man ohne Anstand an die Existenz eines ehemaligen Riesengeschlechtes glaubte, setzte man andererseits bis vor wenigen Jahrzehnten der Existenz des fossilen oder vorweltlichen Menschen den hartnäckigsten Unglauben entgegen und ließ sich nur sehr allmählich und unter heftigstem Widerstand durch die Auffindung jener berühmten, von Menschenhand gefertigten Kieseläxte oder Steinwaffen, die geschliffenen Steinwaffen späterer Zeit vom Gegenteil überzeugen. Obgleich diese Steine die unverkennbarsten Spuren der Bearbeitung durch Menschenhand tragen, und obgleich sie schon im hohen Altertum bekannt waren, hatte man doch keine Ahnung von dem wahren Sachverhalt. Bald hielt man sie für Donnerkeile oder Blitzsteine, bald versuchte man die abenteuerlichsten Erklärungen für ihre Herkunft. Selbst als kein Zweifel mehr darüber blieb, daß es Erzeugnisse der Menschenhand seien, suchte man ihre Lagerung in der Tiefe des Erdreichs mittelst der unwahrscheinlichsten Hypothesen begreiflich zu machen — alles aus keinem anderen Grunde, als weil man das wahre Wunder oder das jetzt unzweifelhaft bewiesene hohe Alter des Menschengeschlechts auf Erden nicht für möglich hielt oder nicht zugeben wollte.

Ebenso setzt man noch heute der Lehre von der natürlichen Entstehung des Menschen und seiner allmählichen Entwickelung aus niederen Formen sowie der ganzen Entwickelungs-Theorie überhaupt von so manchen gelehrten und nichtgelehrten Seiten den hartnäckigsten Unglauben oder Widerstand entgegen, obgleich jede andere Annahme oder Erklärung für diese Entstehung den Stempel höchster Unwahrscheinlichkeit oder Unmöglichkeit an der Stirne trägt und als ein „Wunder" im eigentlichsten Sinne des Wortes bezeichnet werden müßte. Auch die Existenz der nächsten tierischen Verwandten des Menschen, der sogenannten Anthropiden oder großen menschenähnlichen Affen-Arten, ohne deren Dasein die enge Verknüpfung zwischen Menschen- und Tierwelt kaum begreiflich sein würde und welche man jetzt tot oder lebendig in allen Museen und zoologischen Gärten zu sehen bekommt, ist noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf das ernstlichste in Zweifel gezogen

oder hartnäckig geleugnet worden, obgleich schon fünfhundert Jahre vor Chr. der Karthaginienser Hanno an der Westküste Afrikas die Gorillas gesehen und als „wilde behaarte Menschen“ beschrieben hatte, und obgleich von 1613—1800 mehrfache glaubhafte Mitteilungen von englischen Reisenden über diese Tiere bekannt geworden waren.

Ein ganz ähnlicher Unglaube herrscht noch bis auf den heutigen Tag bezüglich des heiklen Themas der „geschwänzten Menschen“, obgleich jetzt eine ganze Anzahl solcher Einzel-Fälle in der medizinischen und ethnologischen Litteratur bekannt ist, und zwar nicht bloß in der Form bloßer (als s. g. „falsche Schwänze“ bezeichneter) Haut-Anhänge, sondern als wirkliche und wahre, selbst mit Muskulatur versehene Verlängerungen der Wirbelsäule mit verkümmerten Wirbeln in ihrem Innern.

Eines der größten Wunder der Wissenschaft, welches trotz zahlloser populärer Schriften den meisten Gebildeten unbekannt oder unklar ist oder aber unglaublich erscheint, ist die Entstehung des Menschen sowie aller Tiere aus einem kleinen, nur mit bewaffnetem Auge sichtbaren Bläschen oder seine allmähliche Entwickelung aus dem organischen Ur-Element der Zelle — und zwar mittelst einer Reihe verschiedener Entwickelungsstufen, über welche jedes Lehrbuch der Entwickelungsgeschichte genügende Auskunft giebt. Diese große Entdeckung, welche die ganze Deszendenz-Theorie gewissermaßen vorbereitet hat, wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch den großen Kaspar Friedrich Wolff gemacht, fand aber so wenig Glauben oder Anerkennung, daß Wolff als wissenschaftlicher Ketzer die ärgsten Anfeindungen erdulden und sich schließlich nach Rußland unter den Schutz der großen, freidenkerischen Kaiserin Katharina II. flüchten mußte. Man zog es vor, statt an das wahre, an das falsche Wunder der bis dahin herrschenden „Einschachtelungs-Theorie“ zu glauben, nach welcher die biblische Stammmutter des Menschengeschlechts Eva etwa zweihundert Milliarden Keime menschlicher Wesen mit eben so vielen Seelen oder Seelchen behufs Vorbereitung der Geburt aller folgenden Menschen in sich getragen habe!! Dies geschah nach theologischer Ansicht bei Gelegenheit der Erschaffung der Welt vor beiläufig sechstausend Jahren, so daß wir damals alle schon da waren, wenn auch nur in der Form unendlich kleiner Keime, von denen immer einer in dem andern steckte. Diese wahnsinnige Theorie wurde noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sogar von Naturforschern und Philosophen, wie Haller und Leibnitz, verteidigt, nachdem bereits 1759 Wolff seine große Entdeckung veröffentlicht hatte. Erst nach langem, gelehrtem Kampfe konnte die richtige Meinung oder das wahre Wunder über das falsche die Oberhand gewinnen.

Ein ganz ähnliches Schicksal wie Wolff hatten der Engländer Harvey, der Entdecker des großen Blutkreislaufs, welchem seine große, 1619 gemachte Entdeckung und sein Hinweis auf die Töne und Geräusche des Herzens, welche sowohl gehört wie gefühlt werden könnten, nur Verhöhnungen und Anfeindungen der schlimmsten Art eintrugen — oder der große Anatom Vesalius, welcher von der spanischen Inquisition zum Tode verurteilt wurde, weil er an der Leiche eines

Gestorbenen die heute jedem Physiologen bekannten Bewegungen des Herzens nach dem Tode konstatiert hatte.

Übrigens haben wir ein ähnliches Beispiel erst vor wenigen Jahrzehnten in Deutschland selbst erlebt, als der Arzt Robert Mayer in Heilbronn im Jahre 1845 die berühmte Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, welches gegenwärtig die gesamten Naturwissenschaften durchdringt und beherrscht, machte und zum Danke dafür von seinen gelehrten Zeitgenossen für einen unheilbaren Narren erklärt wurde.

Im engsten Zusammenhang mit diesem Gesetz steht die Enthüllung eines der größten Wunder der Wissenschaft oder der Nachweis, daß die Strahlen der Sonne oder die von der Sonne angeregten Schwingungen des Lichtäthers die letzte Quelle aller auf der Erde wirksamen Kräfte und Bewegungen bilden — ein Nachweis, dessen notwendige philosophische Konsequenzen für die große Mehrzahl der Menschen vollkommene Rätsel sind. Ein dem vergleichbares Rätsel bildet die Ewigkeit und Unendlichkeit der Welt, deren Anerkennung so großen Hemmnissen oder Abneigungen begegnet, obgleich für den wissenschaftlich aufgeklärten Verstand über diese Wahrheit nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Nicht minder großen Schwierigkeiten begegnet die Anerkennung des Verstandes der Tiere und der Wesensgleichheit von Menschen- und Tierseele, trotz der schlagendsten dafür beigebrachten Beweise und Beispiele. Man zieht das falsche Wunder des s. g. „Instinkts“ dem wahren Wunder vor, welches in der Erkenntnis von den hohen geistigen Fähigkeiten der Tiere und in der Thatsache liegt, daß das gesamte seelische und geistige Leben des Menschen in seinen Wurzeln oder Anfängen in der Tierseele bereits vorgebildet ist. Die zahllosen, noch so gut verbürgten Beispiele tierischer Intelligenz begegnen mitleidigem Achselzucken oder hartnäckigem Unglauben, während das — abgesehen von den Vererbungs-Erscheinungen — völlig unerklärbare Etwas des Instinkts gläubig und unbesehen hingenommen wird.

Ist das kaum stecknadelkopfgroße Gehirn einer Ameise oder Biene, welches der Träger einer so hohen, fast an diejenige des Menschen heranreichenden Intelligenz und sozialer Gewohnheiten ist, nicht ein Naturwunder, welches eine ganze Reihe falscher Wunder weit hinter sich läßt? Oder übertreffen die Enthüllungen der modernen Molekular-Physik oder der kinetischen Gastheorie nicht alles, was selbst die kühnste Phantasie über die Unendlichkeit der Welt des Kleinsten hätte ersinnen können?

Aber vielleicht das auffälligste und lehrreichste aller Beispiele des Unglaubens an wahre oder wirkliche Wunder der Wissenschaft bilden die sogenannten Meteoriten oder Meteorsteinfälle, auch Aërolithen oder Luftsteine oder Steinregen genannt. Diese kleinen Himmelskörper (vielleicht Überreste aufgelöster Kometen oder zerfallender Weltkörper), welche wahrscheinlich in ungezählten Mengen den Weltraum erfüllen, fallen bekanntlich in solchen Mengen auf die Erde nieder, daß nach Arago täglich mindestens zwei derselben niederfallen, während Reichenbach durchschnittlich auf jedes Jahr nicht weniger als 4500 Meteorsteinfälle

rechnet und Haidinger das Gewicht der jährlich niederfallenden auf 450 000 Pfund veranschlagt. Auch hat man dieselben schon recht genau im Altertum beobachtet, wie aus den Mitteilungen verschiedener griechischer und römischer Schriftsteller sowie aus den von Biot gesammelten Chroniken der Chinesen hervorgeht. Männer wie Plutarch, Diogenes von Apollonia u. a., beschrieben Sternschnuppen und Meteorsteine bereits vollkommen richtig als Wurf und Fall himmlischer Körper und zogen daraus richtige Schlüsse bezüglich der Mechanik des Himmels. Nichtsdestoweniger setzte man diesem wahren Naturwunder in späteren Zeiten den vollständigsten Unglauben entgegen, oder man versuchte die abenteuerlichsten Erklärungen, ähnlich den bei den prähistorischen Kieseläxten vorgebrachten. Bald hielt man die Meteorsteine für Auswürflinge von Vulkanen, bald nahm man an, daß der Blitz einzelne, in der Erde verborgen liegende Steine treffe und enthülle, indem er sie gleichzeitig erhitze; bald hielt man die Sternschnuppen und Feuerkugeln für Erzeugnisse brennbarer Gase, welche von der Erde aufgestiegen wären und sich in der Höhe entzündet hätten, während der Volksglaube der Alten die ersteren als böse Geister oder Dämonen ansah, welche die Gespräche der Himmlischen belauscht hätten und zur Strafe dafür aus den oberen Regionen in die unteren herabgestürzt würden. Jedenfalls kam dieser naive Volksglaube der Wahrheit näher als die Meinungen der Gelehrten, welche noch um die Mitte und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts alle Nachrichten über derartige Vorkommnisse als auf Irrtum, Aberglauben und Fälschung beruhend erklärten und es für eine physische Unmöglichkeit hielten, daß Steine vom Himmel fallen könnten. Noch im Jahre 1790 äußerte Stütz bei Gelegenheit der Erwähnung des berühmten Meteoritenfalls von Agram (1751), „es wäre in unserer Zeit unverzeihlich, solche Märchen auch nur wahrscheinlich zu finden." In demselben Jahre ereignete sich zu Juillac in der Gascogne ein Meteoritenfall, über den die Gemeindebehörde höchst vernünftigerweise ein Protokoll aufnehmen und von dreihundert Augenzeugen unterzeichnen ließ. Als aber dieses Protokoll der Pariser Akademie vorgelegt wurde, fand man eine obrigkeitlich beglaubigte Urkunde über einen solchen Blödsinn höchst amüsant; und in derselben Akademie schnitt bei einer anderen Gelegenheit der große und um die Fortschritte der Chemie so hochverdiente Gelehrte Lavoisier jede weitere Erörterung des Gegenstandes mit den Worten ab, daß es im Himmel keine Steine gäbe, und daß daher auch keine solchen aus dem Himmel auf die Erde herabfallen könnten! Diese Ansicht behielt die Oberhand, bis am 26. April 1803 der große, über die Entfernung einiger Meilen sich erstreckende Steinfall von Aigle in der Normandie, welcher zufällig von tausenden von Menschen beobachtet wurde, allen Zweifeln ein Ende machte. Aber erst im Jahre 1819 konnte die wahre Natur der Meteoriten als aus dem kosmischen Weltraum kommender Stein- und Eisenmassen durch den berühmten Wittenberger Physiker Chaldni enthüllt und zur Anerkennung gebracht werden. Seitdem sind massenhafte Beobachtungen von Meteorsteinfällen, welche nicht selten den Tod von Menschen oder Tieren veranlaßt haben,

und über welche in meiner Schrift „Licht und Leben", Anm. 14., zum Teil näher berichtet ist, bekannt geworden. Freilich müssen solche und ähnliche Dinge, an denen die Wissenschaft reich ist, dem wissenschaftlich nicht gebildeten Verstande wunderbar und fast noch wunderbarer erscheinen als die gewöhnlichen, so gern geglaubten Wunder der Kirche oder des Spiritismus. Aber sie haben vor den letzteren den Vorzug oder unterscheiden sich von den falschen Wundern eben dadurch, daß sie wahr sind. Man sollte denken, daß es viel leichter sei, an wahre als an falsche Wunder zu glauben; aber die Erfahrung lehrt, daß es in Wirklichkeit oder sehr häufig grade umgekehrt ist. Daß Steine aus dem Himmel fallen, will man nicht glauben; aber daß ein toter Mensch in den Himmel fährt oder ewig fortlebt, findet man eher wahrscheinlich. Unter allen Wundern ist diese Eigentümlichkeit oder Verkehrtheit des menschlichen Geistes vielleicht das allergrößte und um so auffallender, als es in Wirklichkeit an wahren Wundern der Natur und Wissenschaft weit weniger fehlt als an falschen oder eingebildeten Wundern des Glaubens. Wer also Wunder liebt, hat nicht nötig, solche in den Regionen des Aberglaubens oder der Einbildung zu suchen oder sich tolle Märchen und Schnurren aufbinden zu lassen; er braucht nur einen oberflächlichen Blick in die Regionen der menschlichen, durch Jahrtausende währende Arbeit der besten Geister aufgebauten Wissenschaft zu werfen, um auf jedem Schritt und Tritt wunderbaren Entdeckungen und durch dieselben vermittelten großartigen Erfindungen und Fortschritten des Menschengeistes zu begegnen oder — mit andern Worten — sein Wundergefühl mehr Befriedigendes zu finden, als er sucht und braucht. Kann es wunderbareres geben als unsere Eisenbahnen, Dampfmaschinen, Telegraphen, Telephone, Phonographen, unser elektrisches Licht, unsere Kunst der Photographie oder alle die großartigen mechanischen Wirkungen, welche wir durch die Entfesselung der alles besiegenden Molekularkräfte hervorbringen? Und kann es erstaunlicheres geben als die wunderbaren Enthüllungen der modernen Astrophysik und Spektralanalyse oder der Entwicklungslehre und Zeugungsgeschichte oder der Archäogeologie oder der Altertumskunde oder der Thier-Psychologie oder der Mikroskopie u. s. w. u. s. w? Wer sich mit diesen Wundern näher vertraut macht, wird, wie gesagt, sein Wundergefühl vollauf befriedigt finden und dabei das befriedigende Bewußtsein genießen, daß er keine falschen oder eingebildeten Wunder, sondern deren wahre und wirkliche vor sich hat. Er wird dabei auch Gelegenheit finden, die Richtigkeit des im Eingang unsres Aufsatzes aufgestellten Satzes zu erproben, daß Wahrheit seltsamer ist als Dichtung, und daß alle Erfindungen der ausschweifendsten Phantasie hinter der kalten, nüchternen Wirklichkeit zurückbleiben. Man denke sich einen rohen Naturmenschen aus der prähistorischen Zeit oder aus den ersten Anfängen menschlicher Geistes-Kultur plötzlich in die Mitte unsrer modernen Zivilisation versetzt mit der Fähigkeit, dieselbe zu begreifen oder zu verstehen! Wird er nicht glauben, daß alle die Naturwunder, welche ihm vielleicht seine ungezügelte Phantasie vorgespiegelt hat, Wirklichkeit geworden, oder daß die übermächtigen Wesen, welche er sich über den Wolken thronend und seine sowie die Geschicke der Natur be-

herrschend vorgestellt hat, auf die Erde herabgestiegen seien? „Geistreich," sagt daher mit vollem Recht F. Mohr, der geistvolle Mitentdecker des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, „ist nur, was wahr ist, und keine Phantasie ist so erhaben, so wahrhaft poetisch als die wirkliche, nackte Natur."

Pfingsttage im Elsaß 1874.

Aus den Scheffel-Erinnerungen

von

A. von Freydorf.

„Haben Sie noch keinen anderen Wanderplan für Pfingsten, so würde mir ein Grenzgang zwischen Pfalz und dem neuen Reichslande — etwa den Burgen des Wasgauwaldes hinunter nach den Schlachtfeldern — erfreulich und zugleich zeitgemäß erscheinen!" schlug Freund Scheffel vor, da er uns wie gewöhnlich als Maifeier am ersten des wonnigen Monats zu einem kleinen vorbereitenden Gang in die Rheinwaldungen abholte „um", wie er meinte, „die Füße wieder wanderstark zu machen zu kommenden größeren Touren."

Meinem Mann gefiel der Vorschlag, freudig stimmten wir ein, und daß sich später noch andere Freunde anschlossen, zeigt folgender Brief Scheffels:

Hochverehrter Herr von Freydorf!

Ermächtigt durch Ihre Güte, gestatte ich mir das ergebenste Ansuchen, Ihren Wagen morgen Nachmittag 2 Uhr zu Professor Keller, Kriegsstraße 103, senden zu wollen.

Dort würden Herr und Frau Keller mit mir die Fahrt nach Weißenburg antreten. Ergiebt sich dort Möglichkeit, einen zweiten Wagen auf Sonntag zu erhalten, so telegraphieren wir noch Samstag Abend dies dem Ehepaar B., welche dann Sonntag früh 6,35 mit der Bahn ebenfalls nach Weißenburg fahren, negativenfalls aber in Karlsruhe verbleiben würden.

Guten Sonnenschein erhoffend, auf fröhliches Wiedersehn Sonntag 9 Uhr Bahnhof Weißenburg!

22. Mai 74. J. Vict. Scheffel.

Wir selbst hatten am Samstag noch einer Einladung an die Kaiserliche Tafel nach Baden-Baden Folge zu leisten, so konnten wir die erste Ausfahrt „zum Städtle hinaus" über den Rhein und durch den Binnwald nicht mitmachen

„Schade!" erzählte Scheffel am andern Morgen beim Begrüßen auf dem Weißenburger Bahnhof „um das erste Abenteuer sind Sie gekommen. Die eine Wagenachse wurde heiß: fast hätte es kein Freuden-, aber ein Schadenfeuer gegeben.

„Wir lagerten am Waldessaume, ungewiß, ob wir nicht dort für die Nacht kampieren müßten, und während Kutscher Anton einen Schmied holte aus dem nächsten Dorf, hüteten der Professor und ich abwechselungsweise das Gespann.

Meister Schmied brachte aber alles wieder in Ordnung, und unversehrt fuhren wir noch gestern Abend bei guter Zeit im Hôtel de l'ange ein!"

„Hôtel de l'ange!“ der Name war hübsch für ein Gasthaus, und mir that leid, nicht auch noch des Engels Schutz in Anspruch nehmen zu können.

Scheffel wußte Trost: er hatte in Erfahrung gebracht, daß bei den Ruinen Fleckenstein und Wasgenstein kein gutes Nachtquartier zu finden sei; darum wurde das Programm in der Art geändert, daß wir am heutigen Abend nach Weißenburg zurückkehren sollten, um erst den andern Tag den Gaisberg zu besteigen und dann von dort gleich weiter nach Wörth fahren zu können.

Weißenburg liegt an der Vogesen äußerstem Ende nach Süden hin; ein kleines Flüßchen, die Lauter, durchfließt das Städtchen, und teilweise umringen es noch die alten Festungsmauern. Diesmal hatten wir für eine Besichtigung der Stadt selbst und der Kirchen keine Zeit, daher will ich aus dem Tagebuch meines Mannes über einen früheren Besuch hinzufügen, was wahrscheinlich auch Mitteilungen Scheffels sind, da auch jene erste Fußwanderung über den Rhein gemeinschaftlich mit dem Freunde unternommen wurde.

„König Dogobert gründete 625 die Abtei Wizzenburg mit Beigabe eines 5 Meilen langen, 4 Meilen breiten Distrikts. Sie erhielt von den verliehenen Immunitäten die Benennung Untermundat, Rufach war Obermundat. Auch heute giebt es noch einen Mundatswald. In der Abteikirche soll noch bis zur französischen Revolution eine Krone von 24' Durchmesser gehangen haben, daran Figuren der zwölf Apostel, und die Chronik führte dieselben zurück auf König Dogobert. Auch die Klosterschule ist berühmt durch einen Sänger Otfried, der im 9. Jahrhundert die Evangelien rythmisch bearbeitete und diese dichterische Wiedergabe der heiligen Schrift, „der Christ" betitelt, im Jahre 868 in fränkischer d. h. hochdeutscher Sprache beendete.

Nachdem die vom Fürstbischof von Speyer abhängige Abtei 1524 in ein Kollegialstift verwandelt war, erlangte der Fürstbischof 1545 von Kaiser und Papst die Würde eines Propstes von Weißenburg und verwaltete als solcher die Güter der Abtei bis zu deren Aufhebung zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Die Mauern, welche die Stadt umgeben, sind auch Werke der Äbte; diesen war das Städtchen unterthan, denn sie ernannten die Magistrate. Im Jahre 1247 war Weißenburg Mitglied des Rheinischen Städtebundes, ein Jahrhundert später wird sie Glied des Elsäßer Zehn-Städte-Bundes. Maximilian I. aber verlieh ihr zuerst das Recht der eigenen Wahl ihrer Magistrate.

Viele Kriege stürmten über das Städtchen dahin, immer wurde es stark mitgenommen, immer arbeitete es sich wieder heraus; im westfälischen Frieden kam es dann an Frankreich, aber nun erst hatte es in allen Kriegen mit Deutschland zu leiden. 1673 und 1677, 1705 im Spanischen, 1744 im Österreichischen Erbfolgekrieg, und dann auch nach der französischen Revolution.

Die bekannten Weißenburger Linien ziehen sich im wesentlichen von West nach Ost am rechten Ufer der Lauter hin, in einer Länge von 30 km um Weißenburg herum vom Berg Scherhol bis nach Lauterburg, und sind von Marschall Villars mit 11000 Pionieren angelegt in den Jahren 1704 bis 1706. Es ist eine fortlaufende Linie von Brustwehren und Schanzen, in Zwischenräumen durch Redouten verstärkt, jetzt durch die Angrenzer teilweise nivelliert. Im Jahre 1793 nahm der österreichische General Wurmser diese Linien, General Hoche rückte von der Saale her durch das Niederbronner Thal, schlug bei Fröschweiler einige Korps und warf sie auf den Gaisberg zurück, wo die verschanzte Hauptarmee stand. Er zog dann rasch die französische Rhein- und Mosel-Armee heran, detachierte einige Streitkräfte nach Lembach und Lauterburg, griff am 26. Dezember mit 35000 Mann das durch die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig verstärkte Zentrum der Österreicher an, bei denen auch die Emigranten unter dem Prinzen von Condé standen, nahm den Gaisberg und entsetzte Landau."

Dies also sind Aufzeichnungen aus einem früheren Tagebuch; jetzt kommt das unsere wieder zu seinem Recht: da steht die schöne, gothische Peter- und Paulskirche verzeichnet, die aus dem 13. Jahrhundert stammt: „aber der romanische Turm ist älter," erklärte uns Dr. Scheffel, der an keinem alten Bauwerke vorüberging, ohne es genauen Anschauens zu würdigen. „Eine andere Kirche hat hier vorher gestanden, und der Turm ist der letzte Zeuge davon!" Dieser war viereckig, oben in höchst zierlicher Weise durch hübsche kleine Säulen mit Rundbogen durchbrochen.

In die Kirche aber gingen wir nicht, obgleich darin eine Statue Dagobert I. und alte Glasfenster aus dem 13. und 14. Jahrhundert sehenswert sein sollten. Auch von der protestantischen Johanneskirche ließen wir uns nur erzählen, daß darin Melanchthon einmal gepredigt habe, und da die Dominikanerkirche Kaserne geworden, wie das Rekollekten-Kloster Militärlazaret, so war auch dort nichts zu holen, wir konnten ungesäumt unsere Wagen besteigen, um die Fahrt nach den Ruinen zu unternehmen.

Südwärts ging's hinaus durch das Hagenauer Thor. Das Läuten der Pfingstglocken umtönte uns, es rief zur Kirche, und die Gebetbuchtragenden sahen etwas erstaunt nach den beiden hintereinander herfahrenden Wagen mit fröhlichen Pfingstausflüglern, aber sie grüßten doch freundlich ab und zu. Auch uns gaben die Glocken feierliche Stimmung, und wir fühlten uns nicht minder fromm, wollten wir doch das schöne Fest draußen feiern auf den Bergen in Gottes freier, heiliger Natur. „Dort ist mir immer am andächtigsten zu Sinn!" hatte Scheffel einmal gesagt, und ich möchte hier einen Spruch einfügen, den er mir später schickte, aufgeschrieben auf die Rückseite einer Photographie vom Kreuzberg auf der hohen Rhön:

„Hoch über allen Leidenstationen
Und hoch über Kreuz und Marterbild
Wölbt sich Gottes blauer Himmel
Und wandelt segnend seine Sonne!"

Auch über uns wölbte sich der blaue Himmel, und wenn die Sonne ab und zu hinter Wolken verschwand, sie meinte es doch noch gut mit uns; denn gerade als wir die Höhe erreichten, übergoß sie das Thal mit ihren goldenen Strahlen und gewährte uns einen hübschen Rückblick nordwärts auf das tief unten liegende Rechtenbach, den Germanhof und Klein-Langenberghof und auch südöstlich hinaus in die ferne Rheinebene.

Etwa 20 Minuten vor dem Thore zweigt sich von der Straßburger Chaussee der Weg nach Bitsch rechts westwärts ab; wir fuhren längs der Weißenburger Linien auf den Berg Scherhol.

„Etwas Vertrautheit mit älterem Deutsch läßt in diesem Namen eine Zusammenziehung von Scheren-Hohlweg erkennen," erklärte Scheffel, „oben aber der Turm, der bis 1793 als Wahrzeichen auf dem Gipfel stand, gab ihm den neuen, französischen Namen Pigeonnier, und wenn die Tauben alle Orte besuchen wollten, die sie hier in weiter Umschau von ihrem Taubenhaus erblicken, so könnten sie fliegen bis zu den hohen Türmen von Straßburg und Speyer und auch zu den drei niederen Türmen von unserem lieben Karlsruhe!"

Wir durchfuhren das Dorf Klimbach, dann zwischen Wiesen und Äckern weiter noch Lembach, das reizend daliegt bergan an beiden Ufern der Sauer. Es ging nun rechts, nordwärts ein Wiesenthälchen am linken Strande des Flüßchens hinauf, immer der Bitscher Chaussee nach bis zur Tannenbrück und zum Schönauer Eisenhammer, wo wir unsere Wagen halten ließen, um auf einem Fußweg die Ruine Fleckenstein zu erreichen.

Nach der stundenlangen Fahrt wurde das Besteigen des schattigen Waldweges jubelnd begonnen; in das frohe Lachen, das laute Gespräch mischte sich der Vögel Tirilieren, oft überstimmten sie uns fast, so viele waren ihrer in den Gebüschen und über uns im Gezweige. Auch eine Nachtigall war darunter, die schlug, ob es jetzt auch helle Tagesstunde war, doch ab und zu einmal kurze Takte an: sie merkte wohl, daß ein Sänger unter uns ging, den sie als trauten Gesellen begrüßen mußte! „Sind auch wieder doppelt freudig heimgekehrt, die Nachtigallen, in ihre alte Heimat," bemerkte Scheffel als Erwiderung, „der Kanonendonner von Wörth und Weißenburg hatte sie hier einige Zeit verscheucht, daher haben wir im Jahre 70 und 71 so ungewöhnlich viele in unserem Schloßgarten zu Karlsruhe gehabt!" Er gab auf alles acht, er beobachtete alles!

Oben angekommen lag vor unseren Augen die mächtige Ruine; in den Sandsteinfelsen hineingebaut und früher mit Mauern, Wällen und Türmen umgeben, war doch von letzteren wenig mehr übrig. Nur herrlich blühendes Gestrüpp prangte über den Befestigungsresten, Hollunder blühte, und zwischen dem herumliegenden Getrümmer Fenchel, Lamium und Ranunkel, und darüber hin summten die fleißigen Honigsucherinnen.

Es war ein schönes Bild, die malerische Ruine in dieser stillen, weltvergessenen Bergeinsamkeit, und wir Laien in so ausgewählter künstlerischer Gesellschaft genossen es doppelt, ja wir hatten den dreifachen Gewinn, wenn der Maler uns dahin führte, von wo der schönste Blick zu gewinnen war — daß ihm da

auch in bescheidener Weise ein Skizzenbuch mit Bleistift zwischen die Finger geschoben wurde, nahm er gelassen als liebenswürdiger Gesellschafter hin —, wenn der Architekt uns auf Stil und Bauart aufmerksam machte und der Dichter und Kunsthistoriker etliche Gestalten wachrief, die in grauer Vorzeit, vielleicht ebenso pfingstfröhlich wie wir, aber weniger friedlich durch diese gewaltig dicken Thorbogen ein- und ausgezogen waren.

Wir auch traten nun ein in einen mächtig breiten, hohen Felsenturm: ‚leergebrannt war die Stätte,‘ nur wenig ganze Stufen der alten Wendeltreppe waren noch erhalten, aber die Ansätze der andern, aus dem Fels heraussehend, zogen sich in fortlaufendem Spiral fort bis zur Höhe: ein Weg höchstens für eine Katze — „Oder für eine Maus!“ meinte Professor Keller und erzählte: wie er in jungen Jahren mit meinem Schwager Hector von B. — der nun in Amerika im Marine-Ministerium die Überwachung der Strandrettungsstationen für Schiffbrüchige hat, einmal hier gewesen, sei dieser — von B. hatte unter seinen Kameraden den Spitznamen die Maus — da an den kaum handbreiten Vorsprüngen oder Vertiefungen hinauf gegangen an der steilen Wand, aufrecht bis oben hin und wieder zurück mit solch' leichter und toller Turnerkühnheit, daß er, der sicher unten Stehende, sich des Schwindelgefühls nicht erwehren konnte. Aber B. hat später beim Bau eines Leuchtturmes, der mitten auf einzelnem, wogenumbrandetem Felskopf im Meere errichtet wurde, noch verwegeneres geleistet. Er stand hoch oben auf der noch nicht vollständig fertigen Zinne, unten schäumte das Meer gegen den Fuß des Turmes an und schaukelte das Steine herzuschleppende Schiff. Ein großer, viereckiger Quaderblock wurde heraufgewunden, der war wohl nicht gut im Gleichgewicht befestigt, er geriet kaum in halber Höhe ins Schwanken, senkte sich nach einer Seite, drohte auszufallen aus dem Seil, das Gebäude oder das untenliegende Schiff zu beschädigen, B. sah es von oben und mit kühnem Satze sprang er hinunter auf die höher stehende Seite des Steins, diesem durch seine eigene Schwere das Gleichgewicht wieder zu geben. —

Scheffel war seit mehreren Jahren sehr leicht zum Schwindel geneigt. „Wir machen's ihm nicht nach!“ rief er schauderd und verließ den Ort so grausiger Erzählungen, um uns draußen im Freien zu einem alten, weit überschattenden Nußbaume zu führen, wo sein Ruf ein wunderschönes Echo erweckte, das dem Dichter immer mit anapästischem Reim oder auch in Daktylen und Jamben, je nachdem er fragte, immer aber bis zu drei Silben wiederklingende Antwort gab.

„Lebewohl!“ war der letzte Ruf, und vielstimmig wie wir ihn gegeben, kam er uns zurück und hallte uns noch nach, als wir abwärts stiegen! Lebe wohl — lebe wohl — wohl — wohl — wohl!!

Nach kurzem Abstieg über moos- und epheuumgrüntes Geröll fanden wir unsere Wagen wieder bei der Tannenbrücke und fuhren am Steinbach hinauf; die Ruine Frundsberg links liegen lassend, denn in diesem mit Burgen und Ruinen reich gesegneten Lande kann man nicht jede einzelne besichtigen, und unser bewährter Führer hatte nur wenige, aber die interessantesten, für unsern Besuch bezeichnet. Überall auf den Berg-Gipfeln und zwischen dem Laub der

Wälder ragen burg- und turmähnliche Gebäude und graues Gefels hervor, und aus der Ferne kann der Uneingeweihte kaum unterscheiden, ob bloß Natur oder auch Menschenhand die Riesensteine aufeinander getürmt hat: Felsen sehen aus wie Burgen und Burgen wie Felsen, meistens aber ist beides vereint.

In Niedersteinbach wurde wieder ausgestiegen, diesmal in der Schenke des Orts die Wagen eingestellt, und während uns Scheffel vorangehen ließ auf dem vorhergezeigten Weg, verhandelte er selbst heimlich mit dem Wirt, und bald sahen wir ihn nachkommen, begleitet von einem Knaben, der in verdecktem Korb allerlei Überraschungen ihm zur Seite trug. Ich aber hatte mir auch dergleichen ausgedacht, und in nicht allzu großer Entfernung folgte ein zweiter Knabe, welchem Kutscher Anton einen ebensowohl verdeckten Korb aus unserm Wagen zu guter Besorgung ans Herz gelegt hatte.

Schön war der Weg durch ein hohen, mit uralten Eichen durchsetzten Buchwald.

Doch wer möchte da anders beschreiben als mit den Worten des Dichters, der uns heute selbst führte, und andere Skizzen sich wünschen als die im „Gaudeamus“ schon vom Maler gegebene: Scheffel und Keller feierten heute auch die Erinnerung an ihre einst am Walpurgistag hierher unternommene gemeinschaftliche Wanderung, und manche Erzählung davon flocht sich ein in ihr Gespräch.

Wer kennt im deutschen Grenzbezirke
Des Waidmanns Lust, den Wasgauwald,
Der einst den Völkern im Gebirge
Gleich einer Gottheit heilig galt?

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Pfad biegt von des Mainont Gipfeln
In ein elsaßisch Waldthal ein,
Und braunrot starrt aus grünen Wipfeln
Der Doppelklotz des Wasgenstein.

Wie ein vermoostes Waldgeheimnis
Ruht das geborstne Riesenhaus
In Schutt und schweigender Verträumnis
Von dunkler Vorzeit Rätseln aus.

Wer schuf den Plan zu solchem Werke?
Wer drang zuerst am Fels empor?
. . . Erdmänner höhlten ihn und Zwerge,
Giganten türmten Turm und Thor.

Staunend sahen wir auf die mächtigen Urmassen zweier hintereinander hoch emporragender, durch einen tiefen Einschnitt getrennter, schwerzugänglicher, steiler Felsen. Darauf gebaut, oder vielmehr eingeschrotet, — wie Scheffels Ausdruck war — eingehöhlt ins Gestein die Burg mit einigen Treppen schwindelnd frei ohne Geländer.:

An diesen senkrecht steilen Rändern
Braucht's sichern Tritt und männlich Herz,
Weh allen Krinolingewändern! . .
Der Blick verstürzt sich abgrundwärts.

Jäh schwebt der Aufstieg und verwittert,
Und schwer ist's, am Geländer gehn;
Wer keuchend in den Knieen zittert,
Thut besser, es gemalt zu sehn.

Wir auch durften vorerst noch nicht hinauf, obgleich wir Damen uns durch obigen Weheruf gar nicht betroffen und geängstigt fühlten, denn wir gehörten einer neueren Modezeit an: der melusinartig eng anliegenden! Auch hatte noch keine von uns über Kniezittern oder Schwindel je geklagt, dessen ungeachtet hielten uns die Herren zurück: „Nach einer kleinen Stärkung geht's besser", meinten sie, mit einem Blick auf die harrenden Knaben, und wir verstanden lachend den Wink.

Dieser Berg und die Felsschlucht gilt als der Schauplatz des von Scheffel als 24. Kapitel seinem Ekkehard einverleibten, von ihm verdeutschten Walthariliedes, als der Ort, wo sich Walthari mit Hiltgund niederließ um auszuruhen, und von wo er den Kampf mit König Gunter, Hagen und den andern elf Mannen aufnahm und siegreich bestand:

Walthari ritt indessen landeinwärts von dem Rhein,
Zu einem schattig finstern Forste ritt er ein.
Das war des Waidmanns Freude, der alte Wasichenwald,
Wo zu der Hundebellen das Jagdhorn lustig schallt.
Dort ragen dicht beisammen zwei Berge in die Luft,
Es spaltet sich dazwischen anmutig eine Schluft,
Umwölbt von zackigen Felsen, umschlungen von Geäst
Und grünem Strauch und Grase, ein rechtes Räubernest.
Er schaut den festen Platz. Hier, sprach er, laßt uns rasten,
Des süßen Schlafes mußt' ich schon allzulange fasten;

Ein traulicher Platz im Schatten der Ruinen wurde auch für uns ausgesucht, wer das Gras des Bodens verschmähte, fand wohl auch einen moosüberwachsenen Trümmerstein; ein ausgebreitetes Tuch ward wie durch Zauberschlag zum Tischchen-Deck-Dich, auf dem der schönste rote Schinken, die weißeste Butter und das schwarzeste Bauernbrod in den Farben des neuen deutschen Reichslandes verführerisch prangten; wenn auch die Zahl der steinernen Krüge so karg bemessen war, daß auf jedes Ehepaar nur einer kam, so reichten sie doch zu fröhlichem Toaste, und die um die Henkel vereinten Hände gaben dem Anstoßen nur besseren Klang, als nach einigen umstandsgemäßen Verbesserungen des Walthariliedes, wie:

„Ei schaut den schönen Platz, hier wahrlich laßt uns rasten,
Des süßen Trunkes mußt' ich schon allzulange fasten;"

oder

„Zum Becher dort die sieben viel Scherz und Kurzweil trieben."

auf den Sänger des Walthariliedes ein Hoch erklang.

Kurzweil ja! wurde getrieben und erreichte ihren Höhepunkt, als ein mit farbigem Band verschnürtes, von sauberem Pergament umhülltes Paket zum Vorschein kam und sich als eine Poularde auswies. Da aber die Gabeln fehlten, und die zweckmäßig zerteilten Stücke jedes doch mit einem Flügel, einem Bein oder Brustknochen versehen waren, so gab Meister Scheffel den Rat, uns

zu Helden des Waltharilieds zu verwandeln: „Dann erfasset jeder eine Keule, also er gerüstet sei andringendem Feinde mannlich zu begegnen, denn in der Hand des Starken verwandelt sich auch eine Eselskinnlade in eine furchtbar Gewaffen. Warum sollten uns diese Knöchlein nicht gleich nützlich sein, zumal wenn wir sie vorher gründlich alles zarten Stoffens entledigt haben?"

Aber Doktor Scheffel! aber! aber! von euch gilt, was im Waltharilied steht:

„Auch der focht mit der Zunge viel lieber als mit dem Schwert!"

Denn kaum noch war der Vorschlag angenommen, und waren wir alle bewaffnet, da rauscht und saust es im Gebüsch, hinter uns, über uns und von allen Seiten!: Ein Feind schlich heran, und Freund Scheffel, statt mannlich ihm zu stehen, war der erste, der alles vom Boden aufraffend, was er nur konnte, schleunigst die Flucht ergriff, und wir alle eben so rasch und eben so gewandt hinter ihm drein! —.

Zum Glück war der Zufluchtsort ganz nah gelegen — die enge, schmale, hoch überwölbte Felsentreppe — und da zeigte sich auch, daß die Flucht nur fingiert war — eine richtige Kämpferlist: unser Sänger und Anführer war wirklich seines Heldenvorbildes wert — denn nun stellte er sich an den schmalen Felsenspalt, der den einzig möglichen Eingang zu unserem Treppengelaß bildete — und wehrte mit eben solch ungetümem Schild, wie Walthari dem Anstürmenden, jedes Eindringen in unsern Unterschlupf, und wie der uns so plötzlich überfallende Feind auch wetterte und tobte — und tausende von Tropfen auf den groß ausgespannten Schild- oder besser Regenschirm niederrieselte, wir lachten des Feindes und lobten unsern Helden!

Es war ein ander Bild als draußen auf dem Rasen: — die kleine Gesellschaft — einige lagernd auf den Treppenstufen, andere gelehnt an die Felswand; und nach oben, wo die Treppe ein Ende nahm, die rundbogige Öffnung des Felsens, frei gegen den Himmel, daß man die schräg fallenden Regentropfen sehen konnte und sich daran freuen, denn wenn — ein gutes Zeichen für baldige Erlösung — Sonnenstrahlen darauf fielen, sahen sie aus wie unzählich fein glitzernde Kristallstreifen. — Auch Blitze sprühten ab und zu, und lang anhaltender Donner hallte nach im Gefels. —

Erst als dieser wieder nachließ, erwachte bei uns das Lachen, und nun flogen Rätsel und Scherzworte und kindische, geistreiche Spiele mit zum Ballen verknüpftem Taschentuch und der Bitte um gereimte Antworten, die Treppe auf und nieder.

War das Gewitter draußen verstummt, und fiel nur noch ein sanfter Regen, so schlugen jetzt Scheffels Witzworte und gute Späße eben so schlagend ein und wurden von Gelächter gefolgt, das auch im Echo der Felsen nachhallte. —

Aber nichts blieb für heute davon übrig, es ist verrauscht mit dem damaligen Sturm, und ich will, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, etwas hier einfügen, was, aus anderer Zeit stammend, des Dichters große Schlagfertigkeit bei solchen Gesellschaftsspielen zeigt.

Es war in einem kleinen Kreise Karlsruher Freunde, da wurden Reimworte auf Zettel geschrieben, und jeder hatte aus dem gegebenen ein Gedicht zu machen.

Da die Tochter des Hauses vorher die Saiten berührt hatte, lag ein Reim nahe auf die von ihr gespielte Zither. Aus den vielen eingegangenen Lösungen blieben die drei besten erhalten. Die von Mutter und Sohn Scheffel nur wollen wir hier einführen.

Was zitterst du, mein heißerregtes Herz?
Ist's künftige Freude, ist's vergangener Schmerz?
Sind's Lieder, die mich einst begeistert haben,
Und nun mit neuem Wunderklange laben?
Ich rüttle wild am festgeschnürten Zopf,
Ich kann von dieser Hexerei nicht scheiden.
Es wüchse mir ein ungeheurer Kropf,
Sollt ich die reichen Seelentöne meiden,
Sollt ich mich wenden von dem Frülingslicht,
Das gegenüber mir in heiterer Sicht.
Die holde Zitherspielerin soll leben
Und alle guten Geister mögen weben
Aus goldnen Sonnenfäden ihren Thron!
Ich knie an seinen Stufen, ich ihr Ritter
Erflehe mir als höchsten Dichterlohn
Noch einen Klang von ihrer Zauberzither.

Josephine Scheffel.

Im Alpenland Tyrol, wie schlug mir einst das Herz
Und wiegte träumend sich in Freud und Leid und Schmerz!
Die Zither klang zu Thal: schier fühlt ich mich erhaben
Und klomm zu Berge, mich am süßen Laut zu laben.

Doch die sie dorten spielte — wie unschön flog ihr Zopf!
Und ach! ein scharfes Aug' sah ein Atom von Kropf:
Da schwand die Poesie; es war kein schweres Scheiden,
Zither und Sennerin, ich that sie klagend meiden.

Doch heute, welch ein Bild! Hell strahlt der Lampe Licht
Und wieder klingt die Zither! Ein jugendschön Gesicht,
Der Damen Perle schafft den toten Saiten Leben,
Daß tausend Harmonien sich durch die Seele weben:

So klingt es dorten wohl, wo Gottes Engel thronen
Und frommen Seligen mit Jubelpsalmen lohnen!
O daß ich Harnisch trüg' und wär' ein Held und Ritter,
Ich schrieb auf meinen Schild: Für sie und ihre Zither,

Josef Victor Scheffel.

Der Regen war verrauscht, wir schlüpften aus unserem Versteck; aber nicht alle nach unten, wer Mut hatte und schwindelfrei war, der nahm den Ausgang dahin, von wo uns auf der Höhe unserer Treppe vorhin der Blitz herein geleuchtet hatte und von dort, frei ohne Geländer, immer aufwärts.

Auf fünfzig mürben Sandsteinstufen
Erklommen wir den Gipfel stramm
Und grüßten laut mit Willkommrufen
Des Himmels Blau vom schmalen Kamm.

Hocheinsam war's. Die wilde Taube
Entfloh dem Nest, vom Gruß verscheucht.
Licht schien der Frühling rings im Laube,
Und seine Nebel wallten feucht.

Seltsam Gefühl, auf solchem Riffe
Von freiem Schweben ob der Kluft,
Als wandle sich die Burg zum Schiffe
Und treibe schwankend durch die Luft:
Als Mast der Turm mit hohen Rüstern,
Als Deck des Felskamms schmaler Horst,
Als Wellenschlag des Hochwalds Flüstern,
Als Meer der weite, grüne Forst.

Wen echter Schwindel so bezwungen,
Dem fällt betäubt nichts anders ein
Als Meister Gottfried schon gesungen:
„Sie fliehen wieder in ihr stein."
Da wölbt, kyklopisch anzuschauen,
Als Kammer sich ein schmal Gemach;
Ein einziger Pfeiler, grob behauen,
Trägt wuchtig alles Felsendach.

Auch wir „fliehen wieder in ihr stein!" und als eine von uns Damen sich niederließ auf dem in die Felsenwand zum Lager ausgeschroteten Platz, den Ellbogen in die Öffnung des weiten Lugaus gelehnt und forschend nach der Tiefe hinunter sah, da meinte Scheffel, „Hier auf dem Stein", gerade so hat Hiltgund gesessen und gespäht, wie unten, unter Waltharis Streichen, die Köpfe flogen. Für unsere heutigen Damen wär's freilich kein willkommenes Schauspiel!"

Das Gras war zu naß geworden, um allzuviel weitere Forschungsreisen durch die Ruine machen zu können, nur den doppelten Wall mit festem Turme, „den Donjon", zeigte uns Scheffel noch, und wir erfuhren auch, daß Wasgen, Wasigen von Vasegi kommt, welches eine Variante ist für Vogesi.

Die Heimfahrt von Nieder-Steinbach war trotz etwas getrübtem Himmel fröhlich, die Bilder waren abwechslungsvoll, die sie bot: hier eine große Pferde-Weide beim Frönsburger Hof, dort eine Mühle, Hohenburg und Wegelenburg, dann der Fleckenstein wieder auftauchend über das grüne Meer der Wipfeln, oder Erinnerungen an den Krieg: ein zerschossenes Zollhaus, ein weißes Kreuz am Waldessaum. Dann kamen wir aus dem Steinbachthal, das Sauerbachthal hinab nach Lembach. Längst war die Sonne untergegangen, ihr Widerschein glühte nur noch am Himmel und überhauchte auch mit leisem Rot die kleinen weißen Kreuze, Zeichen der Gräber aus den Kampfestagen, die längs des Waldessaumes so zahlreich auftauchten. Abends war's schon, als wir Klimbach im Vorüberfahren wieder grüßten, und vollständig Nacht, da wir endlich wohlbehalten durch das Weißenburgerthor in den Schutz unseres Engelswirtshauses einfuhren.

„Engel und Schutzengel sein, ist kein übel Amt", meinte Scheffel unter anderem lustigen Geplauder, als wir beim gemeinsamen Nachtessen wieder vergnügt beisammen saßen. „Ein Engel als Wirt macht gute Geschäfte: man traut

seiner Ehrlichkeit und kommt gern. Und ein Schutzengel kann sogar Kriegsmedaillen durch Militärbefehl in Anerkennung seiner besonderen Tapferkeit bekommen, wie solches bei unseren badischen Truppen einmal geschehen ist. Hatte nach einem kleinen Gefecht der Hauptmann einen Bericht verfaßt, daß der Soldat Müller ein Heldenstücklein aufgeführt, welches der Belobung wohl verdiene, ihm aber nur gelungen sei unter ganz besonderem Beistand von „unserem Schutzengel."

Weil der begeisterte Berichterstatter aber gerade an das Ende der Zeile ankam, mußte er seinem Schutzengel noch ein paar kleine Flügelein ansetzen, die wir Trennungszeichen nennen — damit er auch noch zum Anfang der anderen Zeile hinfliegen könne. Dies übersahen die Herren in Karlsruhe; dachten in dem Augenblicke auch weniger an himmlische Heerscharen als an ihre eigenen gut eingeübten Schützenkompagnien und schickten mit dankender Anerkennung nicht nur für Müller eine Medaille, sondern auch eine für den Schütz Engel Schutzengel."

Zwei andere Anekdoten Scheffels habe ich schon einmal berichtet, als ich noch nicht dachte, diese Erinnerungsskizze aus dem Elsaß schreiben zu sollen. Da sie uns aber an diesem Abende erzählt wurden, so gehören sie doch hierher.

Scheffel war unmittelbar nach dem Kriege hinüber gewandert ins Elsaß mit dem herrlichen Bewußtsein, wie er sagte, nun wieder zu wandeln auf deutschem Boden; er ging damals mit dem Gedanken um, eine Episode aus alter Zeit zu schreiben in volkstümlichem Tone, die dem elsässischen Landsmanne zeigen sollte, daß er stammesverwandt zu uns gehöre.

Bei dieser Wanderung war es, daß er den Wasgauwald durchschreitend Rast machte hinter Wörth und Fröschweiler in einem Försterhause. Der alte Grünrock, ein gemütlicher Mann, der auch in ihm den Waldfreund entdeckte, bot ihm kräftigen deutschen Handschlag. Bei einer Flasche Wein, die bald auf dem Tische stand, erzählte er ihm von Krieg und Kriegsnot. Damals, am Tage von Wörth, hatte der Förster den ganzen Tag über den Donner der Kanonen und das verworrene Getöse der fernen Völkerschlacht gehört, einzelne Flüchtlinge, versprengte Reiter hatten dann die Nachricht der Niederlage auch zu ihm getragen, und er war ausgezogen, um genaueres zu erkunden.

Mittlerweile war auf Waldeswegen der General Failly mit Verstärkung angerückt gewesen, aber da die Schlacht schon verloren war, hatte er, auf die ersten fliehenden Kolonnen stoßend, Kehrt gemacht und war in der allgemeinen Panik mit seinen Truppen wieder zurück in den Wald geeilt.

In dem Forsthäuschen, in demselben Zimmer, darin Scheffel mit dem Förster saß, der ihm erzählte, hatte der General Unterkunft gesucht mit den Offizieren seines Stabes. Der Förster wurde im Walde gesucht, aufgegriffen von den französischen Soldaten und, obwohl er kein Feind war, wie ein Gefangener zwangsweise vor den General geführt.

Als er ins Zimmer trat, ging dieser mit gekreuzten Armen kopfschüttelnd auf und ab, die Offiziere saßen und standen herum, ebenso niedergeschlagen wie er. Auf dem Tische lag eine große Landkarte ausgebreitet.

„Sind Sie der Förster hier?“ fragte ihn der General. „Jawohl,“ erwiderte er.

Prüfend sah ihn der General einen Augenblick an, dann befahl er seinen Offizieren hinauszugehen, schloß hinter ihnen die Thüre, führte den Förster vor den Tisch, deutete auf die Karte und sprach leise: „Dites moi un peu, mon cher, où suis-je!“

Noch eine andere ebenso charakteristische Landkartengeschichte erzählte Scheffel vom Schullehrer eines kleinen Grenzdörfleins der Pfalz. Dort war nach dem ersten Vorstoß der Franzosen und dem berühmten Kugelaufheben des Prinzen Lulu bei Saarbrücken ein Offizier hastig ins Schulhaus gedrungen mit dem Rufe: „Une carte du palatinat — vite!“ Das Schullehrerlein sprang erschrocken und dienstbereit vom Katheder herunter, eilte zum Platz, darauf der Schulatlas lag, schlug auf — ihm war von der Religion und Bibelstunde der Platz geläufig, wo ungefähr die Karte von Palästina zu suchen sei, er trennte sie heraus, übergab sie dem Offizier, der einen raschen, prüfenden Blick darauf warf und enteilte. Bei näherer Besichtigung, meinte Scheffel, muß sich der Herr Franzose doch sehr gewundert haben, sich so nahe bei Jerusalem und Bethlehem zu befinden. Nun, es kam nicht mehr zum en avant-Marschieren und er konnte demnach auch die Genauigkeit der Karte nicht prüfen — aber dieselbe fehlt heute noch im Schulhaus von . . . . . .

Es wurde viel gelacht über alle diese Erzählungen. Wir waren sehr lustig zusammen, und ich lernte in jenen Stunden auch noch, wie man einen Salamander reibt.

In Erinnerung daran will ich hier einschalten, was uns Dr. Scheffel manche Jahre später vorlas als seine Erwiderung auf den telegraphischen Jubiläumsgruß der Wiener Studenten.

Als am zwölften Hornung das Frühroth mich weckt,
Da saß, wie ein alter Bekannter,
Vor meinem Bett auf drei Stühle gestreckt
Ein riesiger Salamander.

Er sprach, und sein kluges Augenpaar lacht':
„An der Donau, sind viel, die dich lieben;
Mich haben zu Wien dir um Mitternacht
Zweitausend Sänger gerieben!

„Herr Gott!“ rief ich klagend, „Zweitausend in Schar,
Wie kann ich einzeln da danken?
Da müßt' ich das ganze nächste Jahr
Salamandernd das Leben durchschwanken!

Nur eine Haupt- und Staatsaktion
Kann zeigen, wie sehr ihr mir teuer:
Steh' auf, ich küß' dich für alle, mein Sohn,
Du feuchtfreundlich Ungeheuer.“

Der Kuß war schwierig, und als er saß,
War plötzlich das Untier verschwunden,
Doch hab' ich am Platz als Reisepaß
Das Festtelegramm gefunden.

Gott laß' euren föhlichen Sängermut
Noch manche Festblüte treiben:
Der Singkunst war ich als Jüngling schon gut,
Ich will's auch als Jubelgreis bleiben.

(Schluß folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Volkswirtschaft.

Die Thaler im deutschen Münzwesen.

Der Verkauf unserer Thaler, welcher bekanntlich seit 10 Jahren bis auf einen geringen an Ägypten abgesetzten Betrag eingestellt worden ist, wurde anfangs Oktober von der Kölnischen Zeitung in einem auch von andern Zeitungen wiedergegebenen Aufsatze von neuem in Anregung gebracht und dringend empfohlen. Es wurde dabei auf die Gefahren hingewiesen, welche in der Bestimmnng liegen, daß die Thaler, deren Metallwert bei dem bestehenden Silberpreise nur etwa 70 Prozent ihres Nennwerts beträgt, bei den auf Gold lautenden Forderungen zu ihrem vollen Nennwerte von 3 Mark in Zahlung genommen werden müssen. Es wurde weiter hervorgehoben, daß die Hoffnung auf ein Steigen des so stark gesunkenen Silberpreises kaum gehegt werden kann, daß vielmehr verschiedene, in nächster Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstehende Ereignisse, wie die Auflösung des lateinischen Münzverbandes und die Neuordnung der österreichischen Währungsverhältnisse, noch ein weiteres Fallen des Silberpreises herbeiführen werden. Zu solchen Ereignissen hätte auch wohl noch die in nicht zu ferner Zeit unvermeidlich werdende Aufhebung der Bland-bill gezählt werden können, nach welcher in den Vereinigten Staaten alljährlich 7 Millionen Dollars in Silber geprägt werden müssen, deren Aufnahme in den Verkehr aber von der amerikanischen Bevölkerung beharrlich verweigert wird.

Auch in Deutschland nimmt man die Thaler, welche schon vollständig aus dem Verkehr gezogen waren, aber vor etwa 5 Jahren wieder zur Ausgabe gebracht wurden, nur ungern und widerwillig bei größeren Beträgen in Zahlung an. Sie werden, wo sie in größeren Summen zur Ausgabe kommen, meistens nach kurzem Kreislauf den öffentlichen Kassen wieder zugeführt, von denen sie ausgingen. Man hatte zum Ersatz für die wieder in den Verkehr gestoßenen Thaler im Schatze der Reichsbank, um für die Thaler Raum zu schaffen, vorwiegend Zehnmarkstücke und anscheinend fast den ganzen Betrag der ausgeprägten goldenen Fünfmarkstücke, vielleicht sogar auch einen Teil der Reichskassenscheine von 5 Mark eingezogen. — Durch diese Verminderung der zwischen dem Zwanzigmarkstücke und dem Zweimarkstücke vorhandenen Geldsorten gelang es, neben diesen einen Teil,

aber doch wahrscheinlich kaum die Hälfte der noch vorhandenen Thaler im Umlauf zu halten. Diese Thaler erfüllen, wenngleich sie gesetzlich als ein vollwertiges Zahlungsmittel gelten, doch in Wirklichkeit im Verkehr nur die Aufgabe einer Scheidemünze. Es wird nicht möglich werden, ohne den Geldverkehr zu beeinträchtigen und ohne Unwillen zu erregen, eine größere Menge von Thalern in Umlauf zu halten, als dem durch Verminderung der Geldsorten von 5 und 10 Mark künstlich gesteigerten Bedarf an Scheidemünze entspricht.

In dem erwähnten Aufsatze der Kölnischen Zeitung wird nun gegen die Beibehaltung der in der Rolle einer Scheidemünze untergebrachten Thaler kein Bedenken erhoben, dagegen mit Nachdruck der Verkauf des auf 250—300 Mill. Mark geschätzten Thalerbestandes gefordert, welcher noch in den Gewölben der Reichsbank als ein unterwertiges Deckungsmittel für auf Gold lautende Forderungen ruht. In Anbetracht der Thatsache, daß durch diesen Verkauf unsere hinkende Währung zur reinen Goldwährung werden, die Reichsbank von der ängstlichen Sorge für ihren Goldstock und von allzuhäufigen Diskonterhöhungen befreit und das deutsche Geld vor jeder Vertrauensstörung gesichert würde, sowie in Rücksicht auf den günstigen Stand der Reichsfinanzen wird der mit der Abstoßung dieser Thaler verbundene, auf etwa 75 Mill. Mark geschätzte Verlust für unbedenklich gehalten.

Diese sehr beachtenswerten Vorschläge erscheinen in zwei Beziehungen allerdings noch einer Verbesserung fähig. Es möge, um bei den folgenden Erörterungen stets mit bestimmten Zahlen rechnen zu können, die Annahme gemacht werden, daß von der Gesamtmenge der noch vorhandenen Thaler 250 Mill. Mark sich im Verkehre befinden und 300 Mill. Mark in der Reichsbank liegen.

Der Vorschlag, die im Umlauf befindlichen Thaler dauernd als Scheidemünze beizubehalten, würde in unseren, im übrigen so wohl geordneten Münzverhältnissen eine Unbequemlichkeit und Regelwidrigkeit belasten, weil die Dreizahl schlecht in die Zehnerteilung paßt, was, wenn auch zu kleinen, so doch zu immer wiederkehrenden Schwierigkeiten und manchen Irrtümern führt. Ist doch die Thatsache, daß unter der 500 Mill. Mk. betragenden deutschen Scheidemünze noch 250 Mill. Mk. Thaler in Umlauf gehalten werden können, welche keine andere Aufgabe als die einer Scheidemünze erfüllen, der Nachweis der Möglichkeit einer Vermehrung der Scheidemünze geliefert, so sollte man nicht zögern, die Scheidemünze durch Umprägung von Thalern zu vermehren. Der schwieligen Hand des Bauern und des Arbeiters, die allein für den derben Thaler noch eine Vorliebe haben, könnte dann durch vorzugsweise Ausprägung silberner Fünfmarkstücke eine noch greifbarere Münze geboten werden. Vor allem aber würde man dadurch alle Münzen in die Zehnerteilung einreihen und infolge des im Vergleich zu den Thalern schlechteren Silbergehaltes der Scheidemünzen noch einen Vorteil erreichen. Beispielsweise würde man aus einer Thalermenge von 198 Mill. Mk. an Scheidemünzen, von denen bekanntlich 200 Mk. ein Kilogramm Silber, also wie 60 Thaler, enthalten, 220 Mill. Mk. prägen können, wovon nach Abzug der Prägungsverluste und Unkosten doch mindestens 215 Mill. Mk. gerechnet werden können. Würden nun 52 Mill. Mk. Thaler gegen 35 Mill. Mk. Gold

verkauft, so würde die zu 250 Mill. Mk. angenommene Menge der im Umlauf befindlichen Thaler durch 215 Mill. Mk. silberner Scheidemünze und 35 Mill. Mk. Gold ersetzt sein, sodaß nach wie vor 250 Mill. Mk. Münzen verblieben und die Umwandlung ohne jeden Verlust durchgeführt wäre.

Durch diesen Vorschlag, nach welchem nicht die ganze jetzt im Verkehr befindliche Thalermenge in Scheidemünze umgeprägt wird, soll dem Umstande Rechnung getragen werden, daß die Thaler doch wohl nicht immer anstelle einer Scheidemünze verausgabt, sondern zuweilen auch bei Zahlungen in größeren Beträgen durchgeschleppt werden.

Wenn nun in solcher Weise die nicht in unsere Münzordnung passenden Thaler ohne irgend welchen Verlust an Umlaufsmitteln aus dem Verkehre entfernt sind, so bleibt noch die weit wichtigere Abstoßung des Thalerbestandes zu erörtern, welcher als unterwertiges Deckungsmittel für Gold in den Gewölben der Reichsbank lagert. Hier ist lediglich ein Verkauf derselben möglich, welcher für den Betrag von 300 Mill. Mk. bei dem bestehenden Silberpreise mit einem Verluste von 90 Mill. Mk. verbunden sein würde. Wenn nun auch nach der in der Kölnischen Zeitung ausgesprochenen Meinung dieser Verlust an Umlaufsmitteln bei der günstigen Lage der Finanzen des Reiches ohne Schwierigkeit durch eine Anleihe gedeckt werden könnte, so scheint es doch nach den folgenden Erörterungen völlig unbedenklich, derselben ohne jedes Opfer durch Ausgabe von Reichskassenscheinen auszugleichen.

Man bedenke, daß man bei jeder 100-Thalerrolle, welche man in Zahlung erhält, nur 210 Mk. Metallwert und 90 Mk. auf Kredit des Staates in Empfang nimmt, sich also in der gleichen Lage befindet, als ob man 210 Mk. Gold und 90 Mk. Reichskassenscheine erhielte. Wäre die Reichsbank im stande, bei ihrem Thalervorrate den Metallwert von dem wertlosen Teile zu trennen, mit anderen Worten, hätte sie statt 300 Mill. Mk. in Thalern, 210 Mill. Mk. Gold und 90 Mill. Mk. in neu hergestellten Reichskassenscheinen im Besitze, so wäre sie in weit günstigere Lage gebracht, da die Golddecke, welche ihr entzogen werden kann, ehe sie auf ihren Grundstock unterwertigen Goldes greifen muß, um 210 Mill. verstärkt worden. Man kann indes natürlich bei einem solchen Stande der Dinge nicht bleiben, sondern die Reichsbank soll durch Gesetz ermächtigt werden, diese neu hergestellten Reichskassenscheine in den Verkehr zu bringen und dafür 90 Mill. Mark Gold einzuziehen, dann ist die deutsche Goldwährung vollendet durchgeführt. Ist nun aber die Ausgabe eines solchen Betrages neuer Reichskassenscheine unbedenklich und ratsam?

Die Reichsbank wird zunächst durch dieses neue Papiergeld keine Beeinträchtigung ihres Notenumlaufs erleiden, da die neuen Reichskassenscheine, vorwiegend in Stücken von zwanzig und fünf Mark, sich an die Stelle des aus dem Verkehr gezogenen gleich hohen Betrages von Goldmünzen schieben würden. Der Verkehr würde das neue kleine Papiergeld willig aufnehmen, denn es fehlt heute an diesem für Briefsendungen und für die Versorgung auf Reisen so bequemen Gelde nicht selten.

Jetzt sind 130 Mill. Mark in Reichskassenscheinen vorhanden, also auf den Kopf der Bevölkerung von 47 Mill. etwa $2^3/_4$ Mark. Daneben steckt aber in den noch vorhandenen Thalern ein auf Kredit des Staates zu nehmender, durch den Metallwert ungedeckt bleibender Betrag von 165 Mill. Mark. Es kommt hinzu, daß dieser ungedeckte Wert gesetzlich Zwangskurs hat. Thatsächlich befindet sich also infolge des Unterwerts der Thaler unter dem deutschen Gelde eine Summe von 130+165=295 Mill. ungedeckter Wertzeichen. Dem gegenüber würde nach dem Verschwinden der Thaler und nach Ausgabe von 90 Mill. neuer Reichskassenscheine das ungedeckte Papiergeld nur 220 Mill. oder $4^2/_3$ Mark auf den Kopf der Bevölkerung betragen.

Wenn man bei Erlaß des Münzgesetzes im Jahre 1873 einen Betrag von 3 Mark ungedeckten Papiergeldes auf den Kopf der Bevölkerung für zulässig und ratsam hielt, so muß heute nach dem günstigen Stande der Reichsfinanzen, bei der geringen Schuldenlast des Reiches und der Einzelstaaten, nach der Zunahme der wirtschaftlichen Kraft Deutschlands, und ganz besonders nach der durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen eingetretenen Vermehrung des Staatsvermögens und der durch die zahlreichen Kassen der Eisenbahnverwaltung erhöhten Möglichkeit, die Reichskassenscheine jeder Zeit in Zahlung geben zu können, eine Erhöhung des ungedeckten Papiergeldes auf $4^2/_3$ Mark für den Kopf der Bevölkerung gewiß ganz und gar unbedenklich erscheinen.

Für die Beurteilung dieser Frage ist in der That die Verstaatlichung der Eisenbahn von durchschlagender Bedeutung. Im Jahre 1873, bei Erlaß des Münzgesetzes, war das Anlagekapital der damals in Deutschland vorhandenen Staatsbahnen $3\,^1/_2$ Milliarden Mark, heute beziffert es sich auf 9 Milliarden, welche sich mit $4\,^3/_4$ Prozent verzinsen, also um mehr als das $1\,^1/_3$ fache des herrschenden Zinsfußes. Der Kapitalwert der Staats-Eisenbahnen beträgt daher über $1\,^1/_3$ 9=12 Milliarden Mark und übersteigt somit die Gesamt-Schuldenlast des Reiches und der deutschen Einzelstaaten. Für ein Papiergeld von 220 Mill. Mark bieten also schon allein die Staateisenbahnen, abgesehen von allen übrigen Bestandteilen des Staatsvermögens, eine überreichliche Deckung. Der etwa zu erhebende Einwand, daß die Eisenbahnen nicht oder doch nur zum kleinsten Teil Eigentum des Reiches sind, sondern den Einzelstaaten gehören, wird wohl nicht ernstlich geltend gemacht werden, da ja die Finanzen der Einzelstaaten als Deckung hinter den Finanzen des Reiches stehen.

Noch wichtiger als der Kapitalwert der Eisenbahnen ist für die in Erörterung stehende Frage aber der gewaltige Geldumsatz der zahlreichen Eisenbahnkassen. Die Einnahmen der deutschen Staats-Eisenbahnen, welche im Jahr 1886/7 schon 950 Mill. betrugen, sind sicher jetzt auf mehr als eine Milliarde angewachsen. Durch die Staatsbahnen ist also neben den Kassen der Steuerverwaltung und der Reichspost eine so ausgiebige Gelegenheit zur Anbringung des Reichspapiergeldes geboten, daß die auf 220 Mill. gebrachte Summe desselben in ein bis zwei Monaten bei denselben zur Einzahlung gebracht werden könnte. Eine Vertrauens-

störung zu einem Kreditgelde, welches jeder Zeit so leicht zu seinem vollen Nennwerte verausgabt werden kann, erscheint völlig ausgeschlossen. Wollte man in übergroßer Ängstlichkeit aber dennoch den Fall in Frage ziehen, daß etwa zu Zeiten kriegerischer Verwickelungen die Reichskassenscheine den öffentlichen Kassen in solchen Massen zugeführt würden und von diesen nicht wieder ausgegeben werden könnten, daß zur Vermeidung von Stockungen dem Reichspapiergelde Zwangskurs gegeben werden müßte, so wäre die Lage doch nach der in Vorschlag gebrachten Abstoßung der Thaler eine weit günstigere, als sie beim Fortbestande unseres Thalervorrats sein würde. Nach der Entferung der Thaler würden neben etwa $2\frac{1}{2}$ Milliarden Goldmünzen und neben einer vor jedem Ansturme gesicherten Reichsbank 220 Mill. Mark Reichskassenscheine Zwangskurs erhalten müssen, während beim Verbleiben der Thaler neben nur $2\frac{1}{4}$ Milliarden Goldmünzen nicht allein 130 Mill. Reichskassenscheine, sondern noch 550 Mill. Mark Thaler mit einem Unterwerte von 165 Mill. Mark mit Zwangskurs vorhanden sein würden.

Da es nicht unwahrscheinlich ist, daß die Menge der noch vorhandenen Thaler mit 550 Mill. Mark zu hoch gegriffen ist, so wird sich die Abstoßung derselben vielleicht noch leichter durchführen lassen, obwohl auch umgekehrt die Sache etwas, wenn auch nicht erheblich schwieriger werden kann, falls die in Scheidemünze umzuprägende Menge zu hoch gegriffen sein oder falls in Folge des Angebots der deutschen Thaler der Silberpreis noch weiter sinken sollte. Der hier entwickelte Vorschlag geht, ohne sich an bestimmte Mengen-Angaben zu halten, dahin, soviel Thaler in Scheidemünze und zwar vorwiegend in 5 und 2-Markstücke umzuprägen, als von solcher Scheidemünze ohne Verkehrserschwerung noch in Umlauf zu bringen ist, den Rest der Thaler gegen Gold umzutauschen und den hierbei am Nennwerte des Geldes erlittenen Verlust abzüglich des bei der Umprägung in Scheidemünze gemachten Gewinns, durch Ausgabe von Reichskassenscheinen, vorwiegend in Stücken von 20 und 5 Mark, zu ersetzen.

Die Thaler müssen aus unserem Münzwesen entfernt werden, weil sie das Vertrauen auf die deutsche Währung gefährden und dadurch den Wechselverkehr mit dem Auslande erschweren, weil sie unterwertiges Geld mit Zwangskurs sind, weil sie in größerer Menge vorhanden sind, als an Münzen so kleinen Betrages neben der bestehenden Scheidemünze Platz finden kann, weil sie bei Zahlungen in größeren Posten zu unbequem sind, weil die Dreizahl nicht in die Zehnerteilung unserer Münzordnung paßt und endlich, weil ein weiteres Sinken des Silberpreises wahrscheinlich ist.

Aus allen diesen Gründen, besonders in Berücksichtigung des zuletzt erwähnten, sollte man mit der Durchführung der empfohlenen Maßregel nicht zögern und selbst auf die Gefahr hin, durch ein starkes Angebot den Silbermarkt noch mehr zu drücken, den Verkauf der Thaler nur auf eine kleine Reihe von Jahren verteilen. Auch die Anhänger der Doppelwährung werden gegen den Verkauf der Thaler wohl kein Bedenken erheben, da sie in der Beibehaltung der Thaler doch keine Verstärkung der Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche erblicken können,

Sie könnten nur dann von der Beibehaltung der Thaler einen Vorteil erwarten, wenn sie glaubten, daß bei einer Einführung der Doppelwährung das Silber zu einem, in Betracht kommenden höheren Werte wieder eingesetzt werden könnte als seinem jetzt bestehenden Marktpreise entspricht; aber das glauben wohl selbst die Heißsporne unter ihnen nicht.

Hannover. Launhardt.

Geschichte.

Jewdokia Lapuchin.

Nach Familienpapieren.

Die Geschichte wirft in ihrem Fluten und Strömen bisweilen gar wundersame Blasen auf, Dinge treten ans Licht, die auf dem tiefsten Grunde begraben schienen, neue Beleuchtungen geben Verhältnissen und Persönlichkeiten, die für unanfechtbar galten, eine ganz andere Gestalt. Da ist es denn eine solche Erscheinung, die mir heute die Feder in die Hand drückt. Seit etwa drei Jahrhunderten ist das große Gut Pokrowski bei Moskau im Besitze der Familie Streschneff, deren letzte die Fürstin Schachowskoy-Gleboff-Streschneff ist; auf Pokrowski befindet sich auch das interessante Hausarchiv. Nach seinen Papieren schrieb Fürstin Eugenie Schachowskoy-Gleboff-Streschneff den so großes Aufsehen erregenden Aufsatz „Eine geschiedene Zarin: die erste Frau Peters des Großen" in der „Nouvelle Revue" (Lieferung vom 15. August 1889, Paris) unter dem Pseudonym „N. Slawsky." In ihm verteidigt die letzte Gleboff-Streschneff, deren Familie Rußland eine Zarin, die Gemahlin Zar Michails, und Großmutter Peters des Großen, geschenkt hat, das Andenken der unglücklichen Zarin Jewdokia gegen ihren Verfolger Peter den Großen und schmückt das Bildnis ihres Ahnherrn, des Geliebten derselben in ihrer Klosterzelle, mit dem Kranze der Verklärung. Bei allem poetischen Beiwerke, womit die geistreiche Enkelin der alten Bojaren nicht kargt, ist doch ihre Arbeit streng historisch, auf den Thatsachen beruhend; freilich ist sie ein Schlag gegen Peters Ruf, denn in abschreckender Brutalität, in kalter Grausamkeit steht er vor uns.

Jewdokia Feodorowna Lapuchin war die Tochter des Bojaren Feodor Abrahamowitsch, eines reich begüterten Mannes, und am 30. Juli 1669 geboren; mittelmäßig erzogen, lebte sie unter den Augen von Zar Peters Mutter, Natalie Narischkin, war die schönste von drei Schwestern und zog durch Lebhaftigkeit und Intelligenz die Blicke auf sich. Die Zarin Natalie ersah sie, um ihrem Sohne den Halt einer mächtigen Familie gegen die Umtriebe seiner Stiefschwester Sophia zu geben, frühe zu seiner Braut, und die Hochzeit fand am 27. Januar 1689 statt, ohne daß der 17jährige Zar große Liebe zu der um drei Jahre älteren Unterthanin empfunden hätte. Es giebt einige Bilder Jewdokias, eines im Besitze der Woronzoff, eines in der Romanoff-Galerie der Eremitage in St. Petersburg, und wohl das beste in der Familie Lapuchin; auch aus ihren älteren Tagen finden sich zwei im Jungfrauenkloster und im Archiv des Ministeriums des

Äußeren. Fürstin Eugenie schildert ihr Äußeres nach dem Lapuchin'schen Bilde: „Sie scheint hier kaum 20 Jahre alt, obwohl sie ihr prächtiges Inkarnat von früher verloren hat. In reichen brochierten Stoff gehüllt, dessen Schnitt an den des religiösen Gewandes erinnert, trägt sie einen Schleier von durchsichtiger Gaze auf dem Haupte, der einen leichten Schatten über die obere Gesichtspartie wirft, die großen braunen Augen von seltener Sanftmut sind überwölbt von hohen, schmalen Bogen; die Haare sind durch ihre nonnenartige Haube bedeckt, man weiß aber, daß sie blond waren, denn in der Familie eines Deszendenten ihres Geliebten bewahrt man noch in einem von ihr geschenkten Medaillon eine Locke, und die Zeit hat nicht völlig deren schönes Gold bleichen können. Ihre blassen Züge, ihre feine, gerade Nase, ihr zarter Mund haben etwas Aufrichtiges, fast Kindliches." Nach kaum verflossenem Honigmond ging Peter auf die Werft nach Perejaßlawl, um dem Schiffbaue obzuliegen, und Jewdokia, die ihn grenzenlos liebte, sehnte sich vergebens nach ihm. Damals schrieb sie, wie Fürstin Schachowskoy berichtet:

„Meinem Zaren, meiner Freude, Peter Alexejewitsch.

Ich grüße Dich, Licht meines Lebens. Wir bitten Dich demütig, Sire, endlich zu uns zurückzukehren. Ich bin bei Leben und Gesundheit unter dem Schutze unserer Mutter. Dein Frauchen wirft sich Dir zu Füßen. Dunka."

Im August 1689 entflohen Peter und Jewdokia vor seiner Schwester Sophia, die ihm ans Leben wollte, in das heilige Troitzki'sche Kloster, um am 9. Sept. nach dem Umschwunge der Dinge als Triumphatoren in Moskau einzuziehen. Am 19. Febr. 1690 gebar die Zarin den Thronerben Alexei Petrowitsch, im Mai 1691 Alexander Petrowitsch, der schon 14. Mai 1692 starb; freilich regte sich bei allem Glücke in ihr die größte Eifersucht auf die gefälligen Schönen, die Lefort und andere Freunde Peter in der deutschen Vorstadt Moskaus zuführten; sie verstand es schlecht, sich zu beherrschen und ihm ihre üble Laune zu verbergen, so sehr ihr die gütige Schwiegermutter dazu riet, und hatte eine geheime Feindin an Peters Schwester Natalie, die bei ihm sehr viel galt und sie verleumdete. Die Charaktere Peters und Jewdokias waren zu verschieden, als daß ihrer Berührung Glück entsprießen konnte; in starrster Weise hielt Jewdokia am Altrussentum fest trotz aller seiner Fehler, und unfähig, Peters Reformideen zu würdigen, betrachtete sie dieselben geringschätzend, seine ausländischen Vertrauten Lefort, Gordon 2c. mit Haß; auch zwischen ihrer Familie und dem Kreise, der den heißblütigen Zaren umgab, herrschte eine unverkennbare Spannung. Peter zog den Aufenthalt in Perejaßlawl dem bei seiner Gattin vor, ihre Briefe an ihn, die Ustrjaloff in seiner Geschichte Peters abgedruckt hat (Bd. 2, St. Petersburg 1859), sind ganz konventionell und nach der Schablone abgefaßt, von monotoner Steifheit, ohne tiefere Empfindung, und nur selten durchbricht einmal ein wärmerer Ton, wie er ja Jewdokia keineswegs fremd war, ein „mein Licht, mein Leben" oder „meine Lapuschka", die kühle Form. Jewdokia hatte in Anna Mons, der reizenden Goldschmiedstochter in der deutschen Vorstadt von Moskau, eine Rivalin um Peters Gunst gefunden, die ihn volle zehn Jahre derart beherrschte, wie es ihr, seiner angetrauten Frau, nie gelungen ist; zumal seit dem

Tode seiner Mutter Natalie, in der Jewdokia ihren besten Halt verlor, hielt er sich von ihr fern und ließ sich von Anna immer mehr berauschen. Seinem Volke mißfiel die Vernachlässigung der Zarin ungemein, und ihr ganzer Anhang sprach Peter seine Indignation offen aus. Er sehnte sich nach der Lösung seiner Fesseln, wollte Jewdokia in ein Kloster sperren und ließ sie durch ihren Beichtvater, durch Narischkin und Romodanowski dahin bearbeiten, daß sie einwilligen möge; sie aber blieb beharrlich bei ihrer Weigerung. Peter verfolgte ihre Familie in tyrannischster Weise, als seien es Staatsverbrecher; am 24. Jan. 1695 wurde auf dem Lustschlosse Peters ihr Oheim Peter Lapuchin gefoltert, und als er Tags darauf starb, munkelte das Volk von der persönlichen Beteiligung des Zaren an seinen Todesqualen, ein Lapuchin nannte den Gebieter geradezu einen Ketzer und eine Ausgeburt des Antichristen, und als der Zar seine Reise nach Westeuropa antreten wollte, verwies er der Sicherheit wegen seinen Schwiegervater und zwei seiner Schwäger in kleine Orte der inneren Gouvernements. Man wußte selbst im Auslande von der kühlen Haltung Peters gegen seine Gemahlin und schrieb darüber (27. Nov. 1697) an Leibniz, und am Wiener Hofe unterließ man bei der Bewirtung von Peters Gesandtschaft den Trinkspruch auf die Zarin. Von London aus schrieb Peter 1698 den Bojaren Ljew Narischkin und Tychon Streschneff, Jewdokia müsse jetzt in ein Kloster, und eben von der Reise heimgekehrt, eilte er zu Anna Mons, während Jewdokia ihm umsonst die Arme öffnete. Vergebens unternahmen die Vertrauten des Zaren einen neuen Sturm auf sie und rieten ihr, lieber freiwillig den Schleier zu nehmen als „einen Skandal hervorzurufen, der in der ganzen Welt widerhallen würde", vergebens hatte Peter eine vierstündige Unterredung mit ihr bei dem Postmeister Winins. Im Hinblick auf ihre reaktionären Anschauungen verwickelte er, von Lefort angestachelt, die Verhaßte in den Strelitzenprozeß, entriß ihr, als sei sie eine Mitschuldige der Verschwörer, 29. Sept. 1698 den Zarewitsch Alexei, den er seiner Schwester Natalie übergab, und ließ am 1. Okt. Jewdokia auf elendem Wagen ohne jedes weitere Gefolge als ihre Zwergin Agafja in das Pokrowski'sche Kloster zu Ssusdal transportieren. In diesen sumpfigen Niederungen der Kamenka hatten schon eine Zarin und eine Zarewna, Salomeh und Jewdokia Saburoff, den aufgezwungenen Schleier bis zum Tode getragen; an Jewdokia Lapuchin aber erinnert heute noch „der Teich der Zarin" inmitten eines Gehölzes.

In ergreifenden Zügen schildert uns die Fürstin Schachowskoy Ankunft und Aufenthalt der Zarin in dem Kloster; nichts war zu ihrem Empfange bereit, nichts zu ihrem Unterhalte angewiesen; von aller Welt verlassen, mußte Jewdokia von der Gnade der Nonnen leben und die Zelle der Schwester Captelina teilen, sie litt Hunger und Frost. Im Mai 1699 erfolgte ein weiterer Gewaltschritt Peters. Semen Jasykoff, ein Hofbeamter, erschien in Ssusdal und befahl dem Archimandriten des gefeierten Szaßki'schen Klosters, „in geheimen Angelegenheiten" den Mönch Hilarion nach dem Pokrowski'schen Kloster abzusenden; mit Hilarion trat Jasykoff bei Jewdokia ein, trotz seines Widerstrebens mußte ersterer ihr die Haare abschneiden, was sofort hinter dem Vorhange so heimlich geschah, daß Captelina

nichts davon gewahrte; hiermit war die Zarin in eine Nonne verwandelt, die den Namen „Helena" erhielt. „Dieser Akt unbilliger Willkür wurde dem Zaren nie von seinem rechtgläubigen Volke verziehen, und die Staatspapiere bezüglich des Prozesses des Zarewitsch Alexei bestätigen den Haß, der dadurch gegen Peter erregt ward." In seiner Wut hätte Peter am liebsten Jewdokia getötet, Lefort rettete ihr Leben, aber Mittel zum Unterhalte blieben ihr versagt, und sie war auf Unterstützungen seitens ihrer Verwandten angewiesen; „eine Atmosphäre des Schreckens umgab sie, Verbindungen zwischen ihrem Kloster und der Welt, aus der sie verbannt war, gehörten zu den Seltenheiten". Frühe verblüht, brachte die Nonne Helena ihre Tage in strenger Klosterzucht hin, fastete gewissenhaft und beobachtete die Gebräuche; sie wurde doppelt hart gehalten, weil alle Opposition gegen Peters Reformen auf sie und ihren Sohn, den Zarewitsch, hinwies, mit dem sie durch seinen Beichtvater Jakow Ignatjew und Peters Stiefschwester Maria einen Verkehr unterhielt und von dem sie manchmal Gelder bezog. 1705 forderten die geistlichen Behörden Ssusdals für sie eine angemessene Wohnung, und dieselbe wurde ihr unter der Bedingung zugestanden, daß das Kloster, in dem sie lebte, die Kosten der Einrichtung trug. Allmählich stieg die geheime Sympathie der Nation für sie an die Öffentlichkeit; Pilger und Pilgerinnen, besonders Landleute, strömten nach dem Kloster, um sie zu sehen, und Peter war so entrüstet darüber, daß er eines Tags im dichtesten Schneegestöber das Kloster und die Pilger überraschte, und während Jewdokia ahnungslos schlief, Galgen und Pfähle unter ihren Fenstern errichten ließ; bei ihrem Erwachen sah sie einige Pilger dort aufgehängt. (Katkoffs Russischer Bote, Dez. 1860). Da diesmal der Sturm ihre eigene Person noch geschont hatte, faßte die Zarin-Nonne neuen Mut; mit nahezu zarischem Pompe reiste sie umher, von Priestern, Nonnen und Dienern begleitet, allerorten öffneten sich ihr die Kirchen, nach dem Landesbrauche blieb sie in ihrem Wagen oder unter dem grünen Baldachin allen Blicken verborgen, doch wußte jeder, wer sie sei; von diesen Reisen erfuhr der Zar nichts, sie war zu beliebt, als daß sich ein Denunziant gefunden hätte. Daß ihr Sohn sie 1706 im Kloster besuchte, führte zu höchst unliebsamen Erörterungen zwischen ihm und seinem Vater, der fortan den Briefwechsel von Mutter und Sohn verhinderte. Mittlerweile war ihre Wohnung im Kloster vollendet worden; über dem Haupteingange gelegen, hatte sie gar nichts Klösterliches, noch heute stehen die schönen Öfen von emaillierter Fayence mit Figuren und Inschriften. Die Nonnen waren der zarischen Mitschwester ehrfurchtsvoll ergeben, einige, vor allen Captelina, wohnten bei ihr, und die Äbtissin Maremiane begann neidisch auf sie zu werden; man verschönerte ihr den Aufenthalt nach Kräften, das Kloster empfing ihretwegen Schenkungen, und an hohen Festen, zumal in der Zarenfamilie, beging sie die große Unvorsichtigkeit, die Zarin zu spielen; sie empfing die Ssusdaler Behörden, um ihnen nach zarischem Brauche einen Becher Wein anzubieten. Sie hoffte immer noch auf die Erlösung vom Klosterleben, um so mehr als ihr der im ganzen Reiche verehrte Archimandrit Dossifei, den man für einen Zukunftskündiger hielt, bei einem Besuche in seiner Abtei zu Snowinsky gesagt hatte:

„Einst wirst du mit einem Sohne Zarin, wenn auch nach Peters Tod.“ Die geistlichen Gewänder drückten sie, sie legte sie ab und trug wieder kostbare Fürstenkleider; geheime Wünsche zogen sie in die verbotene Welt, sie liebte. Der Rekrutierung wegen war der Major Stepan Bogdanowitsch Gleboff nach Ssusdal gekommen, ein feuriger Altrusse und durchaus ritterlicher Charakter; er sah die Zarin-Nonne 1709 in der Kirche, verliebte sich in sie trotz ihrer vierzig Jahre, erlangte durch Bestechung der Nonnen den Zutritt zu ihr und fand begeisterte Gegenliebe; das Verhältnis währte auch 1710, und im Gegensatze zu den Briefen an Peter sind die Briefe an Gleboff von überströmender Zärtlichkeit und Gefühlsinnigkeit, in heißer Glut überschreiten sie alle Schranken, eine grenzenlose Sehnsucht geht von ihnen aus; einige wurden bei Gleboff im Momente der Verhaftung gefunden und nicht nur im Prozesse gegen Jewdokia verwertet, sondern auch im Manifeste vom 5. März 1718 publiziert; die Briefe stehen im 6. Bande von Ustrjaloffs Geschichte Peters. „In dem Maße wie die Zeit verstreicht“ — so schreibt Gleboffs Enkelin in der „Nouvelle Revue“ — „ändert sich der Ton der Briefe; mit den süßen Ergießungen vermischen sich zaghafte Vorwürfe, ein eifersüchtiger Argwohn gleitet über die von Thränen benetzten Seiten hin; aber immer dominiert die Selbstverleugnung, die Hingabe an den geliebten Mann: „Beunruhige Dich nicht um mich, denke an Dich,“ so schreibt sie zwischen einer Liebkosung und einem Vorwurfe über seine Vergeßlichkeit. „Mein Licht, mein Geliebter, meine Seele, meine Freude, die verwünschte Scheidestunde ist da. Es wäre mir besser gewesen, meine Seele hätte sich von meinem Körper getrennt; muß denn dieser verwünschte Körper, der so viel erlitt, diesen Schmerz erdulden? Ach, ich verzehre mich! Gott weiß, wie teuer Du mir bist. Ach, mein geliebter Freund, warum bist Du mir so teuer; warum, Seelchen, bist Du gegen mich erzürnt gewesen, warum hast Du mir nicht geschrieben? Mein Herzchen, trage den Ring, den ich Dir gegeben; ich habe mir den gleichen machen lassen und ihn Dir darum weggenommen . . . Da, wo Dein Wort sein wird, wird auch meines sein; wo Dein Wort, da werden auch mein Kopf und mein Herz sein. Ewig und immer Dein . . . . Habe ich denn zu wenig mit meinen Thränen Dein Antlitz, Deine Hände, Deine Füße und alle Deine Glieder benetzt, so daß ich es nicht verstanden, mich Dir liebenswert zu machen, und Du nicht mehr an Dir die Spur meiner Thränen findest. Du vergissest mich . . .“

In ihrem Liebesrausche vergaßen Jewdokia und Gleboff jede Vorsicht, die Nonne Captelina, die intimste Vertraute, führte den Major an scheinbar schlafenden Wachen vorbei nachts in die Gemächer der Zarin-Nonne; während der Frühmesse, wo nur die Klosterbewohner Zutritt hatten, erschien er in der Kirche, um sein Idol zu sehen, und die gereizte Äbtissin wies ihn aus, später war sie eine Hauptzeugin gegen die Ehebrecher; der Major war nämlich Gatte und Vater, was seine Schuld erhöht. Wenn er sich von Ssusdal entfernte, rief ihn Jewdokia in verzweifelten Worten zurück, und kam er wieder, so tauschte sie, den Kopf an seine Schulter lehnend, in dem versteckten Gehölze Liebesschwüre mit ihm aus. Peters Manifest spricht von einer achtjährigen Liaison, doch be-

weisen Jewdokias schmachtende Briefe, wie selten sie während dessen den Geliebten sah: daß seine verratene Frau nachher im Prozesse auf seine Seite trat, um ihn zu retten und seine Verbindung mit ihrer sieghaften Nebenbuhlerin leugnete, bezeugt den unwiderstehlichen Reiz seiner Persönlichkeit. Noch immer hoffte Jewdokia auf den Thron, noch hielt sie sich für die rechtmäßige Zarin, nicht aber jene Magd, die Peter als Katharina I. neben sich auf den Thron erhoben, noch ließ sie für sich, die Zarin, im Kirchengebete bitten, da brach der Blitzstrahl in ihre Stille herein. Ihrem Sohne, ihrer letzten Hoffnung, wurde der Prozeß gemacht, am 3. Februar 1718 mußte er auf die Erbfolge verzichten, die auf den Sohn der verachteten und verhaßten Katharina übertragen ward, Truppen umzingelten das Pokrowskische Kloster, ein Bote der Großfürstin Maria konnte Jewdokia die Botschaft der letzten Vorgänge nicht mehr bringen, am 10. Februar überraschte sie des Zaren Abgesandter Skorniakoff Pissareff im reichen Weltkleide, untersuchte ihre Zimmer und sogar ihre Anzüge, bis er schließlich einen Zettel mit den Worten fand: „Ich melde Euch die Ankunft des Herrn Zarewitsch Alexei.“ Vergebens suchte Jewdokia ihm das Papier zu entreißen; er wußte, was es Peter wert war: darauf konnte man sie des Komplotts mit Alexei und seinem Anhange anklagen. Soldaten zogen einen dichten Kordon um das Kloster, so verzweifelt sich auch die Nonnen geberdeten, Pissareff ließ Jewdokia und alle, die ihr vertraut schienen, nach Moskau führen, und hier schrieb sie in ihrer Seelenangst den nachfolgenden Brief an Peter:

„Sire und allmächtiger Gebieter! Vor einigen Jahren nahm ich meinem Versprechen gemäß vor Semen Jasykoff als Nonne Helena den Schleier. Ich trug ein halbes Jahr das geistliche Gewand; später aber nahm ich es ab und führte heimlich ein weltliches Leben. Dies Geheimnis entdeckte Grigorj Pissareff, und ich kann nur auf die Humanität und Barmherzigkeit Eurer Majestät hoffen! Zu Ihren Füßen sinkend, bitte ich um Vergebung für das Verbrechen, und daß man mich nicht eines schimpflichen Todes sterben lasse. Ich verspreche, das geistliche Kleid wieder anzulegen, es bis zu meinem Tode nicht mehr auszuziehen und Gott für Dich zu bitten. Eurer Majestät gehorsamste Unterthanin und gewesene Frau. Jewdokia.“

Peter blieb ungerührt von diesem Verzweiflungsschrei und ließ dem Prozeß Alexeis seinen Lauf; unter der Folter gestanden die Verhafteten alles und noch mehr als das; man erfuhr von tadelnden Bemerkungen Jewdokias über den Zaren, von ihren Beziehungen zur Großfürstin Maria, zu ihrem Bruder Abraham und anderen Lapuchin, von den Prophezeiungen Dossifeis, der jetzt Bischof von Rostoff war, von Plänen zur Thronerhebung Alexeis, endlich vom Verhältnisse zu Gleboff. Jetzt kannte Peter in seiner Wut kein Maß; ob er, wie so häufig behauptet wird, Jewdokia eigenhändig geknutet, ist zweifelhaft; er ließ sie vor den höchsten Gerichtshof schleppen, mit Gleboff konfrontieren und erwirkte von ihr ein volles Geständnis; auf dieses hin erging sein Manifest vom 5. März, dem dann die Verurteilungen und Hinrichtungen folgten. Trotz aller Folter-

qualen schwiegen die Lippen Gleboff's beharrlich, nicht ein Laut zeugte gegen die Geliebte; mit stoischem Mute, den seine Enkelin in glänzenden Farben schildert, endete er am 26. März auf dem Pfahle, an dem er viele Stunden verblutete; nach der Familiensage der Gleboff soll Peter den Sterbenden noch beleidigt, ihm für ein volles Geständnis Begnadigung angeboten haben, von ihm aber verflucht worden sein. Jewdokia, die „Gesalbte des Herrn," hinrichten zu lassen, wagte Peter nicht; voll Bosheit verfolgte er ihre Familie und Freundschaft, er ließ ihre Schwester, die Fürstin Anastasia Trojekuroff, wie die Nonne Captelina auspeitschen, ihr Bruder Abraham Lapuchin und Dossifei wurden gerädert, letzterer war feige genug, Geständnisse zu machen, die Jewdokia schwer kompromittierten: unter anderem gab er an, Jewdokia habe einer Prophezeiung von Peters baldigem Tod geglaubt und sich darum Gleboff hingegeben, den sie zum Gatten machen wollte. Die Großfürstin Maria wurde nach Schlüsselburg, Jewdokia am 30. März in das Kloster Staraja Ladoga in dessen Nähe gebracht; der Leutnant im Preobraschenskischen Regimente, Nowoktschinoff, eskortierte sie und die Zwergin Agafja, die man ihr allein beließ, auf fast unwegsamer Fahrt; er ließ niemanden zu ihr und schnitt ihr jede Korrespondenz ab; am 19. April schlossen sich die Mauern des Klosters, hinter ihr, und im Juli erfuhr sie den gewaltsamen Tod dessen, den sie unter dem Herzen getragen hatte. Fürstin Schachowskoy beschreibt das Kloster: „Es war im Zustande schrecklicher Verwahrlosung: weder gab es Mauern noch Umwallung, die Landstraße lief mitten durch. Zu all' diesem Elend kamen die Härte des Klimas, lange Winter mit unendlichen Nächten, abgelöst von Sommern ohne Nacht, die so flüchtig wie ein Traum dahin gegangen wären, wenn sie nicht eine erstickende Hitze mit sich geführt hätten." Der Hauptmann Masloff löste alsbald ihren Kerkermeister ab, von Menschikow mit den strengsten Instruktionen versehen; wenn er über sie an den Hof berichtete, so legte man diese Schriften beiseite, hingegen erhielt er Ordres, streng zu sein. Masloff war ein wackerer Mann; aus eigenen Mitteln setzte er zu, damit Jewdokia nicht verhungere, Ende Juli 1718 schrieb er dem Gouverneur um Hilfe, dieser berichtete nach St. Petersburg, aber die Hilfe blieb aus. 1719 wendete er sich an Fürst Menschikoff: „Die Ex-Zarin, Nonne Helena, hat eine Fußkrankheit durch die Kälte ihrer Zelle bekommen. . . Der Gottesdienst ist selten, weil der Priester sehr alt und oft abwesend ist." So verstrich Jahr um Jahr, der letzte amtierende Mönch starb, und 22. Sept. 1723 berichtete Masloff: „Man hält keine Messe mehr im Kloster. Die in diesen öden Gegenden sehr heftigen Äquinoctialstürme rissen das Kirchendach fort. Der Altar ist allen Unbilden des Wetters ausgesetzt." Jewdokias Peiniger starb 8. Febr. 1725, Katharina I. bestieg den Thron, von dem Jewdokia verdrängt war, und fühlte sich nicht wenig in ihrer Eigenliebe geschmeichelt, als die Zarin-Nonne sie um Erbarmen anflehte; sie zog Erkundigungen über ihre Verpflegung ein und schickte ihr, da solche ungünstig ausfielen, einen Koch und Vorräte. Im März d. J. ließ sie ihre Vorgängerin nach Schlüsselburg überführen. „Dies Schloß der Verzweiflung, von Peter dreißig Wegestunden von St. Petersburg in einer Öde auf einem Felsen erbaut, den das Wasser von

allen Seiten umspülte, war wohl angethan, dieser Zarin, über die jede Art Trauer dahin gegangen, zur letzten Zuflucht zu dienen. Sie fand hier eine so milde Behandlung, wie sie bisher nicht gekannt: sie wurde geschützt vor den entfesselten Elementen, ihre Zimmer wurden sorgfältig in Stand gehalten; man bewilligte ihr den Gebrauch einer Kapelle und die Erlaubnis, für den Gottesdienst einen Mönch und zwei Nonnen von Ladoga mitzunehmen; darum ließ sie 1726 durch ihren treuen Kerkermeister Masloff der Kaiserin danken." Auch Katharina starb 17. Mai 1727; Jewdokias Enkel, Peter II. Alexejewitsch, wurde Kaiser. Die Prophezeiung, derentwegen Dossifei unter Henkershand gestorben, verwirklichte sich. Nichtsdestoweniger wartete Jewdokia umsonst auf Nachricht vom Kaiser. In steigender Angst, täglich begieriger, die Fesseln zu zerbrechen, die sie 29 Jahre getragen, sah sie die Zeit vorrücken: sollte sich ihrer niemand erinnern? Das Kind, das man in Moskau unter den Augen der Todfeinde seines Vaters krönen wollte, hatte vielleicht nie den Namen der „Zarin Jewdokia" aussprechen hören. Sie hatte nicht den Mut ihm zu schreiben; als ihr aber die Geduld ausging, richtete sie folgenden Brief an ihren leidenschaftlichsten Verfolger, den Fürsten Menschikoff:

„Generalissimus Fürst Alexander Danilowitsch!

„Gegenwärtig bin ich in Schlüsselburg interniert, ich wünsche aber ins Jungfrauenkloster nach Moskau gebracht zu werden; darum bitte ich, dem höchsten Geheimen Rate meine Überführung dahin vorzuschlagen und zu befehlen, daß geziemend für meinen wie meiner Diener Unterhalt gesorgt werde, daß auch besagtes Kloster meinetwegen nicht geschlossen und sein Besuch den Verwandten, die mich sehen möchten, nicht verboten werde. Eurer fürstlichen Durchlaucht ergebene Nonne

17. Juli 1727. Helene."

Bereits wankte die Stellung des einst allmächtigen Fürsten, er konnte es nicht wagen, die Wünsche der Zarin-Großmutter zu ignorieren, antwortete ihr respektvoll und ordnete ihren Umzug nach Moskau an; ehe derselbe sich vollzog, war Menschikoff gestürzt und auf dem Wege nach Sibirien. Im September d. J. zog Jewdokia in Moskau ein, wurde von Peter II. und dem Hofe voll Auszeichnung empfangen und bezog das Jungfrauenkloster. Im Sitzungsberichte des Höchsten Geheimen Rats vom 9. Febr. 1728 lesen wir: „Seine Kaiserliche Majestät erklärte, in Anbetracht der Zuneigung und Ehrfurcht Seiner Majestät für Ihre Majestät, Seine Ahnfrau, wünsche der Kaiser, daß in Anerkennung der hohen Verdienste Ihrer Majestät, Seiner Ahnfrau, Sie in alle Ehre und Genuß eingesetzt und ein Bericht darüber Ihm vorgelegt werde. Hierauf . . . erklärte der Vizekanzler Baron Ostermann, der Kaiser wünsche, daß der Ihm vorgeschlagene Beschluß sofort ergriffen werde, was man einmütig beschloß. Auf Befehl des Kaisers wurde eine Deputation, bestehend aus Fürst Lukas Dolgoruki und Fürst Michail Galitzin, mit dieser Entscheidung des Höchsten Rats an Ihre Majestät die Zarin in das Jungfrauenkloster entsandt." Jewdokia wohnte der Krönung Peters in Moskau an, und die Fürstin Schachowskoy weiß in packender Art ihre Eindrücke zu reproduzieren, als sie so den geliebten Enkel mit einer der mächtigsten

Kronen geschmückt vor sich sah und ihr Dossifei's Wort in die Erinnerung kam „Du wirst Zarin mit einem Sohne sein.“ Jewdokias Gesundheit war unter Leiden gebrochen, und sie blieb in ihrem Kloster dem Hofe fern; sie widersetzte sich dem Plane der Minister Graf Apraxin und Graf Golowkin, mit ihr als einer politischen Figur zu operieren, war hingegen bestrebt, ihren Enkel bei seinem einzigen Staatsmann Ostermann, den sie als Säule seines Throns erkannte, festzuhalten; wirklichen Einfluß auf Peter besaß sie so wenig, daß es die übermütigen Dolgoruki wagen konnten, ihre Gelder einzuhalten; sie machte den Eindruck einer erfahrenen, liebenswürdigen Greisin, hatte keinen Sinn mehr für Pomp und Etiquette, sehnte sich nur nach der Zärtlichkeit ihrer Enkel Peter und Natalie, schrieb ihnen oft, erkundigte sich warm nach ihrer Gesundheit, stickte für Peter u. s. w.; gerne sah sie bei sich ihre Schwester, die Fürstin Trojekuroff, ihre Base, die Fürstin Lobanoff, und die Kinder ihres Bruders, der so furchtbar geendet; zum letzten Male erschien sie in ihrem Zarenrange öffentlich bei Peters Verlobung mit Katharina Dolgoruki am 20. Nov. 1729. Als Peter auf den Tod erkrankte, ließ man sie nicht zu ihm; erst als er schon bewußtlos war, durfte ihn die tiefgebeugte Matrone sehen. Wie wenig man ihren Charakter begriff, zeigt der Umstand, daß man nach Peters Tod im Januar 1730 auch an sie als Kaiserin dachte und Feldmarschall Fürst Wassilij Dolgoruki für ihre Wahl sprach; sie blieb im Jungfrauenkloster, wohnte der Krönung der Kaiserin Anna Iwanowna aus einer geschlossenen Loge bei und empfing am Ende der Zeremonie einige Personen. Lady Rondeau, die Frau des britischen Residenten berichtet uns darüber: „Die Zarin hörte jeden mit gewinnender Anmut an und fand für jeden ein verbindliches Wort, sie sprach viel mit mir und machte mir ein Kompliment über meine Toilette englischen Schnitts. Man sieht, sie hat trotz ihrer langen Gefangenschaft weder die Hofmanieren noch die aristokratische Höflichkeit vergessen. Obwohl beleibt, hat ihre Gestalt ihre einstige Schönheit konserviert. Jewdokias Auftreten ist voll Majestät und dabei wohlwollend und gefällig; ihre braunen Augen haben einen ungewöhnlich lebhaften Ausdruck und dringen denen, an die sie sich wendet, bis auf den Grund der Seele.“ Im Gebete und mit Wohlthaten verbrachte die Zarin den Rest ihres verfehlten Lebens; langsam verzehrte sie sich, und ohne daß ihr Arzt, Dr. Fels, ihren Tod geahnt hätte, starb sie am Abende des 10. Sept. (27. August) 1731 in den Armen ihrer Schwester Trojekuroff; an ihrem Bette standen neben ihrem Beichtvater die Fürstin Lobanoff und ihre unzertrennliche Gefährtin, die Zwergin Agafja.

Heidelberg. Arthur Kleinschmidt.

Litterarische Revue.

Weihnachtliches.

Nach der Richtung, welche der Geschmack unseres Lesepublikums seit einer geraumen Zeit zu Gunsten des sogenannten kulturhistorischen Romanes und romantisierender Sentimentalität eingeschlagen hat, läßt sich wohl annehmen, daß unter den hervorstehenden Erscheinungen des diesjährigen Weihnachtsbüchermarktes Julius Wolff's Reitersang, die Pappenheimer und Georg Ebers Erzählung aus biblischer Zeit „Josua" (Stuttgart, deutsche Verlagsanstalt) im Vordergrunde des Interesses stehen werden. Die Dichtung Wolff's ist uns bisher nicht zugegangen, Ebers' Josua wird allem Anschein nach sich der langen Reihe vielaufgelegter Romane desselben Verfassers — „die Königstochter", „Uarda," „Homo sum", „die Schwestern", „der Kaiser", „die Frau Bürgermeisterin", „Eine Frage", Ein Wort",„ Serapis", „die Nilbraut", „die Gred" und „Elifên" sind bisher zusammen in nicht weniger als einhundertdreiundzwanzig Auflagen erschienen! — mit dem gleichen äußeren Erfolge anreihen. Daß dieser Erfolg zum größeren Teile auch nur mit äußeren Mitteln, insonderheit dem sehr geschickt gehandhabten dekorativen Apparate, erreicht worden ist, hat die Kritik oft genug mit zureichender Begründung hervorgehoben.

Angesichts dessen ist es heute eine angenehme Pflicht für uns, hervorheben zu müssen und zu dürfen, daß Ebers' neuestes Werk nicht nur in der originellen Pracht der Farbengebung seinen Vorgängern ebenbürtig, sondern auch der großen Mehrzahl derselben an Tiefe und Schärfe der Charakteristik wie an historischem Interesse überlegen ist. Hat der Autor doch hier mit glücklicher Hand zu einem Stoffe gegriffen, der uns allen aus frühster Jugend her vertraut geblieben ist: er schildert den Auszug der Juden aus Ägypten, den Exodus, teils an die biblische Überlieferung sich anlehnend, teils durch freie dichterische Schöpfung charakteristischer Gestalten und Vorgänge.

Ebers ist einst selbst in gesunden Tagen auf hohem Reitdromedar den Spuren der auswandernden Hebräer in Ägypten gefolgt, und mitten in der Wüste überkam ihn der Gedanke, den Exodus poetisch behandeln zu wollen. Auf dem Reittiere noch skizzierte er seinen Entwurf, den er dann mit dem ihm befreundeten, wissenschaftlich hochgebildeten Theologen Gustav Baur sorgfältig durchsprach. „Ihm," so erzählt Ebers, „der zu den berufensten, scharfsinnigsten und gelehrtesten Exegeten und Bibelforschern gehörte, waren die kritischen Arbeiten, welche die letzten Lustra auf dem Gebiete der alttestamentlichen Bibelkritik zutage förderten, wohl vertraut. Er hatte gegenüber den Ansichten der jüngeren Schule, welche den Auszug der Juden aus der Geschichte zu verdrängen und ihn für ein späteres Erzeugnis des sagenbildenden Volksgeistes darzustellen versuchen, feste Stellung genommen und hielt sie mit mir für unhaltbar. Er sagte: „Wären die im zweiten Buch Moses berichteten Ereignisse — was ich übrigens für ausgeschlossen halte — wirklich niemals vor sich gegangen, so hätte es doch nirgends und zu keiner Zeit eine historische Thatsache von gleich folgenschwerer Bedeutung gegeben. Seit tausenden von Jahren lebt die Exodusgeschichte in der Vorstellung von zahllosen Menschen als etwas Wirkliches und zeigt sich mächtig als solches. So gehört sie denn nicht weniger gewiß als etwa die französische Revolution und ihre Folgen in die Geschichte."

Ebers hat damals den skizzierten Entwurf nicht ausgeführt und ihn erst im letzten Winter in Folge einer Anregung von außen wieder aufgenommen. Was er über das Lokalkolorit seines Werkes sowie die in dasselbe verflochtenen altägyptischen Mitteilungen und Vorgänge sagt, möge man in der Einleitung nachlesen, ebenso, wie er hervorhebt, daß nicht der Sinai der Mönche, sondern der majestätische Serbâl der „Berg der Gesetzgebung" sei.

Die Fabel des Romans ist einfach, ohne der Spannung zu entbehren; sie hat den großen künstlerischen Vorzug, daß sich hier im Schicksale der Einzelnen das Schicksal eines ganzen

großen Volkes widerspiegelt. Sehr schön und poetisch ist das Verhältnis zwischen Josua und Mirjam geschildert; auch die große Gestalt des biblischen Moses schreitet durch das Werk, und die Kämpfe der Juden mit den Amalekitern sind in den lebhaftesten Farben geschildert.

Eine sehr dankenswerte Gabe bietet die Göschen'sche Buchhandlung in Stuttgart mit einer Veröffentlichung aus dem Nachlasse eines der Lieblingsdichter des deutschen Volkes, Ferdinand Freiligraths. In dem prachtvollen Gedicht „Am Birkenbaum" erzählt Freiligrath, wie er als junger Kaufmann gar häufig mit Waidtasche und Stutzen aus dem engen, staubigen Kontor in die freie Natur geflüchtet sei. Am Waldrand lagert er sich und holt Byron's „Mazeppa" hervor, — die höchst unwürdige Zwickauer Edition auf Löschpapier. Nun versucht er, ob er's deutsch wohl reimen kann, und bald steht ihm, mit Bleistift flott geschrieben, ein sauberer Anfang im Taschenbuch. Wir haben hier also den ersten, größeren, derartigen Versuch des jungen Poeten vor uns, dessen spätere, unerreichte Meisterschaft der Übersetzungskunst hier bereits überall hindurchschimmert. Des Weiteren enthält das Bändchen eine Erzählung „die Eggesternsteine", für welche der 21jährige Dichter einen von dem „Mindener Sonntagsblatt" unter dem 6. März 1831 ausgesetzten Preis erhielt. Es heißt in dem Blatte: „Für die Erzählung: „Der Eggesterstein" der erste Preis, bestehend in einer goldenen Brustnadel von getriebener Arbeit mit dem Kopfe Aristipps, des Stifters der kyreneischen Schule, nach einer Antike, Herrn Ferdinand Freiligrath zu Soest." Die Erzählung ist jedenfalls eine interessante Ergänzung zu Freiligraths Werken, sie bringt einen ganz neuen Charakterzug in des Dichters Bild; denn sie wandelt völlig in den Bahnen einer mystischen Romantik und ist Zeugnis fast kindlich frommen und naiven Gemütes, in welchem niemand den künftigen Dichter von „Ça ira!" wird vermuten können.

In demselben Göschen'schen Verlage erschien ferner eine vier Bände umfassende, sehr elegant und würdig ausgestattete Gesamtausgabe von Eduard Mörikes Schriften. Dieselbe enthält die „Gedichte", den zweibändigen Roman „Maler Nolten" und die „Gesammelten Erzählungen" (Novellen und Märchen). In der Vorrede, welche das Leben des Dichters schildert, wird mit Recht hervorgehoben, daß er wie wenige, und wir möchten sagen, wie kein anderer den Realismus des Lebens mit der poesieerfüllten Innenwelt in Einklang zu setzen gewußt habe. Von Jugend auf war sein Gemüt den Eindrücken und Stimmungen der Natur erschlossen, und an dem Bemühen, diese Eindrücke und Stimmungen im Liede austönen zu lassen, erstarkte seine poetische Kraft und Eigenart. Daneben war er ein Mann von tiefer klassischer Bildung, ein begeisterter Freund hellenischen Geistes, und die Schönheit und den einfachen Adel der Form, die wir an Homer und Plato bewundern, suchte er auch den dichterischen Äußerungen des eigenen Empfindens zu geben. Seine Phantasie war überaus rege und geschäftig, und so kommt es, daß er uns unter den Äußerungen der innigsten und einfachsten Empfindung eine spukhafte Märchenwelt aufbaut, die sich bisweilen zu einem Irrgarten Brentano-Arnim'scher Romantik ausgestaltet und den Schöpfungen eines E. T. A. Hofmann an grotesker Phantastik nichts nachgiebt. In dem Roman „Maler Nolten" kommt dieselbe vielleicht am prägnantesten zum Ausdruck, ohne daß es dem Werke an Episoden und Charakterschilderungen von tiefgehender psychologischer Feinheit und reinster Natürlichkeit fehlte. Der Dichter hat sich in späteren Jahren selbst ans Werk gemacht, die allzu grellen Momente in dem Romane zu tilgen, die Charaktere noch schärfer zu individualisieren und die Komposition zu klären. Wie wir aus der Einleitung erfahren, lag nach seinem Tode der erste so umgearbeitete Band im Manuskript vollständig vor; der zweite war in zwei Handexemplaren des älteren Druckes nahezu fertig überarbeitet. Eine kurze Episode, die Verbindung des ersten mit dem zweiten Teil, konnten von sachkundiger und sorgfältiger Hand nach vorhandenen Notizen den Absichten des Dichters entsprechend ausgearbeitet werden.

Ganz im Gegensatze zu der bisweilen grellen Färbung dieses Romanes stehen die liebenswürdigen, schlichten Erzählungen und Märchen Mörikes, die sich durch anmutige Naturbilder und eine frische, tüchtige Schilderung des Volkscharakters auszeichnen. Natürlich spielt auch in die Märchen wieder eine bunte Phantasiewelt hinein, wie sie uns ja schon aus vielen

lyrischen Dichtungen des Autors bekannt und vertraut ist. Viele derselben sind überaus populär geworden und im Herzen des Volkes lebendig geblieben, ohne daß man viel nach ihrem Verfasser gefragt hätte, und jener höchste Ruhm des lyrischen Dichters, daß seine Person hinter seinen Werken verschwindet, ist gerade Mörike wie wenig anderen neueren deutschen Dichtern zuteil geworden. Wer kennt nicht das naturfrohe Lied „Mein Fluß!?“:

O Fluß, mein Fluß im Morgenstrahl!
Empfange nun, empfange
Den sehnsuchtsvollen Leib einmal,
Und küsse Brust und Wange.

oder die köstliche Ballade von „Schön Rohtraut“, wer hätte nicht schon aus jubelnder Seele mit dem glücklichen Pagen gejauchzt:

Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohtrauts Mund geküßt:
— Schweig stille, mein Herze!“

Die Ballade „des Schloßküpers Geister zu Tübingen“ enthält gewissermaßen in nuce die ganze Quintessenz der Scheffel'schen Wein- und Trinkpoesie; wildschauerliche Romantik haucht uns gespenstig aus den „Geistern am Mummelsee“ und der ergreifenden Ballade „Zwei Liebchen“ an. Wie ganz anders geartet ist jenes herrliche, aus Cleversulzbach datierte Gedicht „Auf das Grab von Schillers Mutter“:

„Sieh den gesunkenen Hügel; es kennen die ältesten Greise
Kaum ihn noch, und es ahnt niemand ein Heiligtum hier.“

und welch' guter Humor spricht wiederum aus den Versen, welche er der Sendung seiner Gedichte an Fiedrich Vischer zum Geleite gab:

„Er ist Vater, um so minder
Denk' ich ihn euch abgeneigt;
Sind doch seine eignen Kinder
Auf der Schulbank nicht gezeugt!“

Nein, gewiß sind sie nicht, so wenig wie Mörikes Lieder, und deshalb ist diesem wie jenem fröhliches, blühendes Leben für lange Zeit hinaus gesichert.

Nicht ohne Wehmut nehmen wir einen kleinen Band zur Hand, der jetzt zur fröhlichen Weihnachtszeit fast in demselben Augenblick erschienen ist, wo man den Autor als einen stillen Mann draußen auf dem Friedhof gebettet hat. Es sind die „Troubadour-Lieder“ von Richard von Volkmann-Leander, dem Verfasser der „Träumereien an französischen Kaminen“, der zugleich ein berühmter Gelehrter und nach Langenbecks Tode wohl der erfolgreichste, bedeutendste und gesuchteste Chirurg Deutschlands war. Wie reich das Gemütsleben dieses Mannes war, der täglich mit unerbittlicher Hand, mit kaltem Blute und klarem Auge zahlreiche, Tod oder Heilung bringende, chirurgische Operationen ausführte, und dessen klaren, wissenschaftlichen Darlegungen und Demonstrationen Tausende und Tausende begeisterter Schüler gelauscht und zugeschaut haben, mag man aus diesen, der Gattin des Verstorbenen „in steter dankbarlicher Treue“ gewidmeten Versen ersehen. Als Volkmann diese Lieder schrieb, war seine Gesundheit wohl schon stark erschüttert, er selbst erzählt, daß er sie meist in schlaflosen Nächten auf Schloß Brunnegg am Bodensee erdacht und geformt habe. Selbstverständlich handelt es sich hier weder um Nachdichtungen noch auch nur um den Versuch von solchen; die Lieder sind aus dem Geiste unserer Zeit geboren und schließen sich nur äußerlich jenen Gesängen an, die einst in den Myrten- und Olivenhainen der Provence erklangen. So klingen sie denn in der That sehr modern und subjektiv aus, doch das soll „die Lust an edlem Minnesang nicht verkümmern. Denn er preist doch das Höchste, was der Welt gegeben ward: weiße Zacken hoch über dem blauen See, sonnendurchbrochene Baumgipfel, Vogelgezwitscher und feine Waldblumen tief im Farrenkraut versteckt, die nur ein verliebtes Herz zu finden und zu würdigen vermag.“ Wie frisch, wie lebensfreudig klingen diese Worte,

die der Dichter wohl schon mit matterem Pulsschlag und erlahmender Hand zu „Halle im Thal“ am 22. März 1889 niederschrieb — nach wenigen Monaten karger Frist deckte ihn schon der kühle Rasen. War's düstere Vorahnung, mit der er das Gedicht „Das Ende“ auf das Papier warf?:

„Das ist des Todes herb Geschick,
Ich hör' der Flügel Klänge;
Mir ist's als schwirrten um's Genick
Die scharfbewehrten Fänge.

„Weiß Gott, wie gern zum letzten Schluß
Ich ging nach all' den Plagen:
Daß ich von dir mich scheiden muß,
Ich kann es nicht ertragen. . .

Doch Volkmann grollte nicht mit dem herben Geschick, und in seinem letzten Liede singt er:

„An Glück und an Arbeit,
An Freuden und Zähren
Floß reich mir das Leben.
Wie lang mag's noch währen?
Im Strahle des Himmels
Ist Wachsen und Werden
Der Liebe auf Erden
Das köstlichste Gut.
„Doch schon fühl ich's ebben
Der Tag geht zur Wende;
Bald ist er zu Ende!
Wer kennt denn die Stätte?
Geruhigt im Bette
Fließt wieder die Flut!

Es ist der Inhalt eines reichen Lebens, der in diesen Dichtungen Volkmanns sich widerspiegelt; leider läßt sich indes nicht verkennen, daß unser materialistisches Zeitalter, welches die Einzelnen in ihrem Beruf und ihren Bestrebungen in immer engeren Grenzen isoliert und festhält, derartige Männer, die neben dem schweren Ernste der praktischen Thätigkeit auch der Musen nicht vergessen, immer mehr verschwinden oder wenigstens immer seltener hervortreten läßt. Dem Staatsmanne und dem Politiker sind die Künste ebenso gleichgiltig, wie es dem Künstler die Politik zu sein pflegt; eine harmonische Durchbildung aller geistigen Richtungen, eine lebendige und gleichmäßige Teilnahme an der Gesamtheit aller Kulturinteressen ist nur noch bei wenigen, besonders begabten und vielseitigen Individuen anzutreffen: Einseitigkeit, Spezialität ist in der Kunst wie im praktischen Leben die immer gleichbedeutende, leider aber recht nüchterne Parole. Wir können uns der Ausnahmeerscheinungen erfreuen und sie bewundern, wir dürfen aber nicht vergessen, daß es eben nur Ausnahmeerscheinungen sind.

Litterarische Berichte.

Unser Gymnasial-Unterricht. Bekenntnisse von Alethagoras, Gymnasiallehrer. Braunschweig 1889. Verlag von Otto Salle.

Fast mit gleichem Eifer und Interesse wie die politischen und die sozialen Themata wird heutzutage in weiten Kreisen die Frage über die Reform der höheren Schulen, speziell über den Vorzug der gymnasialen oder der realgymnasialen Bildung behandelt. Welche Flut von geistvollen und unbedeutenden Schriften ist hierüber in den letzten Jahren erschienen, und doch sind wir, wie es scheint, der Lösung dieser Frage noch um nichts nähergerückt; denn der schon sicher gehoffte Triumph der das Realgymnasium vertretenden Richtung ist durch die bekannte Erklärung der Heidelberger Professoren und durch andere Kundgebungen wieder ein sehr fraglicher, der Kampf ein sehr lebhafter geworden. An diesem Kampfe beteiligt sich auch die vorliegende Schrift, die in doppelter Beziehung eine sehr merkwürdige zu nennen ist; einmal, weil sie ein buntes Gemisch von wahren und falschen Anschauungen, dann aber auch, weil sie die Aeußerung eines Streiters ist, der, wie er selbst gesteht, als klassischer Philologe über die französische Litteratur wenig, über die englische so gut wie gar kein Urteil hat und in den Naturwissenschaften so unbewandert ist, daß er ein naturwissenschaftliches Werk kaum mit Verständnis zu lesen und zu beurteilen vermag. Und trotz dieser offen eingestandenen Unkenntnis und der dadurch selbstverständlichen Unfähigkeit, über die Vorzüge des Realgymnasiums zu urteilen, hält sich der Verfasser für berechtigt, für den Vorzug des letzteren einzutreten und das humanistische Gymnasium zu verurteilen. Dies ist der schwerwiegendste Vorwurf, den man von vornherein gegen die Tendenz des Verfassers und gegen seine Beweisführung erheben muß und den auch der Eifer des „Konvertiten" nicht abzuschwächen vermag. Ob nun die von ihm vertretene oder ob die gegnerische Ansicht die richtige sei, darüber kann hier nicht gehandelt werden; es fragt sich hier nur, in welcher Weise und mit welchen Gründen der Verf. seine Sache verteidigt. Der große Fehler seiner Ausführung besteht unseres Erachtens darin, daß er wie viele andere seiner Partei sich in Gedanken ein Ungeheuer von Gymnasium konstruiert, das an allen nur denkbaren Gebrechen leidet: da wird die Lektüre des Cäsar, Horaz rc. nur grammatisch, ohne Betonung des Inhalts und der poetischen Schönheiten und nur mit steter Gefahr der Aufnahme verderblicher Sentenzen betrieben; da werden von der Geschichte nur die Zahlen, von Naturwissenschaft und Religion so gut wie gar nichts gelernt, da ist der nur aus Phrasen bestehende lateinische Aufsatz alles, die neueste Geschichte und die aus ihr folgende Kenntnis politischer Verhältnisse nichts, eine sehr billige, aber nirgends auf vollkommener Wahrheit beruhende Schilderung, die hoffentlich weder auf das Gymnasium paßt, wo der Verf. gelernt, noch auf das, wo er gelehrt hat. Der Vorwurf trifft dann eben nicht den Lehrplan des Gymnasiums, sondern die Lehrbefähigung und die Methode der Lehrer, und wenn man klagt, daß der Gymnasialabiturient leider nie mehr seinen Homer, Horaz u. s. w. zur Hand nimmt, so drängt sich die Frage auf, ob der Realgymnasiast später noch den Molière, Shakespeare oder gar die Logarithmentafel mit Begeisterung wieder ergreifen wird. In den unzähligen Schriften über diese Schulfrage ist eben das der Hauptfehler, daß man allen Vorwurf auf die Doktrinen, nicht aber auf die Behandlung derselben durch den Lehrer bezieht. Hierin bringt unserer Ansicht nach der Verf. nichts Neues, er wiederholt nur die hundertmal gehörten, meist unberechtigten Klagen. Vortrefflich dagegen und wahr ist alles, was er über den sogenannten Idealismus der antiken Litteratur und Geschichte und ihren Wert für den Geist, die Moral und das praktische politische Verständnis der Jugend sagt, Gedanken, deren Richtigkeit noch aus der (merkwürdigerweise gar nicht in Betracht gezogenen) Mythologie der Alten zu erweisen war. Den ungeheuren Bildungswert aber, welcher in der geistigen Schulung durch die in gutem Deutsch und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten gelieferte Uebersetzung der alten Schriftsteller beruht, berührt der Verf. gar nicht, obgleich sich hier wiederum die Frage aufdrängt, ob die Uebersetzung französischer und englischer Schriftsteller auch nur annähernd damit zu vergleichen ist. Doch genug hiervon, sonst geraten wir aus der Kritik der Schrift auf die Erörterung der ganzen Schulfrage selbst, und wir wollen allen denen, die unsrer Ansicht beistimmen oder widersprechen, die kleine Schrift als einen immerhin nicht uninteressanten Beitrag zur Lösung einer hochwichtigen Streitfrage gern empfehlen. C. S.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft herausgegeben von Dr. L. Quidde. Erster Band. Erstes und zweites Heft. Freiburg i Br. 1889. Akad. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

Diese neue, einstweilen alle Vierteljahre erscheinende Zeitschrift schließt sich in Plan und Wesen enger an die einst von Schlosser begründete an als die „Historische Zeitschrift", welche die eigentliche Folge der letzteren ist. Nament-

lich in der Epoche, in welcher Adolf Schmidt, der in Jena verstorbene Historiker, die Leitung in Händen hatte, glich sie im wesentlichen dem Plan, den Herr Quidde wieder aufgenommen hat. Vielleicht wäre eben in Anbetracht dieses Umstandes am Platze gewesen, das in diesem Falle selbstverständliche Beiwort „Deutsche“ nach dem Beispiel der Vorgängerin fallen zu lassen, zumal es als ein Hauptpunkt in dem Prospekte anzusehen ist, daß nicht die Forschung der deutschen Geschichte ausschließlicher Gegenstand der Berücksichtigung werden, sondern vielmehr der allgemeinen Geschichtswissenschaft ein sammelnder Mittelpunkt geboten werden soll. Diesem Zwecke sollen dienen 1. Abhandlungen, 2. kleinere Mitteilungen, 3. Berichte und Besprechungen über einzelne Forschungsgebiete, in denen vornehmlich die auswärtige Litteratur berücksichtig,t von den üblichen Rezensionen einzelner Werke aber zumeist abgesehen werden soll, 4. Nachrichten und Notizen über gelehrte Gesellschaften. Personalien, Unternehmungen und dgl. und endlich 5. eine umfängliche und systematische Bibliographie. Man sieht, der Fachmann wird in der Zeitschrift alles zusammen finden, was ihn auf seinem Gebiete orientieren kann, und auch der Freund der Geschichte wird in die Werkstatt einen tieferen und belehrenden Einblick gewinnen. Die vorliegenden zwei ersten Hefte bringen namentlich in den Abhandlungen so hervorragende und wertvolle Beiträge, daß die Einbürgerung der neuen Zeitschrift wohl kaum noch einem Zweifel unterliegt. Wegen der großen Mannigfaltigkeit der behandelten Fragen ist hier von einem Eingehen auf einzelne Aufsätze abzusehen, und wir begnügen uns mit dem Hinweis, daß die bedeutendsten Kräfte der deutschen Historiographie für die Mitwirkung gewonnen sind und daß auch diejenigen, die dem Geschichtsfach ferner stehen, nicht ohne Genuß und Gewinn diesen oder jenen Aufsatz lesen werden. Die anderen Gruppen der Zeitschrift bedürfen noch einer festeren Organisation. C.

Die Umsegelung Afrikas durch phönikische Schiffer ums Jahr 600 v. Chr. Geb. von Willi Müller, Dr. phil., Oberlehrer. Rathenow, Verlag von Max Babenzien.

Eine der mutigsten Unternehmungen des menschlichen Geistes war die Fahrt der phönikischen Schiffer, welche etwa 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung vom Aegypter-Könige Necho aus dem Roten Meere abgesandt wurden, um Afrika zu umsegeln und durch die Meerenge von Gibraltar zurückzukehren; ein Sprung ins Dunkle, wie er Jahrtausende hindurch nicht wiederholt worden ist und der wohl einen nachhaltigen Erfolg verdient hätte, während er thatsächlich völlig folgenlos geblieben und nur kaum der Vergessenheit entrissen worden ist. Denn nur ein Schriftsteller des Altertums berichtet von der Fahrt, und die meisten seiner Nachfolger bis in die neueste Zeit haben sich für berufen gehalten, das Werk der mutigen Kanaaniten einfach mit mehr oder weniger haltlosen Gründen hinweg zu leugnen, ein Schicksal, dem ja auch die Reise des Pytheas nach der anderen Seite der damaligen Welt nicht entgangen ist. Das ganze Unternehmen verdient wohl die Sorgfalt und Mühe, mit welcher der Verfasser es versucht hat, das ob, das wie, wo und wann der Reise unter Berücksichtigung der ganzen, höchst kontroversen Litteratur nach Möglichkeit festzustellen. Die Untersuchung ist natürlich eine rein akademische, und es darf dem Verfasser auch nicht verargt werden, wenn er an einzelnen Stellen zu sehr am kleinen haften geblieben ist. — Zeitlich wird die Abfahrt in die Zeit nach der Besiegung Nechos durch Nebukadnezar (bei Karchemisch im Jahre 604) und nach dem der hierauf unternommene Versuch einer Verbindung des Nils mit dem Roten Meere wieder aufgegeben worden war, — die Rückkehr in die Zeit nach Nechos Tode verlegt, als Zweck gilt die Vorbereitung des Außenhandels und der Kolonisation. Diese beiden Punkte scheinen am wenigsten überzeugend von allen Ausführungen der interessanten kleinen Schrift. Vielmehr möchte ich annehmen, daß durch die Umschiffung Afrikas dieselbe Aufgabe gelöst werden sollte wie durch den mißlungenen Kanalbau —: die Möglichkeit, eine Flotte aus dem Mittelmeere in das Rote Meer zu werfen und umgekehrt, und zwar zu dem Zwecke, welcher dem Eroberer Syriens zumeist am Herzen lag, nämlich zur Unterstützung einer kriegerischer Unternehmung. Ob diese nun aber in dem Kriege, welcher mit Karchemisch endete, oder in einem etwa geplanten Rachekriege zu sehen ist, wird sich wohl nicht ausmachen lassen; erfolglos dürfte die Umsegelung trotz ihres Gelingens nur wegen ihrer langen Dauer geblieben sein. Denn durch die Dauer von drei Jahren verliert die Verbindung der beiden Meere ihren strategischen Wert; wäre es aber nur um eine handelspolitische Umsegelung Afrikas zu thun gewesen (vorausgesetzt, daß den damaligen Aegyptern und ihrem König Necho überhaupt derartige Handelspläne zuzutrauen gewesen wären), es würde das Begonnene wohl nach der Rückkehr der Flotte auch weiter verfolgt und fortgesetzt worden sein. Die Broschüre ist in einem sehr angenehmen, leserlichen Stil geschrieben und gut ausgestattet. K. F.

Aus der Innenwelt. Psychologische Studien von Dr. phil. Susanna Rubinstein. Leipzig 1888, Alex. Edelmann.

Die Verfasserin, von der frühere Arbeiten viel und beifällig besprochen worden sind, giebt hier sieben populäre Kapitel über den Charakter, das Gemüt, das Mitgefühl, das ästhetische Gefühl, den Schlaf und das Nachtleben der Seele, die Empfindungen im allge-

meinen und über zwangsmäßige Farbenempfindungen. Ohne Zweifel wird es seinen Reiz haben, eine Dame über diese philosophischen Gegenstände reden zu hören und auf bequeme Weise die Bekanntschaft mit dem Gedankenkreise mancher Bücher zu machen, welche dem Leser sonst wohl fern geblieben wären. Zum Glück sind Fremdwörter nicht die einzige Würze dieser Lektüre. B.

Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert von K. Heinemann. Mit zwei Bildnissen. Leipzig 1889. Verlag des Litterarischen Jahresberichts. Arthur Seemann.

Als erste litterarische Gabe erhielten die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft im J. 1885 die Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia, in sorgsamer Ausgabe von Burkhardt mit dessen genauen Anmerkungen. Im vorliegenden Buche haben wir einen Abdruck dieser köstlichen Briefe, vermehrt durch acht aus R. Keils Buch „Frau Rath Briefwechsel von Rath. Elis. Goethe." (Leipzig 1871) entlehnte Briefe der Herzogin Anna Amalia von Weimar an Goethes Mutter. Die Anmerkungen oder Erläuterungen des Herrn Heinemann stützen sich auf Burckhardt, nicht bloß da, wo ein zugesetztes B. den Urheber bekennt. Von den beigegebenen Bildnissen drückt das zweite das Wesen der lebensfrischen, geistvollen Frau am besten aus. Dem mit der Goethe-Litteratur Bekannten bringt das Buch nicht das mindeste Neue. Q.

Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süditaliens von Th. Trede. Erster Teil. Gotha 1889. Friedrich Andreas Perthes.

Ein für den religiösen Menschen, welcher Konfession er auch angehöre, wahrhaft schaudererregendes Bild ist es, welches im vorliegenden Buche über die kirchlichen und religiösen Zustände Süditaliens, besonders Neapels, vor uns entrollt wird. Wenn wir alle diese Schilderungen als durchaus der Wahrheit entsprechend betrachten müssen, so finden wir allerdings das Wort „Heidentum," mit welchem dieser kirchliche Zustand bezeichnet wird, gerechtfertigt; ja wir kommen zu der Ansicht, daß solche Vorgänge und Anschauungen im antiken Heidentum kaum vorgekommen sind. Die abgöttische Verehrung zahlloser Heiliger, deren Leben und Verdienste kaum bekannt oder keineswegs einer solchen Anbetung würdig sind, die kritiklose Annahme unmöglicher, oft ans Unpassende grenzender Wundererzählungen, die vielen, mit weltlichem Prunk, Prozessionen u. s. w. gefeierten Feste und — im Gegensatz nun zu diesem großen einen Teil des Lebens beanspruchenden kirchlichen Diensten und Förmlichkeiten das verkommene sittliche Leben, die Betrügereien und deren gläubige Hinnahme im Lottospiel, die Mord- und Skandalszenen auf den Straßen, das Treiben der Camorra und andere Verbrecherbanden, alles dies vereinigt sich zu einem Bilde, wie es schrecklicher kaum ausgemalt werden kann. Daß diese Schilderungen wahr sind, schließen wir aus der Thatsache der langjährigen Beobachtungen des Verfassers; daß dieser alle jene Uebelstände der Kirche als Schuld zuschiebt, welche zu ihrer Abhilfe nichts, zum Aufkommen neuer dagegen viel beitrage, ist größtenteils leider auch als berechtigt zugegeben; aber trotzdem und alledem möchten wir doch, selbst vom protestantischen Standpunkt aus, dem Verfasser einiges entgegenhalten. Ist es wohl recht, wenn die kirchlichen Zustände Süditaliens nach Gebühr gegeißelt werden, allgemein von einem Heidentum „in der römischen Kirche" zu reden? Sollten sich denn für die entsetzlichen Zustände jenes Teils der Kirche gar keine, nur irgendwie entschuldigenden Gründe und als dafür verantwortlich niemand außer den kirchlichen Würdenträgern finden lassen? Ist nicht z. B. an den Tierquälereien, an dem betrügerischen Lottospiel, an der Verbreitung des Verbrechertums die Polizei mindestens ebensoviel schuld wie die Kirche, und mußte nicht wenigstens gefragt werden, ob nicht vielleicht diese gegenüber der Gleichgiltigkeit oder Schwäche jener machtlos ist? Sollte das Festhalten an Orakeln und sonstigen Ueberresten des Heidentums sich nicht auch in vielen anderen Ländern, auch außerhalb der katholischen Kirche, antreffen lassen? Wir geben das Entsetzliche der geschilderten Zustände und größtenteils auch die Verantwortlichkeit der Kirche dafür zu, vermissen aber, wenigstens hier und da, ein entschuldigendes oder ein bemitleidendes Wort; denn in der That mehr zum Mitleid[1]) als zur Verurteilung fühlt sich der Leser angeregt. Sollte der Pinsel, der das Gemälde geschaffen, nicht doch ein wenig in die dunkle Farbe eines starken Konfessionalismus getaucht sein? Wir möchten dies gern annehmen, um unser Entsetzen über diese grauenvollen Verhältnisse einigermaßen beschwichtigen zu können. — Aber abgesehen davon ist das Buch auch in andrer Beziehung sehr lesenswert, und zwar vor allem wegen der prachtvollen, höchst interessanten Schilderung Süditaliens, seiner Natur und seines Volkslebens, ein Vorzug, der es unsers Erachtens vor vielen Büchern auszeichnet, welche ähnlichen Inhalt oft in recht farbloser, matter Weise darstellen. Jedenfalls ist es der Lektüre dringend zu empfehlen, nur mit der Bitte, selbst bei den erschreckendsten Kapiteln die unparteiische Beurteilung nicht ganz außer acht zu lassen. C. S.

---

[1]) mit diesem Volke und seinen Zuständen.

Die Kriegswaffen. Eine fortlaufende, übersichtlich geordnete Zusammenstellung der gesamten Schußwaffen, Kriegsfeuer-, Hieb- und Stichwaffen und Instrumente, sowie Torpedos, Minen, Panzerungen und dergl. seit Einführung von Hinterladern. Von Emil Capitaine und Ph. von Hertling. III. Band. VII.—IX. Heft. Rathenow. Verlag von Max Babenzien.

Mit welcher Emsigkeit die Ingenieure darauf ausgehen, bei möglichster Vereinfachung der Schußwaffen deren Handhabung zu erleichtern und ihre Treffsicherheit zu erhöhen, gleichzeitig auch die Schnelligkeit der aufeinanderfolgenden Schüsse zu vergrößern, ohne zu vergessen, für größtmöglichste Sicherheit des Schießenden Sorge zu tragen, davon geben vorliegende Hefte der „Kriegswaffen" beredtes Zeugnis. Die zahlreichen Verbesserungen an Hinterladungswaffen und Repetiergewehren werden alle beteiligten Kreise kennen zu lernen die Gelegenheit, die ihnen obige Zeitschrift bietet, sich nicht entgehen lassen dürfen. L.

Wissenschaft oder Christentum? Wer denkt schärfer? Ein Aufruf an die Denkenden in beiden Lagern. Von Dr. Fr. Walther. Stuttgart 1889. Verlag von W. Kohlhammer.

Zwei Weltanschauungen stehen, wenn auch nicht immer feindlich, so doch ganz verschiedenartig einander gegenüber, und zwar die wissenschaftliche, auf die Forschung und auf das durch logisches Denken als wahr Erkannte sich gründende, und die religiöse, auf Glauben und Wissen beruhende; denn daß Glauben und Wissen sich unbedingt ausschließen, ist eine, wenn auch noch so oft wiederholte, dennoch unrichtige Behauptung. Die Frage, welche von beiden Weltanschauungen die richtige sei, hängt unzweifelhaft mit der Untersuchung darüber zusammen, welche schärfer und daher richtiger denke, und diese Frage wird von dem Verfasser des vorliegenden Buches zu Gunsten des Christentums beantwortet. Den Beweis für diese auffallende, unseres Wissens bisher noch nirgends aufgestellte Behauptung giebt der Verfasser nun aber leider nicht in dem Nachweise, daß die Denkresultate des Christentums wahrer seien als die der Wissenschaft, sondern er greift vor allem die Denkmethode der letzteren an, indem er ihr vorwirft, daß sie eine rein sachliche, vorurteilslose Betrachtung der Dinge verlange, obgleich diese unmöglich und obgleich nirgends gesagt sei, wann d. h. in welchem Stadium der geistigen Entwickelung des Menschen dieses rein sachliche Denken anfange und anfangen könne, oder: daß die Wissenschaft nicht das Wesen der normalen Gedankenordnung im Kopfe erforsche. Die Unmöglichkeit einer absolut vorurteilslosen Forschung möchten wir allerdings zugeben, weil es sicher ist, daß sich niemand von ererbten oder anerzogenen Grundsätzen und Anschauungen gänzlich loszureißen vermag; damit ist jedoch nichts gegen die Schärfe des wissenschaftlichen Denkens gesagt, das von jedem Standpunkte aus folgerichtiger sein kann als das theologische. Der Grundirrtum des ganzen Buches scheint uns aber in der Annahme zu liegen, daß das rein wissenschaftliche Denken eine unberechtigte Unterbrechung des naturgemäßen und angeborenen, der Forscher in seiner Wissenschaft und derselbe Mann im häuslichen Leben und Wirken zwei vollständig entgegengesetzte Menschen seien. Gerade durch das angeführte Beispiel vom Landmanne und vom Gewitter wird seine Behauptung entkräftet; denn S. 102 heißt es, daß der fromme Landmann, welcher im Gewitter eine Strafe Gottes sieht, sich trotzdem über die atmosphärischen Bedingungen dieses Naturereignisses unterrichten lassen kann. Wer wie der Verfasser die christlichen Dogmen, ohne sie zu beweisen, als Ausgangspunkt für philosophische Betrachtungen nimmt, der darf wohl fragen: Was macht glücklicher? Was macht besser? Aber den Vorzug des schärferen Denkens darf er auf Grund seiner keineswegs begründeten Angriffe auf die wissenschaftliche Denkart für sich nicht beanspruchen. Trotz alledem müssen wir die kleine Schrift schon deswegen, weil sie einmal von einem ganz neuen Gesichtspunkte aus für die christliche Weltanschauung eintritt und dadurch viel Anregung zum eigenen scharfen Denken giebt, der Lektüre gebildeter Leser warm empfehlen.

C. S.

Druckfehler-Verbesserung.

Durch einen in der Druckerei begangenen Irrtum ist im Dezemberheft in dem Aufsatz von Batsch „Britisch' Seekriegspiel" der englische Admiral d'Arcy-Irvine auf Seite 363 unrichtig d'Arcy-Ironie und auf Seite 364 unrichtig d'Arcy-Iroine genannt.

Die Redaktion der Deutschen Revue.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

IX.

Roon verließ das Rheinland nur ungern. Zehn Jahre hatte er dort gelebt und gewirkt; er sowohl wie seine Familie ließen ihre besten Freunde daselbst zurück, zahlreiche Beziehungen, fast alle Lebens-Interessen verknüpften ihn mit Bonn, Koblenz und Köln. Wie ein Verschlagen an unwirtliches Gestade mußte ihm daher die Versetzung nach dem fernen, ihm ganz fremden und (zumal im Vergleiche zu den Rheingegenden) unfreundlichen Posen erscheinen. Daß mit dieser Versetzung eine Beförderung verbunden war, konnte die Unannehmlichkeiten des Wechsels doch nur unerheblich mildern. Denn diese Beförderung war schon längst erwartet, und es konnte als kein besonderes Glück erachtet werden, daß er sich im Alter von 53 Jahren endlich an die Spitze einer Brigade gestellt sah. Auch ließ sich voraussehen, daß die Auflösung und Wiedereinrichtung des großen Hausstandes, die weiten Reisen ꝛc. neue Opfer unvermeidlich machen würden, die dem Mittellosen manche Sorge bereiten mußten. — „Die Stunden unseres Zusammenseins sind gezählt“ — so schrieb er schon unter dem ersten Eindrucke der Nachricht, am 4. Juli 1856, an Perthes — „Sie werden schon erfahren haben, daß ich als Brigade-Kommandeur nach Posen versetzt worden bin. Ich bin nicht niedergeschlagen, aber innerlich wie äußerlich sehr in Bewegung, vorzüglich wegen der vielen Liebe, die mir von allen Seiten bewiesen wird und an die ich auch großenteils glauben muß — die ich dennoch in diesem Maße nicht zu verdienen glaube. — Gestern früh hat man von mir die Fahnen abgeholt. Das war ein böser Augenblick!“ —

Als ein besonderes Geschenk sah Roon es an, daß die Umstände ihm einige Tage darauf noch ein längeres Zusammensein mit Freund Perthes ermöglichten. — Bei seiner Abreise erhielt er übrigens von vielen maßgebenden Seiten die Versicherung, man werde dafür sorgen, daß er bei passender Gelegenheit und sobald als möglich an den Rhein zurückberufen würde; vor allen hatte der Prinz von Preußen nach Empfang der Nachricht umgehend an Roon geschrieben:

Wildbad, 6. 7. 56.

„Mit großer Freude habe ich aus Ihrer Meldung Ihre Beförderung ersehen, aber ich trauere mit Ihnen, daß Sie nicht bei uns bleiben konnten. Ich hoffe zwar, daß Sie einst in eine Stellung an den Rhein zurückkehren, zu der ich Sie vorzugsweise vorgeschlagen habe, wenn sie vacant wird; aber ich kann nur hoffen, und muß nur bedauern, daß man Sie en attendant so weit fortschickt. Persönlich ist mir Ihre Entfernung ungemein leid, da nun unsere intimeren Besprechungen aufhören, was mir eine empfindliche Lücke ist! Ihrer Gemahlin mich angelegentlichst empfehlend

Ihr

Prinz von Preußen."

Die also mehrfach erstrebte Rückversetzung Roon's an den Rhein hätte von diesem natürlich nur dann gewünscht werden können, wenn sie bald, und bevor die Etablierung des Hausstandes in Posen erfolgt war, ausführbar gewesen wäre. Da dies nicht zu ermöglichen war, so mußte Roon sich auf eine spätere Anfrage selbst dagegen erklären, als sich (im Frühjahr 1857) eine Gelegenheit bot; und Posen blieb also bis zu seiner Ernennung zum Divisions-Kommandeur (im November 1858) seine Garnison. —

Binnen kurzem hatte er sich mit den dortigen Verhältnissen vertraut gemacht. Seine dienstlichen Pflichten führten ihn zunächst in die Provinz. Aus Franstadt, Pleschen, Wreschen, Schrimm, Krotoschin, Rawitsch, Lissa &c. sind daher die Briefe datiert, welche er in den nächsten Monaten an seine Frau, sowie an die Freunde Fischer und Perthes „am schönen, grünen Rhein" richtete; diese Korrespondenz blieb einstweilen seine einzige innerliche Erholung.

Nebenbei boten ihm seine Reisen die beste Gelegenheit, direkte Beobachtungen über Land und Leute zu machen, zumal das Aushebungsgeschäft und die darauf folgenden Truppen-Uebungen ihn vielfach in unmittelbare Berührung mit allen Kreisen der Bevölkerung brachten.

Im ganzen fand er sich in seinen — freilich wohl nicht hoch gespannten — Erwartungen über die herrschenden Zustände angenehm enttäuscht. „Die Dinge im Großherzogtum" — schreibt er z. B. am 1. August an Fischer — „haben nach Allem, was ich vernehme, ein eigenthümliches, fast günstiges Aussehen gewonnen. Die Landeskultur ist sichtlich gewachsen, die Wohlhabenheit hat entsprechend zugenommen. Die Partheiungen existieren freilich noch, aber die gegenseitigen Reibungen sind unmerklich, und der Polonismus grollt wohl bitter, doch nicht laut weiter. Bei alledem fehlt das Vertrauen in den Bestand der Dinge auch den Deutschen, ja den wärmsten Preußen; es muß fehlen, so lange die Regierung sich bloß tragen und treiben läßt, von der Hand in den Mund lebt und nicht den Muth hat, organisch zu wirken und gestaltend in das öffentliche Leben einzugreifen. Der Adel lebt stiller und zurückgezogener als je; er sammelt Geldkräfte zu gelegentlichen neuen Anstrengungen. Der Mittelstand aber hütet sich wohl, die seinigen mit derjenigen Freiheit im Lande arbeiten zu lassen, die

allein aus dem Glauben an den Bestand der öffentlichen Verhältnisse entspringen kann. Das sind freilich nur Gedanken, die auf flüchtigen Eindrücken beruhen; mein jetziges Geschäft ist aber wohl geeignet, mich schnell in die Geheimnisse dieses Landes einzuweihen. — —"

In anderen Briefen äußert er sich auch sehr angenehm überrascht über die meistens gute materielle Existenz und die unerwartete Reinlichkeit, zum Teil sogar Behaglichkeit, welche die polnischen Wirtshäuser darboten. Das vorsichtig mitgenommene „Insekten-Pulver" bleibt „ohne Verwendung", und die von der sorglichen Gattin beigepackten eigenen Bettstücke können bald „als unnützer Ballast" anerkannt und nach Posen gesandt werden. Mehrfach hat er auch Veranlassung, die liebenswürdige Gastlichkeit und die zuweilen nur zu opulente Aufnahme zu erwähnen, welche angesehene Leute in Stadt und Land ihm darboten. In einigen Fällen hat diese Gastfreundschaft auch für ihn selbst wohlthuende Bekanntschaften vermittelt, die zum Teil einen dauernden Wert behalten sollten. —

Auch über seine neuen dienstlichen Verhältnisse und Umgebungen berichten Roon's Briefe gelegentlich. Da erfahren wir denn freilich wiederholt, daß er sich im ganzen wenig befriedigt fühlte. Nachdem er zehn Jahre lang in Dienstverhältnissen gewesen war, in denen er — als Chef des Generalstabes und ebenso als Regiments-Kommandeur — seine volle Arbeitslust und Arbeitskraft zur Geltung zu bringen und außerdem bei jeder Gelegenheit mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten Anlaß hatte, konnte die Stellung als Brigade-Kommandeur ihm thatsächlich in keiner Weise genügen. Übrigens sprach er sich über die Einsicht seiner damaligen Vorgesetzten meist nur anerkennend aus, und auch die Leistungen seiner Untergebenen mißfielen ihm nicht, nachdem er dieselben bei verschiedenen dienstlichen Veranlassungen näher kennen gelernt hatte. In dieser Hinsicht mag hier nur eine Äußerung Platz finden, weil es für Roon's eigene bezügliche Anschauung charakteristisch ist, wenn er schreibt: „— — Überhaupt gefällt mir alles, was ich bisher von den mir Untergebenen gesehen habe — mit Ausnahme einer gewissen servilen Art von Aufmerksamkeit und Unterthänigkeit, welche ich nur gegen Frauen am Platz finde; diese Manier scheint hier landesüblich, man muß sich also darin schicken. Nur wenn ältere Leute, wie z. B., der lange L., darin excelliren, so ist sie kaum erträglich!" — —

Ausführliches über die damaligen allgemeinen und geselligen Verhältnisse in Posen erfahren wir sodann aus einem Briefe (vom 20. 1. 57) an den treuen, stets teilnehmenden Fischer:

„In unserer freilich recht theuren und beschränkten, sonst aber behaglichen Wohnung (Wilhelmsstraße, vis à vis der Post, 2 Treppen hoch) befinden wir uns ganz wohl. — — — Was die geselligen Verhältnisse betrifft, so weißt Du, daß Posen eigentlich eine sehr kleine Stadt (inmitten vieler schauderhafter Dörfer) mit einer verhältnißmäßig großen Gesellschaft ist. Wir erfreuen uns innerhalb derselben aller Vor- und Nachtheile des Noviziats. Die Gesellschaft — lediglich eine Offizier- und Beamtengesellschaft — hat außer der durch ihre Zusammensetzung bedingten Einseitigkeit auch an den Mängeln der Kleinstädterei zu leiden,

und entschädigt — uns wenigstens — nicht durch eine gewisse, fast übertriebene Lebhaftigkeit des geselligen Verkehrs. Dieser letztere geht, wie ich hoffe, einer neuen und angenehmen Gestaltung entgegen durch den Einfluß, den das Haus unseres neuen commandirenden Generals darauf natürlich ausüben muß. — — Uebrigens fehlt es der hiesigen Gesellschaft nicht an recht angenehmen Elementen; und wenn wir erst vollkommen orientirt sein werden, so wird es uns wohl gelingen, in dieser Beziehung unser bescheidenes Bedürfniß nach Wunsch zu befriedigen. Jetzt müssen wir zunächst mit den Wölfen heulen und allen Trubel theilen, ja, soweit es geht, vermehren helfen; später hoffe ich eine isolirtere gesellige Stellung für mich und meine Frau gewinnen zu können. — — In Summa: meine hiesige Situation ist leidlich, und ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, mich damit zu befreunden; vorausgesetzt, daß der liebe Gott mich und die Meinen gesund erhält, müssen und dürfen die lokalen Widerwärtigkeiten mich nicht unterkriegen — das steht wohl fest. Dies möge Deinen freundlichen Gesinnungen für uns genügen." —

Bei dieser Gelegenheit mag eingeschaltet werden, daß die Erwartungen, welche Roon von dem wohlthätigen Einflusse des neuen kommandierenden Generals (Graf Waldersee) und seiner allseitig als sehr bedeutend geschilderten Gemahlin für die Posener Verhältnisse hegte, sich in den nächsten Jahren in vollstem Maße erfüllten. Er selbst und die Seinen haben während des wohlthuenden Verkehrs im Waldersee'schen Hause besonders viele Annehmlichkeiten und Beweise herzlichen Wohlwollens empfangen, so daß sie sich dessen stets in warmer Dankbarkeit erinnerten. —

Durch politische Ereignisse wurden die geselligen Freuden jetzt nicht gestört: man lebte im Winter 1856/57 in einer stillen, wenig interessanten Zeit. Nur einmal waren in diesen Monaten die Gemüter, namentlich in den militärischen Kreisen, in etwas lebhaftere Aufregung gekommen, die sich aber auch bald wieder beruhigte. Die Doppel-Stellung des preußischen Fürstentums Neuenburg, welches zugleich ein Kanton der Schweiz war, drohte ernsthafte Konflikte mit letzterem Lande herbeizuführen. Schon waren die Truppen bezeichnet, welche für das zum Einschreiten bestimmte preußische Korps mobil gemacht werden sollten, als es der Vermittelung Louis Napoleons noch rechtzeitig gelang, den Bruch zu verhindern. Die politische Erregung beruhigte sich um so schneller, als außer den thatendurstigen jungen Offizieren eigentlich niemand einen Krieg aus solcher — man könnte fast sagen romantischer — Veranlassung für wünschenswert erachtet hatte. Immerhin hatte die Angelegenheit die damals thatsächlich bestehende Hegemonie Frankreichs in ein für preußische Empfindungen wenig erquickliches helles Licht gestellt; und außerdem hatten die Kriegs-Vorbereitungen das unerfreuliche Resultat gehabt, daß die schon seit einigen Jahren zu beklagende innere Entfremdung zwischen dem Könige und seinem dem Throne zunächst stehenden ältesten Bruder sich noch vergrößerte. Der Prinz von Preußen fühlte sich nämlich empfindlich gekränkt, daß nicht er, sondern ein in der Anciennität jüngerer General für den eventuellen Schweizer Feldzug zum Oberbefehlshaber designiert worden war. Wie ernsthaft

der Prinz diese vermeintliche Zurücksetzung empfand, ist u. a. auch aus seinem nachfolgenden Briefe an Roon ersichtlich:

Berlin, den 11. Februar 1857.

„Lieber spät als gar nicht — muß das Motto sein, mit dem ich diese Zeilen beginne! Da sie aber eigenhändig sein sollten, so müssen Sie schon deren Verzögerung entschuldigen: aber heute nicht weniger aufrichtig als herzlich, erfolgt meine Danksagung, als wenn sie am 1. Januar geschrieben wäre, für Ihre freundliche Theilnahme zu meinem Jubiläum. Man hat mir zu demselben zu viel Ehre erwiesen, die ich überhaupt nur für den redlichen Willen annehmen kann, den ich freilich in meine Dienstobliegenheiten stets zu legen gesucht habe. Die Leistungen stehen aber immer in sehr minimem Verhältniß zu der Dauer von 50 Jahren! Sie berühren eine schmerzliche Corde in Ihrem lieben Schreiben — mein Zuhauselassen bei dem bevorgestandenen Kriege! Sie können denken, wie schmerzlich mich der Contrast meiner Jubiläum-Feier mit jenem éclatanten Zeugniß des Nicht-Brauchens — berührte! daß kein Krieg wurde, ändert in dem Gefühl nichts!

Nun leben Sie wohl und gedenken Sie ferner so freundlich meiner, wie dies Ihre Zeilen mir aussprachen.

Ihr Prinz von Preußen. —"

(Nachschrift). Ihr Sohn-Page [1]) wird Ihnen meine Entschuldigungen über die verspätete Antwort wohl schon gemacht haben. Ihrer Gemahlin bitte ich mich angelegentlichst zu empfehlen. —

Dieselbe Angelegenheit bildete auch den Inhalt eines Schreibens Fischers. Derselbe teilte übrigens die Auffassung des Prinzen nicht, sondern war nach seinen Informationen im Gegenteil der Ansicht, daß man in Berlin aus ganz besonderer Rücksicht den Prinzen mit diesem Kommando verschont habe. Es hätte sich schon von Anfang an voraussehen lassen, daß in dieser Sache nicht Ernst gemacht werden würde; und selbst wenn dies wider Erwarten noch geschehen sollte, so bleibe es immer sehr zweifelhaft, ob bei diesem, jedenfalls unter steter starker Einwirkung der diplomatischen Verhandlungen stattfindenden Feldzuge irgend welche Lorbeeren für den Prinzen zu holen seien, 2c.

In demselben (vom 6. Februar datierten) Briefe sprach Fischer sich auch noch ausführlich über die allgemeine politische Situation bei dieser Neuenburger-Frage aus.

Aber schon kurze Zeit darauf sollte der Meinungsaustausch zwischen den Freunden ein unerwartet jähes Ende finden: am 7. März 1857, ohne vorhergehende Krankheit, traf den von einem Spazierritte heimkehrenden, rüstigen General Fischer ein Lungenschlag, und eine Stunde später stand das Herz dieses edlen, bedeutenden Mannes still.

---

[1]) Roons zweiter Sohn Bernhard — derselbe, welcher im Jahre 1870 bei Sedan den Heldentod fand — war damals Leibpage Sr. K. H. des Prinzen von Preußen.

(Anm. des Herausgebers.)

Auf das tiefste wurde Roon erschüttert von dieser schmerzlichen Todesnachricht, die in den weitesten Kreisen die lebhafteste Teilnahme erregte.

„Sie werden" — schreibt auch der Prinz von Preußen (aus Coblenz am 28. 3. 57) an Roon — „Fischer's jähen Tod mit uns und Jedermann tief empfunden haben. Es ist ein großer Verlust für sein Fach, die Armee und für uns hier noch speziell. — — Tausend Dank" — heißt es in demselben Briefe — „für Ihre lieben Wünsche und Ihre Theilnahme bei Gelegenheit meines Geburtstages! Sie bezeichnen mein betretenes neues Lebensjahr als ein solches, welches mir, so Gott will, neue Freuden durch meine Kinder bereiten wird! Ueberhaupt, wenn man ein 60er geworden ist, muß man sich nur noch in den Kindern fortlebend ansehen, und dann kann es nur ein glückliches Fortleben sein, wenn der Himmel die Gnade erwies, daß die Kinder wohl geriethen! — — — Hätten Sie nicht Lust, bei vielfach vorauszusehenden Armee-Veränderungen nach dem Rhein zurückzukehren? Ich würde mich dann dafür verwenden. — Ihren Sohn[1]) in meinem Regiment zu sehen, wird mich sehr freuen. — —

Ihr treu ergebener

Prinz von Preußen. —"

Von den rheinischen Freunden äußerte sich besonders Perthes in ausführlicher Weise über Fischers Verlust:

„Mein Verhältniß zu F." — schreibt er im April an Roon — „war ein ganz anderes wie zu Ihnen; es gründete sich, möchte ich sagen, auf ein bewußtes Wollen, während das zu Ihnen in einem unbewußten Zuge instinctiver Natur seine ersten Wurzeln hatte, aber es war doch auch ein wirklich nahes; meinem Gedankenverkehr ist eine Lücke gerissen, die schwerlich wieder ausgefüllt werden wird. Seine politische und seine kirchliche Stellung beschäftigte mich, regte mich an und reizte mich — nicht ihrer selbst wegen, sondern weil sie die des Generals Fischer war, den ich nicht allein ehren und achten mußte, sondern auch lieb hatte. Wenn Kant statt Philosoph ein Ingenieur-General geworden wäre, so würde er glaube ich eine sehr verwandte Stellung wie die Fischer's eingenommen haben. In Fischer verkörperte sich Eine der geistigen Triebkräfte, durch die unsere Armee zu dem wird, was sie ist: ein nüchternes Pflichtgefühl, dem aber der philisterhafte Beigeschmack durch brennenden Ehrgeiz genommen und Leben und Bewegung zugeführt ist; oder wenn Sie lieber wollen: militärischer Ehrgeiz, gebändigt durch ein starkes und wahres Pflichtgefühl. Ich habe großen Respekt vor diesem die Monarchie durchziehenden Zuge, der dazu treibt: seine Schuldigkeit zu thun, aber zugleich doch auch immer das Avancement im Auge hat; ich glaube, daß Preußen denselben weder im Militair noch im Civil entbehren kann; aber es bleibt immer nur Eine von mehreren Kräften. Kein Staat und keine Armee und am wenigsten Preußen kann Männer entbehren, die auf den Feind losstürzen, nicht weil sie sich sagen: meine Pflicht verlangt das von mir, sondern weil sie es gar nicht lassen können, so wenig wie der Fisch das Schwimmen, der Vogel das Fliegen.

[1]) Den vorerwähnten bisherigen Leibpagen. (d. H.)

Solche unmittelbare Naturen sind es doch in allen Lebensverhältnissen, welche ihnen Bewegung, Reiz und die Richtung auf das Hohe und Große geben; Gott wolle unserer Armee neben dem triftigen Pflichtgefühl den ritterlichen Geist erhalten! Ein Vertreter des Ersteren war Fischer in ungewöhnlichem Grade, und was die Armee und der Staat an ihm verloren haben, that sich bei seinem Tode sehr allgemein und lebhaft kund; mir ist in ihm zugleich ein sehr lieber Freund gestorben, dem auch ich Etwas war. Der erste Eindruck, den die Nachricht seines Todes auf mich machte, war, verzeihen Sie den Ausdruck, der des Betroffensein's darüber, daß auch dieser Mann so ganz wider Neigung und Willen sich auf den ersten Ruf Gottes vor dem Tode beugen mußte. Acht Tage ehe er starb, war er hier, ich brachte den ganzen Tag mit ihm zu; er war so frisch, so kräftig, so gesund und so geistig lebendig, wie ich ihn seit einem Jahre nicht gesehen hatte; auf meiner Stube untersuchte ihn Dr. Wolff und fand ihn besser als im Herbst; das Herzübel sei nicht vorgeschritten, sagte er mir, doch fügte er hinzu: es ist keine Heilung, sondern nur Aufschub; er schrieb ihm vor, im Mai nach Homburg zu gehen. Nun weht die Frühlingsluft schon im April über seinem Grabe; er bleibt mir wie Ihnen für alle Zeit ein lieber Mensch und Freund!"

Der Briefwechsel zwischen Roon und Perthes war übrigens schon bald, nachdem ersterer den Rhein verlassen hatte, ein sehr reger geworden. Nach Fischer's Tode belebte er sich noch mehr; denn beide Männer fühlten sich durch diesen Verlust verlassener und einsamer und empfanden so noch mehr als zuvor das Bedürfnis, sich fest aneinander zu schließen; und da die Gelegenheiten, in denen sie sich mündlich das Herz öffnen und erleichtern konnten, jetzt sehr viel seltener wurden — so ergab sich daraus ganz natürlich die Notwendigkeit schriftlicher Unterhaltung. Seltsam war es, wie sie dabei eigentlich beide die Erfahrung machten, daß sie, obwohl schon seit zehn Jahren befreundet, sich auf diesem schriftlichen Wege nun erst recht näher kamen, mehr noch als bei dem mündlichen Verkehr; oder wenigstens: daß ihnen die unausgesprochen schon geraume Zeit in derselben Wärme vorhanden gewesene gegenseitige Herzensstellung nun erst zum eigenen klaren Bewußtsein kam, da sie genötigt waren, dieselbe schriftlich zu erörtern. Da sie beide ursprünglich zurückhaltende, in sich abgeschlossene und oft wortkarge Naturen waren, die zum Anschluß an andere mindestens immer längere Zeit brauchten, wären sie vielleicht ohne längere Trennung gar nicht so weit mit einander gekommen.

So aber hatte Roon's mit lebhafter Sympathie-Bezeugung geäußerter Zuruf an Perthes, ihn öfter etwas von sich hören zu lassen, bei letzterem — schon Monate vor dem zuletzt mitgeteilten Schreiben — freudigen Widerhall gefunden. „Sie wissen nicht, mein lieber und verehrter Freund" — hatte Perthes damals geantwortet — „welche Freude Sie mir durch Ihren Brief bereitet haben, auch seines Inhaltes wegen; auch weil aus jeder Zeile das bärtige Soldaten-Gesicht heraussieht mit seinem ganzen strengen Grimm, welcher näher beschaut sich in pure Freundlichkeit auflöst; aber vorzüglich doch noch aus einem andern Grunde. Ich habe lange schon das sichere Gefühl, daß Sie mir ein wirklicher und wahr-

haftiger Freund sind, der mich nicht loslassen kann und wird, auch wenn er als General in der Hundetürkei „den Haufen regiert"; ich weiß es, daß ich unter allen Umständen im Leben und Sterben auf Sie rechnen kann; das weiß ich vielleicht besser als Sie selbst, aber es deucht doch sehr angenehm, wenn eine solche innere Gewißheit nun auch gelegentlich zu Fleisch und Bein geworden von Außen an den Menschen herantritt, und das that sie z. B., als wir zwischen den wogenden Waizenfeldern bei Godesberg und Plittersdorf[1]) von einander gingen — und nun wieder recht lebendig durch Ihren Brief; haben Sie Dank dafür! — — — „es giebt gar Manches, das fühle ich immer wieder, über das ich mit Niemand, wie mit Ihnen sprechen mag. Abschied nehmen von Menschen, denen man wirklich angehört, gehört zu den größten Widersprüchen des widerspruchsvollen Lebens; äußere Scheidung bei innerer Einheit." — — — "

Auf das herzlichste stimmte Roon in diesen warmen Ton ein: „Ja mein lieber trauter Freund! — heißt es in seiner Antwort — „Sie können unter allen Umständen, im Leben und Sterben, auf mich rechnen, soviel und so wenig das bei meiner Schwachheit auch bedeutet. Es verging und vergeht seitdem, ja seit unserer Trennung kein Tag, daß ich Ihrer nicht mit aufrichtiger Herzenswärme gedächte; daß ich nicht durch den Verkehr und Vergleich mit den Menschenlarven, denen man begegnet, darauf hingewiesen wurde. Und wie selten begegnet man einem ganzen Menschen! Wohl uns, daß wir in unsern Frauen, in unsern Kindern den Wiederhall zu finden und zu wecken vermögen, dessen man bedarf, um sich wohl und heimisch zu fühlen und das niederbeugende Gefühl der Vereinsamung zu mildern, das uns sonst, namentlich in neuen Lagen und Umgebungen, überwältigen möchte. Dennoch bleibt ein Lücke in unserem Leben, wenn man der Erfrischung entbehrt, die aus dem traulichen Wechselverkehr mit einem Herzensfreunde erwächst, weil gerade die besten Frauen, ihrer Natur gemäß, mehr zum Empfangen als zum Geben geschaffen sind. Diese Lücke fühle ich in meinen hiesigen Verhältnissen schmerzlicher als je und ich fürchte wohl mit Recht, daß ich, je älter ich werde und je exklusiver meine dienstliche und gesellschaftliche Stellung wird, umsoweniger Aussicht habe, sie ausgefüllt zu sehen, während mich doch eben diese Stellung zwingt, mich in einem größeren Kreise zu bewegen und mit einer großen Zahl von Menschen, die mir innerlich fremd oder gleichgültig sind, glatt zu benehmen." — — Je weniger Roon nach seiner Eigenart es vermochte, „diese innerlich fremden" Menschen ahnen zu lassen, daß er in Posen vieles vermißte, desto rückhaltloser war er dem Freunde gegenüber mit seinen Bekenntnissen.

„Seit dem Juli" — schreibt er z. B. am 9. November 1857 — „habe ich wie Diogenes mein Faß gewälzet ohne Unterlaß, d. h. ich habe exerzirt und manövrirt bis Mitte September, und nicht ganz ohne Spaß daran; hierauf aber ohne allen Spaß den erforderlichen, ganz leeren und nutzlosen Papierkram überwältigt und thue desgleichen bis zur Stunde. — — Jagdvergnügen und ferner

[1]) In der Gegend von Bonn. D. H.

lieber Besuch, u. A. aus Pommern von der mir sehr lieben Familie Blanckenburg, boten einige Zerstreuung; eine weitere will ich in einigen Tagen folgen lassen, bevor ich mich winterlich einspinne; ich will nämlich auf einige Tage nach Berlin gehen, wohin mich verschiedene Umstände rufen; der Verkauf der Fischer'schen Bibliothek gehört auch dazu. Mich bewegen dazu aber auch andere Gedanken, Pläne für meine Zukunft. Aufrichtig gesagt ist es das innerliche Ungenügen an meiner jetzigen dienstlichen Wirksamkeit! Noch kann ich in der That mehr thun als Rekruten ausheben und inhaltlose Briefe von Oben nach Unten und von Unten nach Oben schicken. — — — — — — Überdies fühle ich, wie ich in solchem gedankenlosem Schlendrian innerlich herunterkomme. Ein geschäftiger Müßiggang, höchstens ein Mückenseigen: das sind keine Hebel für den inwendigen Menschen; man fühlt sich matt und schwach dabei; das Hoffen, Fürchten und Sorgen blos für so kleine Angelegenheiten, allein für die Familie reicht für einen ausgewachsenen Mann, der für rein geistige Schöpfungen nicht organisirt ist, kaum aus, um dem Dasein den erforderlichen Inhalt zu geben, und zwar durch eine sichtbare förderliche Wirksamkeit. Zwar heißt's, man solle im Kleinen treu sein und darin seine Befriedigung finden, daß man sich täglich sauberer und geschickter für die uns verheißene Zukunft macht: allein leider geht meine Selbstentsagung noch nicht so weit, und ich will Ihnen ja nicht mittheilen, wie ich sein sollte, sondern wie ich bin. Haben Sie Nachsicht mit meinem Dünkel, wenn ich deßhalb hinzusetze: Es steht auch geschrieben: Du sollst dein Pfund nicht vergraben! — Es ist wahr, das ganze Schattenspiel dieses Erdenlebens ist nichtig und gleichgültig, das wahre Leben beginnt erst nach diesem — aber dies hat doch auch seine Rechte und seine Ziele und soll sie haben; sonst ist der Mönch in seiner Zelle, der Einsiedler in der Wüste Vorbild. — Doch warum schreibe ich Ihnen dies Alles? Weil es unbedacht und zwecklos geschah, so mögen Sie also daraus blos entnehmen, was mir während des Schreibens und sonst oft durch die Seele zieht." — —

Auch fehlt es nicht an entgegengesetzten Zeugnissen in Roon's Briefen, welche darthun, daß seine Mannhaftigkeit, unterstützt von aufrichtig christlicher Welt-Anschauung, immer schnell wieder Herr wurde über solche Stimmungen des Ungenügens über seine Lage: „Wenn dem einen Menschen das Leben leicht, dem andern schwer und sauer gemacht wird" — lesen wir ein ander Mal — „so ist's eben nicht zufällig, auch nicht von Menschen so geordnet, sondern von einem höheren Rathschluß, der eben die härter gesottenen, aber noch nicht ganz aufgegebenen Sünder in immer schwerere Tretmühlen setzt, damit sie zur vollen Erkenntniß und zur völligeren und willigeren Hingebung kommen; und zum Glück denkt mein braves Weib ebenso und zwar nicht, wie ich, blos mit dem Kopfe, sondern mit dem ganzen warmen Herzen. Das ist also abgethan, und etwaige Anfälle von Katzenjammer, wie mir jetzt eben einer kommen will, müssen abgeschüttelt werden durch Realitäten. — — — —"

Im übrigen bildeten die damals schwebenden deutschen Fragen den Gegenstand weiterer Erörterung in dem brieflichen Verkehr der Freunde, ebenso die im

Spätherbst 1857 durch die schwere Erkrankung des Königs Friedrich Wilh. IV. und die Übernahme der Regierung seitens des Prinzen von Preußen (zunächst als „Stellvertreter") entstandene Situation. Von dem letzteren hatte Roon schon vorher ein neues Zeichen des Gedenkens erhalten. „Da mir nach Cöln nun doch einmal ein General aus dem 5. Corps zugesandt wird" — hatte der Prinz ihm Ende Juli geschrieben — „so wissen Sie, wer mir der Liebste gewesen wäre. Indessen nach Ihrer Antwort vor 1/2 Jahre habe ich keine Démarchen mehr gemacht." —

In der That konnte Roon, wie schon erwähnt, eine Versetzung selbst nicht wünschen, falls es sich nur darum gehandet hätte, ihm eine andere Brigade zu geben; und andere Pläne, die sich Ende 1857 mit seiner Person beschäftigten und deren er am 9. November gegen Perthes Erwähnung that (s. oben), zerschlugen sich. „Unsere jetzige Regierungs-Maschinerie ist für entscheidende Personal- und Organisations-Veränderungen nicht geeignet; die Rücksichten für den kranken König lassen es schwerlich dazu kommen, wenn auch, wie ich glaube, die Nothwendigkeit erkannt wird" — meldet er im Januar 1858, diesen Gegenstand berührend, an Perthes.

Zum Geburtstage des Prinzen von Preußen stattete er daher seine Glückwünsche an diesen noch von Posen aus ab und empfing darauf nachstehende Antwort:

Berlin, 17. 5. 58.

„Zwei Monate fast sind es her, daß ich Ihre freundliche Theilnahme zu meinem Geburtstage erhielt, aber meinen Dank eigenhändig auszusprechen, war ich bisher nicht im Stande, und da ich dies bisher immer that, so wollte ich auch dieses Mal nicht davon abweichen. Und somit erhalten Sie also erst heute diesen recht aufrichtigen Dank.

„Der Grund zu dieser Verspätung kann Ihnen nicht unbekannt sein. Sie selbst berühren meine beispiellose Situation, mit welcher eine Masse von Zeit raubenden Geschäften verbunden sind, die zu gewohnten Hantirungen kaum Zeit lassen. Sollte mein zweites halbes Jahr ohne sichere Aussicht auf Herstellung der naturgemäßen Regierungs-Gewalt verstreichen, dann werden Diejenigen denken und handeln müssen, die dazu berufen scheinen — ich kann darin die Initiative nicht ergreifen!

Auf Wiedersehen bei Liegnitz, da Montenegro und Cagliari uns wohl nicht am Herbst-Manöver stören werden.

Ihr Prinz von Preußen." —

Roon hatte indessen schon vorher, im Monat Juni, Veranlassung, sich dem Prinzen vorzustellen. Das Aushebungsgeschäft unterbrechend, eilte er nach Berlin, wohin er eingeladen worden war, um als Johanniter den Ritterschlag und die Investitur als Rechtsritter zu empfangen. Von dort schreibt er an Frau von Roon, die sich nach Kolberg ins Seebad begeben hatte, am 25. Juni 1858, u. a. folgendes:

— — „In meinem Hotel wohnt außer Alvensleben[1]) auch Bismarck-Schönhausen[2]), Thür an Thür mit mir und jenem, was sehr seine Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten hat. —

— — Von der gestrigen Feier mündlich. In der That ein Kontrast, der kaum greller gedacht werden kann: am 22. noch umgeben von nackten, schmutzigen, polnischen Schlingeln, am 24. im vollen Strahl irdischen Prunks und königlicher Herrlichkeit! Bei'm Versammeln trat plötzlich Prinz Friedrich Karl auf mich zu und forderte mich nach herzlicher Begrüßung auf, ihn nach der Feier nach Potsdam zu begleiten und bei ihm zu speisen. Nach der Feierlichkeit, die ungeachtet alles Theatralischen dennoch ihre innerlich poetischen Momente hatte, sagte mir der Prinz von Preußen (Gen.-Lieut. v. Herwarth stand neben mir): „„dies (nämlich die Mäntel) ist die neue Tracht der Herren Divisions-Commandeure und derer, die es werden sollen; Sie (mir die Hand herzlich schüttelnd) sind es zwar noch nicht, aber werden es nächstens werden."" Dies nächstens übersetze ich übrigens „in Jahresfrist".

Um ³/₄ 2 holte mich Prinz Friedrich Karl aus meinem Hotel ab. Unterwegs haben wir sehr Ernstes in großer Freundlichkeit und Offenheit besprochen. In seiner Häuslichkeit (er wohnt jetzt im Marmorpalais), in seinem Familienkreise war es mir, dem einzigen Fremden, ganz behaglich. — — — — Nun will ich mich heute von Neuem nach Potsdam rüsten, um zum Prinzen von Preußen nach Babelsberg zu fahren, und später (um 3 Uhr) nach Glienicke, wo ich um diese Stunde diniren soll. — — Morgen früh kehre ich zu meinem Menschenmarkte nach Rawicz zurück, u. s. w. —"

Ueber die Audienz bei dem Prinzen von Preußen am 25. Juni in Babelsberg berichtete Roon einige Tage später (aus Poln. Lissa) an die Gattin, wie folgt:

— — — — „Der Prinz war im Augenblicke zu sehr beschäftigt, um mich zu empfangen, ließ mir aber proponiren, mit ihm zu fahren, da er um ³/₄ 12 nach Berlin gehen müsse. — Der Herr war sehr gnädig und vertraulich, sagte mir zunächst, warum er mich nicht nach F. geschickt hätte (was fast wie eine Entschuldigung klang), kam dann auf Armee-Verhältnisse, befragte mich und hörte meine Einreden mit großer Aufmerksamkeit und Güte an, führte mich auf dem Bahnhofe in ein besonderes Zimmer, um das Gespräch fortzusetzen, und schied, nachdem wohl zehn Minuten über die Abfahrtszeit verstrichen, mit dem Befehl, ihm meine Gedanken und Pläne schriftlich zugehen zu lassen. Ich theile Dir dies künftig ausführlicher mit. — — — Mit diesen wenigen Worten wurde zuerst diese Unterredung erwähnt, welche in ihren Folgen so wichtig geworden ist, daß sie in der That verdient, in der Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches ganz besonders hervorgehoben zu werden. Der nachherige König und Kaiser Wilhelm hat diese Unterredung auch nie vergessen. Wiederholt erinnerte er Roon in späteren Jahren an dieselbe als

[1]) General-Adjutant des Prinzen von Preußen.

[2]) Damals Gesandter in Frankfurt a. M.

an den Ausgangspunkt aller ihrer gemeinsamen Bestrebungen für die Stärkung preußischer Macht, ohne welche alle nachher erlangten politischen Erfolge sowie die Neu-Ordnung der deutschen Verhältnisse ganz undenkbar gewesen wären. —

Erst am 8. oder 9. Juli hatte Roon seine Dienstgeschäfte soweit erledigt, daß er der Gemahlin nach Kolberg folgen konnte. Hier aber ging er sofort daran, den am 25. Juni erhaltenen Auftrag des Prinzen auszuführen. Die geplanten Erholungstage wurden somit gänzlich der rastlosen Arbeit gewidmet; und schon am 18. Juli konnte Roon sein „beendet" unter die Denkschrift setzen, welche das Resultat dieser Arbeit war. Sie ist betitelt: Bemerkungen und Entwürfe zur vaterländischen Heeresverfassung.

Am 22. Juli 1858 ging die Reinschrift an den Prinzen von Preußen (nach Baden-Baden) ab. Roon begleitete die Einsendung mit nachstehenden Worten:

„Der vorliegende Auffatz ist in der Muße eines Bade-Ortes ohne alle Materialien und Vorarbeiten niedergeschrieben worden, um einer gebieterischen Anregung Folge zu geben. Er macht daher nicht den Anspruch, noch hat er die Bedeutung einer Denkschrift in dem offiziösen Sinne des Wortes, er ist vielmehr als ein erster Entwurf zu einer solchen zu betrachten, der einerseits der Kürzung und Austilgung manches Überflüssigen, andererseits der weiteren, mit Daten zu belegenden Ausführung manches nur Angedeuteten dringend bedarf. Er bringt daher wenn auch reiflich Durchdachtes, so doch in einer Form, die der präzisen Abrundung gar sehr bedarf. — Auch meint der Verfasser nicht, darin viel neue Gedanken ausgedrückt zu haben. Vieles von dem Vorgetragenen ist schon oft gedacht und besser gesagt worden. Einiges hat Verfasser Jahre lang mit sich herumgetragen und oft die Beistimmung einsichtsvoller Freunde dafür gewonnen, Anderes endlich von solchen sich angeeignet und es fortbildend dem eigenen Gedankenkreise assimilirt. —

Mögen die Unvollkommenheiten der Schrift dem Nützlichen und Richtigen, das sie etwa bringt, nicht die Geltung streitig machen, die ihm unter keinerlei Umständen versagt werden sollte, namentlich wo es sich, wie hier um die wichtigsten und heiligsten Interessen, um des Thrones und des Vaterlandes Glanz und Größe, um seine politische Bedeutung, um sein Bestehen handelt! — —"

Die Denkschrift selbst ist zu umfangreich, um in diesen Blättern Platz finden zu können. Bei ihrer großen Wichtigkeit für die Geschichte des Preußischen Heeres und Vaterlandes glauben wir jedoch nachstehend ihren wesentlichen Inhalt skizzieren zu sollen.

Es wird in der Einleitung zunächst erörtert die europäische Stellung des Preußischen Staates und seine durch eine „Geschichte ohne Gleichen" errungene welthistorische Bedeutung. „Sich vor allen Dingen diese Bedeutung zu sichern, das ist Preußens historische Mission, seine politische Aufgabe. Preußens großmächtliche Stellung ist — — — ebenso sehr eine für die edelsten und höchsten Interessen der Menschheit unverkennbare politische Nothwendigkeit als ein patriotisches Bedürfnis — — — die hier zu lösende Aufgabe beschränkt sich jedoch

auf die näher liegende praktische Frage: „durch welche Mittel Preußen jene seine welthistorische Bedeutung zu behaupten, seine politische Mission zu erfüllen vermag?“ — Nachdem Verfasser sodann darauf hingewiesen, daß Preußen sich stets in der Notwendigkeit befunden habe und noch befinde, „durch eine wohlgeordnete und sparsame Finanzwirtschaft mit seinen verhältnismäßig geringen, aber wohl und weise verwandten Geldmitteln allen Bedürfnissen der Lage zu genügen“ — erklärt er andererseits die Herstellung und Erhaltung einer gesteigerten Streitbarkeit für eine nicht minder unerläßliche Aufgabe des preußischen Staatsmannes; „zu den schwierigsten Problemen für letzteren wird immer die Beantwortung der Frage gehören, in wie weit die eine der obigen Lebens-Bedingungen die andere beschränken darf.“ Unanfechtbar sei jedenfalls die allgemeine und auch für den Staat geltende Behauptung: „Wer Leben und Börse zu schützen einer tüchtigen Waffe bedarf, kann sich vernünftigerweise nicht mit einer minder tüchtigen, wenngleich wohlfeileren, begnügen wollen. Wer es dennoch thut, wird den ausgegebenen geringeren Preis weggeworfen haben und sich zu spät überzeugen, daß er weiser und sparsamer gehandelt hätte, wenn er, um Leib und Gut zu sichern, um das Mehr nicht gegeizt hätte!“

Dies vorausgeschickt, sei zunächst die Frage zu beantworten:

„ob und welche Mängel der jetzigen Kriegs-Organisation Preußens ankleben,“ um sodann die weitere Aufgabe zu lösen:

„durch welche Veränderungen (Reformen) jene Mängel zu beseitigen seien.“

Auf eine erschöpfende Kritik aller bisherigen Heereseinrichtungen dürfe an dieser Stelle verzichtet werden; Verfasser müsse sich vielmehr begnügen, auf diejenigen Mängel aufmerksam zu machen, deren Beseitigung sich als ein „wahres patriotisches Bedürfniß“ geltend macht, weil ihre Fortdauer nicht nur „die Machtstellung Preußens, sein Ansehen in Europa, die Erfüllung seiner politischen Mission, sondern seine Existenz selbst in Frage zu stellen scheint.“

In sofern seien die sich daraus notwendig ergebenden und weiterhin vorzuschlagenden Reformen auch nur als ein Minimum dessen anzusehen, was notwendig auf diesem Gebiete geschehen müsse! —

Die größten Mängel zeige vor allem die z. Z. bestehende Organisation der Landwehr. Dabei wird näher ausgeführt, daß deren Errichtung unter den schwierigen Verhältnissen des Jahres 1813 und bei der völligen Erschöpfung aller finanziellen Kräfte des Staates ein bloßer Notbehelf gewesen sei; daß die auch nach dem Kriege erforderlich gebliebenen finanziellen Rücksichten jedoch ihre Fortdauer veranlaßt haben, zumal diese auch durch die kriegerischen — freilich fast immer sehr erheblich überschätzten, aus politischen Gründen wohl auch absichtlich übertriebenen — Leistungen der Landwehr von 1813—15 scheinbar ihre Rechtfertigung gefunden hätte; andererseits sei auch damals eine größere Aufwendung für Militärzwecke — ohnehin unthunlich wegen der Erschöpfung des Staates auch gar nicht notwendig erschienen, weil kriegerische Verwickelungen zunächst auf längere Zeit ganz ausgeschlossen erschienen. —

Unter jetzt gänzlich veränderten Umständen, nach langen Friedensjahren, nach den im letzten Jahrzehnt gemachten Erfahrungen und im Hinblick auf die in sicherer Aussicht stehenden politischen Wirren und Umwälzungen könne man aber gegenwärtig zu jenem Notbehelfe durchaus kein Vertrauen mehr haben, wenn auch aus naheliegenden Gründen jedermann sich scheue, dies offiziell einzugestehen.

Verfasser faßt seine ferneren Ausführungen darüber in die alsdann im einzelnen bewiesenen Hauptsätze zusammen:

1. Die Landwehr ist eine politisch falsche Institution, denn sie imponirt dem Auslande nicht mehr und ist für die äußere wie für die innere Politik von zweifelhafter Bedeutung;
2. die Landwehr ist aber zugleich auch eine militärisch falsche und schwache Institution, weil sie
   a) des eigentlichen, richtigen, festen Soldatengeistes und
   b) der sicheren disciplinarischen Handhaben entbehrt, ohne die kein zuverlässiger militärischer Organismus gedacht werden kann. —

In letzterer Beziehung seien in den Jahren 1848—49 besonders trübe Erfahrungen gemacht worden, die sich in unruhigen Zeiten sehr leicht wiederholen könnten.

„Vermag man der Landwehr die unentbehrliche Kriegszucht nicht zu geben — und das ist bei der heutigen Organisation unmöglich — so ist es besser das ganze Institut in seiner jetzigen Gestalt und Bedeutung aufhören zu lassen, wie denn auch bekanntlich Scharnhorst, der Begründer desselben, selbst dargelegt hat, „daß es für lange Friedens-Epochen ungeeignet sein und einer künftigen Umbildung dringend bedürfen würde." —

Diese Umbildung müsse dadurch erfolgen, daß man:

1. eine innige Verschmelzung der Landwehr mit der Linie herbeiführe und daß
2. dem Mangel an geeigneten Führern abgeholfen werde.

Gleichzeitig sei die allgemeine Wehrpflicht und die gesetzliche dreijährige Dienstzeit bei der Fahne nicht nur beizubehalten, sondern die erstere, auf deren Grundlage Scharnhorst mit Recht die heute im wesentlichen noch bestehende Heeres-Verfassung aufgebaut habe, sei viel mehr als bisher zur Wahrheit zu machen; d. h. also, es müßten soviel Wehrpflichtige auch wirklich eingestellt werden, als nach den gesetzlichen Bestimmungen und den Finanzkräften des Landes nur irgend möglich sei; dies führe denn unvermeidlich zu einer sehr erheblichen Vermehrung der Kadres, die gleichzeitig in ihrer inneren Tüchtigkeit verstärkt werden müßten.

„Die Stärke einer Armee besteht in der Stärke ihrer Kadres. Dieser bekannte Ausspruch des ersten Napoleon . . . dürfte auch für die Entscheidung der vorliegenden Frage als entscheidend zu betrachten sein." —

Um diese Zwecke zu erreichen, werden nun im wesentlichen die nachfolgenden Vorschläge gemacht:

I. zur Verstärkung der Kadres:

a) die Anstellung einer für die Bedürfnisse des Dienstes thatsächlich ausreichenden Zahl von Offizieren, welche die für ihren Beruf nötige Erziehung und Ausbildung erhalten haben; dies sei zu erreichen
   1. durch die Vermehrung und Vergrößerung der Militär-Bildungsanstalten;
   2. durch die Verpflichtung auch der halbinvaliden, daher noch garnisondienstfähigen Offiziere bei ihrem Ausscheiden für die Ersatztruppen und das (bisherige) 2. Aufgebot der Landwehr.

b) die Erziehung und Etatisirung einer hinreichenden Zahl von brauchbaren und zuverlässigen Unteroffizieren, diese habe zu geschehen:
   1. durch Vermehrung der Zahl der Unteroffiziere;
   2. durch Vergrößerung und Vermehrung der Unteroffizier-Schulen;
   3. durch eine, wenn auch nicht erhebliche, Verbesserung ihres Einkommens
   4. durch Sicherstellung guter Civilversorgungen.

II. Zur Vermehrung der Kadres.

Am zweckmäßigsten würde freilich die Verdoppelung des Friedensstandes der stehenden Armee sein, während gleichzeitig die Landwehr 1. Aufgebots aus der Feld-Armee auszuscheiden hätte und der gesamten Landwehr ihr Platz künftig in der Reserve, den Festungsbesatzungen u. s. w. angewiesen würde.

Da befürchtet werden müsse, daß jene Verdoppelung an finanziellen Schwierigkeiten scheitern würde, so wird folgendes vorgeschlagen:

1. die bisherige Landwehr 1. Aufgebots wird der Linie für die Friedenszeit vollkommen einverleibt. Dies geschieht
   a) durch die taktische, disciplinare und ökonomische, lokale und formale Verbindung der gleichnamigen Regimenter und Bataillone der Linie und Landwehr;
   b) durch die Augmentation der so gebildeten Bataillone auf 8—900 Köpfe (die bisherige Friedensstärke der Bataillone betrug 6—700 Köpfe); und durch die Formation dieser Bataillone in 8 Compagnien, dergestalt, daß künftig jede Compagnie ein Peloton in der Bataillons-Aufstellung bildet, welche letztere, wie die ganze Elementar-Taktik des Reglements, vollkommen unverändert bleibt;
   c) durch die Anstellung von diensterfahrenen Offizieren und Unteroffizieren und zwar in einer Zahl, welche nicht allein dem Friedensbedürfniß vollkommen, sondern auch allen Mobilmachungsanforderungen genügend entspricht.
2. Im Kriegsfalle, desgleichen für die Zeit der jährlichen Übungen wird:
   a) die entsprechende Zahl von „Beurlaubten“ — Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen — nach dem Mobilmachungsorte, resp. dem betreffenden Linien-Bataillons-Stabs-Quartier einberufen;

b) aus den geraden Compagnien des Bataillons ein zweites Bataillon formirt, dergestalt, daß die Zahl der Friedensbataillons für den Krieg wie für die Übungszeit verdoppelt wird; demgemäß wird eventualiter

c) aus jedem Regiment des gewöhnlichen Garnisonstandes eine Brigade formirt. —

3. In Betreff der Commando-Verhältnisse dürfte es sich empfehlen, bei einem solchen, nöthigenfalls und periodisch zur Brigade verdoppelten Regiment, fest anzustellen:
   1 Oberst und Regiments-Kommandeur,
   1 Oberstlieutenant (als Vertreter des Obersten). Derselbe leitet für die gewöhnlichen Verhältnisse die Oekonomie des Regiments ꝛc. und übernimmt für die Übungs- und Kriegszeiten die Führung des zweiten (Landwehr-) Regiments;
   6 Majors, 24 Hauptleute und Compagniechefs, 24 Premierlieutenants, 56 Secondelieutenants.

Durch diese Gestaltung des Offizier-Corps eines Regiments sollte gleichzeitig eine Verbesserung der Avancements-Verhältnisse bewirkt und die Verkürzung der thaten- und verantwortungslosen Lieutnants-Zeit erreicht werden. — Eine der größeren Etatsstärke der Bataillone entsprechende, auch das Mobilmachungsbedürfniß einigermaßen berücksichtigende Vermehrung der Unteroffiziere würde außerdem gleichzeitig zu erfolgen haben. —

Des weiteren wurde die Anstellung besonderer „Bezirks-Kommandeure“ mit dem nötigen Hilfspersonal (unter Aufhebung der bisherigen Landwehrbataillons-Kommandos), die Verwendung und Verwertung halbinvalider Offiziere, zu diesen und ähnlichen Zwecken ꝛc., in Vorschlag gebracht. —

Uebrigens befürwortete Roon in der Denkschrift ausdrücklich die Beibehaltung des Namens „Landwehr“. „Es wird nicht vorgeschlagen“ — lesen wir da — „dem Namen nach die Landwehr aufzuheben. Dies würde vielleicht schon aus Rücksichten für das historische Gewissen der Nation nicht rathsam erscheinen; möge man lieber, wenn man will, die ganze Armee „Landwehr“ nennen. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß der Name „Wehrmann“ offenbar eine sinnvollere Bedeutung und einen angemesseneren Klang hat als der Name „Soldat“. — Uebrigens kommt auf den Namen in Bezug auf das Wesen der dringend empfohlenen Reform wenig an. — —“

Wie man sieht, enthält die Denkschrift — wenigstens in bezug auf die Hauptwaffe, die Infanterie, auf die es auch vor allem ankam — bereits alle jene leitenden Gedanken, die dem offiziellen Reorganisations-Entwurfe zu Grunde lagen, welchen Roon 1½ Jahre später als Kriegsminister im Namen der Regierung vorlegte und zu vertreten resp. zu verteidigen berufen war.

Es wird später noch zu erörtern sein, wie dies offizielle „Reorganisations-Projekt“ sich aus obiger Denkschrift nach und nach entwickelt hat; und auf welche Weise Roon dahin gelangte, seine ersten Entwürfe — für welche u. a. die äußerste Sparsamkeit maßgebend gewesen war — in einigen Punkten noch weiter auszu-

dehnen. — Übrigens konnte die nähere amtliche Erwägung von Roon's Vorschlägen erst erfolgen, nachdem der Prinz von Preußen die Regierungs-Gewalt als „Regent" selbständig übernommen hatte; — als „Stellvertreter" seines königlichen Bruders hatte er sich zu so eingreifenden Maßregeln noch nicht für befugt erachtet. — Es vergingen also noch mehrere Monate, bevor die Durcharbeitung der Entwürfe offiziell auch nur begonnen werden konnte. Über die Mitwirkung Roon's dabei werden die ferneren Mitteilungen Aufschluß bringen; ebenso über die näheren Umstände, unter denen Roon einige Zeit später das Amt übernahm, welches es ihm erst möglich machte, seine Reform-Pläne — nachdem der Regent und Kriegsherr dieselben gebilligt und sich zu eigen gemacht hatte — ins Werk zu setzen und zum Heile des Vaterlandes durchzuführen. —

(Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Sita's Fußspangen.

Ein indisches Sittenbild aus dem Jahre 1855.

Von

A. Passow.

Achtes Kapitel.

Die Leichenfeier.

Der Scheiterhaufen, durch den nach der uralten Sitte der Väter die entseelte Hülle des Huri Daß von ihrer Unreinheit geläutert und in Asche verwandelt werden sollte, ward am Ufer der Jumna errichtet. Wohl floß diese hart am Dorfe vorüber und sah und hörte alles, was in demselben geschah; aber sie hatte kein Herz für die Menschen; sie beteiligte sich nicht an ihrer Trauer. Heiteren Sinnes schmückte sie sich gerade heute am Tage des allgemeinen Grames mit einem wunderherrlichen Geschmeide, das ihr lachende Sonnenstrahlen aus dem unerschöpflichen Vorrat ihres Edelmetalles geschmiedet hatten. Welch' ein Funkeln und Blitzen von Diamanten und Smaragden! Die Menschenaugen wurden von all' der Pracht geblendet, und sie nachahmend nachzubilden, das vermochte kein Goldschmied, und wäre er auch der allergeschickteste auf dem ganzen Erdenrunde.

Der Tote, dem jetzt ein feuriges Bett gebaut ward, hatte sich Zeit seines Lebens eifrig gemüht, echte Kunstwerke zu schaffen, aber im Vergleich zu den Arbeiten der Natur waren seine Erzeugnisse doch nichts als Stümperei geblieben.

Und nun lag er stumm und steif in der Veranda seines Hauses und konnte seine Hände nicht mehr im Wetteifer mit andern regen. Er hatte seine Thätigkeit für immer eingestellt.

„Für immer? Ja, wenn seiner Seele das beschieden wäre, dann könnte sie sich glücklich preisen!“ sagte der alte Brahmane, der die Überwachung der zur Leichenverbrenung erforderlichen Vorbereitungen zu beaufsichtigen hatte und den junge und alte den Grübler nannten, weil sich sein Geist unablässig mit den Offenbarungen Manus über das Schicksal der menschlichen Seelen beschäftigte, welche nach der Lehre seiner Religion sterbend, geboren werdend, wieder sterbend und wieder geboren werdend in rastloser Sehnsucht danach ringen, in den Urquell ihres Seins zurückzukehren, um sich in dessen Schoß von den Qualen des Erdenlebens auszuruhen.

„Der Ermordete gehörte der Sudra-Kaste an; doch zeigte er sich stets als ein Wohlthäter der Armen, ein Berater der Ratlosen, allzeit bereit arme Brahmanen durch Geldspenden vor Hunger zu schützen und wohlhabende durch kostbare Geschenke zu erfreuen. Daher ist anzunehmen, daß er nur noch drei Mal dies Grauen der Wiedergeburt und das Sichabmühen in der Erbärmlichkeit eines von Drangsalen aller Art umringten Menschenleibes zu kosten hat“, sagte ein Brahmane, der sich zu dem Grübler gesellt hatte. „Er ist freilich noch weit vom Himmel entfernt, doch befindet er sich, wenn er keiner Sünde verfällt, auf dem graden Wege zu der ewigen Glückseligkeit. Und überdies ist ihm seine Frau in den Tod vorangegangen. Heißt es nicht in den heiligen Büchern: „Wie ein Schlangenbeschwörer die Cobra aus ihrer Höhle zieht, so zieht ein reines Weib die Seele des Gatten aus dem Orte der Qual?“

Der Grübler schüttelte den Kopf. „Das gilt nur von unserer ersten Kaste, und höchstens noch von der zweiten, Freund, aber von der vierten nimmermehr.“

Dies sprachen sie und noch vieles Ähnliche, diese beiden hindustanischen Priester, in deren Gesichtern sich das Bewußtsein der Reinheit ihrer Kaste und der mit derselben verbundenen Halbgötterschaft namentlich dann deutlich ausprägte, wenn ihr Blick jene halbnackten braunen Gestalten streifte, welche keuchend die Mangoblöcke zum Scheiterhaufen schleppten. Standen doch diese Menschen, einer unreinen Kaste angehörend, nach ihrer Lehre in der Reihenfolge der erschaffenen Kreaturen unter den Kühen und Affen und besaßen keine Aussicht, daß ihre von einem Erdenleibe in den andern wandernde Seele sich jemals zu der reinen Hoheit eines Brahmanenkörpers aufschwingen oder sich gar die Anwartschaft auf die Seligkeit des Himmels erwerben werde.

Das Totenbett wuchs allgemach unter den Händen der Arbeiter zu der vom Gesetz vorgeschriebenen Höhe und Breite empor, und es kamen aus den Häusern und Hütten des Dorfes Frauen und Männer mit Kränzen und Blumensträußen herbei, welche zur Bedeckung und Ausschmückung des häßlichen Gerüstes dienen sollten. Die meisten derselben waren in innigster Teilnahme mit Sorgfalt und Geschmack gebunden.

Die schönste, dickste und längste Blumenguirlande aber war noch nicht fertig. Sie wurde von eifrigen Frauenhänden auf dem Grundstücke des begüterten Pandit Iswara gefertigt. Die greise Patriarchin der Familie, die unumschränkte Gebieterin des Frauengemaches, saß, von ihren Schwiegertöchtern, Enkelinnen und

Urenkelinnen umringt, im Binnenhof des Hauses auf der untersten der zu der Veranda führenden Stufen. Körbe voller Blumen und Blätter standen ihr zur Seite. Das Gewinde war klüglich an fünf Stellen gleichzeitig angefangen und konnte so von mehreren Hausgenossinnen gefördert werden.

Das Gespräch drehte sich naturgemäß um die Ereignisse im Sterbehause und ward mit erregter Lebhaftigkeit geführt.

„Wo bleibt Pandita?" forschte die Matrone. Ist sie noch immer nicht von Sita zurückgekehrt?"

Es bedurfte keiner Antwort; denn die Betreffende, eine hübsche, junge Frau, trat alsbald in den Kreis der Ihrigen ein. Sie ward sogleich von allen Seiten mit Fragen bestürmt: „Wie geht es der Armen, weint und jammert sie laut? Ist sie verwundet! Was macht der kleine IsHuri? Hat sich Moro Daß wirklich gestern Abend auf eine Reise begeben und ist er dadurch dem Tode durch Räuberhand entgangen? Ist der Bankier Narendra, Sitas Vater, schon eingetroffen?"

„Geduld, Kinder, Geduld!" ermahnte die Greisin. „Ihr erdrückt mir Pandita mit eurer Zudringlichkeit. „Wie könnte ein einziger Mund hundert Fragen in einem Atem beantworten! Pandita soll sich an meine Seite setzen und der Ordnung gemäß den Hergang ihres Besuches berichten. Ihr aber, ihr müßt fleißig an unserem Werke arbeiten; es wäre tief beschämend, käme unser Kranz nicht mehr zur rechten Zeit."

Die Frauen, — etwa zwanzig an der Zahl, unter denen sich auch zwei fünfjährige Urenkelinnen der Patriarchin befanden, die nach Landessitte schon verheiratet, aber infolge ihrer großen Jugend noch von ihren Ehemännern getrennt unter der Obhut der Eltern lebten, begaben sich eilends wieder an die unterbrochene Beschäftigung.

„Aber nicht wahr, Pandita erzählt uns doch nun sogleich, was sie im Hause des Huri Daß sah und hörte?" bat eine der ungeduldigen Frauen.

„Ja, das thut sie, und ihr dürft unter der Bedingung lauschen, daß eure Hände nicht rasten. Nun sage, wie ist es dir ergangen, Töchterchen? Hast du mit Sita gesprochen?"

„Ich sprach mit ihr, Mutter, und ihr Leid schnitt mir tief ins Herz. Ihre Wunde ist unbedeutend, — aber der Tod ihres Schwiegervaters schmerzt sie um so mehr, — und dann — hört nur, — die Glücksspangen sind ihr geraubt!"

Eine allgemeine Unruhe entstand im Hofe. „Seid fleißig!" mahnte die Urgroßmutter mit erhobener Stimme; aber erst nach einem Weilchen drang diese durch.

„Sita's Glücksspangen? Was heißt das?" forschte ein zwölfjähriges Frauchen.

„Man merkt es, du bist noch nicht lange bei uns!" antwortete ihr eine ältere, etwas mürrisch aussehende Schwägerin. „Ganz Gogulpur weiß, daß Sita's Fußspangen einen Zauber an sich haben."

„Es ist eine hübsche Geschichte," setzte eine wohlwollende Genossin mit belehrendem Tone hinzu, indem sie sich zu der Unwissenden wandte. „Denke dir,

Radha, jene Spangen sind nun schon über dreihundert Jahre in der Familie. Auch sind sie nicht von Menschenhänden gemacht, denn die erste Besitzerin, — sie hieß Saraswati, — ist mit diesen Spangen geboren."

Ein Ausruf des Staunens entfuhr den Lippen der Zwölfjährigen; doch mischte sich in den Ausdruck der Überraschung keine Spur von Ungläubigkeit. Die Vorstellung, daß etwas zu wunderbar ist, um geschehen zu können, liegt dem Hindugeiste fern.

„Ja!" fuhr die Berichterstatterin mit gesteigerter Lebhaftigkeit fort, „die kleine Saraswati trug, als sie ihren Eltern geschenkt ward, um jeden ihrer winzigen Fußknöchel den reizendsten Schmuck, der je gemacht ward, zwei Bänder aus rotem Golde in zartester Durchbrucharbeit geschmiedet. Man sieht es ihnen an, daß sie von Geisterhänden gewebt sind. Die beiden Schlösser, die den Schluß der Spangen bilden, bestehen aus kleinen Cobraköpfchen, welche der Natur treu nachgeahmt sind. Das Geschmeide paßte dem neugebornen Kinde auf ein Haar; es dehnte sich in Breite und Länge, als das Mädchen wuchs. Saraswati's Vater fragte den Hausastrologen nach der Bedeutung dieses seltsamen Zeichens, und der weise Mann las eifrig in den Sternen und schrieb das Horoskop des Kindes auf starkes Pergament, und da steht es noch heute in heiliger Sprache geschrieben, so daß jeder gelehrte Brahmane es zu lesen vermag: Saraswati und die lange Reihe ihrer Töchter, Enkelinnen und Urenkelinnen werden glücklich sein, so lange sie ihre Spangen treu bewahren."

„Das Horoskop ging in Erfüllung!" bestätigten mehrere der Kranzflechterinnen.

„Natürlich!" hub die Erzählerin wieder an. „Wann hätte je ein gewissenhaft ausgestelltes Horoskop gelogen? Alle Trägerinnen der Glücksspangen, — denn das Amulet vererbte sich stets von der Mutter auf die älteste Tochter, — blieben von jeglichem Mißgeschicke verschont. Ihre Eltern suchten ihnen Gatten aus, welche die Mahnung Manus: „wo eine Frau betrübt ist, da erlischt das Feuer des Herdes," treu beherzigten. Sie lernten nie das Unbehagen des Geldmangels kennen, trugen goldgestickte Saris und schmückten sich Tag aus Tag ein zum Zeichen ihres Frohsinns mit leuchtenden Blumen. Jede von ihnen beschenkte ihren Gatten mit Söhnen, die im stande waren, das Ansehen der Familie hoch zu halten, und starb, ehe die Schmach der Witwenschaft sie danieder zu werfen vermochte. Selbst in der Todesstunde bewährte sich die Kraft der Reliquie, denn die Knechte Yamas, jene unholden Gesellen, die mit ihren feurigen Augen die Kranken schrecken und mit ihren derben Fäusten die Seelen so gewaltsam aus ihrer Hülle zerren, daß sie in unaussprechlicher Qual sich laut röchelnd winden, wagten es nicht, sich einer Besitzerin der Glücksspangen zu nahen, — sie holten ihren Herrn, den Gott des Todes, und er trat leise an ihr Lager hinan und öffnete den irdischen Kerker, so daß die befreite Seele schmerzlos herausflog."

Pandita hatte sich, während ihre Schwägerin diese phantastische Geschichte mit steigender Lebhaftigkeit erzählte, von ihrem Sitze erhoben. Jetzt streckte sie die rechte Hand empor und rief wehklagend: — „Doch nun sind sie fort, diese

Spangen des Glückes! Arme Sita!" — „Arme, beklagenswerte Sita!" hallte es wie ein Echo aus dem Munde aller Kranzwinderinnen.

„Ihr Glück ist dahin, ihr Glück ist zerbrochen!" sagte auch die Greisin schmerzerfüllt. „Heilige Bhowani, Mutter aller Lebendigen, sei ihr gnädig."

In diesem Augenblicke betrat der Patriarch, der Pandit Iswara, aus dem Innern des Hauses kommend, die Veranda. „Ist der Kranz fertig? Es ist die höchste Zeit!" rief er.

Er war fertig; noch einige duftende Blüten des Jasmina grandiflora und dann war das duftige Gewinde vollendet. Es wurde sorgsam in einen großen Korb gelegt und zum Scheiterhaufenplatz getragen.

* * *

Der Darogah wich nicht von der Seite des Geldwechslers Ram Daß. Dieser war außer sich über solche Bewachung. „Was that ich, daß Ihr mich wie einen Schuldigen behandelt?" fragte er mit dem Tone eines ungerecht Beleidigten. „Ihr glaubt doch nicht etwa, daß ich seinen Mördern", — und er deutete auf die Leiche, — „hilfreiche Hand zu jenem Bubenstück geboten habe? Ich bin ein ehrlicher Mann, ich verdiene es nicht, daß man den guten Namen meines Hauses in den Staub tritt. Dank und Belobigung sollte man mir zollen, denn ich war der Erste, welcher der armen Frau Sita zu Hilfe kam."

„Still!" gebot ihm der Polizist. „Ich darf Euch nicht aus dem Auge lassen. Eure Thür war den Räubern geöffnet, das ist eine Thatsache, eine höchst verdächtige Thatsache. Wer weiß, ob Ihr sie nicht absichtlich offen gelassen habt!"

„Nein, nein, das that ich nicht!" entschuldigte sich winselnd Ram Daß. „Ich glaube, daß sich des Tags über ein Einschleicher in meiner Wohnung verborgen hat, der seine Genossen hereinließ, — ich kann mir nicht denken, wie es sonst zugegangen sein sollte!" Er versank in ein finsteres Brüten.

Nach einer Weile hob er wieder an. „Ich bitte Euch, laßt mich nachhause gehen, ich muß mich baden und mir den Bart abscheren; denn ich habe das Recht und die Pflicht, den Scheiterhaufen des Toten anzuzünden."

„Ihr?" fragte der Darogah erstaunt. „Ihr seid doch kein Erbe des Ermordeten?"

„Ja doch in gewissem Sinne", antwortete Ram Daß. „Ich habe alte Erbansprüche noch von meinem Vater her auf die Hinterlassenschaft meines Großvaters."

„Und wenn Ihr das Feuer entzündet, dann muß Moro Daß erst vor Gericht gehen, ehe er auch nur eine Rupie von dem Nachlaß erhält. — ist es nicht so?"

„Wenn ich es nicht anzünde, so thut es Narendra, Sita's Vater, und er ist kein Blutsverwandter, oder die Priester thun es, und dann fällt ein Teil des Geldes an den Tempel zu Schah Gunje," klagte Ram Daß. —

„Nun, so badet Euch und schickt zum Barbier!" sagte der Darogah, „— aber meine Leute bleiben Euch zur Seite."

* * *

Narendra war eingetroffen und mit ihm alle Mitglieder der Goldschmiedekaste der Stadt Schah Gunje. Als die Leidtragenden im Hof des Sterbehauses versammelt waren, stellte sich Wanun Bhut, der geistliche Berater der Familie, ein. Er rief Narendra zu sich und flüsterte ihm zu:

„Euer Enkel muß den Scheiterhaufen anzünden, damit sein Vater nicht an seinem Erbteile geschmälert wird."

„Das Kind?" fragte Narendra erstaunt.

„Ja, das Kind; es ist unbedingt notwendig zur Vermeidung eines Prozesses."

„Sita wird es nicht von sich lassen."

„So muß sie mitgehen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich ihre Verwundung verschlimmert."

Wanun Bhut drückte der Leiche einen frischen Teigball in die Hand und schrieb ihr das Zeichen ihrer Kaste mit heiligem Pulver auf die marmorweiße Stirn. Vier Träger hoben die Bahre auf und schritten aus dem Hause, dem Flusse zu. Der Zug der Trauernden folgte, — voran die Priester, — ihnen schlossen sich die angesehensten Nichtbrahmanen an, sodann kamen die Verwandten und Freunde aus Schah Gunje, und endlich eine große Anzahl tiefverschleierter Frauen. Unter diesen befand sich Sita, auf den Arm ihrer liebsten Tante gestützt. Eine andere trug das Kind auf ihrer Hüfte.

Mit dem Rufe: „Ram, Ram, du treuer Gott, du bist gerecht," tauchte man die Leiche in den Fluß und legte sie mit ihrer triefenden Gewandung, indem man ihren Kopf gen Norden und ihre Füße nach Süden richtete, auf das Blumenbett des Scheiterhaufens. Wanun Bhut trat herzu, that ein Goldstück und etwas geklärte Butter in den leblosen Mund, bestreute den ganzen Körper mit Blumen und Sandelholz und sprach:

„Das Menschenleben ist zerbrechlich wie der Stamm einer Banane; es ist flüchtig wie der Schaum des Meeres. Jeder aus fünf Elementen gebildete Körper muß zu seinen fünf Urbestandteilen zurückkehren. Die Erde vergeht und der Ozean; selbst die Götter gehen dahin; — und der kleine Mensch sollte bestehen? O, wie eitel, wie thöricht wäre ein solcher Wunsch! Darum klaget nicht, ihr, die ihr diesen Toten liebet; seufzet nicht, benetzet seine Hände nicht mit Thränen, denn das bekümmert seine Seele und erschwert ihr den Aufschwung.

Und nun tretet heran und vollziehet mit allem Fleiß das Leichenbegängnis des dahingeschiedenen Huri Daß, des Sohnes des ebenfalls verstorbenen Goldschmiedes Luxmann Daß!"

Ram Daß näherte sich dem Scheiterhaufen, ein brennendes Strohbündelchen in der Hand: „Ich zünde den Holzstoß an in meinem Namen und im Namen meines Vetters," sagte er mit erhobener Stimme.

„Zurück!" bedeutete ihn Wanun Bhut. „Das Bett wird angezündet durch den einzigen und rechtmäßigen Stellvertreter des einzigen Sohnes und Erben. Komm herbei, Ishuri Daß, und handle nach dem Gesetz!"

Ein Sturm des Beifalls ging durch die Versammlung. Sita hielt ihr Kind hoch empor, so daß alle es sehen konnten. Es glaubte, seine Mutter spiele mit ihm und jauchzte fröhlich.

„Das ist ein gutes Omen; der Knabe freut sich seiner Pflichterfüllung," raunte ein Leidtragender dem andern zu.

Wanun Bhut nahm das Kind auf seinen Arm und umwanderte dreimal mit ihm den Scheiterhaufen, dann drückte er ihm einen brennenden Strohbüschel in das Händchen und leitete dieses so, daß die Zweige unmittelbar neben dem Haupte der Leiche in Brand gerieten. Als die Flammen aufloderten, trat Ram Daß in den Kreis der Umstehenden zurück. Sein zornig funkelndes Auge verriet seine Unzufriedenheit mit dem Verlaufe der Feier.

Die nächsten Freunde des Verstorbenen traten hinzu und warfen von allen Seiten Feuerbrände auf die stark mit Öl getränkten Holzblöcke. Die Priester stimmten die Totenhymne an, und die versammelte Menge fiel in den Gesang ein:

Gottheit des Feuers, erhör' unser Flehn,
Alles nicht Reine laß gnädig vergehn,
Und aus des Körpers geöffnetem Thor,
Sende die Seele geläutert empor!

Richter der Seele am Totengericht,
Zähl' ihre Sünden mit mildem Gesicht.
Schleudre sie nicht in die lodernde Glut,
Nicht in die Meere der Thränenflut,

Nicht in den Wald mit dem stechenden Laub,
Gieb ihr das Recht, in dem irdischen Staub
Neu sich zu kleiden und rein zu erstehn,
Richter der Toten, so laß es geschehn!

Neuntes Kapitel.

Die Nachwirkungen des Einbruchs.

Jene Schreckensnacht, welche Huri Daß seines Lebens beraubt hatten, übte einen nachhaltigen Eindruck auf Sita's Gemüt aus. Die Drohworte des Haupträubers: „Moro, der Feigling, soll meine Rache fühlen; ich steche ihn nieder, wo und wie ich ihn finde!" verfolgten den Geist der jungen Frau auf Schritt und Tritt, und geschah es je einmal, daß ihre Gedanken durch Hausfrauen- oder Mutterpflichten in den Hintergrund gedrängt wurden, so genügte nur ein einziger Blick auf die schmucklosen Knöchel ihrer Füße, um jenes Gelöbnis des Dakeuts ihr wieder vor die Seele zu führen. Die begründete Furcht vor der Wiederkehr der Räuber ward beständig genährt durch einen Aberglauben, den ihre hindustanische Erziehung in ihrer Brust groß gezogen hatte und den zu bannen kein Mensch vermocht hätte, und wäre es auch der Aufgeklärteste der Aufgeklärten, weil er nicht außerhalb, sondern innerhalb ihrer Religion stand.

Sita liebte ihren Gatten mit der ganzen Glut ihrer Seele. Die unerschütterliche Überzeugung, daß sie ihn bald verlieren werde, nagte wie ein Wurm an ihrem Herzen. Wohl hatte sie Moro Daß nicht aus Liebe geheiratet. Hat doch Manu, der erste vornehme Gesetzgeber der Inder, er, welcher jene Kette von Sittengeboten schmiedete, die noch heute, nach zweitausendfünfhundertjährigem Bestehen, die Lebensgenußfähigkeit seines Volkes mit der nämlichen Zentnerlast wie in alten Zeiten niederhalten, einen Bann auf die in Liebesglut geknüpfte Ehe gelegt. Wenn er auch in einzelnen Fällen und unter besonderen Umständen eine Gattenwahl gestattete, wie sie Damajanti vollzog, und wie sie noch heute hin und wieder bei ganz eigenartigen Gelegenheiten in einzelnen Bezirken des großen Reiches stattfindet, so erließ er doch für alle nicht außergewöhnlichen Fälle das strenge Gebot: Die jugendlichen Menschenkinder sollen nicht nach dem Verlangen des eigenen, leicht verblendeten, nach selbstsüchtigem Glück lechzenden Herzens jenen ehelichen Bund schließen, der den Mann durch die Frau und die Frau durch den Mann in den Himmel zu führen bestimmt ist; sie sind vielmehr gebunden, diese heiligste, herrlichste, bedeutsamste Vereinigung ihrer Seelen und ihres Körpers einzig und allein nach dem Willen ihrer ihnen an Erfahrung weit überlegenen naturgemäßen Ratgeber zu knüpfen. Es ist Pflicht der Eltern dafür zu sorgen, daß keines ihrer Kinder, sei es Sohn oder Tochter, die Schande der Ehelosigkeit über die Familie bringe; doch dürfen sie sich ihrer verantwortlichen Aufgabe nicht ohne Beratung mit ihrem Hauspriester und einem sachverständigen Astrologen entledigen. Nur dem Ehemann, dessen erste und vornehmste Frau kinderlos bleibt und der sich aus diesem Grunde ein zweites Weib nimmt, ist gestattet, sich dieses selbst auszusuchen."

Als Sita ihr fünftes Jahr kaum erreicht hatte, sah sich ihr Vater nach einem passenden Gatten für sein hübsches Töchterchen um. Infolge seines großen Vermögens fehlte es ihm nicht an Anerbietungen aller Art. Er war ein vorsichtiger Mann und wählte lange mit Bedacht. Von den sechsundfünfzig Horoskopen, die ihm gebracht wurden und die er sämtlich von einem sachverständigen Brahmanen prüfen ließ, paßte das von Moro Daß am besten zu dem seiner Tochter. „Der Leitstern eures Kindes und der des Sohnes von Huri Daß zu Gogulpur wandern den nämlichen Weg, auch gehen sie fast ganz gleichzeitig unter, so daß Sita, wenn sie überhaupt Witwe werden sollte, ihrem Gatten in kurzer Zeit folgen würde," sagte der Priester, und seine Miene verriet, daß er selbst der Sternenschrift einen unbedingten Glauben schenkte.

Narendra veranstaltete alsbald ein fröhliches Hochzeitsfest. Moro und Sita wurden ehelich miteinander verbunden. Das junge Frauchen aber blieb, der Sitte gemäß, noch bis zum zwölften Jahre im Hause ihres Vaters, ohne auch nur jemals ein Wort mit ihrem Gatten zu wechseln. Dann folgte, gleichfalls mit großem Gepränge, die Gauna oder Heimführung der Gattin in das Haus ihrer Schwiegereltern, und von nun an war es Sita's Beruf, „der Schatten ihres Mannes zu sein."

Die Sterne hatten es gut mit ihr gemeint, indem sie ihren Schritt in eine treffliche Familie lenkten. Moro Daß, ein hübscher Mensch mit hellolivenfarbiger Haut und pechschwarzen Augen, entsprach ihrem Ideal von Männlichkeit ganz und gar. Er hinwieder war entzückt von der Schönheit und dem Liebreiz der Frau, die ein gütiges Geschick ihm geschenkt hatte, und die Schwungkraft seiner Seele, jene echte Künstlerschaft, die ihn weit über den Standpunkt eines gewöhnlichen Goldschmiedes erhob und ihn befähigte, Werke von dauerndem Werte zu bilden, wuchs in dem Sonnenschein der Liebe zu Weib und Kind.

Mit diesem Glücksgefühl im Herzen hatte sich Moro auf seine Reise nach Gowindpur begeben. Wohl errettete ihn dieselbe von einem gewaltsamen Tode, aber der Blitz, der während seiner Abwesenheit in sein Haus eingeschlagen war, hatte daselbst Verwüstungen tiefgreifender Art angerichtet, Verwüstungen, die sich nicht durch fleißige Arbeit wieder ausgleichen ließen. Sein heißgeliebter Vater war ihm entrissen und Sitas Gleichmut vernichtet, und zwar war der letztere seiner jungen Gattin in einem Grade abhanden gekommen, der ansteckend wirkte. Der bange, sorgenschwere Ausdruck ihres Gesichtes und ihre bleichen Wangen mahnten ihn an die Möglichkeit, vielleicht schon in der nächsten Stunde meuchlings überfallen und niedergestoßen zu werden.

Er erbot sich, Sitas Fußknöchel mit neuen, sehr kostbaren Spangen zu schmücken. Sie wehrte dies ab, indem sie sagte: „Die Göttin, welche meiner Urgroßmutter die Spangen verlieh, könnte mir zürnen, wenn sie sähe, daß ich meinen Verlust für ersetzbar halte, — nein, nein, ich will warten, bis ich sie wieder erlange!"

Aber die Aussicht auf die Erfüllung dieses heißesten, inbrünstigsten aller ihrer Wünsche schwand von Woche zu Woche mehr und mehr. Die englische Polizeibehörde, welche Ram Daß anfangs für einen Helfershelfer der Räuber gehalten hatte, ließ diesen nach kurzer Untersuchungshaft wieder frei und wandte sich mit ihren Nachforschungen anderen Seiten zu; aber vergebens — keine Spur, der Schurken, war zu entdecken, und in Gogulpur kam kein zweiter Einbruch vor. Die Dakeuts waren wie vom Erdboden verschlungen.

Die Gerichte setzten einen hohen Preis aus für die Auffindung der Räuber; Moro Daß und Sita's Vater verdreifachten die Summe, allein es ward keiner der Verbrecher angezeigt. —

Mit wachsender Unruhe im Herzen und in der Voraussetzung, daß sie in einem früheren Leben irgend eine Sünde begangen haben würden, für die sie jetzt eine schwere Strafe erhielten, bestrebten sich Moro und seine Frau, die offenbar erzürnten Götter durch reiche Opfergaben zu versöhnen. Sie teilten unter alle armen Brahmanen ihrer Bekanntschaft reiche Geldgeschenke aus; sie kauften Vögel der verschiedensten Art und gaben ihnen ihre Freiheit zurück; sie streuten Weizenmehl in jeden Ameisenhügel, den sie erblickten, und legten in der unmittelbaren Nähe des Dorfes einen Teich an, in dem alle von der Weide kommenden Zebuochsen, Zebukühe und sonstige Haustiere bei der Heimkehr zur Mittagsstunde und des Abends ihren Durst löschen konnten. Es half alles nichts, — kein naturge-

mäßes Ereignis, kein Wunder brachte Sita's Spangen oder auch nur eine entfernte Spur der Dakeuts an das Licht.

Eines Tages kamen drei Brahmanen, Söhne des Ganges, wie das Volk sie nennt, nach Gogulpur. Man sah es ihnen auf den ersten Blick an, sie gehörten jenem Zweige des hindustanischen Priesterstandes an, der in Benares, von den Hindus Kaschi genannt, der heiligsten aller heiligen Städte Indiens, das vornehme, einträgliche Amt der Überwachung der religiösen Zeremonien am Ufer des Ganges verwalteten. Hager von Gestalt, hellhautfarbig wie ihre arischen Vorfahren, mit hohen Stirnen und klugen, stechenden Augen und schmalen Lippen, maßlos stolz auf die Reinheit ihres Blutes und den Adel ihrer Geburt, wurden sie von allen Dorfbewohnern und auf allen Gehöften wie Halbgötter empfangen. Junge und alte, arme und reiche, vornehme und geringe eilten herzu, ihr Wort zu vernehmen.

„Folget uns, die ihr sündenbedeckt seid und nach Reinigung verlangt. Das Bad in den Wellen der heiligen Mutter Ganga spült jegliche Seelenbefleckung, jede Schuldbelastung, die ihr euch in diesem Leben oder einem früheren zuzogt, von eurem inwendigen Menschen hinweg. Und wären eure Vergehungen auch zahllos wie die Haare auf eurem Haupte, sie werden alle von euch genommen durch die reinigende Kraft des geweihten Wassers."

Und viele von denen, die diesen Ruf hörten, entschlossen sich, die Brahmanen zu begleiten und sich durch die sehr beschwerliche Pilgerschaft nach Kaschi ein Anrecht auf die Seligkeit des Himmels zu erwerben.

„Hörst Du, was die heiligen Männer uns ans Herz legen?" sagte Sita zu ihrem Gatten, und er wußte wohl, ohne daß sie es hinzufügte, daß ihr gläubiges Gemüt sich der Hoffnung zuwandte, durch einen Anschluß an die Pilgerkarawane könne der Fluch, der auf ihnen ruhe, von ihnen gewälzt werden. Ach, sie sehnte sich so heiß danach, einmal wieder leicht aufzuatmen!

„Ja," erwiderte er, „wir wollen der Aufforderung Folge leisten, du, ich und das Kind. Es wird uns zum Heile gereichen. So wie es ist, siechen wir beide dahin an Geist und Körper, die heilige Mutter wird uns gesund machen."

Die Reisevorbereitungen waren bald getroffen; Moro Daß grub die von seinem Vater geerbten Kisten, welche nach seiner Rückkehr aus Gowindpur einen anderen Platz im Erdenschoß erhalten hatten, aus und schaffte sie heimlich in kleinen Partieen zu seinem Schwiegervater Narendra, der sie ihm gut zu hüten versprach. Er kaufte sich einen Bahli, einen mit zwei Ochsen bespannten Wagen, in dem drei Personen ausgestreckt schlafen konnten, und in welchem außerdem noch Platz zur Aufbewahrung eines Zelttuches, einiger Decken, einer Anzahl Kleidungsstücke und jener messingnen und eisernen Kochgeräte war, die sie zum Selbstkochen ihres Mahles unterwegs brauchten.

„Ich lege natürlich den Weg zu Fuß zurück," erklärte Moro Daß. „Die Gottheit würde mir zürnen, wenn ich, ein kräftiger Mann in den besten Jahren, mir mein Seelenheil beschwerdelos erringen wollte."

„Auch ich will wandern!" sagte Sita, der Wagen soll uns und unserem Kinde nur als Nachtlager dienen. Der Pfad der Buße führt über Dornen und Gestein."

Zehntes Kapitel.

Die Pilgerfahrt zum Ganges.

Die Pilgerkarawane brach auf. „Frau", sagte Moro Daß zu seiner Gattin, als er beim Beginn der verheißungsvollen Wanderschaft seinen Blick über die Schar der Mitziehenden schweifen ließ, die von fern und nah gekommen waren, „denke dir, auch Ram Daß, mein Vetter, hat sich dem Zuge angeschlossen!"

Sein Auge täuschte ihn nicht. Ram hatte seit dem mißglückten Raubversuch der ihm befreundeten Dakeutbande keinen frohen Augenblick erlebt. Wochenlang war er von der Polizeibehörde in Untersuchungshaft gehalten worden, weil man ihn für einen Mitschuldigen am Einbruch hielt; schließlich hatte man ihn wegen mangelnder Beweise frei gelassen, aber ein böses Gerücht, das in Schah Gunje von Haus zu Haus ging und von dem kein Mensch wußte, wie es entsprungen war, behauptete hartnäckig: Ram Daß sei der geistige Urheber des Verbrechens gewesen. Seine Bekannten mieden ihn; sein Ruf als rechtlichdenkender Mann war dahin und sein Geschäft kam zu einem völligen Stillstand. Die That, durch welche er sich zu Reichtum und Glück hatte emporschwingen wollen, drohte ihn an den Bettelstab zu bringen. Er schickte daher Frau und Kinder zu seinen Schwiegereltern und schnürte sein Reisebündel. Die Pilgerfahrt zum Ganges sollte ihm seine Kundschaft und seine alte, angesehene Stellung zurückgeben.

Tagtäglich vergrößerte sich die Zahl der Wallfahrer; Gesellschaften von zwanzig, dreißig, ja oft fünfzig Menschen stießen zu den Karawanen, auf Ponies oder Elefanten; Schwerkranke, die am Ganges zu sterben wünschten, wurden in kleinen Karren von Menschen gezogen oder in Palankinen getragen. Alle, die Selbstsüchtigen wie die Selbstlosen, die Vornehmgesinnten wie die Kleindenkenden, die Gerechten wie die Ungerechten strebten dem nämlichen Ziele zu, dem Ziele der Befreiung von ihren Sünden, das sie im blinden Vertrauen auf das Wort der sie führenden Brahmanen durch diese Pilgerfahrt zu erreichen glaubten. Der Gedanke, daß eine Reinigung des inwendigen Menschen nur durch innere Arbeit, nur durch eine Erziehung der Seele bewirkt werden kann, lag ihnen allen ebensofern wie der Zweifel an die wunderthätigen Heilswirkungen eines Bades im Ganges.

Sita's Lebensmut und Lebensfrische hob sich von Tag zu Tag. Je näher sie der heiligen Stadt Benares oder Kaschi kamen, desto elastischer ward ihr Schritt, desto leichter trug sie ihr Kind.

Ihr zarter Körper überwand alle Beschwerden der Reise: Sonnenbrand, Staub, Regen, rauhe Winde und Wanderermüdung. Streckte sie sich abends auf den harten Brettern ihres Bahli zu kurzer Rast aus, so schlief sie so sanft

und fest, als ruhe sie auf seidenen Kissen. Auch erschien ihr gar oft die Mutter Ganga im Traum, Blumen im Haar und Blumen in den Falten ihres gelbbraunen Wellengewandes. Mit der einen Hand reichte sie ihr die schmerzlich vermißten Glücksspangen, mit der anderen Hand deutete sie auf die Dakents, welche gefesselt zu ihren Füßen lagen.

Die Reise nahte sich ihrem Ende; die Brahmanen trieben den Zug zu erhöhter Eile an. In Benares sollte ein Kumb, eines jener nur ein einziges Mal im Verlauf von zwölf Jahren stattfindenden Feste gefeiert werden, die den Höhepunkt aller religiösen Feierlichkeiten des Gangeskultus bilden, und zu diesem wünschten sie rechtzeitig einzutreffen.

Eines Tages gegen Abend ertönte aus den vordersten Reihen der Wandernden der Freudenschrei: „Bolo! Bolo! (jauchzt! jauchzt!) Wir sehen den Ganges!" und alsbald brach die Menge der Pilger, ihre Müdigkeit, ihre wunden Füße, ihre ermatteten Glieder, ihren Hunger und Durst vergessend, in ein lautes Jubelgeschrei aus. — „Gange it ki dschai!" (Heil dir, du Ganges!) tönte es von aller Lippen. Einige tanzten, andere schlugen sich im Übermaß der Begeisterung an die Brust. Viele weinten laut vor Freude, und manche stimmten Lobhymnen an, während sinnigere Naturen, bleich vor Erregung, zu Boden sanken und ihrem Dank für die glückliche Beendung der Wanderschaft in leise geflüsterten Gebeten Ausdruck gaben.

Sita gehörte zu den letzteren; tief bewegt preßte sie ihr Kind an die Brust, und ihre Lippen waren kaum im stande, der Göttin Ganga jenen Gruß darzubringen, zu dem ihr Herz sie drängte. Ohne ein Wort mit ihrem Gatten zu sprechen, ließ sie sich von diesem quer über jene langgestreckte Sandebene führen, die während solcher Festzeiten den zu tausenden und abertausenden herbeiströmenden Wallfahrern einen Lagerplatz bietet. Durch ein dichtes, stark bewegtes Menschengedränge sich hindurch zwängend, gelangten sie an das Ufer des Stromes, der herrlicher, gewaltiger als alle anderen Flüsse des nach Wasser lechzenden, glutheißen Indiens Segen und Fruchtbarkeit durch seine zwölf Trabanten über das Land ausgießt.

Sita hatte, wie alle ihre Mitpilgerinnen, auf dem letzten Rastorte in einem Dorfe grüne Zweige und Blumen gekauft und aus diesen Kränze gewunden, die sie sich, ihrem Gatten und ihrem Kinde um Hals und Brust gehängt hatte. Jetzt wurden diese duftigen Gewinde abgenommen und auf den Fluß geworfen. Ein dichter Blumenregen traf vom Ufer aus die bräunlich glänzenden, schaumgekrönten Wellen, — und unter einem vieltausendstimmigen Jubelgeschrei bedeckte sich der Saum des Wassers, so weit man zu sehen vermochte, mit einer leuchtenden Schicht von Jasminen, Lotusblumen und anderen Tropenblüten, die, anmutig von den Wogen empor gehoben, sanft geschaukelt stromabwärts getragen ward.

* *
*

Moro und Sita hatten sich bald auf dem großen Platze eine Scholle ausgesucht, auf der sie sich häuslich niederließen; Gras und Gebüsch waren gar nicht

vorhanden, und von Schatten spendenden Bäumen erblickte ihr Auge nur einige wenige. Diese gebührten den Brahmanenfamilien, an denen die Göttin selbstverständlich ein weit größeres Wohlgefallen hat als an den Mitgliedern der Sudrakaste.

Eiligst legten sie nach dem Vorbilde aller wohlhabenden Hindu-Wallfahrer einen Teppich auf die Erde, pflanzten kräftige Pfähle in den Boden und breiteten ein einfaches Zelttuch über diese aus. Es war ein Obdach, wie sie es sich nicht besser wünschten; — dicht daneben stand ihr Ochsenwagen, ihr Bahli, mit Lebensmitteln, die sie sich in den letzten Dörfern eingehandelt hatten, und links davon errichteten sie sich einen kleinen Feuerherd, auf dem Sita die Mahlzeiten für sich und die Ihrigen bereitete. —

Rings umher in ihrer Nachbarschaft lagerten sich Goldschmiedfamilien; das Sprichwort „gleich und gleich gesellt sich gern" ist sicher ein altarisches. Doch nirgends im ganzen Bereich der indogermanischen Völker bewahrheitet es sich in so hohem Grade wie bei den Hindus.

Moro entdeckte unter den ihm zunächst hausenden Zunftgenossen einige gute Geschäftsbekannte, mit denen er auf früheren Reisen zusammengetroffen war, und Sita begrüßte deren Frauen. Da die Familien einander gefielen, so beschlossen sie zu Schutz und Trutz zusammenzuhalten. Während die eine Hälfte zum Bade, zum Gottesdienst oder zur Betrachtung der Sehenswürdigkeiten das Lager verließ, sollte die andere zur Bewachung der Kinder, der Zelte, Wagen und sonstigen Habseligkeiten so lange an Ort und Stelle bleiben, bis die Fortgewanderten sie ablösten.

Denn nicht nur dem ernstreligiösen Sinn der Wallfahrer bot der Kumb eine mannigfaltige Nahrung; nein, auch das irdische Auge ward reich gesättigt. Da gab es Schlangenbeschwörer, Zauberkünstler, die aus dem nackten Erdboden Hunde und Katzen heraufbeschworen, Seiltänzer, Ringkämpfer, Karoussels, die Männer und Frauen zu einer lustigen Rundfahrt einluden, — kurz alles, was nur das Kinderherz eines Volkes zu entzücken vermag.

Auch die am Platz Bleibenden hatten reiche Sinnesweide. Unausgesetzt trafen neue Gäste ein, — zum Teil sehr vornehme und sehr reiche, — auch Radschahs und Ranis in fürstlicher Pracht und Juwelengeschmeiden, vor deren Glanz sich das Auge geblendet abwandte. Keine der Frauen, — selbst nicht die adligsten Brahmaninnen, verdeckten ihr Gesicht mit jenem Tuch, das sie im gewöhnlichen Leben beim Verlassen ihres Frauengemaches um Kopf und Oberkörper zu schlingen pflegen. Die Verhüllung der Frauen war ursprünglich keine hindustanische Sitte. Sie fand jedoch Eingang in den höheren Kasten und auch da nur in einigen Teilen des Reiches, als unter der Gewaltherrschaft der Mohamedaner keine schöne Frau vor der Entführung in einen Harem sicher sein konnte. Hier aber auf geweihtem Grunde während der Festzeit gilt allgemein dieser türkische Brauch der Verschleierung für völlig unstatthaft. Mutter Ganga beschützt ihre Töchter, — drum fort mit der lästigen Hülle!

Sita schmückte sich noch vor dem Aufgang der Sonne mit dem schönsten Kleide, das sie besaß, einem rotseidenen Untergewande und einem weißseidenen goldgestickten Überwurf oder Sari. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie bei der Anlegung einer achteckigen Perlenkette ihrer Glücksspangen gedachte. Doch getrost, sie war am Ganges, und der Ganges entläßt kein Pilgerherz unerquickt!

Dieses beglückende Gefühl, sich unter der Obhut einer wohlwollenden, mächtigen Schutzgöttin zu befinden, steigerte sich in ihrer Brust, als sie noch vor dem Beginn der flüchtigen Morgendämmerung im Verein mit einigen ihrer neuen Freundinnen ihre schlanken Glieder in die Stromwellen tauchte und laut singend, mit nach Osten gewandtem Antlitze, der nahenden Sonne und dem Geiste des Wassers Trankopfer darbrachte.

* * *

Vor dem Bishahharnath, einem Tempel des Gottes Siwa, dessen Dach ganz aus Platten von echtem Golde besteht, bildete sich eine Prozession, der sich Moro Daß und seine Genossen anschlossen. Sie hatten sich die Haare abrasieren lassen, denn in den Haaren setzt sich die Sünde des Menschen mit Vorliebe fest.

Es war ein langer Zug von Betern, Knaben, Jünglingen und Männern, welche die aufgehende Sonne mit einer Hymne begrüßten, an ihrer Spitze die Priester, die, bis zur Hüfte entblößt, mit wallendem Haupthaar, Fackeln in den Händen haltend, im feierlichen Rundgang das heilige Feuer um den Tempel trugen. Blumen ausstreuende Tempeltänzerinnen oder Murlis eilten ihnen mit anmutigen Bewegungen voraus; ihre langen, weißen Gewänder reichten bis fast auf die Erde hinab; hin und wieder aber hoben sie ihre faltenreichen Röcke ein wenig empor und bogen den geschmeidigen Oberkörper bis zur Hand. Dann erblickte man ihre zierlichen Füßchen und die sie begrenzenden, zartgebauten Knöchel.

„Schau nur, wie schön sie sind, diese Götterſklavinnen!" sagte eine der jungen Goldschmiedfrauen zu Sita. „Wie sie sich neigen und heben; ich sah gar manche Tänzerin, aber diese sind anmutsvoller als alle, die mir je zu Gesicht kamen."

Sita nickte in tiefem Anschauen verloren. — „Ja, sie waren anzusehen, als entstammten sie einer anderen Welt, diese liebreizenden Murlis; doch eine von ihnen war schöner als ihre Schwestern. Glich ihre Haut nicht mattgoldigem Samt, funkelten ihre Augen nicht wie schwarze Diamanten, und zeigte ihr Körper nicht bei jeder Bewegung der geschmeidigen Glieder, daß er ein Ebenmaß besaß, welches nur wenigen indischen Frauengestalten beschieden ist?"

Das dachte Sita in ihrem Sinn, sich voll Bewunderung an der holden Erscheinung weidend. Doch plötzlich entfuhr ein Schrei ihrem Munde. Es war nur ein leiser, aber er ward dennoch von ihrer nächsten Umgebung gehört. „Was ist geschehen?" fragte man sie. Sie antwortete nicht. Wie gebannt folgte ihr Blick dieser einen Tempeltänzerin. Mit vorgestrecktem Oberkörper, weit ge-

öffneten Augen, die Lippen fest zusammenpressend, als müsse sie all' ihre Kraft aufbieten, um einen zweiten Ausruf zurückzudrängen, so stand sie da, regungslos, einem Steinbilde gleich.

Moro Daß sah es, als sein Blick beim Vorübergehen die zuschauenden Frauengruppen streifte. Er trat aus dem Zuge, drängte sich zu ihr und legte seine Hand auf ihre Schulter. Sie fuhr wie aus einem tiefen Traume auf und sah ihn an.

„Bei allen Göttern, Frau, hat ein Zauber dich getroffen?" fragte er sie.

Sie ergriff seine Hand mit leidenschaftlicher Erregung.

„Die Glücksspangen, meine Glücksspangen!" stieß sie hervor.

Beunruhigt fragte er: „Was meinst du damit?"

„Gleich wirst du sie sehen: die schönste der Murlis, die schlanke, schwarzhaarige, trägt sie an ihren Füßen," antwortete sie hastig. „Der Zug muß in einer Minute dort hinter dem Tempel hervorkommen!"

„Was ist ihr, — was hat sie?" forschten die Frauen, das Paar umringend.

„Nichts, nichts!" sagte er abwehrend, in dem richtigen Gefühl, daß es klug sei, jedes Aufsehen zu vermeiden. „Die hübscheste der Tänzerinnen hat eine traurige Erinnerung in ihr wach gerufen, eine Erinnerung, die sie allemal auf das heftigste erschüttert. Das Beste ist, ich gehe mit ihr zum Lagerplatz zurück, damit sie sich erholt."

Sie aber hielt ihn zurück: „Nein, nein! Ich will sie dir zeigen," erklärte sie, noch immer in fieberhafter Aufregung zitternd.

In diesem Augenblicke trat die Prozession hinter dem Gebäude hervor. Voran tanzte jene Murli wilder und leidenschaftlicher als zuvor; sie hob und senkte den Oberkörper und zog mehrere Mal in rascher Reihenfolge ihr Gewand bis über die Fußknöchel empor.

„Siehst du die Spangen?" flüsterte Sita fast tonlos.

„Ja, ich sehe sie," gab Moro ihr zurück.

Elftes Kapitel.

Die Verhaftung.

„Ihr sagt, daß der Einbruch im vorigen Jahr im August stattfand."

„Ja, Herr, in der Nacht vom vierzehnten bis zum fünfzehnten August, nach Eurer Zeitrechnung," antwortete Moro Daß. Er stand in einem englischen Zelte, das in einiger Entfernung von dem Lagerplatz der Pilger unter einem schattigen Baum aufgeschlagen war und im Verein mit einer Anzahl kleinerer Zelte von einem höheren Polizeibeamten zur Überwachung der zur Gangesfeierlichkeit herbeigeströmten Fremden benutzt ward.

Der Teil von Benares, in welchem die Engländer wohnen, die sogenannte weiße Stadt, liegt wohl eine Stunde von dem Viertel entfernt, der als ein uralter Sitz brahmanischer Gelehrsamkeit und Weisheit sich den Namen „das indische Mekka" erworben hat. Von jener weißen Stadt aus ließ sich das Thun

und Treiben der für die Festzeit zusammengefluteten Menschenwoge nicht beaufsichtigen, daher hatte Cyril Brandon als Adjutant des „Acting Deputy Commissioners“ der Provinz den Auftrag erhalten, für die Ruhe und Sicherheit der Pilger zu sorgen, ihre Streitigkeiten zu schlichten und gerechtfertigte Anklagen entgegen zu nehmen. Er gehörte zu der Zahl jener nicht sehr häufig vorkommenden Engländer, die durch ein eingehendes Studium der Landessitten ein Verständnis für das Volksleben der Inder erworben haben. —

„Euer Bericht ist klar und deutlich!“ sagte er, „er erinnert mich auffallend an einen Raubmord, der hier in dieser Gegend vor zwei Jahren verübt ward. Die Polizei hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, den Thätern auf die Spur zu kommen; doch umsonst. — Die Bösewichter waren wie weggeblasen.“ — Er versank in ein kurzes Nachdenken; dann ergriff er abermals das Wort: „Und Eure Frau glaubt fest, daß jene Spangen an den Füßen der Murli einen Teil des euch gestohlenen Eigentums bilden?“

„Sie glaubt es nicht, sie weiß es, und ich weiß es auch,“ antwortete Moro mit Bestimmtheit.“

„Wie ist das möglich? Was bürgt Euch dafür, daß das Geschmeide Eurer Frau einzig in seiner Art war?“

„Mein Auge und meine Sachkenntnis als Goldschmied,“ antwortete Moro schlicht, aber mit Nachdruck. „Diese Spangen haben ihre Geschichte. Es haftet eine Tradition an ihnen, welche Euch, Herr, da Ihr ein Engländer seid, lächerlich erscheint, — die Tradition nämlich, daß sie nicht von Menschen gemacht sind. Und in der That ist das Goldgewebe ihres Bandes so eigenartig geflochten, und seine einzelnen Fäden sind so spinnewebenfein und doch so unzerreißbar gesponnen, daß ich es, obwohl ich mich rühmen darf, mein Handwerk zu verstehen, nicht nachzuformen vermöchte, und gäbe man mir auch zur Abbildung eine Lebenszeit von hundert Jahren. Das Schloß der Spangen besteht aus zwei Cobraköpfen, — die ebenfalls ein Muster kunstfertiger Arbeit sind; die Augen der Schlangen sind wertvolle Rubinen. Einen dieser Steine verlor meine Schwiegermutter am Tage vor ihrem Tode. Mein Schwiegervater ersetzte ihn durch ein kostbares Juwel, — doch ist derselbe minder leuchtend und nicht so feurig rot als der rechte. — Am Schloßende jeder Spange ist das Familienzeichen der Urgroßmutter meiner Frau, der ersten Besitzerin der Spangen, eingegraben. Dieses gleicht Eurem englischen Buchstaben „B“. Natürlich haben wir, meine Gattin und ich, dieses Zeichen heute nicht gesehen, da es überhaupt nur bei einer ganz genauen, nahen Besichtigung der Spangen gefunden werden kann, aber die anderen Merkmale waren alle vorhanden. Wir täuschen uns nicht, wir würden unsre Familienreliquie unter zehntausenden herausfinden.“

„Ihr sagt, daß Euer Vetter Ram Daß, der Mann, dessen Haus die Mörder als Durchgang zu dem Eurigen benutzten, ebenfalls das jetzige Fest mitfeiert?“

„Ja, Herr!“

„Hält er sich zu Euch?

„O nein, wir sind wegen einer alten Erbschaftsfehde verfeindet.“

„Mit wem verkehrt er?"

„Mit angesehenen Leuten, — am meisten mit einem Brahmanen aus Audh, der Stellen aus dem Sanskrit vorliest und jeden Morgen eine Menge Zuhörer um sich versammelt. Er ist ein sehr vornehmer, sehr frommer Mann."

„Wie sieht er aus?"

„Der Brahmane?" Moro glaubte den Engländer mißverstanden zu haben.

„Ja, ist er größer oder kleiner als ich."

„Etwas größer wohl und breiter in den Schultern."

„Hat er ein ausdrucksvolles Gesicht; — eine gut geformte Nase und eine stark hervortretende Unterlippe?"

Moro bestätigte dies, erstaunte aber sehr, als Herr Brandon ihm nunmehr die Frage vorlegte, ob nicht vielleicht dieser Brahmane seine Frau an einen der Räuber erinnere. Er konnte hierauf nichts weiter antworten, als daß seine Frau den betreffenden Priester nur aus der Ferne gesehen habe. Auch werde ihr solcher Vergleich durch den Umstand erschwert, daß die Dakents sämtlich völlig vermummt gewesen seien. Gern hätte er geforscht, wodurch der Beamte zu dieser Frage veranlaßt werde, aber er wagte es nicht.

Brandon las sein Erstaunen in seinen Mienen. „Es thut mir leid," sagte er, „daß eurer Frau alle Erkennungszeichen fehlen. Bei dem Einbruch, der in einem der unsrem Bezirk angehörenden Dörfer vor zwei Jahren verübt ward, fiel der Verdacht stark auf einen fremden Brahmanen, der vor dem Verbrechen mehrere Tage hindurch Abschnitte aus einem eurer heiligen Bücher öffentlich vorgelesen hatte und nach der That plötzlich fort war, ohne daß jemand wußte, wohin. Er wurde mir als ein großer, kräftiger Mann mit häßlichem Untergesicht und wohlklingender Stimme geschildert."

Moro Daß hatte aufmerksam zugehört. „Ja, die Stimme," gab er zurück, „die könnte uns auf den Weg führen. Meine Frau hat ein scharfes Ohr, und der Haupträuber hat gesprochen."

„Nun wohl, so laßt sie diesen Prüfstein anwenden", ermahnte Brandon. „Ist sie verschwiegen?"

„Ja, sie ist es", erklärte Moro.

„Ihr habt die Vermutung, daß jene Murli Euer Eigentum besitzt, keinem Eurer Mitpilger anvertraut?"

„Keinem, Herr. Ich gebot meiner Frau strengstes Schweigen, und sie ist mir noch niemals ungehorsam gewesen."

„Das ist gut. Seid auch ferner vorsichtig. Ich werde zweien meiner besten Darogahs, Landsleuten von Euch, den Auftrag erteilen, heute und in den nächsten Tagen alle diejenigen scharf zu beobachten, die mit der Murli, mit Ram Daß und dem Brahmanen verkehren. Thut Ihr das Nämliche und prüft, ohne Aufsehen zu erregen. Sobald es angeht, sollen meine Geheimpolizisten unter irgend

einem Vorwande die Tänzerinnen bewegen, ihnen die Spangen zu zeigen. Zeichnet das Merkmal, das ihnen eingegraben ist, auf dies Papier."

* * *

Es war am letzten Tage des Festes. Die hübsche Murli saß in der Nähe des Tempelhofes, in dem wir sie zuerst gesehen, und neben ihr stand ein Mann, dessen finstres Aussehen im stärksten Gegensatze zu ihrer lachenden Schönheit stand. Er war in schlechter Laune, denn Eifersucht folterte ihn. „Wer war der Schurke, mit dem du vorhin so freundlich sprachst? Er berührte deinen Fuß; hat er dir Liebe geschworen?" fragte er mit gerunzelter Stirn.

Sie neigte das Köpfchen und sah ihn schalkhaft an. „Und wenn er es gethan hätte? Was dann?" fragte sie. „Bin ich nicht frei, — darf ich nicht erhören, wen ich will?"

„Nein, das darfst Du nicht!" antwortete er, den langen Stock, den er in der Hand hielt, heftig auf den Boden stoßend. „Du hast mir Treue gelobt. Wehe Dir, wenn Du es vergißt!"

Sie antwortete nicht, sondern warf trotzig den Kopf in den Nacken!

Nach einem Weilchen legte sie ihre Hand leicht auf seinen Arm.

„Wenn ich dir gewogen bleibe, schenkst du mir dann auch noch einen Goldgürtel, der ebenso schön ist wie diese Spangen?" fragte sie, das Kleid emporziehend und auf ihre Fußknöchel deutend.

„Ja, wenn ich es kann," antwortete er.

„Frecher Mensch!" rief eine Stimme dicht neben ihm, — „hast du vielleicht die Absicht, dir den Goldgürtel aus demselben Hause zu holen, aus dem du diese Spangen raubtest?"

Der Angeredete sprang empor und sah den Sprecher mit einem Ausdruck des Schreckens und der Verwirrung an, der im hohen Grade verräterisch war. Die Tänzerin schrie laut auf, während ihr Gefährte den Versuch machte, sich jeder ferneren Ausforschung durch eine eilige Flucht zu entziehen. Es gelang ihm nicht, denn alsbald kamen auf den Ruf des Störenfriedes drei bewaffnete Schutzleute, die sich offenbar in der Nähe versteckt gehalten hatten, daher, Handschellen wurden ihm angelegt, und dann ging der Zug zum Gerichtszelt, nachdem die Tänzerin unter heißen Thränen ihre geliebten Spangen in die Hände der rauhen Männer gelegt hatte.

Die Schutzleute führten ihren Gefangenen an einem Baume vorüber, unter dem auf einer kleinen Erderhöhung ein Priester stand, der mit kräftiger Stimme vor einem Kreise andächtiger Zuhörer eine Episode aus dem Ramajana deklamierte. Sein Oberkörper war entblößt, und die breiten, mattweißen, aus Sandelholzsalbe gemalten Streifen auf seiner breiten Brust und den muskulösen Oberarmen bekundeten seine hohe Abstammung und die Reinheit seiner Geburt. Die Thatsache, daß der auf seine hohe Stirn gezeichnete Dreizack aus zwei weißen und einer blutroten Linie gemacht war, bewies, daß er nicht nur ein Anhänger des Gottes Vischnu war, sondern auch die Göttin Kali verehrte.

„Den nehmen wir auch noch mit!“ erklärte der eine der Schutzleute im scherzhaften Tone. Der Gefangene erschrak. „Thut das nicht; er hat eine Speerspitze im Gürtel,“ warnte er unvorsichtiger Weise, „und überdies ist er ein frommer, unbescholtener Mann.“

Die Schutzleute lachten. „Das Lob kommt allzu sehr hinterdrein gehinkt, als daß man seine Absichtlichkeit nicht merkte,“ sagten sie. —

Der Gefangene stieß ein Signalzeichen aus, um Azrael Pande, denn dieser war der Brahmane, auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen. Es war zu spät. Die Boten Cyril Brandons hatten sich ihm von hinten genähert. Sie warfen ihn zu Boden und zwängten ihm ebenfalls die eisernen Armbänder über die Handgelenke.

Er wehrte sich nach Kräften. „Helft mir, helft!“ stöhnte er. „Es ist eine Schurkerei, einen vornehmen Brahmanen so zu mißhandeln.“

„Still!“ antwortete ihm der Darogah. „Eure Gegenwehr ist unnütz. Ihr seid in unsrer Gewalt. Und nun laßt sehen, wo steckt Eure Speerspitze?“

Er fand sie an der von dem ersten Gefangenen bezeichneten Stelle. Sie war breit und äußerst spitz, die Kanten hatten die Schärfe eines gut geschliffenen Rasiermessers. An ihrem unteren Ende waren zwei Ringe angebracht, und in den von denselben gebildeten Mittelvertiefungen funkelte ein Kranz von Goldknöpfchen.

„Es ist ein gefährliches Spielzeug!“ sagte der Darogah, „doch wo ist der Schaft, der dazu gehört?“

„Hier, auf der Erde!“ sagte einer seiner Untergebenen, indem er einen anscheinend gewöhnlichen Spazierstock aufhob. Spitze und Stiel fügten sich leicht aneinander.

„Aus welchem Grunde verhaftet ihr mich?“ fragte Azrael düster.

„Weil Ihr Huri Daß, den Goldschmied von Gogulpur ermordet habt!“ lautete die Antwort.

Der Dakent knirschte mit den Zähnen, doch sprach er keine Silbe.

„Euer Freund und Bundesgenosse befindet sich schon in unsrem Gewahrsam,“ fuhr der Polizist fort. „Ihr hättet euch einen zuverlässigeren Helfershelfer aussuchen sollen. In der Hoffnung, dadurch sein Leben zu retten, hat er ein umfassendes Geständnis abgelegt und uns mitgeteilt, daß wir Eure ganze Bande hier auf dem Kumb antreffen. Wir haben jetzt eine leichte Arbeit.“

Zwölftes Kapitel.

Vor Gericht.

Die Menschenflut auf der Sandebene vor Benares hatte sich verlaufen; nur eine geringe Schar von Pilgern war zurückgeblieben. Unter ihnen Moro Daß und Sita mit ihrem Sohn. Sie hatten jetzt ein Unterkommen in einem Bungalow, einer indischen Herberge, gefunden und erwarteten mit Spannung die Entwicklung der Dinge.

Am 15. August 1856, dem Jahrestage von Huri Daß' Ermordung, herrschte ein ausnehmend reges Treiben in und vor dem Gerichtsgebäude der „weißen Stadt." Hunderte von Menschen harrten, sich stoßend und drängend, vor den Thüren des Hauses, um einen guten Platz in dem Saale zu erlangen, in welchem heute über eine Anzahl von Hindus, die der Räuberei und des Mordes beschuldigt waren, Gericht gehalten werden sollte.

Endlich öffneten sich die Eingänge, und hinein wogte die neugierige Menge. Es war ein enormer Raum, in dem die Sitzung stattfand; dennoch faßte er nicht die Masse der Herbeigekommenen; gar viele mußten umkehren, weil ihnen jede Möglichkeit fehlte, einen Stehplatz zu erhalten.

Der Richter erschien. Es war ein älterer Mann mit schneeweißem Bart, ruhigen Bewegungen und schlichter Würde in Haltung und Sprache. Ihm zur Linken setzten sich in einiger Entfernung seine Schreiber und Protokollführer an die für sie bereitstehenden Tische, während einige Schritte rechts eine Anzahl von Stühlen von den vornehmsten der englischen Verwaltungs- und Polizeibeamten eingenommen wurden.

Das Verlangen, dem Dakeutunwesen zu steuern, ist in Indien so heiß, daß jeder Räuberprozeß bei Eingeborenen und Fremdländern das lebhafteste Interesse erregt. Das englisch-indische Gerichtsverfahren entlehnte natürlich viele seiner Züge dem in Großbritannien üblichen; doch benützt es für solche Fälle keine Geschworenen, wie das in England geschieht.

Der Richter ließ nach den Eröffnungsformeln eine Reihe von Akten verlesen, die, auf den Prozeß bezüglich, von jener Provinz Surpur eingelaufen waren, in welcher Gogulpur liegt. Unter diesen Schriftstücken befanden sich das Leichenschauurteil über die Todesart des Goldschmiedes Huri Daß, der Bericht jenes Darogah, welcher das Haus des Verblichenen unmittelbar nach dem Raubanfall betrat, sowie die Zeugenaussagen aller Personen, die dieser Beamte derzeit auf dem Schauplatz des Mordes angetroffen hatte.

Die Angeklagten, zweiundzwanzig Hindus, wurden gefesselt hereingeführt, unter ihnen Moro's Vetter, Ram Daß. Sie waren sämtlich auf der Pilgerebene angetroffen. Die meisten von ihnen verdankten ihre Verhaftung einer Verräterei ihres zuerst entlarvten Mitdakents Gulab, des Freundes der Murli. Sie wurden angewiesen, sich auf den Anklageplatz auf die Erde zu setzen. Neben und vor ihnen stellten sich bewaffnete Sipoys auf.

Als erste Zeugin trat Sita herein. Ein Gemurmel freudigen Erstaunens ging durch die Reihen der Zuschauer, als sie an der Seite ihres Mannes in dem Thürrahmen sich zeigte. Ihre Schönheit, Jugend und Anmut machten einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden. Das ernste Gesicht des Richters nahm den Ausdruck väterlichen Wohlwollens an. „An wen erinnert mich diese Frau?" fragte er sich, und dann dachte er an die hoheitsvolle Erscheinung von Lonardos Mona Lisa. Ja, diese Inderin besaß etwas von dem würdevollen Liebreiz jener Florentinerin. Auch in den Zügen des Antlitzes glich sie ihr, doch waren

ihre Augenbrauen kräftiger, ihre Lippen voller, der Farbeton der Haut dunkler und wärmer.

Auf seinen Wink trat sie vor das Forum, während ihr Mann in der Nähe der Thür stehen blieb.

„Seid Ihr die Gattin des Goldschmiedes Moro Daß zu Gogulpur und ist Euer Name Sita?" fragte der Richter.

„Ja!" antwortete sie, und ihre Stimme bebte etwas.

„Seid ohne Furcht!" fuhr der Richter fort. „Ihr steht unter dem Schutze des Gesetzes, und niemand darf Euch ein Leid zufügen. Es ist Eure Pflicht, ein aufrichtiges und zuverlässiges Zeugnis über die Begebenheiten abzulegen, welche in der Nacht vom 14. bis 15. August vergangenen Jahres in Eurem Hause sich zugetragen haben. Gelobt bei dem allgegenwärtigen Gott, daß Ihr die Wahrheit reden wollt und nichts als die Wahrheit!"

„Ich gelobe es, die Wahrheit zu bekennen vor den Göttern und vor Euch!" sagte sie, sich hoch aufrichtend mit festerem Tone.

„Wollt Ihr Euch setzen?"

„Ich danke Euch, ich bin nicht müde."

„Wie alt seid Ihr?"

„Siebzehn Jahre, Herr."

„Euer Gatte war verreist, als Eure Nachtruhe durch eine Räuberbande gestört ward. Erzählt uns den Verlauf des Ereignisses."

„Mein Schwiegervater schlief in der Veranda", berichtete sie, „meine Mägde schliefen in ihrer Kammer, und auch ich hätte mich zur Ruhe legen müssen, aber ich war unruhigen Geistes und wanderte von einem Zimmer zum anderen. Auf der Straße war es seltsam unruhig. Gegen Mitternacht hörte ich ein leises Pfeifen, als ob ein Mensch einem anderen ein Zeichen gäbe. Angsterfüllt beschloß ich meinen Schwiegervater zu wecken, und wie ich zu ihm trat und in den Binnenhof unseres Hauses hineinblickte, sah ich einen großen Mann mit einer Axt die Pforte entzweischlagen, welche unsere Besitzung von der unseres Nachbars trennt. Der fremde Mann war vermummt. Ihm folgten viele andere, die ebenfalls vermummt waren. Sie hatten alle Speere in den Händen, und einige trugen Fackeln. In Todesangst weckte ich meinen Schwiegervater; — er wollte sich zur Wehr setzen, aber er hatte keine Waffe zur Hand, und überdies war er ja ein einzelner Mann. Selbst mit dem besten Schwert hätte er nichts ausrichten können gegen die Übermacht, die auf ihn eindrang. — Ich riß mein Kind aus der Wiege und flüchtete mich in den Betsaal, und er eilte mir nach. Aber die Räuber holten ihn ein, und ich sah, wie der größte der Männer ihn mit seinem Speer in den Rücken stach, so daß er laut aufschrie und zu Boden taumelte.

Sie schwieg; Thränen traten ihr in die Augen.

„Wollt Ihr etwas Wasser trinken?" fragte der Richter mitleidig.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, ich danke Euch," — sagte sie, — „ich habe nur noch wenig hinzuzufügen. Ich wußte nicht, daß mein Schwiegervater tot war; ich glaubte, er habe nur das Bewußtsein verloren, und ich kam hervor

und warf mich vor die Räuber auf den Boden und flehte sie an bei dem Höchsten und Heiligsten, das wir Menschen besitzen, Erbarmen mit dem Verwundeten zu haben. Sie aber, — sie verhöhnten mich, und ihre Speere sausten über mich dahin, und einer verwundete mich. Ich betete zu den Göttern, daß sie mein Kind beschützen möchten, und sie thaten es. Die Räuber stürmten in den Saal. Sie wußten, wo unser Vermögen vergraben liegt, denn sie suchten nicht erst lange hier und dort, sondern gingen sofort zur rechten Stelle. Einer der Dakeuts streifte mir die Spangen von den Füßen. Es war dies ein schmerzlicher Verlust für mich, denn das Geschmeide ist ein Vermächtnis meiner verstorbenen Mutter. Dort liegt es."

Sie deutete mit der Hand auf einen Tisch, auf dem ein Haufe von Fußspangen aufgespeichert lagen.

„Sucht Euer Eigentum heraus!" befahl der Richter.

Sita warf ihrem Gatten einen freudestrahlenden Blick zu, und als sie aus seinen Augen einen gleichen Gruß erhalten hatte, trat sie an den Tisch, schob ohne weiteres alle Schmucksachen, die dort lagen, auseinander und zog zwei Goldbänder heraus.

„Das sind die meinigen, darf ich sie behalten?"

Der Richter nickte. „Ja," antwortete er, „doch nun zum Schluß Eures Berichtes."

Sita hörte ihn nicht. In tiefe Gedanken versunken hielt sie die so lang entbehrte Reliquie in der linken Hand und fuhr, ihre Umgebung für einen Augenblick vergessend, mit der rechten Hand über sie dahin, als streichle sie ein Kind. O, jetzt war sie sicher, vor ihrem Gatten sterben zu dürfen und die Schmach der Witwenschaft nicht zu erleben!

„Weiter! Frau Sita, weiter!" ermahnte der Richter.

Sie raffte sich auf und erzählte. „Die Räuber gruben unseren Schatz aus, der damals in der Nähe des Altars unter dem Fußboden eingegraben war; plötzlich kam einer ihrer Wachen atemlos herein und rief ihnen zu, daß Gefahr im Anzuge sei. Sie entflohen, und als der größte und vornehmste der Dakeuts über mich hinwegschritt, da bemerkte ich im hellen Fackellicht, daß seine Speerspitze von einer Reihe glänzender Goldknöpfchen umrandet war."

„Würdet Ihr diese Speerspitze wiedererkennen, wenn man sie Euch zeigte?"

„Ich glaube es," versicherte sie.

Ein Speer ward gebracht und die Frage an sie gerichtet: „Ist es dieser?"

Sie trat einen Schritt zurück, — mit einem Blick des Entsetzens sah sie die Waffe an: „Ja", sagte sie nach kurzer Pause „es ist kein Zweifel, — dort sind die beiden Ringe und in ihrer Mitte die Goldknöpfchen, — ich irre mich nicht, dieser Speer gehört dem Haupträuber, — ihm, der den Stoß that, der meinen Schwiegervater zu Boden warf, — ihm, der laut drohte, meinen Gatten zu morden, wo und wann er ihn treffen werde."

„Erhieltet Ihr Eure eigne Wunde auch durch diesen Speer?"

„Nein, Herr, durch eine lange, schmale Lanze."

„Holt alle Waffen der Gefangenen. Sie sollten längst hier im Saale sein!" erklärte der Richter. „Habt Ihr noch etwas zu berichten?" wandte er sich an Sita.

„Ja, Herr! Als ich um Erbarmen für meinen Schwiegervater bat und die Räuber in ein lautes Gelächter ausbrachen, da widersetzte sich einer der rohen Schar. Seine Gestalt verriet mir, daß er ein junger Mann war. — Er hat mir und meinem Kinde das Leben gerettet, und ich flehe Euch an, übt Gnade mit ihm, wenn er sich unter den Gefangenen befinden sollte."

Als sie dies sagte, stürzte ein Angeklagter aus der Reihe seiner Genossen heraus und schleppte sich, ehe es die Sipoys verhindern konnten, trotz seiner schweren Fußketten zu Sita und warf sich vor ihr auf die Kniee. Mit ausgebreiteten Armen rief er: „O habt Dank, habt Dank, gütige Frau, daß Ihr meiner nicht vergessen habt und mir in diesem Elend zu Hilfe kommt!"

„Beruhigt Euch!" antwortete Sita, sich bewegt zu ihm hinabbeugend. „Ich erkenne Euch an der Stimme, — sie hat sich in mein Gedächtnis eingegraben und wird darin wohnen in diesem und jenem Leben, und ich hoffe, daß man Erbarmen mit Euch hat, wie Ihr es mit mir hattet."

„Das Mitleid, das Ihr übtet, mildert Euer Verbrechen", erklärte der Richter. „Wie heißt Ihr?"

„Buldeo Singh."

„Gut, Buldeo Singh, tretet zurück; Eure Mitangeklagten sollen der Reihe nach an der Zeugin vorübergehen. Vielleicht ist sie im stande, uns den Haupträuber zu bezeichnen."

Sita betrachtete die Gefangenen, die ihr einzeln vorgeführt wurden. Bei den drei ersten schüttelte sie verneinend den Kopf; als aber Azrael Pande vor ihr stand, rief sie: „Das muß er sein! Er ist ein Brahmane. Mein Mann zeigte ihn mir während des Gangesfestes; seine Stimme und seine Gestalt erinnerten mich an die jenes Dakeuts. Befehlt ihm, daß er mir laut und deutlich die Worte nachspricht: „Ich werde Moro Daß niederstechen, wo und wann ich ihn finde." Dann kann mein Urteil nicht fehl gehen.

Auf Azrael Pandes Stirn zeigte sich ein Knäuel von Zorn-Falten; aber er wagte es nicht, auch nur eine Silbe zu äußern.

„Ja, ja, sie hat Recht, er ist es und er stieß diese Drohung aus, wie wir gestört wurden!" rief Buldeo Singh lebhaft. „Glaubt mir, er wird sich hüten, sich auch nur durch einen Laut zu verraten. O, Frau Sita ist klug, klug wie Saraswati, die Gattin Brahmas."

Ein Sturm zustimmenden Beifalls durchbrauste den Saal.

„Ruhe!" gebot der Richter. „Es ist keinem Zuschauer erlaubt, seinen Gefühlen einen lauten Ausdruck zu geben."

Er wandte sich zu Sita und entließ sie mit freundlichem Zuspruch.

„Ihr habt Euch Eurer traurigen Pflicht in anerkennenswerter Weise entledigt," sagte er. „Hätten alle Zeugen einen so klaren Verstand und ein so gutes Auge wie Ihr, das Amt eines Richters wäre minder schwer."

* * *

Die Gerichtsverhandlung wandte sich einer Reihe von anderen Zeugen zu. Zunächst wurden Sita's Mägde, die Gattin des Ram Daß und der Darogah von Surpur vernommen, die sämtlich zu diesem Zweck nach Benares berufen waren. Dann mußte die Murli Surja berichten, wie sie zu den Fußspangen gekommen war.

Die beiden Dakeuts Gulab Gopal und der junge Buldeo Singh legten ein umfassendes Geständnis des Räuberlebens ab, das sie und ihre Genossen geführt hatten.

Das Verhör erstreckte sich mit Einschluß einer kurzen Pause bis gegen Abend. Nach seiner Beendung forderte der Richter den Anwalt der Angeklagten auf, das Wort zu gunsten seiner Schützlinge zu ergreifen.

„Ich bin außer stande, eine Verteidigungsrede zu halten", erklärte dieser sich erhebend. „Im Angesicht der überwältigenden Beweise der Schuld dieser Männer wäre ein Versuch, sie rein zu waschen, eitel Thorheit. Sie verdienen die strengste Strafe; — nur Buldeo Singh, der jugendlichste Räuber, welcher dem Zorn seiner wilden Gefährten trotz bot, um ein wehrloses Weib vor dem Tode zu bewahren, möge der Gnade des Gerichts empfohlen werden."

Trotz des Gebotes völliger Ruhe gab das Publikum mit lautem Zuruf sein Einverständnis mit der Ansprache des Anwaltes zu erkennen.

Als die Aufregung sich gelegt hatte, ergriff der Richter das Wort:

„Azrael Pande!" sagte er ernst und langsam zu dem Räuberhauptmann. „Es ist erwiesen, daß Ihr seit sieben Jahren der Anführer einer Dakeutbande seid, daß Ihr in dieser Eigenschaft den Frieden und die Sicherheit des Landes auf das frevelhafteste gestört und eine Reihe von Menschen ihres Lebens beraubt habt. Eure letzte Missethat jedoch, die Ermordung des Goldschmiedes Huri Daß, genügte, Euch das schärffste Urteil zuzuziehen! Das Gericht beschließt daher über Euch kraft der ihm verliehenen Gewalt den Tod durch den Strang!"

Azrael Pande zuckte zusammen. „Ich bin ein Brahmane!" stieß er hervor, indem er den Versuch machte, sich stolz aufzurichten.

„Eben weil Ihr der höchsten indischen Kaste angehört, war es um so mehr Eure Pflicht, Eure Hände und Euer Gewissen rein zu halten. Der Adel Eurer Geburt erhöht die Größe Eures Verbrechens."

Es war ein furchtbarer Schlag für den Hindu. Die Aussicht auf den Verlust seines Lebens schreckte ihn nicht, — desto mehr aber das Bewußtsein einer Entweihung seines Körpers durch Henkers Hand. Die Leiche eines hingerichteten Inders wird eingescharrt wie der Kadaver eines Hundes, und kein Kastengenosse findet sich bereit, ihm die letzten Ehren der Eintauchung in heiliges Wasser und der Läuterung durch das Feuer zu erweisen und hierdurch die zum Totengericht eilende Seele vor den ewigen Qualen der Hölle zu bewahren.

Auch Munoher, der Hüter der heiligen Axt, der erste und eifrigste Gefährte des Raubmörders, ward zum Tode verurteilt. Den übrigen wurde teils eine lebenslängliche, teils eine fünfzehnjährige Zwangsarbeit zugesprochen. Über den Geldwechsler Ram Daß ward, da es klar am Tage lag, daß er der Anstifter des

Verbrechens gewesen war, eine Zuchthausstrafe von zehn Jahren verhängt. Buldeo Singh dagegen erhielt eine verhältnismäßig kurze Gefängnishaft zuerkannt.

Das Urteil ward sofort der obersten Behörde zur Bestätigung übersandt und sechs Tage später nach den Regeln des Gesetzes vollzogen.

* * *

Tief erschüttert von dem Ausgang der Gerichtssitzung, aber dennoch hoch beglückt durch die Wiedererlangung ihrer schmerzlich entbehrten Spangen, begab sich Sita mit ihrem Sohne unter dem Schutz ihres Gatten auf die Rückreise.

Die Kunde ihrer Erlebnisse eilte ihnen voran. Ganz Gogulpur beschloß die Stunde ihrer Ankunft feierlich zu begehen. Als die Nachricht einlief, der Ochsenwagen des Moro Daß habe Schah Gunje verlassen und werde voraussichtlich kurz nach Sonnenuntergang das Ziel seiner Fahrt erreichen, trafen Freunde und Bekannte umfassende Vorbereitungen zu einem feierlichen Empfang. Sie schmückten alle Vorhöfe und flachen Dächer der Häuser und Hütten mit Teppichen, Blumenkränzen und Lampen. Auf den Fluß setzten sie eine Flotte von hunderten von nußschalengroßen, irdenen Schiffchen, die mit einer winzigen Oelfracht und einem brennenden Dochte ausgerüstet, pfeilschnell stromabwärts schwammen und den Ankommenden zum lauten Entzücken des kleinen Ishuri Daß ein lichthelles „Willkommen!“ entgegentrugen. Am Ende der Landstraße wurde die heimkehrende Pilgerfamilie von der gesamten Dorfbewohnerschaft begrüßt und mit lautem Jubelruf unter dem Schein hellschimmernder Fackeln in ihr Haus geführt.

Ein Wort über die Seeverbindung Berlins.

Von

Vizeadmiral Batsch.

Unter dem Titel „das erste Seeschiff in Berlin“ brachte das Aprilheft dieser Zeitschrift im vorigen Jahr einen Aufsatz aus der Hand des Verfassers dieser Zeilen, der eine Seeverbindung der Hauptstadt ins Auge faßte. Man hat den Titel des Aufsatzes etwas laut und zuversichtlich finden wollen; denn, so meinten viele, es handele sich um einen Plan, dessen Gesicht von hoher Verheißung, in seinem Hintergrunde doch nur wenig begründet sei.

Als der Verfasser aufgefordert wurde, seine Ansichten über die unvermittelte Seeverbindung Berlins dem Druck zu übergeben, nahm er zuerst Anstand es gerade jetzt zu thun. Das Vorhandensein früherer Entwürfe war ihm bekannt; ebenso aber auch die verhältnismäßig geringe Teilnahme, welche jene Entwürfe gefunden hatten. Übrigens sind ihm die Einzelheiten derselben nicht bekannt ge-

worden; es bedurfte dessen auch nicht, weil sie einer Zeit angehören, die den heutigen Verhältnissen nicht mehr entspricht.

Es hat in dem obenerwähnten Aufsatz der Verfasser mehrfach betont, wie er zunächst die allgemeine Betrachtung über den Wert einer Seeverbindung Berlins als die Hauptsache ansehe, wie die größeren oder geringeren Schwierigkeiten der Ausführung hinter dieser Hauptsache zurückständen, und wie er sich an die im Einzelnen über diesen Punkt gegebenen Andeutungen nicht streng gebunden erachte. Dies letztere konnte um so weniger der Fall sein, als ihm damals nur eben die Generalstabskarte zur Verfügung stand. Auch gab er sich der Überzeugung hin, daß, wenn der Wert einer Verbindung feststünde, die Schwierigkeiten der Ausführung nur eine Kostenfrage seien, und zwar eine solche, die nicht geeignet sei, den Nutzen der Sache aufzuheben.

Nach allem, was bisher darüber gesagt, huldigt der Verfasser auch heute noch der Überzeugung, daß es nur darauf ankommt, ob man den Kanal will oder ob man ihn nicht will.

Ein anderer Umstand, welcher einer Anregung der Sache im Wege zu stehen schien, war die Ungelegenheit des Zeitpunktes; man nennt das heute „Inopportunität". Daß eine solche nur scheinbar vorhanden sei, hat sich der Verfasser keineswegs verhehlt, fühlte aber, daß der öffentlichen Meinung — namentlich in den beteiligten Kreisen — so wie sie war, etwas Gewalt angethan werde; die „Gloriole" des wirklich erreichten Nordostsee-Kanals genügte dem Selbstbewußtsein, und die Scheu vor weiterem Aufwand war damit in ihr Recht getreten.

Hoffentlich gelingt es dem Verfasser, zu zeigen, daß er doch wohlgethan, sich durch solche Gegengründe nicht bestimmen zu lassen, die Aufforderung, so wie sie seitens des Herausgebers der Zeitschrift an ihn herantrat, vielmehr zu benützen.

Es hätte noch ein weiterer Umstand hindernd eintreten können; das ist die nicht unerhebliche Gegnerschaft gegen einen solchen oder ähnlichen Plan überhaupt. Dahin muß man u. a. alle diejenigen rechnen, die man die „Unbedingten" einer jeden politischen und Volkswirtschafts-Richtung nennen möchte. Die Freihändler der Seestädte fürchten den überseeischen Mitbewerb der Hauptstadt. Wer zum Schutzzoll neigt, ist leicht bange vor der nicht abzusehenden Vermehrung der Einfuhr, und nur wer von beiden Extremen frei ist und der „nationalen Arbeit", der Entwickelung des Ackerbau- und Gewerbfleißes wirklich wohl will, erkennt zwar den Nutzen, scheut aber den Aufwand.

Man kann auch diejenigen zur Gegnerschaft rechnen, welche die Einträglichkeit und den Nutzen einer Seeverbindung Berlins lediglich berechnen nach den Ziffern der jetzigen Güterbewegung. Für die Aufnahme der Erzeugnisse des Gewerbefleißes nicht minder wie für die Verteilung der Einfuhr ist die Hauptstadt das Herz des Reichs, und die Entlöschung der ungebrochenen Schiffsfracht an einem Hafendamme Berlins bedeutet eine Erleichterung für den Handelsverkehr, die wohl geeignet ist, neue Beziehungen hervorzurufen. „Communications make trade, not trade communications" sagte der Engländer Sir Arthur Cotton,

als es sich um die Anlage neuer Kanäle in Verbindung mit Eisenbahnen in Indien handelte.

Die Binnenwasserstraßen beteiligen sich am Güterverkehr des Reiches mit 23%, und die Leistung des Odergebietes in Netto-Tonnen-Kilometer wird im Sympher'schen Nachweis angegeben zu 558 Millionen auf einer Straßenlänge von 320 Kilometer. Ein entsprechender Teil entfällt davon im Verhältnis auf die Strecke Stettin — Finow- und Spree-Kanal. Es wäre aber unrichtig und irreführend, wenn man annehmen wollte, eine ähnliche, und nicht viel höhere Tonnenzahl müsse zu Grunde gelegt werden, wenn die ungebrochene Seefracht in der Hauptstadt landen kann.

Ein Kanal nach Berlin ist sicherlich ein großes, aber nicht, wie ein norddeutsches Blatt[1]) sich ausdrückt, ein „ungeheuerliches" Werk. Daß unbedingte Befürworter des Bahn-Verkehrs sich dagegen aussprechen, braucht wohl kaum Wunder zu nehmen. Die Einsicht gewinnt immer mehr Platz, daß auch das beste Eisenbahnnetz der Wasser-Verbindung nicht entbehren kann.

Der schon erwähnte Sir Arthur Cotton sagte im Jahr 1883 über den Binnen-Verkehr, daß für etwa 40 Millionen Pfund Sterling Güter auf der Bahn transportiert würden, die für den zehnten Teil der Kosten per Wasser transportabel seien; und je weiter die Seefracht in das Herz des Landes eindringen kann, desto mehr fördert sie den Wasser-Verkehr des ganzen Landes.

Der Verfasser des April-Aufsatzes in der „Deutschen Revue" gab sich schon damals der Befürchtung hin, daß er selbst durch ungefähre Angaben über die Ausführung eines solchen Planes scharfe Beurteilung — namentlich seitens der Techniker — hervorrufen würde, und hat sich darin nicht getäuscht. Demungeachtet durfte er mit Befriedigung wahrnehmen, daß man selbst dem technischen Teile doch günstig gegenüber trat. Der Wortlaut des Vortrages, den der königliche Wasserbau-Inspektor Herr Germelmann zu Berlin über die Sache gehalten, liegt noch nicht vor; Verfasser dieses ist daher nicht in der Lage, seinen Standpunkt etwa hervorgetretenen Bedenken gegenüber aufrecht zu erhalten. Unterdessen genügt es ihm, daß, wie es scheint, auch dort die Ausführbarkeit des Kanales nicht in Abrede gestellt wird.

Sind die in einem Fachblatt[2]) gebrachten Auszüge richtig, so hätte der Herr Vortragende namentlich im Schluß betont, wie es ein Hauptfehler sei, für Schiffahrts-Wege nicht immer den kürzesten Weg zu suchen. Aber so manche Bauten der neuesten Zeit beweisen zur Genüge, daß eine solche Maxime, so richtig sie ist, doch nicht immer befolgt werden kann. Für den Nordostsee-Kanal war der bei weitem kürzeste Weg unzweifelhaft über Eckernförde nach Pelwormer Tief, denn diese Linie bezeichnete den geradesten und kürzesten Weg von Fehmarn via Helgoland nach dem englischen Kanal; man hat den weiteren Weg via St. Margarethen

[1]) Hannoverscher Kourier.

[2]) „Das Schiff."

vorgezogen, und es hat noch niemand die Befürchtung laut werden lassen, als könne der Handel Anstoß daran nehmen.

Vergleiche zwischen großen Bau-Unternehmungen dieser Art sind, wie der Verfasser dieser Zeilen zugiebt, mißlich; denn die Orts-Verhältnisse sind maßgebend für die Beurteilung; nichtsdestoweniger kann man, wenn es sich um das Maß zu überwindender Schwierigkeiten handelt, wohl auch den Manchester-See-kanal als Vergleich heranziehen. Der Vergleich ist auch insofern von Interesse, als gerade dort in recht helles Licht gestellt wird, was die Anhänger des Kanal-Verkehrs geltend machen. Dort äußerte der Erbauer des Bridgewater-Kanals bei Eröffnung der Liverpol-Manchester-Eisenbahn,[1]) daß, wenn man ein solches Ereignis vorausgesehen hätte, der Bau jenes Kanales sicher unterblieben wäre. Der Mann konnte nicht voraussehen, daß trotz der hundertfachen Vervielfältigung des Schienennetzes einige Jahrzehnte später nicht nur ein ganz neuer See-Kanal gebaut, sondern der alte Bridgewater-Kanal auch beibehalten und in einer damals unmöglich scheinenden Weise über den See-Kanal hinweggeführt werden würde. Und zwar wird dies thatsächlich mit einer als Teil des Kanales dienenden Drehbrücke geschehen.

In den Urteilen der Presse erscheint wiederholt die Bemerkung, wie der Verfasser des April-Aufsatzes sich in der Höhen-Schätzung verschiedener Orte geirrt habe. Ob der Irrtum hier — namentlich soweit es die Höhe Schwedts über dem Meere betrifft, — auf seiten des Verfassers oder des Kritikers ist, möchte der erstere noch unerörtert lassen und wird auch auf diesen Punkt nicht eingehen, solange ihm der Wortlaut des technischen Vortrages noch nicht zugänglich ist.

Daß die Einzelheiten des Entwurfes im Aprilaufsatz nicht bindend sein sollten, daß sie darauf auch keinen Anspruch machen konnten, wurde damals verschiedentlich betont; einmal war es zunächst nicht des Verfassers Beruf, irgendwie bindende Einzelheiten aufzustellen; ohne die Hilfe von sachkundigen Technikern würde er sich dem nicht unterziehen; andererseits dürfte es aber auch einem berufenen Techniker schwer fallen, Einzelheiten, insbesondere einen wenn auch nur annähernden Anschlag zu geben, wo es an jeder Vorarbeit fehlt.

Sich z. B. vom Tegeler See als Hafenbassin eine Vorstellung zu machen, liegt nahe und klingt einleuchtend; und doch liegt auch die Besorgnis nicht fern, eine Berliner Nachwelt könnte argwöhnen, daß das Geld der Väter bloß bis Tegel gereicht habe. Bei Tegel mit dem Kanalstrang aufzuhören, ist das leichteste, ihn bis ins Herz der Stadt hineinzuführen das schwerste. Es gelingt vielleicht nicht, den Exerzierplatz an der Nordbahn zu gewinnen, und doch ist es nicht außerhalb des Bereiches der Möglichkeit. Es tritt der Umstand hinzu, daß der Tegeler See einzig und allein von der Havel gespeist wird; das dürfte für die oberste Scheitelhaltung des Kanals nicht genügen. Es ist indes nicht angethan, schon jetzt auf Dinge einzugehen, die ganz wie dieser Punkt in jedem

---

[1]) Siehe: Wasserstraßen Nord-Europas von Th. M. v. Weber.

Falle einer eingehenderen Erörterung unterliegen müssen, ganz ebenso wie die dem Oderspiegel bei Schwedt zugemessene Höhe von angeblich „einem" Meter über dem Spiegel der See[1]).

Ob der Plan einer Seeverbindung Berlins zu den „Ungeheuerlichkeiten" zu rechnen, wird wohl noch dahingestellt bleiben dürfen; heute möge man sich vergegenwärtigen, daß um die Mitte des nächsten Jahrzehnts zwei Werke ihrer Vollendung entgegengehen, die für Deutschland von hoher und unschätzbarer Wichtigkeit sind; das ist die voraussichtliche Eröffnung des Nordostsee-Kanals und die Kanalisierung des eisernen Thores der Donau, und schon in der ersten Hälfte des Jahrzehntes wird man Seeschiffsfrachten direkt an die Bremer Speicher fahren sehen. Möge die Erkenntnis nicht ausbleiben, daß es eine Notwendigkeit ist, die See dem Herzen des Reichs näher zu bringen; schwingt man sich dazu auf, so kann man sicher sein, daß man um Rückfrachten seewärts am Hauptstapelplatz deutschen Gewerbfleißes nicht verlegen sein wird.

Ein Mitarbeiter Bismarcks.

In der Osternacht des verflossenen Jahres starb zu Friedenau bei Berlin an den Folgen eines Schlaganfalls der Wirkliche Geheime Ober-Regierungsrat Hermann Wagener im Alter von wenig über 74 Jahren. Sein Tod war für viele eine Veranlassung, sich des fast vergessenen Mannes noch einmal zu erinnern, und hier und da erhob man sich zu Worten der Würdigung und Anerkennung, wie man sie bei seinen Lebzeiten nur zu sorgfältig vermieden hatte. Mit diesen verschiedenen Nachrufen sind nach unserer festen Überzeugung die Akten über das Leben und Wirken dieses Staatsmannes keineswegs abgeschlossen und reponiert; die weitere Entwickelung wird das ihrige thun, den Vielgeschmähten glänzender zu rechtfertigen, als es irgend ein menschliches Urteil vermöchte. Es wird sich ausweisen, daß Wagener neben Rodbertus unter den sozialpolitischen Sehern unserer Zeit genannt zu werden verdient. Wir sprechen diese Erwartung mit um so größerer Zuversichtlichkeit aus, als wir den Anfang ihrer Erfüllung schon vor Augen haben, wie ein kurzer Rückblick auf Wageners 40jährige politische Thätigkeit bestätigen wird.

Es giebt einen Mann im deutschen Reiche, welcher den Geheimen Rat Wagener nie verkannt, sondern ihn bis zu diesem Augenblicke in seiner Bedeutung verstanden und geschätzt hat: das ist der Fürst Bismarck. Die Bekanntschaft der beiden Männer datiert aus dem Jahre 1848 und nahm bald einen sehr intimen, freundschaftlichen Charakter an. Damals gab es eine Zeit, wo Bismarck Wageners Mitarbeiter war, und zwar an der von letzterem redigierten „Kreuz-

[1]) Preußische Höhenkarten — allerdings älteren Datums — bemessen die Höhenlage von Schwedt auf 40 Fuß.

zeitung". Es ist beachtenswert, wie beide, echte Kinder ihrer Zeit, durch zwei ganz moderne Mächte in das öffentliche Leben eingeführt sind, Bismarck durch den Parlamentarismus (im Vereinigten Landtage), Wagener durch die Presse. Die Krone, die er sich auf diesem Felde erkämpft, war, wie man in seinen Memoiren nachlesen kann, von Lorbeer und Dornen geflochten. Hatte er auch nach äußeren Zeichen der Anerkennung sich nie gesehnt, auf ein solches Maß von Mißverstand und Widerstand gerade im Schoße des Ministeriums war er doch nicht gefaßt gewesen, und es ward für ihn der Grund zum Rücktritt von der Chefredaktion. Wir fügen zur Charakteristik dieser Zeit zwei Briefe ein, den einen von dem alten Konsistorialpräsidenten Grafen Voß vom Juli 1852; er lautet in seinen wesentlichen Sätzen:

„Jemand, den Sie, lieber Herr W., für wohlunterrichtet werden müssen gelten lassen, schreibt mir: W. hat Recht, wenn er sagt, daß M. sehr unwahr sei. Seine Unwahrheit fängt aber nicht, wie bei vielen Leuten, mit dem Lügen an, denn er ist ein rechtlicher, uneigennütziger, unegoistischer Mann. Sondern bei dem Pilatischen: Was ist Wahrheit? und wenn man von diesem gerade fortgeht, so kommt man auch bei der Lüge an, ebenso wie der Unglaube an die Offenbarung zum Unglauben an den eigenen Verstand und die eigene Vernunft führt, kurz zum Unglauben an alles außer an Gespenster."

Das andere Schreiben aus der Feder des General von Gerlach d. d. 30. Januar 1853, meldet:

„Gegen die Kreuzzeitung zieht sich, wie ich das Ihnen schon gestern sagte, wegen der heftigen antibonapartistischen Artikel ein Ungewitter zusammen, das von der übelsten Art ist. Man droht mit Concessionsentziehung und dergl., und bei der Wut eines Theils der Minister gegen das Blatt, bei der Schwäche des andern Theils und bei der schiefen Lage, in die diejenigen, welche dies Unheil verhindern könnten, sich gesetzt haben, fehlt mir jede sichere Aussicht, dieses Ungewitter abwenden zu können. — — Das Bündniß gegen die Kreuzzeitung ist ein mächtiges und gefährliches; die Bundesgenossen sind Rache, Feigheit, Krypto-Bonapartismus und Büreaukratie. Man könnte sagen, es thut nichts, wenn die Zeitung im Kampfe gegen Bonaparte fällt. Das kann ich aber doch nicht so ganz zugeben, denn 1. wird ihr Fall eine große Lücke lassen, 2. ist ihr Fall eine Schmach für unser Land. — — Ich habe noch keinen Artikel der Kreuzzeitung gegen Bonaparte gelesen, der mir nicht aus der Seele geschrieben gewesen wäre. Die Hundehochzeit, welche dieser Mensch in Paris feiert, ist ärger als Alles, was man davon sagt oder gesagt hat."

Mit wie kleinlichen Mitteln die Gegner der Zeitung operierten, zeigte der in Briefen des Geh. Kabinetsrats Niebuhr erwähnte Umstand, daß dem Könige vorgelogen wurde, die Abonnentenzahl des Blattes nehme beständig ab.

Die „Neue Ära" fand Wagener als Führer der ganz kleinen, aber nichtsdestoweniger sehr mächtigen und sogar parlamentarisch ausschlaggebenden Partei. Die kurze Ministerherrlichkeit jener Tage wird durch eine köstliche Anekdote illustriert, die der jüngere Manteuffel in einem Briefe an Wagener erzählt: Selchow

habe sich an Jagow, der nur eine Gastrolle im Ministerium des Innern gab und als Oberpräsident in Potsdam starb, mit dem Ersuchen gewandt, ihm seinen Ministerrock zu verkaufen, worauf jener auch eingegangen sei, aber mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, der Rock gehöre ursprünglich Auerswald, und dieser habe sich das Rückkaufsrecht ausbedungen! Allerdings kam ja Auerswald nicht in die Lage, dieses auf dem Wanderrock haftende Servitut geltend zu machen.

Sogleich mit dem Eintritt Bismarcks in das Ministerium trat Wagener, der beständig mit ihm in Fühlung geblieben war, zu ihm in das Verhältnis seines parlamentarischen Vertrauensmannes, bis ihn sich Bismarck zu seinem Geburtstage im Jahre 1866 als vortragenden Rat aufbauen ließ und so, wie ein Freund an W. schrieb, aus dem geheimen Rat ein öffentlicher wurde, um es sieben Jahre lang zu bleiben. Aus dieser Zeit liegt uns ein interessantes Dokument über die Beziehungen der beiden Männer vor. Wagener hatte am 27. Februar 1872, also im Beginne des Falk'schen Kulturkampfes, nachfolgende Eingabe an den Fürsten gerichtet:

„E. D. verfehle ich nicht ganz gehorsamst zu melden, daß ich heute sehr unwohl und arbeitsunfähig bin. Die Vorwürfe gestern Abend haben mir sehr wehe gethan, umsomehr als ich daraus die Überzeugung gewinnen muß, daß meine Kräfte meiner Aufgabe nicht mehr gewachsen sind."

Der Bescheid, ein schönes Zeugnis von der Herzlichkeit des Verhältnisses, ist gleich auf demselben Bogen mit Bleistift in den bekannten riesigen Schriftzügen gegeben und lautet, wie folgt:

„Ich hoffe, daß Sie bald wieder hergestellt sein werden, und bitte Sie, mir in meinem nervösen und kranken Zustande nicht durch Verstimmung über Äußerlichkeiten das Leben noch schwerer zu machen, als es ohnehin mir schon ist. Sie sind der Einzige in meiner Umgebung, mit dem ich rückhaltslos offen mich ausspreche, und wenn ich das nicht mehr kann, so sticke ich an meiner Galle. Vorwürfe habe ich Ihnen nicht sowohl als dem Geschäftsgange im Staatsministerium gemacht, und wenn auch ersteres der Fall wäre, so sollte ich meinen, daß Sie einem so alten und vielgequälten Freunde etwas zu Gute halten könnten. Der Ihrige

d. d. Feb. 72. v. B.

Man geht hiernach wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß Wagener recht genau in Bismarcks politische Gedanken und Intentionen eingeweiht war, und daß seine Veröffentlichungen, die er darüber in seinen Memoiren und anderwärts (auch in diesen Blättern) gemacht hat, wertvoller und zuverlässiger sind als die anspruchsvollen Kombinationen mancher andern Leute, die nur von weitem den Rauch aus der Bismarck'schen Schmiede aufsteigen sehen, ohne jemals hineinzukommen.

Im Jahre 1873 nahm Wagener, weniger infolge der Lasker'schen Angriffe als anderer sich dazu wie Ursache und Wirkung verhaltender Umstände seinen Abschied — übereilt, dürfen wir mit ihm selbst sagen, da, wie der betreffende nichts weniger als wohlwollende Erlaß des damals vom Grafen Roon präsi-

dierten Staatsministeriums ausdrücklich konstatiert, sich in der angestellten Untersuchung nicht ein einziger Punkt ergeben hatte, der zu einer Dienstentlassung im Disziplinarwege hätte führen können. Als Wagener damals dem Grafen Roon seinen Entschluß zu demissionieren mitteilte, fügte er hinzu: „Ich gehe, aber Eure Excellenz werden mir bald folgen.“ Diese Prophezeiung traf bekanntlich 8 Monate später ein. Mit diesem freiwilligen Ausscheiden aus seiner amtlichen Stellung hörte die regelmäßige Mitarbeiterschaft Wageners für den Reichskanzler freilich auf, aber gelegentlich hat sie, soviel wir wissen, bis in die allerjüngste Zeit stattgefunden, ja vielleicht möchte eine Vergleichung der inneren Politik der letzten zehn Jahre mit der des vorangehenden Dezenniums zu dem Ergebnis führen, daß Wageners Einfluß in neuester Zeit größer gewesen ist als vordem.

Gewisse Leute haben sich redlich bemüht, das Band, welches zwischen den beiden Männern bestand, zu zerreißen, und man verschmähte dazu auch das Mittel nicht, den Geheimrat Wagener der Absicht zu bezichtigen, sich an die Spitze einer Art von Opposition oder Intrige gegen den Reichskanzler zu stellen. Zur Intrige fehlte dem ehrlichen und mutigen Manne das Zeug; gelegentlich anderer Meinung zu sein wie sein Chef, ist ihm freilich passiert, und er hat es nicht unterlassen, dies alsdann auch auszusprechen; wie wenig er aber daran gedacht hat, in offene Gegnerschaft gegen denselben zu treten, das beweisen doch alle seine Veröffentlichungen zur Genüge. In der Zeit, als jene Verdächtigungen an Bismarck gelangt waren, schrieb derselbe an Wagener:

d. d. Varzin, 8. 9. 76.

„Ich würde es sehr bedauern, eine so bedeutende Kraft wie die Ihrige in einer der meinen widerstrebenden Richtung thätig zu sehen, aber — — — die etwaige Verschiedenheit unserer Wege in dem jedenfalls kürzeren Rest unseres Lebens wird für mich nicht das Band zerreißen können, welches 30 Jahre freundschaftlicher Beziehungen und gemeinschaftlicher Kämpfe geschaffen haben.“

und Wagener erwiderte darauf:

„. . . ich erdreiste mich, über Neider und Verleumder hinweg und ohne Rücksicht darauf, was sonst geschehen mag, jedenfalls die mir dargebotene Freundeshand zu ergreifen und die Versicherung hinzuzufügen, daß, was auch sonst an mir in Zweifel zu ziehen sein mag, ich Ihnen niemals Veranlassung geben werde, an meiner Treue gegen Eure Durchlaucht selbst zu zweifeln.“

In dieser Gesinnung sind beide Männer bis zuletzt zu einander geblieben, wie die Antwort des Fürsten Bismarck auf die Anzeige von dem Tode Wageners bezeugt; er schreibt:

„Ich verliere in dem Verstorbenen einen langjährigen Mitarbeiter, der in schweren Zeiten mir mit seinem reichen Wissen und seiner unermüdlichen Thätigkeit tapfer zur Seite gestanden hat.“

Wageners Charakter bot eine eigentümliche Mischung von Sprödigkeit und Weichheit dar. Ist das erstere an den Mißerfolgen seines Lebens mit

Schuld gewesen, so hat das zweite ihn befähigt, gerade in seinem Unglück außer Gottes Hand nur seine eigenen Fehler zu sehen und seinen Feinden ein Herz voll Versöhnlichkeit entgegenzubringen. So hat auch alles Widrige, was ihn traf, ihn nicht verbittert oder verdüstert, sondern nur sein Mitgefühl für anderer Bedrängnisse gesteigert, und in solchem Frieden ist er zu seiner Ruhe eingegangen.

Es ist eine interessante Aufgabe, Bismarck und Wagener, welche so lange und so eng verbunden gewesen sind, mit einander zu vergleichen. Bismarck ist der Sohn eines kleinen Landedelmannes, Wagener der eines Dorfpastors. „Junker und Pfaffen" sind, auch ohne die von Liberalen beliebte Zusammenstellung, seit lange auf einander angewiesen. Wo es mit rechten Dingen zugeht, da steht der Pastor, schon aus der Hauslehrerzeit vielleicht bekannt, zu seinem Patron in einem auf Respektierung der beiderseitigen Würde und Anerkennung der persönlichen Vorzüge beruhenden Freundschaftsverhältnis. Manche Züge eines solchen Verhältnisses begegnen uns wieder in dem Verhältnis zwischen diesen beiden Männern. Bismarck war und blieb der Junker, das Wort mit jenem guten Klange genommen, den es sich in der brandenburgisch-preußischen Geschichte erworben hat; ein Mann, zu einer leitenden und gebietenden Stellung geboren; durch und durch Praktikus, aber ausgerüstet mit einer genialen Konzeption, die ihn das unbedeutendste Vorkommnis seiner gutsbesitzerlichen Praxis für die großen politischen Fragen verwerten läßt: wir erinnern an die Zitate aus dem Munde seiner Varziner Arbeiter in seiner Rede über Altersversicherung. Nicht als wäre Wagener Theoretiker gewesen; er hat sich nicht mit Unrecht in seinen anonym erschienenen Schriften einen „praktischen Staatsmann" genannt und mehr als einmal seinen Unwillen über die Politiker verlautbart, die mit Ideen statt mit Thatsachen, mit den Dingen, wie sie sein könnten oder sollten, statt mit den Dingen, wie sie sind, rechnen wollen. Aber er war Philosoph im Sinne des Altertums, ausgerüstet mit einem ungeheuren und prompten Wissen, aus welchem heraus er die Dinge der Gegenwart scharfsinnig zu beurteilen und ihren Verlauf zu berechnen vermochte. Bismarck soll ihn sein Konversationslexikon genannt haben; dies war jedenfalls zutreffend in dem Sinne, daß Bismarck in diesem Mitarbeiter stets die völligste Übereinstimmung und das reiffste Verständnis in Bezug auf seine eigenen leitenden Gedanken, gepaart mit der Fülle des erläuternden historischen und philosophischen Details, vorfand. Dies ist ja auch der Charakter des wirklichen von Wagener herausgegebenen Konversationslexikons, welches bestimmt ist, dem christlich und monarchisch gesinnten Volke Deutschlands in allen Fällen Aushilfe und Belehrung zu gewähren, wo bei dem Studium politischer Auseinandersetzungen und Vorgänge oder auch bei der Ausübung öffentlicher Pflichten sich der Einsicht des Einzelnen Schwierigkeiten in den Weg stellen. Es hätte sich wohl empfohlen, eine zweite Auflage dieses in seinen politischen Artikeln klassischen Werkes zu veranstalten, anstatt mit der Herausgabe einer neuen konservativen Encyklopädie vorzugehen.

Was die religiöse Stellung der beiden Männer anbetrifft, so sind zunächst beide sprechende Beweise dafür, daß ernste Frömmigkeit sich wohl mit Shake-

speare'schem Humor und nüchterner, praktischer Thätigkeit verträgt. Allein Bismarcks Christentum hat, wie das bei so vielen Protestanten der Fall ist, eine sehr individualistische Färbung; es ist hierfür charakteristisch, daß er im Feldzuge 1870/71 die Losungen der Brüdergemeinde, dieser Stiftung des allersubjektivsten Gottesmannes, als Andachtsbuch mit sich führte. In der Kirche als Organismus sieht er eine politische Macht, was sie ja leider auch geworden ist, die er gleich anderen Figuren auf dem politischen Schachbrette zu verwerten strebt.

Wagener, der als Student durch die Lektüre des Römerbriefs zum lebendigen Glauben gekommen war und infolge fortgesetzter Beschäftigung mit Theologie durch seine Kenntnisse auf diesem Gebiete manchen Pfarrer beschämen konnte, befand sich unter den Ersten, welche das aus England kommende Zeugnis von der Wiederherstellung des Apostolats annahmen; er wurde, wie man sich vulgär auszudrücken liebt, „Irvingianer" und bekleidete in dieser Gemeinschaft das Amt eines Diakons. Diese seine kirchliche Stellung war insofern auch für seine politische Haltung bestimmend, als er gelernt hatte, die jetzige Zeit als die Zeit des Endes im Sinne der h. Schrift und die französische Revolution als den Anfang des Endes anzusehen, wobei es schließlich dahin kommen werde, daß alle christlichen Institutionen hinweggeschwemmt und an ihrer Stelle ein neues Reich der gottesleugnerischen Verwirrung gestiftet werde — bis der Herr in Herrlichkeit erscheine, um Sein ewiges Reich aufzurichten. Bei solchen Aussichten hielt er es nicht für die Aufgabe, wie man oft gedankenlos daraus gefolgert hat, alles gehen zu lassen, da man dem Unheil doch nicht entgehen könne. „Konservative Gesinnung," schrieb er unter sein Porträt, „ist etwas Höheres und Tieferes als der kleinmütige Wunsch, das, was man hat, möglichst langsam zu verlieren." Vielmehr hielt er es für die Pflicht aller Treuen, sich unter der Fahne des Kreuzes zu sammeln und zu „stärken das Übrige, das sterben will," d. h. das, was von christlicher Ordnung noch übrig ist, aber ebenfalls mit dem Untergange bedroht wird, festzuhalten und zu verteidigen und zu einem Sammelpunkt und Bollwerk für die Gleichgesinnten zu machen.

Wie jene unter dem Namen „Irvingianismus" bekannte kirchliche Bewegung nicht irgend einen früheren Zustand der Kirche repristinieren und verewigen, sondern unter Inbetrachtnahme der ganzen seitherigen Entwickelung und unter Anerkennung und Verwertung alles im Laufe der Jahrhunderte zu Tage getretenen Guten allen alles sein und den Anstoß zur Sammlung aller Treuen aus allen Konfessionen zu der wesentlichen Einheit der Kirche geben will, so lag es Wagener durchaus fern, Reaktion machen oder seine Partei auf irgendwelche Einseitigkeiten, mochten es konfessionelle oder politische oder soziale sein, einschwören zu wollen, und es gab damals wirklich eine Zeit, wo die konservative Fraktion sich als ein Mikrokosmus der Kirche wie der Gesellschaft darstellte: neben Wagener standen an ihrer Spitze v. Blankenburg, ein Altlutheraner, und v. Below, ein Gichtelianer, und noch hatte der Ultramontanismus es nicht fertig gebracht, die konservativen Katholiken mit Demokraten in einer konfessionellen Fraktion zusammenzuschweißen; gleichzeitig stand der Landjunker mit dem Handwerker Schulter an Schulter in

gegenseitiger Würdigung und gemeinsamer Arbeit. Wagener hat selbst diese Zeit die Zeit der ersten Liebe genannt, wo man sich in gemeinsamer Not zusammengefunden und lieb gewonnen habe, und es war ihm nichts Befremdliches, daß man von diesem Berge wieder herabsteigen mußte.

In dieser Zeit haben sich ja auch Bismarck und Wagener gefunden. Was sie zusammenführte und nicht wieder auseinander gehen ließ, war der Umstand, daß sie beide wie wenig Andere den wahren Gehalt der durch Deutschland zitternden Bewegung zu unterscheiden wußten. Vernahm das Ohr des zukünftigen leitenden Staatsmanns vornehmlich den Ruf der nationalen Sehnsucht nach Einheit und nach der Deutschland gebührenden Machtstellung in Europa, so unterschied Wagener besonders die sozialen Töne in dem unruhigen Brausen des Volkes. Diese Töne immer genauer zu erfassen und artikuliert wiederzugeben, ist seitdem die Hauptarbeit seines Lebens geblieben, und es gelang ihm, dieses Gebiet wie wenige zu beherrschen. Vor uns liegt ein Brief Lassalles an Wagener, geschrieben wenige Monate vor dem tragischen Ende des großen Agitators; derselbe hat folgenden Wortlaut:

„Geehrter Herr! der Unterzeichnete erlaubt sich, folgende Bitte an Sie zu richten: Im vorigen Jahre haben Sie eine in der Kreuzzeitung veröffentlichte Rede in einer Sitzung des Preußischen Volksvereins gehalten, in welcher Sie in gewisser Weise eine Königliche Diktatur forderten. Zu meiner juristischen Verteidigung in der am 12. März vor dem Staatsgerichtshofe zur Verhandlung kommenden Hochverratsanklage würde diese Rede einen interessanten und nützlichen Beitrag bilden. Würden Sie die Güte haben, mir die betreffende Nummer der Kreuzzeitung zu leihen oder sie mir wenigstens genau nach ihrem Datum zu bezeichnen? Verzeihen Sie die Freiheit, mit welcher ich mich um Auskunft direkt an die beste Quelle wende, und genehmigen Sie die Versicherung der besonderen Hochachtung, mit der ich die Ehre habe zu zeichnen u. s. w.

Wir führen diesen Brief an, weil er grade von dem Punkte redet, an welchem sich die beiden Männer berührten: die Forderung einer starken Staatsgewalt als Vorbedingung der Lösung der sozialen Frage. Aber im übrigen scheiden sich ihre Wege. Wagener erkannte als den schwächsten Punkt in der Theorie des Sozialismus die Zuspitzung des Gegensatzes auf das produzierende Kapital, während es vielmehr das spekulierende Kapital sei, welches aus seinen verschiedenen „Ringen" gleichmäßig für Arbeitgeber wie Arbeitnehmer eine Sklavenkette schmiede. Diesen Gedanken hatte Wagener noch in seiner letzten Denkschrift, gleichsam seinem sozialpolitischen Testament, besonders prägnanten Ausdruck gegeben, gipfelnd in der Forderung, daß der Staat die von dem großen Geldkapital usurpierte Beherrschung der Volkswirtschaft als eine eminent politische Angelegenheit in die Hand nehmen müsse. Wir teilen zur Illustration einen Passus aus einem Briefe des alten Grafen Voß vom Jahre 1853 mit; derselbe schreibt:

„Ich warne vor dem currenten (Huber) Gegensatz: politisch und sozial. Er enthält eine Welt von Irrlehren. Das Erste, was von der sozialen Frage zu sagen ist, ist, daß sie eben eine politische, daß sie identisch mit den

politischen Fragen des Tages ist. Keine societas ohne Obrigkeit, und Obrigkeit ist ein grundpolitischer Begriff — politisch in der Familie, politisch im Königreiche der Himmel und in allen dazwischenliegenden Sphären. Warum nennt man die Organisation ritterschaftlicher Corporationen und die Befestigung des Grundbesitzes politisch, und die Organisation von Handwerkerinnungen und die Befestigung des Gewerbes sozial? Dieses ist so politisch und jenes so sozial wie jenes."

Es mag sein, daß Wagener sich anfänglich zu viel von den Handwerkern versprochen hat, welchen er durch Errichtung der Gewerbehalle und der Gewerbebank auch praktisch zu Hilfe zu kommen suchte. Wenn seine dahinzielenden Bemühungen im großen scheiterten, so finden wir die Ursachen hierzu in einem Bismarck'schen Briefe in voraus skizziert, den derselbe am 27. April 1853 von Frankfurt a. M. an Wagener richtete; es heißt dort:

Frankfurt, 27. 4. 53.

Ich habe mir bisher viel von der Wiederaufhebung der Gewerbefreiheit versprochen, daß es aber damit allein nicht gethan ist, beweisen die hiesigen Zustände. Das Zunftwesen ist hier bisher intakt, und man vermißt keinen der Nachteile, die es mit sich führt: übermäßige Theurung des Fabrikats, Gleichgiltigkeit gegen Kundschaft und deshalb nachlässige Arbeit, langes Warten auf Bestellung, spätes Anfangen, frühes Aufhören, lange Mittagszeit bei Arbeiten im Hause, Mangel an Auswahl fertiger Gegenstände, Zurückbleiben in technischer Ausbildung und viele andere von den Mängeln, die ich stets zu tragen entschlossen gewesen bin, wenn ich dafür einen conservativen befriedigten Handwerkerstand haben kann. Diese Entschädigung für jene Übel fehlt aber hier in noch höherem Maße als in Berlin; man findet hier kaum einen Handwerksburschen von anderer als entschieden demokratischer Richtung, und selbst die Meister, mit Ausnahme einer mehr von der katholischen Geistlichkeit als durch eignes Interesse zusammengehaltenen conservativen Phalanx gehören der Bewegungspartei an und treiben den Unsinn zum Theil soweit, daß sie ihren Gesellen während der Arbeit, an der sie selbst nicht theilnehmen, die Schriften der rothen Demokratie vorlesen. Ich suche die Ursache dieser Erscheinung in dem neidischen Gleichheitsgefühl, welches den wohlhabenden Handwerker antreibt, mit dem Handelsherrn und Banquier an Luxus oder mit den Studirten der hiesigen Republik an Einfluß zu wetteifern. Wenn man den Sammet und die Seide der Handwerkerfrauen, die elegante Einrichtung der Wohnungen sieht, wird man leicht klar über die Quelle der Unzufriedenheit, die auch für den Handwerkerstand zum großen Theile Gewinn von einer Umwälzung erwarten läßt. Die corporativen Verbände sind hier weit entfernt, eine Grundlage christlicher Zucht und Sitte zu bilden, sie dienen vielmehr nur zum Tummelplatz untergeordneter politischer und persönlicher Zänkereien und als Mittel, die Ausbeutung des Publicums und den Ausschluß der Concurrenz mit Erfolg zu betreiben. Ich entnehme aus diesen Erscheinungen noch kein Motiv, meine bisherige Überzeugung in diesen Fragen zu desavouiren, und gebe gern

zu, daß die Resultate eines Systems in der hiesigen Kleinstaaterei anders sind als in einem großen Lande, aber leugnen kann ich nicht, daß mich diese Erscheinungen stutzig gemacht haben."

Aus Wageners Memoiren ist bekannt, wie er politisch wie persönlich in den 40er und 50er Jahren eng mit dem alten Präsidenten v. Gerlach verbunden war. Zwanzig Jahre später finden wir den alten Gerlach als Hospitanten des Zentrums, den Geheim-Rat Wagener aber von seinen Fraktionsgenossen im Stich gelassen, nicht zum mindesten deshalb, weil er in der Zwischenzeit einer der hervorragendsten Gehilfen einer Politik gewesen war, welcher die Mehrzahl der Konservativen je länger je mehr eine Opposition entgegengesetzt hatten. Wir können nicht umhin, auf die Ursache dieser Erscheinung einzugehen.

Hatte schon die nach Kriegsrecht erfolgte Depossedierung einiger deutscher Fürsten im Jahre 1866 für manchen einen Wermutstropfen in den Freudenbecher fallen lassen, so ward man in denselben Kreisen noch schwerer verstimmt durch den alsbaldigen Friedensschluß des Ministeriums mit der bisherigen Opposition, soweit sie sich nicht als Fortschrittspartei versteinerte. Als wäre nicht die Bedingung dieses Friedensschlusses gewesen, daß die Opposition sich selbst desavouierte, indem sie eben aufhörte, Opposition zu sein! Es bestand wohl bei einem oder dem anderen Minister die Neigung, durch die Vorlegung eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes dem konstitutionellen Moloch zu huldigen. Es war aber staatsmännisch großartiger und weiser, daß man durch Verleihung des allgemeinen und direkten Wahlrechts die liberale Schablone übertrumpfte, und dies ist nicht zum geringsten das Verdienst des „Reaktionärs" Wagener, während allerdings wiederum viele seiner Parteigenossen sich nur mit Widerwillen entschlossen, diesem in ihren Augen demokratisierenden Vorschlag des Grafen Bismarck zuzustimmen. Wageners Gesichtspunkt bei seiner Empfehlung des gleichen direkten Wahlrechts war einmal der, auch die besitzlose Klasse zur politischen Mitarbeit heranzuziehen und für den Staat zu interessieren, und der Dank war die Erwählung Bismarcks durch die Elberfelder Arbeiter; des weiteren aber wollte er dadurch die Massen in Fluß bringen, um zur Organisierung neuer korporativer Verbände an Stelle der verloren gegangenen Stände zu gelangen. Dieser Gedanke ist schon in einem 1850 abgeschlossenen Kartell zwischen der „Kreuzzeitung" und der „freimütigen Sachsenzeitung" ausgesprochen in folgenden Sätzen:

„Ein Volkshaus ist zu bilden aus den Spitzen der wiederzuerstrebenden organischen Gliederung des Volkes. — Um eine organische Gliederung des Volkes möglich zu machen, halten wir für notwendig Dezentralisation der Verwaltung, Beseitigung der Bureaukratie, Wiederherstellung der Autonomie der Gemeinden, Aufhebung der Begünstigung des großen Kapitals, Wiederherstellung der Zünfte und Innungen."

Die Kluft zwischen Bismarck und der konservativen Fraktion erweiterte sich durch den Kulturkampf, zu welchem Wagener in seiner vielberufenen Jesuitenrede Stellung nahm, eine Kundgebung, in welcher er sowohl jede Gemeinschaft mit

den professionsmäßigen Kirchenfeinden ablehnte, als auch die Grenzen bezeichnete, welche der Staat bei seiner Aktion notwendig inne halten müsse. Er kannte die römische Kirche gut genug, um zu wissen, daß von einer eigentlichen Unterwerfung dieser Weltmacht nicht die Rede sein könne, und er hat damals mehr als einmal daran erinnert, daß Rom überhaupt erst einmal, und zwar von D. Martin Luther besiegt worden sei. Er teilte ebensowenig wie Bismarck die Illusion des redlichen Falk, durch preußische Gesetze das Wesen der römischen Kirche ändern zu können. Für Bismarck war das Ganze nur eine durch Erfahrungen der innern und der äußern Politik gebotene nachdrückliche Geltendmachung der staatlichen Machtmittel, um es Rom zu Gemüte zu führen, daß es in seinem eigenen Interesse liege, sich mit dem Deutschen Reiche nicht so feindselig wie bis dahin zu stellen. Wenn er sich dabei zu mehr Konzessionen nach links entschließen mußte, als ihm selbst willkommen war, so war daran wiederum der Umstand schuld, daß er bei den Konservativen nicht die wünschenswerte Resonanz und Unterstützung fand.

Endlich ist als ein Streitpunkt zu nennen die Frage der Selbstverwaltung der Provinzen, die zum ersten Male gelegentlich der Bewilligung des Hannoverschen Provinzialfonds und demnächst bei der Vorlegung der Kreisordnung zur Diskussion stand. Der Widerstand der Konservativen war hierbei um so befremdlicher, als Dezentralisation und Selbstverwaltung durchaus konservative Gedanken sind, während der Liberalismus sich durch Wahlverwandtschaft zu einer allmächtigen Bureaukratie hingezogen fühlt. Für die Allgemeinheit war die Folge dieser Opposition der Pairsschub und Bismarcks zeitweiliger Rücktritt vom preußischen Ministerpräsidium, welches in die Hände des Grafen Roon kam, für Wagener aber wurden diese Vorgänge auch noch persönlich insofern verhängnisvoll, als er durch dieselben veranlaßt wurde, seinen Abschied zu erbitten. Nach seiner Überzeugung war die Nonchalance und Unklarheit, mit welcher Graf Eulenburg die Kreisordnung im Herrenhause vertreten hatte, die Hauptursache der eingetretenen Krisis, und er verfehlte nicht, dieser Überzeugung deutlichen Ausdruck zu geben. Ein Vierteljahr darauf erfolgte Laskers Angriff, dem Graf Eulenburg nicht fern gestanden haben soll.

Schon nach Annahme des Schulaufsichtsgesetzes hatte Wagener den Versuch einer Reorganisation der konservativen Fraktion gemacht; in der darauf bezüglichen Denkschrift stellte er folgende Punkte auf:

„In Preußen ist nur noch eine konservative Partei möglich und gedeihlich, welche mit der Regierung Hand in Hand geht und zugleich eine deutsche ist. Auf der andern Seite kann aber auch die Regierung des Rückhalts einer konservativen Partei um so weniger entbehren, als dieselbe für gewöhnlich nicht ohne und gegen die Majorität zu regieren vermag und in Ermangelung einer festen Basis die politische Entwickelung sich sehr bald auf einer abschüssigen Bahn nach links bewegen würde.

Es ist nicht allein im Interesse der Regierung, sondern noch mehr im Interesse derjenigen Bestandteile der bisherigen konservativen Fraktion und Partei, welche die Regierung wenigstens in den entscheidenden Fragen zu unter-

stützen gedenkt, ein unabweisliches Bedürfnis, die Partei auf andere Grundlagen und mit einem neuen Programm zu rekonstruiren.

Die Fragen, welche bei dieser Reconstruktion in den Vordergrund treten, sind: die monarchische, die nationale und die sociale und in Verbindung mit den beiden letzteren die kirchliche, soweit diese überhaupt Gegenstand der politischen Aktion sein kann und darf."

Dieser Versuch, zunächst erfolglos, kann als der erste Anstoß zur Bildung der deutschkonservativen Fraktion angesehen werden, welche einige Jahre danach durch von Blankenburg, Graf Finkenstein-Ziebingen und Wagener, den Verfasser ihres Programms, aus der Taufe gehoben wurde. Seitdem sind die Konservativen wieder mit Verständnis und Erfolg in die politische Aktion eingetreten, und sie haben insonderheit erkannt, daß der Partei die Zukunft gehört, welche auf die soziale Frage die richtige Antwort findet. Zeugen dafür waren die sozialkonservativen Versammlungen im Winter 1880 in Frankfurt a. M. und im Mai 1881 in Berlin, deren Seele Wagener war. Wir schöpfen daraus die Zuversicht, daß die Konservativen es sich nicht mehr lange gefallen lassen werden, daß Wagener ihnen gegenüber von sozialdemokratischer Seite als Autorität zitiert wird, sondern daß sie ihn für sich reklamieren werden als der Besten einen, dessen Bild durch Bosheit oder Feigheit doch nicht auf die Dauer verdunkelt werden kann. Wie die Töne der „Reichsglocke" über Bismarck kläglich verstummen mußten, so wird man aufhören, aus Wageners Unglück einen sittlichen Vorwurf für ihn zu machen.

Es ist ihm ergangen wie seinem Chef. Wie man aus dem Herrn v. Bismarck nicht klug wurde, ihn bald als einen Erzreaktionär, bald als einen gefährlichen Durchgänger taxierte und für seine deutsche Politik anfänglich nur eine pathologische Behandlung für angebracht hielt, hat man auch Wageners Konservatismus für ein mixtum compositum angesehen und seine sozialen Reformgedanken als Phantastereien verlacht. Aber in beiden Fällen haben sich die Urteile allmählich geändert: Bismarck steht als der erste Staatsmann des Jahrhunderts da, und Wagener hat die Inaugurierung der von ihm empfohlenen königlichen Sozialreform durch die berühmte Botschaft vom 17. November 1881 und die ersten in dieser Richtung gethanen gesetzgeberischen Schritte noch erlebt. Die Liebe zu unserm Vaterlande ebenso wie die Teilnahme für den heimgegangenen konservativen Staatsmann läßt uns hoffen, daß, was er gedacht und geplant, weiter zur Wahrheit werde und uns vor den Schrecken einer Revolution bewahren möge.

Pfingsttage im Elsaß 1874.

Von

A. von Freydorf.

(Schluß.)

Der folgende Tag, Pfingstmontag, war ganz den Kriegserinnerungen gewidmet. Nach gemeinschaftlichem Frühstück gingen wir, die Wagen auf 12 Uhr bestellend, südlich zum Hagenauer Thor hinaus, um das Feld und die Schauplätze des Treffens vom 4. August 1870 zu besichtigen. Am Morgen jenes für Deutschland so segensreichen Tages stand hier General Douay mit der zweiten Division des ersten Mac Mahon'schen Korps. Ein französisches Bataillon des 74. Linien-Regiments hatte die Stadt, ein Bataillon des 1. Algier-Tirailleur-Regiments den Rest der Festungswerke besetzt, andere Bataillone waren auf den südwestlichen Höhen und hatten besonders auf dem Gaisberg ein Zeltlager aufgeschlagen.

Während wir so vom Hagenauer Thor aus auf der Chaussee dahingingen, wurden alle diese Erinnerungen wieder wachgerufen. Scheffel zeigte hinüber nach dem Berge nordöstlich: „Dort stand die bayrische Batterie auf der Höhe südlich von Schweigen, die eröffnete das Feuer auf Weißenburg, als gerade die Soldaten noch im Biwak abkochten . . . Dort den Bahnhof hatte General Pellé mit den Turkos besetzt — und gut gedeckt lagen sie in den Dämmen!"

Wir sahen alles im Geist und ach! auch in Wirklichkeit: überall am Wegrain, auf den Feldern und Wiesen, hier und dort, die vielen kleinen weißen Kreuzchen — — die da so feierlich standen aufwachsend aus dem Gras, einzelne umrankt von blühenden Winden, andere mit vertrockneten Kränzen behangen! Und unter solchem Kreuze lag selten nur einer, da lagen 20—50 — wohl auch hunderte begraben, die hier mit ihrem Blut die Treue besiegelt fürs Vaterland. Frisch wehte der Morgenwind uns entgegen, die Sonne lag vergoldend über dem jungen Grün der gutbestellten Felder, und die Vögel zwitscherten in tausendstimmigem Chor aus den wiederhergestellten Rebbergen und von den jungen Bäumen herunter. Wären die vielen Kreuze und Denkmäler nicht gewesen, nichts erinnerte mehr hier an den mörderisch vernichtenden Kampf, der vor 3 Jahren über diese Felder gegangen — und doch waren die Thränen noch lange nicht versiegt, die um die hier friedlich Ruhenden flossen.

Nicht mehr das heitere Lachen von gestern, eine ernste Stimmung hatte sich der kleinen Gesellschaft bemächtigt, und oft wurden uns die Augen feucht, wenn wir an einem frischen Kranz erkannten, daß hier wohl erst vor kurzer Stunde heiße Thränen einer Witwe, einer Mutter oder eines Kindes den kleinen Grabhügel neu geweiht hatten. Die größeren Steinmonumente auf unserem Wege besuchten wir jedes einzeln und schrieben uns zum Andenken die Inschriften nieder.

Das erste ist den gefallenen Offizieren und Mannschaften des ersten Bataillons Posen'schen Infanterie-Regiments Nr. 58 gewidmet und trägt die Inschrift:

> „Das erste Preußengrab für Deutschlands Einheit, für Deutschlands Ehre.“ „Der Schwur auf die Fahne führte sie Alle zum Heldentod fürs Vaterland.“ „Gott verleihe den Helden droben die Siegespalme.“ „Für Deutschlands Ehre weiht jedes deutsche Frauenherz Gatten, Sohn und Bruder gern dem Heldentode.“

Wir hatten den Fuß des Gaisbergs erreicht, und nun gings durch die Reben zum Schloß hinauf — auch hier überall die weißen Kreuze. Überblickt man den Abhang, so erkennt man sofort den schlimmen Stand der Stürmenden, welche nur ab und zu Terrainfalten und kaum einige Bäume zur Deckung hatten. Auch das Hinaufbringen der Kanonen in dem lockeren Erdreich ist überschwierig gewesen. Es erscheint fast unmöglich, das mit Mauern umgebene Schloß, aus dessen Fenstern man jeden sich Nähernden ruhig und sicher niederlegen konnte, mit Infanterie allein zu stürmen.

Unter solchen Betrachtungen waren wir oben angekommen und besahen aus der Nähe diese massiven Gebäude mit innerem und äußerem Hof, von 15' hohen Mauern umschlossen. Vor der Ostfront ein sich terassenförmig über das Vorterrain erhebender Gemüsegarten und die Eingänge an Nord- und Südseite von den innern Gebäuden beherrscht. In den Mauern hoch oben kleine Fenster und Öffnungen. 200 Schritt nördlich ein Hopfengarten zu beiden Seiten des Wegs nach Altenstadt.

Scheffel war vorausgeeilt, er hatte die Pächtersleute, welche da oben wohnten, herausgeholt um uns herumzuführen und zugleich von ihnen Andenken erstanden, Granatsplitter, Kugeln und dergleichen, die er unter uns verteilte.

Überall an den Wänden sah man das Einschlagen der Kugeln: wie vom Hagel durchlöchert war der Verputz, sonstige größere Schäden aber schon ausgebessert.

Wir ließen uns im Garten vor dem Schlosse nieder; teils auf Bänken, teils ins Gras, die Karten und Pläne wurden ausgebreitet auf der Erde, und ich mußte aus dem Generalstabswerke den Gang des Treffens vorlesen.

Alle hatten aufmerksam zugehört, auch die Pächtersleute standen dabei, dies und jenes bekräftigend und von eigenen Erlebnissen einiges dazwischen werfend — nun, als die Vorlesung beendet war, begannen die Herren unter sich eine lebhafte Diskussion, ob diese Erstürmung nötig gewesen sei, ob man sich nicht hätte mit Einnahme der Stadt begnügen können und diese 200 Mann Franzosen ruhig im Schloß Gaisberg lassen, bis sie infolge von Umgehung, Abschneiden von ihrer Division, Einschließung genötigt waren, herauszukommen und zu fechten oder zu kapitulieren.

Wenn Schloß Gaisberg genommen werden mußte, konnte nicht das aussichtslose und verlustreiche Stürmen der Infanterie unterbleiben, das Schloß mit Kanonen eventuell in Brand geschossen werden?

„Nachträgliche Kritik ist leicht!“ war aber zuletzt das Endresultat aller dieser Betrachtungen und Fragen.

„Der Sieg mit Erstürmung des Gaisbergs machte bei den Deutschen guten, erhebenden, bei den Franzosen niederschlagenden Eindruck:

„Wenn auch bei Schloß Gaisberg für den nächsten Zweck unnötige Opfer fielen, das mutige Vorgehen und Anstürmen gegen feste Mauern erschreckte und schüchterte ein auch für die Folge; die Franzosen, bei welchen sich die Kunde verbreitete und welche vom ersten Tage an todesverachtenden Mut bei den Deutschen sahen, wichen vielleicht unter diesem Eindruck bei spätern Begegnungen schon beim ersten Anprall, und es wurde durch die Heldenthaten bei Weißenburg mittelbar viel deutsches Blut geschont und gespart!“

Alle stimmten ein in diese Worte meines Mannes, und tief ergriffen, aber mit erhobenem Gemüt, nachdem wir über eine Stunde oben gewesen waren, verließen wir Garten und Schloß und gingen westlich hinab zu den drei Pappeln, wo General Douay stand und fiel.

Diese Pappeln waren aber noch ganz junge Bäumchen, welche auf Befehl wieder hatten gepflanzt werden müssen, nachdem der Eigentümer die drei alten gefällt hatte.

Hier hat das Offizierskorps des Königs-Grenadier-Regiments allen seinen im Feldzuge 1870 und 71 gefallenen Kameraden ein Denkmal gesetzt. Auf dem Kreuze ist das eiserne Kreuz eingegraben und stehen die Worte aus der Offenbarung Johanns:

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

Unweit der drei Pappeln, beim Schafbusch-Gehölz, wo der letzte Kampf stattfand, warteten unsere Wagen, in denen wir nördlich gegen Weißenburg und dann westwärts den gestrigen Weg gegen Klimbach durch den Eichwald hindurch nach Lembach fuhren. Mehr noch als gestern fielen uns nun, nachdem wir so treuen Bericht vom ganzen Kampfe gehabt, auch hier die vielen, kleinen, zerstreuten Kreuzchen unter den Bäumen auf, und schaudernd vernahmen wir, daß man noch vor gar nicht langer Zeit ein und das andere Gerippe gefunden.

Von Lembach aus, statt wie gestern rechts den Sauerbach aufwärts, ging es heute den Bach abwärts nach Süden am linken Ufer hin, gegen den Fuß des Liebfrauenbergs, wo sich die Straße dem Fluße nähert. Das auf diesem Berge stehende, im 14. Jahrhundert gegründete, 1518 und 1717 restaurierte Kloster der Notre Dame du Chêsne ist jetzt Privat-Eigentum. Und am Fuße des Berges liegt das kleine Görsdorf.

Auf der Bitscher Chaussee bis Lembach hatte am 5. August 1870 das bayrische Korps Hartmann vorzugehen, das Hauptquatier kam nach Klimbach. Die dritte Armee war auf dem Marsch nach Straßburg. Das 5. Korps hatte in zwei Kolonnen über Sulz nach Preuschdorf zu marschieren, dort zu biwakieren — Front gegen Wörth, und Vorposten gegen Reichshofen. Der Aufmarsch der ganzen Armee war so geordnet, daß sie je nach Umständen in südlicher oder westlicher Richtung versammelt werden konnte.

So, überall wo wir gingen und durchfuhren, begleiteten uns in Gedanken die Erinnerungen an das Generalstabswerk, dessen Karten auch, im Wagen aufgeschlagen, auf unserm Schoße lagen.

Aus dem Walde vor Görsdorf herausfahrend, übersahen wir gleich die schwierige Stellung, welche eine von Osten anrückende Armee dem Feinde gegenüber hatte, der die Höhe jenseits der Sauer bis hinauf nach Fröschweiler besetzt hielt und sich dort verschanzen konnte. Die Höhen westlich der Sauer ziehen sich in einem Halbkreise gegen das im Mittelpunkt am rechten, östlichen Ufer gelegene Wörth, ein Städtchen von 1200 Einwohnern herab. Westlich von der Sauer ist der Boden ziemlich eben. An beiden Ufern ist das Land nur mit Wiesen und Äckern bedeckt, auf welchen wenige Bäume, Gebüsche, Bodenfalten Schutz bieten, sodaß zum Angriff auf die jenseits, in den Weinbergen, Hopfengärten, Obstbäumen, in den zum Teil mit Wald bedeckten Anhöhen, in Gräben und hinter Wällen stehenden, durch 100 Geschütze verteidigten Franzosen, gegen die weittragenden Kanonen und Chassepots durch eine ¼ Stunde breite Thalsohle im feindlichen, des Ziels ganz sicheren Kugelregen, vorgegangen werden mußte und dabei noch die hochangeschwollene Sauer auf improvisierten Brücken zu überschreiten, zum Teil auch ohne Brücken zu durchwaten war.

Auch wir fuhren nun über die Sauerbrücke nach Wörth hinein. Der erste Gasthof war von französisch sprechenden Elsässern mit Beschlag belegt, weder Stallung noch Zimmer zu haben. So fuhren wir bis an das Westende des Städtchens, ziemlich außerhalb, ruhten und speisten in einem am Kreuzpunkte der Straßen liegenden Gasthofe, gegenüber einem Grasplatze, in welchem zahlreich hier gefallene preußische Soldaten beerdigt waren. Der Wirt, ein freundlicher Mann, erzählte vom seitherigen Besuche des Kronprinzen, der vor seinen Augen einen kleinen Knaben nach dem Namen gefragt, und als er die Antwort „Fritz" erhalten, erwidert hatte: „Ei sieh, mein Sohn, da sind wir ja Namensvettern und muß ich dir noch nachträglich ein Pathengeschenk geben!"

Nach kurzer Stunde Rast mahnte Dr. Scheffel wieder zum Aufbruch, er hatte einen Führer ermittelt, denn es sollte diesmal zu Fuß weiter gehen, während unsre Wagen nach Niederbronn vorausfuhren. Wieder kamen wir durch dichten Laubwald; auch hier Grabhügel meist mit hölzernen Kreuzen, und noch immer wurden menschliche Reste, Kleidungsstücke und Waffen gefunden, wie der Führer erzählte. Nachdem wir uns, weiter oben wieder ins Freie tretend, möglichst orientiert hatten, bogen wir nach Fröschweiler ein: „Als ich das vorige Mal hier war," erzählte Scheffel, „zeigte man mir jenen Nußbaum links von der Straße als den Ort, von wo Mac Mahon die Schlacht leitete!" „Ja", gab der Führer zur Antwort, „die Franzosen führen wir immer dorthin — und die Deutschen zu der Straße, wo der Kronprinz am Abend eingeritten ist!"

Vor uns lag nun das Dorf Fröschweiler, die Hochebene beherrschend; als wir es erreichten, hatten wir einen herrlichen Rundblick, und da war es wieder Scheffel, der uns die Namen nannte und bekannt hier war wie keiner von uns: „Dort im Norden die hochaufragenden Spitzen, das sind die pfälzischen Berge,

dann erst kommen die Vogesen mit ihren Schluchten und Wäldern, Felsen und alten Burgruinen — dort drüben gerade uns gegenüber, der dunkle massige Klotz, das ist der Liebfrauenberg mit seinem alten Kloster, und dort, so malerisch an seinen Fuß geschmiegt, Görsdorf, von wo wir herkommen. Zwischen den grünen Wiesenteppichen mit den vielen Mühlen, den Erlenbüschen, den Gartenanlagen, das Sauerthal; wie weit man es verfolgen kann! und weiter unten Wörth und Elsaßhausen."

Auch in Fröschweiler hielten wir Rast in einem an der Hauptstraße gelegenen Wirtshause, und ich mußte wieder aus dem Generalstabswerke die 90 Seiten lange Beschreibung der Schlacht vorlesen. An andern Tischen saßen Einheimische; wider Erwarten machten sie gute Miene dazu, auch andere eintretende Gäste kamen näher, bildeten einen Kreis um uns und hörten zu. Da wandte sich Scheffel an einen, der ihm zunächst stand:

„War's auch so, wie's da geschrieben steht?" „Ja ja" gab der zur Antwort, „und bei mir da drüben, in dem Haus dort, hat der General von der Tann Quartier genommen!" Da wurden auch die andern mitteilsam, der eine brachte diese Erinnerung, der andere jene: wie abends nach der Schlacht der Kronprinz eingeritten sei mit all' den Generalen und die Soldaten ein Hurra geschrien hätten, das fast so stark gewesen sei wie der Kanonendonner am Tage, und wie einer der hohen Herren einen Kranz von Eichenlaub um den Helm gehabt habe, und wie der Kronprinz an der brennenden Kirche vorbei sei und gesagt habe: „die wollen wir wieder aufbauen!"

Schon beim Eintritt ins Dorf hatten wir die sich ihrer Vollendung nahende Friedenskirche sich erheben sehen: einen schönen, würdigen Bau im spät-gothischen Stil. Einer der Umstehenden weiß auch, daß der Kronzprinz einen Augenblick in ein Bauernhaus eingetreten ist, um dem sterbenden General Raoult, dem besiegten Feind, in großherziger Anerkennung die Hand zu drücken! —Ja wahrhaftig, hier in Fröschweiler, wo das Hauptquartier Mac Mahons gewesen, wo die Leute nicht nur durch die Schlacht, auch schon vorher durch das ungeordnete Heerwesen der Franzosen furchtbar gelitten hatten, hier haben sie das Kommen der „Prussiens" als eine Erlösung angesehen, und das wohlwollende Aussehen des Kronprinzen, die leutselige Art in den wenigen Worten, die er zu der Bevölkerung gesagt hat, haben dem Schlachtensieg einen größeren Sieg hinzugefügt, den Sieg über feindliche Herzen. So zuvorkommend und freundlich wie in Fröschweiler waren die neuen Reichsgenossen übrigens nirgends gegen die Schlachtfeldbesucher von drüben überm Rhein: in Wörth schon hatten sie uns in dem einen Gasthof nicht aufgenommen, — von Niederbronn erzähle ich später!

Ganz in der Nähe lag das gräflich von Dürkheim'sche Schloß, in welchem Mac Mahon sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Es war aber schon spät, wir wollten noch zu Fuß nach Niederbronn wandern und konnten keinen Besuch mehr in dem schönen, von Hof und Garten umgebenen Gebäude machen. Auf der Rückzugsstraße der Franzosen wanderten wir westwärts nach Reichshofen hinaus. Da begegnete uns Graf Dürkheim-Montmartin, kehrte mit uns um

und begleitete uns eine Strecke Wegs, auch aus den Kriegstagen erzählend. Das bekannte Wort: „Soyez tranquille, Madame, nous dinerons demain à Carlsrouhe!" welches Mac Mahon der um die Notwendigkeit von Vorsichsmaßregeln ihn fragenden Gräfin geantwortet haben soll, bestätigte er nicht; wohl aber hat der französische Feldmarschall auch noch nach Weißenburg und dem Anrücken der Deutschen gegenüber, ja noch eine halbe Stunde, bevor die Kugeln ins Schloß einschlugen, der besorgten Gräfin auf wiederholtes Befragen darüber, was sie thun solle, geantwortet: „Seien Sie ganz ruhig, Madame, es war nur, es wird nur sein eine kleine Affaire, bleiben Sie in Ihrem Zimmer, bewegen Sie sich ganz wie bisher!"

Eine Stunde südlich von Fröschweiler liegt der Schirlenhof, in welchem am 25. Juli 1870 Hauptmann Graf Zeppelin, die Leutnants Winslöe, v. Wechmar, Géniol mit drei Dragonern von General Bernis mit dem in Niederbronn stationierten 12. Chasseur-Regiment überfallen, Winslöe getötet, v. Wechmar und Géniol gefangen wurde, während Graf Zeppelin auf einem Rappen entkam, von welchem ein Wachtmeister der Chasseurs herunter geschossen worden war. — Scheffel war auch dort auf dem Schirlenhofe gewesen und hatte sich den Vorgang getreulich erzählen lassen.

Wir alle hatten, außer dem bayrischen Hauptmann, die jungen Offiziere gut gekannt und die Trauer mit empfunden, als die Kunde kam, daß das erste Opfer des Krieges ein Sohn unserer Stadt war. So interessierte es uns doppelt, die Erzählung ausführlich zu hören:

„Sie hatten unbegreiflicher Weise ihre Pferde eingestellt in den Stall, fühlten sich ganz sicher, da sie nirgends noch den Feind erblickt hatten; nun wollten sie nach scharfem Ritt ausruhen und einen Imbiß zur Stärkung nehmen, der um so besser munden sollte, als er an französichem Herde zubereitet worden. Plötzlich aber ist Lärm auf dem Hof, Pferdegetrappel — ein ganzes Jägerregiment umstellt das Gebäude, und es giebt einen mörderischen Kampf. Daß der eine von ihnen entkommen konnte, sehen die Leute dort noch als ein wahres Wunder an. Sie meinten, er müsse genau die Wege gekannt haben und habe den größten Scharfsinn bewiesen, daß er sich dem Großenwald zugewandt!"

Einige Jahre nach dieser Pfingsttour über die elsässischen Schlachtfelder lernte ich bei einer Hochzeit den Helden des Schirlenhofer Rekognoszierungsrittes selbst kennen und erfuhr noch folgende kleine, die Geschichte fast novellenartig abschließende Episode: Bis zum Abend blieb Graf Zeppelin im Wald, immer der Nähe der beiden Verfolger gewiß, nach dem gewaltigen Ritt, der Aufregung der Flucht und der Hitze des Tages fast verschmachtend und bald unfähig weiter zu kommen vor Müdigkeit und Durst. Da trieb ein Bäuerlein seine Kuh über die Wiese dem Waldsaume zu; in der Ferne wohl jagten die französischen Kavalleriesoldaten hin und her — der Fliehende aber, ohne Helm, und nachdem er die Uniform so verdeckt hatte, daß sie nicht zu auffällig ihn verraten konnte, kam aus dem Walde ganz harmlos auf den Bauern zu, ihn bittend, ihm Milch zu geben, um seinem brennenden Durst zu löschen. Etwas verdutzt war der

Bauer zuerst, zudem es nicht Melkzeit war und er kein Gefäß hatte, doch der Fremde bot in überredender Weise in der einen Hand selbst einen Becher, in der anderen ein blinkendes Silberstück. Zweimal ließ er sich den Becher vollmelken, dann verschwand er im Walde, — und als die Chasseurs kamen, den Bauern auszuforschen, hatte sich Graf Zeppelin schon so erfrischt an dem herrlichen Getränk, daß er mit neuen Kräften ihnen entkommen konnte.

In Reichshofen, das am Einfluß des Schwarzbachs in den Falkensteiner Bach liegt, zeigte Scheffel von weitem auf ein großes Gebäude, „Ein in Stein gefügter Beweis, daß einer seinem Schicksale nicht entgehen kann: dieses Haus wurde gebaut für Aufnahme bayrischer Besatzung in den Jahren 1815 bis 1819, und am 6. August 1870 kam bayrische Besatzung unerwartet wieder dorthin zurück!"

Jenseits einer Maschinen- und Wagenfabrik deutete er abermals hin auf ein ausgedehntes Feld: „Hier hielt Wellington 1815 eine große Revue zwischen Gumbrechtshofen und Griesbach und wohnte zwei Nächte in der Mühle von Griesbach." —

So unter den interessantesten, belehrendsten Gesprächen gingen wir durch den ziemlich beträchtlichen Marktflecken und dann den Falkensteiner Bach hinauf nach Niederbronn.

Müde waren wir trotz aller Unterhaltung und freuten uns auf Quartier und Abendbrot. In dem, wie sein Name, so großen und langen „Hôteletablissement des bains de la Chaine d'or et de l'arbre vert von Th. Frei" suchten wir Unterkunft. Zuerst hieß es: alles sei besetzt. Endlich ließen sich die Bediensteten herbei, uns noch einige sehr schlechte Zimmer zu öffnen, trotzdem unser Kutscher vorausgefahren war, uns anzumelden, und unsern Wagen auch dort eingestellt hatte. Wir Damen aber waren müde, wollten den Gasthof nicht mehr wechseln und fügten uns in die schlimmen Umstände. Als wir aber dann im riesigen Speisesaal fast die einzigen Gäste waren, da gingen die Herren denn doch der Sache näher auf den Grund, und es ergab sich, daß das Haus beinahe leer war, weil die Franzosen das Bad seit der Einverleibung in Deutschland möglichst meiden. Um sie vielleicht trotzdem wieder heranzuziehen, that der Wirth, ein echter Halbfranzose, alles, um sich auch die verhaßten Prussiens fern zu halten. Nun traten aber die Herren energisch auf und wurden grob. Das half — nicht nur bekamen wir gute Zimmer, sondern auch das Nachtessen ward ausgezeichnet, und unsere lustige Unterhaltung, unser heiteres Lachen wurden um so ungezwungener, je mehr Wirt und Kellner und später kommende Gäste lauernde, unzufriedene Gesichter zeigten.

Den andern Morgen war das Wetter herrlich; nach behaglichem, wieder in der heitern Gesellschaft eingenommenem Frühstücke fuhren wir hinaus in Berg und Wald. Diesmal gings in nördlicher Richtung über einen schönen, mit uralten Buchen bewachsenen Hügel am Forsthaus Hoscheid vorüber nach Jägerthal. Als wir auf der Höhe angekommen waren und das Thal hinab fuhren, dehnte sich eine gar hübsche, liebliche Landschaft vor unsern Augen aus: ein Wiesenthal, von teilweise

bewaldeten niedern Bergen umschlossen, rechts die schöne Villa der Familie von Dietrich, grade aus die Schmelz- und Eisenwerke — deren aus den Schlöten hochaufspringendes Feuer sich im Wasser eines davorliegenden großen Weihers wiederspiegelt, an den Berg gelehnt das kleine, malerische Dorf desselben Namens, und im Hintergrund die Ruine des Winstein, zu der wir nun auf sanft bergan gehendem Fußpfad emporstiegen. Schattig war's unter den hohen Buchen, hier und dort blühte noch niederes Gesträuch mit weißen Blumen, und die Vögel sangen und zwitscherten, daß es eine Lust war. Da fielen mir die Verse ein, Maimorgengang, die Scheffel dereinst in mein Album mit den Worten eingetragen: „Auf einem Gang durch die Rheinwaldungen ist mir eingefallen, was ich in Ihr Buch einschreiben möchte," und ich sagte sie den begleitenden Freunden, da sie so gut zu unserer heutigen Wanderung paßten:

Maimorgengang: o still Entzücken,
Der Äther strahlt im reinsten Blau,
Und bräutlich will der Wald sich schmücken
Mit zartem Grün und Silbertau.
Mit weichem, träumerischem Schläfern
Strömt rings ein lauer Frühlingsduft,
Und mit den Faltern und den Käfern
Durchfliegt ein Blütenschnee die Luft,
 Die Halden blüh'n, die jüngst noch dorrten,
 Sieh, es ist alles neu geworden.

Erneut im Licht! . . . so will's des Lebens
Gesetz, das allen Stoff durchkreist;
Ahrimans Winter drohn vergebens,
Der Sieg verbleibt dem guten Geist.
Sein weltverjüngend Maienwunder
Weckt Saft und Farbe, Ton und Klang,
Drum schallt von allen Wipfeln munter
Der Nachtigallen Lobgesang.
 Sie jubeln feiner dann in Worten,
 Sieh! es ist alles neu geworden.

Während ich dies niederschreibe, fällt mir ein, daß mich einst nach des Dichters Tod eine fromme Dame in großer Besorgnis fragte: „Wie stand es denn mit Scheffels Frömmigkeit, nicht wahr, er hat gar keine Religion gehabt — er glaubte an nichts!"

„Ich will Ihnen durch ein Gedicht erwidern — dann mögen Sie sich die Frage selbst beantworten," versetzte ich ungehalten und trug ihr obiges Gedicht vor, dazu aber noch die zwei letzten Verse:

Gekränktes Herz! wozu dein Härmen?
Streif' ab den fleckendunkeln Rost,
Laß dich von diesen Lüften wärmen
Und schöpf' aus dieser Landschaft Trost:

Kein Leid, kein Groll darf allzeit dauern,
Es kommt der Tag, da alles grünt,
Da Kränkung, Schuld und herbes Trauern
In goldner Sonne Strahl sich sühnt.
Auch im Gemüt, wie aller Orten,
Sieh, ist denn alles neu geworden.

Und ruht im kühlen Schoß der Erde
Von allem Schmerz dein sterblich Teil:
Getrost, getrost! . . . ein kräftig „Werde!"
Beruft dich einst zu besserem Heil.
Aus irdschen Stoffs und Grams Verzehrung
Reift unsichtbar ein frischer Keim,
Den eines andern Mai Verklärung
Zur Blüte bringt in anderm Heim!
Dort rauscht in höheren Akkorden:
Sieh! es ist alles neu geworden!

Da ich nun doch einmal vom Texte abgeschweift bin, will ich noch ein Sonett hier einschalten, das Scheffel am Christtag 1844 seiner Mutter geschrieben hat. Er muß sie wohl zur Christmette begleitet gehabt haben, und die Verse werden manchen glaubensfrohen Seelen eine schöne, willkommene Gabe sein, jedenfalls aber auch dazu beitragen, des Dichters tiefes Gemüt immer mehr Würdigung finden zu lassen. Dies Sonett gehört mit zu dem Schönsten, was er gedichtet hat: Er war damals erst 18 Jahre alt, und es ist somit meines Wissens dies das einzige Gedicht, das aus so früher Zeit von ihm erhalten ist.

Christtag 1844.

Die alten Klänge hör' ich wieder schallen,
Des Gottessohns Verherrlichung geweiht,
Zu feiern jene gnadenreiche Zeit,
Wo er als Mensch Erlösung bracht uns allen.

Und wieder tret' ich in des Domes Hallen,
Die enge Brust, sie wird mir wieder weit,
Die ganze Jugend schau ich wie erneut,
Verkläret von des Glaubens milden Strahlen.

O, tönet weiter, volle Friedenslieder!
Tönt in die Brust die alte Ruhe wieder,
Ruft mir der Kindheit ersten Sinn zurück.

Und will er mich auch nimmer frisch durchglühen,
Will er erlöschen in des Lebens Mühen,
So mahnt mich doch an das verklungne Glück.

Aber es ist nicht Christtag heute, sondern Pfingsten — und wir sind nicht in der Karlsruher Kirche, sondern im Elsaß auf dem Felskamme und den Ruinen des Winsteins.

Ein Felsblock von 150 Meter Länge ist der gewaltige Untergrund, den die alten Ritter zu ihrer Burg verwendet haben, teil's Cyklopensteine auf einander

schichtend, wie die gewaltigen Türme zeigen, welche das in den Felsen hinein gebaute Schloß flankiert haben, teils die Gemächer eingehauen, eingeschrottet in das harte Felsgestein. Ganz große Gelasse sind derart hergestellt; fast würde einem ängstlich zu Sinn wie in einem Gefängnisse, wäre nicht der weit offen gehaltene Lugaus hinunter ins schöne Jägerthal und könnte nicht eben durch diesen breiten Lugaus die liebe Sonne herein kommen, den Felsen zu erwärmen und mit goldnen Lichtern auf dem gelblichen Gestein zu erleuchten. Aber die heutigen Menschen finden diese Wohnungen doch zu vorsündflutlich, sie haben sich, angelehnt an die Ruinen, ein gemütliches Balkenhäuschen gebaut: das große Geweih über dem Eingang bekundet es als Asyl eines Försters, der hier mit Familie ein höchst romantisches Dasein führt. Mit unverkennbarer Freude an jedem malerischen Effekt, der sich in reicher Fülle uns darbot, führte uns Scheffel herum, und kein Winkel wurde ununtersucht gelassen. Am Fels rankten Reben hinauf, und zum Blumengarten war der Burgsaal verwandelt, da er der schützenden Decke entbehrte und Regen und Sonnenschein ungehindert ihr Wachstum förderndes Wesen treiben konnten, wo ehedem geharnischte Ritter beim Mahl gesessen hatten.

„Und hier im Felsen, das war wohl eine Frauenkemenate, so zierlich und schmuck ist das Viereck ausgehauen mit dem schmalen Zugang — jetzt nisten Tauben darin! —" einige flogen dem Dichter über den Kopf weg, als er sich bücken wollte, um hinein zu sehen. Auch die Hühner und Enten des Forsthauses hatten ähnliches Verließ; in einer andern Höhle hing Flachs von Querstangen herunter, und der Holzstall war eine ebenso feuerfeste Felsenkammer.

„Schatzgraben müßte hier schwierig sein", meinte Scheffel, „alles Fels und nichts als Fels — aber nach der Volkssage sollen hier noch große Schätze verborgen sein, und ab und zu spukt auch nachts die weiße Frau. Doch sicher ist nur, daß ein unterirdischer Gang, der neben dem Forsthause seinen Eingang hat, nach Neu-Winstein hinübergeführt hat. Ein eben solcher nach Schönek ist ganz verschüttet. Im dreizehnten Jahrhundert haben die beiden Winstein denen von Dürkheim gehört, aus deren Geschlecht auch Graf Dürkheim-Montmartin kommt, den wir gestern trafen drunten in Fröschweiler!"

So hielten wir unter dem Trümmerwust entschwundener Zeiten, in dem sich die Gegenwart, so gut es eben ging, auch eingenistet hatte, fröhliche Bergrast im Burghof und gingen dann noch, um Abschied zu nehmen, zu einem einzelnen, turmhoch ins Thal vorspringenden Felsen, auf dessen Höhe man von der Rückseite leicht gelangt. Da schweifte der Blick über die föhren- und buchendunklen Wälder ob dem Jägerthal mit seinen Eisenwerken, seinem Teich und seinen Hütten und über den Hagenauer Wald weit über die reiche elsäßische Ebene bis hinüber zum blitzenden Silberstreifen des nun ganz deutschen Rheins. Und neben uns summten die Bienen aus den Honigstöcken des Forsthauses über den duftenden, starkwürzigen Kamillen- und Fenchelblüthen, dem Ranunculus und den Steinnelken, die in den Spalten vom Gestein Wurzel gefaßt hatten, oder über dem Epheu, der die Ruinen umwucherte. Hoch am blauen Himmel kreisten Weihen über

uns, und die Kukuks riefen um die Wette, daß wir die alte Kinderfrage thaten und doch nachher nicht bis zu Ende auszählen mochten. Auch einige große, steinerne Handkugeln lagen noch umher, wir hätten uns gut verteidigen können gegen von unten anrückende Feinde. Aber es kamen keine Feinde, nur leider verließen uns Freunde: das Ehepaar B. mußte früher denn wir wieder in Karlsruhe einrücken — ihnen winkten wir von oben mit den Taschentüchern zu, als sie in unserm Wagen, den wir nicht mehr brauchten, nach Niederbronn zurückfuhren.

Wir andern aber sagten nun auch dem uns schier lieb gewordenen Felsennest Lebewohl und suchten vor der Mittagssonne allzuwärmendem Strahl wieder die schattendunklen Waldgänge. — Hohe, alte Föhren waren's, die an der Bergwand empor wuchsen, geschlagenes aufgespeichertes Holz lag dazwischen und verbreitete einen süß würzigen Honiggeruch, da die Sonne lange wärmend darauf gelegen hatte. Auf dem Wege aber raschelte dürres Laub unter unsern Tritten, und ich zitierte die Verse von Lamartines:

De la dépouille de nos bois
L'automne avait jonché la terre —

Doch plötzlich mich besinnend rief ich: „Das ist doch merkwürdig, wir sind ja im Mai, — woher kommt denn das welke Laub?"

Scheffel ging neben mir: „Ja, antwortete er ernst in sehr nachdenklichem Ton, „noch merkwürdiger ist, daß wir unter Föhren wandeln, und dies hier sind doch Eichenblätter, soviel ich sehe; die müssen also noch aus einer Zeit stammen, da hierorts ein vorgeschichtlicher Eichenhain die Halde zierte!" Daß ich einen Augenblick stehen blieb und sprachlos verwundert auf die dickstämmigen Föhren blickte, rechnete er mir nachher immer als „hereingefallen" an, ob ich auch gleich bei seinem schelmischen Blick laut auflachte, denn grade eben kugelte wieder ein kleiner Windstoß einige vorgeschichtliche Eichenblätter von der oberen Berglehne zwischen den Tannenstämmen lustig herunter.

Nach Alt-Winstein machte uns Neu-Winstein, an dessen Ruine nur die Lage und die Doppel-Spitzbogenfenster bemerklich sind, keinen sehr großen Eindruck mehr, um so mehr als wir hungrig waren. Der nächste Ausblick war darum auch nach einem Wirtshausschild, und wir fanden es nicht gar weit, angefügt an einem kleinen, hübschen Häuschen, das gar friedlich und weltvergessen dalag in einer Ecke des wiesenbewachsenen, kleinen Hochthälchens. Begierig, ob auch hier in dieser Abgeschiedenheit der saure Ausdruck unserer Niederbronner Wirte auf den uns begrüßenden Gesichtern zu finden sein würde, traten wir ein — aber wir fanden überhaupt niemanden, der uns begrüßt hätte, weder freundlich noch unfreundlich. — Hausgang — Treppe — Wohnstube, Wirtszimmer — alles leer, unverschlossen — aber keine sterbliche Seele, die auf unsere Rufe Antwort gegeben hätte. Nun wurde Haussuchung gehalten; im Schweinekoben grunzte es, und auf dem Hofe pickte körnersuchend das Federvieh umher: wir waren somit in keinem verzauberten Schloß — es hieß nur Geduld haben, bis jemand komme, und die Herren setzten sich denn auch in die Wirtsstube, während die Frau Professor Keller und ich unsern neugierigen Rundgang weiter fortsetzten. Uns

kam die Sorglosigkeit der Leute hier wie ein Märchen vor; wir wollten sehen, ob wir nicht irgendwo eine verschlossene Thür entdeckten. In die Küche hatten wir nur so vorübergehend hineingeschaut; jetzt traten wir noch einmal ein: da — fanden wir den Besitzer all' dieser Herrlichkeiten eingeschlafen hinter dem Herde — ein altes Männlein. Es bedurfte schon ziemlichen Lärms mit aufgestoßenem Kochgeschirr auf die eiserne Platte des Herdes, um es zu wecken; aber es gelang.

„Wir möchten gern ein Mittagessen!"

„„S'isch alles im Heu!""

„Ja, ist denn dies kein Wirtshaus?"

„„Si! aber s'isch alles im Heu!""

„Können Sie uns denn gar nichts geben?""

„„Die Frau isch im Heu!""

„Wir sind aber hungrig — es muß doch etwas im Hause sein — Brot, Wein —"

Er nickte stumm, da er seine Redensart nicht mehr weiter verwerten konnte, und zeigte nur hinüber nach dem Küchenschrank. Mit lobenswerter Energie eilte die Frau Professor Keller darauf zu und schloß auf — ein Laib Schwarzbrot und eine Speckseite — es war ein herrlicher Fund! — Zu gleicher Zeit entdeckte ich unter dem Tisch einen Korb mit Kartoffeln und zog denselben hervor:

„Mann, können Sie uns ein Feuer anmachen auf dem Herd?"

Er nickte wiederum stumm und ging sogleich, als verstände sich unser Befehlen ganz von selbst, an die Verrichtung.

„So, nun das Feuer brennt, schälen Sie uns auch eine Schüssel voll Kartoffeln!"

Wir hatten unsre Ärmel zurückgeschoben, unsre Kleider etwas geschürzt, wir holten Schüsseln herunter vom Sims, schöpften Wasser und berieten uns, ob wir das Salz gleich hinein thun sollten oder erst später.

Es war ein helles Vergnügen! Die Augen der Frau Professor ruhten indessen einige Zeit sinnend auf dem Speck — plötzlich hatte sie einen herrlichen Einfall: „Wo ist der Hühnerstall?" fragte sie — „wir brauchen Eier!"

Der Mann stand auf, legte die Kartoffeln weg: „Ich will doch lieber selber gehen", meinte er — und kam kurz darauf mit einem Körbchen voll der schönsten Eier zurück.

Ich hatte einstweilen ein rotgewürfeltes Tischtuch, Teller, Besteck und Gläser gefunden und ging in die Wirtsstube, den Tisch zu decken, verhielt mich stumm gegen alles Fragen der Herren und freute mich nur über die Klagen von unmäßigem Hunger, im Angedenken eines gewissen Sprichwortes vom besten Koch. Als ich wieder in die Küche kam — wer beschreibt mein Erstaunen über die Fortschritte unseres Speisezettels. Welche Zauberkünste meine liebenswürdige Nebenköchin aufgewandt hatte, um das Herz unseres dienstbaren Küchengeistes zu erweichen, weiß ich nicht — jedenfalls stand er gerade vor ihr mit einem großen Topf, in den sie überrascht und doch mit etwas unheimlichem Ausdruck hinein

blickte mit vorgebeugtem Kopf, daß die helle Mittagssonne, die durchs Küchenfenster schräg hereinfiel, gar lustig über ihr Blondhaar spielte, und als auch ich neugierig hinzu eilte, wuselte und krabbelte es in dem Topf von einer schwarzen, feuchten, bewegten Masse, und — „Krebse!“ riefen wir uns freudig einander zu. —

Die Frage war nur, wie diese noch lebende Delikatesse anfassen, aber unser alter Mann wußte damit umzugehen — und kurzum, unsere Herren bekamen ein Mittagessen, das sie sich nicht geträumt hatten und das sie noch lange nachher als ein unvergeßliches rühmten. Wir beiden Damen aber waren nicht nur Köchinnen, auch Aufwärterinnen und Teilnehmerinnen dabei, und nichts fehlte, nicht ein leidlicher Elsäßer Wein — und selbst nicht das Dessert, in Gestalt von etwas eingetrockneten Rosinen und Mandeln, die wir aus einer alten, blauen Düte aufschütteten und unter denen sich sogar auch ein „Vielliebchen“ fand, das auf Geben und Nehmen mit Dr. Scheffel geteilt werden konnte. Nach Tisch stellten wir selbst die Rechnung auf, und als wir uns von unserm freundlich dankenden alten Helfer verabschiedeten mit dem Auftrag: „Grüßt auch die Frau, wenn sie heimkommt“, entließ er uns mit denselben Worten, mit denen er uns empfangen: „Si'isch noch immer im Heu!“

Wohl befriedigt und ausgeruht wanderten wir gemächlich das Thal des Schwarzbachs weiter hinauf nach Dembach, wo wir uns einen Führer auf Schloß Hohenfels nahmen, das hoch auf den bewaldeten Höhen liegt, welche das Jägerthal vom Falkensteiner Thale trennen. Der herrlichste Buchwald umgab uns hier, uralte, mächtige Waldriesen und der jüngere Nachwuchs, auch schon mannsdicke Stämme. Der Führer war ein aufgeweckter Bursch in blauer Bluse, er trug unsre Regenmäntel und Plaids und gab schlagfertig Antwort, wenn die Herren Volksgesinnung aus ihm erforschen wollten. Als wir unsere Freude an dem fast urwaldähnlichen Forst aussprachen, klagte er über die neuen strengen Verordnungen daß „d' Bure nimme nei in der Wald dürfe wie früher um Streu und Dürrholz zu hole — da müßmer e extra „Schi“ derzu habe — des isch nur Schikan!“ „Lieber Freund“, belehrte ihn Scheffel mit versöhnlicher Stimme „das ist um den Wald zu schonen, es wächst dann viel besser, wenn das welke Laub den Boden düngt.“

„D'Bäum sin au no nit dicker geworde, seit d'Prüsse do sin!“ war die wegwerfende Antwort, und Scheffel lachte noch oft über die gute Lehre, die er empfangen: Hüte dich einen Bauern überzeugen zu wollen, was der nicht mit Augen sieht, das glaubt er nicht!

Uns Damen aber kam das neue Waldverbot jedenfalls zu gut — nirgends war das Moos vertreten, und wo die Sonne durchschien, erblühten die Blumen in holder Fülle; wir hatten schon einen großen Strauß, und immer noch kamen mehr Blüten hinzu, daß er kaum mehr zu halten war, und als wir nun oben in den Felsenkammern von Schloß Hohenthal ankamen, legte ich ihn in eine der weiten Fensternischen, darin eine Art Söllerplatz zum Ausruhen war, während sich die andere Gesellschaft auf gut angebrachten Bänken verteilte.

Erst hörten wir wieder etwas Geschichte:

„Seit 1163 war Hohenfels Sitz der Familie Ettendorf, welche das Schloß im 14. Jahrhundert an den Bischof von Straßburg verpfändete, später an die von Lichtenberg verkaufte. Im 15. Jahrhundert starben die von Ettendorf aus. 1542 wurden durch die Grafen von Hanau die von Dürkheim mit Hohenfels belehnt, welche seit 1406 auch das Ettendorfer Lehen Fröschweiler inne hatten. Im Jahre 1676 hatten die von Dürkheim Hohenfels wie auch ihre andern Schlösser gegen die Franzosen zu verteidigen, aber ein Jahr nachher wurden sie ihnen alle zerstört.

„Wer einen Roman schreiben wollte, hätte einen stolzen Namen für die Heldin, auf jenem Grabstein, der in der Kirche zu Neuenhofen im Jahre 1824 ausgegraben wurde“, erzählte Scheffel anknüpfend daran, daß der Name von Dürkheim hier im ganzen Unter-Elsaß so innig verflochten sei mit der Landesgeschichte. „Am Tage nach Weihnachten des Jahres 1624 ist im Alter von 34 Jahren gestorben,“ so steht eingegraben auf dem Stein „Kunigunde Ekbrecht von Dürkheim, geborene von Bodichheim und Collenberg,“ und der Stein ist verziert mit gut gemeißelten Wappen beider Familien und außerdem mit Widder, Helm mit gesenktem Visier, Harfe, Hund, Leier und Pflug — was ließe sich aus diesen symbolischen Andeutungen der Gaben einer schönen früh Begrabenen nicht alles heraus träumen? Der Hund ist das Bild der Treue, der Pflug giebt Zeugnis, daß sie auch ihrer Pflicht als Landwirtin obzuliegen verstand, Harfe und Leier aber besagen, sie war des Gesangs und der Reimkunst mächtig — fürwahr ein herrlich Frauenbild!“

Aber auch andere weniger erfreuliche Bilder zeigte uns der Dichter, als wir nun ausgeruht den Gang durch die Ruine unternehmen konnten: Tief in den Felsen eingehauen ist ein schauerlich Verließ, da die Gefangenen von oben hinab gelassen und wohl selten wieder hinaufgezogen wurden!

Es war Zeit, den bis zur Eisenbahnstation Philippsburg noch ziemlich weiten Weg wieder unter die Füße zu nehmen, mein Mann mahnte zum Aufbruch, und ich eilte mit ihm und Kellers voraus, während Scheffel unsern Führer suchte, der sich irgendwo niedergestreckt hatte ins Gras.

Als Dr. Scheffel uns wieder erreicht hatte, hielt er die eine Hand versteckt auf den Rücken.

„Sie haben etwas vergessen, gnädige Frau, oder sollte es eine Gabe an die Burgfee sein? Ich dachte, es würde wohl besser zur Erinnerung mit nach Karlsruhe genommen, und hob es auf!“ — „Meinen Strauß!“ rief ich vergnügt, und er bot ihn mir dar. Aber ihm wurde schlimmer Lohn. „Guten Morgen, Vielliebchen!“ war aller Dank!

Anknüpfend an diesen Blumenstrauß will ich hier zwei kleine Sprüche einflechten, mit welchen der Dichter zwei Jahre früher unsre berühmte Blumenmalerin Frau Professor Alwine Schrödter erfreut hatte, da sie ihn um einige Verse bat in ihr damals zu malendes Kriegsalbum: —

Es war in Erlenbad; von drüben überm Rhein tönte der Kanonendonner unserer kämpfenden Truppen, da trat er zu ihr in die Laube, wo sie gerade malte, einen großen, selbstgepflückten Feldblumenstrauß vor sich auf dem Tisch: „Ach bitte, Herr Doktor", antwortete sie ihm auf die Worte seiner anerkennenden Bewunderung: „Sie könnten mir einen Spruch machen für dies Blatt — ich habe einen passenden vergeblich überall gesucht!" Er sagte nicht nein, nicht ja, er verließ stillschweigend die Laube, und ängstlich fürchtete sie schon: er sei geärgert durch die Zumutung und halte sie für unbescheiden. Aber nach einem kurzen Gang durch den Garten kam er wieder, und wie groß war die Freude der Malerin, als er ihr folgende Verse sagte zum Niederschreiben:

Jedwede Blume trägt ein Angesicht
Aus dem der Weltenseele Schönheit spricht,
Geht auch die Welt in Blut und Flammen unter,
Still wirkt der Lenz sein göttlich Blütenwunder.

Auch der andere Titelspruch für dieses Kriegsalbum wurde dann von ihm gefertigt:

Stig uf zum Lichte froh und klar
Du tütschen Volkes Adelâr,
Ein brudervolk, ein bruderland,
So wît sich din Gefieder spannt.

Doch zurück zu unsrer Wanderung im Elsaß, über dessen Auen sich nun auch des tütschen Adelâr Gefieder spannt. Wie aber von Süden her auch andere Mächte strebten, ihre Fittiche darüber auszubreiten, ging aus den Erzählungen unseres neuen Landsmanns und Führers hervor. Er war einer von den Frommen und hatte grade kurze Wochen vorher als Augenzeuge eine von den Muttergottes-erscheinungen mitgemacht, die damals im Elsaß sehr in Mode waren.

„Selbst habt Ihr's gesehen?" fragte Scheffel.

„Jo, ich bin grad neben ihr gestanden."

„Neben der Mutter Gottes?" riefen wir alle in gleichem Erstaunen.

„Nei — neben der, die sie gesehen hat — es war e ledigs Frumensch von vierundvierzig Jahre!" — Und nun erzählte er, wie diese Jungfrau von 44 Jahren, die zwischen ihm und seinem Bruder den Berg hinauf ging, plötzlich ausgerufen habe: soeben sehe sie da drüben die heilige Maria! Es war eine Unmasse Volk auf dem Berg, und immer wanderten noch mehr vom Thale herauf. Als nun die Jungfrau rief: „Soeben sehe ich da drüben die heilige Maria:" lief alles zusammen und schaute hin, niemand aber als die Begnadigte, welche dann die Erscheinung beschrieb, sah etwas. Unser Führer fragte sie ganz leise? „Wo?" und sie antwortete: „da drübe bei dem kleinen Tännle!" Da ging er hin, um sich einen Zweig zu brechen. Daran merkten auch die andern, daß dies der Ort der Erscheinung war, alles stürzte herbei, sich ein Andenken zu holen, und im Nu war das ganze Bäumlein verschwunden.

Nach dieser Erzählung aber kam unser Blusenmann unter ein Kreuzfeuer von Fragen, welche die drei Herren wechselweise an ihn stellten, ohne ihn durch

Unglauben oder Zweifel scheu zu machen. Aber es war doch interessant zu erforschen, wie so etwas überhaupt in Szene gesetzt wird.

„Und gesehen habt Ihr also selber gar nichts?" fragte Scheffel wieder. „Nein — aber wie wir an das Tännle gekommen sind, da war ein Wohlgeruch — ich sag' Ihne — ein Geruch, wie ich in meinem ganzen Leben noch nichts gerochen habe."

Wir Damen sahen uns mit bedeutsamen Blicken an und mußten denken: daß, wenn einige hundert bäuerische Wallfahrer beisammen sind, der Wohlgeruch ein eigentümlicher gewesen sein müsse. — Item, es war nicht zu ermitteln, ob es nur Einbildung war, oder ob ein Eingeweihter irgend eine Essenz ausgegossen hatte.

„War die Erscheinung hier auf den Bergen?"

„Nein, im Willerthal nahe bei Schlettstadt."

„Wie habt Ihr's denn erfahren, daß dort etwas los sein würde?"

„Es waren dort schon zwei Erscheinungen vorher gewesen, und fast das ganze Dorf ist hin!"

„Da hat's wohl der Herr Pfarrer von der Kanzel verkündet."

„Nein, zwei Kinder in der Kleinkinderschule, die oft schon Visionen gehabt haben."

„Kinder aus Eurem Dorf!"

„Nein, es waren zwei arme Kinder, die die Schwester einmal vor dem Dorf gefunden hatte und aus Erbarmen mitgenommen."

„Wo waren denn diese Kinder her?"

„Das weiß niemand; sie standen eben auf einmal vor unserm Dorf, aber sie sind sehr fromm, und ich habe auch schon gesehen, wie sie Visionen gehabt haben."

„Wie war denn das?"

„Es waren auch viele Leute beisammen und sie haben dagesessen wie im Schlaf, und das hat lang gedauert, und dann auf einmal ist die Vision gekommen — da haben sie gesagt: wir sehen etwas."

Ein Geistlicher hat gefragt: „Was seht ihr denn?"

Die Kinder haben geantwortet: „Wir sehen einen alten Mann, der ist an einen Felsen gekettet und liegt auf Stroh!"

„Wie sieht denn der alte Mann aus," hat der Geistliche gefragt, die Kinder haben geantwortet, „er hat weiße Haare und auf dem Kopf ein enganliegendes Käppchen!"

„Natürlich," erklärte unser Führer nebenbei: „Natürlich, die Kinder haben ja den Papst nicht gekannt und haben ihn nur auf diese Art beschreiben können! Nach einer kurzen Zeit haben die Kinder noch eine zweite Gestalt gesehn: die heilige Maria, — die haben sie aus Bildern gekannt — die hat den alten Mann vom Felsen los gebunden, dann ist er frei gewesen" . . .

„Zweck dieser Marien-Erscheinungen im Elsaß, auch wenn Maria nichts spricht", meinte Scheffel später, als wir die Sache unter uns besprachen, „ist außer

der Bestärkung der Menge im Wunder- und Aberglauben eine stete Beunruhigung und Aufregung. Maria kommt, weil sie sieht, daß nicht alles in Ordnung ist, sie unterhält Hoffnungen, wird sich erst zur Ruhe begeben, wenn Elsaß-Lothringen wieder mit dem allerchristlichsten und katholischsten Frankreich vereinigt sein wird. Jetzt leidet es unter einem ketzerischen Kaiser und seiner Regierung."

Unter solchen Erzählungen des Führers kamen wir an Schloß Falkenstein vorüber, das auch wie die andern auf und in den Fels gebaut ist, wir hielten uns nicht lange auf und schritten weiter hin über die Wiesen des Thals.

Da auf einmal wurden wir durch weiche, melancholische Töne überrascht, und als wir an einem Strauch vorüber bogen, bot sich uns ein gar idyllisches Schäferbild dar. Der junge Hirt saß auf einem Stein am Bach etwas abseits der Herde und blies auf einem langen, zur Flöte geschnittenen Rohr. Uns ergötzte die Ursprünglichkeit des Instruments, und wir blieben stehen, um zu lauschen, denn auch das Murmeln des Wassers machte sich lieblich zur Begleitung.

Aber deswegen hatte der junge Künstler die Nähe des Baches nicht gesucht, auch wurde ihm nicht der Gaumen trocken vom Blasen, sondern das Rohr bedurfte der Anfeuchtung und wurde, so oft es versagte, wieder ein paar Minuten ins Wasser gelegt. Professor Keller kaufte sich diese Wasserflöte und hängte sie später in seinem Atelier auf, als ursprünglichstes Musikinstrument Alt-Europas zwischen Pfeile und Bogen wilder Indianerstämme.

Durch all' diese Aufenthalte erreichten wir grade noch mit knapper Not in Philippsburg den Abgang unseres Bahnzuges nach Niederbronn.

Dort angekommen — es wollte schon Abend werden — folgte die Gesellschaft noch dem Vorschlage meines Mannes, die nahe Wasenburg zu besuchen. Als in spätern Jahren Scheffel einmal mit seinem Freunde Anton von Werner oben auf dem Hohentwiel erhitzt und ermüdet ankam und sich behaglich niedergelassen hatte, meinte er: „Nur gut, daß Freydorf nicht hier ist, sonst müßten wie heute auch noch auf den Hohenkrähn und auf den Hohen-Stoffeln!"

Aber damals war er selbst noch rüstiger Fußgänger, ihm auch gefiel der Vorschlag, und in kaum einer Stunde auf waldigen Fußwegen und zuletzt steil grade, die Berghalde hinauf immer nur nach der Lichtung sehend, kamen wir von allen Seiten uns oben treffend, bei der sehr gut erhaltenen Ruine an. Wölbt sich auch über dem Rittersaal nur der blaue Himmel und haben die Wände keine andre Zier als das rankende Ephen, wir freuten uns des behaglichen Sitzens auf den steinernen Bänken, die eingemauert sind in die weiten Fensternischen des alten Rittersaales. Im romanischen Stil ist er erbaut.

„Aber schon die Römer haben sich hier verschanzt gehabt," belehrte unser kundiger Führer wieder, „und irgend an der Wand muß noch eine lateinische Inschrift zu lesen sein!" Da ging denn alles auf die Suche, und richtig wir fanden sie:

Deo Mercurio attegiam teguliciam compositam Severinus Satullinus ex voto posuit.

„Und dieses Adjectivum „tegulicius" kommt sonst nirgends vor, man kennt es nur aus dieser Inschrift!"

Aber wissenschaftlichen Studien gaben wir uns nicht allzulange hin — ein ander Schauspiel zog uns übermächtig an: wir waren gerade recht angekommen, um über den lothringischen Bergen die Sonne untergehen zu sehen, während südöstlich der Mond schon lange über uns stand und nur das Erlöschen der Abendgluten abwartete, um seinen silberweichen Glanz über die Erde zu senden. Es war ein schöner Abschluß unserer Pfingsttour, und auch wir wollen sie hier beschließen, denn die Eisenbahnrückfahrt nach Karlsruhe brachte uns zwar noch manche Unterhaltung, aber nicht viel Erzählenswertes mehr.

In den Wiederbeginn der Alltagspflichten nur klang noch einmal eine Erinnerung an die lustige Fahrt, als ich durch ein Bildchen überrascht wurde, — die Photographie der Zeichnung Professor Kellers vom Wasgenstein, darüber Scheffel geschrieben hatte — „Ich denke daran!" und worunter stand:

Pfingstfahrt 1874.
O sonnig goldne Pracht der Buchen,
Da uns der Wasgauwald umfing,
O sonnig goldner Pfannenkuchen
Da unser Weg vom Winstein ging.

Die Naturwissenschaften und deren Einfluß auf die Fortschritte der Humanität.

Von

H. Schlesinger.

Der Mensch ist nach dem Ausspruche des Aristoteles ein „ζῶον πολιτικόν" (ein geselliges Tier), aber er gehört, um im Sinne der Naturwissenschaft zu sprechen, zu den Herdentieren. Unter dieser Bezeichnung verstehen wir alle diejenigen Gattungen von Geschöpfen, die im Gegensatz zu denen, welche einzeln oder paarweise leben, sich in irgend einer Form vereinigen, zu dem Zwecke, mit gemeinsamen Kräften den Kampf ums Dasein auszufechten. Es ist einleuchtend, daß in einer solchen Gemeinschaft eine schrankenlose Individualität nicht Platz greifen darf; will der einzelne die Vorteile genießen, die aus dem Zusammenleben resultieren, so muß er auch im Interesse der Gesamtheit unter Umständen seine persönlichen Neigungen und Liebhabereien zu unterdrücken vermögen, ja noch mehr, es werden Arbeitsleistungen von ihm gefordert, die, für ihn selbst ohne unmittelbaren Nutzen, einzig und allein jener zu gute kommen. Dieses Prinzip ist bei allen Herdentieren das gleiche, wenn es auch praktisch in der verschiedensten Weise sich geltend macht. Es findet sich daher selbstverständlich auch beim Menschen, und wir können die Summe aller der Pflichten, die sich für uns eben aus der Zugehörigkeit zur

menschlichen Gesellschaft ergeben, im weitesten Sinne mit dem Worte „Humanität" zusammenfassen. Indessen hat es der Sprachgebrauch mit sich gebracht, daß wir diesen Begriff enger begrenzen müssen. Auf einer je höheren Stufe der geistigen Entwickelung die Menschen stehen, desto strengere Anforderungen werden an den einzelnen bezüglich seines Verhaltens den Mitmenschen gegenüber gestellt, und man geht so weit, daß man die Befolgung der allgemein gültigen Sittenlehre als durchaus selbstverständlich betrachtet und demgemäß unter Humanität nur die Bethätigung der idealsten Gesinnung versteht, welche sich weit über das von jener Gebotene hinauszugehen gedrungen fühlt. Es handelt sich demnach im allgemeinen nicht um ein kodifiziertes Gesetz; doch hat allerdings zum Teil der moderne Staat, namentlich in der jüngsten Zeit, versucht, diese Anschauungen sich zu eigen zu machen und sie in seiner Gesetzgebung zum Ausdruck zu bringen. Die Humanität in diesem Sinne ist naturgemäß nichts Unwandelbares, sie ist wie alle menschlichen Dinge einer Entwickelung fähig und eben so sehr abhängig von Zeit und Raum und äußeren Verhältnissen wie von den geistigen Strömungen, welche grade an der Tagesordnung sind. So kann es denn nicht Wunder nehmen, daß Philosophie und Religion sich von jeher um das Verdienst gestritten haben, die Quelle aller humanen Bestrebungen zu sein, ja die letztere nimmt heute noch geradezu das Monopol in dieser Beziehung für sich in Anspruch und stellt andere Richtungen sogar als mehr oder minder feindlich der Humanität gegenüber hin. In hervorragendem Maße trifft ein solcher Vorwurf die Naturwissenschaften, deren materialistischer Zug nach ihrer Behauptung alles Gute und Edle zu vernichten drohen soll. Sicherlich nehmen dieselben, wie zu allen Verhältnissen des Lebens, so auch zur Humanität Stellung, und es soll im folgenden unsere Aufgabe sein, ihren Einfluß auf die Fortschritte derselben einer näheren Prüfung zu unterziehen.

Es wäre thöricht, bestreiten zu wollen, daß die Religion überhaupt äußerst wertvolle Bausteine zu dem gewaltigen Dome der Humanität beigetragen hat, welchen die besten und edelsten Geister zu allen Zeiten zu errichten bestrebt waren. Aber ebenso wahr ist es, daß der einseitige Konfessionalismus nur zu häufig zu Anschauungen und infolge dessen zu Thaten ausgeartet ist, die dem hohen Ideal der Menschlichkeit diametral entgegengesetzt sind. Gerade die Geschichte der letzten Jahre liefert für eine solche Beschuldigung mehr als hinreichende Beweise: sind doch die Gegensätze unter den einzelnen Bekenntnissen so schroff wie nur je wieder hervorgetreten, hat doch der heftige Kampf unter ihnen eine Unsumme von Haß gezeitigt. Ein Blick auf das Prinzip der Religion wird uns diese von jeder Humanität weit entfernten Erscheinungen erklären. Es liegt im innersten Wesen einer Glaubensgemeinschaft begründet, daß sie bewußt oder unbewußt unduldsam im schärfsten Sinne des Wortes sein muß. Jede von ihnen will im Besitz der absoluten Wahrheit sein, jede will, einzig und allein von dieser ausgehend, die Pflichten des Menschen zum Menschen regeln, kann es da anders kommen, als daß sich Streitpunkte in Hülle und Fülle ergeben? Nun pflegen ja meist Differenzen auf dem Gebiete der Wissenschaft für ihre Entwickelung nur segensreich zu wirken, im Austausche und im Kampf der Meinungen

bricht sich schließlich das Wahre Bahn, bei einem theologischen System aber führt dieselbe Ursache zu einer entgegengesetzten Wirkung. Keine der streitenden Parteien kann nur die Möglichkeit des Irrtums zugeben, sonst würde sie sich ja den Boden unter den Füßen wegziehen, also bleibt nur eins übrig, den Gegner in einen Feind umzuwandeln, der aus bösem Willen sich der richtigen Erkenntnis verschließt, und danach wird er eben behandelt, je nachdem man die Macht dazu hat. Ganz anders der Standpunkt der so viel verlästerten naturwissenschaftlichen Anschauung! Vor allen Dingen fällt bei ihr der Begriff des Dogmas überhaupt fort. Auch die glänzendste Theorie, die alles noch so befriedigend zu erklären scheint, ist es gestattet, ohne weiteres umzuwerfen, wenn man nur gewichtige Gründe gegen sie ins Feld führt; ja darin beruht eben ihre Stärke, daß sie nicht dem Dogma zu Liebe die Thatsachen bestimmt, sondern umgekehrt auf Grund dieser die Hypothese aufbaut. Daher ist der Begriff der Intoleranz der Naturwissenschaft als solcher ein durchaus fremder, ihre Jünger wissen nur zu gut, daß die absolute Wahrheit bisher noch von niemand gefunden ist, und es ist ihnen unmöglich, einen Andersdenkenden herabzusetzen oder gar zu glauben, daß man ihm gegenüber weniger Pflichten zu erfüllen habe als dem Gleichgesinnten. —

Wie uns die jüngste Zeit eine hochgradige Verschärfung und Verbitterung der konfessionellen Kämpfe brachte, so hat sie nicht minder das Verhältnis der einzelnen Völker unter einander aufs feindseligste umgestaltet. Gewiß wäre es verkehrt, der alten Weltanschauung für diese jeder wahren Humanität durchaus fremde Thatsache alle Schuld aufzubürden, aber zu verhindern vermochte sie das Anwachsen des Rassenhasses nicht, ja sie nährt ihn noch in manchen Fällen, dann nämlich, wenn religiöse und nationale Gegensätze mit einander verquickt werden. Wie stellt sich nun die naturwissenschaftliche Lehre zu dieser Frage? Es ist sicher über jeden Zweifel erhaben, daß die Natur, welche kein einziges Individuum dem anderen gleich schuf, noch weniger eine Gleichheit unter den einzelnen Rassen herbeizuführen die Absicht hatte. Aber so wenig uns die individuelle Verschiedenheit berechtigen kann, gegen irgend jemand von den Verpflichtungen abzuweichen, die wir ihm als Glied der menschlichen Gesellschaft schulden, so wenig ist ein natürlicher Grund vorhanden, daß eine Nation gegen die andere mit rücksichtslosem Hasse vorgeht. Noch nicht einmal einer Überhebung, so erklärlich sie unter Umständen, zumal nach großen Erfolgen, ist, können wir die wissenschaftliche Begründung zuerkennen. Wie es in Wirklichkeit keinen Menschen giebt, der bezüglich seiner körperlichen und geistigen Funktionen als durchaus vollkommen erscheint, sondern wie wir einen solchen in idealer Weise konstruieren aus der Betrachtung der Vorzüge von Tausenden und aber Tausenden von Einzelindividuen, so wenig ist man in der Lage, einer einzigen Völkerschaft die Palme zuzusprechen im Vergleiche zu den übrigen, ja selbst auf die ganz- oder halbwilden Stämme haben wir keine Ursache mit Verachtung herabzublicken; denn nach dem Gesetze der Entwickelung können und werden sie uns eben so gut im Laufe der Jahrtausende gleich kommen oder gar überflügeln, wie wir einst Nationen, die unendlich hoch über uns standen, in den Schatten gestellt haben. Höchstens können wir, analog

dem Vorgange, daß wir auf dem Wege der Abstraktion, wie eben erwähnt, zur Vorstellung eines idealen Menschen gelangten, auf dieselbe Weise eine ideale Rasse uns denken, diese aber würde, vollständig jenen entsprechend, sich aus den besten Eigenschaften, die in jeder einzelnen verkörpert sind, zusammensetzen. Ins Praktische übersetzt heißt das nichts Anderes, als eine innige Vermischung der einzelnen Völker unter einander anstreben, oder mit anderen Worten: Wir übertragen die vortrefflichen Erfahrungen, die man bei Tieren mit Kreuzung der Rassen gemacht hat, auf das Menschengeschlecht, und die Anthropologie lehrt zur Genüge, daß dasselbe da, wo eine solche stattgefunden hat, in seiner Beschaffenheit wahrlich nicht zu Schaden gekommen ist. Wir scheuen uns also durchaus nicht, ohne weiteres zuzugeben, daß die Naturwissenschaften, weit entfernt, den „Rassen- und Massenhaß" zu züchten, in letzter Instanz für eine internationale Verbrüderung einstehen, selbstverständlich nicht in dem Sinne eiteler, politischer Träumer, sondern im Geiste echter, edelster Humanität. Wenn dieses Ziel dem so nachdrücklich gepredigten Prinzipe des „Kampfes ums Dasein" zu widersprechen scheint, so ist dieser Einwurf leicht zu widerlegen. Gehört der Mensch einmal zu den Herdentieren, so ist doch kein vernünftiger Grund nachweisbar, warum er sich nicht zu einer einzigen, großen Vereinigung zusammenscharen soll, die ihre gewaltige Kraft im Kriege mit den ihm feindlichen Elementen, deren Zahl und Macht nur zu groß ist, zu erproben bestimmt ist. Will man dies nicht zugeben, sondern eine Gemeinschaft nur bis zur Grenze der Volksangehörigkeit zulassen, so ist es wahrlich nicht einzusehen, warum man gerade hier Halt machen, warum nicht die einzelnen Stämme desselben Volkes sich zusammenthun sollen, um sich im gegenseitigen Kampfe, wie das thatsächlich geschehen ist, zu zerfleischen, denn an Gegensätzen fehlt es unter ihnen gewiß auch nicht. Selbstverständlich sind wir uns wohl bewußt, daß die nationalen Differenzen durch diese Auseinandersetzung nicht so ohne weiteres aus der Welt geschafft werden, sie sind thatsächlich vorhanden und müssen in irgend einer Weise ausgeglichen werden. Daß dieses jedoch nur mit „Eisen und Blut" geschehen könne, müssen wir vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus aufs energischste bestreiten, wir müssen vielmehr darauf bestehen, daß unter Kulturvölkern wenigstens der „Kampf ums Dasein" so gut mit friedlichen Waffen auszufechten ist, wie dies jeder Rechtsstaat längst für die Konkurrenz der einzelnen Staatsbürger unter einander anerkannt hat.

Haben wir in den beiden bisher besprochenen Punkten, wie wir glauben, den Nachweis geliefert, daß die Naturwissenschaften dem großen Werke der Humanität entschieden förderlich sind, so liegt es uns doch fern, ihnen in dieser Hinsicht allein das Verdienst zuzuschreiben, wir wissen vielmehr sehr wohl, daß schon früher die edelsten Männer, auch wenn sie einer ganz anderen Geistesrichtung huldigten, für diese Ideen eingetreten sind. Dagegen gebührt der naturwissenschaftlichen Anschauung voll und ganz der Ruhm, in anderer Beziehung wahrhaft befruchtend auf die Humanität eingewirkt und in origineller Weise eine neue Bahn eingeschlagen zu haben. Gehen wir wieder einmal von dem Begriffe

des Herdentieres aus, so ist es nach dem vorher Gesagten klar, daß die von demselben gebildete Gemeinschaft nur dann lebensfähig ist, wenn jedes einzelne Glied sich genau den Regeln oder Gesetzen fügt, auf welchen sie beruht, eine Verletzung dieser kann unmöglich geduldet werden, soll sie nicht in Gefahr kommen, vollständig zusammenzubrechen. Die Gesellschaft hat daher unbestritten im Interesse der Selbsterhaltung nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, eine jede Übertretung, die wir beim Menschen als Verbrechen und Vergehen bezeichnen, mit allen Mitteln zu verhindern und da, wo sie geschehen, den Übelthäter auf irgend eine Weise unschädlich zu machen. Soweit stimmen wir vollkommen mit der religiösen Weltbetrachtung überein, unsere Wege trennen sich indessen, sobald es sich darum handelt, die Ursachen des Abweichens von der vorgeschriebenen Bahn aufzudecken und demgemäß das mit den Verbrechern einzuschlagende Verfahren zu ordnen. Die Religion sieht in der Nichtachtung der moralischen Ge- und Verbote eine Sünde, d. h. sie betrachtet dieselbe als das bewußte Zuwiderhandeln gegen Recht und Gesetz, sie gelangt daher mit logischer Konsequenz zum Begriff der Strafe, indem sie den Sünder in leiblicher und geistiger Weise angreift, dadurch, daß sie ihn in seinem körperlichen Wohlergehen schädigt und ihm zugleich mit ewiger Pein droht. Eine andere Auffassung hat die Naturwissenschaft: Davon ausgehend, daß jedes Herdentier, seinem natürlichen Triebe folgend, im eigensten Interesse fest zur Gemeinschaft halten muß, kann sie in dem Verbrechen nur ein Abweichen von der Norm, ein pathologisches Symptom, erblicken und behandelt diesem Gesichtspunkte gemäß den Verbrecher als einen Kranken. Es ist praktisch gleichgültig, ob man denjenigen Recht geben will, welche bei jedem einzelnen derartigen Individuum eine krankhafte Veränderung des Gehirns annehmen, oder ob man in der Übelthat den Ausfluß einer sozialen Erkrankung sehen will, vielleicht liegt die Wahrheit, wie so oft, in der Mitte, und wir müssen weitere Forschungen abwarten, die alle Unklarheit aufheben werden. Jedenfalls aber sind alle humanen Bestrebungen, das Verbrechen zu verhüten und den Verbrecher wo möglich als würdiges Glied der menschlichen Gesellschaft zurückzugeben, in letzter Instanz auf den Einfluß der Naturwissenschaften zurückzuführen, wie sie denn auch zeitlich in der Blüteperiode derselben mit voller Kraft aufgetreten sind. Erfreulicher Weise greifen sie immer mehr um sich, und auch die herrschenden Kreise haben sich ihnen nicht gänzlich verschließen können. Allerdings läßt der Strafvollzug noch vieles zu wünschen übrig, indessen ist die Hoffnung nicht unbegründet, daß man in absehbarer Zeit den Resultaten der Wissenschaft in dieser Beziehung allmählich ganz und gar gerecht werden wird. —

Im Vorhergehenden handelte es sich mehr um prinzipielle Fragen, die im allgemeinen einstweilen nur unter den gebildeten Klassen zur Erörterung gelangen können, während es naturgemäß noch Generationen hindurch währen wird, ehe diese Anschauungen und die praktischen Schlußfolgerungen, die daraus gezogen werden müssen, den breiten Schichten des Volkes in Fleisch und Blut übergegangen sein werden. Indessen dürfen sich die Naturwissenschaften ohne Überhebung in Wahrheit das Zeugnis ausstellen, daß sie wacker mit ihren Gegnern an der Fort-

entwickelung bereits bestehender humanitärer Einrichtungen gearbeitet haben, ja dieselben müssen, wenn sie ehrlich sein wollen, gestehen, daß diese jenen einen ebenso neuen als unerwarteten Aufschwung zu verdanken haben. Ohne dem Christentum im geringsten den unsterblichen Ruhm schmälern zu wollen, den es sich in der Fürsorge für Erkrankte erworben hat, muß man doch unbedingt zugeben, daß, wenn die Krankenpflege von heute unendlich viel rationeller vorgeht und dadurch ebenso unendlich viel mehr leistet als z. B. vor nur fünfzig Jahren, dies einzig und allein auf Rechnung der mit den Naturwissenschaften zu einem untrennbaren Ganzen verknüpften Medizin kommt. Greifen wir in dieser Beziehung nur einen Punkt heraus, der insofern besonders charakteristisch ist, als er zeigt, daß die richtige Erkenntnis einer Sache auch zu menschlicherem Verfahren führt! Wie gräßlich war noch zu Anfang dieses Jahrhunderts das Los jener Unglücklichen, deren Geist umnachtet war! Von rohen, unwissenden Menschen auf's erbarmungsloseste mißhandelt, waren sie bei weitem schlimmer daran als der Zuchthäusler, der wegen gemeiner Missethaten im Kerker schmachtete. Erst die neuere Psychiatrie, welche lehrte, daß Irrsinn ebenso durch ein Leiden des Gehirns bedingt ist wie die übrigen Krankheiten durch die pathologische Veränderung eines oder mehrerer anderer Organe, verschaffte diesen Ärmsten der Armen das Recht auf menschenwürdige Behandlung und auf das Mitleid, welches ihnen im höchsten Maße gebührt. —

Die schönste Frucht indessen am Baume der Humanität pflückte die Naturwissenschaft durch ihr jüngstes, und wir dürfen hinzufügen, ihr liebstes Kind, die öffentliche Gesundheitspflege. Wohl kein Zweig menschlichen Wissens verfolgt so ideale Ziele wie sie, denn kann es ein höheres Streben geben als das, die Menschheit von ihren unerbittlichsten und fürchterlichsten Feinden, vor Krankheit und Not in jeglicher Gestalt mit allen ihren Folgen in sittlicher und materieller Beziehung, zu schützen? So kam es denn, daß die Hygiene sich in verhältnismäßig kurzer Zeit die Anerkennung im öffentlichen Leben errungen hat, daß sie ein beachtenswerter Faktor im Staate geworden ist, und daß auch nicht naturwissenschaftlich gebildete Männer sich bereitwillig in ihren Dienst stellten und nach ihrem Vermögen mitzuarbeiten sich bestrebten. Heute schon hat die moderne Gesetzgebung, wenigstens im Prinzip, die berechtigten Forderungen dieser Wissenschaft anerkannt, und es ist nur eine Frage der Zeit und — last not least — des Geldbeutels, daß man sie vollständig zu erfüllen versuchen wird. Immerhin ist in dieser Beziehung schon vieles und gutes geleistet, und besonders die großen Stadtgemeinden haben sich das höchste Verdienst erworben. Ganz gewiß wird durch hygienische Einrichtungen und Verordnungen nicht nur die materielle Wohlfahrt eines Volkes gehoben, sondern seine edelsten Gefühle, die Liebe zum Vaterlande, die Aufopferung und willige Pflichterfüllung der Gesamtheit gegenüber, erstarken, wenn jeder einzelne von dem Bewußtsein durchdrungen ist, daß er durch die Zugehörigkeit zur menschlichen Gesellschaft in seinen wertvollsten Gütern, in Leben und Gesundheit, geschützt wird. Nicht minder muß das allgemeine Rechtsbewußtsein an innerer Kraft gewinnen dadurch, daß man sieht, wie es noch

Wege giebt, denjenigen, der sich durch Fälschung der zum Dasein notwendigen Lebens- und Genußmittel an jenen Gütern versündigt, zu überführen und an weiterem Schaden zu verhindern; wird doch der gesunde Sinn des gemeinen Mannes einen solchen Menschen gewiß nicht höher achten als den Dieb oder den Betrüger, der schließlich nicht so vieles und so schweres Unheil anzurichten vermag. Endlich wird der soziale Krieg viel von seiner Verbitterung verlieren, wenn der so schwer gedrückte vierte Stand nach Kräften vor jedweder Schädlichkeit bewahrt wird durch Einrichtungen, welche die moderne Technik im innigen Bunde mit Mathematik und Physik, Chemie und Medizin in wahrhaft genialer Weise geschaffen hat.

Im engsten Zusammenhang mit der Hygiene steht das Armenwesen, welches nunmehr in allen zivilisierten Ländern von staatlichen Organen geleitet wird. Daß auch auf diesem Gebiete die Naturwissenschaft ihren Einfluß geltend gemacht hat, davon giebt die Thatsache Zeugnis, daß keine Armenverwaltung auf die Mitwirkung eines Arztes zu verzichten in der Lage ist. In der That ist dieser Stand in erster Linie dazu berufen, Not und Elend zu lindern, und wo wäre ihm mehr Gelegenheit dazu geboten als bei dieser Klasse von Menschen? Allein seine Thätigkeit beschränkt sich bei ihr nicht etwa darauf, in unmittelbarer Weise seinen Beruf auszuüben, sondern er hat noch höhere Aufgaben. Diese bestehen insbesondere darin, das heranwachsende Geschlecht und zumal jene Enterbten, welche durch den Makel ihrer Geburt in hohem Maße dem Verderben preisgegeben sind, vor Gefahren zu bewahren. Gewiß eine herrliche Arbeit, die ihm niemand, auch wenn er vom besten Willen beseelt ist, abnehmen kann! —

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung: Hoffentlich ist uns der Beweis gelungen, daß die Naturwissenschaften zur Förderung der Humanität soviel wie nur irgend eine Geistesrichtung beigetragen haben. Je mehr sie im Dienste der Menschheit leisten, desto voller muß ihnen mit der Zeit die Anerkennung zu teil werden, die ihnen mit Fug und Recht gebührt.

Finanzielle Kriegsbereitschaft im Frieden.

Von

Georg von Mayr,

Unterstaatssekretär z. D.

(Schluß.)

Wenden wir uns zunächst zu den Vorbereitungen für die eventuelle Ausschreibung einer Zwangsanleihe. Manchen Leser mag es vielleicht unangenehm berühren, daß man von einer solchen Möglichkeit überhaupt spricht. Aber besser ist es, auch den schlimmsten Fall rechtzeitig ins Auge zu fassen, als von dessen Eintritt sich unvorbereitet überraschen zu lassen. Übrigens ist es bei näherem Zu-

schen doch nicht gar so erschrecklich, dem Vermögens- und insbesondere dem Geldbesitzer die beliebige Verfügung über sein Vermögen auf Zeit gegen Entgelt zu entziehen. Ein ganz ähnlicher Vorgang ist in der Kriegsleistungs-Gesetzgebung enthalten, wenn diese die Besitzer von Schiffen und Fahrzeugen zur Überlassung derselben für militärische Benützung zwingt. In weiterem Sinn könnte man auch sagen, daß es im Kriegsfall für die Zwecke der Vaterlandsverteidigung nicht minder wichtig sei, das Geld der Geldbesitzer wie die Pferde der Pferdebesitzer zur Verfügung zu haben. Geschieht die Enteignung der Pferde mittelst sofortiger Barzahlung, so ist dies bei der Enteignung von Geld nach der Natur der Sache ausgeschlossen; hier tritt mit Notwendigkeit Verzinsung und spätere Rückzahlung an Stelle der Barvergütung. Es geschieht übrigens dann nur dasselbe, was bei den Kriegsleistungen der Gemeinden und Lieferungsverbände eintritt, welche mit Geldaufwand Verpflegung, Fourage u. s. w. zu liefern haben und nicht sofortige Barvergütung erhalten, sondern nur Verzinsung und spätere Rückzahlung. Freilich ist Geld ein der einzelnen Hand weit rascher und leichter entschlüpfender Gegenstand als Pferde oder Schiffe. Auch ist es wohl begreiflich, daß die Kriegsleistungs-Gesetzgebung, welche in erster Linie mit einzelnen technischen Bedürfnissen des in Aktion befindlichen Heeres sich beschäftigt, nur Naturallieferungen, aber keine Geldlieferungen kennt. Für die Bereitstellung der allgemeinen Kriegsmittel seitens der zentralen Reichsverwaltung aber tritt die Wichtigkeit fortlaufender reichlicher Geldlieferungen an und für die Armee in den Vordergrund, und es sollte demgemäß für den äußersten Fall der Unzulänglichkeit freiwilliger Anleihen die Zwangsanleihe in Aussicht genommen und schon in Friedenszeiten gesetzlich organisiert werden.

Die Zwangsanleihe im eigenen Lande hat eine gewisse äußere Verwandtschaft mit der Kriegskontribution in fremdem Lande, jedoch mit dem großen Unterschiede, daß der Fordernde hier nicht als befehlender Feind nach Kriegsrecht, sondern als befehlender, die Verzinsung und eventuell Rückzahlung des Geforderten zusichernder Freund auf Grund staatsrechtlicher Befugnis auftritt. Man könnte auch daran denken, den Weg einzuschlagen, welcher bei feindlichen Kontributionen die Regel bildet, d. h. auf eine Ermittelung der Leistungsfähigkeit der Einzelwirtschaften zu verzichten, dieselbe nur summarisch nach Kommunalverbänden zu bestimmen, diese zur Gewährung der Darlehen zu verpflichten und ihnen die weitere Umlegung zu überlassen. Einigen Anhalt für solches Vorgehen hätte man in der Kriegsleistungs-Gesetzgebung, welche da, wo sie thatsächlich vereinzelte Zwangsanlehen schafft, die Gemeinden und Lieferungsverbände zu Gläubigern beruft. Gleichwohl erscheint dieses Verfahren für die allgemeine, gleichmäßige Beschaffung großer Geldsummen im ganzen Lande nicht zweckmäßig. Die Staatsgewalt würde damit eine Aufgabe, die Ausschreibung des Zwangsanlehens nach der Leistungsfähigkeit der Einzelwirtschaften, mit einer gewissen Vogelstraußpolitik den Kommunalverbänden überweisen, welche nicht in der Lage wären, dieselbe gleichartig und in gerechter Weise zu lösen. Auch wäre ohne vorgängige Ermittelung der innerhalb der Kommunalverbände bestehenden Leistungsfähigkeit eine gerechte summarische Kontingentierung des Anlehens nach diesen Verbänden überhaupt nicht möglich.

Deshalb fällt der Staatsgewalt, beziehungsweise der Reichsgewalt die Aufgabe zu, in Friedenszeiten diese Leistungsfähigkeit der Einzelwirtschaften zu bestimmen und die bezüglichen Kataster auf dem Laufenden zu erhalten. In die Einzelheiten eines diese Angelegenheit ordnenden Spezialgesetzes einzugehen, würde in den Rahmen dieser Blätter wenig passen. Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen darum noch am Platze sein. Bei dem Zwangsanlehen handelt es sich nicht um definitive Wegnahme von Geld für Staatszwecke wie bei der Steuer, sondern nur um zeitliche Beanspruchung von Vermögensnutzungen gegen Entgelt. Es kann deshalb nicht die Forderung erhoben werden, daß ein Zwangsanlehen gleichmäßig auf alle Einzelwirtschaften nach Maßgabe ihres Einkommens oder Vermögens zu verteilen sei. Es kommt vielmehr nur darauf an, jene Einzelwirtschaften herauszugreifen, welche für solche Darlehensgewährung leistungsfähig erscheinen, und dann nach dem Maße ihrer besonderen Leistungsfähigkeit ihre Verpflichtungen zu bestimmen. Der Typus des Leistungsfähigen ist der sogenante „Kapitalist", für welchen eine gesetzliche Begriffsbezeichnung zu finden wäre. Dem Grundbesitz als solchem wie der Lohnarbeit aller Art wohnt eine Leistungsfähigkeit im vorliegenden Sinne nicht inne. Dagegen werden in das Kataster der zur Anleiheentnahme Verpflichteten alle physischen und insbesondere auch alle moralischen Personen einzutragen sein, deren Besitz an mobilem Vermögen eine Bürgschaft für die Durchführbarkeit des Zwangsanlehens bildet. Selbstverständlich erwächst nicht aus dem thatsächlichen Besitz gerade von Geldsummen die Verpflichtung, Staatsgläubiger zu werden, denn solchen Besitzes vermöchte jeder leicht sich zu entäußern; maßgebend ist vielmehr die auf den mobilen Besitz begründete Voraussetzung, daß im Bedürfnisfall seitens der Verpflichteten die Geldbeschaffung sicher erfolgen könne. Es müßten für die unteren Kommunalverbände Kommissionen von Vertrauensmännern geschaffen werden, welche die in Betracht kommenden Einzelwirtschaften zu bestimmen und deren Leistungsfähigkeit festzustellen hätten. Revisions-Kommissionen für größere Verbände hätten für möglichst gleichartige Durchführung des Gesetzes zu sorgen, und außerdem wäre das Verfahren für den Fall der Reklamation der Beteiligten zu regeln. Eine technische Unterfrage wäre es weiter, ob die Verpflichtung für jede in Betracht kommende Einzelwirtschaft in festen Summen auszusprechen oder ob nur eine Klassenabstufung für die Verpflichtung in der Art zu bestimmen wäre, daß für die höheren Klassen das Vielfache der einfachen Verpflichtung der untersten Klassen festgestellt würde. Die Aufstellung solcher Kriegsanlehens-Kataster würde einigermaßen durch die Kataster und Rollen der Landesbesteuerung erleichtert, wenn auch eine unmittelbare formelle Verwertung dieses Materials sowohl wegen seiner Ungleichmäßigkeit in den einzelnen Staaten als namentlich wegen der eigenartigen Leistungsfähigkeit, die gerade hier ermittelt werden soll, nicht möglich wäre. Zur Aufstellung der Kataster würden die Organe der Landesverwaltung berufen sein; doch sollte den Organen der Reichsverwaltung eine Einwirkung mindestens in dem Maße wie auf dem Gebiete der Zollverwaltung eingeräumt werden. An der einmal katastermäßig festgestellten Verpflichtung wäre im Ernstfall streng festzuhalten, und es müßte die Geldleistung

der Verpflichteten, wenn sie nicht in vorgeschriebener Weise erfolgt, zwangsweise beigetrieben werden.

Die Einführung solcher Kriegsanlehens-Kataster würde allerdings für die Verwaltung eine neue Last und für die Staatsbürger eine Unbequemlichkeit sein. Vor den Steuerkatastern aber hätten dieselben immerhin den Vorzug, daß die darin festgestellten Verpflichtungen nicht ohne weiteres und jährlich zur Verwirklichung kämen, sondern nur in einem hoffentlich fern liegenden Ausnahmsfall. Es ist deshalb anzunehmen, daß bei dem eigentlichen Geschäftsmann die Neigung, seine Leistungsfähigkeit gering erscheinen zu lassen, nicht gar zu sehr zum Durchbruch kommen würde, zumal doch gerade geschäftliche Erwägungen mancher Art dafür sprechen, zur Friedenszeit in den Katastern nicht mit zu geringer Leistungsfähigkeit verzeichnet zu sein, möge nun die Gesetzgebung diesen Katastern den Charakter der Öffentlichkeit ausdrücklich beilegen oder nicht. Als selbstverständlich wäre die moralische, zugleich im finanzpolitischen Interesse gelegene Verpflichtung der Reichsverwaltung vorauszusetzen, bei der Bestimmung des Zinsfußes der Zwangsanleihe den allgemeinen, im Kriegsfall den Leihzins bestimmenden Verhältnissen Rechnung zu tragen. Würden auch im Vollzug manche Schwierigkeiten und Härten sich ergeben, eine solche organische Fürsorge für die Beschaffung von Kriegsanlehen im eigenen Lande dürfte der Mühen, welche sie in Friedenszeit verursacht, wohl wert sein, und auch für schlimme Fälle noch die Möglichkeit eröffnen, zum Wohl des Staatskredits und der allgemeinen wirtschaftlichen Interessen es zu verhüten, daß vorzeitig und ohne die äußerste Not Staatspapiergeld mit Zwangskurs verausgabt würde. Darin läge nämlich die finanziell bedenklichste und zugleich ungerechteste Form einer Zwangsanleihe, weil eine solche da, wo feststehende Zahlungsverbindlichkeiten des Staates in Frage sind, al pari, im übrigen aber, wo freie Preisbildung für die vom Staate begehrten Güter und Dienste waltet, zu ganz verschiedenartigen Sätzen unter pari verwirklicht würde.

Die möglichen gesetzlichen Sonder-Maßnahmen zur Sicherung finanzieller Kriegsbereitschaft sind mit der Vorsorge für die eventuelle Ausschreibung einer Zwangsanleihe nicht erschöpft. Es handelt sich darum, außer der augenblicklichen Herbeischaffung großer Summen auch noch Einrichtungen vorzusehen, durch welche im Hinblick auf die erhöhten Staatsverpflichtungen auch eine erhöhte staatliche Leistungsfähigkeit sicher gestellt wird. Freilich wird die Leistungsfähigkeit nicht in gleichem Maße wie die Verpflichtungen erhöht werden können und die Herstellung des Gleichgewichtes beider immer der Wiederkehr des Friedens vorbehalten bleiben müssen. Daß aber etwas in dieser Richtung geschehe, ist für die Erhaltung des Vertrauens in die Staatsfinanzen wichtig. Es ist um so wünschenswerter, als im übrigen gerade der Kriegsausbruch auf den Eingang der fortlaufenden ordentlichen Staatseinnahmen selbst dann einen lähmenden Einfluß äußert, wenn es gelingt, den Kriegsschauplatz in Feindesland zu verlegen.

Die Einrichtung besonderer Kriegssteuern würde in Deutschland zweckmäßig nicht auf das Gebiet der direkten Steuern beschränkt; dieses Gebiet wäre vielmehr mit Rücksicht auf den im Deutschen Reiche in Friedenszeit bestehenden zweckmäßigen

thatsächlichen Vorbehalt der direkten Steuern für die Einzelstaaten nur als äußerste Reserve anzusehen. Zunächst wäre zu erwägen, was etwa auf dem Gebiete der indirekten Reichssteuern, der Zölle, der Verbrauchs- und der Verkehrssteuern geschehen könnte.

Der finanzielle Ertrag der Zölle wird im Kriegsfall zunächst zurückgehen. Diesem Rückgang wäre nach Möglichkeit entgegen zu arbeiten. Außerdem aber wird auch dem Bedürfnis Rechnung zu tragen sein, überhaupt die Gestaltung des Ein- und Ausfuhrhandels im Kriege nach militärischen und politischen Gesichtspunkten beeinflussen zu können. In gewissen Beziehungen ist dies schon nach der gegenwärtigen Gesetzgebung mittelst der Ein- und Ausfuhrverbote, einigermaßen auch mittelst des im Zolltarifgesetze vorgesehenen Retorsionszolls möglich, wonach Waren, welche aus Staaten kommen, welche deutsche Schiffe oder Waren deutscher Abkunft ungünstiger behandeln als diejenigen anderer Staaten, soweit nicht Vertragsbestimmungen entgegenstehen, mit einem Zuschlag bis zu 50% des Betrages der tarifmäßigen Finanzabgabe belegt werden können. Dies genügt jedoch nicht, da es auch erwünscht sein kann, in anderen Fällen die Einfuhr zwar nicht zu verbieten, aber mittelst höherer Zollsätze sie doch zu erschweren oder überhaupt dieselbe durch Herabsetzung der Zölle zu erleichtern. Es ist deshalb erwünscht, daß für die Kriegsdauer gemäß den Entschließungen der Reichsverwaltung Änderungen im Zolltarif ohne vorgängige Beratung im Reichstag eintreten können, da eine Sonderberufung des Reichstags bei derartigen Einzelfragen in der Kriegszeit kaum thunlich, jedenfalls nicht zweckmäßig sein dürfte. Es würde sich darum handeln, der Reichsverwaltung für die Kriegszeit eine gewisse, eventuell — soweit Zollerhöhung in Betracht kommt — durch ein Maximum zu beschränkende diskretionäre Befugnis zur Einführung solcher Änderungen im Zolltarif zu erteilen, welche nach militärischen, politischen und finanziellen Erwägungen erwünscht erscheinen. Daß die Volksvertretung unter solchen Ausnahmeverhältnissen auf die vorgängige Beratung und Beschlußfassung über Zolltariffragen verzichten würde, hätte nichts Auffälliges. Ist doch selbst in Ländern, in welchen der Parlamentarismus weit schärfer ausgeprägt ist als in Deutschland — ich nenne hier Italien — unter minder kritischen Verhältnissen (es handelte sich in Italien nur um den Zollkrieg mit Frankreich, beziehungsweise allgemeine Handels- und finanzpolitische Fragen) der Regierung eine derartige diskretionäre Befugnis auf Zeit erteilt worden. Um mehr als eine vorübergehende Befugnis würde es sich auch im vorliegenden Falle nicht handeln; auch stünde nichts im Wege, die Einrichtung zu treffen, daß dem Reichstag entweder innerhalb gewisser Frist (ein Jahr oder ein Halbjahr) oder bei seinem nächsten Zusammentritt (wie solches bei Anwendung des Retorsionszolles geltendes Recht ist) die bezüglichen Verordnungen vorzulegen und bei Nichtzustimmung desselben alsbald außer Kraft zu setzen wären.

Ähnliche diskretionäre Befugnisse der Reichsverwaltung empfehlen sich auch bei den Verbrauchssteuern des Reichs, und zwar hier vorwiegend aus finanziellen Gründen. Man muß in der Lage sein, in Kriegszeiten die Steuersätze jeweils unverzüglich so einzurichten, daß das überhaupt erreichbare Maximum des Steuer-

ertrags eingeht. Allerdings entbehren, wie bereits bemerkt, die wichtigsten deutschen Verbrauchssteuern jener Erhebungsform — des Monopoles — welche diese Anschmiegung des Steuersatzes an die Leistungsfähigkeit der Bevölkerung am unmittelbarsten gestattet; immerhin ist aber auch bei den jetzigen Steuerformen noch so viel grundsätzliche Beweglichkeit gegeben, daß deren Nutzbarmachung für den Kriegsfall sehr wünschenswert ist. Die nachträgliche Einflußnahme des Reichstags wäre wie bei den Zöllen zu regeln. Auch sollte dieselbe diskretionäre Befugnis der Reichsverwaltung bei den Verkehrssteuern des Reichs, nämlich bei den vom Reich erhobenen Stempelsteuern aller Art Platz greifen.

Nach den für die Überweisung von Zoll- und Reichssteuererträgnissen (Tabaksteuer, Reichsstempelabgaben, Branntweinverbrauchsabgabe) an die Einzelstaaten zur Zeit geltenden Bestimmungen würden die vorgeschlagenen Erhöhungen von indirekten Steuern in der Hauptsache zunächst den Kassen der Einzelstaaten zu gute kommen. Selbst bei unveränderter Belassung der zur Zeit bestehenden Überweisungsgrundsätze läge immerhin in der finanziellen Stärkung der Einzelstaaten auch eine solche des Reichs. Dies fände am klarsten darin Ausdruck, daß es in solchen Fällen sachlich durchaus berechtigt erschiene, daß das Reich den um des Kriegs willen erhobenen und den einzelnen Staaten zugeflossenen Mehrertrag an indirekten Steuern in Form von Matrikularbeiträgen zurückfordert. Sofern diese Beiträge nur das Mittel sind, die vom Reich erflossenen Überweisungen diesem wieder zuzuführen, fallen auch die allgemeinen Bedenken wegen der Ungleichmäßigkeit und Ungerechtigkeit der aus ursprünglichen Landesmitteln zu entnehmenden Matrikularbeiträge weg, da die Rückforderung nach demselben Maßstab der Bevölkerungsgröße erfolgt wie die vorgängige Überweisung. Thatsächlich stellt sich in diesem Falle die Sache so, daß auf einem Verrechnungs-Umwege dasselbe erreicht wird wie bei Abstandnahme von der Überweisung. Unerwünscht ist nur für den Kriegsfall, da die Vermehrung der Reichseinnahmen als eine dringliche sich darstellt, die zeitliche Verschiebung, welche zwischen Überweisung und Rückforderung in Form von Matrikularbeiträgen sich ergiebt, sowie die Notwendigkeit, diese Rückforderung besonders unter Mitwirkung der gesetzgebenden Faktoren festzustellen. Ließe sich genau sagen, wieviel vom Ertrag der indirekten Steuern auf die Kriegszuschläge zum Tarif dieser Steuern trifft, so wäre es gerechtfertigt, der Reichsverwaltung die diskretionäre Befugnis zur Ausschreibung von Matrikularbeiträgen bis zur Höhe dieser Ertragsquote ohne vorgängige gesetzliche Feststellung der Summe zu erteilen. Thatsächlich aber läßt sich der durch Tariferhöhungen veranlaßte Mehrertrag in einer bestimmten Summe nicht ermitteln. Es empfiehlt sich deshalb ein Vermittelungsvorschlag, welcher den Interessen des Reichs wie der Einzelstaaten entspricht; ein solcher läge in der gesetzlichen Bestimmung, daß für den Fall der Ausschreibung von Kriegszuschlägen zum Tarif der Zölle und indirekten Steuern im oben angegebenen Sinn der Ertrag der Zölle und Steuern, soweit er an sich den Einzelstaaten ganz zu überweisen wäre, nach dem Verhältnis des ursprünglichen Steuersatzes und der dazu von Kriegswegen verfügten Erhöhung zwischen den Einzelstaaten und dem Reich zu teilen sei. Damit wäre

die unmittelbare Nutzbarmachung dieser Erhöhung indirekter Steuern für die Reichsfinanzen bewirkt, ohne grundsätzliche Beseitigung des gesamten Überweisungswesens, welche nicht zu erreichen sein dürfte.

Ob zum Abschluß der finanziellen Kriegsbereitschaft des Reichs im Frieden auch noch die Bereitstellung einer direkten Reichs-Kriegssteuer in Aussicht zu nehmen wäre, ist die schwierigste unter den hier erörterten Fragen. Es läßt sich mit guten Gründen die Ansicht vertreten, daß ein Zurückgreifen auf die direkte Besteuerung bei Durchführung der im vorstehenden bezeichneten Maßnahmen nicht nötig und auch sachlich überhaupt nicht angemessen sei, weil sich die ausschließliche Handhabung der direkten Besteuerung durch die Einzelstaaten, wie solche bisher thatsächlich geltendes Recht gewesen, auch grundsätzlich empfehle. Man würde es bei dieser Auffassung den Einzelstaaten überlassen, ob sie für die Bereithaltung eventueller direkter Kriegssteuern sorgen wollen und sich demgemäß im Fall des Bedürfnisses von Reichswegen darauf beschränken, zur Erhöhung der Matrikularbeiträge und Aufsaugung der etwa auferlegten Partikular-Kriegssteuer durch diese zu schreiten.

Eine so weit gehende Dezentralisierung des letzten Rückhalts finanzieller Kriegsbereitschaft erweckt aber doch auch große Bedenken; denn es fehlt dann die Gewähr, daß im entscheidenden Augenblick dieser Rückhalt überhaupt geboten sein wird und daß — wenn solches der Fall sein sollte — die Nutzbarmachung der direkten Besteuerung für Reichskriegszwecke in den Einzelstaaten mit der wünschenswerten Gleichartigkeit und Gerechtigkeit der Veranlagung erfolge.

Der nächstliegende Gedanke ist deshalb, eine selbständige direkte Reichssteuer für den Kriegsfall in Aussicht zu nehmen und die Durchführung einer solchen in Friedenszeit vorzubereiten. Auch diejenigen, welche grundsätzlich für die Friedenszeit das die Zirkel der einzelstaatlichen Besteuerung störende Eingreifen einer direkten Reichsbesteuerung verwerfen, könnten für den Ausnahmefall eines Krieges die Vorteile, welche eine solche Reichssteuer bietet, für überwiegend halten, insofern darin die finanzielle Entschlossenheit des Reichs, im Fall der Not kein Mittel der Ausnützung der Steuerkraft unversucht zu lassen, zum Ausdruck käme. Eine auf die bestehende einzelstaatliche Besteuerung gar keine Rücksicht nehmende direkte Reichssteuer, etwa eine Reichs-Einkommens- und Vermögenssteuer mit ganz selbstständiger Veranlagung durch Reichsfinanzorgane möchte sich jedoch nicht empfehlen. Da schon die Kriegsanleihe-Kataster aufzustellen wären, müßte es erwünscht sein, Verwaltung und Bevölkerung nicht durch ein verwickeltes System rücksichtslos neben einander herlaufender Reichs- und Staatsbesteuerung mit vollständiger Neuermittlung für die direkte Reichskriegssteuer zu belästigen. An sich nämlich ließe sich manches für eine Kombination von Einkommens- und Vermögenssteuer geltend machen. Auch könnte man daran denken, die Leistungsfähigkeit an direkter Steuerzahlung speziell für Kriegszwecke zu ermitteln, was theoretisch richtig wäre. Aus dem angegebenen praktischen Grunde und da außerdem das in Kriegszeiten besonders leistungsfähige mobile Vermögen schon speziell für die Kriegsanlehen

herangezogen werden soll, empfiehlt es sich aber, von dem Versuch einer Vermögensbesteuerung Umgang zu nehmen.

Als direkte selbständige Reichskriegssteuer würde hiernach eine allgemeine Einkommensteuer verbleiben, deren Erhebung durch Beschränkung auf die höheren Einkommen, etwa von 3000 Mark an, zu erleichtern wäre. Was die Einrichtung dieser Steuer betrifft, so müßte sich dieselbe unmittelbar an die — in der nächsten Zeit voraussichtlich weiter zu verbessernde — Einkommensteuer des größten deutschen Staates anschließen, so daß sie für Preußen ein Zuschlag zur Steuer von den höheren Einkommen wäre. In den übrigen Staaten wäre, soweit sie nicht ihre eigenen Einkommensteuern nach preußischem Muster umbilden, die Einschätzung zur Reichs-Kriegs-Einkommensteuer nach denselben Gesichtspunkten vorzunehmen, welche für die preußische Einkommensteuer maßgebend sind. Die Reichskontrolle hätte sich über das ganze Verfahren, mit Einschluß der Einschätzung zur preußischen Einkommensteuer, in ähnlicher Weise wie bei der Zollverwaltung zu erstrecken. Die Einschätzung zur Steuer und die Erhebung derselben hätte durch die Organe der Landesfinanzverwaltungen zu erfolgen. Die Festsetzung des zu erhebenden Steuersatzes wäre, eventuell unter gesetzlicher Festlegung eines Maximums sowie der für die geringeren Einkommen einzuhaltenden Degression, der Entscheidung der Reichsverwaltung zu überlassen. Dagegen würde es wohl Bedenken begegnen, auch die Freilassung der minder hohen Einkommen lediglich der diskretionären Entscheidung der Verwaltung anheim zu geben, so sehr es an sich erwünscht wäre, an eine Belastung auch der minder hohen Einkommen nicht unbedingt gebunden zu sein; vielleicht würde sich hier eine beschränkte diskretionäre Befugnis für die minder hohen Einkommen (etwa von 3000 bis 6000 Mark) durch Gestattung eines geringeren Steuersatzes für dieselben empfehlen. Das Detail einer solchen an die preußische Einkommensteuer sich anlehnenden Reichs-Kriegssteuer kann selbstverständlich hier nicht weiter erörtert werden. Was den Eintritt der Wirksamkeit dieser Steuer betrifft, so würde solche, falls der Kriegsfall vorliegt, von der Reichsverwaltung zu bestimmen sein, falls man nicht wegen des tiefen Eingreifens einer direkten Reichssteuer in die Partikularbesteuerung der Einzelstaaten hier den Erlaß eines Spezialgesetzes für nötig erachten sollte.

Bei Würdigung der vorstehenden Darlegung wird dem Leser nicht entgehen, daß die danach etwa ins Auge zu fassende direkte Reichskriegssteuer thatsächlich in den verschiedenen Gebietsteilen des Reichs doch einen sehr verschiedenartigen Charakter haben würde. Sie würde da, wo sie nur Zuschlag zur Landessteuer wäre, vorab in Preußen, sowohl sachlich als formell die direkte Landesbesteuerung nur in geringem Maße störend beeinflussen, dagegen da, wo eine allgemeine Landeseinkommensteuer nach preußischem Muster fehlen würde, als eine gewaltige Störung des Staatssteuersystems und als große Belästigung der Verwaltung und der Verwalteten sich darstellen. Dazu kommt, daß die Einschiebung einer direkten Reichssteuer in das Staatssteuersystem selbst in der im vorstehenden skizzierten Anlehnung an Landeseinkommensteuern voraussichtlich in weiten Kreisen Widerspruch finden wird. Es ist deshalb zu überlegen, ob nicht in anderer Weise

dem Reich für den Kriegsfall ein etwaiges Zurückgreifen auf die direkte Besteuerung in der Art zu ermöglichen wäre, daß diese Besteuerungsart grundsätzlich Landessache bleibt und von der Schaffung einer selbständigen Reichs-Einkommensteuer abgesehen wird. Eine Lösung in diesem Sinne, welche als die unter den gegebenen Verhältnissen beste und voraussichtlich erreichbarste sich darstellt, würde in folgendem Vorschlag liegen. An Stelle einer besonderen direkten Reichssteuer treten grundsätzlich Zuschläge zu den staatlichen allgemeinen Einkommensteuern. Um solche gleichartig zur Durchführung bringen zu können, wird die Herbeiführung einer — auch an sich und ohne Rücksicht auf den Kriegsfall höchst wünschenswerten — genügend gleichmäßigen staatlichen Einkommensbesteuerung in den sämtlichen Einzelstaaten angestrebt. Verschiedenheiten der Landessteuersätze nach Maßgaben der Landesbedürfnisse, also gewissermaßen staatliche Zuschläge zu dem für die Bemessung der Reichszuschläge maßgebenden Normalsteuersatz wären — eventuell unter Bestimmung gewisser Schranken für die Höhe dieser Zuschläge — nicht ausgeschlossen. Dabei empfiehlt es sich, die preußische Einkommensbesteuerung als Muster zu nehmen. Insoweit in einzelnen Staaten eine durch die Reichsgesetzgebung als für eventuelle Reichszuschlagserhebung geeignet erklärte Einkommenbesteuerung nicht zur Durchführung gelangt, muß bis zur Erreichung dieses Zieles einer in allen Hauptpunkten übereinstimmenden Gestaltung der direkten Landes-Einkommensbesteuerung ein Ausweg dahin gesucht werden, daß die außer dem zu begründenden Einkommensteuer-Verband stehenden Staaten Aversen nach Maßgabe des Aufkommens an Reichszuschlägen zur Einkommensteuer in dem Verband mit einem näher zu bestimmenden mäßigen Erhöhungs-Zuschlag zahlen. Dieser Zuschlag würde einerseits einige Sicherung des Reichs für den Fall etwaiger höherer Steuerkraft der außer dem Verband stehenden Staaten, andererseits für diese eine stetige Mahnung zur entsprechenden Umgestaltung ihrer Einkommensbesteuerung sein. Würde es gelingen, in dieser Art das System der Reichszuschläge zu den hinreichend gleichartig gestalteten, wenn auch nicht gerade in allen Einzelheiten übereinstimmenden, partikularen Einkommensteuern zur Durchführung zu bringen, so erschiene damit auch die letzte der für die Ausgestaltung finanzieller Kriegsbereitschaft zu erwägenden Maßnahmen geregelt.

Wirft man einen Rückblick auf die gesamten im vorstehenden erörterten Maßnahmen solcher Art, wie sie teils thatsächlich vorgesehen sind, teils in der Zukunft etwa getroffen werden könnten, so findet man, daß insbesondere die Maßnahmen der letzteren Art dem deutschen Volke allerdings erhebliche Opfer auferlegen würden, nicht bloß im Kriege selbst, sondern einigermaßen durch ihre Vorbereitung auch schon im Frieden. Aber diese Opfer würden sich durch Rücksicht auf das höchste nationale Gut, Aufrechterhaltung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit mittelst siegreicher Niederwerfung unserer Feinde, rechtfertigen. Die Natur der Sache bringt es dabei mit sich, daß im einzelnen auch der Volksvertretung in sofern ein Opfer aufzuerlegen wäre, als das Gewicht ihres Mitratens und Beschließens manche zeitliche Verschiebung erfahren müßte. Dem höheren Zwecke unbehinderter militärischer und finanzieller Machtentwickelung im Krieg

aber wird ein gewissenhafter Volksvertreter dieses Opfer des Verzichts auf augenblickliche Geltendmachung seiner persönlichen Ansicht zu bringen wissen. Bei dem Ernst der heutigen Lage sollte, wenn einmal der Krieg erklärt ist, für parlamentarische Bedenklichkeiten und liberalisierende Neigungen, die unsere Wehr- und Finanzkraft schwächen könnten, kein Platz mehr sein.

Eduard Flegel's Tagebuch von April 1885 bis August 1886.

(Fortsetzung.)

21. Juni. . . . Keasi, der uns aufgepaßt, kommt an Bord. Halten um Holz zu kaufen. Hartert nahm Photographie. Keasi will mit mir gehn nach Loko. Ich sage ihm, daß ich dieses Mal sehr weit ginge und viele Monate wegbleiben würde. „Me save . . . country fine!“ ist seine Antwort. Solche Freiwillige sind für einen Reisenden immer sehr nützlich, und ich nehme ihn gern mit in der besten Hoffnung, ihn wohlbehalten wieder heimzubringen. Durch solche Leute wird jedes Land der neuen Kultur zugänglich, sie sind die wahren Bahnbrecher neuer Zeiten für ihre Heimat. . . . Keasis Bruder (kommt) mit Holz, gebe ihm 8 Heads Tabak und zwei bunte Tücher; der Mann dankt sehr und empfiehlt uns Gott. Wenn ich sterben sollte, nur dann auch würde es Keasi an Kopf und Kragen gehen. . . . 9 h 47 . . . Eine große Müdigkeit überkommt mich jetzt in dieser Stunde und nach dem Essen, die Hitze wirkt zu ermattend. . . . „Jessy“ und Mr. King passiert, grüßen freundlich. . . . 5 h 28 zu Anker in 3 m Wasser.

22. Juni. 5 h 10 weiter. 5 h 26 Abo erreicht, Haus eines Sierra-Leone-Mannes, Faktorei der N. A. C. . . . Akra Ugidi passiert. . . . Halt in Osamara. Dampfer von Mac Intosh „Jakuba“? „Sargent“? . . . . 5 h 28 Halt bei Alenso $2^3/_4$ m.

23. Juni. Versuche vergeblich bei Alenso etwas zu kaufen. Alenso ist als Handelsstation aufgegeben, nur die Mission bleibt noch . . . jetzt (ist es) in der Frühe immer regnerisch, bewölkt, nachmittags, abends und in der ersten Hälfte der Nacht heiter. . . passieren Abutschi, die Leute hier sind sehr höflich, sie grüßen jedesmal. . . . Halt in Onitscha, ging in die Stadt, Vertrag zu schließen auf Aufforderung. War heut ganz früh in der Stadt, um mich zu überzeugen von dem thatsächlichen Wunsche der Leute von Onitscha, hörte ein Konkurrenzunternehmen entschieden wünschen und die von der N. A. C. beanspruchten Rechte verneinen und war voll befriedigt von dem Eindruck. Alle Häuptlinge waren versammelt, zu zweien, die nicht zum Könige kamen, mußte ich selbst gehen. Der Vertrag wurde verlesen, mit Beifall einstimmig angenommen und durch Unterschrift bekräftigt vor denselben Zeugen und Dolmetschern. Alle erklärten sich sehr einverstanden und nie willens,

ihre Rechte an irgend wen abzutreten; ganz so denkt man überall an den Nigerufern, und es wäre mir ein Leichtes, einige Dutzend dieser Verträge beizubringen, wenn ich die Zeit hätte. Alles protestiert gegen Mac Intosh's eigenmächtiges Einschreiten und sein die Unwilligen durch Gewalt oder List zu Verträgen zwingendes Auftreten. Sein eigener Agent, Mr. Hill, sagte mir gestern, ein anderer würde hier nicht so viel erreichen, er macht (daß) die Leute ihn fürchten und sich seinen Wünschen fügen gegen ihre Überzeugung durch seine schneidige Art aufzutreten und zu fordern. Die Leute baten mich, den Vertrag zu schließen, ohne jedes, auch das geringste Geschenk zu empfangen, gaben mir dazu ein Stück Land, oberhalb am Fluß gelegen, vor den alten Faktoreien. Gab dem Hauptdolmetscher und Unterhändler, Mr. John, 100 Heads Tabak, erhielt eine Ziege und Kokosnüsse von ihm. Gab den 3 Häuptlingen, die mich gestern Nacht besuchten, um ihre Zustimmung auszudrücken, 16 Heads Tabak, und 4 Heads Tabak an einige Burschen. Wer Handel hierher bringt — das ist es, was die Leute von Onitscha erwarten, — der könnte überall gute Sicherheit gewährende und vom freien Willen der Bevölkerung gehaltene Verträge an den Nigerufern abschließen. Am unteren Fluß zeigen (führen) die Leute die englische Flagge für 9 Kisten Gin, ohne die Bedeutung zu kennen, der Fremde glaubt natürlich, das sei alles englische Besitzung. Onitscha ist ethnographisch höchst interessant, und die Natur ist sehr reich, üppig und schön, vorzüglicher Boden für Kultivation. Die Engländer bieten ihren Schutz den Deutschen ꝛc. im Auslande jetzt schon häufig vergeblich an, man hat, wie ich hoffe, gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen. Mir ist durch die N. A. C. jede Unterstützung, selbst Land für meine Zwecke, für billigeren Preis als von den Eingeborenen angeboten; ich habe dankend abgelehnt: es sei wohl möglich, daß ich sie für einen Kranken ꝛc. in Anspruch nehmen könnte, doch würde ich sie nicht mit meinen kleinen Bedürfnissen belästigen, wenn ich diese auch etwas teurer zu bezahlen hätte.

24. Juni. . . . passieren den Amambara Creek. . . . passieren Assaba. . . . begegnen Mac Intosh' Steamlaunch, alle sehr freundlich. . . . der Dampfer „Niger“ liegt drüben. . . . 5 h 10 Halt, Dampf ist zu sehr heruntergegangen.

25. Juni. . . . Steuerkette reißt. . . . Thiel hat die Nacht stark gefiebert. Wenn das so fortgeht, steht es schlimm, da er leider kein Chinin vertragen kann. . . . Das Holz geht uns aus. . . . 4 h 26 wieder zu Anker wegen Holz, (es) wird Nacht; schließlich nach Dunkelwerden weiter und gegen 7 h unsern alten Holzplatz erreicht.

26. Juni. . . . Die Leute bitten um Errichtung einer Faktorei, doch was ist hier zu holen als Holz?? . . . vor uns die Berge von Idda.

27. Juni. . . . Passieren die gefährliche Stelle zwischen Bank und Fels, wo (wir) auf der ersten Reise auf Grund kamen, Fels jetzt unter Wasser. . . . 5 h 10 in Lokodja.

28. Juni. Lasse Hartert in Lokodja zurück, der morgen per Kanoe nach Loko[1]) hinauf soll, ich gehe mit Dampfer und Benin-Kanoe nach Eggen und

[1]) Am Benue, s. 15. Juli.

Bida. Erhielt ein Schaf von Mr. Mecheaux und Matte und Brief von Bida. Ich glaube, daß es nach allem notwendig ist, daß ich persönlich nach Bida gehe und einen Boten für Gandu erbitte, eventuell auch näheres über den Verlauf der Expedition Thompson erfahre, da noch immer das Gerücht geht von seiner Ermordung, (damit ich) auch genau höre, wie weit es mit der Proklamation seine Richtigkeit hat. . . . Es war gestern ein furchtbares Wetter von kurzer Dauer, wir waren mit unserem „Barth" zwischen Felsen, und es überfiel uns so plötzlich, daß ich gar nichts thun konnte, als (zu) versuchen, demselben Trotz zu bieten. Die Segeltuchdecke über unsern Köpfen riß sofort halb los und mußte abgeschnitten werden, das neue Dach über dem Maschinenraum wäre fast fortgeblasen, und die Kanoes fangen an, stark Wasser zu machen. Wir hielten gegen Wind, so gut wir konnten, Wasser schöpfend, bis ich mir eine halbwegs gute Stelle gesucht, um das Schiff auf Sand laufen zu lassen. Mitten in dem Versuch riß die Steuerkette, und ich mußte den Anker auswerfen, der natürlich nicht hielt. Wir trieben und gaben soviel Tau aus, als möglich, immer schöpfend. Ich befahl die Messer zum Losschneiden des Kanoes bereit zu halten, um das Schiff und uns zu retten, falls es Wasser übernehmen sollte. . . . Das Wasser spritzte hoch über, und das Kanoe an der Wetterseite ward bis an den Rand gefüllt. Da glaubte ich nicht länger zögern zu dürfen und gab dasselbe und die Ladung auf. Losgeschnitten sank es sofort, da die schwere Ladung, namentlich Patronen, es auf den Grund zog. Vielleicht hätte man es retten können, wenn ich noch gewartet hätte, denn bald darauf ließ der Wind nach, aber wir waren in mindestens 7—8 m Wasser, und hätte der Maschinenraum viel Wasser übergenommen, so hätten wir alle sinken können mit dem „Barth" dazu. All' unser Proviant und namentlich die Patronen sind verloren und ca. 600 Pfd. Tabak, das Ganze etwa 3000 Mk. wert. Die Sachen sind zu entbehren, wenn auch nicht leicht für Neulinge auf Reisen. . . . Ort Apekun, Landschaft Koto. . . . Sind gehörig auf Grund gestoßen; Steuerkette bricht, Aufenthalt bis (zur) Nacht.

29. Juni. Früh 4 h auf und an die Arbeit. 6 h 40 mit Hilfe der Eingeborenen glücklich ab. Gebe 1 Kürassiersäbel, 1 Stück rotes Zeug und ein Stück rotes Points (62 m) an Gado Adjele Schiaba. 2 kleine Spiegel für die Mai Kiddi. Die Leute betragen sich sehr nett, fordern nichts. Sende Brief an Sarikin Koto (Herrn von Koto), der von hier leicht zu erreichen ist, und verspreche, ihn auf der Rückreise zu besuchen. . . . Es hat sich gut gefügt, daß ich hier, durch Zufall gezwungen, dem Sarikin Koto Nachricht geben konnte, uns hier für die Rückreise mit Pferden zu erwarten. . . . Dem Piloten brennt das Zeug, und er, besorgt, achtet nicht auf den Weg, und wir laufen fast wieder auf. Die Ausdauer der Afrikaner bei vielem (in vielen Dingen) wäre zu bewundern, wenn sie nicht in ihrem Klima wären. . . . 5 h 52 zu Anker.

30. Juni. Nachts heftiger Gewittersturm und Regen, das Schiff treibt. Früh kann der Feuermann kein Feuer bekommen. . . . Das Charakteristische hier sind die großen grünen Grasinseln, die den Fluß anfüllen und in viele Arme

teilen, dazwischen Sandbänke und Untiefen; die eigentlichen Ufer sind gemischt bestanden. Stromvögel (Pfau, Kranich) fangen hier an. . . . Die Leute schlagen hier viel Holz, um es in Bida auf dem Markt zu verkaufen. . . . (Die Gegend) um Eggan herum (ist) sehr fruchtbar. (Die) Überschwemmung durch den Fluß (dauert) von August bis Oktober, der Rest des Jahres (ist) für Anbau und Ernte sehr geeignet. Eggan = Mais könnte dreimal und mehr geerntet werden. . . . Der Junge, den ich vorausschickte, unsere Ankunft zu melden, hat sich unter den Baum gesetzt und erwartet uns gemütlich; er muß aber geschickt werden, und wir halten daher, um ihm Zeit zu geben und unsere Leute zu erwarten. Keasi sagt: „My foot to sick! Them country to being my country. J have 10 day, 20 day for canoe. J paddle fine, canoe fine!" . . . Die schöne große Stadt, Bida,[1]) hart vor uns, Keasi stößt Laute der Verwunderung aus. 12 h 56 Einzug in die Stadt. Der Ndedji sendet einen Mann entgegen, uns zu begrüßen, wir gehen direkt zu ihm, er empfängt uns sehr liebenswürdig und bietet eine Erfrischung an, ein Getränk aus Buttermilch und Mehl. Er erzählt, daß soeben auch Boten von Gandu gekommen sind, was in Bezug auf unsere Wünsche sehr angenehm ist.

Den 4. Juli. Gestern wurde ich nicht angemeldet, weil der König zu müde sei vom Fasten (watin asinni) und er überdies zweimal habe zu Pferde steigen müssen zum Empfang des hohen Besuches von Gandu. Ich beklagte mich über die Vernachlässigung, da sie nur von Ndedji ausging, und setzte es durch, daß ich abends gemeldet wurde. Heute ganz früh ging ich zum Könige, traf daselbst Halilu, den ältesten Sohn des Magadji von Gandu, und der Brief vom Reichskanzleramt wurde verlesen, deutsch und arabisch, und übersetzt. Der König schien zufrieden, war eilig, da er wieder in die Moschee mußte, und bestellte mich für den Nachmittag 2 Uhr nach dem Gebet zur Privataudienz. Ich ging noch zum Schuba, dem einflußreichsten Mann der Stadt neben dem Ndedji, dem ältesten Sohn Mazubas und Thronfolger (Jarima), der uns ebenfalls recht freundlich empfing und 5 Hühner schenkte. Ich halte es für höchst wichtig, hier einen Freundschafts- und Handelsvertrag zu schließen, was wohl seine Schwierigkeiten haben kann, doch vom großem Nutzen sich erweisen dürfte und die Stellung der Engländer hier allen leicht klar legen wird.

An Geschenken gab ich dem Könige: 10 Zündnadelgewehre, 12 verschiedene Säbel und Seitengewehre, 1 Spiegel von Elfenbein, 1 Fächer und 1 Stab von Elfenbein 2 Dtz. rote Fez, 2 Dtz. rotes flanellartiges Zeug, gekauft in Braß, 1 Dtz. rohe Nessel deutsch; dem Schiaba: 2 Gewehre, 6 Säbel, 12 rote Fez, 1 Stück rotes Zeug wie oben; dem Manne, der heute unsern Führer machte, 1 Senn rote Nessel, 1 Senne Tukutschi; an Schiabas Knaben: 5 Senne prints für Reis, Agidi, Oel für die Lampe etc.

Ich fragte den König heute in der Audienz, wie es Thompson ginge, da so verschiedene Gerüchte von seiner Ermordung kursierten. Er sagte, derselbe sei

[1]) Hauptstadt von Nupe-Nyffi.

wohlbehalten in Wurno angekommen. Ob der Bote von Gandu ein darauf bezügliches Schreiben gebracht? Jedenfalls ist ein angenehmes Zusammentreffen und kann der Sache viel nützen.

Keasi zählt ganz anders als die Joruba und Nufe, er zählt 150 Muscheln gleich ein Nead (Kopf) Tabak. Hier werden immer 200 Muscheln als Einheit abgezählt (igbio). Mr. Davis Abdur geht zum Ndedji mit den Geschenken, dem er auch unser Unglück mit dem letzten Gewittersturm erzählt — derselbe hat hier mehrere Häuser umgerissen, — und sodann gehe ich auf Anordnung desselben selbst zum Könige; derselbe scheint erfreut über die Geschenke und erwidert sie mit 1 Sack Muscheln, 1 großen Schafbock, 5 Hühnern, was mir Mr. Davis Abdur als Tukutschi (!) überbringt. Doch stelle ich dieses absichtliche Mißverständnis gleich klar. Der Kerl wäre ganz unzuverlässig, wenn er die andere Partei nicht haßte und ich so seinen persönlichen Rachewünschen gelegen käme.

Nachmittags 3 Uhr wieder zum Könige, bringen 6 Stck. rote Fez und 1 bunte wollene Decke als Geschenk für die Ganduboten, um, wie man sich ausdrückt, ihn zu unterstützen, seine Gäste zu erfreuen; sodann ersuche ihn, mir einen Boten und Geleitschreiben für Dr. Semon für Gandu mitzugeben und die Geschenke für Gandu in Empfang zu nehmen und zu befördern, ferner frage ihn, ob er in der That s e i n e m ä l t e r e n F r e u n d e (?) ausschließlich den Markt gegeben hätte, wenn das der Fall, wollten wir nicht störend dazwischen kommen, wenn aber nicht, mit ihm einen Freundschafts- und Handelsvertrag schließen und in seinem Lande Handel treiben, falls wir gleiche Rechte mit jenen genießen würden. Er schickt uns zum Ndedji, diesem sollen wir alle Wünsche mitteilen und dann zu ihm kommen mit dessen Boten oder mit ihm selbst. Noch teile ich ihm mit, was für eine Warnung mir von seiten der Lokodja N. A. C. zuging und ob das sich so verhalte nach seinem Wunsche?

Sodann gehen zum Schiaba mit den Geschenken. Spreche mit diesem in gleichem Sinne wie mit dem Könige. Derselbe giebt einen Topf Honig. Abends nach Dunkelwerden gehen zum Ndedji und setzen ihm alles auseinander, was ich an Wünschen vorzutragen habe, also das Abholen der kaiserlichen Geschenke für Gandu, die Mitgabe von Brief und Boten für Dr. Semon nach dort und den Wunsch, in seinem Lande den deutschen Handel einzuführen und zu diesem Zweck den Abschluß eines Freundschafts- und Handelvertrages, den ich ihm dalasse. —

5. J u l i. Der König sendet in der Frühe, mich zu grüßen und sich nach meinem Befinden zu erkundigen, gebe 6 Garonüsse; der Ndedji ebenfalls. Ein jüngerer Bruder des Schiaba sendet ein Schaf und eine Matte, gebe 1 Senne Zeug, etwas Goldperlen und 1 roten Fez. —

Sende dem ältestem Sohne Omoros 1 roten Fez und 5 Senne Zeug. Er bedankt sich und spricht den Wunsch aus, mich zu sehen. Muß leider den ganzen Tag dasitzen und geduldig warten. Am Nachmittage beruft der König den Mr. Davis Abdur, dem er mitteilt, daß meine Forderungen g u t seien, er aber erst mit den Ndedji darüber sprechen müße.

Mac Intosh hätte drei Dinge von ihm verlangt:
1. Die Gerichtsbefugnis ihm zu überlassen zwischen Schwarzen und Weißen jeder Nation! 2. Das Recht nach Gold und Silber graben zu dürfen, wo er wolle und ihn 3. der Deutschen wegen (er hat dieselben bestimmt genannt) nicht bei Seite zu schieben, ihn stets als älteren Freund zu behandeln.

6. Juli. Sende früh zum Ndedji mit der Bitte, mir heute bestimmte Antwort zu geben, was er verspricht. War wieder beim Ndedji und bat um verschiedenes, namentlich Entscheidung über den Vertrag, der gewährt werden soll. In Rücksicht auf die Expedition Thompson & Hamilton erfuhr, daß dieselbe von Rabba ausging und Hamilton schon nach der ersten oder zweiten Tagereise das Unglück hatte, durch einen Fall mit seinem Pferde das Bein zu brechen. Er wurde erst nach Lokodja und sodann nach Akassa geschafft und soll in der Besserung sein; Thompson wurde im Gebiet von Kontagora (Nagudma tachu) 2 mal hinter einander überfallen und einiger Sachen beraubt, sowie Leute seiner Expedition — ob er selbst gefangen genommen, ist fraglich, scheint aber wahrscheinlich — die als Sklaven betrachtet wurden, bis der Nufegesandte sie befreite. Thompson hatte diesem nicht Mitteilungen gemacht, daß er verschiedener Waren beraubt sei, und so habe jener, als er das nach längerer Zeit erfuhr, seine Hände gewaschen und die Schuld des Verlustes diesem Umstand zugeschrieben. Jetzt befindet sich derselbe in Wurno und scheint mit dem Ganduboten Brief gesandt zu haben. Gandu soll er bloß durchzogen haben, ohne zu verweilen. Als Grund seiner Reise wird die Entdeckung einer Silbermine bei Wurkari angegeben, um welche es zu Streitigkeiten zwischen der N. A. C. und den Eingeborenen gekommen sein soll. Er will von Sokoto das alleinige Recht, diese auszubeuten, erbitten oder vielmehr erkaufen. Ob die Reise noch anderen Hintergrund hat, vermag ich nicht zu sagen. —

Man sagt, der König sei überhaupt nicht bei Abschluß des sogenannten Vertrages (treaty)" den kein Mensch gesehen hat," zugegen gewesen. Ferner habe Mac Intosh, nachdem er mit dem Ndedji, den er durch hohe Geschenke gewonnen, jenen Vertrag gemacht, ferner in Eggan an den Thorweg seiner Faktorei anschlagen lassen, daß das Land ihm gehöre und niemand Land kaufen könne, noch Handel treiben dürfe ohne seine Einwilligung. Als der Nufe-König hiervon Nachricht erhielt, schickt er, wie man sagt, nach Mac Intosh; da derselbe nicht anwesend war, verlangte er nach Schittu, und falls dieser nicht kommen wollte, solle man ihm seinen Kopf bringen, denn er sei es gewesen, der Mac Intosh zu ihm mit diesen Verhandlungen gebracht und wahrscheinlich als Dolmetscher gedient habe.

Vor den Deutschen scheint Mac Intosh die Leute hier gewarnt zu haben, die aber nur an das glauben, was sie sehen, und das ist, daß die deutschen Zeuge besser gewesen seien und der Profit größer, den sie durch Herrn Konsul H. Bey's Kommen gehabt, als von Mac Intosh. Ich soll den König heute Nacht sprechen, nachdem er sich gestärkt und bestimmte Antwort erhalten. Abends beim König, der sich dahin ausspricht, daß er jeden ohne Ausnahme

freundlich empfangen und gleiche Rechte einräumen wolle. Wir sollten nach Bida kommen, mit Mac Intosh zu gleicher Zeit, dann würde er uns und jenem den Beweis geben, wer König im Lande sei; ob 20 oder 200 Schiffe kämen, Gott gebe mir die letzteren, ruft er aus — oder ein einziges, es würde ihm willkommen sein. Ich soll morgen früh den Halilu von Gandu aufsuchen und von ihm Boten erhalten und das übrige Gewünschte vom Könige haben und dann Mittwoch früh reisen können. Gehen noch zum Ndedji, der ebenfalls sehr freundlich ist und alles verspricht.

7. Juli. Der Ndedji sendet früh zu mir und läßt mir „Guten Morgen" wünschen. Gehe dann zum Könige mit dem Boten; derselbe ist sehr aufgeräumt, sendet mich mit Boten zu Halilu von Gandu, der ebenfalls nach abgegebener Erklärung sehr liebenswürdig alles Gewünschte verspricht. Sodann warte im Hause des Otman Zaki, Vater des Moliki, gegenwärtigen Königs, bis dieser aus der Moschee kommt, um womöglich das Papier des Vertrages gleich zu bekommen. Ich soll auch Geschenke erhalten persönlich und für den Kaiser.

Die Expedition Thompson sollte erst über Kessi gehen, wurde dort nicht durchgelassen, weil verdächtig betrachtet, Thompson hatte sich wohl ein Schreiben vom Nufeherrn geben lassen, aber keinen Boten und machte auch keine Anzeige in Bida, als er, seinen Weg verändernd, von Rabba nun abzureisen gedachte. Daher sandte man von dort nach Bida die Botschaft, die Weißen richteten ein Kriegslager ein, und das fand teilweise in Bida Glauben. Wäre der Ndedji nicht dazwischen getreten, hätten Kriegsleute sogar hier, wo man Jahrzehnte lang mit den Engländern bekannt ist, abgeschickt werden können, um Thompson's Karawane anzugreifen. Freilich hat derselbe sich auch einer Rücksichtslosigkeit schuldig gemacht, die weniger ihm, da er die Verhältnisse nicht kannte, als dem Agenten der N. A. C. zur Last zu legen ist. Die Gandulente haben schöne Pferde und auch ein Kamel mitgebracht, das sehr elend und krank aussieht und einen scheußlichen Anblick gewährt. Der König hat mir die Schreiben gegeben, und ich muß wohl oder übel mich damit zufrieden geben, der Ndedji gab mir zwei Boten, einen für Eggen Bamoi und einen für Loko-Allagaba; erhielt 10 Stck. Matten vom Könige; 2 Körbe, 2 Metallgefäße, 1 Paar Sandalen von Ndedji in Rücksicht auf den Brief.

Der Brief lautete:

„Im Namen Gottes etc. Gott ist genug für uns, ich lehne meinen Rücken gegen Gott.

Dieser Brief kommt von mir, König von Bida, und gerichtet nach Berlin an den Kaiser von Deutschland mit Namen Wilhelm, Moliki, der Sohn von Otman Zaki, König von Nufe und seine Großen und der Ndedji senden Grüße und Empfehlungen und geben Größe, Ehre reichlich viel demselben. Wie geht es Dir? Ich hoffe, Du bist wohl und Deine Gemeinde und Familie, Große und Kleine. Gott gebe Euch alles Gute! Wohlsein! Außerdem wisse: Ich habe Deinen Gesandten Abdu gesehen und Deinen Briefschreiber. Wir hörten (ver-

stehen) alles, was er uns Geschriebenes übergeben hat, und alle verschiedene Worte.

Wir danken Gott für die gütige Hilfe. Der Boden (Erde) gehört Gott, die Grenzen des Nufelande behüte ich. Ihr Reisenden, welche Ihr von fern (von Deutschland) kommt, kommt laut den Bündnis-Vertrag mit Gott zum Kaufen und Verkaufen. Alle Ihr seid meine Gäste. Ihr müßt nicht Unrecht thun, es ist niemand in unserem Lande, der Euch Unrecht thun wird weder auf der Landstraße noch im Handel. Gott liebt nicht die, die Unrecht thun. Das ist, was ich Dir verspreche. Das ist mein Brief für Dich, Kaiser Wilhelm. Ich wünsche, daß Leute von Dir kommen, mit denen ich gute Freundschaft halten kann im Handel. Wir erwarten Euch und begrüßen Euch, die Kommenden. Glückliche Reise allen, die da kommen werden."

8. Juli. Der König wünschte, daß wir noch etwas warten. 8 h 48 ab von Bida. Vor unseren Augen wird von meinem völlig betrunkenen Königssohn und Gefolge ein Weib gebunden. Man erzählte mir, dasselbe sei auch einem Manne geschehen. Die Leute werden weggeschleppt und verkauft, damit die großen Herren zu leben und zu saufen haben.

Den 9. Juli. Der eine Bote mit dem großen blinden Schafbock des Schiaba noch nicht eingetroffen. Gebe 1 Cover cloth dem Hauswirt. Nach 5 h weiter. Der Königssohn fing zu plündern an, der König bestrafte ihn nicht angemessen; darauf sandte der Schiaba die übrigen Prinzen aus, „geht und plündert auch. Der König hat das Recht eingebüßt, Euch zu bestrafen, und das arme Land hat es wieder sehr hart und namentlich die Orte, welche dem Könige zugehören." 10 h 30 in Kippohill angekommen. Essen bei Paul. Der hat die Kanoeleute als Träger nach Bida genommen, so trifft diese Übermütigen zuweilen die Strafe. Um 12 h 30 setzen wir über; 1 h 30 am „H. Barth," Alles wohl. Gebe den Kanoeleuten 2 Senne Zeug, bezahle Trägern 4 Senne Zeug, dem Pferdejungen 5 Senne Zeug, dem Eigner 10 Stck. gray Bast und black Prints. Gestern Abend 1 Senne Zeug für Boten von Bida. Gebe für Bida: König 10 Gewehre; 10 Gewehre für Ndedji, 15 Gewehre für Gandu, 6 Seitengewehre und 6 Säbel für König von Bida, 10 Seitengewehre und 5 Säbel für Gandu. Sende nachträglich 5 Stck. blue Prints nach Eggen für die Häuptlinge.

10. Juli. Sandinsel bei Eggen. William kommt früh zurück, nachdem er 2 Tage und 2 Nächte gebummelt. Der Pilot plagte mich fortwährend um Zeug und der Kerl ist auf der Welt Gottes keinen Meter wert. Kaufe Holz für 1 Stck. gray Bast, sende zur Stadt um Holz und Lebensmittel, Dogo kommt gegen 10 h mit dem großen Schafbock an, gebe ihm 1 Stck. blue print, 1 fl. Spiegel und etwas Muscheln. Gebe Davis für Holz 1 Stück: gray Bast, für Hühner an King 2 Stck gray Bast, 1 Stck blue prints. Verchartern halbwegs den Barth an Davis, 30 Pfund pro Monat . . . halten, weil zu langsam gehen. Vielleicht hat sich Gras in die Schraube gesetzt; sende Leute hinunter und die Vermutung bestätigt sich.

11. Juli. Bis 6 h 28 früh auf Grund; gearbeitet um loszukommen, und 6 h 30 wieder auf Grund bis 9 h 40; 5 h Abends zu Anker vor dem Tornado.

12. Juli. Lokodja.[1]) Sende vier Körbe hier an Land, drei kaiserliche Geschenke. . . . Bennewasser schauderhaft schmutzig. . . .

13. Juli. Weiter Benue aufwärts. Die letzte Ente fliegt uns über Bord, gestern verendete die eine. Der untere Benue ist sehr belebt, aber alles sehr kleine Kanoes. Bofu Igbiraherrscher. Diese Igbirahäuptlinge haben sich viel Gebiet im Auslande erworben. Ogba ist zerstört, die Bewohner nach Süden gegangen, Bofu, Lade etc. . . . Ankere, um Holz zu kaufen.

„From this date the country of Rebohu and its dependances are placed under British Protection.

For the National African Company.

Egbert Dangerfield.

The seventh day of May 1885.

Die National African Company hat den Leuten gesagt: der ganze Fluß gehört den Engländern; sie werden hier eine Faktorei errichten. — Wenn ich dasselbe sagen würde, würde Bofu dagegen sein? „Nein." — Wer zuerst kommen würde, eine Faktorei zu bauen, der würde sein Mann sein! Er hat mir versprochen, Faktorei errichten zu lassen und dafür einige Geschenke erhalten, 9 Stück Zeug und 3 Flaschen Gin. . . . Die Leute wissen durchaus nicht, um was es sich handelt mit der Protektion; was sie wünschen, ist eine Handelsfaktorei. Das Land soll reich sein an Scheabutter und Elfenbein, während Salz und Zinn (!) verlangt wird.

14. Juli. Schloß Vertrag mit Rebohu und sandte Geschenke nach Lade. . . . Gab dem König 1 Stück Prints und 1 roten Fez; 1 Stück Prints seiner Mutter, wogegen ich einen Fisch und Holz, um das ich bat, erhielt. Gab dem Haussavertrauten 2 cover cloth, einem andern 2 Meter und schickte nach Lade, dem Hauptort des Gebiets (Bassa) heute einen Säbel mit dem Bemerken, meinen Freundschaftsvertrag anzuhören und zu überlegen, jedenfalls sein Gebiet freizuhalten für meine Rückkehr. Lade liegt ca. $1\frac{1}{2}$ Stunden südlich von Bofu. Ich verließ Bida am 8. Juli, um nun dem Benue endlich zuzustreben. Zwei Expeditionen sind von großen Erfolgen begleitet gewesen, die an diesem Datum begonnen wurden: 1854, 8. Juli, Baikie auf der „Plejade" und 1879, 8. Juli, Henry Venn. Ich schöpfe frohe Überzeugung auch aus solchen Umständen. Die Ufer des Benue unterscheiden sich von denen des Niger durch die häufigen niedrigen dichtverzweigten Busch- und herabhängenden Schlinggewächse, die ganze grüne Mauern bilden und die Steilufer bekleiden, sowie höhere Bäume; wenig Thierleben.

15. Juli. 5 h früh weiter. Abends in Loko.

16. Juli. Dr. Semon und Dr. Gürich müssen zurück, sie sind beide jetzt körperlich untauglich. Semon könnte es vielleicht noch einmal später versuchen,

---

[1]) Am Einfluß des Benue in den Niger.

Gürich ist entschieden zu schwach. Gestern Abend war ich bei Dangerfield, um für die Herren zu bitten, ein harter Gang! mußte aber im Interesse der Expedition sowohl als der Kranken gethan werden. Ich wußte, daß mir Bedingungen gestellt werden würden, und das geschah. Herr Dangerfield erbot sich, die Kranken an die Küste zu schaffen, wenn ich dagegen versprechen wollte, den Platz inzwischen nicht zu verlassen, ein ebenso unmoralisches Angebot als unanständig anzunehmen. Er kam, trotzdem ich ihm dies direkt sagte, mehrmals darauf zurück und wollte mir das Versprechen sehr leicht machen, um es nachher vielleicht um so ernster zu nehmen. Ich wies aber dergleichen alles entschieden zurück und muß nun selbst wohl oder übel noch einmal Niger ab- und aufwärts fahren. Für uns war hier Holz geschlagen, die Engländer haben uns dasselbe weggefischt durch Versprechuugen und Drohungen. Bei dem Bau eines Hauses für unsere Sachen haben sie gleichfalls hindernd dazwischengesprochen nach Aussage meines alten Freundes Madugu, der lieber zu wenig als zuviel sagt. Aber die Eingeborenen mögen sie nicht und lassen sich nicht häufig bereden. Dangerfield sagte mir gestern, in diesem Lande gebe es keinen andern Willen als den der Herren, und die hätten ihnen das Land 10 Meilen nördlich und 10 Meilen südlich vom Fluß ganz mit allem Privateigentum verkauft, sodaß sie eventuell das Recht hätten, sämtliche Bewohner einer Ortschaft zu vertreiben! Gestern packte Geschenke.

(Fortsetzung folgt.)

Berichte aus allen Wissenschaften.

Geschichte.

Heinrich v. Sybel's „Begründung des deutschen Reichs durch Wilhelm I.“

Das Erscheinen dieses Buches ist nicht bloß ein litterarisches Ereignis. Die allgemeinere Bedeutung desselben läßt sich kaum in kurzen Worten kennzeichnen, denn wie eine wissenschaftliche That ist es zugleich eine politische. Wir sind nicht in der Lage, die Richtigkeit der Äußerung festzustellen, die den Zeitungen zufolge der Kaiser über dieses Buch gemacht haben soll, und nach welcher die Voraussicht ausgesprochen wurde, daß die Geschichtschreibung der nächsten Jahrzehnte über diesen Gegenstand von hier aus die Direktive empfangen werde. Aber wichtiger noch ist es, daß unbedingt die gesamte Auffassung dieser größten und ruhmreichsten Episode der preußischen Politik sich in der Richtung des Werkes ausbilden und allmählich in das gesamte Nationalempfinden übergehen wird. Zeit war es, daß angesichts des verwirrenden und „halbwahren“ Geklingels, mit welchem sich die sogenannten „Staatsmänner“ aus den Bundestagstagen breit

machten — wir dürfen nur an die Werke von Beust, Vitzthum u. a. erinnern — nunmehr auch die „preußischen Staatsakten“ aufgeschlagen wurden, nicht aus Rechthaberei, nicht aus Eifersucht, nicht um von der Nation ein Belobigungsattest zu erhaschen, sondern im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit. Schon der Mann, der sich der Aufgabe einer solchen nationalen Aufklärung unterzogen hat, ist für das Werk charakteristisch. Früh schon mit den Zielen des nationalen Einheitswerkes einverstanden, hat er doch fast über die Höhe des Mannesalters hinaus mit der allgemeinen Strömung die Wege nicht billigen zu können geglaubt, welche der geniale Schöpfer desselben zur Erreichung eingeschlagen hatte. Ja, in den wichtigen Kämpfen und Bewegungen des Vorspiels der großen Handlung hatte er einen der achtungswertesten Streiter vorgestellt, der sich den scheinbar frivolen und von Nebenabsichten, wie man glaubte, getragenen Plänen des damals verrufenen, weil unerkannten Staatslenkers entgegenwarf. Es giebt nichts Absurderes und Kleinlicheres als das Verfahren der Presse einer gewissen Partei, welche den immensen Eindruck des Sybel'schen Werkes dadurch verringern und herabdrücken zu können vermeint, daß sie aus den stenographischen Berichten namentlich der sogenannten Konfliktsepoche die Reden und Äußerungen hervorkramt, in denen derselbe Mann, der heute von einer hingerissenen Bewunderung für den Fürsten Bismarck erglüht ist, ihn leidenschaftlich bekämpft hat. Als ob nicht gerade diese Thatsache und dieser Widerspruch des Historikers von heute wider den Parlamentsredner von damals vorbildlich für die Wirkung und Absicht des Werkes wäre! Den einen Umstand, der entscheidend ist, verschweigen jene Ankläger weislich, daß eben Herr v. Sybel inzwischen durch die ihm zuteil gewordene Stellung und durch das ihm geschenkte Vertrauen aus der Masse der nicht Informierten in den kleinen Kreis der Wissenden emporgestiegen ist. Nicht ein Abfall, sondern eine Bekehrung hat stattgefunden. Da ist nichts dabei zu verhehlen, und nur zu wünschen — das ist die nächste Aufgabe des Buches — daß mit der Verallgemeinerung der Kenntnis von den Zusammenhängen und Motiven die Überreste verstockter Hartnäckigkeit und eigensinniger Rechthaberei sich auflösen mögen.

Pour demeurer fidèle à son parti, il faut changer souvent d'opinion, pflegte der Kardinal Retz zu sagen. Aber auch hinter diese Maxime brauchte sich der Verfasser nicht zu flüchten. Denn wer nicht an dem Kleinen und Oberflächlichen hängt, wird gestehen müssen, daß die Vollendung des Einigungswerkes, dessen die Deutschen teilhaftig wurden, am meisten das Programm der Partei erfüllte, welcher Herr v. Sybel früher und auch jetzt noch angehört. Man könnte beinahe sagen, nicht er hat seine Meinung der Regierung angepaßt, sondern vielmehr die Regierung die ihrige ihm und seinem auch jetzt nicht im mindesten verleugneten Bekenntnis. Das weit vorgeschobene Maß liberaler Anschauungen, die den Parlamentsredner aus den Konfliktsjahren erfüllten, beherrscht auch die vorliegende Darstellung der Begründung des Reiches. Das ist nicht die Sprache eines Diplomaten, der seine Rolle ins Licht setzen und beschönigen will, das ist nicht der Vortrag eines Partikularisten, der für seinen Sonderstaat alle nationale

Gesinnung allein in Anspruch nimmt und allen andern nur Selbstsucht und Gewinnsucht unterlegt, das ist auch keineswegs bloß die Apologie der preußischen Politik in allen Zeiten und Richtungen, sondern — und das verleiht dem Werke einen so tief ergreifenden Eindruck — der Standpunkt ist überall genommen von dem ehrlichen, bürgerlichen, deutschen Patriotismus und von der Überzeugung, daß kein greifbarer Grund vorhanden war, warum der deutschen Nation allein unter allen europäischen versagt sein sollte, ihre Kräfte politisch soweit zusammenzufassen, daß ihr eigener Bestand gegen Abbrüche und Einmischungen gesichert wäre. Nur von diesem mit den liberalen Gesinnungen nicht bloß verträglichen, sondern innig von Natur aus verbundenen Standpunkte aus konnte so über die nervös wechselnden Wandlungen und Sprünge der Politik Friedrich Wilhelms IV. geurteilt werden, wie hier geschieht, nur unter solchem Sehwinkel konnte die unglückliche Episode, die gemeinhin die Niederlage von Olmütz genannt wird, so schonungslos enthüllt werden, als es hier der Fall ist. Es ist erstaunlich, daß gerade der Teil der Presse, welcher sich als den klassischen Hüter des Liberalismus ansieht und auf das Beharren in einmal bekannten politischen Doktrinen einen höheren Wert legt, als der Staatsmann zugestehen darf, gerade diese charaktervolle Seite des Buches zu verkennen sich beeilt hat.

Freilich, was jenen nicht recht ist, verstehen wir wohl. Sie können sich in den Unterschied zwischen einer Parteischrift und einem historischen Werke nicht hineinfinden. In der Parteischrift liegen Licht und Recht und Vernunft immer nur auf einer Seite, und auf der andern das Gegenteil. Anders aber verfährt die Geschichte. Das bloße audiatur et altera pars ist für den Historiker noch eine zu dünn fließende Gerechtigkeit. Nicht bloß gehört, — begriffen, verstanden, in ihrer Vernunft, in ihrem Wollen enthüllt und dargelegt soll sie werden. Nicht den Parteien oder einer Partei sollte mit diesem Werke ein Genüge geschehen, sondern vor allem den Gesetzen historischer Forschung. Wir glauben den Autor am besten zu verstehen, wenn wir glauben, daß er mit dem historisch wissenschaftlichen Maßstab vornehmlich gemessen sein will. Und nach diesem, wer wollte dem Verfasser die Bewunderung versagen? Welch' eine Fülle neuen Stoffs und welche meisterhafte Beherrschung desselben! Mitten in den Wirren und Verschlingungen der diplomatischen Verhandlungen, die bald durch die Bewegungen der allgemeinen europäischen Politik, bald von Volksaufwallungen und demokratischen Erschütterungen durchsetzt, verworren oder bestimmt werden, weiß er stets den Faden der Ereignisse festzuhalten und alles in eine Kette von Ursache und Wirkung zu verwandeln. Große Gruppen von Ereignissen, wie der Krimkrieg, die polnischen Wirren, der italienische Krieg, die ganze Bände zu erfordern scheinen, sind mit unnachahmlichem Talent in knappe Tableaux zusammengezogen und doch scheint nichts Wichtiges zu fehlen, mindestens das nicht, was von diesen Ereignissen auf die schwierige und durch die heftigsten Rückschläge gehemmte Entwickelung der deutschen Verhältnisse herüberwirkt. Immer stehen diese als der Gegenstand, um den es sich eben handelt, im Vordergrund. Mit einer den Leser gewissermaßen überstrahlenden Klarheit werden die Vorgänge vorgetragen, und

wenn es auch der Redeweise keineswegs an Kraft und an überraschenden, geistreichen Wendungen oder malerischen Beiwörtern mangelt, so erscheint sie doch schlicht und natürlich, ebenso fern von dem Pathos patriotischer Überfülle wie von der blutleeren Rokoko-Zierlichkeit. Nur in den Charakteristiken einiger Persönlichkeiten steigert sich der Ausdruck zu einer besondern Höhe der Auswahl. Aber was sind das auch für Charakterschilderungen! Die Schilderung Friedrich Wilhelms IV., des Fürsten Bismarck und namentlich die des Kaisers Wilhelm werden Musterstücke edler historiographischer Kunst und litterarischer Schönheit bleiben.

Wie sich's gebührte, steht der „Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I." der „erste Versuch der deutschen Einheit" voran. In den einleitenden Kapiteln ist auseinandergesetzt, warum der Bundestag, der von gewisser Seite dafür ausgegeben wurde, damit nicht gemeint sein konnte. Die volkstümliche Bewegung der Jahre 1848 und 1849, die im Frankfurter Parlamente ihren Gipfelpunkt hatte, kann allein als das wenn auch verfehlte Vorbild der späteren Gestaltung angesehen werden. Aber niemals hat diese Versammlung, der es weder an edlen Antrieben noch an patriotischem Geiste fehlte, eine so gerechte Würdigung gefunden als von unserem Autor. Auf diesen tastenden und ungeschickten Wirrwarr ungeübter und von den geübten Regierungen im Stich gelassener und bekämpfter Volksvertreter mit vornehmer Geringschätzung herabzusehen, ist ja das Vorrecht der im Vollbesitz übermütigen Generation geworden. Um so eindrucksvoller aber ist dann das Urteil des überragenden Geschichtsschreibers, der zugesteht: „die Richtung, welche sie dem vaterländischen Sinne gegeben, ist unvertilgbar geblieben, und auch eine glücklichere Folgezeit hätte das Gelingen nicht erlebt, wäre nicht durch unser erstes Parlament trotz aller Irrtümer über die Mittel mit so gewaltigem Nachdruck das Ziel dem Volke gezeigt worden: die Freiheit im Innern, die Einheit nach außen."

Mit der Geschichte der preußischen Union, zu deren Darstellung die preußischen Staatsakten ganz vornehmlich aufklärende Beiträge geliefert haben, schließt der erste Band, um in dem zweiten die Reaktivierung des Bundestages, deren Grundlage die Sendung des Grafen Brandenburg nach Warschau, die Olmützer Punktation und die Dresdener Konferenzen bildeten, an die Spitze zu stellen. Der eintretende Krimkrieg zieht weniger den Bund als solchen in Mitleidenschaft, als er die europäische Stellung der beiden Großmächte Preußen und Österreich und ihr Verhältnis zu den andern Großstaaten umwandelt, so daß beim „Ausgang der Regierung Friedrich Wilhelms IV." der Zwiespalt zwischen Preußen und Österreich noch außerhalb der deutschen Frage einen größeren, europäischen Inhalt aufnimmt. Während das siebente Buch „die ersten Regierungsjahre Wilhelms I.," also die Stellung Preußens zum italienischen Kriege und die von den beunruhigten Mittelstaaten angeregten deutschen Reformfragen und die innern preußischen Schwierigkeiten behandelt, ist das achte Buch mit dem inhaltschweren Titel: „Eintritt des Ministeriums Bismarck" überschrieben. Der preußische Verfassungs-

streit, die polnischen Wirren und das sich daraus bildende Verhältnis Preußens zu Rußland, in welchem der Verfasser einen der ersten Hauptgrundsteine für die späteren Großthaten findet, und der von Österreich berufene Fürstentag, in welchem Österreich gewissermaßen seine Impotenz und seine Unmöglichkeit in der Frage der deutschen Einigung amtlich an den Tag legte, bilden die Unterabschnitte des letzten Buches. Danach ersieht man, daß die ersten beiden Bände Zeiten und Gegenstände behandeln, die auch früher schon namhafte Darstellungen gefunden haben, wie beispielsweise die kurhessischen, die schleswig-holsteinischen Konflikte u. a. m. Dennoch aber erscheint alles hier in einem neuen Lichte und zwar mit dem Eindruck, daß die nachfolgende Detailforschung schwerlich noch die Hauptgesichtspunkte verschieben können wird. Begreiflicherweise darf aber den folgenden Bänden, in welchen „die preußischen Staatsakten" noch mehr den Mittelpunkt des ganzen Problems und der ganzen weltgeschichtlichen Handlung enthalten, mit der größten Spannung entgegengesehen werden. Die deutsche Nation wird durch sie erst einen Einblick und Überblick über diese ruhmreichste Katastrophe ihrer neueren Geschichte, die sie selbst erlebt hat, gewinnen, während sie eben deshalb, weil sie mitlebend und mithandelnd war, nur die äußern Umrisse und Erfolge hat wahrnehmen können.

Wir wünschen dem greisen Verfasser, dem zu danken jeder Vaterlandsfreund verpflichtet ist, Kraft und Gesundheit und Freudigkeit, um sein Werk durchzuführen und noch lange den Segen, der daraus entstanden, betrachten und empfinden zu können.

Breslau. J. Caro.

Philologie.

Ein schottisches Märchen vom Aschenputtel und seinem Gold- oder Glasschuh.

Aus Volksmund; bis jetzt ungeschrieben.

I.

Von einem greisen shetländer Freunde, welcher mir seit Jahren schon manche wertvolle, bis dahin ungeschriebene Sagen, Märchen und uralte Lieder-Bruchstücke aus seiner Eiland-Heimat mitgeteilt hat, erhalte ich eine höchst bemerkenswerte Geschichte von Aschenputtel aus schottischem Volksmund. Der Freund, Hr. Robert Sinclair, wohnt jetzt mit den Seinigen in Melbourne, in Australien. Seine vorhergegangene Zuschrift hatte eine eigentümliche shetländer Fassung eines Grimm'schen Märchens (Nr. 30) enthalten, dessen Kern möglicherweise durch niederdeutsche, hanseatische Schiffer nach jener nordischen Thule gekommen war.

Als Antwort auf meine Frage, was er etwa von unserem berühmtesten, durch alle Lande gehenden Märchen vom Aschenputtel aus seiner Heimat wisse, schrieb er mir aus Melbourne im Juli vorigen Jahres:

„Mein Sohn Georg hat mir eine andere Fassung der Åssipattle[1])- oder Cinderella-Geschichte von seiner Schwiegermutter verschafft, welche sie von ihrem Grossvater hörte; und dieser hatte sie von seiner Grossmutter. Seine Schwiegermutter ist heute eine betagte Frau. Ich wüsste nicht, dass das Märchen bis jetzt in der Familie niedergeschrieben worden wäre. Der Schwiegermutter Geburtsort ist ein Städtchen nicht weit von Glasgow in Schottland. Ich finde, dass diese Fassung in bezug auf Einzelheiten beträchtlich von anderen, die ich gehört habe, abweicht. Eine der merkwürdigsten Abweichungen ist die, dass es ein Rabe ist oder vielmehr Raben sind, welche den jungen Königssohn gegen seinen Irrtum warnten, als er die falsche Braut heimführen wollte. Für Sie ist wohl die Sache von keiner Bedeutung; aber ein Beweis liegt da immerhin vor, wie ein Märchen mannigfaltige Gestalt annehmen kann und doch unverkennbare Spuren der Gleichheit und des gemeinsamen Ursprungs bewahrt."

Mir scheint das mitgeteilte shetländer Märchen allerdings von Bedeutung. Hat doch die Ergründung des tieferen Sinnes der Geschichte vom Aschenputtel unter den Sagenforschern Anlass zu vielfachen Erörterungen gegeben. Ich teile daher sofort den Wortlaut mit:

* * *

Vor vielen Jahren lebte einmal ein vornehmer Mann und seine Gemahlin in einer sehr schönen Gegend des Landes. Sie hatten nur ein Töchterchen, das sehr hübsch und sehr gut war; und Vater und Mutter waren von ihm recht eingenommen. Als das kleine Mädchen etwa fünf Jahre alt war, starb die Mutter. Dem Vater brach schier das Herz über den Verlust seiner Gattin, und er überliess das kleine Mädchen fast ganz sich selbst. Es weinte viel und konnte nicht begreifen, wo die Mutter hingegangen sei, dass sie nicht zu ihm kam.

Nach einer Weile heiratete der Vater eine Witwe, welche zwei Töchter hatte — beide älter als das kleine Mädchen. Sie waren beide gar nicht hübsch und eifersüchtig auf die Schönheit ihrer kleinen Stiefschwester. Sie beschlossen daher, sie wollten den Versuch machen, sie in die Küche zu den Mägden zu verbannen; allein die Mutter scheute sich, das zu thun, aus Furcht vor ihrem Gemahl. Zuletzt heckte sie eine List aus, durch welche sie hoffte, bei Zeiten den Tod ihrer Stieftochter herbeizuführen.

---

[1]) „Åssipattle" entspricht in schottischer und shetländer Mundart genau unserem „Aschenputtel." So, und nicht Aschenbrödel, muss es natürlich lauten; denn die aus Schmutz und Dunkelheit emporsteigende Schöne trägt ihren Namen doch nicht von einem in der Asche gebackenen Brote, sondern daher, dass sie in der Asche „herumzupuddeln" hat. In fränkischer Mundart ist letzteres Wort gang und gäbe. „Aschenbrödel" ist nur eine fein sein sollende, den Sinn verdrehende Verballhornung. Die Brüder Grimm sprechen selbstverständlich vom Aschenputtel, nicht vom Aschenbrödel.

Das kleine Mädchen hatte Feld und Blumen und Schafe sehr gern. Nun hatten die Schafe ein Loch gefunden, das in den Garten führte, und die Mutter sagte dem kleinen Mädchen, es müsse dort bleiben und auf das Loch acht geben und die Schafe nicht hereinlassen, und sie wollte ihm zu Mittag etwas zu essen schicken. Als die Mittagszeit kam, schickte sie ihm einen Fingerhut voll Brühe, ein Gerstenkorn, einen Faden Fleisch und eine Brotkrume.

Das kleine Mädchen brauchte nicht lange, um damit fertig zu werden, und fühlte sich so hungrig, als hätte es nichts gegessen. Es wagte aber nicht nachhause zu gehen, da es geheißen worden, bis zur Nacht draußen zu bleiben. Da fing es an, zu weinen; und wie es so weinend da saß, kam ein schwarzes Lämmlein zu ihm heran und wollte wissen, was ihm fehle. Da sagte es dem Lämmlein: es habe kein Mittagmahl gehabt und sei recht hungrig.

Das schwarze Lämmlein erwiderte ihm: es solle nicht weinen, sondern den Finger in sein (des Lämmleins) Ohr stecken und sehen, was es da finden könne. Da steckte das Mädchen den Finger hinein und zog ein großes Stück Brot heraus; und das Lämmlein sagte: es solle den Finger in das andere Ohr stecken, und es that dies und zog ein großes Stück Käse heraus und hatte ein gutes Mahl und fühlte sich ganz glücklich.

Des Abends, statt müde und hungrig zu sein, wie seine Stiefmutter erwartet hatte, war es ganz heiter und guter Dinge. Am anderen Tage hieß man es wieder ausgehen, und die Stiefmutter sagte: sie würde ihm kein Mittagessen schicken. Das Lämmlein kam aber wieder und gab ihm abermals Brot und Käse. Da fing die Stiefmutter an, zu denken, es müsse mehr dahinter sein, als sie wisse; und sie sandte am folgenden Tag einen Mann auf die Lauer aus.

Er sah, wie das Lämmlein das Mädchen mit Brot und Käse nährte, und ging heim und erzählte es der Stiefmutter. Darauf sprach sie zu ihrem Gemahl, sie möchte eines von den Schafen geschlachtet haben; und er antwortete, sie könne irgend eines, das sie auswähle, schlachten lassen. Da ließ sie das schwarze Lämmlein schlachten.

Am folgenden Tage, als das kleine Mädchen weinend im Felde saß, kam eine drollige, kleine Frau zu ihm heran und fragte es, was ihm fehle. Und als das Mädchen ihr von dem Lamm erzählte, da sagte sie, es solle nicht weinen, sondern all' die Knochen sammeln und sie ihr bringen. Es sammelte all' die Knochen; aber ein Schenkelbein konnte es nicht finden, und so gab es all' die übrigen Knochen der alten, kleinen Frau.

Als der Sonntag kam, wurde das kleine Mädchen zuhause gelassen, um das Mittagessen zu kochen, während die anderen in die Kirche gingen. Die Stiefmutter gab ihm nur einen Fingerhut voll Wasser, ein Gerstenkorn und eine Brotkrume. Damit, sagte sie, solle es einen großen Topf Suppe machen. Das kleine Mädchen wußte nicht, was thun, und es saß da und weinte und wünschte sich sein Lämmlein herbei; das würde ihm sicherlich helfen.

Da kam das Lämmlein herein, hinkend, hinkend, weil ihm ein Schenkelbein fehlte; und es sagte dem Mädchen, es solle nicht weinen, sondern sich anziehen und in die Kirche gehen; es selbst wolle schon das Mittagessen kochen — aber das Mädchen solle ja wieder heimgehen, ehe die Kirche aus sei. Da machte es sich auf, kleidete sich an und zog ein schönes Paar Glasschuhe an, die es besaß.

Als es die Kirche erreichte, hatte der Gottesdienst begonnen, und es saß nicht weit von der Thür. Es trug sich zu, daß ein junger Königssohn in seiner Nähe saß, und er war von der Schönheit des Mädchens so ergriffen, daß er dachte, er wolle ihm nachgehen und sehen, wo es wohne. Aber es ging vor ihm hinaus, und da war es für ihn zu spät. Als es heim kam, zog es sein altes Gewand an, und seine Stiefmutter und die Schwestern waren erstaunt, das Mittagsmahl bereit zu finden.

Am nächsten Sonntag wurde das Mädchen wieder zuhause gelassen, und das Lamm erschien abermals und schickte es in die Kirche. An diesem Sonntag folgte der Königssohn ihm; und in der Hast, fortzukommen, verlor es einen seiner Schuhe. Der Königssohn hob ihn auf und steckte ihn in die Tasche, da er sah, daß er dem Mädchen nicht nachzukommen vermöge. Am anderen Tage sandte er eine Kundmachung aus, er wolle diejenige heiraten, welche den Schuh ankriegen könne. Im Laufe der Zeit kam er an das Haus, wo das kleine Mädchen wohnte, und eine der Stiefschwestern sagte: sie könne den Schuh anziehen. Da nahm sie ein Hackbeil und hieb ihre Zehen und ein Stück Ferse ab und zog den Schuh an.

Der Königssohn hob sie auf sein Roß hinter sich, um sie in sein Schloß zu nehmen, wo er sie heiraten wollte. Auf dem Wege mußten sie an einigen Bäumen vorbeikommen. Auf dem ersten Baume saß ein Rabe, der rief:

Hackferse und Zehenschnitt
Hinter dem jungen Königssohn reitet.
Schönfüßchen aber und Füßlein-hold
Hinter dem Kessel die Blicke meidet.

(Haggit-heels and Hewed-toes
Behind the young Prince rides.
But Pretty-foot and Bonnie-foot
Behind the caldron hides.)

Da fragte der Königssohn: „Was hat der Vogel gerufen?"

„Oh," erwiderte sie; „laß das gut sein; er schwatzt nur Unsinn!"

Allein am nächsten Baume rief ein zweiter Vogel, wiederum ein Rabe, ganz dasselbe. Da stieg der Königssohn ab und schaute auf ihren Fuß und fand, daß er voll Blut war. Da sagte er, er sei sicher, daß der Schuh nicht ihr gehöre. So nahm er sie denn zu ihrer Mutter zurück und bestand darauf, hinter dem Kessel nachzusehen; und da fand er das kleine Mädchen.

Es bat, sein Gewand wechseln und den anderen Schuh holen zu dürfen, und es kam damit herunter. Der Königssohn erkannte es sofort und nahm es auf sein Roß hinter sich mit fort.

Als sie am ersten Baume vorbeikamen, rief der Vogel:

Schönfüßchen und Füßlein-hold
Hinter dem jungen Königssohn reitet.
Hackferse aber und Zehenschnitt
Zuhause bei der Mutter weilet.

Sie ritten weiter und erreichten das Schloß und lebten glücklich immerfort; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

II.

Die Heldin dieses west-schottischen Märchens bleibt, wie man sieht, namenlos. Sie ist einfach „das kleine Mädchen." Im deutschen Märchen nennt der eigene Vater sie „ein kleines verbuttetes Aschenputtel," als er weitere Nachforschung in seinem Hause durch den Königssohn zu hindern sucht. In diesem schottischen Märchen erhält das kleine Mädchen nur eine Art Namen als „Schönfüßchen" und „Füßlein-hold," der ihm von dem klugen Raben gegeben wird.

Wie im deutschen Märchen, wird das Mädchen zuerst in die Küche verbannt. Zuhause birgt es sich hinter dem Kessel — gerade wie Aschenputtel, das französische Cucendron, das italienische Cenerentola, das serbische Pepelluga (Popel bedeutet Asche auch im Tschechischen) und ähnliche Gestalten dieses weitverbreiteten Märchens in der Asche sitzen, in Übereinstimmung mit der Bedeutung ihres Namens.

Im übrigen gehen die Prüfungen des schottischen Töchterleins wesentlich unter freiem Himmel vor. Ein Hauch von Feld und Halde durchdringt diese und andere schottische Fassungen des Aschenbrödel-Märchens. Dieser Zug geht auch durch eine ähnliche finnische Sage, in welcher jedoch der mehr dichterische, germanische Kern mit dem grauenvollsten ugrischen oder lappischen Hexenwesen durchmischt ist.

Das hilfreiche Tier in der obigen Erzählung kommt ähnlich in der anglisch-schottischen Geschichte vom „Rashin Coatie" (Hadern-Röcklein oder Lumpenkittelchen) vor, wie auch in der gälisch-schottischen Sage von dem „Gehörnten grauen Schaf." In „Rashin Coatie" ist es ein rotes Kälblein, welches dem lieben kleinen Mädchen (bonnie little lassie) — der mißhandelten Tochter eines Königs und einer verstorbenen Königin — alles verschafft, was es braucht. In den beiden letzteren Fällen erfolgt die gleiche wunderbare Wiederbelebung des getöteten hilfreichen Tieres. Solche gute Vierfüßler treten in vielen Volkssagen sowohl gebildeter als auch ganz wilder oder halb-barbarischer Völker auf. Im erstgenannten Falle sind sie natürlich ein dichterisches Überbleibsel aus einem Zeitalter der Tier-Anbetung.

In der frühesten, uns bekannten Geschichte, welche eine gewisse Verwandtschaft mit der vom Aschenputtel hat, nämlich in der Sage von Eros und Psyche, wie sie sich bei Apuleius findet, treffen wir schon auf den wesentlichen Inhalt der Sage, einschließlich hilfreicher Kerbtierchen. In dieser klassischen Mär kommt ein König vor und drei Schwestern, von denen zwei auf die reizende Psyche eifersüchtig sind. Unter den von der rachsüchtigen Aphrodite ihr auferlegten Prüfungen ist die Aufgabe, eine Masse gemischter Körner und Samen — Weizen, Gerste, Hirse, Mohn, Erbsen und Linsen — in je ein besonderes Häuflein zu lesen. „Ich denke", sprach die feindselige Göttin, „du sollst dir deinen Liebhaber durch fleißige Arbeit erwerben!" Ein Schwarm mitleidiger Ameisen erscheint dann, um die Arbeit zu thun. Haben wir da nicht die Erbsen und Linsen Aschenputtels, dem die Turteltäubchen beistehen?

Die Nahrung-spendenden Ohren des freundlichen Tieres kennen wir aus schottischen, skandinavischen, desgleichen aus finnischen, serbischen und anderen europäischen Sagen, sogar aus einem Zulu-Märchen. In einigen Fällen dienen die Hörner eines Bullen oder eines Widders statt der Ohren dafür. Was das Zulu-Märchen betrifft, so könnte dasselbe möglicherweise in neuerer Zeit aus einer Anpassung des von Europäern Gehörten entstanden sein.

Die „drollige kleine alte Frau" der mir mitgeteilten west-schottischen Erzählung ist anscheinend ein ferner Widerhall, ein mehr verschwommenes Gegenstück der sozusagen in einen wunderwirkenden Baum verwandelten toten Mutter Aschenputtels. Die Verwandlung in Pflanzen ist häufig; siehe z. B. das „Rätsel-Märchen" bei Grimm (Nr. 160). Sie entspricht der sagenhaften Entstehung von Menschen aus Bäumen, wie sie bei vielen Völkern, Griechen, Persern, Germanen u. s. w., vorkommt. Die ersten Menschen werden in der Edda aus Bäumen gebildet. Noch in unserm Kinderliede wachsen die schönen Mädchen, so in Sachsen. Auch die Zulu behaupten, aus Riedgras „hervorgezogen" zu sein. Es ist ein uralter Begriff der Verwandtschaft aller Wesen und Dinge.

Während in den deutschen, finnischen und anderen Erzählungen Aschenputtels Liebesabenteuer in einem Königsschlosse spielt, läßt das vorliegende west-schottische Märchen die beiden Geliebten an Sonntagen in einer Kirche zusammenkommen. Das stimmt ganz zu der Art des auf Gottesgelehrsamkeit erpichten Volkes jenseit des Tweed. In der von J. F. Campbell, dem berühmten schottischen Sagenforscher, aus Volksmund gesammelten und ins Englische übersetzten gälischen Sage ist „der Königsohn begierig, das Mädchen während der Kanzelrede zu sehen." In „Rashin Coatie" „gehen sie in die Kirche." Keltisch und englisch sprechende Schotten sind sich in dieser Beziehung gleich. Sie haben alle einen starken Stich ins Fromme.

Abgesehen von diesem neueren christlichen Einschiebsel, welches sich nicht in den deutschen und anderen Märchen findet, hat die obige west-schottische Fassung höchst altertümliche Züge bewahrt, von denen uns einige an die finnische Sage aus Russisch-Karelien, andere an die deutsche Lesart erinnern. Statt der zwei

weißen Täubchen Aschenputtels, oder des ungenannten Vogels in anderen Erzählungen, begegnen wir diesmal zwei Raben. Die weisen Vögel Odin's — Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung) — kommen uns da leicht in den Sinn.

In Deutschland ist der Rabe zu einem Unglücksvogel geworden infolge einer durch das Christentum bewirkten Herabsetzung aus seiner früheren hohen Stellung bei unsern Altvordern. Oft fallen einzelne Teile einer früheren Religion in Mißachtung, während andere sich als lebendiger Glaube unter dem Deckmantel eines geduldeten, neben der neuen Religion einherziehenden Aberglaubens erhalten. In England nimmt der Rabe noch seinen hohen Rang ein, wie vor Zeiten unter dem Beherrscher der Götterburg Asgard. Eine Menge dieser Vögel wird auf englischen Landsitzen eigens gehalten. Ihre krächzende Stimme gilt keineswegs als ein widriger oder unheilkündender Ton wie bei uns, wo doch so manche Gestalten des germanischen Naturdienstes noch Berg und Thal, Wald und Flur, Strom, See und Meer unter ihren altheidnischen Namen bis in die neuere Zeit herein erfüllt haben, zum Teil noch erfüllen. Nie hatte ich eine solche Masse Raben und sonstiges schwarzes Gevögel beisammen gesehen wie auf dem Gute des Unterhausmitgliedes Seely, als ich Garibaldi bei seiner Landung in England auf der Insel Wigh dort besuchte. Ein ungeheueres Gekrächze scholl mir schon von ferne in die Ohren; doch um Wodans willen verzieh ich den riesigen Mißlaut.

In dem west-schottischen Märchen sind die zwei Raben gewiß unbequeme Vögel für die falschen Bräute, aber kundige, gute und hilfreiche für den Helden und die Heldin der Erzählung. So wahrt das schwarzgefiederte Paar den alten Ruf der Weisheit, dessen der Rabe in der Wodans-Religion genoß. Vor der Anwendung der Magnetnadel wurden oft Raben, eigens zu solchem Zweck durch einen besonderen Opfergebrauch dazu vorbereitet, von den Nordmännern aus einem Schiffe ausgesandt, um die Nähe von Land zu erkunden. „Odins Raben-Zauber“ heißt eines der tiefsinnigsten Edda-Lieder, das in seiner geheimnisvoll abgerissenen Kürze den alten Glauben in gedrängtester Sprache enthält. Dies alles deutet darauf, daß wir in der Wahl von Raben als Warnern des fürstlichen Bräutigams einen besonderen germanischen Zug erkennen dürfen.

III.

In dem oben mitgeteilten Märchen sind des Mädchens Schuhe von Glas. In „Rashin Coatie“ sind es „schöne Atlasschuhe.“ Das Wort „Atlas“ beweist, daß in diesem Punkte die ursprüngliche Erzählung in Morayshire (Schottland) neumodisch verderbt worden ist.

Gold, Glas oder Kristall (letzteres in der katalonischen Fassung) ist offenbar der für die gebührende Durchführung des Märchens erforderliche Stoff, — ganz abgesehen von dem tieferen, auf die Sonne bezüglichen Sinn, welcher dieser Dichtung zu Grunde liegen könnte. Es ist unter den Sagenforschern, namentlich in England, wo der Glasschuh in dem Märchen seine Rolle spielt, viel darüber

gestritten worden, ob das Wort „Glas" nicht etwa aus einem Mißverständnisse des früher in der Wappenkunde gebräuchlichen französischen Wortes „vair" (Pelz) entstanden sei, das allmählich außer Übung gekommen und daher nachträglich, weil man es nicht mehr begriff, durch „verre" (Glas) ersetzt worden sei. Man wollte sich dabei auf die angeblich älteste Ausgabe von Perraults „Histoires ou Contes du Temps Passé[1]), avec des Moralitéz" beziehen. Perrault gab die im Volke Frankreichs umgehenden Märchen in den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts zu Paris heraus. Seine Darstellungsweise ist schon sehr höfisch gepudert und kann nicht im entferntesten mit der einfachen Weise unserer Volksmärchen verglichen werden. Allein auch bei ihm findet sich noch: „Cendrillon, ou la Petite Pantoufle de Verre;" nicht „vair."

Herr Andrew Lang, welcher Perraults Erzählungen mit einer einleitenden Ausführung veröffentlicht hat, bemerkte früher in einem ohne Zweifel von ihm herrührenden Aufsatze, daß sowohl Perrault als auch die englischen Übersetzungen vor Jahrhunderten stets von einem Glasschuh reden, und daß es also mit der angeblich seit der französischen Staatsumwälzung eingetretenen, mißverständlichen Auffassung von „vair" und der daraus entstandenen Umdruckung in „verre" nichts ist. In der nunmehr von ihm besorgten Ausgabe Perraults schreibt Herr Lang: „Ob der Pantoffel von verre oder von vair, ist eine Sache ohne Bedeutung." Hier muß ihm unbedingt widersprochen werden. Den Beweis gedenke ich im nachfolgenden zu liefern.

In der Grimm'schen Sammlung wirft der Vogel von dem aus dem Grabe der Mutter erwachsenen Haselbaum am ersten Tage ein golden und silbern Kleid und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln herunter. Am dritten Tage aber erhält Aschenputtel die entscheidenden Pantoffeln, und sie sind „ganzgolden." Als der Königssohn am Hause des reichen Mannes vorspricht, bringt er „diesen goldenen Schuh" mit. Dreimal wird der Ausdruck „ganz golden" oder „golden" innerhalb einiger Zeilen gebraucht, wie um ihn dem Geiste des Hörers wohl einzuprägen. Es ist eine bekannte Gewohnheit der Märchen-Erzähler, in solcher Weise den Ton auf einen wichtigen Umstand zu legen. Ein viertes Mal wird der „goldene Schuh" am Ende genannt, wo es heißt, daß er Aschenputtel „wie angegossen" saß.

In der That muß der das Schicksal des Mädchens entscheidende Schuh aus einem Stoffe geformt sein, der dem Fuße nicht irgendwie nachgiebt. Im deutschen Märchen gehen die Töchter, eine nach der anderen, mit der Mutter in die Kammer, um ihn anzuprobieren; und da es nicht gelingt, so hauen sie sich die Zehe ab, weil ein Schuh aus Erz, ein ganz goldener, natürlich durch kein Mittel sich dehnen läßt. Nehmen wir nun an, er sei aus Pelz oder aus sonstigem weichen Stoff gewesen, statt aus hartem Gold, Glas oder Kristall, wäre da die Geschichte überhaupt möglich gewesen?

---

[1]) Perraults Popular Tales. Edited from the original editions, with Introduction. By Andrew Lang. Oxford: Clarendon Press. 1888.

Sollen wir etwa glauben, es sei über die Geschicklichkeit von zwei in einer Kammer geborgenen Frauen gegangen, einen Pelz- oder Atlasschuh derart zu erweitern, daß sich der Fuß hineinzwingen ließ, wenn auch unter zeitweiligem Schmerz? Ein Pelz- oder Atlasschuh könnte bersten, wenn der Fuß hineingezwängt würde. Oder es ließe sich der Schuh mit einem, wenn auch verkrampft gehaltenen Fuße, zur Not ausfüllen, ohne daß andere es merkten. Oder es könnten endlich zwei mit der Nadel geschickt umgehende Frauen einen Kniff anwenden und so den Königssohn täuschen.

Die Geschichte bedurfte aber eines undurchdringlichen Stoffes, um überhaupt wahrscheinlich zu werden, selbst auf dem Boden eines von wundersamer Einbildungskraft getragenen Märchens. Frauen, das bleibe unvergessen, sind vor allen die Überlieferer dieser Erzählungen. Dem Frauengeiste würde jener Umstand nicht leicht entgehen. Selbst von diesem Gesichtspunkte aus ist es daher klar, daß Gold, Glas oder Kristall in der ursprünglichen Sage muß genannt worden sein.

Glas und Gold sind übrigens, der Wortableitung oder Tonverbindung nach, nicht so sehr von einander verschieden. Goldfarbiger Bernstein hieß bei unseren Vorfahren gles(um); aus derselben Wurzel ist unser „Glas" entstanden. Die gleißende, glitzernde, glimmernde, glänzende, glastende[1]) Eigenschaft ist in vielen gl-Wörtern verkörpert. Es mag daher wohl der Glasschuh Aschenputtels ein Nachklang aus einer Zeit sein, wo „Glas" noch einigermaßen den Begriff eines wertvolleren Stoffes umfaßte — sei es Bernstein, welcher den Griechen so auffiel, daß Homer[2]) von einem köstlichen Busengeschmeide spricht:

„Golden besetzt mit Elektron, der strahlenden Sonne vergleichbar —

oder auch Gold selbst. „Gles" bedeutet das, was gleißt. Noch heute sprechen wir von gleißendem Golde. Bernstein wurde einst so hoch geschätzt wie Gold, oder noch höher.

Aus klarer, persönlicher Erinnerung kann ich bezeugen, daß der entscheidende Schuh in diesem in Kindertagen mir oft erzählten Märchen, das nach so manchem Wechsel der Dinge mir merkwürdig frisch im Gedächtnisse geblieben ist, stets ein gläserner war, kein seiden- und silbergestickter; kein pelzverbrämter; auch kein goldener, wie in der Grimm'schen Sammlung, obwohl das Märchen sonst fast Wort für Wort mit dem stimmte, was ich in späteren Jahren dort las. Gläsern war stets der Schuh in der Geschichte, wie sie von den bei uns dienenden Bauernmädchen erzählt wurde, welche damals meist weder lesen noch schreiben konnten. In der fränkischen Mundart hörte ich das Märchen, und noch jetzt sind mir die Verse vom „Bäumlein, rüttel' dich und schüttel' dich," und von der rechten Braut, die noch daheim sitzt, in jenen heimatlichen Lauten so deutlich im Ohr, als wären sie darin wie in dem von Edison erfundenen Ton-Bewahrer aufgespeichert. Es ist wohl auch so.

---

1) Vergl. auch das englische: To glare und to glint.

2) Odyssee 18, 296.

Glas oder Gold ist sicherlich ein bedeutsamer Zug im Aschenputtel-Märchen. Selbst in Perrault's jammervoll verneuerter, Versaillisch verzimperlichter Schilderung mit ihrer aus Früh-Rokoko gemahnenden, am Schluß angehängten Klugheitspredigt (Moralité), ist, wie schon bemerkt, die alte Überlieferung noch erhalten. Die Schuhe sind auch da von Glas. Hat eine Verderbnis in anderen französischen Erzählungen stattgefunden, so muß es nicht von „vair" in „verre," sondern umgekehrt der Fall gewesen sein — nämlich auf Grund einer vernünftelnden Auslegung, welche sich doch bei näherem Zusehen als unvernünftig ergiebt.

Glas- oder Goldschuhe halte ich für ein Kennzeichen des Alters in einer Aschenputtel-Geschichte. Die von Herrn Sinclair mir übersandte enthält beachtenswerte Spuren grauer Vorzeit in den wunderbaren, Nahrung spendenden Ohren des Lämmleins, wie auch in seiner zauberhaften Wiedererweckung. Ganz in Übereinstimmung mit diesem stark ursprünglichen Wesen des west-schottischen Märchens, das uns fast zum Tierdienst zurückleitet, bewahrt dasselbe auch den offenbar ältesten Begriff von der Fußbekleidung. Nicht Atlas-, nicht Pelz,- sondern Glasschuhe werden genannt. Wer weiß, vielleicht waren sie ehedem von Glas, Bernstein oder Gold.

In einer Anzahl nordischer (skandinavischer, finnischer, anglisch-schottischer und gälisch-schottischer) Fassungen ist immer Glas oder Gold der Stoff, gerade wie im deutschen Märchen. In einer schwedischen Lesart, in welcher die Warnung gegen die unrechte Braut fast in denselben Ausdrücken vorkommt wie im Anglisch-Schottischen, hören wir von goldenen Schuhen. Wie in schottischen Erzählungen „Nippit-Fit" und „Clippit-Fit" (abgekniffener Fuß und Stutzfuß) oder „Haggit-Heels" und „Hewed-Toes" als Spottnamen gebraucht werden, so heißt es im Schwedischen „huggen häl och klippen tå" (Hackferse und Stutzzehe), und dann fällt das Wort: „Im Ofen sitzt die, der der goldene Schuh paßt."

In Campbell's „Sagen der West-Hochlande" giebt der Fürstensohn dem Töchterlein der verstorbenen Königin ein Paar goldene Schuhe. Ähnlich wie im deutschen Märchen, („Rucke di guck, Blut ist im Schuck, der Schuck ist zu klein, die rechte Braut sitzt noch daheim") singt der Vogel in der gälischen Hochlands-Geschichte: „Blut ist im Schuh, und Schönfüßchen sitzt in der Ecke hinter'm Feuer!" Zuletzt findet sich der goldene Schuh („bróg òir" im Gälischen) an einem der Füße der rechten Braut.

Der Übersetzer, Herr Campbell, der bei so vielen anderen Anlässen überzeugend nachgewiesen hat, wie sich in hochländischen Mären und Liedern, unter keltischer Hülle, der Heidenglaube, die Geschichte und die Stammes-Kennzeichen der alten skandinavischen Eroberer erhalten haben,[1]) bemerkt auch bei dieser Gelegenheit: es sehe der erste Teil des gälischen Märchens, wo „von dem Schaf gesprochen wird, das wieder lebendig wurde, aber hinkte, wie ein Stück nordischer Göttersage (Geschichte von Thor und seinen von ihm geschlachteten Ziegenböcken) aus"; der zweite Teil aber stehe den nordischen Fassungen des Aschenputtel-Märchens näher als der englischen.

In dem von Campbell mitgeteilten gälisch-schottischen Märchen wird die Tochter aus anderer Ehe, welche dem jungen Fürstensohn an Stelle der Tochter der ersten Königin aufgedrängt werden soll, als eine kahle, schwarzhäutige Dirne geschildert. Vielleicht liegt auch darin ein Beweis, daß die gälische Sage auf ursprünglich germanischer Unterlage ruht. In Schottland sind eine Reihe der verschiedenartigsten Volksstämme über- und durcheinander geschichtet: ein iberisch-turanischer, ein keltisch- und ein germanisch-arischer — um nur die hauptsächlichsten zu nennen. Ein dunkelhäutiger, schwarzhaariger Stamm schlägt manchmal auffallend durch. Bei einzelnen kommen Züge vor, welche an Lappen und Eskimo erinnern. Sie stechen sonderbar ab gegen hochgewachsene, breitschultrige, oft rothaarige und helläugige Schotten.

Nun werden im eddischen „Liede von Rigr" die drei Stände nach ihrer Leibesbildung geschildert: die Thrälle oder Knechte, die Karle oder Freien, und die Jarle oder Edeln. Die schwarze Haut wird, nebst anderen ungünstigen Zügen, als das Merkmal der Leibeigenen angeführt (hörfi svartan, hetu thrael). Dieser Sklavenstand war aus den Eingeborenen von finnischem oder lappischem Blute zusammengesetzt, welche von den gelbhaarigen, helläugigen Germanen mit weißer und rosiger Haut, die unter ihrem asischen Heerführer Odin nach Skandinavien eindrangen, unterworfen worden. Ein reicher Wuchs langen Haares wird von klassischen Schriftstellern stets den Germanen zugeschrieben. Es scheint daher, als ob die „kahle, schwarzhäutige Dirn" in dem gälischen Märchen eine Sprossin aus einer zweiten Ehe mit einer Frau nicht teutschen Blutes darstellen solle.

Doch wir müssen zu den Goldschuhen zurückkehren.

Im finnischen Märchen von der „Wunderbaren Birke,"[1]) in welchem die Hexe eine so große und grauenhafte Rolle spielt, finden wir wiederum Goldschuhe. Ähnlich wie im deutschen Märchen erlangt der Königssohn die Fußbekleidung des Mädchens, indem dieselbe an der theerbestrichenen Thürschwelle kleben bleibt. „Wem Ring, Reif, Goldschuhe passen, die soll meine Braut sein!" Es sind lauter Gegenstände von hartem Stoff, um die es sich da handelt. In der Einleitung zu dieser von einer Finnin gelieferten Sammlung bemerkt Gustav Meyer: „Daß der finnische Märchenschatz schon wegen seiner Beziehungen zur benachbarten germanischen und slavischen Volksdichtung eine hohe Bedeutung beanspruchen darf, liegt ohne weiteres auf der Hand."

Eine Stelle in der „Wunderbaren Birke" hat wohl besonders tiefen Sinn. Ganz wie im deutschen Märchen erhält das mißhandelte finnische Aschenputtel[2]) von

---

[1]) In einem Briefe an mich hat der nunmehr verstorbene Sagensammler anerkannt, daß auch der märenhafte schottische „Kelpie" (ein zum Nöcken- oder Nixen-Kreise gehöriges Wasser-Roß) dem Namen, wie dem Begriff nach, offenbar germanischen, nicht keltischen Ursprunges sei.

[1]) „Finnische Märchen." Von Emmy Schreck (Nr. 9). Weimar 1887. „Aschenbrödel" schreibt leider die Übersetzerin.

dem wunderwirkenden Baum (welcher klar als die in eine Birke verwandelte Mutter erscheint) herrliche Kleider, aber auch — und hier kommen wir auf einen neuen, sehr wichtigen Punkt — ein zauberhaftes Roß, mit welchem sie „pfeilgeschwind über die Mauern des Schlosses hinwegreitet.“ Das Haar dieses Rosses ist zum Teil golden, zum Teil silbern, zum Teil noch kostbarer.“

Welches edle Erz oder welcher kostbare Stoff kann damit gemeint sein? Und was bedeutet überhaupt dies sonderbare Roß?

Wie schon erwähnt, galt Bernstein in grauer Vorzeit oft als kostbarer denn Gold und Silber. (Beiläufig gesagt, erscheint auch Silber im Altertum manchmal als wertvoller denn Gold.) Freyr's und Freia's goldborstige Eber (Gullinbursti und Hildiswin), auf welchen diese Gottheiten reiten, bedeuten die goldenstrahlende Sonne. Die Strahlen sind als Borsten gedacht. Noch heute sprechen wir von der „goldenen Sonne“. Der Ausdruck ist unter der Menge so beliebt, daß seit alter Zeit die „Goldene Sonne“ ein häufiges Wirtshausschild bildet. Sollte nun etwa in dem finnischen Märchen eine Andeutung des verschiedenartigen Aussehens der Sonnenstrahlen in dem dreifach leuchtenden Haar von Aschenputtels Zauberroß enthalten sein? Ist etwa die Morgen, Mittags- und Abendsonne gemeint — letztere mit ihrem oft besonders farbenprächtigen Untergang? Gemahnt das wunderbar glänzende Roß, welches mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles über die Mauern des Königsschlosses dahinfährt, nicht an den Bringer des Tages?

Nur zögernd ging ich bisher an die Auslegung des Aschenputtel-Märchens mittelst der bekannten Erklärung aus der auf die Nacht folgenden Morgendämmerung und dem sieghaften Hervortreten der Sonne heran. Und doch erhält das merkwürdige Roß, gleich den Raben in der west-schottischen Erzählung, möglicherweise ein bedeutsames Sagen-Überbleibsel aus sehr alter Zeit. Jedenfalls ist die Erwähnung eines Stoffes, der kostbarer ist als Gold und Silber, sehr beachtenswert; denn das finnische Märchen kommt aus der Nachbarschaft des alten Bernsteinhandels, aus den Gegenden an der Ostsee.

IV.

Hier muß ich die Leser bitten, in eine Untersuchung über den Bernstein einzutreten, welche geeignet ist, Licht zu werfen auf die Glas- oder Goldschuhe der verborgenen Schönheit, die sich in goldenem oder silbernem Gewand aus der aschig dunkeln Wohnung erhebt, in welcher ihr Glanz bis dahin verborgen war.

Schon ist im vorhergehenden ein Wink gegeben worden, daß die Glas- oder Goldschuhe ursprünglich von „Gles“ gewesen sein mögen, das ist von goldfarbigem Bernstein. Der „Kristall“ im katalonischen Aschenputtel-Märchen ist selbstverständlich nur ein anderes Wort für Glas. Ein leuchtender, glänzender Stoff wird somit in der echten Sage stets genannt. Katalonien hat seinen Namen von den Gothen und Alanen (Gothalania=Katalonia), wie Andalusien denseinigen von den Vandalen hat. Sollte je bewiesen werden können — obwohl man einen solchen Fund

kaum erhoffen kann [1]) —, daß die katalonische Sage bis auf die Gothen-Zeit zurückreicht, so ließe sich auch der Kristall als ein wahrscheinlich für das „Gles" eingetretener Ersatz erklären; also für Bernstein oder selbst Gold, die beide sonnig erstrahlen.

In der That sind Bernstein, Gold und die Sonne, wie sofort gezeigt werden wird, in alter Götterlehre gegenseitig austauschbare Begriffe. Sie sind austauschbar in griechischen wie in germanischen Sagen; und zwar ist die griechische Dichtung wohl in diesem Falle, wo es sich um ein vorwiegend nordisches Erzeugnis handelt, auf eine ursprünglich germanische Mär gepfropft worden.

Schon aus jener Stelle in der Odyssee geht diese Austauschbarkeit der Begriffe hervor. Ein goldenes Busengeschmeide wird da genannt, besetzt mit Bernstein, der Sonne vergleichbar. Das ist wohl mehr als eine einfach dichterische Vergleichung; es liegt ohne Zweifel ein auf die Götterlehre bezüglicher Sagenbegriff darin verborgen. Dem Bernstein schrieb man nämlich einen Sonnenursprung zu, wobei man eine Verwandlung in irdische Gestalt annahm. Das erhellt klar aus der Sage von Phaethon. Das Schicksal dieses unbesonnenen Wagenlenkers wurde von seinen drei Schwestern, den Heliaden, d. h. den Sonnen-Töchtern, beweint, deren jede auch einen Sonnennamen (Aigle, Lampetiê und Phaïthusa) trug; und so lange ergossen sie sich in Klagen, bis sie zuletzt in Bäume umgewandelt wurden, wo dann ihre daraus hervorrinnenden Thränen im Wasser zu Elektron oder Bernstein erhärteten.

Vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus betrachtet, besitzen wir in dieser Göttermär eine sehr alte, eigentlich vollkommen richtige Darstellung des Entstehens von Bernstein aus thränendem Baumharz, welches später in der See verhärtet gefunden wurde. Die Geschichte des Phaethon selbst ließe sich als die einer Erdumwälzung erklären, in deren Verlauf der Pflanzenwuchs unterging, woraus sich dann Bernstein ergab. Natur-Mythen enthalten gewöhnlich ein gut Stück uralten wissenschaftlichen Nachforschens oder Nachsinnens.

Zugleich aber haben wir in der Geschichte von Pha:thon den Bernstein in engster Verbindung mit der Sonne. Die Heliaden erzeugen ihn als Flüssigkeit in ihrer Baumform, und die glänzende Eigenschaft des kostbaren Stoffes wird somit aus dem leuchtenden Himmelsgestirn erklärt. Nikias, den Plinius („Naturgeschichte", 37, 11) anführt, wollte sogar in unmittelbarer Weise behaupten: „der Bernstein sei eine durch die Sonnenstrahlen erzeugte Flüssigkeit", und er bemerkt: „derselbe werde von der Erde durch die Meerflut weggeschwemmt und an die Ufer der Deutschen geworfen."

---

[1]) Gleichwohl ist durch einen merkwürdigen Fund in einem spanischen Urkundengewölbe die Gleichheit Freia's mit Holda, welche man lange vermutet hatte, ohne daß der Beweis hätte geliefert werden können, schließlich aus einem lateinischen, auf den alten Glauben der Gothen bezüglichen Texte nachgewiesen worden, wo die große Göttin unter dem Namen Friga-Holda erscheint.

Die griechische Mythe versetzt die Heliaden in ihrer Bernstein erzeugenden Baumform an den Eridanos. Man hat darunter manchmal den alten Namen des Po verstehen wollen. Aber schon Plinius bekämpft die Annahme, nebst anderen „hohlen Behauptungen der Griechen", indem er erklärt: Bernstein komme an jenem Flusse nicht vor. Auch gebe es — fährt er fort — keine Eilande, genannt Elektriden, im adriatischen Meere, wie die Griechen behaupten, sondern „Bernstein sei unzweifelhaft ein Erzeugnis der Eilande des nordischen Meeres und werde von den Deutschen Glas(um) genannt"; ursprünglich sei es das Harz eines Fichtenbaumes. Dabei erwähnt Plinius, daß Pytheas von Massilia (Marseille) — der das deutsche Meer und die Ostsee im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung besuchte — von dem Bernsteinhandel der Gutonen (Gothen) mit den Teutonen spreche. Ravnonia, in der Ostsee, wird von den Alten als einer der Hauptfundorte des Bernsteins genannt. Die Erklärung des Namens Ravnonia kann keinem Zweifel unterliegen. Noch heute heißt der Bernstein in skandinavischer Zunge „Rav".

Hier sei gelegentlich bemerkt, daß wir wohl endlich aufhören könnten, unsere Volksgeschichte mit dem Kimbern- und Teutonen-Zuge der Jahre 113 bis 101 vor unserer Zeitrechnung zu beginnen. Ihre Anfänge reichen vielmehr in die Thraker-Zeit, bis zum trojanischen Kriege, zurück. Nimmer sollte auch in einer deutschen Geschichte der berühmten Meerfahrt des Pytheas, des Humboldts des Altertums, vergessen werden, der uns Kimbern, Teutonen und Gothen zum ersten Male vorführte. Welch' unersetzlicher Verlust, daß dies betreffende Werk in seiner Gesamtheit nicht mehr vorhanden ist! Nur Bruchstücke davon haben sich bei einer Reihe klassischer Schriftsteller erhalten; aber selbst diese dürftigen Überbleibsel, obschon hier und da im Sinne verdunkelt, besitzen einen hohen Wert. In Romanform ist der Gegenstand neuerdings von Wilhelm Behrendt behandelt worden: „Pytheas von Massilia und seine Meerfahrt nach dem Bernsteinlande." [1])

An den Eridan(os) versetzte die griechische Sage, wie erwähnt, die den Bernstein aus ihren Thränen ergießenden Sonnentöchter. Längst aber hat man mit Fug vermutet, daß, statt des Eridan(os), der Radan(os) — ein Nebenfluß der Weichsel, in der Nähe der Ostsee, von woher soviel Bernstein kam — in der Mythe ursprünglich gemeint war. Der Klang des Wortes „Radanus" ist dem von „Eridanus" so ähnlich, daß ein Mißverständnis sich leicht ergab. Überdies paßten die Griechen absichtlich viele fremde Sagen und Ausdrücke ihrem Gedankenkreise und ihrer Zunge an. Die Wahrscheinlichkeit liegt somit nahe, daß die Mär von den Heliaden aus nordischer und germanischer Quelle stammt.

Die Sonne war selbstverständlich auch eine Gottheit in den Augen der Gothen und Teutonen zu Pytheas Zeiten, wie sie es viele Jahrhunderte nachher noch geblieben ist. „Die Barbaren", sagt der hellenische Reisende in einem auf

[1]) Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

uns gekommenen Bruchstück seiner Schilderungen, „hatten die Gewohnheit, uns das Lager zu zeigen, wo die Sonne ausruhte oder schlief." Unter den Germanen des Pytheas konnte die Sonne also auch Töchter gehabt haben. Im ältesten Deutsch ist die Sonne — wie noch jetzt im Englischen — manchmal männlichen Geschlechtes. Noch bei Hans Sachs heißt sie einmal: „der Sunn." Doch ob männlich oder weiblich, eine deutsche Sonne konnte ebenso gut Töchter haben wie ein griechischer Helios. Selbst die vorübergehendsten Erscheinungen des Himmels werden durch Urvölker oft in vermenschlichender Gestalt aufgefaßt. In einem noch umgehenden, mir mitgeteilten shetländer Reim hat der Regenbogen einen Vater, eine Mutter und eine Schwester, welche eines Kindes genest (brought ta bed o' a gentleman's son). In der Edda heißt es: „Und das wird Dich wunderbar dünken, daß die Sonne eine Tochter geboren hat, nicht minder schön als sie selber; die wird nun die Bahn der Mutter wandeln." („Gylfis Verblendung", 53.)

Was hindert uns also, die Vermutung zu hegen, daß die Griechen, welche geständigermaßen eine Unmasse thrakischer, d. h. germanischer und anderer fremder Götter-Mären in ihre Religion hinein verarbeiteten, auch eine nordische Bernstein-Sage herübernahmen, zusammen mit dem von ihnen so geschätzten Stoffe selbst?

V.

Dieser nordische Ursprung der Heliaden-Sage dünkt mir um so wahrscheinlicher, weil es skythisch-germanische und deutsche Bezeichnungen für den Bernstein gab, welche in die Heliaden-Sage oder in den allgemeinen Gedanken des Zusammenhanges des Bernsteins mit der Sonne sehr wohl hineinpassen. Es sind das die Wörter sacr(ium) und svalitern(icum).

Johannes Freßl[1]) erklärt das skythische sacr (Bernstein) als Zähre. (Gothisch: tagr; Alt-Hochdeutsch: zahar.) Ich setze hinzu: δάκρυμα, lacrima. Ist diese Auflösung richtig, so werden wir durch sie gewiß an die Thränen der Sonnen-Töchter erinnert.

Das andere deutsche Wort ist svalitern, welches von Freßl als das aus dem Baume Hervorgeschwollene erklärt wird. (Baum im Gothischen: triu; im Alt-Sächsischen: trio, treo; im Alt-Hochdeutschen: tar, ter, tra.) Ich meinerseits habe sval aus der Wurzel, welche „kühl" bedeutet, zu erklären gesucht und deshalb svalitern mit dem in der Edda („Das Lied von Grimnir," 38) genannten Schild „Swalin" zusammengestellt, von welchem gesagt wird:

Swalin heißt der Schild, der vor der Sonne steht,
Der glänzenden Gottheit.
Brandung und Berge verbrännten zumal,
Sänk' er von seiner Stelle.

[1]) „Die Skythen-Saken: die Urväter der Germanen."

Das klingt ganz wie aus einer verschollenen nordischen Helias- und Phaethon-Mär.

Mit der Ableitung des Swalitern-Namens von der Wurzel, welche „kühl" bedeutet, trifft ganz die uns von den Alten berichtete Gewohnheit römischer Frauen zusammen, Bernsteinkugeln im Sommer zur Kühlung in der Hand zu halten. Den nordischen Völkern, welche den goldig und sonnig glitzernden Stoff an die Phöniker, Griechen und Römer verkauften, war dieser Gebrauch jedenfalls bekannt. Swalitern mag also wohl einen Kühlstoff bedeutet haben und Swalin als ein durchsichtiger Bernstein-Schild oder „Gles"-Schirm gedacht worden sein.

Die Silbe tern könnte leicht aus dem Gothischen tarnjan (decken, hüllen), Mittel-Hochdeutsch: tarnen oder ternen, welchem ähnliche Formen im Angel-Sächsischen entsprechen, erklärt werden. In tarnhût und „Tarnkappe" ist das Wort noch erhalten. Svalitern würde darnach den flammen-deckenden, Hitze mildernden, kühlenden Stoff bedeuten.[1])

Der Schild Swalin, hinter dessen schützender Hülle die Sonne brennt, wird in nord-germanischer Götterlehre manchmal geradezu als die Sonne selbst betrachtet. Dies läßt sich nur verstehen, wenn wir annehmen, daß Swalin aus svalitern gebildet gedacht war, d. h. aus Bernstein, auf dessen sonnigen Glanz und Sonnenursprung die klassischen Schriftsteller so sehr den Ton legen, welche ihre Bernstein-Mären aus dem Lande erhalten haben müssen, woher der Bernstein kam. Gewiß brauchen wir unsere Einbildungskraft nicht allzusehr anzustrengen, wenn wir uns vorstellen, daß germanische Urvölker, welche der Sonne ja auch Menschengestalt gaben, die in ihren Meeresgewässern umherschwimmenden glänzenden Bernsteinkugeln als Zähren göttlicher Sonnenwesen auffaßten — vielleicht vergossen zu einer Zeit, wo der Schild Swalin gestürzt und auf Erden eine solche furchtbare Vernichtung entstanden war, wie sie das „Lied von Grimnir" als möglich andeutet.

Da hätten wir die Phaethon-Sage germanisch ganz fertig. Sie stimmt vortrefflich zu dem eddischen Liede.

Ich bin in diese Untersuchung eingetreten, um zu zeigen, daß Gles, also Glas und Kristall, Gold und die Sonne, in den Göttersagen und sonstigen Mären nahezu gleichbedeutend sind. Die Glas-, Kristall- oder Goldschuhe der Schönheit, welche aus dem Aschendunkel zu goldenem und silbernem Glanz emporsteigen, erscheinen mir daher als ein höchst bedeutsamer Zug der Aschenputtel-Geschichte, wenn auch dieser entscheidende Zug in einigen Fassungen des Märchens verloren gegangen ist — wie das ja so oft geschieht. Im finnischen Märchen, welches darin die reine Überlieferung bewahrt hat, reitet die glänzende, goldbeschuhte Schöne auf dem Rosse, dessen Mähne teils golden, teils silbern, teils „noch kostbarer"

[1]) Über einen von W. Bessell, vor einunddreißig Jahren gemachten Versuch, svaliternicum als Braunkohle auszulegen, gedenke ich mich ein ander Mal auszusprechen.

ist, hoch über die Schloßmauern hin, als ob sie und ihr Roß das leuchtende Himmelsgestirn selbst wären.

Ziehen wir das alles in Betracht, wäre es da ein so großes Wunder, wenn Aschenputtels Schuhe ursprünglich aus „Gles", aus goldfarbigem Bernstein, gewesen wären? Wenn ja, dann ließe sich die verschiedentliche Umgestaltung derselben in Glas-, Kristall- oder Goldschuhe unschwer begreifen, und es läge dann die Vermutung auch nahe, daß schließlich allerdings das Bild der Sonne in dem Märchen enthalten ist, welches seit alter Zeit so viele junge Herzen entzückt hat.

London. Karl Blind.

Naturwissenschaftliche Revue.

Der Hypnotismus und seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. — Das zukünftige Leben und die moderne Wissenschaft. — Cercle chromatique. — Grundzüge der Naturwissenschaften. — Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. — Periodische Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie. — Der Erdboden. — Obstbaulehre. — Handbuch der Botanik. — Natürliche Pflanzenfamilien. — Flora des Kyffhäusers. — Italienische Vegetationsbilder. — Giftige Produkte der Infektionspilze. — Verhalten derselben nach dem Tode ihres Wirtes. — Forstinsektenkunde. — Ameisen. — Sinne und geistiges Leben der Tiere. — Säugetierreste in der Kreide. — Licht des Saturnringes und des Uranus. — Krater Plinius auf dem Monde. — Elektrizität und Licht. — Bewegung des Lichtäthers. — Schneeblindheit. — Zusammensetzung der Elemente. — Spektren der Elemente. — Spektrum des Sauerstoffs. — Substitutionstheorie. — Organische Chemie. — Handwörterbuch der Chemie.

Machtlos und mit geringen physischen Hilfsmitteln stand unser Geschlecht von vornherein der ihm feindlichen Natur gegenüber. Seine geistigen Fähigkeiten haben es dieselbe sich unterwerfen lassen. Aber wohl nie wären sie zur Entfaltung gekommen, wenn uns neben ihnen nicht ein unersättlicher Wissensdrang eingepflanzt wäre, der uns, wenn auch in Jahrtausende umfassender Arbeit, gelehrt hat, wie das Öffnen eines Hahnes, das Verschieben eines Hebels hinreichen könne, um die gewaltigsten Kräfte zu entfesseln und sie zu zwingen, nützlichste Arbeit zu verrichten. So sehen wir verwirklicht, was die Menschheit früherer Zeiten, weil sie es für völlig unerreichbar hielt, im Märchen ersehnte: Luft-, Erd-, Feuer- und Wassergeister, sie sind uns sämtlich unterworfen, und ihre Unterjochung hat uns mehr wie alles Andere in den Stand gesetzt, auf menschliche Sklavendienste Verzicht zu leisten.

Doch wie hätte dies siegreiche Vordringen nicht den Neid der Götter erwecken sollen! Er ließ uns die Grenze unseres Wissens verkennen, und der Drang danach suchte, indem er die gesteckten Schranken zu durchbrechen meinte, Befriedigung in dem oft tollsten Aberglauben. Nicht nur die sogenannten Wilden ergehen sich darin, auch wir sind noch voll davon, und nicht immer ist er so harmlos, wie derjenige, welcher den Stoff zu so manchem langweiligen, in der Sylvesternacht geübten Brauche liefert. Ist auch der Teufels- und Hexenspuk in dauernden Ruhestand versetzt, so sind die Klopfgeister und der Hypnotismus an seine Stelle getreten, wahrlich nicht zum großen Ruhme unserer Zeit; denn ihnen fehlt der Humor gänzlich, der den Junker Satan wenigstens zum geistreichen Gesellschafter machte.

Noch ist weder das Wesen unserer Seele, noch auch die Vorgänge der Wahrnehmung und Empfindung, ja der Wirksamkeit unserer Nerven überhaupt erforscht. In unseren Revuen ist

oft genug darauf hingewiesen, daß nur eine empirische, von jeder vorgefaßten Meinung freie Psychologie von der einen, eine kritische Betrachtung unserer Empfindungsorgane, wie sie Helmholtz angebahnt hat, von der andern Seite, in dieser Erkenntnis die Wissenschaft fördern wird. Es wäre vermessen, das Ziel, das uns bei solcher Forschung erreichbar sein wird, vorherzusagen. Daß der Hypnotismus dabei einiges, schwerlich sehr ins Gewicht fallendes Beobachtungsmaterial liefern kann, ist möglich, zu weit gegangen aber scheint es uns, wenn Dreher[1]), allerdings unter Verwerfung der Einwirkung eines Individuums auf ein anderes durch seine Gedanken, die vielen Schilderungen des lethargischen, kataleptischen und somnambulen Zustandes einer wissenschaftlichen Diskussion unterwirft, ohne in den meisten Fällen eine vernichtende Kritik zu üben. Daß der menschliche Organismus wie der der höheren Tiere eine Menge untergeordneter Zentren besitzt, ist wohl bekannt, und hätte Dreher bedacht, daß diese die große Zahl von Reflexbewegungen veranlassen, die unter Mitwirkung des Hauptzentrums eben so erfolgen wie ohne dieselbe, daß dadurch leicht der Schein von dessen Beteiligung erweckt wird, so wäre der größte Teil seiner Schrift unnötig gewesen. Das Wort Goethes:

Die Kunst bleibt Kunst, wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen.
Hier hilft das Tappen nichts, eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen!

wäre zudem wohl geeignet gewesen, ihm eine andere Idee von den „Inspirationen der unbewußt schaffenden Phantasie“ zu geben.

Erscheinen uns demnach alle die Bestrebungen, den Hypnotismus auf breitester Grundlage wissenschaftlich zu verwerten, aus Ungeduld über den langsamen Fortschritt der Wissenschaft zu entspringen, so müssen wir dasselbe Urteil über gewisse philosophische Bestrebungen fällen. Von diesen interessieren uns heute der Materialismus Büchner's, von dessen Schrift das „zukünftige Leben und die moderne Wissenschaft[2])“ die zweite Auflage erschienen ist. Die Schwierigkeiten der gewöhnlichen Anschauung, die einen erkennenden Geist der objektiven Welt entgegensetzt, hatte man auf zweierlei Weise zu heben gesucht, entweder indem man diesen, oder indem man jene preisgab. Ersteres thut der Idealismus, letzteres der Materialismus, und indem er allein den Stoff und die ihn bewegenden Kräfte als existierend beibehält, ist er nur konsequent, wenn er die Seele als Kraft ansieht. Wie der Stoff ist aber die Kraft ewig, nur daß sie in andere Formen umgewandelt wird. Mechanische Kraft kann aus Wärme oder Elektrizität, beide durch chemischen Prozeß, dieser durch Lichtwirkungen hervorgerufen werden, und das Prinzip der Erhaltung der Kraft oder Energie zeigt uns, daß bei solchen Umsetzungen nichts von dem vorhandenen Energievorrat verloren geht. Eine solche Form der Energie nun ist dem Materialismus die Seele, sie ist also unvergänglich, aber sie tritt in andere Formen über, so daß mit der gewöhnlichen Ansicht die Unsterblichkeit diese Art ihrer Erhaltung nichts zu thun hat. Sie ist wertlos, und da mithin vom Jenseits keine Vergeltung gehofft werden kann, so müssen wir sie hier zu erreichen suchen, eine Forderung, worin Büchner mit den Sozialdemokraten sich berührt.

Wie sehr die Annahme der Seele als Kraft einer empirischen Begründung entbehrt, liegt auf der Hand. Ebenso, wie Büchner nun hinsichtlich des Bewußtseins zu thun gezwungen ist, werden wir wohl auch gut thun, uns damit zu bescheiden, daß wir hierüber so lange nichts wissen können, als bis einst ein Toter aus einer Gruft steigt, der Kunde giebt von der Vergelterin, uns also mit Schiller auf unseren Glauben, als unser zugemessenes Glück zu resignieren. Daß mit unsern Gehirn auch der Inhalt unseres Denkens verloren geht, ist anzunehmen, ob aber dieses Schicksal die erworbenen Fähigkeiten unseres Geistes teilen werden, ist nicht so

[1]) Der Hypnotismus, seine Stellung zum Aberglauben und zur Wissenschaft. Berlin und Neuwied, Heuser's Verlag.

[2]) Leipzig, Max Spohr.

sicher. Wenn also auch nicht in Welten oder Himmeln oder in des Pöbels Paradies, so ist doch die Hoffnung keineswegs ausgeschlossen, denen wieder zu begegnen, die uns im Leben nahe standen.

Daß ein Werk wie Henry's Cercle Chromatique[1]) unsere Kenntnisse wesentlich fördern wird, scheint zweifelhaft. Der gelehrte Mathematiker glaubt, daß die beobachtende und experimentierende Methode unfähig sei, uns die molekulare Welt erforschen zu lassen, weil hier keine oder nur ungenaue Versuche möglich sind. Ebensowenig kann sie uns den eigentlichen Charakter der Reaktionen der Lebewesen enthüllen. Diese werden auf Reaktionen der Nerven, nämlich Kontrast, Rhythmus und Maß zurückgeführt, und an verschiedenen Beispielen, namentlich dem eines Farbenkreises, wird weiter zu erklären versucht, daß die psychischen Funktionen virtuelle kontinuierliche oder diskontinuierliche Bewegungen sind.

Während bei der Henry'schen Arbeit die Mathematik in nicht ganz berechtigter Weise überwiegt, fehlt sie den Grundzügen der Naturwissenschaften von Jakob[2]) in völlig unberechtigter Weise zu sehr. Es gehört immerhin Mut dazu, ohne mit den Hilfsmitteln der Mechanik vertraut zu sein, nur mit recht oberflächlichen Kenntnissen der betreffenden Naturlehren ausgerüstet, ihr Ganzes auf sechzig Seiten darstellen zu wollen. So werden Untersuchungshypothesen, wie die des Weltenäthers und der beiden Elektrizitäten, als empirische Thatsachen behandelt und mit der Schwingungslehre zusammengeworfen, und der Leser kann sich nicht einmal an einer klaren und fließenden Darstellung erfreuen.

Derartige Vorwürfe sind dem umfangreichen Werke Halliers, die Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu der Entwicklung der Naturwissenschaften[3]) nicht zu machen, einem Werke, von dem man leichter würde sagen können, was nicht darin steht, als was es enthält. Die Darstellung der Philosophie und der Naturwissenschaften in früheren Jahrhunderten leitet es ein. Die Schilderung des jetzigen Standes beider, aber auch der der Geographie, der prähistorischen Forschung, Rechts- und Heilkunde, der Erziehung, der Künste und Gewerbe, des Handels und Verkehrs, der Landwirtschaft, des häuslichen, öffentlichen und Volkslebens bildet seinen Inhalt. So werden alle brennenden Fragen der Zeit nebst vielen andern auf 847 Seiten groß Oktav besprochen, und man kann sich mit den ausgesprochenen Ansichten des Verfassers nur einverstanden erklären. Daß er sich über persönliches Ungemach bei dieser Gelegenheit zu mehreren Malen beklagt, ist ihm zu verzeihen, wenn er diese Klagen auch im Interesse des Lesers besser unterdrückt hätte. Weil aber ein Werk, das eines Leibniz schon bei dessen Lebzeiten bedurft hätte, um selbständig und infolge davon gleichartig durchgearbeitet zu werden, in der Gegenwart noch ganz andere Schwierigkeiten zu bewältigen hat, so hat der Verfasser zu dem Auskunftsmittel gegriffen, da wo er sich nicht kompetent fühlt, andere in viele Seiten langen Zitaten für sich reden zu lassen. Daß er für diese der Öffentlichkeit übergebene Arbeiten fand, beweist, daß diese Abschnitte seines Buches nicht gerade nötig waren. So macht das Ganze den Eindruck eines Mosaiks, dessen Teile nicht gleichmäßig ausgeführt sind, aber wir verzichten deshalb auch darauf, mit seinem Urheber über manche Unrichtigkeiten zu rechten, welche er von seinen Gewährsmännern übernommen hat. Immerhin hätten Wiederholungen, namentlich die des Bildes von A. v. Humboldt, vermieden werden können. Wie dem aber auch sei, der Leser wird sich für die mannigfaltigsten Fragen, in denen er sich orientieren will, aus dem Buche Rats erholen können.

Auf einen kleineren Kreis der Naturwissenschaften sich beschränkend, aber doch Erscheinungen zusammenfassend, welche verschiedenen Disziplinen angehören, behandelt der 68. Band der internationalen Bibliothek die wichtigsten periodischen Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie.[4]) Da der Verfasser dieser Schrift, Fritz, an der Erkenntnis derselben er-

---

[1]) Paris, Charles Verdin.

[2]) Grünstadt, J. Schäffer.

[3]) Stuttgart, Ferdinand Enke.

[4]) Leipzig, F. A. Brockhaus.

folgreich mitgearbeitet hat, so folgen wir ihm auf einem Gebiet, wo durch geschickte Gruppierung der Zahlen der Natur so leicht Zwang angethan werden kann und, wie der Leser dieser Revuen weiß, oft genug angethan worden ist, mit dem wohlthuenden Gefühl gewisser Sicherheit und thun dies um so lieber, als die Schrift geeignet ist, Besorgnisse, die jene falschen Propheten zu erregen beflissen gewesen sind, völlig zu zerstreuen. Da der Grund dieser periodischen Erscheinungen in regelmäßig wiederkehrenden Ereignissen auf der Sonne zu suchen ist, so beginnt Verfasser mit der Schilderung ihrer Natur und ihres Systems. Die Sonne selbst wird als eine weißglühende, flüssige oder feste Kugel angesehen, was sich freilich mit der als wahrscheinlich angenommenen Sonnentemperatur von 6000° nicht gut vereinigen läßt. Über die Kometen erfahren wir manches Neue, und es ergiebt sich, daß die Periodizität der Erscheinungen des Erdmagnetismus und der Polarlichter bereits mit aller Sicherheit an die der Sonnenflecken angeknüpft worden ist. Hinsichtlich der meteorologischen Erscheinungen steht nur fest, daß mit der Anzahl der Sonnenflecken die Hagelhäufigkeit zunimmt, daß starke Winde häufiger werden, und daß bei stärker ausgeprägten Fleckenperioden auch die Erträge des Feldbaues in den gemäßigteren Breiten sich heben. Perioden aber, mit deren Hilfe sich das Wetter vorhersagen läßt, haben noch nicht festgestellt werden können. Daß solche vorhanden sind, ist allerdings nicht unmöglich, aber es sind dann wahrscheinlich, ähnlich wie bei den Sonnenflecken, mehrere und wohl so viele, daß es so leicht nicht gelingen wird, sie ganz auseinander zu legen. Besonders beruhigend ist der Nachweis, daß in historischer Zeit klimatische Änderungen nicht eingetreten sind.

Wie vorteilhaft würde es für den Landwirt sein, wenn er nur einigermaßen sicher das Wetter voraus bestimmen könnte. Hängt doch von ihm hauptsächlich die Menge der geernteten Produkte, die Möglichkeit, sie sicher in seine Scheunen zu bringen, ab. Aber auch das beste Wetter kann ihm nichts helfen, wenn er nicht durch die vorherige Bearbeitung des Bodens ertragsfähig gemacht hat. Das aber ist ohne genaue Kenntnis der Beschaffenheit desselben nicht möglich, und diese kann er aus einem vortrefflichen Buche von Senft schöpfen, welches den Erdboden nach Entstehung, Eigenschaften und Verhalten zur Pflanzenwelt[1]) schildert. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß seine Arbeit auch jeden Freund der Pflanzenwelt interessieren muß. Er lernt die Bodenarten, ihre so merkwürdigen Fähigkeiten, ihre Zusammensetzung und ihre Entstehung durch die Thätigkeit der Pflanzen kennen, die, wie das höchst merkwürdige Beispiel der Selbstbewaldung des Hörselberges bei Eisenach zeigt, mit einer Flechtenbedeckung beginnend zur Entwicklung einer Grasnarbe fortschreitet, um mit einem Wald von Sträuchern und Bäumen zu enden. Aber von da ist's doch noch ein weiter Weg, bis er fähig ist, Kulturgewächse zu tragen, und mit welcher Hingabe nicht wenige derselben wiederum gepflegt werden müssen, bis sie Früchte bringen, lehrt uns die nunmehr in zweiter Auflage vorliegende Obstbaulehre von Stoll[2]). Mit Befriedigung lernen wir die weisen Maßregeln Karls des Großen zur Einführung des Obstbaues kennen, danken den Klöstern für ihre weitere Fürsorge für deren Kultur, sind aber wohl auch nicht verdrießlich darüber, wenn wir der Bestimmung des Großen Kurfürsten, oder des Kurfürsten August von Sachsen, wonach jedes junge Ehepaar eine Anzahl Obstbäume aufziehen und veredeln mußte, überhoben sind, und doch wären wir mit dem Stoll'schen Werke und seinen vortrefflichen Abbildungen weit besser daran wie die, denen jene Pflicht auferlegt war und denen nur August's von Sachsen künstliches Obstbüchlein zur Verfügung stand.

Weitere und umfassendere Hilfsmittel der Botanik liefert uns das Handbuch[3]) und die natürlichen Pflanzenfamilien[4]). Von ersterem liegt die 25. Lieferung vor, in welcher Zopf die Physiologie der Pilze beendet und mit der Biologie dieser eigentümlichen Pflanzen-

---

[1]) Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.

[2]) Breslau, E. Trewendt.

[3]) Breslau, E. Trewendt.

[4]) Leipzig, Engelmann.

familie beginnt. Da ihr Mangel an Chlorophyll sie verhindert, sich aus dem Boden zu ernähren, so sind sie auf Schmarotzertum angewiesen, und das geht nicht ab ohne mehr oder weniger gefährliche Schädigung des Wirtes. Es ist keine erfreuliche, aber trotzdem dringend zu empfehlende Lektüre, die Krankheiten, die durch sie an Mensch und Tier entstehen können, durchzugehen. Auch in dem zweitgenannten Werke beginnt Zopf die Schilderung der Pilze, aber vom systematischen Standpunkt aus; es enthält außerdem die schmarotzenden Gewächse aus der Gruppe der Balanopheraceen, Rafflesiaceen und Hydnoraceen, dann aber auch die zum Teil unheimlichen Aristolochien, endlich die lieblichen und vielfach nützlichen Campanulaceen. Diese retten ihre Art vor dem Vorwurf des widerwärtigsten Eigennutzes, mit denen jene sie belastet. Doch auch da erheitert der Humor der Blüten des gewöhnlichen Osterluzeis, die sich Fliegen einfangen, damit sie die Narbe mit Pollen versehen und sie so lange festhalten, bis sie sich wieder genügend eingestäubt haben, dann aber im eigentlichen Sinne des Wortes die Klappe schließen und sich um die Außenwelt nicht weiter kümmern, während die dummen Fliegen sich immer wieder von neuem anführen lassen.

So kann die Pflanze durch ihre Lebensäußerungen, mehr aber auch durch ihre Existenz schlechthin erzählen. Wir haben bereits früher erwähnt, daß nach der Eiszeit Nordeuropa eine Steppe war, die sich erst nach und nach wieder bewaldete. Die Reste der es damals einnehmenden Pflanzenfamilie hat Petry[1]) neuerdings in der eigenartigen Flora des Kyffhäusers nachgewiesen. Ein eigentümliches Interesse hat aus einem ähnlichen Grunde die Pflanzenwelt des Mittelmeeres, deren Eindruck auf den Reisenden Speyer[2]) neuerdings, die merkwürdigeren aufzählend, in allzu gedrängter Form geschildert hat. Weniger ästhetisch aber trotzdem von größter Wichtigkeit sind die Untersuchungen Roux's,[3]) der nachwies, daß eine Anzahl der andern Organismen so schädlichen Pilze in der That giftige Stoffe absondert und von Esmarch[4]), der unserm Gerechtigkeitsgefühle durch die Beobachtung Befriedigung verschaffte, daß diese Teufelskinder, indem sie ihre Wirte töten, ihre That mit dem eigenen Leben zu büßen haben, indem sie nicht im stande sind, den nunmehr sich massenhaft entwickelnden Fäulnispilzen Widerstand zu leisten.

Für den Wirt kommt freilich die Gerechtigkeit zu spät. Gehört er zu den Nutzpflanzen oder Tieren, so muß ihnen vorher beigesprungen werden. Aber diese sind auch andern Schädigungen in Menge ausgesetzt, und namentlich sind es viele Insekten, die unsere Nutzpflanzen angehen und mit denen deshalb ein Vernichtungskrieg geführt werden muß. Wenn derselbe aber erfolgreich sein soll, so müssen wir den Feind selbst, seine Lebens- und Operationsart, auf der anderen Seite unsere Bundesgenossen kennen und die finden wir für den Wald in dem von Judeich und Nitsche herausgegebenen Lehrbuch der mitteleuropäischen Forstinsektenkunde[5]), welches die 8. Auflage von Ratzeburgs Waldverderbern und ihren Feinden ist. Die zwei bis jetzt erschienenen Abteilungen des vortrefflichen Werkes enthalten den allgemeinen Teil und vom speziellen Teil die Geradflügler, Netzflügler und Käfer. Giebt jener die Beschreibung, Anatomie, Biologie, die Würdigung der forstlichen Bedeutung, die Abwehr des von ihnen drohenden Schadens, endlich ihre systematische Einteilung, so beschreibt dieser die Insekten und die Art ihrer Bekämpfung im einzelnen. Das Bild Ratzeburg's und vortreffliche kolorierte Tafeln erhöhen den Wert des berühmten Werkes, welches keineswegs für den Forstwirt allein Interesse hat.

Ob die Ameisen den mehr nützlichen oder schädlichen Insekten zuzurechnen sind, ist noch nicht ausgemacht. Sicher ist, daß sie die bei weitem interessanteste Sippe unter den Gliedertieren sind, deren in so vielen Hinsichten an Gebräuche der Menschen erinnernde Staaten deshalb oft genug geschildert wurden. Trotzdem ist das 3. und 4. Heft der zoologischen Vorträge von Marshall,

[1]) Naturw. Rundschau 1889. Nr. 49. S. 607.

[2]) Italienische Vegetationsbilder, Kassel, Freyschmidt.

[3]) Croonian Lektures nach Naturw. Rundschau 1889. Nr. 48.

[4]) Zeitschr. für Hygiene nach Naturw. Rundschau 1889. S. 631.

[5]) Wien, Eduard Hölzel.

welche das Leben und Treiben der Ameisen[1]) behandeln, von großem Interesse, da es alles zusammenstellt, was wir von diesen merkwürdigen Tieren wissen. Namentlich war es Lubbock, der unsere Kenntnis derselben ungemein bereichert hat. Der berühmte englische Forscher hat nunmehr seine Arbeiten auf die Sinne und das geistige Leben der Tiere[2]) ausgedehnt, für welche jene Beobachtungen wichtiges Material geliefert haben. Bei den niedersten Organismen ist die Haut wahrnehmungsfähig. Diese lagert an einzelnen Stellen undurchsichtige Pigmentzellen ab, die, indem sie das Licht absorbieren, den durch dasselbe ausgeübten Reiz steigern. An andern Stellen der Haut sondern sich feste Teile aus, welche zum Hörstein oder zur Linse werden können. Während das Gefühl an Haare, der Geschmack an besondere Zellen gebunden ist, können die Gehörsvorstellungen durch Haare, aber auch durch blasenförmige Organe, die einen Hörstein enthalten, aufgenommen werden, ja als Hörstein können Sandkörnchen oder ähnliche fremde Körper dienen. Die Ohren können an allen Körperteilen vorkommen, aber ähnliches gilt auch von den Augen. Bei niederen Tieren differenziert sich die bei andern lichtempfindliche Haut in hell und dunkel wahrnehmende Augen, von denen man bis zu 200 beobachtet hat. Bei den Insekten bleiben neben den großen Facettenaugen nur noch wenige ganz kurzsichtige und sehr lichtempfindliche solcher Punktaugen übrig. Die Wirbeltiere besaßen ursprünglich drei; das Scheitelauge der in der Triasformation blühenden Saurierfamilie der Labyrinthodonten ist aber rudimentär geworden, und die jetzigen Vertreter dieser höchstorganisierten Tierordnung besitzen nur noch zwei Augen von kompliziertem Baue.

Neben anderen Tierresten hat man auch Säugetierreste, wohl die einer kleinen insektenfressenden Beuteltierart schon in der Triasformation gefunden, ebenso kennt man solche Überbleibsel im Jura, aber in der auf diesen folgenden Kreide scheinen die Säugetiere wieder verschwunden zu sein. Da sie aber in der sich anschließenden Tertiärformation in reicherer Entwickelung vorhanden sind, so mußten sie auch zur Kreidezeit existiert haben, und es lagen die Verhältnisse am Felsengebirge in Nordamerika so, daß man hoffen durfte, hier Reste zu finden. Lange hat March[3]) vergeblich danach gesucht und suchen lassen, bis ihm endlich der Fund geglückt und durch seinen Assistent Hotcher der Schatz gehoben ist. Die gefundenen Reste gehören in der That solchen Formen an, die man zu finden erwarten mußte. Sie deuten auf Verwandtschaft mit den Schnabeltieren hin.

Diese Tiere müssen in Zeiten gelebt haben, wo die Erde sich in einem ihrem jetzigen physikalischen Zustande ähnelnden befand; ihr organisches Kleid war freilich noch ein anderes. Selbstleuchtend kann sie auch damals nicht mehr gewesen sein, und es ist nicht wahrscheinlich, daß vielleicht außer Jupiter einer der anderen Planeten heiß genug ist, eignes Licht auszustrahlen. Da indessen Lockyer dies durch Beobachtungen am Saturnringe und am Uranus gefunden zu haben glaubte, so hat Keeler[4]) diese Beobachtungen wiederholt, aber völlig negative Resultate erhalten. Ebensowenig hat sich Thury's Beobachtung bestätigt, daß der Krater Plinius auf dem Monde Veränderungen[5]) gezeigt habe. Die genaueren Untersuchungen haben die Richtigkeit dieser Beobachtungen nicht bestätigen können. Da das Aussehen der Mondkrater in hohem Grade durch ihre Beleuchtung bedingt wird, so sind alle derartigen Nachrichten nicht vorsichtig genug aufzunehmen.

---

[1]) Leipzig, Freese.

[2]) Leipzig, F. A. Brockhaus.

[3]) American Journal of Science, Ser. III. vol. 38. S. 81. nach naturwissenschaftlicher Rundschau IV. S. 507. —

[4]) Astronomische Nachrichten 1889. Nr. 29 27.

[5]) Astronomische Nachrichten 1889. Nr. 29 26.

[6]) Vortrag gehalten bei der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Heidelberg. Bonn, E. Strauß.

Die Physik steht noch unter dem Zeichen der Hertz'schen Versuche[1]), welche zeigten, daß sich die elektrische Kraft nach denselben Gesetzen wie das Licht fortpflanzt. Noch läßt sich die Tragweite dieser Entdeckung, die freilich uns weder das Wesen der elektrischen Ladung noch das des elektrischen Stromes enthüllt, nicht absehen. Unterdessen hat Hertz den Weg mitgeteilt, auf dem er zu seinen Resultaten gekommen ist. Dabei hat nicht etwa der Zufall sein Spiel getrieben. Sie sind vielmehr die Resultate theoretischer Folgerungen, die den ersten Schritt in dies bis dahin so unbekannte Gebiet haben machen lassen. Die längst gehegte Vermutung, daß der Lichtäther auch bei den elektrischen Erscheinungen eine große Rolle mitspielte, hat sich demnach bestätigt. Von Interesse ist deshalb gerade jetzt der erneuerte Versuch zu entscheiden, ob sich der an der Erdoberfläche befindliche Äther mit ihr bewegt oder aber ruht, den des Coudrès[2]) angestellt hat. Das Ergebnis desselben war, daß er mitgeführt wird mit einer der der Erde gleichen oder nahezu gleichen Geschwindigkeit.

Den direkten Einfluß der im Lichte vollführter Ätherschwingungen auf unser Auge hat Widmark[3]) zum Gegenstand einer Studie gemacht, von der Absicht ausgehend, die Natur der Schneeblindheit zu ergründen. Er fand, durch Versuche an Kaninchen, daß das intensive direkte oder von den Schneefeldern reflektierte Sonnenlicht, das Licht des Blitzes und des elektrischen Lichtbogens auf die äußeren Augennerven, namentlich die Iris, die Hornhaut und die Bindehaut, schädlich wirkt. Dieselben absorbieren die ultravioletten Strahlen und werden von ihnen in solchem Maße angegriffen, daß sie sich entzünden.

Wie wichtig ferner das Studium des von den Körpern ausstrahlenden Lichtes für die Erkenntnis ihrer chemischen Natur ist, davon ist in unsern Revuen oft genug die Rede gewesen. Aus gewissen Eigenschaften des Lichtes, das glühender Wasserstoff, Sauerstoff, Magnesium und Kohlenstoff aussenden, hatte Grünwald[4]) abgeleitet, daß diese Elemente aus drei einfacheren Grundstoffen bestehen, und ein ähnliches Resultat hat er neuerdings hinsichtlich des Cadmiums und des Zinkes erhalten. Dabei hat sich ergeben, daß der eine dieser einfachen Grundstoffe in solcher Kondensation vorkommt, wie es dies neue System der Elemente, welches Mendelejeff aufstellte, fordert, ja es ist dem genannten Physiker wahrscheinlich geworden, daß man nur zwei Grundstoffe anzunehmen hat, welche die genannten Elemente zusammensetzen, so daß der früher angenommene dritte Urgrundstoff auch ein Kondensationsprodukt des ersten wäre. Die Spektren der glühenden gasförmigen Elemente sind von Kayser und Runge[5]) eingehend untersucht. Sie bestehen bekanntlich aus hellen Linien, zwischen denen eine Gesetzmäßigkeit festzustellen man seit langer Zeit bestrebt war. Da nun inzwischen Liveing und Dewar gefunden hatten, daß namentlich die im ultravioletten Lichte vorkommenden Linien für die einzelnen Elemente in hohem Grade charakteristisch seien, so wandten die erstgenannten Physiker ihre Aufmerksamkeit besonders auf diese, und es gelang ihnen in der That, einen gesetzmäßigen Verlauf der Aufeinanderfolge der dort befindlichen Linien zu erhalten, dessen mathematische Form sie aber noch nicht mitgeteilt haben. Die hellen Linien des Gasspektrums werden, wie man jetzt annimmt, durch Schwingungen der die glühenden Dämpfe zusammensetzenden Atome hervorgerufen. Sie sind also geeignet, die Bewegungen derselben kennen zu lehren. Nun zeigen aber die glühenden Gase öfters mehrere Spektren, und man glaubte, daß es verschiedene Moleküle sein müßten, welche die verschiedenen Erscheinungen hervorrufen. Um

[1]) Wiedemanns Annalen, N. F. XXXVIII. S. 71.

[2]) Skandinav. Archiv für Physiol. Bd. I. S. 264. u. Naturw. Rundschau IV, S. 593.

[3]) Sitzgsber. der Wien. Akad. der Wissensch. XCVII. Abt. IIa. S. 967.

[4]) Abhandl. der Berl. Akad. der Wissensch. 1888 u. 1889. Anhang.

[5]) Sitzungsber. der Berl. Akad. d. Wissensch. 1889. XXXVIII. S. 793.

diese Frage zu entscheiden, hat Wüllner[1]) einige der betreffenden Spektren genauer untersucht und ist zu dem Ergebnis gekommen, daß man das vollständige Linienspektrum eines Gases bekommt, wenn man hinreichend tiefe Schichten desselben auf eine genügend hohe Temperatur bringt. Da man die verschiedenen Spektren eines aus dem andern entwickeln kann, so können es nicht verschiedene Moleküle sein, die die verschiedenen Spektren geben. Läßt man umgekehrt helles weißes Licht durch Gasschichten fallen, so treten in demselben an Stelle der hellen Linien des glühenden Gases dunkele auf, die neuerdings von Liveing und Dewar[2]) genauer untersucht sind. Dabei ergab sich hinsichtlich des Sauerstoffs die interessante Thatsache, daß der flüßige Sauerstoff dasselbe Absorptionsspektrum besitzt wie alle gasförmige, daß ferner die aktive Form des Sauerstoffs, das Ozon, andere und mehr Strahlen absorbiert wie der gewöhnliche, daß endlich die Verbindungen des Sauerstoffs seine Absorptionslinien nicht zeigen. Aus diesem letzten Umstand muß geschlossen werden, daß in den Sauerstoffverbindungen entweder kein freier Sauerstoff vorhanden ist, oder wenigstens nur für so kleine Zeiten, daß sie sich der Beobachtung entziehen. Dies ist von Bedeutung, da man sich neuerdings diese Verbindungen als ganz lose vorstellte, so daß fortwährend Zersetzungen und Neubildungen stattfänden.

Die Gesetzmäßigkeit dieser Verbindungen, die den Hauptinhalt der theoretischen Chemie bilden, hat Mendelejeff[5]) auf das von Newton ausgesprochene mechanische Gesetz zurückgeführt, daß der Wirkung eine ihr gleiche Gegenwirkung immer folgt. Darauf gründet sich das Substitutionsprinzip in der Chemie, wonach neue Verbindungen erhalten werden können, indem an die Stelle vorhandener Atome oder Moleküle bestimmte andere treten. Namentlich in der organischen Chemie ist dasselbe sehr fruchtbar geworden, wie aus Schorlemmer's sehr lesenswerten Schrift über den Ursprung und die Entwicklung der organischen Chemie[3]) genugsam hervorgeht. Hatte man auch bereits im Anfange unseres Jahrhunderts angenommen, daß die Chemie in organische und anorganische einzuteilen sei, so fehlte doch jede feste Grenze zwischen beiden, und als Wöhler 1828 den organischen Harnstoff auf anorganischem Wege herstellte, mochte der Unterschied zwischen beiden Stoffen, der dahin präzisiert war, daß die einen künstlich hergestellt werden könnten, die andern nicht, fallen gelassen werden. Seitdem sind eine große Menge organischer Körper ebenfalls synthetisch dargestellt, nur die Eiweißkörper noch nicht, so daß bis jetzt noch die Grundbedingung der Herstellung lebender Wesen fehlt. Den Unterschied zwischen organischer und anorganischer Chemie hat man aufgeben müssen; an die Stelle der ersteren ist die Chemie der Kohlenstoffverbindungen getreten.

Fügt man nun dem Vorgetragenen noch zu, daß neuerdings Oswald eine ganz neue Auffassung der chemischen Verbindungen veröffentlicht hat, dann kann das Bedürfnis eines zusammenfassenden Werkes, wie es das Handwörterbuch der Chemie[4]) ist, nicht besser illustriert werden. Von demselben liegen unserer heutigen Revue die 34. und 35. Lieferung vor, welche die Naphtalingruppe zu Ende führen, die für die Farbstoffindustrie, die Leuchtgasfabrikation, die Herstellung von Explosionsstoffen und die Hygiene wichtig ist. Die Wichtigkeit für den Chemiker ergiebt allein schon der große Umfang des sie behandelnden Abschnittes.

---

[1]) Procedings of the Royal Society. XI. VI. p. 222, s. naturw. Rundschau VI. 650.

[2]) Naturw. Rundschau IV. 430.

[3]) Braunschw., Fr. Vieweg u. Sohn.

[4]) Breslau, E. Trewendt.

Litterarische Berichte.

Offenes Visier! Von Otto Ernst. Hamburg 1890. Verlag von Conrad Kloss.

Die durch den Titel hochgespannte Erwartung, mit der man an die Lektüre des vorliegenden Werkes herantritt, wird durch die letztere nicht bloß gerechtfertigt, sondern durch die Reichhaltigkeit des auf so verschiedene Gebiete sich beziehenden Inhalts und durch die geradezu meisterhafte Sprache und Form der Darstellung häufig noch übertroffen. Als scharfsinniger und tiefeingehender Kritiker zeigt sich der Verfasser in den vortrefflichen Abhandlungen über Hamerling's Ahasver, Goethe's Egmont und Lessing's Nathan, wenn auch in der letztgenannten der als Phrase bezeichnete Vorwurf, daß Lessing das Christentum dem Judentum und dem Islam gegenüber ungebührlich hintangestellt habe, uns durchaus nicht widerlegt erscheint. Als einsichtsvoller Psycholog tritt uns eben derselbe in den interessanten wie zum Nachdenken anregenden Artikeln über die Geschlechtsliebe in der Litteratur, über poetische Anschaulichkeit, ein Parasit der Seele u. a. entgegen, und wenn auch der aufmerksam und unbefangen Lesende hier und da andrer Ansicht sein mag, so ist doch jeder einzige Artikel ein Zeugnis reichster Bildung und ein Impuls für unser Denken und Beurteilen sowohl über den behandelten Stoff wie über die Behandlung selbst. Ja, wir gestehen gern ein, daß wir selten in einem Werke dieses Umfangs eine solche Fülle geistvoller Gedanken und Kritiken, eine so vielseitige Bildung, eine so meisterhafte Sprache gefunden haben, und gerade diese Anerkennung wird uns gewiß von dem Vorwurf ungerechter Beurteilung freisprechen, wenn wir in Bezug auf die ersten, ein religiöses Gebiet behandelnden Kapitel dem Verfasser aufs entschiedenste entgegentreten müssen. Dieser Widerspruch wird um so schärfer, da er nicht gegen subjektive Ansichten, sondern gegen objektive Unrichtigkeiten sich richtet und betonen muß, daß diese letzteren, ganz im Gegensatz zu der sonst überall hervortretenden Gründlichkeit der Forschung und zu der Mäßigung im Urteil, auf ganz oberflächlicher Beobachtung, ja, wie es scheint, geradezu auf Voreingenommenheit beruhen. Es ist direkt nicht wahr, daß die maßgebenden und berufenen Vertreter der Wissenschaft sich fast ausnahmslos uneins wissen mit allem kirchlichen Dogmenglauben; daß der ideale Glaube immer neue Ziele suchen wird, denn sein **beständiges** Ziel ist, (wie Verfasser übrigens an einer andern Stelle selbst sagt) Gott selbst; daß ohne straffe Disziplin die Kirchen leer stehen würden und daß der Religions-Unterricht nur den bedingungslosen Glauben an alles, was in der Bibel steht, bezwecke. Es ist ferner wissenschaftlich unrecht, die Thatsache zu leugnen, daß **alle** Völker ein Gottesbewußtsein und eine Gottesverehrung haben, vgl. das Buch von Roskoff; es ist ganz verfehlt, für die Berechtigung des Atheismus auf Kant, der den Gottesglauben als ein Postulat der Vernunft bezeichnet, und auf Faust sich zu berufen, der gerade das Gegenteil hinstellt; es ist geschmacklos und wenig maßvoll, zu sagen, die Kirche wolle die Schule in ihren Schoß d. h. in ihren guten Magen zurückführen. Durchaus zurückzuweisen aber und fast unerklärlich von einem Manne von solchem Wissen und so umfangreicher Menschen- und Sachkenntnis ist die Forderung, den Religions-Unterricht in der Schule, auch in der elementaren, durch den Litteratur-Unterricht zu ersetzen, ein Vorschlag, über den sich ernstlich überhaupt kaum sprechen läßt und der wohl nur wenige verständige Anhänger finden dürfte. Es bleibt geradezu unverständlich, wie jemand, der so über Religion und über ihren Wert denkt, so inkonsequent (S. 54) noch von einer „ehrwürdigen Nacht der Kirche" sprechen kann; ist das nicht auch eine von den vom Verfasser sonst so scharf verurteilten Phrasen? Schließlich dürfen wir den berechtigten Wunsch nicht unterdrücken, daß die sonst so mustergiltige Sprache weniger reich wäre an Fremdwörtern, mindestens an solchen, die zuweilen ganz wunderbar gebildet sind, wie z. B. das Zeitwort „kataplegisierte" und das Hauptwort „die Ignorantiner." Aber trotz oder vielleicht gerade wegen dieser den schärfsten Widerspruch herausfordernden Punkte müssen wir das inhaltreiche und hochinteressante Werk einem gebildeten und für religiöse und litterarische Themata empfänglichen Leserkreise dringend empfehlen. C. S.

Kulturgeschichtliche Skizzen von O. Henne am Rhyn. Berlin 1889. Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Ein Beweis für das unbestreitbare Verdienst, welches sich der Allgemeine Verein für deutsche Litteratur durch die Herausgabe bedeutender litterarischer und wissenschaftlicher Werke erwirbt, ist auch das neue Werk des durch seine große Kulturgeschichte und seine sonstigen Arbeiten berühmten Henne am Rhyn, in welchem uns eine Reihe vortrefflicher Aufsätze über einige kulturgeschichtliche Themata dargereicht werden. Gerade weil dieser Zweig der Wissenschaft dem Forscher noch reichliches Material bietet, ist die Arbeit auf diesem Felde

eine verlockende und lohnende, und mit immer neuem Interesse vertiefen wir uns in die Ergebnisse solcher Forschungen, zumal wenn sie uns in so klarer und belehrender Darstellung geboten werden wie im vorliegenden Buche. Wenn nun auch nicht alle Kapitel etwas ganz Neues bringen, so geben sie doch das schon Bekannte in einer so übersichtlichen Zusammenfassung, daß wir durch sie das früher hier und da Gelesene in unsrer Erinnerung wieder auffrischen und dadurch von neuem lernen; hierher gehören z. B. Aufsatz 2: „Die Rolle der Völker in der Kulturgeschichte“ und Aufsatz 4: „Pflanzen und Tiere im Dienste des Menschen;“ besonders letzteres Thema ist uns seit Hehn's Arbeiten ein wohlbekanntes. Sehr fesselnd und belehrend, dabei reich an neuen Einzelheiten sind die Kapitel über den Aberglauben, besonders aber die letzten vier, in denen sich der Verfasser eingehend mit der Entwickelung der Religion und ihren Erscheinungsformen, speziell mit dem Buddhismus und seinen Beziehungen zum Christentum beschäftigt. Obgleich nun auch in diesen Kapiteln einzelnes weiteren Kreisen nicht neu, anderes, wie z. B. die von dem Verfasser vorgeschlagene Auswahl der zur religiösen Grundlage verwendbaren biblischen Schriften, nicht billigenswert erscheinen mag, so finden sich doch andrerseits gerade hier wieder viele neue und wichtige Gesichtspunkte und Resultate der Forschung. Vor allem sind wir dem Verfasser dankbar für die in dem letzten Aufsatz enthaltene übersichtliche Darstellung der neuen religiösen Bewegungen in Indien, welche vielleicht gerade wegen ihrer Beziehungen und Gegensätze zum Christentum weitere Bedeutung gewinnen können. Auch der von warmem, religiösem Interesse und von ruhiger, vorurteilsfreier Betrachtung zeugende Ton aller dieser Abhandlungen verdient besonders gerühmt zu werden, und so ist es eine Freude und eine Pflicht, diese kulturgeschichtlichen Skizzen für eine eingehende Lektüre aufs wärmste zu empfehlen. C. S.

Kleine Schriften von Christoph Sigwart, Professor der Philosophie an der Universität Tübingen. 2. Ausg. Freiburg i. B., 1889. Verlag von Mohr. Erste Reihe: Zur Geschichte der Philosophie.

Einige Charakterköpfe aus dem XVI. Jahrhundert und dazu die schöne Gedächtnisrede auf Schleiermacher. Was Herr S. über diesen sagt, hat er bereits vor langen Jahren wenigstens teilweise in seiner umfassenden Besprechung von Diltheys Werk über Schleiermacher begründet; aber wie er es hier sagt, das sollte jeder lesen, der sich eines kongenialen Urteiles über den großen Theologen und einer reifen Darstellungskunst erfreuen kann. Von den übrigen Skizzen mag zunächst die über Giordano Bruno hervorgehoben werden, weil ihr die gesteigerte Teilnahme des Publikums an Leben und Schicksal des Nolaner Philosophen zu gute kommen dürfte. Jedoch nicht minder interessant sind die Schilderungen jener seltsamen, uns modernen Menschen so schwer verständlichen Naturen eines Agrippa von Nettesheim und Theophrastus Paracelsus. Hätte der Herr Verfasser noch entschiedener jede moralische Abschätzung vermieden und mit einer größeren Berücksichtigung gewisser von Kiesewetter deutlich herausgestellter Momente des Zeitgeistes eine tiefer dringende psychologische Analyse verbunden, so wären die knappen Aufsätze zwar erheblich umfangreicher, aber vielleicht auch um ebensoviel lehrreicher geworden. Und es darf wohl dem Dank für das schöne Buch als Wunsch hinzugefügt werden, daß der Herr Verfasser nach dieser Richtung hin einen Teil seiner Zeit und Kraft verwende. M. D.

Die Reisen des Christoph Columbus 1492 bis 1504. Nach seinen eigenen Briefen und Berichten veröffentlicht 1536 von Bischof Las Casas, seinem Freunde, u. Fernando Columbus, seinem Sohne. Aufgefunden 1791 u. veröffentlicht 1826 von Don M. F. von Navarette. Ins Deutsche übertragen von Fr. Pr. Leipzig 1890. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Authentische Veröffentlichungen über ein so wichtiges Ereignis, wie die Entdeckung der Neuen Welt, werden gewiß viel Interesse finden. Sollen wir doch in den vorliegenden Berichten, die zum ersten Male in deutscher Sprache erscheinen, von dem Entdecker selbst den Hergang seiner Entdeckung erfahren. Von der oft beschriebenen ersten Reise des Columbus, welche Sage und Poesie so romantisch gestaltet haben, giebt der gewiß nicht anzuzweifelnde Bericht des Entdeckers ein viel nüchterneres Bild. Die Schiffe, welche nach der langen, aufreibenden Erwartung und Vorbereitung am 3. August 1492 von Saltes aus in See stachen, hatten eine vom Wetter sehr begünstigte Fahrt. Nur gelegentliche Windstillen erregten das Murren der Seeleute (am 22. u. 23. Sept.), weil sie glaubten, es könne unter diesem Himmelsstriche keinen Wind geben, der die Rückkehr nach Spanien ermögliche. Doch wurden sie sogleich wieder beruhigt, da sich an denselben Tagen noch Wind und „hohe Flut“ erhob. Auch über die am 17. September beobachtete Abweichung der Magnetnadel, welche die Leute „sehr ängstlich und traurig“ machte, wußte sie der Admiral bald aufzuklären. Sonstige Schwierigkeiten, welche das ungeduldige und verzagte Schiffsvolk dem „Großadmiral des Ozeans“ gemacht haben soll, werden in den von Tag zu Tage datierten Notizen nur einmal erwähnt, und zwar am 10. Oktober. Columbus aber trat mit großer Festigkeit auf, und am nächsten Tage, dem 11. Oktober, war — Amerika entdeckt. Die Berichte über die späteren Reisen bestätigen leider die

sonst bekannten Mißhelligkeiten, die dem Entdecker durch Neid und Habsucht in immer stärkerem Grade erwuchsen. Besonders beredten Ausdruck giebt Columbus seinen gerechtfertigten Klagen in einem Ende 1500 geschriebenen Briefe „an die Kindsfrau des Prinzen Don Juan" (des 1497 gestorbenen einzigen Sohnes von Ferdinand und Isabella). Das Vertrauen zu seiner Königin verlor er nicht, aber er kannte wohl die Macht seiner Feinde. Es ist zu bedauern, daß die eignen Worte des Admirals in den Berichten nur zum Teil wiedergegeben sind. Den Grund, den der Uebersetzer dafür angiebt, die Bearbeiter (Ferdinand Columbus und Las Casas) hätten doch die „nautischen Notizen" weglassen müssen, kann als stichhaltig nicht gelten. Trotz dieser Weglassung hätte doch das Uebrige wortgetreu überliefert werden müssen und hätte dann an Interesse bedeutend gewonnen. Denn die Ausdrucksweise des Entdeckers ist sehr charakteristisch, soweit dies die „Uebersetzung einer Uebersetzung nach einer Bearbeitung" noch erkennen läßt. Jene Bearbeitung ist nämlich von Don Navarette, einem spanischen Marineoffizier, auch französisch herausgegeben worden, und erst nach dieser Ausgabe hat der Uebersetzer „Fr. Pr." seine Uebertragung ins deutsche angefertigt. Mit der Uebersetzung wird man im allgemeinen nur einverstanden sein können. Einige befremdliche Ausdrücke hätten wohl vermieden werden können. So das oft wiederholte „Segel lüften" für „unter Segel gehen", ein Terminus der n. W. auch mit dem spanischen Sprachgebrauche nicht übereinstimmt. Gr.

Die Probleme einer Philosophie der Geschichte. Vorlesung von Prof. Antonio Labriola in Rom. Deutsch bei C. Reissner, Leipzig 1888.

Die kleine Schrift läßt erkennen, daß der Verf. mehr hat, als er hier giebt. Da wir nun stets bereit sind, mit den Gelehrten anderer Völker zu denken, so nehmen wir diese Arbeit, welche sich mit Vorfragen der Geschichtsbetrachtung beschäftigt, gern an, zumal es sehr richtig scheint, wenn der Verf. S. 40 die Idee des Fortschritts als das schwierigste Problem einer systematischen Behandlung der Geschichte bezeichnet. B.

Aus dem früheren Frankreich. Kleine Abhandlungen von Feodor Wehl. Minden i. Westf. 1889. Verlag von J. C. C. Bruns'.

Der Zweck vorliegenden Buches ist nach des Verfassers eigenem Geständnis der, darzuthun, daß er durchaus nicht der Franzosenfresser sei, als den man ihn gelegentlich hingestellt hat. Die Gefahr lag nun nahe, daß er den Franzosen und ihren Angelegenheiten etwas mehr als „warme und begeisternde Teilnahme" entgegenbringen würde, doch hat sich F. von Wehl meist von einem übelwirkenden Zuviel ferngehalten; nur einzelne von den „französischen Frauenbriefen" verdienen nicht das begeisterte Lob und können uns durchaus nicht so begeistern, wie den Uebersetzer des „Trésor epistolaire de la France von Eugène Crépet. Der Aufsatz über Ludwig XVI. bringt nichts Neues, wenn nicht die Bemerkung, daß er „von zu lässiger, hinhängender Natur" war (S. 134.), als neu anzusehen ist. Die kleine Abhandlung: „Robespierre als Dichter" erweckt durch den Titel eine Neugierde, die nicht im mindesten befriedigt wird. Von „Frankreich und seinen Kaiserreichen" läßt v. Wehl zumeist Eugène Ténol, Taxile Delord und A. Lanfrey erzählen. Können wir Alfred de Vigny, dem französischen Dichter, unsere Anerkennung auch nicht versagen, so schwärmen wir keineswegs wie v. Wehl für die mitgeteilten Stellen aus dessen von Ratisbonne 1867 veröffentlichten Tagebuche; am besten hat uns folgende Stelle gefallen: „Gegen junge Leute, die uns in ihr Vertrauen ziehen, kann man gar nicht nachsichtig genug sein." Die beste der „kleinen Abhandlungen scheint uns die letzte zu sein: „Aus dem Pariser Zigeunerleben der Kunst," ein anziehendes, flott gezeichnetes Bild aus der Zeit des Bürgerkönigtums. L.

Der Gottesbegriff in der neueren schwedischen Philosophie, mit besonderer Berücksichtigung der Weltanschauungen Boströms und Lotzes. Vortrag von Egon Zöller Halle 1888. Verlag v. C. E. M Pfeffer.

Wir müssen es dem Verf. Dank wissen, daß er durch seinen Vortrag die Bekanntschaft mit einem ausländischen Philosophen vermittelt, welchen er (S. 50) Schwedens größten Denker nennt. Sie wird uns noch dadurch erleichtert, daß der Vortragende stetig die Lehren des schwedischen Denkers mit der Lotze'schen Philosophie vergleicht. B.

Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen vom Jahre 1786. Ein Beitrag zur Bühnengeschichte des Götz. Nach dem Mannheimer Soufflierbuch mit Einleitung zum ersten Male herausgegeben von Eugen Kilian. Mannheim 1889. Verlag von J. Bensheimer.

Goethes Götz von 1773 bedurfte zur Aufführung auf der Bühne der theatralischen Umarbeitung. In welcher Weise dieselbe durch Koch in Berlin und durch Schröder in Hamburg 1774 bereits ausgeführt war, wissen wir nicht. Im vorliegenden Büchlein erhalten wir aber den Abdruck der Mannheimer Bearbeitung, nach welcher der Götz am 17. Febr. 1786 in Mannheim und am 8. Mai 1786 in Frankfurt a. M. gegeben worden ist. Wahrscheinlich hat ein Mitglied des Mannheimer Theaterausschusses, Joh. Ludw. Rennschüb, die Bühneneinrichtung des Goethe'schen Dramas ge-

macht, die darauf ausging, den Szenenwechsel zu vermindern und aus den vielen kleinen Szenen größere Ganze zu machen, außerdem auch das bei Hofe und der Geistlichkeit Anstößige zu beseitigen Erfolg hat der Mannheimer Bühnen-Götz nicht gehabt. Nach der zweiten Aufführung wanderte er in die Bibliothek. Und als 1811 der Götz wieder in Mannheim zur Aufführung berufen ward, erschien er nach der eigenen Bearbeitung des Dichters vom J. 1804. Trotz dieses geringen Glückes, welches die Mannheimer Arbeit gehabt hat, wird sie doch die Freunde der unsterblichen Dichtung interessieren. Die Einleitung des Herrn Herausgebers macht auf die Veränderungen, welche sich der gerade nicht sehr poetisch angelegte Regisseur erlaubt hat, aufmerksam. Q.

Sigebotos Vita Paulinae. Thüringisch-sächsische Geschichtsbibliothek von P. Mitzschke. Gotha 1889. Verlag von Friedr. Andr. Perthes

Glücklicher hätte die von dem Herausgeber beabsichtigte Sammlung thüringisch-sächsischer Geschichtsquellen gar nicht inauguriert werden können als durch die Mitteilung eines Lebensabrisses der heiligen Paulina des Mönchs Sigeboto, den man bisher als verloren angesehen hat. Die Kunde über die Stifterin des Klosters, dessen herrliche Ruinen noch heute Gegenstand allgemeiner Bewunderung sind, mußte bisher aus einer Reihe thüringischer Quellen zusammengesetzt werden, die allerdings Sigeboto's Werk benutzt hatten, aber nur in jener dem Mittelalter eigentümlichen Weise, nach welcher die Entlehnung von größeren oder geringeren Abschnitten keine Bürgschaft dafür bietet, daß auch die interessantesten und wichtigsten Stücke gewählt sind. Außer dem Texte der Biographie, die Herr Mitzschke in einem Sammelbande der Weimar'schen Hofbibliothek fand, liefert er eine ungewöhnlich fleißige Studie über das Verhältnis desselben zu den sonst zu Gebote stehenden Quellen und erläutert alle Eigennamen und chronologischen Bestimmungen der Handschrift derart, daß nachfolgenden Forschern in bezug auf diesen Gegenstand kaum noch etwas zu thun übrig bleiben wird. Die Vermutung einer architektonischen Verwandtschaft der Klosterkirche von Paulinzella mit der Chiesa di S. Vincenzo ed Anastasio fuori le mure in Rom dürfte allerdings zur Gewißheit nur auf anderen als litterarischen Wegen erhoben werden können. Weitere Kreise des Publikums werden sich kaum für dieses ganze litterarische Erzeugnis interessieren, aber da es die erste Probe einer mit Mut und Aufopferung unternommenen Geschichtsbibliothek ist, haben auch wir an dieser Stelle davon Anzeige machen zu sollen geglaubt. C.

Rechtfertigung der Schule der Reformation gegen unberechtigte Angriffe. Von Dr. Rudolf Hugo Hofmann, ord. Prof. d. Theologie und Direktor des akademischen pädagogischen Seminars. Selbständiger Abdruck des Dekanats-Programms zum Reformationsfeste 1889. Leipzig 1889. Druck und Verlag von Alexander Edelmann, Universitäts-Buchhändler und Universitäts-Buchdrucker.

Daß die Hebung und Ausbildung der Volksschule eine der segensreichsten Früchte der Reformation ist, war bisher nicht angefochten worden; erst in neuerer Zeit haben der durch sein protestantenfeindliches Schriftstellertum berühmte Professor Janssen und in seinem Gefolge die Katholiken Stöckl und Lorenz dies zu bestreiten, ja sogar das Gegenteil davon zu beweisen versucht. Eine würdige, entschiedene und wissenschaftlich gerechte Widerlegung dieses Angriffs auf jenes reformatorische Verdienst enthält der uns vorliegende Abdruck des Leipziger Dekanats-Programms von Prof. Hofmann; würdig, weil der Ton streng sachlicher Debatte eines Gelehrten bis zum Schlusse beibehalten ist; entschieden, weil die Einwürfe der Gegner durch unbestreitbare Gegenbeweise widerlegt werden; gerecht, weil die von jenen Gelehrten angeführten Belege dafür, daß die katholische Schule vor der Reformation besser war, als man gewöhnlich annimmt, gern anerkannt und damit Lücken der bisherigen protestantischen Forschung zugegeben werden. Vom allgemein protestantischen ebenso wie vom pädagogischen Standpunkt aus dürfte demnach die Lektüre dieser kleinen Schrift für viele gewiß recht lohnend sein. C. S.

Vischer-Erinnerungen. Äußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischers von Ilse Frapan. Stuttgart 1889. G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Das Büchlein, welches mit einem Bilde Vischers geschmückt ist, floß aus der Feder einer Dame, die als begeisterte Schülerin und warme Freundin des berühmten schwäbischen Aesthetikers und Schriftstellers, über die Vorlesungen, über die poetischen Arbeiten und über häusliches Leben und Sein desselben berichtet. Es werden viele kleine Züge zu dem Bilde des geist- und gemütvollen, originellen, kräftigen, tiefangelegten Mannes zusammengetragen. Das Bild aber selbst zu entwerfen und auszuführen, war der Verfasserin nicht gegeben. Q.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

X.

Die nächsten Besprechungen zwischen dem Prinzen von Preußen und Roon — über die von letzterem behufs Armee-Reform eingereichte Denkschrift — fanden bei Gelegenheit der großen Herbst-Übungen statt, welche der Prinz im September 1858 in der Gegend von Liegnitz abhielt. — Im Oktober übernahm der Prinz bekanntlich die Regentschaft; das Ministerium Manteuffel erhielt seine Entlassung; an seine Stelle trat unter Vorsitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern eine aus hervorragenden Vertretern der altliberalen (oder Gothaer) Partei zusammengesetzte Regierung. Die Herren von Auerswald, Graf Schwerin, von Patow — welche von dem Prinzen längst gekannt und geschätzt waren und sich auch innerhalb ihrer Partei großen Ansehens erfreuten — bildeten die Seele dieses neuen Ministeriums, in welchem der dem prinzlichen Hause gleichfalls sehr nahestehende Freiherr von Schleinitz die auswärtigen Angelegenheiten und General von Bonin die Kriegs-Verwaltung übernahm. Mit großem Jubel wurden von der liberalen Partei die neuen Männer und das Regierungs-Programm aufgenommen, mit welchem der Prinz-Regent am 8. November 1858 dem Ministerium seine politischen Ziele bekannt gab. Aber in dem allgemeinen Freuden-Taumel über die in Aussicht gestellten, den parlamentarischen Idealen günstig erscheinenden Reformen der inneren Staats-Verwaltung wurden zwei Punkte dieses Programms gleich von Anfang an nicht genügend beachtet, obwohl gerade auf sie der Regent nach seinen Anschauungen den allergrößten Wert legte:

„Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können" — lautete der eine dieser Sätze, durch welchen der Regent hinreichend angedeutet hatte, daß er entschlossen sei, die Unklarheit und Unentschlossenheit zu beendigen, an welchen — nur zum Teil entschuldigt durch militärische Schwäche — die auswärtige Politik Preußens im letzten Jahrzehnt gekrankt hatte. Daß zu diesem Zwecke voller Ernst gemacht werden sollte mit der Reform der deutschen Angelegenheiten, daß es dabei zu einer Auseinandersetzung mit Österreich kommen müsse: das

konnte der Regent — zumal bevor die Waffen in ausreichender Weise geschärft waren — natürlich nicht aussprechen; so aber hätte dieser Satz vor allem von denjenigen und von der Partei aufgefaßt und verstanden werden müssen, auf deren Programm diese Ziele seit Jahren obenan standen — Ziele, welche durch Reden im National-Verein, durch Fortsetzung der damals üblichen Sänger- und Schützenfeste u. s. w. doch wahrlich nicht zu erreichen waren, sondern vor allem durch Stärkung der materiellen Macht und durch das Vertrauen, daß der Herrscher, wenn er erst im Besitze dieser erhöhten Macht war, diese auch zu brauchen wissen werde.

Der zweite, von den Liberalen noch weniger beachtete und mit dem obigen im engsten Zusammenhange stehende Punkt jenes Programms lautete:

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft, ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine 40jährige Erfahrung und zwei kurze Kriegs-Episoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Abänderung Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeres-Verfassung prangen, die deshalb den Erwartungen im Momente der Entscheidung nicht entspräche." Diese Sätze enthalten in kurzem genau das, zum Teil mit denselben Worten, was Roon in seiner Denkschrift zur Motivierung seiner Vorschläge angeführt hatte; ein Beweis, wie tief der Regent schon damals von ihrer Richtigkeit durchdrungen war. Die Denkschrift selbst wurde von dem Prinz-Regenten, nachdem er sie persönlich durchgearbeitet hatte, später dem Kriegsministerium mit dem Auftrage übergeben, die Vorschläge näher zu prüfen, ihre Ausführbarkeit zu erwägen und die Abänderungen des Entwurfs zur Sprache zu bringen, welche aus technischen Gründen etwa erforderlich sein möchten. — — Inzwischen wurde Roon am 22. November 1858 zum Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf ernannt. Als er zunächst nach Berlin eilte, um sich zu melden, fand sich dort von neuem Gelegenheit zu einem Vortrage über die Reform-Entwürfe. „Der Regent" — schreibt Roon am 4. Dezember seiner Frau — „war sehr gnädig, ja herzlich warm gegen mich. Mit feuchten Augen und bewegter Stimme und vielem Handschütteln sagte er mir, wieviel Freude es ihm gemacht, daß er gerade mir die 14. Division habe anvertrauen können; es sei ihm eine große Beruhigung, sie mit solch vollem Vertrauen mir übergeben zu können . . . . . . Auch der Fürst von Hohenzollern, der immer den Eindruck eines offenen, gemütlichen Mannes macht, war sehr zutraulich und gnädig, hörte meinen Tadel — er hatte mich gefragt — in betreff unserer neuesten inneren Politik gelassen und mit einem kleinen Seufzer an und sagte: „Geschehenes ist nicht zu ändern, wir müssen durch alle Consequenzen hindurch." — „Auerswald begegnete mir in seinem Vorzimmer, kam auf mich zu wie auf einen alten Freund und machte eine pleureuse Miene, als ich zu der großen Last Glück wünschte, die

er auf seine Schultern genommen. „Ja wohl, ja wohl, Glück können wir brauchen! — ich — denke es auch! Wenn Gott besonders gnädig, so ersetzt Er dadurch zuweilen manches andere. . . ."

In Düsseldorf am 6. Dezember angekommen, fügt Roon von dort aus noch hinzu: „Meine Erlebnisse in Berlin kann ich heute nicht ausführlich besprechen; das Thema ist zu weitläuftig, ich bearbeite es in den nächsten Tagen . . . Mit Manteuffel[1]) habe ich ein langes ausführliches Gespräch gehabt; ich kann sagen, ich bin vertraut mit ihm geworden. Frau Prinzeß war sehr huldvoll und auf ihre Art vertraulich; über allgemeine politische Verhältnisse sprach weder sie noch der Prinz ein Wort . . . ."

In Düsseldorf gab es durch Übernahme der Dienstgeschäfte und Ordnung aller Privat-Angelegenheiten viel zu thun. Auch eine — für einen Divisions-Kommandeur recht bescheidene aber ausreichende — Wohnung (in der Herzogsstraße) wurde gefunden, wobei erwähnt sein mag, daß der Prinz-Regent später die Gnade hatte, eine hübsche Sommerwohnung im Schlosse zu Benrath, also in nächster Nähe von Düsseldorf, für Roon und seine Familie zur Verfügung stellen zu lassen. —

Indessen behauptete trotz aller Geschäfte auch die Freundschaft ihre alten Rechte. Roon fand diese zunächst in Düsseldorf selbst bei seinem Vetter Ludwig v. Roon, der (als Kammer-Präsident im Landgerichte) schon lange Zeit in D. lebte, sowie in dessen und seiner verheirateten Tochter gastlichen Häusern; dann aber eilten seine Gedanken nach Bonn — um seine Person bald folgen zu lassen. „Alte Liebe rostet nicht" — schreibt er am 14. Dezbr. an Freund Perthes — „wenigstens nicht bei mir, selbst wenn man ihr auch das kleinste Tröpfchen Öl versagt. Ich bin daher kaum hier warm geworden, und denke schon daran nach Bonn zu dem bewußten stillen Häuschen zu wallfahrten, und Ihnen, mein lieber und trauter Freund, Absolution für Ihre übermenschliche Schreibseeligkeit zu ertheilen, nebst manchem andern noch. Euer berühmter N. — sonst eben kein Augentrost — war es mir doch vorgestern, da ich auf ihn zueilen und fragen konnte, ob Sie und die Ihrigen gesund seien. Da er nun behauptete, das Gegentheil nicht zu wissen, so frage ich Sie, ob ich Sie nicht zu sehr störe, wenn ich übermorgen am 16. d. M. gegen 11 Uhr in Bonn anlange, um Sie dann Nachmittags wieder zu verlassen. Vielleicht geben Sie mir dann in alter Weise einen Löffel Suppe, aber Ihre liebe Frau darf vorher nichts davon wissen. — Wie groß ist doch die Beschämung für mein stolzes Herz, Ihnen nicht verschweigen zu können, wie sehr ich mich darauf freue, Ihnen wieder in das klare Antlitz schauen, den stillen Frieden Ihres Hauses, den Zauber eines harmonischen Lebens und glücklichen Familienkreises genießen zu können, wenn auch nur auf wenige Stunden. — Können Sie mich an dem genannten Tage nicht brauchen, so schreiben Sie es mir; dann bitte ich auch Ihre verehrte Gemahlin und liebe Kinder herzlich zu grüßen, sonst nicht — wie oben erbeten. — Können Sie mich aber überhaupt nicht mehr

---

[1]) Chef des Militär-Kabinets.

brauchen, dann — schreiben Sie es mir nicht, sondern kommen Sie vielmehr es mir selbst zu sagen!

Da fällt mir ein, daß ein rechter Professor vielleicht gewisse Zeitungsartikel ganz überschlägt oder auch nicht versteht. Wissen Sie daher schließlich, daß ich seit 14 Tagen etwa zum Divisions-Commandeur in Düsseldorf befördert bin. — Unverändert Ihr treu ergebener

Roon."

„Erst jetzt, 10 Uhr, kommt Ihr Brief, mein lieber, lieber Freund" — so antwortet Perthes am 15. Dezember. „Sie können nicht wissen, wie sehr ich, wie sehr wir Alle uns freuen Sie wieder zu sehen und zu hören, also morgen, so Gott will, wird das alte bärtige liebe Gesicht wieder geschaut werden. — — Gott sei Dank, daß Sie wieder am Rhein sind; nun kann man doch wieder einmal reden; die Zunge war Monate hindurch gebunden." —

Der so herzlich wieder angeknüpfte Verkehr der Freunde führte denn auch während der nächsten Monate noch vielfache persönliche Begegnungen herbei. —

Zum Weihnachtsfeste nahm Roon Urlaub und ging zu den Seinen nach Posen, besuchte auch Mitte Januar seine Schwiegereltern in Schlesien; aus seinen Briefen geht hervor, daß er sowohl auf der Hin- wie Rückreise in Berlin jedesmal einige Tage aufgehalten wurde, in welchen dann immer Konferenzen in der Armeereform-Angelegenheit, besonders mit General Gustav Alvensleben (der der Sache fortgesetzt ganz besonders förderlich war und mit Roon dauernd im intimsten Verkehr stand) sowie mit dem Regenten selbst stattfanden. Anfang Januar 1859 ordnete letzterer auch an, daß eine Kommission im Kriegsministerium zusammentreten sollte, um die Reform-Projekte näher zu prüfen; um die Entscheidung darüber abzuwarten, mußte Roon auf der Rückreise noch mehrere Tage seines Urlaubs opfern. Schließlich kam es doch nicht zum Zusammentreten der Kommission, besonders weil General Bonin, der Kriegsminister, der Sache wenig geneigt war, und weil andere politische Angelegenheiten den Prinz-Regenten damals noch beschäftigten und verhinderten, in der Sache bestimmtes zu befehlen.

Mit Bezug darauf berichtet Roon (am 9. Januar 59) von Berlin aus, nach Mitteilung über andere Geschäfte: „Weiteres hätte ich hier wohl für jetzt nicht zu thun, denn die lange Bank" (auf welche Bonin die Projekte geschoben hatte) hält uns noch immer krank."

In demselben Briefe teilt er seiner Gattin mit, daß General von Hann, Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, um den Abschied eingekommen sei und daß Voigts-Rhetz,[1]) den er selbigen Tages bei Alvensleben getroffen, jenes Nachfolger werden solle (was auch geschah). „Mir wäre das sehr recht, da Voigts-Rhetz die Geheimerathswirtschaft ebenso verabscheut wie ich; und er entweder Bonin möglich erhalten und beherrschen, zum Nutzen der Armee beherrschen und leiten, oder — die Ehe bald wieder aufgeben wird. Es wäre doch eine entschiedene Capacität im Kriegsministerio. — —

[1]) Derselbe, welcher zuletzt Kommandierender des 10. Armeekorps war. D. H.

Ach, mein liebes Weib, übrigens möchte ich weinen — über das Ganze! Gott bessere es! Mündlich mehr!"

Am 11. Januar fügt er hinzu: „Will's Gott, komme ich jedenfalls zu Euch (nach Schlesien), da man mir die Zeit, die ich hier verschwenden muß, um das Faß der Danaiden zu füllen, nothwendig zu meinem Urlaub zulegen muß.

Gestern, wenige Stunden vor meiner Abreise, kam ein Hinderniß durch Anregung von Oben. Wahrscheinlich ist es jetzt beseitigt, sodaß ich morgen nach der Landtags-Eröffnung entlassen werden dürfte. Wie froh werde ich sein, das stolze Babel hinter mir zu wissen mit all seinen Sünden, Schwachheiten und Intriguen. Es faßt einen wie ein Meeresstrudel; es bedarf rüstiger Arme, um hinauszurudern.

Sollte ich auch übermorgen früh noch nicht bei Euch sein, so denke, mich hat eine neue Welle erfaßt, aber ich werde mit Gottes Hilfe den Kopf oben behalten und mich hinausringen. Sollte sich in meiner Situation, was ich aber nicht fürchte noch besorge, etwas ändern, so schreibe ich bald wieder." — —

Über seine Erfahrungen in diesen Tagen hat Roon noch besondere Aufzeichnungen hinterlassen, die hier angefügt werden.

„Als ich am 9. Januar aus Potsdam Abends heimkehrte, fand ich die Dienerschaft in großer Bestürzung. Man hatte zwei, dreimal nach mir geschickt; ich hatte den Thee bei den Allerhöchsten Herrschaften nehmen, vorher eine Audienz bei der Frau Prinzessin haben sollen. Gestern, am 10. schon ganz früh kam von dorther eine Einladung zum Diner. Auf meine Anfrage durch Gräfin Hacke wegen der Privat-Audienz hieß es: „man würde mich bei'm Diner sehen." Gut! — ich rüstete mich also zur Abreise. — Als nun gestern vor dem Diner die Herrschaften im Kreise der Geladenen erschienen, um den üblichen Cercle zu absolviren, wandte sich der Regent zu mir, gab mir die Hand mit den leisen Worten: „ich habe Ihre Sache dem Minister gegeben, wann wollen Sie fort?" — „Wenn Euer K. Hoheit nicht anders befehlen, heut Abend." — „Ja, ich wünsche, daß Sie noch einige Tage bleiben — nachher!" Nach der Tafel beauftragte er mich, mit dem Kriegsminister über die Sache zu verhandeln; er war dabei sehr kurz — verlegen, möchte man sagen — was auch sehr natürlich. Denn wo man befehlen kann, sollte man nichts durch Verhandlungen bewirken wollen. — Der Fürst von Hohenzollern schlug einen gewissen triumphirenden Ton an, indem er scherzend fragte: „Sind Sie denn immer noch hier?" — „ich wollte heute Abend reisen, allein — „Man läßt Sie natürlich nicht weg, das ist ganz in der Ordnung." Frau Prinzeß (von Preußen) befahl mir, nach dem Diner noch zu bleiben. Nach einer langen Unterhaltung über Prinz Friedrich Carl kam sie auf die Reform-Angelegenheit. Sie ließ sich referiren, was bei dem Gespräch am 22. Dezember mit dem Regenten verhandelt worden sei, kam dann auf meinen jetzigen Auftrag, suchte mich zu ermuthigen, ich sollte nicht ermüden, Sachen von solcher Wichtigkeit müßten mit dem größten Eifer und mit der größten Zähigkeit verfolgt werden; der Regent müsse immer und immer wieder an die Sache erinnert werden, und der Minister müsse und werde sich dann endlich zum Ziele legen. Auf meine

Bemerkung, daß, um dies sicher zu erreichen, der Prinz ja nur zu befehlen brauche, erwiderte sie ausweichend, es sei der Prinz mit Arbeiten und Vorträgen überhäuft, sein Amt dürfe ihm nicht dadurch erschwert werden, daß die Vortragenden verstimmt und verdrießlich gemacht würden; auch sei es evident, daß jede Sache viel besser gemacht würde, wenn der Ausführende überzeugt wäre von ihrer Nützlichkeit und — damit entließ sie mich. „Vor Ihrer Abreise sehe ich Sie jedenfalls noch!" —

Heute (11. Dezember) früh 10 Uhr bei Bonin. Er hatte Vortrag. — — Endlich gerufen sagte ich ihm, der Regent habe mich beauftragt, ihm Auskunft zu geben über die Denkschrift. „Ja, ich habe gar keine Zeit, kann mich jetzt gar nicht darauf einlassen, habe die Schrift erst gestern erhalten, sie noch nicht gelesen, noch nicht darüber nachgedacht. — — — „Wollen mir also Ew. E. eine Stunde bestimmen, in welcher ich vor meiner Abreise darüber Vortrag machen darf?" — „Nein, das kann Monate dauern, das geht so rasch nicht, sollen Sie denn darauf warten?" — Ja! — „Nein, das geht nicht, reisen Sie, bei Ihrer Division sind Sie nützlicher als hier, die Sache ist zu wichtig, um oberflächlich behandelt zu werden." — So bitte ich um Erlaubniß, Sr. K. Hoheit meinen Rapport erstatten zu dürfen und die Erlaubniß zur Abreise zu erbitten. — „Nein, nein, ich selbst werde dem Prinzen heute, morgen bestimmt, darüber Vortrag halten, das müssen Sie mir erlauben, dann können Sie zu Ihrer Division zurückkehren." — Ich verlange nichts Besseres und kann Ew. E. nur noch versichern, daß ich persönlich nichts suche, die Denkschrift ist auf Befehl, schon im Juli, eingereicht und nicht aus unberufenem Vorwitz. — „Ich weiß, ich weiß, — adieu!" Dabei trippelte er fortwährend ungeduldig wie ein kleiner Junge. — — —

Heute Abend nach der Tafel zum Fürsten, um zu berichten und Schutz zu suchen gegen Bonin's Übelwollen und zu ermahnen. Erstere beiden Geschäfte wurden mit erwünschtem Erfolge erledigt, das Ermahnen ging auch gut von statten; einen unmittelbaren drastischen Erfolg hatte es aber nicht. Zwar versprach der Fürst, die Sache nicht aus den Augen verlieren zu wollen, aber er erwartete in nächster Zeit nichts Günstiges. Er gab mir recht, daß Bonin auf den ausgesprochenen Willen des Regenten auch in der fraglichen Sache handeln würde, aber verkehrt und mit halbem Herzen, weshalb ihm die Sache gar nicht übertragen werden müßte, sondern vielmehr einem Spezial-Kommissarius. Zuvor machte er auf den Umstand aufmerksam, daß Bonin's Entlassung, die er übrigens nicht bedauern würde, sich nicht an die Frage knüpfen dürfe, weil er dann als Märtyrer für diese Sache des Volks sich gebehrden und dadurch die „Volkspartei" in allgemeinen Allarm versetzen, mithin die Ausführung erschweren, wo nicht unmöglich machen würde. Ich machte wiederholt und dringend darauf aufmerksam, daß jetzt gleich etwas geschehen müsse; daß von dem jetzigen Landtage eine Geldbewilligung etwa, zur Erweiterung der Militärbildungs-Anstalten, verlangt werden müsse, und daß man bei dieser Gelegenheit die Ansichten der Regierung, soweit sie die Freiloofer und die Entbürdung der höheren Altersklasse betreffen, darlegen müsse — als captatio benevolentiae! — Es wurde ausgemacht, daß ich

nach der Eröffnungsfeierlichkeit (des Landtages) das Ohr des Prinzen zu suchen habe, um zu rapportieren über die respektwidrige Art, wie Bonin seine Botschaft aufgenommen. — — —

Nachdem des Regenten K. H. in der mir am folgenden Tage (12. Dezember) bewilligten Audienz meinen Bericht über den Tags zuvor von mir gemachten erfolglosen Versuch, den Kriegs-Minister für die schleunige Beförderung der als nöthig erachteten Armee-Reformen zu gewinnen, entgegengenommen und verheißen hatte, diese Angelegenheit folgenden Tages nach dem Militär-Vortrage zu einem befriedigenden Ende zu führen, wurde ich am 13. d. etwa um $^1/_2$12 Uhr in das Cabinet Se. K. H. gerufen, wo die Generale von Bonin, v. Neumann und v. Manteuffel versammelt waren. Ich vernahm das Ende eines Gespräches, in welchem der Herr Kriegsminister verhieß, meine Denkschrift baldigst zu lesen, zu prüfen und demnächst Sr. K. H. um die Berufung einer Commission zu bitten, die sich mit der Art der Ausführung der fraglichen Reformen zu beschäftigen haben würde, an deren Spitze ich treten, und zu welcher ein Rat des Kriegsministeriums beordert werden sollte. Se. K. H. billigte diesen Vorschlag und war dann so gnädig, den Tenor meiner Vorschläge beifällig zu entwickeln und alle ihre Vortheile in nuce in's Licht zu stellen. Die Gegenbemerkungen des Herrn Kriegsministers bezeugten seinen üblen Willen zur Sache. Da er indessen zu vermeiden wünschte, auf die einzelnen Reformpunkte einzugehen, so wiederholte er, sobald die vorzugsweise von Sr. K. H. geführte Discussion zu Einzelheiten und deren Würdigung gelangte: „ich habe noch nicht gelesen, ich werde lesen, prüfen und dann selbst um die Commission bitten, damit so wichtige Dinge gehörig und ernstlich geprüft werden, u. s. w.

Die Eindrücke, welche diese kurze Conferenz bei mir zurückgelassen, conzentriren sich in folgenden Sätzen:

1. Des Prinzen Regenten K. H. ist im Ganzen und Großen für die von mir vorgetragenen Reformvorschläge und wünscht ihre baldige Ausführung; zugleich wünscht er aber auch sehr lebhaft, daß der von ihm erwählte Kriegsminister, als der Mann seines Vertrauens in allen militärischen Dingen, sich gleichfalls von ihrer Nützlichkeit und Nothwendigkeit überzeugen möchte . . . .

2. Dagegen ist der Herr Kriegsminister offenbar ungeneigt auf die fraglichen Veränderungen bona fide einzugehen . . . . er meinte wohl eigentlich die Angelegenheit todt schweigen zu können. Für den Fall aber, daß die Lebhaftigkeit des Allerhöchsten Interesses eine solche Politik nicht zulassen sollte, bot und bietet ihm seine amtliche Stellung eine so bedeutende Ueberlegenheit für die fernere Negative, daß alle Commissionen . . . daran zu scheitern drohen. Der Kriegsminister findet in seinen Umgebungen nicht allein die Unterstützung der Dienstbeflissenheit, sondern auch die vielleicht noch wirksamere, die aus den Rücksichten für die eigene Bequemlichkeit und das eigene amtliche Ansehen entspringt. — — —"

Am 14. oder 15. Januar konnte Roon endlich seine Reise nach Schlesien ausführen. Am 20. Januar nach Düsseldorf zurückgekehrt, hatte er sich zunächst eifrig mit Einrichtung seiner Wohnung und militärischen Besichtigungen zu beschäftigen, an

die sich in der ersten Hälfte Februar auch eine Reise in seinen Bezirk anschloß. Mit General von Alvensleben in Berlin blieb er indessen in lebhaftem Briefwechsel. Er hatte von letzterem schon eine Zuschrift (vom 19. Januar) vorgefunden. „Lieber Roon“ — theilt A. mit — „gestern hat mich der Prinz-Regent aus eigenem Antriebe in's Ministerium gesandt, mit der Frage, wie weit man mit der Durchsicht und Bearbeitung Deines Memoires vorgeschritten sei. Da der Minister „unpaß“ . . . so erfuhr ich von seinen Herrn, daß die Arbeit, welche in alle Branchen eingriffe, und über welche der Minister sehr kategorische Fragen gestellt habe, vor Anfang März nicht so weit gediehen sein könne, um commissarisch berathen werden zu können. Da die Materialien für diese Arbeit im Ministerio beisammen sein müssen, da Aehnliches bereits seit Jahren dort bearbeitet wurde, so könnte meiner unvorgreiflichen Meinung nach in kürzerer Frist das Nöthige geschehen sein, wenn der Herr befähle. Ich habe ihm dies gesagt und glaubte Dir im Vertrauen von Obigem Rechenschaft geben zu müssen. . . . Zugleich bereite Dich auf Beseitigung wirklicher und scheinbarer Schwierigkeiten gründlich vor, denn es könnte sich fügen, daß sie thurmhoch aufgebaut werden.“

Dein Gustav Alvensleben.

Roon beantwortete obiges durch eine ausführliche Eingabe an den Fürsten von Hohenzollern, in der er seine in Berlin erhaltenen Eindrücke zusammenfaßte und etwas pessimistisch anheim gab, seine Vorschläge doch in den Papierkorb zu werfen, falls man sich nicht entschließen könne, sie energischer zu fördern. Bei dem offenkundigen Übelwollen des Kriegsministers und dessen in den Verhältnissen liegender Übermacht könne er sich von kommissarischen Verhandlungen u. s. w. keinen Erfolg versprechen.

Alvensleben, der das Terrain besser kannte, war mit dieser Auffassung nicht ganz einverstanden.

„Der Büreaukratie die angefangene Arbeit zu entreißen, nachdem man sie ihr (nicht Andern) übertragen hat, um sie nicht zu compromittiren, liegt, wie Du mir zugeben wirst . . . außer den Grenzen der Möglichkeit. Die Sache liegen zu lassen, weil sie falsch in den Ofen geschoben wurde, halte ich aber für eben so unmöglich. In welche Lage würde sie gerathen, wenn Du Dich zurückzieh'st, und wer soll Dein Memoire für Dich vertheidigen, wenn Du es selbst verläßt? Wie würden gewisse Leute triumphiren, wenn dies schon jetzt geschähe, oder wie würden kaum gefaßte, mit Mühe erreichte und aufrecht erhaltene Beschlüsse abgeschwächt werden, wenn man auch nur die Neigung dahin zeigte . . . Für eine gute Sache muß man streiten auch ohne Hoffnung auf Erfolg! . . . Zu Deiner Eingabe an den Fürsten wäre noch ein Begleitschreiben von Deiner Hand nöthig, denn bei dem Inhalte scheint es mir dienlicher, es dem Fürsten unter vier Augen zu geben. Er könnte den Umweg über meine Person übel nehmen. In diesen Regionen muß man immer den ungnädigsten Fall bedenken, wenigstens da, wo die Sache, um die es sich handelt, so wichtig ist . . .“

Am 26. und 28. Januar machte Alvensleben noch weitere Mittheilungen über seine Bemühungen, die Sache in Gang zu bringen; in letzterem Briefe heißt

es: „Deinen Brief an den Fürsten Hohenzollern nebst Promemoria habe ich abgegeben, außerdem wird befohlen werden, daß die Arbeit im Ministerio womöglich bis Mitte Februar beendet sei. — Ich soll dies Voigts-Rhetz, der heute Abend von Frankfurt zurückkehrt, selbst sagen. Dem Minister wird es von besserer Hand außerdem geschrieben werden. Dies Alles entre nous, lieber Roon" ...

Indem Roon dieses Briefwechsels Erwähnung thut, fügt er (an seine Frau) hinzu:

„Es fragt sich nun, ob Beschleunigung in die Sache zu bringen ist, und das scheint mir sehr zweifelhaft; ja es ist wahrscheinlich, daß gar nichts daraus wird, und meinem natürlichen Menschen wäre das am angenehmsten!"

Immerhin beschäftigt ihn die Sache fortgesetzt so lebhaft, wie es bei ihrer Wichtigkeit und seinem patriotischen Herzen natürlich war ... „nochmals habe ich auf die Gefahren der ‚langen Bank' hingewiesen. Vielleicht, ja vielleicht erfolgt daher die Einberufung der Commission auch früher. Es ist eben Alles unbestimmt, weil eine unberechenbare Reihe von Verhältnissen und Umständen dabei in Betracht kömmt ... Die Ernennung von Voigts-Rhetz zum Chef des Allgemeinen Kriegs-Departements ist oder scheint unserer Reform-Sache sehr günstig. Mit seiner Hülfe, hoffe ich, werden die von büreaukratischer Seite aufzuthürmenden Berge wohl abzutragen sein ..."

„Ich bin gespannt auf Nachrichten aus Berlin" — heißt es auch am 6. Februar in einem Briefe aus Münster, wohin Roon auf seiner Dienstreise gelangt war. „Aber in Berlin scheint der Erbprinz[1]) alle anderen Gedanken und Interessen in den Hintergrund gedrängt zu haben. Dennoch wäre es gerade für ihn und seine Zukunft sehr wichtig, wenn er gewisse Dinge nicht vergessen machte. Inzwischen rechne ich noch immer darauf, Mitte dieses Monats nach Berlin gerufen zu werden; doch wer weiß! Wir sind krank an der langen Bank, u. s. w."

Auch die Heranziehung der Familie nach Düsseldorf mußte wegen der Unsicherheit jener von Berlin gemeldeten Verhältnisse verschoben werden. — In derselben Zeit wurden die Gatten tiefbewegt von dem Schmerze über den Ende Januar erfolgten Tod der trefflichen Gräfin Waldersee in Posen, deren ihre Briefe in ganz besonders inniger Verehrung gedenken.

Am 12. Februar schrieb der Fürst von Hohenzollern und stellt wieder Roons Berufung nach Berlin zu Ende Februar in Aussicht. Letzterer schreibt sofort an Voigts-Rhetz, „der für unsere Sache gewonnen ist" um zu hören, ob jene Aussicht sich bestätigt. „Dann" — schreibt er der Gattin, „wollen wir Pläne machen in Betreff unseres Wiedersehen's." —

Inzwischen hatte sich auch der politische Horizont verfinstert. Die Spannung zwischen Frankreich und Österreich verschärfte sich immer mehr, und man sah in Berlin wohl voraus, daß Preußen bald genötigt sein würde, seine Stellung dazu zu nehmen. Der frühere Minister Camphausen hatte Roon den Wunsch nach

---

[1]) Wenige Tage vorher, am 27. Januar 1859, war der älteste Enkel des Prinz-Regenten, Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, geboren worden. (D. H.)

einer Unterredung ausdrücken lassen. Da Camphausen eben in Berlin gewesen war, so ging Roon (in den ersten Tagen des März) nach Cöln und Bonn hinüber, um Camphausen und Perthes zu sprechen. Wieder in Düsseldorf eingetroffen, schreibt er (am 3. März):

... „Ich bin heimgekehrt, ohne von Camphausen irgend etwas direkt auf mein Schicksal bezügliches erfahren zu haben, ohne hier weder von Alvensleben noch von Voigts-Rhetz eine Zeile vorzufinden .... Ich glaube aber überhaupt gar nicht mehr an den Zusammentritt der Commission, weil man voll Kriegsangst ist und daher von der Ausführung meiner Reform vorläufig abstrahirt. Die auf der Tagesordnung stehende Unklarheit und Entschlußlosigkeit hat, wie ich mit Wahrscheinlichkeit vermuthe, die Erörterung der Frage: ist die Reform noch vor ausbrechendem Kriege thunlich? — ganz ausgeschlossen. Man wartet und wartet auf immer neue Impulse, und begnügt sich daher von der Hand in den Mund zu leben, statt selber Impulse zu geben und dadurch Zeit und Raum zu freier Selbstbestimmung zu gewinnen. Man will den Krieg nicht und hat bei der jetzigen Armee-Verfassung sehr recht darin, aber wer Frieden behalten will, von dem muß jeder überzeugt sein, daß er fähig und Willens sei mit beiden Fäusten kräftig dreinzuschlagen. Diese durch die gestrigen Unterhaltungen mit Camphausen und Perthes mir klar gewordenen Anschauungen sind natürlich nicht für Jedermann. Jedenfalls ist ein etwaiger Krieg für uns noch nicht so nahe vor der Thür, daß unsere Privat-Dispositionen davon alterirt würden ...."

Ein Brief des Generals v. Alvensleben, den Roon folgenden Tages, am 4. März, empfing, bestätigte obige Vermutungen noch ausdrücklich. „Mein lieber Roon", schreibt A., „wenn ich Dir sage, daß viele Geschäfte mich abhielten, Dir auf dem Fleck zu antworten, so wirst Du lachen, und doch ist es wahr. Am Schreiben und Sprechen fehlt es hier nicht, ob es was helfen wird? Die Zeit der Rede war die Zeit des Unterganges der alten Welt! — Was ich hier sage, hat keinen Bezug auf die fragliche Arbeit, sie ist fertig seit dem 17. Februar; Voigts hat redlich Wort gehalten; seitdem aber befinden wir uns damit auf der langen Bank, die von Bonin natürlich cultivirt wird. Der Prinz will, wenn es zur Commission noch kommen sollte, das Präsidium selbst übernehmen ..... Voigts hat zunächst Deinen Entwurf ausgearbeitet, und weil er sehr hoch in die Kosten steigt, einen reduzirten daneben. Bonin hat ihm befohlen, nur den ersteren vorzutragen, weil es so befohlen sei!! Der Prinz will nämlich Vortrag von Voigts entgegennehmen, ehe die Commission berufen wird, aber .... (diesen Raum mußt Du abermals ausfüllen.) Inzwischen habe ich den Fürsten H. gestern vermocht, sich Voigts heute früh kommen zu lassen und seinen Vortrag in extenso zu verlangen, damit er wenigstens erfährt, um was es sich handelt. — So liegt nun die Sache. Mit einigem Talent zum Rathen und einiger Phantasie male sie Dir aus, grau in grau, die beliebte Manier der Düsseldorfer Schule, mit möglichst blassen Tinten und kaltem, grauschmutzigem Tone, und Du wirst ein ziemlich richtiges Bild erhalten.

Dein getreuer G. v. Alvensleben.

Roon mußte aus allen Nachrichten folgern, daß die Berufung der Kommission zunächst ganz aufgegeben worden war, und nachdem er soweit klar sehen konnte ließ er Mitte März die Familie nachkommen. Dieselbe etablierte sich zunächst in Schloß Benrath. — — —

Wenige Wochen darauf wurde Roon's Vaterherz bis in die innersten Tiefen erschüttert: am 10. April starb nach kurzer Krankheit sein jüngster, fast siebenjähriger Sohn, der Liebling seiner Seele. „Der Schlag trifft mich" — wie er dem Herzensfreunde Perthes schreibt — „niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln." Von Zweifeln gepeinigt und doch des Trostes, des Zuspruches nicht durch zunftmäßige dogmatische theologische, „Deduction", sondern „durch das Zeugnis eines erfahrenen, durchgebildeten, christlichen Laien" dringend bedürftig, ruft er den ihm so lieben Mann zu Hilfe, um seine innere Seelen-Not zu lindern: und bereitwillig eilt dieser herbei und gewährt die Hilfe, unter deren Einfluß der Zerschlagene sich allmählich aufrichtet und nach und nach die Lebenszuversicht wieder gewinnt. — — —

In derselben Zeit wurde Perthes auch vertraulicher Mitwisser von Roon's Reformplänen, indem letzterer ihm die dem Prinz-Regenten eingereichte Denkschrift mitteilte. Perthes war sachlich ganz einverstanden, verschwieg aber auch seine Bedenken über die nach seiner Meinung etwas zu polemische Form der Schrift nicht und hielt aus diesem Grunde eine Veröffentlichung derselben in der vorliegenden Gestalt nicht für empfehlenswert. Roon gab die Berechtigung solcher Bedenken zum Teil zu. In seiner Erwiderung auf des Freundes Bemerkungen erläutert er dann seinen Standpunkt näher: . . . „Der Aufsatz hat indessen, wenn auch nicht mit deutlich bewußter Absicht, doch auf ganz natürliche Weise eine Parteifarbe angenommen, einmal weil ich mir bei seiner Abfassung die entgegenstehenden Ansichten zu bekämpfen vorgenommen; sodann weil er die hohe Person, für die er ursprünglich allein bestimmt war, überzeugen nicht nur, sondern auch für die zu gewinnende Ansicht erwärmen sollte. Dies erklärt, dünkt mich, die Kraft und Wärme meines Tones und rechtfertigt sie auch) — —"

An eine Veröffentlichung der Schrift wäre übrigens höchstens bei den etwa in dieser Angelegenheit stattfindenden Landtags-Verhandlungen zu denken gewesen; soweit aber war die Sache noch lange nicht gediehen.

Zunächst traten die allgemeinen politischen Verhältnisse ihrer weiteren Förderung entgegen. Infolge des Konfliktes zwischen Frankreich-Italien und Österreich wurde nämlich durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 20. April die Kriegsbereitschaft von drei preußischen Armeekorps und der gesamten Linien-Kavallerie befohlen, und drei Bundes-Armeekorps sollten auf Grund preußischen Antrages gleichfalls kriegsbereit werden. Aus diesen Streitkräften sollten zwei Armeen, (unter Wrangel und Herzog von Koburg) gebildet werden, unter Oberbefehl des Prinz-Regenten von Preußen, in dessen Hauptquartier sämtliche deutsche Fürsten sich einfinden sollten (welche entsetzliche Friction! bemerkt Roon hierzu). Zugleich sollten 150000 Österreicher unter Erzherzog Albrecht (?) am Oberrhein konzentriert werden.

Roon empfing diese Nachrichten als „Neuestes" am 22. April gleichzeitig vom Fürsten Hohenzollern und von Perthes. Letzterer, der aus einer „sicheren Berliner Quelle" geschöpft hatte, setzte bei der Mitteilung hinzu:

„Sehr wahrscheinlich ist das Alles kein aus eigener Brust hervorgegangener Entschluß, sondern Österreichische Überrumpelung," erwähnte auch, daß die Prinzessin von Preußen mit der Maßregel durchaus nicht einverstanden sei. — —

Die Wege, welche die Auswärtige preußische Politik in diesem ersten Halbjahre 1859 gegangen ist, können an dieser Stelle freilich nur oberflächlich beurteitt werden, zumal die inneren Motive derselben — trotz teilweiser Öffnung der Archive — noch nicht vollständig bekannt geworden sind. Man wollte den Angriff auf deutsches Bundesgebiet Österreichs jedenfalls als casus belli betrachten und begann daher im April mit den oben erwähnten Rüstungen (die „Kriegsbereitschaft" wurde Ende April auf die ganze Armee ausgedehnt); andererseits scheint man ebenso entschlossen gewesen zu sein, Österreich nur unter der Bedingung zu unterstützen, daß dieses den dafür geforderten Preis auch wirklich zahle. Wie es scheint, hat Österreich im Laufe der Verhandlungen, einige Wochen später, derartige Zusagen gemacht, in Folge deren Mitte Juni bekanntlich die Mobilmachung des größten Teiles der Armee befohlen wurde. Der Fürst von Hohenzollern teilte dies Roon schon am 8. Juni als strengstes Geheimnis vertraulich mit, hinzusetzend: „Für Sie ganz allein diese wichtige Eröffnung, welche unseren Eintritt in die welthistorische Entwicklung des Drama's bekunden wird." Als es somit den Anschein gewann, daß die gesamten deutschen Streitkräfte an der Seite Österreichs in den Kampf eintreten würden, gelang es, wie bekannt, Louis Napoleon, letztere Macht zu dem überraschend schnellen Abschlusse des Friedens von Villafranca zu bewegen; es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß Österreich sich hierzu nur zum Teil wegen der eben bewiesenen Übermacht Frankreichs entschlossen hat — sondern viel mehr aus Eifersucht gegen Preußen und — weil es nachträglich bereute, den vielleicht zu hoch gefundenen Preis für die dargebotene Hilfe zugesagt zu haben. —

Wie dem auch sei, jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß der ganze Charakter der preußischen Politik als ein sehr schwankender, unentschlossener erscheinen mußte; daß dieselbe mit ihren Maßregeln überall zu spät kam; daß die überflüssig bleibenden Rüstungen unnütze Geldausgaben verursachten, und es daher nicht zu verwundern ist, daß das Ansehen Preußens in dieser Periode sich in keiner Weise vermehrte. Ebensowenig konnte das Vertrauen zu der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten im Lande zunehmen. Dieselben Männer der Gothaer Partei, welche das Ministerium Manteuffel namentlich wegen seiner deutschen und auswärtigen Politik Jahre hindurch angegriffen, geringschätzig behandelt, ja fast verhöhnt hatten, bewiesen sich um nichts leistungsfähiger, seit sie selbst die Führung der Geschäfte übernommen hatten. Sie hatten die Erwartungen, welche sie selbst und ihre Partei von sich hegten, schwer getäuscht, mit ihren kleinen diplomatischen Künsten ein gründliches Fiasko gemacht, und es war natürlich, daß auch das

Vertrauen des Prinz-Regenten zu seinen neuen Ratgebern schon damals tief erschüttert wurde. —

Dies vorausgeschickt, mögen hier noch einige Mitteilungen Platz finden, aus denen zu ersehen ist, wie zwei einsichtige, patriotische und in keinerlei Partei-Vorurteil befangene Männer in jener Zeit die Lage beurteilten, deren inneres Getriebe zu übersehen sie, mangels amtlicher Informationen, freilich auch nur unvollständig vermochten.

Roon an Perthes (Benrath 27. 4. 59.)

. . . . . . „Seit Ihren Mitteilungen vom 22. d. scheint in dem Ideen-Gange unserer Regierung eine neue Wendung eingetreten zu sein. Das österreichische Ultimatum, das ohne unser Vorwissen gestellt, von Rußland und England mißbilligt worden ist, wird uns, fürchtet man, in einen Krieg wider Willen verflechten, in dem man besorgt, auch Rußland und England feindlich gegenüber zu haben, ohne der von Österreich zu beanspruchenden Entschädigungen und Garantien sicher sein zu können. Man will also zunächst dahin streben, den Krieg in Italien zu lokalisieren — doch meine ich, daß der Wunsch leichter gefaßt als ausgeführt ist. Die Realität der Dinge ist gewaltiger als alle Wünsche, namentlich solche, die nur auf halben Entschlüssen beruhen. Übrigens glaube ich, daß wir noch sobald nicht zum Mobilmachen und Schlagen gelangen werden, denn ehe das Feuer nicht auf den Nägeln brennt, werden wir zu herzhaften Entschließungen wohl nicht gelangen. Man will zu klug und zu geschickt sein und vergißt, daß es einen Moment giebt, wo Mannhaftigkeit besser ist als alle Klügelei und Intrigue. —

— — — — „Wie es mir sonst geht? Ich ringe, festzuhalten, was ich gewonnen habe, aber der Zerstreuungen und Weltgedanken sind gar viele und berechtigte.“ — — — „Da es jetzt unmöglich für mich ist, hier abzukommen, so thun Sie, bitte, was Sie können, uns in den nächsten Tagen zu besuchen. . . . . . Unsere Wünsche kennen Sie, vielleicht haben Sie auch eine Ahnung von ihrer Temperatur.

Ihr treu ergebener Freund

Roon.“

Die Freunde hatten in nächster Zeit wiederholt persönliche Zusammenkünfte — da sie oft „das Unzureichende aller schriftlichen Ergießungen fühlten.“

Auch einige Wochen später sahen sie sich, denn am 15. Juni schreibt Roon aus Düsseldorf: . . . . „Ich erwarte Sie also, mein geliebter theurer Freund, am Freitag Morgens 9 Uhr hier in Düsseldorf, wohin wir gestern Nachmittag definitiv übergesiedelt sind. Wäre es mir in diesen entscheidungs- und erwartungsvollen Tagen möglich gewesen, so würden Sie mich schon ganz à l'improviste bei Sich gesehen haben, denn mich beseelt dasselbe Bedürfnis, mit einem einsichtsvollen und mit empfindenden Freunde zu sprechen. Ich glaube, unser Preußenstolz geht einer neuen tiefen Demüthigung entgegen. Wir haben schon zu viel gethan, um nun nichts zu thun, und — so meint man, vielleicht mit Recht — jetzt können wir nichts mehr thun, weil ohne England viel mehr zu riskiren,

als wir gewinnen können. Es ist ein grausames Dilemma! Das kommt vom unnützen Zittern, Zagen und Zaudern! Mehr am Freitag! Vorher reise ich gewiß nicht nach Berlin, wohin ich, aus Abscheu vor dem dortigen rathlosen Gemunkel, überhaupt nur gehen werde, wenn ich durchaus muß — ich spreche von der üblichen Meldungsreise[1])". — —

Düsseldorf am 20. Juni 59.

— — — „Blanckenburg schreibt mir heute aus Berlin, daß auch in den alten Provinzen die Stimmung sehr deprimirt sei. Die Kriegslust ist verbrannt wie Stroh. Sie haben Recht gehabt! — Es wird, ich fürchte, fast zu viel zum Schämen für ein Menschenleben, die nachfolgenden Generationen werden das Geschäft fortsetzen müssen. Doch wer weiß! Gott hilft uns vielleicht dennoch, auch wenn wir's nicht verdienen." —

Sogar zur Beschaffung eines Mobilmachungs-Pferdes war damals Perthes dem Freunde behilflich, da das betreffende Pferd in Bonn stand. Anknüpfend daran schrieb Roon (am 27. Juni) . . . „Übrigens, mein treuer lieber Freund, ich glaube, ich werde das Pferd nicht gegen die Franzosen gebrauchen. Der Fürst (von Hohenzollern) war einige Tage hier — wir müssen uns nächstens wieder sprechen. Meine Division marschirt am 1. Juli (stückweise) in der Richtung auf Cöln ab, in dessen Nähe sie Cantonnirungen beziehen wird. Ich soll am 11. dahin folgen. — Ich muß immer an Chamissos

„Das ist die Zeit der schweren Noth;
„Das ist die schwere Zeit der Noth;
„Das ist die Noth der schweren Zeit!
„Das ist die Schwerenoth der Zeit!

denken — und bin sehr trübe gestimmt. — — Zudem bin ich heute sehr bedrängt, kann daher nur noch schließen und grüßen, aber von Herzen!

Ihr Roon."

Im Juli hatte Roon dann sein ständiges Quartier in Bonn, da sein mobiler Divisionsstab dorthin verlegt worden war, und konnte fast täglich mit Freund Perthes zusammen sein und Meinungen austauschen. Seine Briefe an seine Frau sprechen sich sehr befriedigt darüber aus, und am 1. August meldet er ihr (nachdem er am selben Tage die Ehre gehabt hatte, seine Division bei Cöln dem Prinz-Regenten vorzuführen): . . „der sanfte Friedensmarsch tönt nun ganz allgemein heimwärts. Auch unser Armee-Corps wird demobil und marschirt in die alten Garnisonen zurück und zwar in den nächsten Tagen . . ."

R. v. D.

[1]) Roon war am 31. Mai zum General-Leutnant befördert worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hexe.

Novelle
von
S. Kyn.

An einem Wintermorgen, noch ehe sich der Strom Schaulustiger in die Säle der Bildergallerie ergossen, stieg eine schlanke, schlichtgekleidete Dame eilig die Stufen des stillen Treppenhauses empor, um, weder rechts noch links blickend, augenscheinlich einem Ziel entgegenzustreben, das erreicht ihr einen tiefen Atemzug der Befriedigung entlockte. Fast zärtlich ruhten die ernsten Frauenaugen auf der in Marmor gemeißelten lieblichen „Hexe", die den unheimlichen Fledermausflügeln und dem von Schlangen durchringelten Haupthaar zum Trotz so frisch und fröhlich dem Beschauer zuzulächeln schien, dann zog die Dame nach kurzem, scheuem Rundblick durch den noch menschenleeren Raum eilig ein kleines Skizzenbuch hervor, die fast kindlich zarte Gestalt des steinernen Frauenbildes auf dem Papier festzuhalten.

Der charakteristische, fein geschnittene Kopf der Zeichnerin mit den grauen Augensternen, die fast hinter den schweren, lang bewimperten Lidern verschwanden, hatte sich im Eifer der Beschäftigung halb zur Seite geneigt, während es in den eigenartig herabgezogenen Mundwinkeln wie in steigendem Schmerz zuckte. Warum gelang es ihrem Können auch hier wieder nicht, mit dem heißen Wollen Schritt zu halten?

In zielbewußtem Ungestüm riß sie schon das zweite Blatt aus dem kleinen Buche, es zum Knäuel zusammengeballt in der Seitentasche ihres Jäckchens verschwinden zu lassen. Sie konnte nicht mit dem elenden Stümperwerk vorlieb nehmen, das ihr bisher einzig gelungen; zitterte auch die Hand, als sie den Stift zum dritten Mal willenskräftig ansetzte, so zögerte sie doch keinen Augenblick mutlos mit dem Beginnen.

„Wird nichts daraus? Zeigen Sie her," unterbrach plötzlich eine klangvolle Männerstimme das tiefe Schweigen, und als sie in unverhüllt ärgerlicher Überraschung zur Seite blickte, sah sie sich einem hochgewachsenen Herrn gegenüber, in der gewohnheitsmäßigen Eleganz reicher Leute gekleidet, dessen dunkle Augen sie ziemlich geringschätzig musterten. Einen Augenblick stutzte sie, als sie in das mit dichtem Vollbart umrahmte Antlitz sah, ein ungewisses Erinnern, eine Ähnlichkeit, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte, verwirrte sie, dann aber schlug sie schnell entschlossen das Heft zusammen, es statt jeder Antwort in die Tasche zu stecken, und wandte sich, während sie die Handschuhe hervorzog, zum Verlassen des Raumes.

Der Störenfried, ohne sich doch vom Fleck zu rühren, lachte in fast beleidigender Lustigkeit auf. „Ich glaubte bisher, daß eine teilnehmende Frage eine Antwort beanspruchen dürfe, — so hat man mich wenigstens in meiner

Jugend gelehrt. Eine Überschwenglichkeit meiner zu höflichen Erzieher, nicht so, mein Fräulein?"

Ein zorniger Blick streifte den dreisten Sprecher. „Frau", verbesserte sie kurz, „im übrigen bezweifle ich lebhaft die Teilnahme eines Fremden an meinen Zeichenversuchen!"

„Nun, ich stümpere auch ein wenig im lieben Malerhandwerk herum," erwiderte er leichthin, dann, als er weiter sprach, wurden Wort und Miene ernster. „Ich las zu deutlich in Ihrem Gesicht, wie schmerzlich Sie mit dem Unvermögen rangen! Eine seltene Wahrnehmung. Die Menschen — und gar die Frauen, wie leicht fühlen sie sich in den eigenen Werken befriedigt!"

Langsam hatte sich die junge Frau, während er sprach, ihm wieder zugewendet, und ihre Miene zeigte deutlich, — wenn auch widerwillig, — Interesse an seinen Worten. „Das Beste wollen und schlechtes vollbringen, ist ja nur Menschenlos, schade, daß ich mich an diese jammervolle Halbheit nicht gewöhnen kann!"

Er beugte sich tiefer zu ihr herab, aufmerksam dem vollen, ausdruckfähigen Organ zu lauschen. Hatte er es schon einmal im Leben gehört, oder zitterte nur in dem tiefen Klang der Schmerzensschrei des bewußten Menschen, den er so gut kannte? Bah, ein Weib, das unter die Oberfläche getaucht wäre, — unmöglich, und fast herrisch streckte er abermals die Hand aus. „Die Frau hat zu allem Talent, warum sollte mit Hilfe einiger Korrekturen die Spielerei nicht gelingen? Geben Sie her!"

Auch diesmal wies sie aber sein Ansinnen zurück, einfach, ohne jede Ziererei. „Unmöglich, — ich leiste nichts in diesem Fach, allerdings kein Wunder, da ich nie irgend welchen bemerkenswerten Unterricht genossen habe!"

„Und trotzdem wollten Sie dieses Bildwerk abzeichnen? Hat es Ihnen denn so unbedingt gefallen?"

„Durchaus nicht!" entgegnete die junge Frau lebhaft. „Ich bin überzeugt, daß dem Künstler nicht gelungen ist, was er vollbringen wollte, wenn das Vollbrachte in seiner Art auch schön ist. Vor allem halte ich dafür, daß mein Liebling unter falscher Flagge segelt. Was hat der Begriff einer Hexe mit einem Kinde zu thun, das nicht weiß, was es will, noch was es thut? Nur die Darstellung eines reifen Weibes, das sich bewußt ist, den Weg zur Tiefe eingeschlagen zu haben, das seine Schuld kennt und die seiner wartende Strafe, nur diese hätte unter der Bezeichnung: „Hexe" Verständnis bei mir gefunden! Nur wer bewußt gefehlt, hat den Sündenfall vollbracht, — es giebt auch eine Unschuld der Sünde, an der Satanas kein Teil hat!"

Der Fremde strich mit der feinen, wohlgepflegten Hand langsam über die hellbraunen Haarwellen, welche sich in scharfen Konturen hart an die hohe Stirn ansetzten. „Sie haben augenscheinlich über das Kunstwerk nachgedacht, eine Thatsache, die bei Ihrem Geschlecht nicht allzuoft vorkommt. Möchten Sie mir nicht verraten, wie Ihnen das Bild der Hexe vorschwebt?"

Ihre Augen hingen starr an den weißen Marmorgliedern des jungen, lachenden Geschöpfes vor ihnen. „Sie sind Maler, wie ich vorhin hörte, was brauchen Sie anderer Phantasiegebilde,“ meinte sie kurz abweisend.

„So gestehen Sie ein, daß Sie sich solche gebildet haben? Ich bin gewiß daß sie nicht der Originalität entbehren; sprechen Sie, ich bitte Sie darum.“

Ein kurzer, scheuer Blick streifte den Unbekannten, wie um sich von seinem Ernst zu vergewissern, dann, von einem mächtigen Verlangen getrieben, kam sie doch seinem Wunsche nach. Er war ihr ja fremd, sie würden sich niemals wiedersehen, warum sollte sie ihm nicht einen Blick auf jenes Märchenbild vergönnen, das ihre ganze Seele erfüllte? „Trotzdem ich nicht den Pinsel zu führen verstehe, steigen allerdings aus oft genug mir völlig unbekannten Quellen, oder in kaum merklichem Zusammenhang mit ihnen stehend, Szenen, Bilder, Gruppen in meinem Innern auf, die einfach von der Hand zu weisen mir geradezu eine Unmöglichkeit ist,“ begann sie stockend, scheu mit anfänglich gesenkten Lidern, „trotzdem ich mit ihnen nichts anzufangen weiß, nichts, gar nichts, kehren sie doch immer wieder vor mein Seelenauge zurück. So ist es mir auch über dem Schauen dieses Bildwerkes hier ergangen, vielleicht, daß das laute Wort nun jene nebelhafte Vorstellung verscheucht, die mich in den letzten Wochen fast bis zur Pein verfolgte. Unaufhörlich sah ich tiefe, blaue Nacht vor mir ohne Mond und Sterne, in ihr losgelöst von dem Irdischen eine Frauengestalt schweben, ohne Flügelpaar, denn nur der Geist, die Begierde reißt sie unwiderstehlich dem Fürsten der Finsternis entgegen. Den Kopf in den Nacken geworfen, wie im verzweifelnden Trotz gegen Gott und die Menschheit, die Augen weit geöffnet in die Ferne gerichtet im durstigen, unbezähmbaren Verlangen, mehr — anderes als das kleinlich umfriedete Los des irdischen Weibes zu genießen, und über der Stirn sichtbar die gelbe Flamme, die als ein Bruchteil der Erkenntnis von gut und böse auf ihr Haupt gesunken, ihre Sinne erhellt hat, um ihr die ganze Finsternis ihres pygmäenhaften Daseins zu zeigen.“ — Die zu leidenschaftlicher Wärme gesteigerte Stimme der jungen Frau brach plötzlich ab, während ein Zug zorniger Angst sich über das blasse Gesicht breitete. Wie konnte sie sich derartig hinreißen lassen, alles das einem fremden Mann zu sagen, und stürmisch durchmaß sie den Raum. „Sie werden mich vielleicht an das Attribut der Hexe erinnern, den Besenstiel?“ fragte sie dann plötzlich vor ihm stehen bleibend mit bittrem Spott, „auch dafür habe ich gesorgt, Herr Maler, nur fällt er ein wenig ungewöhnlich aus, doch passend zu der ganzen sentimentalen Auffassung, — ich denke mir das Weib in eine Pfingstmaie geschmiegt, deren Knospen verdorrt sind, erfroren im Maienschnee, deren Zweige und Triebe der rasende Sturmesflug geknickt hat. So, das wäre meine Hexe, — meinen Sie nicht, daß ihr ein flammenroter Plüschrahmen gut kleiden würde?“

Blitzend hingen seine Augen an dem eigenartigen, lebensvollen Antlitz, auf dem sich die ganze seelische Erregung in stetem Wechsel widergespiegelt. „Wie Sie spotten können,“ fragte er hingerissen. „Wir wollen das Bild malen, ich leihe die Hand, Sie das Auge und — es wird ein Meisterwerk werden!“

Von jäher Glut übergossen, trat sie ihm blitzschnell näher mit unbeschreiblichem Begehren in den Zügen, dann plötzlich ballte sie beide Hände. „Zu was mich höhnen?“ brauste sie finster auf, und doch leuchtete es auch jetzt noch tief unten im Grunde dieser lidbefreiten mächtigen Augensterne wie eine wilde, unbändige Freude.

Ohne zu zucken hielt er den funkelnden, glühenden Blick aus. „Zwischen uns beiden giebt es keinen Spaß!“ sagte er langsam, dann streckte er ihr die Hand entgegen. „Schlagen Sie ein, daß wir uns wiedersehen.“

Atemlos horchte sie seinen Worten. Sprach er die Wahrheit, sollte sie es vor ihren leiblichen Augen sehen, was ihr die ohnmächtige Schöpfungskraft vor die Seele gezaubert, und wie festgebannt verharrte sie auf ihrem Platz.

„Den Kopf zurückgeworfen im Trotz gegen das jammervolle Geschick, die durstenden Augen in die Ferne gerichtet, wo ihrer ein besseres Los wartet als das des irdischen Weibes,“ wiederholte er, jedes ihrer Worte mit dem Ausdruck ihrer Augen, den lebenatmenden Zügen zu vergleichen, und dabei hielt er unbeweglich die Rechte der jungen, gedankenverlorenen Frau hin. „Schlagen Sie ein!“ mahnte er nur immer von neuem, — „das Bild soll leben, mein Wort darauf!“

Ihre Brust hob und senkte sich schneller und schneller, und wie unter geheimnisvollem, unwiderstehlichem Drang hob sich ihre Hand, — höher — immer höher, bis sie sich endlich fest in die seine legte, und wie ein glühendheißer Strom rann es durch ihre Glieder. „Ich will,“ hauchte sie, „ich will!“ Doch in unmittelbarer Folge riß sie die Finger schon wieder ungestüm aus den seinen. „Ich bin eine Närrin,“ stieß sie rauh hervor, „nicht Herrin meiner Zeit, nicht Herrin einer einzigen Stunde! Ich nehme mein Wort zurück!“

„Das ist vorbei,“ wehrte er hochemporgerichtet mit funkelnden Augen. „Sie werden kommen, ich weiß, wenn nicht heut, so doch morgen, und wenn nicht morgen, dann in einer Woche — einem Monat — einem Jahr! Wen die rechte, echte Kunst einmal gepackt, der wird nicht rasten, bis er das in ihm Geborene verkörpert vor sich sieht!“

Eine tiefe Angst breitete sich über ihr Antlitz, während er sprach. „Ich habe bisher ohne Befriedigung meiner Wünsche gelebt, ich werde es auch ferner ertragen,“ wehrte sie sich unsicher gegen die Macht, welche dieser Mann auf sie auszuüben begann.

„Aber wie!“ lachte er spöttisch mit einem sprechenden Blick in ihr blasses, kummervolles Gesicht. „Bedenken Sie, bisher strahlte Ihnen kein Hoffnungsschimmer, Ihre Geisteskinder ins Leben treten zu sehen. Von nun an wird aber mein Anerbieten Sie nicht ruhen und rasten lassen, — unwiderstehlich wird es Sie zu mir treiben, von dem Sie in tiefinnerster Seele fühlen, daß er Sie ganz verstanden, den Genius in Ihnen erkannt hat. Das Verlangen wird steigen, unaufhörlich, undämmbar, bis es Ihr Widerstreben in seinen Strudel gezogen hat. Sie werden kommen, ich weiß!“

„Ich kenne Sie nicht, will nicht wissen, wie man Sie nennt, wo sollte ich Sie finden," widersprach die junge Frau. „Was sorge ich, warum lasse ich mir durch Ihre Worte bange machen? Ich werde Sie nie wiedersehen," suchte sie sich in überstürzenden Worten zu beschwichtigen, „die Phantasie hat mich allezeit getröstet, wenn es zu dunkel und öde um mich werden wollte, — warum sollte es nun anders kommen?"

„Die Einbildungskraft hört auf zu wirken, wo die Möglichkeit des lebendigen Genusses beginnt," warf er schneidend ein, „wir werden uns wiedersehen, und das Bild wird von uns vollendet werden. — Warum wollen Sie widerstreben, wo die ureigenen Lebensbedingungen gebieterisch Befriedigung verlangen?" mahnte er im wachsenden Mißbehagen, daß sie ihre Worte wahr machen könnte. Diese jäh hervorbrechende Leidenschaft in dem jungen Weibe fesselte ihn, es lohnte sich, diese „Hexe" im Auge zu behalten.

Die junge Frau war angstvoll, bittenden Blickes vor ihm zurückgewichen. Weh ihr, da lag die Pforte des Paradieses vor ihr, das Eden, nach dem sich jede Faser ihres Herzens sehnte, durch die halbgeöffnete Thür meinte sie einen Schauer seiner Seeligkeit zu spüren und doch durfte sie nicht eintreten, sie hatte das Recht dazu verwirkt, da sie noch ein thörichtes Kind war, das nicht wußte, was es that! In tiefem Bangen faltete sie die Hände vor der Brust, während sich eine seltsame Bewegungslosigkeit über ihr Antlitz legte, die Maske, die ihr fast zur Gewohnheit geworden war. „Ich wünschte, ich könnte die letzte Stunde aus meinem Leben streichen," klagte sie einförmig, dann, nach leichtem, scheuem Neigen des zierlichen Kopfes wandte sie sich langsam, fast zögernd dem Ausgang zu, um erst hier, außerhalb des Bannkreises dieses Mannes, eiliger auszuschreiten und endlich im plötzlichen Schrecken wie gehetzt die Treppen hinunterzufliegen, durch den Ausgang hinaus auf die reich belebten Gassen der Residenz. — —

Sie hatte ja nur die Wahrheit gesagt, als sie versichern mußte, nicht Herr einer einzigen Stunde zu sein, und beklemmend legte es sich auf ihre Seele, wie verschwenderisch sie heut mit der kostbaren Zeit umgegangen. War es möglich, den Verlust durch höchste Eile auszugleichen?

Daheim angelangt, stürmte sie atemlos die drei Stiegen empor. Längst hatte die Uhr die volle Stunde angeschlagen, welche sie so dringend in die Küche rief, und angstvoll dachte sie der Möglichkeit, heut nicht mit dem Glockenschlag das Mittagessen auf den Tisch bringen zu können, für sie ja gleich bedeutend mit Tagen, — nein Wochen voller Vorwürfe und liebloser Tadels. Ach, hätte sie doch die wenigen Groschen geopfert, um mittelst Pferdebahn den Weg abzukürzen, aber freilich, so gering die Summe erschien, sie hätte ihr jetzt am Ende des Monats an allen Ecken und Enden gefehlt. Arm zu sein, mit jedem Pfennig rechnen zu müssen, welche drückende Last ist das für die Frau, welche über keine, auch nicht die kleinste Hilfsquelle verfügt!

Schon auf der Treppe entledigte sich die junge Frau ihres Mantels und Hutes, damit sie, oben angelangt, auch keine Minute Zeit zu verlieren nötig habe, sofort dem ungeschulten Dienstmädchen zur Hand gehen zu können. So erreichte

sie mit glühenden Wangen und heftig arbeitender Brust die kleine Behausung und hatte hier bald in der Sorge des täglichen Lebens scheinbar vergessen, was sie kurz vorher noch so tief erregt und ergriffen.

Das Glück schien ihr heut günstig gestimmt zu sein; denn als mit dem Uhrenschlag der Gatte ins Entree trat, durfte sie ihm mit dem Bewußtsein entgegengehen, ohne Zögern das Essen auftragen lassen zu können. Zu ihrer Überraschung kam er heut jedoch nicht allein, ein junger Rechtsanwalt begleitete ihn, den sie schon von früheren, freilich seltenen Besuchen her als einen liebenswürdigen, anspruchslosen Gast kennen gelernt hatte. Dennoch traf sie dieser unerwartete Besuch hart, ihre Portionen waren knapp zugeteilt, woher nun in aller Eile ohne größere Kosten für den Gast sorgen? So kam es nun doch, daß sich das Essen ein wenig hinausschob, aber es verursachte Regina keine Sorge mehr. Sie kannte ihren Mann hinreichend, um nicht heut von seiner Liebenswürdigkeit überzeugt sein zu dürfen, in Gegenwart Fremder hatte sie keine Ausbrüche seiner schlechten Laune zu fürchten. Nicht, daß er Rücksicht genommen hätte, o nein, — doch hütete der Amtsrichter Mielke sorgfältig seinen Ruf als eines liebenswürdigen, jovialen Gesellschafters, um keinen Preis wollte er den Nimbus des „prächtigen, harmonischen Menschen" verlieren, den er sich unter seinen Kollegen erworben!

Ganz gegen alle Erwartung überraschte es sie daher, als er, durch einen Zufall mit ihr allein gelassen, doch einen kurzen, aber desto schärferen Vorwurf nicht unterdrücken konnte. Ohne Frage hatte er im Amt heut einen tiefergehenden Verdruß gehabt, die Gegenwart Doktor Ebelings, die Gespräche der beiden Männer, ließen es leicht erraten, dennoch konnte sie sich heut nicht zu der bisher geübten schweigsamen Duldsamkeit zwingen; ein Etwas in ihrer Seele, das lange geschlafen hatte, war heut in ihr aufgewacht, und unter dem Einfluß desselben schüttelte sie heftig den Kopf.

„Unmöglich, Guido, meine kleine Wirtschaft verträgt keine überraschenden Mittagsgäste! Konntest du nicht zum mindesten eine Stunde vorher mir den Besuch ansagen lassen?"

Fast verwundert musterten die kalten, blauen Augen Mielkes die Sprechende, dann zuckte er geringschätzig die Achseln. „In einem umsichtig geleiteten Hauswesen würde ein Gast nicht derartige Umwälzungen hervorrufen. Bei dir freilich —"

Eine tiefe Röte stieg in ihren Wangen empor. Fünf lange Jahre hatten sie schweigen gelehrt, warum erschien es ihr heut unmöglich, diesen unverdienten Vorwurf geduldig hinzunehmen? „Du meinst wohl in einem reicher fundierten Hauswesen, wo es nicht auf ein halbes Pfund Fleisch mehr oder weniger ankommt. So hast du mich nicht gestellt, Guido, — ich muß ängstlich jeden Brocken hüten —"

„Liebste, weil du nicht mit dem Gelde umzugehen verstehst," unterbrach er sie lässigen Tones. „Woher solltest du es auch gelernt haben," setzte er achselzuckend hinzu, „deine Mutter —"

„Lasse meine Mutter aus dem Spiel," forderte sie mit blitzenden Augen. Dann, wie einer Fortsetzung dieses Gesprächs zu entfliehen, eilte sie mit fest aufeinandergepreßten Lippen in das Zimmer des Gatten hinüber, wohin sich der Gast mit Akten zurückgezogen, ihn endlich zu Tisch zu bitten.

Bald nachdem sich der kleine Kreis am Eßtisch niedergelassen, den zu Ehren des Gastes ein Körbchen mit goldgelben Äpfeln schmückte, blickte ihr Doktor Ebeling forschend ins Gesicht.

„Ei ei, gnädige Frau, Sie sehen schmal aus," drohte er freundlich, „die Damen der Residenz sind gar zu sehr Freundinnen des Nachtschwärmens, als daß ihre frischen, runden Wangen auf die Dauer stand halten können."

Doch Regina Mielke schüttelte ruhig den Kopf. „Nicht doch, Herr Doktor, ich habe wohl seit einem halben Jahre das Haus nach acht Uhr des Abends nicht mehr verlassen. Diese Gründe könnten bei mir also nicht vorliegen. Doch will ich Ihnen einen anderen nennen, ich vermisse schmerzlich einen täglichen ausgiebigen Spaziergang!"

„Freund, Amtsrichter, wie kann das geschehen!" forschte der junge Rechtsanwalt mit hochgezogenen Brauen. „Leidest Du vielleicht auch an der Modekrankheit: nicht mehr für derartige Bagatellen Zeit zu haben?"

Mielke legte mit überlegener Miene den Löffel nieder. „Allerdings habe ich keine Zeit dazu," sagte er volltönig in seiner pathetischen Art zu sprechen, „ich widme eben meine ganze Zeit der Arbeit. Alle Kraft setze ich daran, mich auf den Platz zu schwingen, den ich kraft meiner Kenntnisse auszufüllen im stande wäre. Du lächelst," unterbrach er sich leidenden Tones, — „Du scheinst mich in meinem Streben nicht zu verstehen, — kein Wunder, wer verstände mich auch?"

Ein kurzer, erstaunter Blick Ebelings streifte den Sprechenden, dann krauste sich seine Stirn in bedenkliche Falten. „Dieses neunzehnte Jahrhundert zeichnet sich durch ein wahrhaft erschreckendes Ichbewußtsein des einzelnen Individuums aus, und darum auch fühlt sich heutzutage jedermann isoliert und unverstanden."

„Ja, ja, Herr Doktor," mischte sich auch die junge Frau ins Gespräch. „Jeder fühlt sich wie auf einer einsamen Insel im weiten, unbekannten Ozean der Welt und — versteht sich selbst am allerwenigsten."

„Gewiß, gnädige Frau, — wie wenigen glückt es, das Rätsel ihres eigenen Ichs zu lösen," erfaßte der Gast ihre Gedanken mit Wärme, „und so lange uns das nicht gelingt, ist nun einmal unser Friede nicht voll!"

„War es nicht früher besser, als das hier überschüssige Gefühl als heiliger Opferrauch gen Himmel stieg, alle hier versagten Wünsche sich an das Jenseits klammerten?"

„Mir aus der Seele gesprochen!" stimmte Ebeling Regina's Worten lebhaft bei. „Alles konzentriert sich eben jetzt auf das Diesseits, alles Begehren, Verlangen ist ungestümer geworden —"

„Sehr einfach, weil die Menschen endlich begriffen haben, wie kurz das Dasein ist," unterbrach ihn Mielke, ohne sein geschäftiges Essen für eine Minute aufzu-

heben. „Jeder sucht eben heutzutage dem Leben so viel als möglich abzuringen, sein Ziel zu verfolgen“ —

„Um, wenn er fehlgegriffen, eine Täuschung erkannt hat, so recht den Mut zu verlieren, da er eben alles auf eine Karte gesetzt,“ fügte Ebeling ernst hinzu.

„Ach ja, das Mutverlieren,“ wiederholte Regina, wie fröstelnd zusammenschauernd, „es nimmt furchtbar überhand! Kann man heut noch eine Zeitung aus der Hand legen, ohne nicht zum mindesten von einem Selbstmord gelesen zu haben, jener letzten Konsequenz des verlorenen Mutes,“ setzte sie eilig, wie ablenkend hinzu.

„Wirtschaftliches Elend!“ warf Mielke kauend dazwischen.

„Nicht doch!“ wehrte der Doktor tief ernst. „Vor allem grenzenlose Vereinsamung des Herzens treibt den Menschen in jene dunkle Ferne. Eine dumpfe Verstimmung, eine Ahnung in der Irre zu gehen beherrscht die Massen, und wer ihnen einen Inhalt verspricht, es ihnen so lange wiederholt, bis sie daran glauben, der hat sie in seiner Gewalt, kann sie modeln oder verpfuschen, gerade, wie es seinem Zweck entspricht!“

Regina hatte die Hände erschüttert im Schoß gefaltet. „Ach Doktor, es thäte so not, dem geängsteten Gefühl eine Heimat zu geben. Wer doch unserer Zeit ein Heiland sein könnte!“

„Ein jeder kann und soll das Seine dazu thun, dem es ernst ist mit seiner Nächstenliebe und seinem Erbarmen“, sprach Ebeling überzeugungsvollen Tones. „Jeder kann an seinem Platz mit seinen Gaben wirken, dem blinden Nachbar die Augen zu öffnen —, wenn er sich selbst mit allen seinen Schwachheiten erkannt hat,“ setzte er nachdrücklich hinzu.

Mielke, welcher inzwischen in seiner hastigen Art sein Mahl verzehrt hatte, legte sich jetzt mit malitiösem Lächeln im Stuhl zurück. „Wie lebhaft Regina wird, ich glaube, ich hörte sie die ganze Woche nicht so viel sprechen als diese letzte halbe Stunde. Freilich, derartige — in höheren Regionen schwebende Gespräche kann ich ihr nicht bieten! Weißt du denn, Ebeling, daß sie in ihren Mädchenjahren sich den Unsterblichen zuzugesellen strebte, einer George Sand Konkurrenz machen wollte?“

„Guido!“

Ebeling legte freundlich beschwichtigend seine Hand mit sanftem Druck auf die der jungen Frau, deren Antlitz sich mit tiefem Rot übergossen, das bald danach einer fast beängstigenden Blässe Platz machte. „Warum diesen vorwurfsvollen Ton, bin ich nicht wert, eine so erfreuliche Nachricht zu hören?“

Mielke lachte grell auf. Das nie versagende Mittel, seine Frau auf den seiner Meinung nach ihr zukommenden bescheidenen Standpunkt zurückzudrücken, hatte heute einen unvorhergesehenen Erfolg. „Du irrst dich jedenfalls in deiner Voraussetzung, Ebeling,“ bemühte er sich, ihn eilends mit höhnischem Lächeln aufzuklären, „meine Frau arbeitete nur für ihren Schreibtisch, wenn auch ihre Mutter —“

„Guido, lasse meine Mutter aus dem Spiel," forderte Regina abermals mit zuckenden Lippen, und der Ton, in dem sie diese Aufforderung heut zum zweiten Mal laut werden ließ, klang noch um ein Beträchtliches drohender als zuvor.

Sprachlos vor Staunen starrte sie der Gatte an. War es denn möglich, daß sich seine Frau zu einer derartig selbstbewußten Haltung hinreißen ließ, und gar vor Fremden? „Fassung, Regina, Fassung!" — „Meine Frau besitzt leider noch nicht die Selbstbeherrschung, welche ihre Jahre voraussetzen lassen!" wandte er sich an den Gast, dann griff er nach den Äpfeln, sie ihm darzubieten. „Du siehst, ich muß sie auch manchmal in ihren Hausfrauenpflichten unterstützen, — nimm dir ein Exempel an mir und — handle danach! Bitte, wie wäre es mit einem Borsdorfer, er ist nicht schlecht?" schloß er mit sonnigem Lächeln, als ob er nicht ahne, wie schwer er seine Frau verletzt habe.

Über Ebelings Stirn hatte sich dunkle Röte gebreitet, und eilig setzte er das Obst nieder, ohne sich zu bedienen. Wirklich, ihm war der Appetit vergangen bei dieser häßlichen Szene. Arme, kleine Frau, wie hatte er sie beschämt, und fast mitleidig blickte er zu Regina hin, die, die Lippen fest aufeinander gepreßt, vor sich auf den Teller starrte. Einen Augenblick schwankte er, ob er ihr zum Trost nicht aussprechen sollte, „wie nicht der Erfolg, nur das echte, rechte Streben Achtung abnötige, aber bald entschied er sich zu vorläufigem Schweigen. Wozu unliebsame Erörterungen ausspinnen, denn zum Trost war jetzt wirklich nicht der rechte Augenblick gekommen. Doch sollte er sich ihm bieten, früher oder später, so würde er nicht unbenützt vorübergehen!

Der Rest der Mahlzeit wäre schweigsam verlaufen, hätte nicht der Amtsrichter die Unterhaltung auf seine Schultern genommen. Ohne das geringste Schuldbewußtsein, da er seine Frau ganz allein für die Urheberin des Wortwechsels hielt, begann er zu plaudern, so liebenswürdig und sanftmütig, als nur ihm möglich war, ja, er wandte sich sogar im Laufe des Gespräches großmütig und versöhnlich mit scherzhaften Worten an Regina, ohne aber auf ihrem stillen Gesicht ein Lächeln hervor zu locken, — nunmehr die rechte Gelegenheit, über das Schmollen der Frauen im ganzen und im besonderen geistreich zu konversieren, bis endlich der Amtsbote ein dienstliches Schreiben für den Hausherrn überbrachte, welches eine schleunige Abfertigung verlangte.

„Eine Stunde, und ich bin wieder hier," versicherte Mielke, der noch so nötig des Freundes Rat, um dessentwillen er ihn heut ja zu sich gezogen, bedurfte. „Freilich, soll ich dir wirklich zumuten, meiner schlecht gelaunten Hausfrau so viel deiner kostbaren Zeit zu widmen?" Dann, als er eine bejahende Antwort erhalten, stürmte er aufs Amt, ganz Eifer, da die Arbeit, welche man ihm soeben zugewiesen, seinen hochfliegenden, ehrgeizigen Plänen neue Nahrung zuführte. —

Ebeling blieb gern mit Regina allein zurück. Sein offener, ehrlicher Sinn hatte sich noch das volle Mitempfinden für seine Nebenmenschen bewahrt. So viele mußten sich für ihn bemühen, ihn auf die Stelle zu bringen, welche er jetzt

in der menschlichen Gesellschaft einnahm, war es alsdann nicht recht und billig, daß auch er sich für andere kümmerte, ihnen zu nützen suchte?

Nachdem Mielke das Zimmer verlassen, herrschte anfänglich ernstes Schweigen zwischen den Zurückgebliebenen, bis Regina den Doktor aufforderte, mit ihr das Eßzimmer zu verlassen, um in ihres Mannes Zimmer den Kaffee zu nehmen, sich dort eine Zigarre, „die Trösterin in müßigen Stunden“, anzuzünden, ein Anerbieten, dem Ebeling gern entsprach. Der kleine, scheinbar unbedeutende Mann, unsicher und linkisch in seinen Bewegungen, erschien sich und seinen Bekannten ein anderer, wenn er in seinem Berufe sprach oder mit der geliebten Zigarre zwischen den Lippen behaglich im Sessel saß, ihr Genuß wirkte wunderbar belebend auf ihn ein. Auf diese Wirkung hoffte er auch heute wieder, als er Regina nun unter vier Augen gegenüber saß, deren trübes, gedrücktes Wesen ihm in der Seele weh that.

„Es war das eine angenehme Überraschung vorhin, als ich von Ihren dichterischen Versuchen hörte,“ begann er auch bald ohne Umschweife, die Augen beharrlich auf die feinen, blauen Rauchwölkchen geheftet, die so zierliche Bogen und Ringe in der unbewegten Zimmerluft bildeten, „es ist mir eine wahre Lust, immer wieder von Menschen zu hören, die ohne Vorteile, nur um des eigenen seelischen Zwanges willen, sich der Kunst in die Arme werfen. Dieser Umgang adelt, gnädige Frau, und ich hoffe und erwarte von Ihnen, daß, um der äußerlichen Mißerfolge willen, die Ihr Gatte angedeutet, und die ja keineswegs den Wert oder Unwert der Sache bekunden, Sie nicht die Feder aus der Hand gelegt haben?“

Unruhig, die Augenbrauen hoch gezogen, blickte Regina von der Handarbeit empor, die sie begonnen. Niemals hatte sich ein Mensch um ihr Innenleben gekümmert, Verständnis oder freundliches Interesse dafür gezeigt, und heut trat ihr schon der Zweite in den Weg, der Anteil an ihr zu nehmen schien. Aber der Kopf sank bald wieder auf die Brust nieder. „Allerdings habe ich von jeder weiteren Skribelei Abstand genommen, — ich nenne meine kurze Thätigkeit mit Bedacht so,“ setzte sie lebhafter hinzu, — „sie verdient keinen besseren Namen, da ich in der That nie etwas Brauchbares leistete, also wohl unberufener Weise diesen Weg betreten habe!“

„Wie unrecht thaten Sie,“ schalt Ebeling. „In der Umfriedung des Elternhauses, gehegt und gepflegt, konnte Sie bei Ihrer großen Jugend damals wohl ebensowenig Mangel oder Ehrgeiz diesen Entschluß fassen lassen, von Eitelkeit ganz zu schweigen, da ich Sie kenne, gnädige Frau. — Welche Triebfeder blieb also, als der unbegreifliche, mächtige Drang der begnadigten Seele?“

„Und doch müssen Sie sich irren, Herr Doktor!“ behauptete sie, die Hände in den Schoß sinken lassend, während in ihrem Antlitz sich peinliches Grübeln zeigte. „Wie deutlich steht es mir noch vor der Seele, wie es kam, daß ich zur Feder griff! Ich will es Ihnen erzählen, vielleicht, daß Sie dann beurteilen können, was mich dazu getrieben.“

„Wir waren viele Geschwister daheim," begann sie in fast gleichgiltigem Ton zu erzählen, mit einem leeren, finsteren Blick auf das Fenster, durch welches grauer, trüber Schneehimmel ins Zimmer blickte. „Es hat den Eltern viel Not gemacht, Paten für die zahlreichen Täuflinge zu schaffen, was Wunder, daß diese unfreiwilligen Paten sich herzlich wenig um uns kümmerten, sich keineswegs freigebig zeigten. Welcher staunende Neid meiner Geschwister daher, als einer der meinen mir bei einem Besuch Musäus' Märchensammlung mitbrachte. Ich sehe das Buch noch vor mir, es war in einen roten, reich mit Gold verzierten Deckel gebunden, und es erschien mir als ein Schatz, der mir nicht um alle Schätze Indiens feil gewesen wäre. Jede freie Minute benutzte ich, in ihm zu lesen, und obschon ich seinen Inhalt nach wenigen Wochen fast auswendig wußte, ließ ich es doch nicht aus den Händen oder Augen. Welches Entsetzen packte mich daher, als ich, eines Tages aus der Schule kommend, vergeblich nach dem Buche suchte! Ich weinte, jammerte, forschte in allen Winkeln, aber trotz alledem blieb es verschwunden, bis endlich die Mutter, durch mein verstörtes Wesen aufmerksam gemacht, nach Tagen mit der Sprache herausrückte. „Du lernst so schlecht, mein Kind," sagte sie in ihrer bestimmten Art, „daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß du nicht versetzt werden wirst, beharrst du in dieser Faulheit. Da aber Papa nicht Lust hat, unnötiger Weise ein Jahr länger für dich Schulgeld zu bezahlen, haben wir nach den Beweggründen deiner Trägheit geforscht, bis uns deine besonnene Schwester Liesbeth aufmerksam machte, wie du um deines Märchenbuches willen die Zeit vertrödelst, und so nahm ich es aus deiner Lade. Ich rate dir, dich in das Faktum zu finden und von nun an wieder fleißig zu sein!"

Ich war unaussprechlich bestürzt und betrübt über meinen Verlust, doch stand mir die Mutter als Autorität zu hoch, um über die Berechtigung ihrer Handlungsweise überhaupt nachzudenken, und so stürzte ich mich mit unermüdlichem Fleiß auf meine Schulpflichten, von dem Hoffnungsschimmer angespornt, nach Empfang eines guten Zeugnisses meinen heißbeweinten Schatz zurück zu erhalten. Was fast nicht mehr möglich geschienen, geschah doch, ich wurde versetzt und zwar als eine der Ersten, doch," begann Regina leiser, müder zu sprechen; „doch auf mein inständiges Bitten, mir nunmehr den Musäus wieder anzuvertrauen, erhielt ich endlich nur die im ärgerlich verlegenen Ton gegebene Antwort meiner Muter, daß sie nicht wisse, wohin das Buch gekommen sei. Es war und blieb mir verloren, nur daß sein Verlust jetzt die entgegengesetzte Wirkung auf mich ausübte, ich wurde faul, sehr faul, Doktor," schloß sie mit einem trüben Lächeln.

„Aber wo in aller Welt war denn der Musäus hingeraten?" frug mitleidig ihr aufmerksamer Zuhörer.

Über ihr Antlitz breitete sich eine dunkle Röte; während sie die Augen niederschlug, schien sie zu überlegen, ob sie ihm Antwort geben sollte oder nicht. Dann, als sie aufblickte, schimmerte eine trotzig finstere Trauer in den grauen Augen. „Nach Jahr und Tag stand ich zufällig neben Liesbeth, als sie ihr Schubfach, das sie für gewöhnlich ängstlich verschlossen hielt, öffnete," stieß sie kurz hervor, „ein erster Blick ließ mich mitten zwischen den aufgespeicherten Sachen und

Sächelchen meinen Musäus wieder erkennen, und mit einem Freudenschrei stürzte ich mich auf ihn, doch nur, um von der großen, kraftvollen Schwester zurückgestoßen zu werden. — „„Es gehört mir," sagte sie, „frage Mama, ob sie ihn mir damals nicht geschenkt hat!"" — Doktor, damals habe ich mehr verloren, als mein Märchenbuch," murmelte Regina tonlos, — „ein Kind von 14 Jahren, verlor ich das Zutrauen, den Glauben an die Menschen!"

Ebeling hatte seine geliebte Zigarre achtlos bei Seite gelegt und streichelte treuherzig Regina's Hände, die noch heut mit nervösem Zucken die Größe des Schmerzes bekundeten, welche das Kinderherz damals durchrüttelt. „Arme, kleine Frau, hatten Sie denn niemanden, der Ihnen helfen, wenigstens die Bitterkeit Ihres Erlebnisses mildern konnte?"

Doch Regina schüttelte apathisch den Kopf. „Mein Vater ist ein Fanatiker der Ruhe, der, durch seinen ärztlichen Beruf aufgeregt, im Hause die größte Ruhe forderte, und die Geschwister — lachten mich aus."

Sie strich sich hastig über die schmale, weiße Stirn, hinter der es hämmerte und klopfte. Ein seltsamer Tag heut, der so vieles ans Licht zog, was sie für immer vergraben wähnte. Fröstelnd schmiegte sie sich in ihre Sofaecke; „Ja so, ich wollte Ihnen ja erzählen, wie ich mein erstes Buch schrieb," raffte sich aber schon nach wenigen Minuten wieder auf und rückte, ganz Herrin ihrer selbst, den Zigarrenkasten ihm näher zu und entzündete die kleine Kerze, damit er seine verlöschte Regalia wieder in Brand setze.

„Es war nötig, Ihnen die vorangegangenen Szenen zu schildern, damit Sie als objektiver Beobachter die Triebfeder erkennen, welche mich zur Autorin machte," bemerkte sie obenhin, als erzähle sie ihm irgend eine gleichgiltige Angelegenheit aus dem täglichen Kreislauf der Dinge. „Wie schon gesagt, verzagte ich damals an der ganzen Welt und zog mich wie eine Schnecke in mein Haus zurück, letzteres damals — es war im Winter — gleichbedeutend mit dem schmalen Winkel zwischen der Wand und dem großen, braunen Kachelofen im Kinderzimmer. Es gab zu jener Zeit noch keine hermetischen Verschlüsse, sondern die Hitze und der Zug rasselte an der glühenden Ofenthür, und man konnte durch den kleinen Schieber in ihrer Mitte hinein in die Glut sehen, auf der die zierlichen, blauen Flämmchen tanzten. Sie wurden für mich kleine Geister, die mir — piff puff — allerlei Trostworte zuraunten, mir die halbvergessenen Geschichten meines Musäus zu Ende erzählten, bis der Wind den Schornstein hinunter heulte und mit seiner lauten Stimme ihr heimliches Geflüster übertönte und alles schmerzliche Verlangen und Sorgen wieder aufweckte, die sie mühsam eingelullt! Ach, es quälte meinen armen, kleinen Kopf, wenn ihm dort ein Anfang, da ein Ende einfiel, und endlich eines Abends nahm ich ein leeres Rechenheft und schrieb im Schimmer der roten Glut die Bruchstücke nieder, nur daß sie dabei mehr und mehr die alte Gestalt verloren, — endlich ein neues Ganzes mir entgegenblickte. Wie auf ein Wunder starrte ich auf das Erzeugnis meiner Phantasie nieder, zehn, zwanzigmal las ich es immer wieder von neuem, bis endlich ein unaussprechliches Glücksgefühl in mir erwachte. Großer Gott, ich konnte mir ja selbst Geschichten schreiben, ein

ganzes Buch voll, — zehn Bände, wenn ich wollte! Jetzt begann ein neues Leben für mich! Wo ich hoffen durfte allein zu sein, auf dem Boden, im Hofe bei den Scherben in der Erde, wo ein alter, verstaubter, mit Spinnweben überzogener Fliederbusch mich neugierigen Blicken entzog, im Waschhause und Keller, gleichgiltig in welcher Umgebung, dorthin verkroch ich mich mit Papier und Bleifeder, und wo ich im Weinkellerverschlag eine kleine Öffnung entdeckt hatte, fand sich eine niedergeschriebene Erzählung zur andern, ein Bündel Blätter, die ich mit heißester Liebe umfaßte. Doch auch hier waltete ein eigener Unstern über mir," sprach Regina schneller fort mit heftig arbeitender Brust — trotz aller Selbstbeherrschung, — hingerissen von der Macht der Erinnerung, — „eines Tages, als Liesbeth dem Vater beim Weinabfüllen zur Hand ging, entdeckte sie die hellen Blätter und brachte jubelnd ihren Fund mit hinauf, Grund genug, mich über die Maßen zu necken und zu hänseln. — Damals glaubte ich auch noch, einem unwiderstehlichen Drange gefolgt zu sein, und in mir noch heut unbegreiflichem, selbstbewußtem Stolz hielt ich ungeachtet aller Demütigung den Kopf hoch, — ich traute fest der Zeit, die aus mir etwas Tüchtiges schaffen sollte! Ach, Doktor, wie stolz und glücklich fühlte ich mich damals, wie gebenedeiet vor den andern, die nicht hören und sehen konnten, was ich täglich und stündlich um mich entdeckte, — es that mir kaum weh, daß meine Familie mich damals als etwas Fremdartiges und — Unbequemes zu betrachten begann. — So ging die Zeit hin, mit Mühe beendete ich meine Schulzeit, der ich mich allezeit nur als einem harten Zwange gefügt hatte, doch der Konfirmationsunterricht fand in mir ein offenes Kindergemüt, das instinktiv seine unnatürliche Last auf die Schultern seines Gottes abzuwälzen strebte, — die Dichtungen jener Zeit trugen den Stempel ehrlichen Gottvertrauens. Wäre es so geblieben, so fühlte ich mich wohl heut im geduldigen Hoffen ausgesöhnt mit der ganzen Welt!" Als Regina mit heißen Wangen jetzt inne hielt, Atem zu schöpfen, empfand weder sie selbst noch der Zuhörer die seltsame Offenheit ihres Berichtes, — als müsse es so sein, drängte letzterer sie nur mit kurzen Worten, ihre Erzählung fortzusetzen, und machtlos dem eigenen unwiderstehlichen Verlangen gegenüber, sich endlich — einmal aussprechen zu können, kam sie nur zu willig seinem Begehr nach.

„Ich war kaum 17 Jahre geworden, als ein neues Unglück über mich hereinbrach, vielleicht das größte meines Lebens, da alles Leid, das ich seitdem erfahren, dieses Ereignis zur Grundquelle hat! — Es war mir eine kleine Erzählung meiner Meinung noch recht wohl gelungen, und ich bot sie in mir heut unerklärlichem Mut der Redaktion unseres städtischen Anzeigers an, ja ich selbst brachte sie dem Leiter desselben, in dem ich einen jungen, wohlwollenden Mann kennen lernte, mit dem Gefühl, nur so das Geheimnis meines kecken Schrittes zu wahren. — Sie wurde angenommen! Unaussprechlich beglückt, hatte ich mich doch soweit in der Gewalt, keinem Menschen davon zu sprechen, ich konnte es ja kaum selber glauben, wie sollte ich es denen zumuten, die für mein vermeintliches Talent nur Spott und im besten Fall geringschätzige Neckerei hatten. Als man mir nach wenigen Monaten aber die Novelle gedruckt übersandte, schwarz auf weiß, kannte

mein Entzücken keine Grenzen, mit dem Beweis meines Könnens in der Hand fühlte ich mich berechtigt, jeden Ungläubigen niederzuschmettern! Der Erfolg meines triumphierenden Auftretens entsprach ganz meinen Erwartungen. Wenn auch mein Vater berechtigter Weise in meinem kleinen Werke nur eine Spielerei erkannte, so fühlte sich doch meine Mutter in ihrer Eitelkeit lebhaft befriedigt, während die meisten meiner Geschwister und Bekannten mich scheu wie ein höheres Wesen zu betrachten begannen. Doktor, ich schmeckte damals, was es heißt, sich über sich selbst hinaus heben zu können, über die engen, kleinlichen Schranken des alltäglichen Frauenloses," versicherte Regina mit leuchtenden Augen, „bei Gott, ich empfand nichts von thörichter Eitelkeit, nur das unsäglich beseeligende Gefühl der Freiheit! — Während ich früher nur heimlich meiner Lieblingsbeschäftigung nachhängen durfte, drückte jetzt meine fleißige, praktische Mutter gern ein Auge zu, es klang so nett, wenn die Leute nach dem neuesten Werke ihrer Tochter, der „Schriftstellerin" fragten. Doch ein neues Werk kam nicht, Doktor, wohl aber die qualvollste Zeit meines Lebens, die mich nahe genug dem Wahnsinn brachte! Ich sah, wie alles begierig auf ein neues Erzeugnis meiner Feder wartete, jeder sprach mir davon, fühlte sich zum Kritiker meiner letzten Arbeit berufen, die Mutter spornte mich zu größerer Breite an, — wie die X. ja mit Schilderung einiger Geisblattlauben und waschender Weiber meine Novelle um mindestens drei Fortsetzungen verlängert hätte, — ein Onkel riet mir zu größerer, prägnanter Kürze, und die Tante forderte mich zur Schilderung gefühlvollerer Szenen auf, „da nun einmal die Frauen das Hauptkontingent der Abonnenten stelle," u. s. w. u. s. w. Doktor, sie haben mir das Körnchen Originalität, das doch vielleicht in mir gesteckt, damals erstickt und zertreten, mit streichelnder Hand oder plumpem Fußtritt, genug, die zweite Arbeit wurde mir von der Redaktion, die schon vorher ihren freundlichen Leiter verloren, mit knappem Bescheid zurückgeschickt, ebenso eine dritte und vierte! Ich mußte sehen, wie man immer ungeduldiger eine neue Bestätigung meines Talentes erwartete, wie man, als sie ausblieb, mißtrauischer und immer mißtrauischer wurde, mit hämischem Lächeln und spitzen Worten nicht kargte, wie auch die Mutter wieder von „brotloser Kunst" zu sprechen begann, und mir stieg die Angst immer höher die Kehle hinauf. In dem glühenden Wunsch, eine neue Arbeit von mir gedruckt zu sehen, um jeden Preis, schrieb ich Tag und Nacht, die kalten Winternächte durchwachte und durcharbeitete ich in meinem ungeheizten Schlafzimmer unterm Dach, mit glühendem Kopf und fiebernden Schläfen. Wissen Sie denn, Doktor, was es heißt: um jeden Preis?" unterbrach sie sich mit zuckenden Lippen, „was das heißt: um Leben und Sterben, um Himmel und Hölle etwas erringen zu wollen? O nicht doch, Sie kennen es nicht, und danken Sie Gott dafür, es ist furchtbar, seine Seligkeit darum geben zu wollen! — Anfänglich schaffte meine fruchtbare Phantasie noch Stoff die Hülle und Fülle für meine Massenarbeiten, doch ich produzierte ja nichts Ausgereiftes, Durchdachtes, unfrei, unter eisernem Zwang arbeitete ich obenein in dem schlechtesten Deutsch der Welt, da ich mir keine Zeit ließ, ich kann es heut den berufenen Männern nicht verdenken, wenn sie meine Arbeiten hartnäckig zurückwiesen! Doch endlich ließ auch die Elastizität

des Geistes nach, immer mehr schlich es wie dumpfe Stumpfheit über mich hin, bis ich zu guterletzt verzweifelt die Feder sinken ließ, ich hatte den Mut verloren und den Glauben an mein Talent. — Daß sich damals die ganze liebe Bekanntschaft wie eine Meute auf das todwunde Wild stürzte, kann Sie nicht überraschen, der Sie die Welt kennen, die es nun einmal nicht vertragen kann, wenn einer sich über sie hinausheben möchte aus ihrem in Kleinigkeiten verkommenen Bannkreise. O, hätten sie mich damals getötet", stöhnte sie, die geballten Hände an die Schläfe gepreßt, „sie hätten mir damit eine Gunst erwiesen, doch sie zerrten mir nur die Hülle von meiner Seele, daß mir die Scham fast den Verstand raubte!"

Erblaßt sah Ebeling auf die tief erschütterte, bebende Frau, — wie zentnerschwer sich ihr Vertrauen auf sein Herz legte, dem es so unendlich sauer wurde, an Schlechtigkeit der Menschen zu glauben, wo er nur Schwäche sehen wollte. Trug nicht die kleine, exaltierte Frau auch einen Teil Schuld an dem Leid, das ihr die Menschen aufgebürdet? Doch mochte es sein, wie es wollte, die Arme hatte schweren Kummer gekostet, litt heut noch darunter, seine Pflicht war es nun, zu trösten, sie aufzurichten, so gut er konnte!

Noch hatte er nicht passende Worte gefunden, als Regina schon wieder die thränenfeuchten Augen auf ihn richtete. „Nun Doktor, Sie Menschen- und Seelenkenner, welchem Triebe folgte ich wohl, als ich, ein Kind, jenen steinigen Weg betrat?" fragte sie mit finsterem Lächeln.

„Trotz allem will ich meinen, daß Sie der echte, rechte Genius von Gottes Gnaden der ausübenden Kunst in die Arme trieb!" gab er von tiefer Überzeugung durchdrungen zur Antwort. „Aber die Göttliche läßt sich nur in der Stille fassen; wo viele Mächte am Menschen zerren, kann er nur kleines, abgebrochenes leisten, — die Seelenruhe fehlte Ihnen, Frau Regina, und ohne sie wird nichts Großes!" —

Wenn Regina auch instinktiv fühlte, daß Ebeling sie in seiner nüchternen, verständigen Lebensanschauung nicht verstand, so verringerte es ihr das wohlthuende Gefühl nicht, in ihm einen Freund gefunden zu haben, bei dem sie Rat und Hilfe suchen konnte, wenn ihr einmal die Wogen über den Kopf zusammenschlugen; denn daß ihr Lebensschiff noch nicht vermodernd in halbvergessener, versumpfter Bucht lag, niemandem zu Lust oder zu Leid, wie sie gedacht, das fühlte sie heut in einem Gemisch von schmerzlicher Freude und ängstlichem Staunen. Die Erlebnisse des heutigen Tages zeigten ihr, wie unruhig und begehrlich noch ihr Herz schlagen konnte, wie ihre üppige Phantasie immer noch nach Licht und Luft drängte. Dennoch wies sie eine Fortsetzung ihres Gespräches in diesem Fahrwasser fast schroff zurück. Zu lebhaft standen ihr noch die Leiden im Gedächtnis, welche sie ertragen hatte, als daß sie nicht überwältigende Furcht empfinden mußte vor der Möglichkeit, durch Zuspruch des Freundes wieder in den Strudel zurückgestoßen zu werden, aus dem sie sich todesmüde an ein freilich unwirtliches Ufer gerettet. Ach, wer wie sie den Glauben an sich selbst verloren,

fühlt ja den Boden unter seinen Füßen schwanken, wie sollte er sich kühn über die Köpfe der Menge hinweg schwingen, ruhevoll das Gewirr der Leidenschaften übersehen, wo um ihn selbst Orkane stürmen, — unlösliche Rätsel der Mißverständnisse raten, während das eigene Herz ein Buch mit sieben Siegeln blieb? Wie konnte sie Freude und Leid des Menschenschicksals mitfühlen, mit Götterblick Vergangenheit und Zukunft übersehen, während sie selbst in erbärmlichem Verzagen sich an die Gegenwart klammerte, die ihr alles und jedes schuldig geblieben? Nein, nein, sie war jetzt getreu ihren Vorbildern in den Kleinlichkeiten des Lebens verkommen und mußte suchen, mit ihm fertig zu werden, auch — wenn es schade um sie war. — —

Die ganze Bedeutung des ereignisreichen Tages zeigte sich jedoch erst in der folgenden Reihe engbegrenzter Wochen ohne Licht und Sonnenschein, und mit an Todesangst streifender Unruhe bekämpfte Regina die sich immer gewaltiger aufdrängende Wahrheit des Ausspruchs des Malers: „Wo der Genuß beginnt, hört die Einbildungskraft auf.“ Stundenlang konnte sie jetzt mit glühenden Wangen an ihrem Nähtisch sitzen, die Hände müßig im Schoß gefaltet und träumerisch, selbstvergessen durch das Fenster ihrer im vierten Stock gelegenen Wohnung über das Dächermeer, das Drähtenetz hin nach dem mit dunklem, eintönigem Grau bedeckten Himmel blicken, von dem sich alltäglich eine eng zusammengedrängte Schar Brieftauben in ihren exakten Flügelbewegungen scharf abhob, die einzige Abwechslung für ihr schönheitsdurstiges Auge seit Wochen, Monaten und — Jahren.

Große Städte begünstigen so wie so durch ihre Ausdehnung, Entfernung die Isolierung des Einzelnen, wie viel mehr vereinsamt steht der Mensch in dem Wogen und Treiben der Riesenstadt, der sich selbst keine Mühe giebt, das Band fest zu halten, welches ihn mit seinen Standesgenossen verbindet. Im kleinen Ort thut die Neugier das ihre, den Nebenmenschen nicht ganz aus den Augen zu verlieren, doch in der Hauptstadt? Wer hat dort Zeit und Interesse, die Beweggründe des Einzelnen zu erforschen, der sich schweigsam in die ungeheure Einsamkeit zurückzieht? Infolgedessen stand Regina Mielke auch völlig isoliert im Leben. Verlangte sie auch nie nach Freundschaft, so machte im Anfang ihrer Ehe doch die Jugend ihr Recht geltend, die nach Anschluß verlangt, doch die Art des Gatten, welcher jede Zusammenkunft mit Bekannten als bedauerliche Zeitverschwendung beklagte, jedes kurze Aufflammen jugendlicher Lebhaftigkeit Regina's mit scharfen Worten kritisierte und verurteilte, jeden Besuch, den sie empfing oder machte, als Eingriff in seine Rechte, als Verlust der seinem Haushalt pflichtgemäß zu widmenden Zeit verurteilte, ließ sie nach und nach immer gleichgiltiger jeder Geselligkeit ausweichen, so daß sie im Verlauf des zweiten Jahres ihrer Ehe bereits ganz allein stand, ohne aber etwas von Verlust zu spüren. Die Stellung, welche man ihr in der Geselligkeit geboten, hätte ihr ja auf die Dauer doch nimmermehr genügen können!

Regina lebte nicht, sie vegetierte. Ihre Gedanken, ihr ganzes Streben richtete sich einzig und allein auf ihren Haushalt, ihn mit den ihr zu Gebote stehenden

Mitteln im Gang zu erhalten; denn sie zitterte vor dem wortreichen, lieblosen Tadel des Gatten, und so erzielte sie eine dumpfe Ruhe, die freilich nichts von Befriedigung wußte, ihr aber doch als die einzig erträgliche Art zu leben erschien.

Nun plötzlich war es anders geworden. Unruhig tastend streckten sich die Fühlfäden ihrer Seele nach allen Seiten, einen Punkt zu finden, an dem ihr schwankendes Sein Halt finden konnte, und wie eine Warnung klangen ihr immer wieder Ebeling's Worte in den Ohren: „Wer einem leeren Herzen einen Inhalt verspricht, immer wieder, bis es hört und glaubt, der hält es in seiner Gewalt, kann es modeln oder verpfuschen, je nachdem es ihm gefällt!"

Der bedeutende Ruf, welcher den Rechtsanwalt Ebeling in seinem Beruf über die Grenzen der Hauptstadt hinaus bekannt machte, bildete auch das Bindeglied zwischen ihm und Mielke, da dieser Egoist den berühmten Mann bei seinen ehrgeizigen Plänen auszunützen hoffte, einen Abglanz seines Ruhmes auf sich zu übertragen wünschte. Er zeigte sich gern und viel an der Seite des begehrten Advokaten, es konnte ihm nur nützen, wurde sein Name oft mit dem Ebeling's zusammen genannt, vielleicht prägte er sich auf diese Weise am schnellsten dem Gedächtnis der Vorgesetzten ein. So kam es auch, daß er sich nicht widersetzte, als etwa vierzehn Tage später der Doktor vorsprach, im Besitz von drei Theaterbillets, die ihnen den Besuch einer besonders günstig besetzten Oper ermöglichen sollte, so unnötig er auch die Begleitung Regina's hielt.

Diese selbst fand nur wenige recht gleichgiltig klingende Worte des Dankes, — für Freundlichkeiten danken zu können, war ihr so selten Gelegenheit geboten worden, doch wie tief sie diese Fürsorge empfand, konnte Ebeling deutlich an dem rosigen Hauch auf ihren Wangen erkennen, der an diesem Abend nicht mehr von ihr wich. Arme, kleine, sentimentale Frau, wie leicht es war, sie zu erfreuen!

Als sie am Abend das Opernhaus betraten, — ein wenig spät, denn drinnen klang schon die Ouvertüre, — da der Amtsrichter nicht zeitig genug vom Amt gekommen, fand sich das lichtstrahlende Treppenhaus fast ganz leer, — nur zwei Herren stiegen noch vor ihnen langsam die Stufen empor. Der kleinere derselben mit weißem Haar hatte seinen Arm in den seines hochgewachsenen Begleiters geschoben, und während sie gemächlich ausschritten, plauderte er mit Lebhaftigkeit, dem eigenen Zug um den gespitzten Mund nach zu urteilen, waren es pikante Geschichten, die er mit leisem Gekicher zum besten gab, ungeachtet einer gewissen Abwehr in der Haltung seines Begleiters.

Regina konnte jetzt dicht hinter ihnen fast die geflüsterten Worte verstehen, doch sie achtete nicht ihres Gespräches, — eine hohe Glut hatte sich über ihr Gesicht gebreitet, den anderen, — gewiß, den anderen kannte sie, und als die beiden Herren nun zur Seite wichen, die vorüberschreitende Dame dreist zu mustern, begann ihr Herz in mächtigen Schlägen zu pochen. Sie hatten sich wieder erkannt, alle beide!

Ein harter Druck auf den Arm gab ihr jedoch blitzschnell die äußere Fassung zurück, und sie hörte deutlich, wie der Gatte ihr zuflüsterte: „Grüße mit, — tiefer — tiefer — Exellenz", und instinktiv kam sie seinem Wunsch nach, vielleicht

daß die tiefe Verneigung ihren Begleitern die Röte ihrer Wangen verbarg. Dann eilte sie so schnell als möglich der Garderobe zu, während die beiden fremden Herren die Treppe zum ersten Rang emporstiegen.

Sie wollte nicht nach ihnen forschen, — eine eigene Scheu hielt sie davon zurück, doch konnte sie die Gedanken nicht von ihrem Wiedersehen loslösen. Vielleicht kannte er jetzt schon ihren Namen, jedenfalls mußte es ihm leicht werden, denselben zu erfahren, wenn ihm daran gelegen war. Und sie hatte geglaubt, ihm niemals wieder zu begegnen! —

Auch als sie ihre Plätze im dichtgefüllten Parterre des Hauses eingenommen, konnte sie sich noch immer nicht beruhigen; ungefesselt durch die erste Szene der Oper flogen ihre Augen scheu suchend durch die Logenreihen, bis sie endlich fand, was sie suchte. Auch er schien den Vorgängen auf der Bühne keine Aufmerksamkeit zu schenken, das Opernglas vor den Augen, blickte er beharrlich ins Parket hinunter, Bank für Bank, Sitz für Sitz, bis er ihrem Blick begegnend das Glas mit ostentativer Plötzlichkeit sinken ließ.

Jäh wandte sich ihr Antlitz der Bühne zu, er sollte nicht glauben, daß sie ihn beobachtet habe, doch gelang es dem Schauspiel dort nur ganz allmählich, ihr Interesse abzugewinnen, erst dem ganzen Zauber Wagner'scher Tonmalerei blieb es vorbehalten, ihre Gedanken auf den gebotenen Kunstgenuß zu konzentrieren.

Als ihre tiefempfängliche Seele aber unter diesen Klängen zu erwachen, ihr schönheitsdurstiges Auge die märchenhafte Pracht zu fassen begann, vergaß sie endlich ihre ganze Umgebung und starrte vorgebeugten Hauptes auf die Bühne. Wie sehr sie bisher Mangel an allem Schönen gelitten, fühlte sie erst in dieser Stunde!

Mielke dagegen hieß schon die erste Pause willkommen, die ihm Erlösung aus dieser peinvollen Unbeweglichkeit gestattete, die er seinem unruhigen Wesen nach haßte. Ungeachtet schüchterner Gegenvorstellungen Regina's, die gar so gern sich dem träumerischen Nachgeschmack des eben gehabten Genusses hingegeben, erhob er sich und veranlaßte die Gattin und somit auch Ebeling, mit ihm das Foyer aufzusuchen, um dort über weit abliegende Dinge plaudernd sich zu ergehen.

Am liebsten hätte er von seinem letzten Strafverfahren gesprochen, doch ging Ebeling heut durchaus nicht darauf ein, so daß er schon begann, seine Willigkeit zu verwünschen, als sich plötzlich seine gelangweilte Miene fast verklärte, hatte sich doch plötzlich eine Hand auf seine Schulter gelegt, — Exzellenz stand vor ihm.

„Freue mich, lieber Mielke, Sie auch einmal außerhalb Ihres Bureaus zu sehen!" nickte der weißhaarige Herr, die halb zugekniffenen Augen prüfend auf Regina geheftet. „Habe übrigens gar nicht gewußt, daß Sie Ehemann sind, — wollen Sie mich vorstellen, — äh — hier mein Freund, Doktor Pauer, — unser Pauer," setzte er bedeutungsvoll hinzu, auf seinen Begleiter weisend, der inzwischen einige kurze, kühle Worte mit Ebeling getauscht. Dann, in seiner kurzen, herrischen Art, die Fragen stellt ohne Antworten abzuwarten, zog er den tiefbeglückten Mielke ein paar Schritte zur Seite, mit ihm ein lebhaftes Gespräch zu beginnen.

Regina, als sie den Namen des Fremden erfahren, hatte sich leicht verfärbt. „Wir sind alte Bekannte, Herr Doktor," sagte sie zu diesem, kräftig ihre Befangen-niederkämpfend. „Nie vordem ahnte ich, daß der berühmte Schriftsteller Pauer und jener junge Anfänger in K. ein und derselbe sein könne. Jetzt, da ich Ihren Namen weiß und seine Züge mir ins Gedächtnis zurückrufe, sie mit den Ihren zu vergleichen, finde ich sie auch im Antlitz des gereiften Mannes wieder. Sie haben gewiß jener kleinen Schriftstellerin vergessen, der Sie in K. so gütig entgegenkamen?"

Ein kurzes Grübeln zeigte sich in seinem Gesicht. „In der That, gnädige Frau, ich entsinne mich nicht," gestand er ehrlich, „wenn schon ein Irrtum ausgeschlossen zu sein scheint, da ich allerdings meine Journalistenlaufbahn in K. begonnen habe."

Regina hob mit bitterem Lächeln die Schultern empor. „Kein Wunder, es war kein Meisterwerk, welches Ihre Feile seiner Zeit zurechtstutzte."

„Jedenfalls eine talentvolle Arbeit," unterbrach er sie entschiedenen Tones, „da ich meines Dafürhaltens nie ein Werk angenommen, das nicht den Stempel wirklichen Talents an sich trug."

„Sollte nicht auch bei Ihnen ein Irrtum möglich sein?" wandte Regina mit leiser Ironie ein, doch Pauer schüttelte mit entschiedener Gebärde den Kopf; noch ehe seine Antwort aber laut geworden, läutete man zum Zeichen baldigen Aktanfanges und wohl und übel ließ man sich von dem rückflutenden Strome nach kurzem, förmlichem Abschied trennen.

Die Menge hatte Ebeling, der seitwärts gestanden, verhindert, sich unmittelbar Mielkes anzuschließen, so konnte er, auf seinem Standort festgehalten, noch sehen, wie der Präsident dem nachdenklichen Pauer mit vielsagendem Blick lächelnd auf die Schulter klopfte. „Ich freute mich, lieber Pauer, Sie so lebhaft plaudern zu sehen," hörte er ihn noch sagen, dann verschwanden die beiden Männer in der Treppenbiegung.

Dunklen Blickes starrte Ebeling hinter ihnen drein. „Schurke," murmelte er in Erinnerung früherer Ereignisse, dann sann er voll Mißtrauen seiner Handlungsweise nach. Ein Zufall war die soeben erlebte Begegnung nicht; wo der weißhaarige Schuft seine Hände im Spiel hatte, gab es kein harmloses Ungefähr.

Über Regina war es wie eine wohlthätige Ruhe gekommen. Jetzt erst meinte sie sich ihre offene Aussprache in der Gallerie damals erklären zu können. Pauer war ihr eben kein Fremder mehr; wie er sie damals, vor langen Jahren, wenigstens in ihrem Wollen erkannt, so auch bei ihrem letzten Zusammentreffen. Freundlich blickte sie zu dem markierten, blassen Männerantlitz empor mit dem wohlthuenden Gefühl, daß auch ein Mann von der Bedeutung Pauer's einmal an ihr Talent geglaubt habe. Durfte sie sich nun noch länger ob ihrer Verblendung schelten?

Die Vorgänge auf der Bühne hielten das gesamte Publikum auch weiterhin im Bann sich steigernden Entzückens, und Regina, hingerissen, begeistert, weigerte sich nach dem nächsten Aktschluß mit ungewohnter Festigkeit, sich aber-

mals aus ihrer geweihten Stimmung scheuchen zu lassen, so daß Mielke in der Hoffnung einer nochmaligen Ansprache des Präsidenten ihr fast ohne Widerspruch den Willen ließ, um nur so schnell als möglich in den Lichtschein präsidentlicher Huld zug elangen.

Ebeling blieb auch zurück, ohne doch das Schweigen Regina's zu unterbrechen, nur daß sein Auge, immer wieder fragend an ihrem leise geröteten Antlitz hing, in dem sich die langbewimperten Lider in schnellster Folge hoben und senkten. Über was sie nur so lebhaft nachdachte, daß sie alles um sich zu vergessen schien?

Als Regina nach Schluß der Vorstellung mit den Herren dem Ausgang zustrebte, noch ganz erfüllt von den ergreifenden Szenen, den herzerschütternden Melodien, bemerkte sie nicht, wie Pauer mit dem Präsidenten seitwärts der Pforte stand und mit prüfendem Blick den Menschenstrom zu überblicken trachtete. Auch dem Amtsrichter entging die kleine Gruppe, nur Ebeling hatte sie wahrgenommen und fast ohne Überlegung drängte er sich vor, sich zwischen die Herren und Regina zu schieben. Der cynische Ausdruck in des Präsidenten Miene machte ihn besorgt, gefiel ihm eben so wenig als seine ungewohnte Freundlichkeit vorhin, — hatten die Herren auf Regina gewartet, erwies er ihr gewiß einen Freundschaftsdienst, wenn er dieses Zusammentreffen verhinderte. — — —

Die kurze Begegnung mit dem Präsidenten sollte eine Reihe tiefeinschneidender Änderungen in Regina's Stilleben zur Folge haben, denn schon nach wenigen Tagen bestimmte der Amtsrichter in seiner kurzen, herrischen Art, daß seine Frau sich zu einem Besuch bei der Familie des Präsidenten zu rüsten habe, einer persönlichen Aufforderung zufolge, die unter keiner Bedingung unbeachtet bleiben dürfe.

Fast verletzend kritisch musterte er dabei seine Frau, da er sich durchaus nicht erklären konnte, ob und womit sich Regina die Gunst des Präsidenten erworben habe, doch das Faktum stimmte den ehrgeizigen Mann so rosig, daß er sogar die betreffenden höhnischen Bemerkungen zu äußern vergaß.

Auch Regina schüttelte den Kopf, doch gewohnt, um Streit zu vermeiden, sich wenn es irgend ging den Forderungen des Gatten zu fügen, wagte sie auch diesmal keinen Widerspruch, und schon nach einer Stunde fanden sie sich im Empfangszimmer des Präsidenten.

Die Dame des Hauses, eine eisigkalte, hochmütige Frau, gab sich keine Mühe, die Schüchternheit Regina's, noch verstärkt durch die eindringlichen Lehren und Vorschriften des Gatten, zu verscheuchen, und so lag die ganze Last der Unterhaltung auf dem Amtsrichter, eine Forderung, welcher er sich mit dem größten Eifer hingab. „Exellenz“ und „allergnädigste Exellenz“ schienen im Wettlauf aus seinem Munde zu quellen, wenn auch tiefe Röte auf seiner Stirn lag, der helle Schweißtropfen entperlten und der Hut, den abzulegen ihn niemand aufgefordert, sich wie ein Mühlrad zwischen seinen nervös beweglichen Händen rollte.

„Wie unerträglich langsam die Minuten hinziehen,“ dachte Regina mit scheuem Blick auf den Bronzezeiger der Rokokouhr sich gegenüber, und wie von

einem Alp befreit blickte sie daher einer jungen Dame entgegen, die soeben die Portieren zum Nebenzimmer auseinanderschob und mit warmer Freundlichkeit die Fremden begrüßte.

Verwundert überrascht blickte ihr Regina in das blühende Gesichtchen, wie konnte ein Mensch eine solche Atmosphäre von Licht und Freude um sich verbreiten? Vergeblich hatten bisher ihre Gedanken ein Bild für die Verkörperung irdischen Glückes gesucht, von heut an war sie dessen enthoben, jetzt wußte sie, wie die Freude auf Erden aussehen müßte!

In Franziska Oberding's blauen Augen lag aber auch ein ganzer Schatz herzigsten Frohsinns, und um den vollen Mund, in dem Grübchen auf Kinn und Wangen spielten zahllose Schelmereien. In schalkhafter Teilnahme blickte sie nach der Vorstellung von einem zum anderen; sie kannte diese mühsam hingequälten Visitenstunden bei Mama, und mit lustigem Geplauder ging sie der einsilbigen Öde so gewaltig zu Leibe, daß auch Regina ihre Befangenheit überwand und selbst auf dem strengen Munde der Mutter ein leises Lächeln erwachte. —

Es war ein freundlicher Eindruck, den Regina nun aus dem Oberding'schen Hause mit heimnehmen konnte, — wirklich, sie kam sich wie der Inderprinz vor, der ausgegangen war, in der weiten Welt einen Glücklichen zu finden, dessen Kuß sein steinernes Herz erlösen konnte, und — sie hatte ihn gefunden. — Es gab noch Glück in der Welt!

Schon im Verlauf der nächsten Woche, kaum daß man die an Stelle eines Gegenbesuches übersandten Karten der Oberding'schen Familie in Empfang genommen, erhielt der Amtsrichter für sich und die Gattin eine Einladung zum Ball, eine Bevorzugung, die Mielke geradezu bezauberte. Was würden die Kollegen sagen, wenn sie davon erführen, da nur sehr selten den einen oder anderen eine Aufforderung traf, der nicht durch irgend welchen Umstand in persönliche Berührung mit dem Präsidenten gekommen. Würden sie nun endlich seinen hervorragenden Wert anerkennen?

Seine Frau hätte er nur zu gern daheim gelassen, ihr Auftreten würde ihm kaum sonderliche Ehre machen, doch war davon keine Rede mehr, seit der Präsident auf eine verblümte Redensart hin ihm bedeutet hatte, daß er dringend um ihr Erscheinen bitte. War das auch nur eine Höflicheitsphrase, wie Mielke meinte, so wollte er auch darin seine ganze ergebene Bereitwilligkeit beweisen.

Regina wurde es bitter schwer, auch diesmal den Wünschen ihres Mannes nachzukommen. Sie war nicht geschaffen, auch jetzt noch nicht mürbe genug, ganz anspruchslos unter die Menschen zu treten. Wer einmal jene Wollust empfunden hat, — sich über dem gemeinen Troß zu fühlen, für den giebt es kein Vergessen, kein williges Bescheiden! Dennoch fügte sie sich um des lieben Friedens willen, seit langer Zeit kannte sie nicht mehr so ruhevolle Tage, als die sie jetzt durchlebte, da sich der Gatte geradewegs auf der Himmelsleiter wähnte. Warum wollte sie Streit und Mißmut aus ihrem leisen Schlaf schrecken, der Abend würde ja auch vorübergehen! —

Ungewohnt des Stimmengewirres, des blendenden Lichterglanzes schlossen sich für Sekunden ihre Augen, als sie am Ballabend die Festräume im Oberding'schen Hause betrat, doch unmittelbar darauf wurde sie schon gewahr, daß keiner der beiden Festordner, die nahe dem Eingang ihren Platz hatten, kam, ihr den Arm zu bieten. War es Zufall, war es Absicht, der Zivilist ihr zur Rechten reichte einer jungen Dame die Schale mit Tanzkarten, und der andere, ein Offizier, führte schon eine elegante Frau der Wirtin zu, von der sie genau wußte, daß sie Minuten nach ihr den Saal betreten. Das Blut schoß ihr in die Wangen. „Warum die Menschen so leichtsinnig ihren Nächsten Schmerz und Demütigung bereiten," fragte sie sich in aufsteigender Bitterkeit, „wo die einfache Pflichterfüllung ihnen weder Vorteil noch Nachteil bringen konnte?" Gesenkten Hauptes schritt sie neben dem Gatten den Wirten zu, und der Empfang, der ihr hier wurde, that nichts in seiner gleichgiltigen Kälte, den schlimmen ersten Eindruck zu mildern. Angstvoll blickte sie sich um, alles fremde Leute, die sie nicht beachteten, keiner, der sich ihrer angenommen hätte, da auch der Gatte sich sobald als möglich von ihr trennte und plaudernd und dienernd da und dort auftauchte. „Du mußt dich eben vorstellen lassen", war noch sein letztes Wort, ehe er sie allein ließ, aber wer ihr diese Liebe erweisen sollte, darum hatte er sich nicht gekümmert.

Langsam war sie bis zu den reich mit Blumen dekorierten Fensternischen zurückgewichen. Ach, daß schon graue Haare ihren Scheitel deckten, dann müßte das Herz ja schon ruhiger pochen, und keiner würde zweifeln, daß sie nichts von Tanz und Aufmerksamkeit verlangte, aber das dreiste oder verstohlene Messen so mancher Augen, die stumme Frage: „Was in aller Welt hast du hier zu suchen?" die sie in ihnen zu lesen meinte, that ihr weh, jetzt doppelt weh, da sie Pauer bemerkte, wie er, nach flüchtigem Gruß zu ihr hinüber, wie festgebannt neben einer jugendlichen, auffallend gekleideten Dame stand und einzelne Worte seines lebhaften Gespräches bis zu ihr hinüber klangen. Auch der einzige Bekannte schien sie verleugnen zu wollen, schämte er sich ihrer unter den vielen eleganten Frauen, und scheu musterte sie ihr schlichtes Bild im deckenhohen Spiegel sich zur Seite? Vielleicht, — möglich, und schüchtern drückte sie sich noch tiefer in die Fensternische hinein.

„Aber gnädige Frau, warum sich hier verstecken," mahnte jetzt eine weiche, freundliche Stimme neben ihr, und die Tochter des Hauses, in lichtgrüne, duftige Stoffe gekleidet, einen bunten Rosenkranz im hellen Haar, stand in hinreißender Lieblichkeit neben der jungen Frau. „Wie soll Sie hier ein Tänzer finden? Sie haben keine Karte?" — „Herr von Hartung, darf ich Sie bitten, eine Karte für Frau Amtsrichter Mielke zu holen?" bat sie auch schon einen vorüber eilenden Herrn, und als ihrem Wunsch ohne Verzug entsprochen worden, zog sie, den Arm traulich um die Schultern Regina's geschlungen, diese tiefer in den Saal hinein. „Wie hübsch, daß Sie zu uns gekommen sind, gnädige Frau," plauderte sie dann weiter, sich ohne Reserve ganz ihrem Wohlgefallen für die hilfsbedürftige Frau hingebend. „Darf ich Sie noch einigen Damen vorstellen? O, Sie sollen sich wundern, wie bald Sie in unserem Kreise heimisch sein werden."

„Wie gut Sie sind, liebes, liebes Fräulein," sagte Regina als einzige Erwiderung, herzlich ihre Hand drückend, — „als ob Sie wüßten, wie solchem einsamen Menschenkinde wie mir zu Mut ist!"

„Aber Sie haben ja einen Mann!" wehrte Franziska wichtig. „Sie brauchen sich doch nicht mehr von der Einsamkeit quälen zu lassen. Ah, ich hasse es, allein zu sein, ich glaube, ich müßte sterben, hätte ich niemanden zum Schwätzen, zum Liebhaben!" „Alles besetzt, Herr Leutnant," unterbrach sie sich, als ein Offizier um ihre Karte bat. „Doch Frau Mielke's Karte ist noch frei, da sie soeben erst gekommen ist. Sie haben Glück, noch wählen zu können, Herr von Hatten, da, — schreiben Sie sich ein."

Mit tiefem Rot übergossen riß Regina fast heftig ihre Karte zurück. Welcher Zwang auf den Mann ausgeübt wurde! „Ich bedaure, ich tanze nicht," wehrte sie schroff.

Ängstlich blickte Franziska auf das befangene Paar, dann, als der Offizier nach verlegen hervorgestottertem Bedauern sich zurückzog, rollte sie mit unaussprechlich drolliger Geberde den riesigen Fächer auf, ihr rotüberflutetes Gesichtchen dahinter zu verbergen. „Da scheine ich ja wieder einmal etwas recht Thörichtes angerichtet zu haben," meinte sie treuherzig, „freilich, wofür hieße ich denn sonst die dumme Fränze? Aber liebe, gute Frau Mielke, gewiß und wahrhaftig, ich habe es nicht böse gemeint!"

Mit einem tiefen Atemzug blickte sie Regina an. „Ich weiß es; nehmen Sie herzlichen Dank für Ihren guten Willen! — Doch wenn Sie nun Ihre Güte vollmachen wollten, mich einigen Damen bekannt zu machen? Ich darf Sie unmöglich noch länger der Gesellschaft entziehen." —

In den langen Jahren der Zurückgezogenheit waren Regina's gesellige Talente eingeschlafen, — sie fühlte es nur zu deutlich, wie hölzern und steif sie sich zwischen den Damen bewegte, wie schwer ihr die Unterhaltung über die Tagesereignisse wurde, von denen sie eben nichts wußte. Kaum, daß der Tanz begonnen, suchte sie sich einen stillen, einsamen Winkel, und ehe sie es sich versah, war sie wieder mitten im gewohnten Grübeln über alles und jedes, ohne daß man sie darin gestört hätte.

„Endlich, gnädige Frau, darf ich Ihnen Gesellschaft leisten," sprach sie bald darauf Ebeling an, „ich dachte mir es wohl, daß Sie sich recht vereinsamt fühlen würden in dem großen, fremden Kreise," und der Doktor rückte sich einen Stuhl herbei, sich neben ihr niederzulassen. „Leider hielten mich dringende Wechselproteste bis zum letzten Augenblick fern, — wer hat Sie nun vorgestellt, gnädige Frau?"

Mit einem gewissen Gefühl von Sicherheit drückte sich jetzt Regina tiefer in ihren Sessel zurück. „Wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie hier träfe, wäre mir das Kommen leichter geworden," bekannte sie aufrichtig. „Im übrigen hat sich ein kleiner Engel der Vereinsamten aufs liebevollste angenommen, die kleine Oberding ist wirklich ein herziges Mädchen!"

„Die dumme Fränze?“ lächelte der Doktor, und seine klaren Augen folgten lange aufleuchtend der eben vorüberflatternden lieblichen Tänzerin.

„Warum dieser Name?“ forschte Regina fast unwillig. „Er kann nicht verdient sein!“

„Sie haben recht!“ nickte Ebeling, „aber berechtigt oder nicht, sie trägt ihn unveräußerlich und mit vieler Grazie, wie Sie zugeben werden! Von der frühesten Jugend an nannte man sie so, da sie stets den Mahnungen ihres engelguten Herzens folgte ohne Sorge um die Folgen, die ihre unbedachten Schritte nach sich zogen. Von Kindheit an verschenkte sie unbeaufsichtigt die Sachen vom Leibe, wo sie Not zu sehen vermeinte, wie oft hat sie schweigend gehungert, weil sie ihr Frühstücksbrot dem ersten besten armen Kinde schenkte, das ihr blaß und verhungert über den Weg lief. Ach, ich könnte Ihnen noch viel viel mehr erzählen, auch wie ihre Gutherzigkeit aufs gröblichste mißbraucht wurde, doch wozu? Gottlob hat sie ja trotz aller trüben Erfahrungen noch nicht den geringsten Teil ihrer vollen, warmen Menschenliebe verloren. Ein beneidenswertes Menschenkind, die dumme Fränze!“ schloß er dann mit Wärme und blickte unverwandt zu dem jungen Mädchen hin, das in strahlender Heiterkeit und Frische herüberlächelte.

Verstohlen, mit leisem Lächeln betrachtete Regina ihren Nachbar. „Sie mögen Fräulein Oberding gern, Herr Doktor, nicht wahr?“ fragte sie mit herzlicher Teilnahme.

Ein wenig rot wurde Ebeling doch, als er beistimmend nickte. „Ja, — ich denke, es geht vielen so wie mir.“

„Und warum greifen Sie nicht zu? Dem Kühnen ist das Glück hold!“

Der Doktor zog langsam die Schultern hoch, während sein Blick dem ihren in voller Aufrichtigkeit begegnete. „Das gefeierte Mädchen dürfte mir, dem unscheinbaren, linkischen Gesellen, kaum ihre Neigung schenken, wenn auch vielleicht ein wenig Freundschaft. Nein, ich würde es nie glauben können, daß sie mich lieb hat! Ihr gutes Herz kann niemandem eine Bitte abschlagen, ehe sie jemandem weh thäte, brächte sie sich selbst zum Opfer, und bei einer Zurückweisung könnte ich den Schmerz wohl kaum verbergen, wenn ich es auch möchte! — Lassen wir das,“ wehrte er dann einer Gegenrede, — „vielleicht fügt es einmal ein gütiger Gott, daß ich es glauben darf!“

Tief ergriffen blickte Regina vor sich nieder. Beneidenswertes Weib, das je echte, rechte Liebe einflößen konnte. Ihr war es niemals vergönnt gewesen, und schweigend saß auch sie nun neben dem stummen Nachbar.

Als der Tanz verklungen, kam Franziska herübergesprungen. „Wie ernsthaft Sie aussehen, Herr Doktor, gilt es wieder einen Schurken vom Galgen loszuknüpfen oder gab es heut einen Extraskandalprozeß? Ach, es muß wunderlich in Ihrem Kopfe aussehen,“ plauderte sie weiter, indem sich sich neben Regina in einen Sessel warf, „was ist der Rechtsanwalt anders als der vom Staat bestellte Zänkeschlichter und Klatschausfechter anderer Leute!“

Ebeling lachte hell auf. „Besten Dank, gnädiges Fräulein, also mein Beruf hat nicht Ihren Beifall?" fügte er dann ernster hinzu.

„Leider hat man den Juristen noch keine hübsche Uniform verliehen," mischte sich jetzt auch Regina ins Gespräch, — „das ist wohl der Hauptmangel in Ihren Augen, gnädiges Fräulein. Welche Stellung wünschten Sie wohl ihrem zukünftigen Gatten?"

Die runden, strahlenden Augen Franziska's hingen schelmisch fragend an dem mächtigen Kronleuchter. „Darüber habe ich wahrhaftig noch nicht nachgedacht," meinte sie nach kurzer Pause, „aber wenn ich ihn lieb hätte und er mich, — schrecklich lieb, dann könnte er meinetwegen auch Schuster oder Schneider sein!"

Ebelingt senkte in leichter Befangenheit die Lider vor Regina's lächelndem Blick. „Einen Tanz bekomme ich heut nicht mehr?" fragte er ablenkend und zog leise die eng beschriebene Tanzkarte aus Fränzen's Fingern. „Eine steife Française hätte recht gut noch für den alten Onkel gepaßt!"

„Wollen wir mogeln?" fragte sie sogleich bereitwillig. „Wir reiben den Leutnantsnamen aus und schreiben dafür den Ihren hin. Wer will uns dann den Betrug beweisen?"

„Sagte ich es nicht?" sprach Ebeling zu Regina hinüber, „sogar den schneidigen Tänzer giebt sie her, bloß um nicht „nein" sagen zu müssen."

„Was, schneidig?" wehrte Franziska, „sehen Sie doch das „Gigerl" an mit dem Monokel und den absatzlosen Plattfüßen, ganz von anderen Geschmacklosigkeiten zu schweigen! — Soll ich schnell einen Gummi holen?"

Doch dieser schüttelte beharrlich den Kopf, wenn auch die Augen so leuchtend an ihr hingen. „Lassen wir es lieber für heut. Mit den unrechtmäßigen Genüssen ist das eine eigene Sache, sie schmecken meist recht bitter hinterdrein! Aber darf ich mir für den nächsten Juristenball am Sonnabend die erste Française ausbitten?"

„Riesig gern," beteuerte sie lebhaft.

„Und Sie werden meinen Namen nicht streichen einem anderen Bittsteller zuliebe?"

„Aber Herr Doktor, ich werde Sie doch nicht betrügen?" meinte sie listig lächelnd, indem sie sich erhob, „dann schicken Sie mir ja höchstens eine Klage über den Hals. Vor einem solchen gefährlichen „Prozeßhansel", wie Sie sind, muß man sich wohl hüten" und nickend und grüßend eilte sie zur Mutter hinüber, die ihr längst mit Augen und Hand gewinkt.

Ebeling wandte sich, als sie seinen Blicken verschwunden, tiefaufatmend an Regina. „Ist sie nicht ein Sonnenkind?" fragte er in tiefer Innigkeit. —

Als man zur Française anspielte, gelang es Ebeling, Regina zur Teilnahme zu überreden, und bald genug hatte er auch ein Gegenüber gefunden, das sich gleich ihnen erst spät dazu entschlossen. Die große Fülle zwang die Festordner, mehrere Karrees zu bilden, trotzdem führte ein Zufall Pauer gerade in dasjenige, welchem Ebeling mit seiner Dame zugeteilt worden war, wenn auch in die der Längsrichtung nach aufgestellte Contrepartie, so daß Regina Muße hatte, ihn

und seine Partnerin genau zu betrachten, ein Unterfangen, das freilich nicht ganz ohne bittere Empfindung blieb.

Die Dame, welche Pauer zum Tanz führte, war wieder jene üppige, herrlich gewachsene Blondine, an deren Seite ihn Regina heut Abend schon zu wiederholten Malen zurückkehren sah, doch verlor der fast zu kleine Kopf derselben in der Nähe gesehen. Der Mund war zu voll, und der dichte Puder deckte nur schlecht den abgespannten Zug in seinen Winkeln, während die unruhigen Augen fast fieberhaft glühend hin und her schweiften. Es gab ein Etwas im Äußern dieser Frau, das zurückstieß, ihr entschieden mißfiel. Ging das denn an Pauer, diesem feinfühligen Mann, so gänzlich spurlos vorüber?

„Wer ist jene Dame, mit der Herr Doktor Pauer tanzt?" fragte sie endlich.

„Eine Frau von Ressius," gab Ebeling kühl abwehrend zur Antwort, dann ohne weiteren Zusatz führte er sie der Tanztour entsprechend ihrem Gegenüber zu.

So wenig sie Pauer bisher beachtet, folgten ihr jetzt seine Augen von Ort zu Ort, doch sie wich ihnen beständig aus, sein vermeintlich launenhaftes Wesen, das heut mit Aufmerksamkeit überschüttet und morgen grundlos übersieht, verletzte sie tief, und so widmete sie sich ganz dem Tanz, der je länger je mehr ihr Freude machte und ihr bald die alte Sicherheit zurückgab.

So verging eine Tour nach der andern, bis sich endlich auch die letzte anfügte, welche die Hände zur Kette in einander legt, ein unwillkommener Abschluß nach Regina's Geschmack, da sie kaum noch einen Herrn ihres Karrees kannte. Dennoch machte sie gute Miene zum bösen Spiel, was blieb ihr auch anders übrig, und den Kopf stolz in den Nacken geworfen, berührten ihre Fingerspitzen rechts und links die dargereichten Hände, bis plötzlich sekundenlang ihr Fuß am Boden haftete. Fühlte sie doch ihre Hand fest umschlossen und blitzschnell heftig gepreßt, daß es ihr fast einen Schmerzenslaut entlockte. Ein empörter Blick maß Pauer vom Scheitel bis zur Sohle.

„Wie gut Ihnen der Zorn steht," flüsterte dieser uneingeschüchtert im Vorüberschreiten, — dann drängten sich fremde Leute zwischen das Paar.

„Was ist Ihnen geschehen?" fragte Ebeling, als sie auf ihrem Platz sich trafen mit einem unruhig forschenden Blick in ihr gerötetes Antlitz. „Pauer sprach mit Ihnen, ich sah es!"

„Er scheint sich eine seltsame Art im Umgang mit Damen angewöhnt zu haben!" stieß sie noch atemlos hervor. „Eine eigene Sitte, Bekannte zu begrüßen."

„Bleiben Sie ihm fern, wenn ich Ihnen raten darf, gnädige Frau," flüsterte der Doktor abgebrochen mit augenscheinlichem Widerstreben. „Sehr traurige Umstände haben ihm den Glauben an Frauentugend genommen, — der arme Mann," fügte er noch mitleidig, wie zu sich selbst sprechend, hinzu. —

Regina versuchte, sich in der nun folgenden Tanzpause einer liebenswürdigen älteren Dame zuzugesellen, die sie durch Franziska's Vermittlung kennen gelernt, doch war auch diese Annäherung nicht von langer Dauer. Eine losgelöste Schleife am Kleide ihrer Tochter zwang diese, sich mit dem jungen Mädchen in die Gar-

derobe zu begeben; als sie von dort zurückkehrte, wurde sie schon am entgegengesetzten Ende des Saales festgehalten, und so sehr es Regina bedauerte, die Dame kehrte nicht mehr nach dem früheren Platz an ihrer Seite zurück.

So saß sie wieder allein, doch hatte sich die anfängliche Beschämung in eine gewisse herbe Gleichgiltigkeit verwandelt. Sie konnte die Leute nicht zwingen, ihr Beachtung zu schenken, und mit einem gewissen Trotz lehnte sie sich fast behaglich zurück, das Treiben einzelner Gruppen und Persönlichkeiten zu beobachten.

Sie hatte sich ein Schälchen mit Eis genommen und langsam leer gelöffelt, als sie sich jetzt erhob, es auf ein nahebei stehendes Tischchen zu setzen, sah sie Pauer vor sich, der es ihr hart aus der Hand nahm.

„Ich glaube gar, Sie wollen sich selbst bedienen, vielleicht auch andere,“ spottete er, dann ließ er sich, ohne irgend eine Aufforderung abzuwarten, auf dem kleinen Sopha dicht an ihrer Seite nieder.

Er lachte hell auf, als er ihre abweisende Miene bemerken mußte, ohne sich doch um Zollbreite aus seiner bequemen Lage aufzurichten. „Wie können Sie eine derartig untergeordnete, unbeachtete gesellschaftliche Stellung ertragen,“ stieß er endlich mit fast verächtlicher Tonfärbung hervor.

Grelles Erstaunen verdrängte jeden anderen Ausdruck auf ihren Zügen.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie hastig, betroffen, wie gut er ihr Innenleben zu enträtseln wußte.

„Das Auftreten thuts, ganz allein die nötige Keckheit,“ gab er als Antwort zurück. „Sie haben, weiß Gott, das Zeug, sich mit diesen Leuten hier messen zu können, mit allen —“

Regina hob unruhig abwehrend die Hand empor. „In welchem großen Irrtum Sie befangen sind, Herr Doktor! Ich habe früher freilich auch einmal gedacht, mehr leisten und fordern zu können wie andere Menschen, doch das habe ich vergessen müssen, — das ist nun vorbei! —“

„Ihr Selbstvertrauen hat Schiffbruch gelitten, nichts weiter,“ entgegnete er ihr in rücksichtslosester Offenheit, „raffen Sie sich auf.“ —

„Als ob eine Frau im stande wäre, ihren Willen geltend zu machen,“ lachte sie bitter.

„Allerdings, eine Frau kann es eher wie jeder Andere! Die kleine Dosis Gewissen wird über Bord geworfen und dann: Schwelle die Segel, günstiger Wind!“

„Vielleicht haben Sie recht, — ich weiß es nicht! Da bisher keine Versuchung an mich herangetreten ist, der stand zu halten ich meine moralischen Kräfte hätte prüfen können, darf ich mit Berechtigung nicht widersprechen.“

Endlich richtete er sich aus seiner bequemen Lage auf, ihr starr — ungläubig in die Augen zu blicken. „Sollte sie wahr sein?“ dachte er, dann fügte er harten Tones laut hinzu: „Wenn ein Weib Mangel leidet, sei es, an was es wolle, so wird es ihm abzuhelfen streben, mit welchen Mitteln es auch wäre. Gegen das ungestüme, überwältigende Verlangen einer Frauenseele kommt das wenig ausgeprägte Rechtsbewußtsein allemal zu kurz!“

Von eigenen Rückerinnerungen gepackt nickte Regina langsam, hatte sie denn nicht auch nach einem Ziel gestrebt, um Himmel und Hölle, Leben und Sterben? War es ihr Verdienst, daß niemandem der Preis begehrenswert erschienen? „Ein schwaches, erbärmliches Geschlecht,“ bestätigte sie seine Worte.

Wie ruhig sie das sagte, als ob sie nicht selbst zu ihm gehörte. „Und Sie? Haben Sie sich wirklich mit einem alltäglichen, mühelos zu erreichenden Ziel begnügen können?“ forschte er dringlich.

Wie erwachend hob sie den tiefgesenkten Kopf. „Wer sprach von mir? Das stolzeste Schiff, dem Wind und Wetter das Steuer zerbrochen, muß sich willenlos der Strömung überlassen.“

„Ah, Sie hätten beim ersten Widerstand schon die Fahrt aufgegeben?“

Finster begegnete sie seinen Blicken, in denen sich deutliche Enttäuschung spiegelte. „Eines Kindes Hand ist schwach, — was fragt ein solches, wer sich seines lecken Schiffes erbarmt? Das hängt nur am Heut und freut sich der glücklich überwundenen Gefahr, — erst wenn das Morgen herankommt mit stiller See, dann beginnt es zu ahnen, wie es besser gethan hätte, sich der Barmherzigkeit der Wogen als der der Menschen anzuvertrauen! — Doch lassen wir das,“ forderte sie ablenkenden, kalten Tones, „sprechen wir von anderem!“

Längst hatte wieder ein neuer Tanz begonnen, doch Pauer wich nicht von ihrer Seite, und mancher Blick wanderte zu dem lebhaft plaudernden Paare hin. Wie viele der Gäste bemerkten erst jetzt die Anwesenheit der schlanken, blassen Frau mit den finsteren Augen. Sie mußte interessant sein, natürlich, würde sonst Pauer, der berühmte Pauer, ihre Gesellschaft suchen?

Der vom Hausherrn vorbereiteten Tischordnung nach führte der von aller Welt vergötterte Pauer Frau Mielke auch zum Souper, ein unerklärlicher Umstand selbst für die Intimen, der noch unverständlicher wurde durch das Benehmen Oberding's, der im Lauf der Mahlzeit oft genug mit listigem, vielsagendem Augenzwinkern das Glas erhob, ihm zuzutrinken, nachdem er im Vorüberschreiten schon ihm vertraulich auf die Schulter geklopft hatte mit den Worten: „Nun, sind Sie zufrieden mit mir?“

Regina selbst leistete längst in ihrem Herzen dem ihr unsympathischen Präsidenten ehrliche Abbitte. Mit welchem feinen Taktgefühl er der in diesem Kreise fremden Frau den fast einzigen Bekannten zum Tischnachbar ausgesucht, ungeachtet er damit gewiß manche berechtigte Hoffnung ihm näher stehender Damen vernichtet; denn daß ihr geistvoller, schöner Nachbar der Liebling aller Frauen seines Kreises war, daran konnte sie nicht mehr zweifeln.

Nachdem man sich an der Tafel niedergelassen, fand die junge Frau reichlich Muße, die Handschuhe von den schmalen Händen zu ziehen, da ein Zufall den Platz auf ihrer rechten Seite freigelassen zu haben schien und Pauer von seiner anderen Nachbarin, der schönen Frau von Ressius, rücksichtslos in Beschlag genommen wurde, unbekümmert um den eigenen Tischherrn und seine vernachlässigte Dame. Dann, als sie ihre Serviette ausgebreitet, hörte sie ungestört der lauten Unterhaltung zu, welche sich zwischen diesen entsponnen, die aber schon nach

wenigen Minuten tiefe Röte auf ihr Gesicht malte. Regina war durchaus keine prüde Frau; das Leben hatte sie reichlich gelehrt, vieles beim rechten Namen zu nennen, doch das Thema, welches hier in kurzen Bemerkungen und frivolen Redewendungen behandelt wurde, lief haarscharf auf der Grenze des Zulässigen, — nein, man hatte sie bereits überschritten!

Jäh wandte sie den Kopf nach der anderen Seite, genug, daß sie das Ohr nicht vor der im lautesten Ton geführten Unterredung verschließen konnte, wenigstens ihr Auge wollte nicht die widerlichen, freien Bewegungen der üppigen, tief dekolletierten Frau sehen, gegen die sie fast ein Gefühl von Verachtung zu packen begann. Wie war es möglich, sich derartig jeder weiblichen Scheu zu entkleiden?

„Nun, warum nehmen Sie nicht Teil an unserem Gespräch?" fragte unmittelbar darauf Pauer, tief zu ihr hinabgeneigt, unbekümmert, jetzt seiner anderen Nachbarin wieder den Rücken zu kehren. „Sie sehen verstimmt aus, will mir scheinen. Hat Ihnen etwas an unserem Gespräch mißfallen?"

Die junge Frau vermochte nicht sogleich, die Lider zu heben, noch fühlte sie die Glut der Scham auf ihren Wangen, doch ihre Stimme klang fest, als sie ein: „Alles" aussprach.

„Bah, eine Frau sollte nicht derartig kleinlich denken," wehrte er fast heftig, und dennoch hing ein eigener, weicher Blick an dem ernsten, rotübergossenen Antlitz. „So hat Frau von Ressins also nicht Ihren Beifall gefunden, und doch hatte ich daran gedacht, gerade die beiden Damen näher mit einander bekannt zu machen? Übrigens eine Kollegin, gnädige Frau," fuhr er im leisen, freundlichen Scherz fort. „Nun, auch jetzt schweigen Sie noch? Sind Sie denn garnicht neugierig, näheres über Sie zu erfahren?"

Ein schüchternes Lächeln huschte über Regina's Gesicht, es wunderbar verjüngend. „Ein wenig doch," gestand sie ehrlich ein, durchaus sicher vor fremden Zuhörern, da alles ringsum in lebhafter Unterhaltung begriffen war.

„Also doch," nickte er befriedigt, „nun, ich habe Ihnen da von einem ziemlich interessanten Lebenslauf zu berichten. Vor allem, die Frau lebt geschieden von ihrem Gatten, — sie konnte nicht die Fesseln einer nüchternen Ehe und beschränkten Häuslichkeit ertragen. Was sagen Sie zu dieser Energie?" forschte er mit einem lauernden Blick.

„Wie seltsam, sich für immer vom Gatten zu trennen," meinte Regina nachdenklich, — „doch, gewiß, ich bewundere ihre Willenskraft."

„Wie kalt, ja gleichgiltig das klingt!" schalt er fast ungeduldig, „als ob Sie nicht ahnten, wie einer derartig gefesselten Frau zu Mute sein muß!"

„In der That," unterbrach ihn Regina lebhaft, „es fehlt mir der Begriff für ihre Handlungsweise. Der Gatte steht der Frau so nahe, daß ich nicht verstehen kann, wie sie sich von ihm loszulösen im stande ist ohne die zwingendsten Gründe."

Mit verzerrtem Gesicht lachte er grell auf. „Was wollen Sie? Wenn Frau von Ressius sich in ihrer Ehe nicht befriedigt fühlte, sollte sie lieber nach anderer Frauen Weise den Gatten betrügen? — Ich hätte Ihnen übrigens nicht diese haus-

backenen Ansichten zugetraut!" schloß er wegwerfenden Tones mit finster gefalteten Brauen. Hatte er sie überschätzt? War sie ein schwankendes, sentimentales Weib wie die andern?

„Nun, so behalte ich nur recht, da ich Sie schon früher warnte, in mir nicht mehr zu suchen, als zu finden sei," entgegnete Regina „ein ganz alltägliches, kleinmütiges Seelchen!"

„Das sind Sie eben nicht," schnitt ihr Pauer das Wort ab. „Wenn ich doch im stande wäre, Ihnen eine kleine Dosis Selbstgefühl einzuflößen, wie bald schon ständen Sie auf dem Platz, der Ihnen gebührt, — über den Köpfen der Leute, hören Sie wohl? — Bringen Sie mir eine Ihrer Geistesschöpfungen," sagte er dann, „ich bin überzeugt, daß auf diesem Wege Ihnen am ersten und leichtesten geholfen werden könnte; seinen Namen gedruckt zu sehen, thut bei Ihresgleichen Wunder," dann verstummte er, da sich ihre Hand mit krampfhaftem Druck auf die seine legte.

„Bitte, Herr Doktor, lassen Sie das ruhen!" bat sie flehentlich mit zuckenden Lippen. „Wenn Sie wüßten, mit wie glühendem Verlangen ich in meiner Jugend auf dieser Straße vorwärts gestrebt habe, ohne je etwas zu erreichen, Sie würden meine Todesangst vor dem Wiederaufleben dieser Kämpfe, die ich nur mit meinem Herzblut einschläfern konnte, begreifen."

„Ich ahnte, daß Ihr Mut an dieser Klippe zerschellte," nickte er langsam, und ein warmer, weicher Schein legte sich blitzschnell kommend und gehend über seine flackernden, durchdringenden Augen. „Und nun wollen Sie wirklich im Troß verkommen? Nein, ich leide es nicht, ich will es nicht leiden," brauste er auf, „es wäre schade um Sie! — Hier, sehen Sie meine Nachbarin an," fuhr er schneller im Flüstertone fort, „kaum, daß sich ein Körnchen Talent in diesem ungestümen Weibe findet, doch Energie, Zähigkeit und Weltklugheit haben sie dennoch auf einen hervorragenden Platz gehoben. Heut jagt sie frei wie der Aar dem Glücke nach, wenn es ihr auch wahrlich nicht darauf ankommt, der sogenannten guten Sitte ins Antlitz zu schlagen, wenn nur der erhaschte Genuß dem Preise entspricht, den sie gezahlt, und keiner wagt ihn ihr streitig zu machen. In verstecktem, wohlgeschütztem Winkel freilich mag sich manches Zünglein an ihr wetzen, doch berührt sie das? Die berühmte Frau ist in jedem Salon wohlgelitten, trotzdem die schöne Frau so manchem ein Schnippchen schlägt. Im Gegenteil, ein jeder reißt sich, einen Strahl ihres Glorienscheines auf sich abzulenken, sie hat eben den Mut bei einem Atom von Talent, der Ihnen mit Ihrer reichen Begabung fehlt. Fragen Sie doch Lucciola, ob sie nicht glücklich ist?" Und sein Glas erhebend stieß er es mit hellem Klang an das der schönen Frau. „Auf daß es immer so bliebe!"

Die Augen Lucciola's glühten auf, als sie sich ihm zuwandte, die weitgeschweiften Flügel ihrer Nase blähten sich in übermütiger Daseinsfreude! Dennoch blickte ihr Regina ohne Neid ins Gesicht. Wohl, das Los dieser Frau mochte vielen begehrenswert erscheinen, ihr war es nicht jenes Dasein, nach dem sie dereinst so glühend verlangt. Sie kannte die Worte dieser Frau, auch ohne dieselben

gelesen zu haben, mit frecher Hand betastete diese das Geschick der Leute, mit gierigem Auge und Ohr spähte sie in die Welt hinaus, es sensationslüsternen Seelen wiederzuerzählen, was sie von Schmutz und Pikanterie erlauscht. Nein. das war es nicht, was sie ersehnt, trotz Lucciola's Ruhm und goldenem Lohn, — mitten im Hexensabbat des Lebens in heimlicher Begeisterung Gestalten erstehen lassen, so rein, so wahr in ihrem ganzen Menschentum, wie sie eben nur das Auge des Dichters sieht, das wollte sie, und sie denen zuführen, die mutlos mit dem Leben rangen, gleich ihr, zum Trost, zur Lehre, zur Warnung. Wie der Sturmwind möchte sie an den verschlossenen Thüren pochen, bis sie dem Gotteshauch aufgethan, aber auch mit scharfer Geißel jenes feile Gezücht treffen, das unerreichbar dem Arm des Gesetzes im dunklen Winkel nistet und mit seinem Gift, das es nach allen Seiten streut, Glauben und Tugend zerstört. Guter Gott, — was wollte sie nicht alles, wenn ein gnädiger Gott ihr die Macht und Kraft verliehen. Tief erblaßt hatte sie beide Hände gegen das wildpochende Herz gepreßt, das sich in plötzlichem, übermächtigem Empfinden krampfhaft zusammenzog. Und wenn sie nun die Macht hätte und ihr nur das Glück fehlte, wie Pauer gesagt, — wenn sie zu früh mutlos die Hände in den Schoß gelegt hatte?

„Doktor, ich bitte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen, sagen Sie mir die Wahrheit?“ stieß sie ganz unvermittelt hervor, „halten Sie mich wirklich für fähig, mit der Feder etwas Ordentliches zu leisten? Doktor, ist es wirklich Ihre Meinung, daß ich Talent habe?“

Ein langer, ernster Blick streifte ihr tieferregtes Antlitz. „Talent? Nein, — in Ihnen steckt mehr als nur Talent!“

„Wer unruhevollen Geist hat, scharfen Blick.
Und auch viel Glück.
Entdeckt; —
Doch wer um Mitternacht vom Genius geweckt
Urkraft, Verhalt und Schönheit tief ergründet
Der nur erfindet!“ —

„Irrtum, Irrtum, — ich hätte ja einen Erfolg verzeichnen müssen,“ stammelte sie im vergeblichen Bemühen, jene unaussprechlich selige Hoffnung wieder zu ersticken.

„Unreife Früchte sind niemandem begehrenswert, auch nicht vom köstlichsten, edelsten Baum,“ wies Pauer sie bestimmten Tones zurück. „Anlagen, auch Anlagen des Genies, sind Erbe des Menschen, doch die Wissenschaft ihres Gebrauches niemals ein freiwilliges Geschenk aus den Wolken, mühsam und zäh will es errungen sein! Sie haben sich keine Zeit gelassen, auszureifen, das ist das ganze Geheimnis Ihrer Mißerfolge! Bringen Sie mir eine Arbeit und ich bin überzeugt, daß nach kurzer Belehrung schon Sie instinktiv das Rechte zu treffen wissen werden.“

Noch immer ungläubig und doch in strahlender Seligkeit blickte sie zu ihm empor. „O Gott, wenn es wahr wäre, — ich kann es ja nicht fassen, ich kann es ja nicht fassen!“ Dann plötzlich warf sie den Kopf in den Nacken, wie einem sich tiefer und tiefer auf sie niedersenkenden Bann zu widerstreben, ihn abzu-

schütteln. „Wer giebt Ihnen die Macht, meinem Munde zu entlocken, was ich nicht aussprechen gewollt?“ fragte sie in hervorbrechender Heftigkeit. „Das gesprochene Wort rollt wie eine Kugel immer weiter und weiter seinen Weg, wie soll ich es halten können?“

„Ich nehme Teil an Ihnen,“ erwiderte er in verändert kaltem Ton, „es giebt etwas in Ihrem Wesen, Ihren Augen, das ich mir verwandt fühle. Schade, wären Sie ein Mann, wir könnten Freunde werden.“

„Und eine Frau taugt nicht dazu?“

„Nein, denn nur der Mensch kann Freunde haben, der selbst versteht, ein solcher zu sein. Was weiß eine Frau von uneigennütziger Kameradschaft! Die Welt hat sich nach gerade an ihr ein enfant terrible großgezogen, das sie nicht achtet, ohne das sie aber nicht leben kann.“

„Doktor Pauer!“ fuhr Regina schwer verletzt empor, dann strich sie sich wie besänftigend über die schmale Stirn. Schweres Leid hatte ihn zum Weiberfeind gemacht, wie Ebeling ihr erzählte, daß dieses Leid von einer Frau ausging, brauchte ihr jetzt keiner mehr sagen, und der Zorn in ihrem Blick wandelte sich in tiefes Mitleid. Warum ihm fluchen, war er nicht verflucht genug? „Wie hart Sie urteilen, ganz abhängig von der eigenen düsteren Anschauung. Und Sie meinen stolz ein Freund sein zu können, wo Freundschaft nur auf dem heiligen Boden der Menschenliebe, der Achtung der Individualität gedeihen kann? Ihre Weiberfeindschaft macht Sie unfrei, Herr Doktor.“

„Was wissen Sie, eine Frau, von Freiheit?“

„Wenig genug, Sie haben recht, da man mich von Kindesbeinen an in Fesseln und Banden hielt. Darum auch blieb ich schwach und energielos, denn nur im Hauch der Freiheit kann sich Kraft und Selbstbewußtsein entwickeln.“

Wieder glitt der fragende, leuchtende Blick über sie hin, dann, ohne ein erklärendes Wort, wandte er sich fast rücksichtslos seiner anderen Nachbarin zu. Die Natur hat ja in fast jedes Weib eine Anlage zur Komödiantin gelegt, in Regina gewiß nicht die kleinste, wollte er sich so leicht täuschen lassen? —

Ebeling schüttelte immer wieder den Kopf. Er, der Pauer ebenso zu kennen meinte als den Präsidenten, zermarterte sich vergeblich den Kopf über die Motive der Handlungsweise dieser beiden Männer, und ein schmerzhaft ängstliches Gefühl beschlich ihn, die schutzlose, vielleicht recht lebensunkluge Frau, die er wahrhaft schätzte, so im Dunkel tappen zu sehen, ohne einen Lichtschimmer auf ihren Weg leiten zu können. Aufmerksam beobachtete er an den Kandelabern, Weinkaraffen und Blumenarrangements, die den Tisch zwischen ihnen füllten, vorbei Pauer's lebhafte Unterhaltung, Regina's erregtes Mienenspiel, den Farbenwechsel in dem sonst bleichen, regungslosen Gesicht, dort wurden kaum oberflächliche Ballgespräche geführt. Pauer war Frauenherzen nur zu gefährlich, die Gesellschaft wußte von manchem Triumph zu erzählen, wie viel leichter würde er daher Einfluß gewinnen über eine innerlich unbefriedigte Frau wie Regina, denn abgesehen von jeder Schuldfrage mußte Ebeling längst zugeben, daß es zwischen Mielke und seiner Gattin nicht war, wie es sein sollte. — Vielleicht wandelte seine ernste

Freundin schon dicht am Abgrund hin? Wie ihre Augen leuchteten, wenn sie zu ihrem Nachbar aufblickte, ihm zulächelte! Welchen seltsamen Kontrast der junge, halbgeöffnete Mund zu den müden, ernsten Augen bildete. Was gab Pauer die Macht, der finsteren Frau ein Lächeln abzugewinnen? Unverwandt schaute er hinüber, wenigstens mit Blicken ihr reges Zwiegespräch zu überwachen, und so mußte er weiter wahrnehmen, wie der Doktor jetzt ohne jede Vorsicht eine rote Kamelie aus dem Blumenaufsatz vor sich zog, sie Regina zu überreichen, unbekümmert um die Zerstörung, die er angerichtet. Freilich, der verwöhnte Liebling der Frauen brauchte sich nicht vor dem Zorn der Wirtin fürchten, man verzieh einem Pauer mehr als geknickte Blumen, und sorgenvoll fragte sich Ebeling, ob es nicht seine Pflicht sei, zu warnen und zu mahnen in aller Dringlichkeit, so lange es noch Zeit war?

Gedankenvoll wandte er den Kopf ab, das „wie“ zu überlegen, als er sich plötzlich straff emporrichtete. Hatte er doch in dem erst jetzt bemerkten Spiegel sich gegenüber Franziska's Bild entdeckt, die vom Nebenzimmer her mit weitgeöffneten, fast ängstlichen Augen ihn beobachtet zu haben schien; denn als sich ihre Blicke begegneten, senkten sich die Lider in tiefer Verlegenheit.

„Fränze, kleine, goldene Fränze“, dachte er mit klopfendem Herzen, was gäbe er in dem Augenblick darum, zu wissen, ob ihre Plätze Zufall oder — ihr Werk waren, und seine Blicke hingen unverwandt an dem lieblichen Köpfchen, in ihren Augen die Antwort zu finden, doch so lange er auch wartete, sie schaute nicht ein zweites Mal mehr in den verräterischen Spiegel. Sie hatte ja nach allen Seiten hin so ungeheuer viel zu erzählen. —

Als die Gäste nach Aufhebung der Tafel wieder den Tanzsaal aufsuchten, gelang es Ebeling nicht mehr, vor Beginn des Tanzes ein paar Worte von der durch die Gäste umringten Tochter des Hauses zu erlangen, so sehr ihn auch danach gelüstete, doch das warme, freudige Gefühl in seiner Brust blieb ihm, und das glückstrahlende Geschöpf, das sich fast vom ersten Blick an seines Herzens bemächtigt, wenigstens mit den Augen ungestört verfolgen zu können, zog er sich in die tiefe, mit schweren, dichten Plüschportieren verhängte Thürnische zurück. Vielleicht gelang es ihm doch noch, ihre Liebe zu gewinnen.

„Sie sind schlechter Laune, schöne Frau“, hörte er jetzt in nächster Nähe den Präsidenten sprechen, „was in aller Welt kann Ihre Stirn derartig mit Runzeln verunzieren?“ Und gleich darauf ließ sich der alte Herr mit Frau von Ressius dicht neben der Thür nieder.

Lucciola's Antlitz zeigte auch wirklich unverschleierten Ärger, an dem der Präsident jedoch nicht ganz unschuldig zu sein schien, der abweisenden Stellung nach, welche die schöne Frau eingenommen. „Was soll das mit dieser simplen Mielke?“ stieß sie heftig hervor. „Kollegin nennt er sie, doch ich kenne kein einziges Werk von ihr, dennoch hat mich Pauer um ihretwillen bei der Mahlzeit ganz unverzeihlich vernachlässigt. Ich werde es ihm gedenken, dessen darf er versichert sein!“ schloß sie mit funkelnden Augen.

Mit einem häßlichen Lächeln nahm der Präsident den Fächer aus den Händen der erregten Frau. „Dichterlaunen sind unberechenbar, das sollten Sie doch selbst wissen, Lucciola. Pauer findet nun einmal augenscheinliches Gefallen an dieser Sappho der Zukunft, dieser unter uns gesagt wirklich herzlich unbedeutenden Frau, und ich als sein guter Freund thue nur meine Schuldigkeit, wenn ich ihm nach besten Kräften Gelegenheit gebe, mit ihr zusammen zu treffen, ihr — näher zu treten."

„Ei, Füchslein, wie schlau, ihn auf diese Weise unschädlich machen zu wollen —"

„Wie meinen Sie das?" fragte Excellenz mit hochgezogenen Brauen und einer gewissen Unruhe in der Stimme.

„Pah, Sie haben Pauer dereinst betrogen, nun thun Sie das Ihre, ihn demselben Sumpf zuzutreiben. Kann ein Schelm noch den andern richten?"

Ebeling war sehr blaß geworden, als er hervortretend das Paar mit festem Blick musterte. Sie sollten es wissen, daß er ihr Zwiegespräch vernommen und ihren Anschlag zu bekämpfen wissen würde. Sein ehrlicher Sinn litt es nicht, mit geschlossenem Vezier zu streiten, auch da nicht, wo offene Parteinahme ihm vielleicht seine sonnige Hoffnung für immer zerstörte.

Eilig durchschritt er den Saal, Regina aufzufinden, — um jeden Preis mußte er das Netz zu zerreißen suchen, das man heimtückisch um jene Frau zu spinnen begonnen, und als er sie gefunden, zog er ihren Arm fast heftig durch den seinen.

„Kommen Sie, gnädige Frau, ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen," setzte er erklärend hinzu nach sorgenvollem Blick in die blitzenden Augen, auf die glühenden Wangen, und zog die Willige weiten Schrittes durch den Saal, einem ihm bekannten abliegenden Zimmer zu, wo er ungestört mit ihr zu sprechen hoffen durfte.

„Teufel, was soll das," meinte ärgerlich der Präsident, an dem sie vorübergingen, „ich glaube wahrhaftig, der Bursche macht mir mit spitzfindigen Warnungen alle meine Mühe zu schanden."

„Warum waren Sie auch so unvorsichtig, das so laut in die Welt hinaus zu schreien," entgegnete Frau von Ressius achselzuckend, dann raffte sie mit schnellem Griff die schimmernde rote Atlasrobe zusammen. „Ich will hören gehen, was er ihr zu sagen hat, vielleicht bieten uns die nächsten Minuten Stoff zu einem pikanten Romankapitel," und ohne irgendwelche Rücksicht auf den Zurückbleibenden folgte sie dem Paar in angemessener Entfernung.

Weder Regina noch Ebeling waren gewöhnt, Lauscher zu fürchten, daher ließen sie alle Vorsicht außer acht, als sie sich in dem einsamen Zimmer niederließen, und machten es Frau von Ressius sehr leicht, die ihnen im Rücken geräuschlos eine reichlich drapierte Thür geöffnet, ihr Vorhaben auszuführen.

„Schon einmal warnte ich Sie vor Pauer, gnädige Frau," begann Ebeling ohne jede Umschweife, bestrebt, in kurzer Zeit so viel als möglich zu sagen, „doch veranlaßt mich sein Wesen und das seines — Freundes, Ihnen, die ich hoch-

schätze und deren Frieden mir heilig ist, meine Warnung in deutlicherer Form vorzutragen. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie hinreißend liebenswürdig dieser Mann sein kann," sprach er schneller weiter, mit nachdrücklicher Handbewegung eine Einrede der bestürzten Frau zurückweisend, „doch gnädige Frau, leider darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß Pauer dem Rufe jeder Frau schadet, der er näher tritt, da er keinem ein Hehl daraus macht, wie sehr er das weibliche Geschlecht im ganzen und einzelnen verachtet. Ein trauriges — ja ein unverdientes Schicksal hat ihn auf diesen Standpunkt gestellt, wohl, ich will Ihnen davon sprechen, entgegen meinem Widerwillen gegen jede Indiskretion, nur dadurch kann ich hoffen, Ihnen ein klares Bild des Mannes zu geben. dessen Annäherung Sie fliehen müssen unter allen Umständen."

„Pauer ist aus bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen," sprach er in rasch sich folgenden Worten, — „in seiner ersten Novelle hat er seine drückende Lage selbst unendlich rührend beschrieben, wie er gehungert und gedarbt hat, um der geliebten Mutter willen, wie er auch mit eisernem Fleiß und Energie vorwärts strebte, ihr ein sorgenfreies Leben zu bereiten, vor allem aber jenen Sonnenstrahl einstmals ins Haus zu leiten, der sein Kinderleben erhellt, seine Jünglingsjahre zum Trotz aller Entbehrungen so freundlich gestaltet. Von früher Jugend an hing er an einem kleinen Mädchen, gleich ihm armer Leute Kind, unter dem Druck des Mangels groß geworden, — für sie hat er gestrebt und freudig geschafft, bis er ihr endlich ein Heim bieten konnte. Ich spreche weitschweifig, gnädige Frau" unterbrach er sich, „doch ist es eine Notwendigkeit, spätere Ereignisse in ihren Folgen ganz übersehen zu können. — Was ich aus Pauer's Munde und dem anderer Leute erfahren, läßt Lotte als ein schönes, genußsüchtiges, unbesorgtes Wesen erkennen, das gleich ihm aus beengenden Verhältnissen hervorgegangen, sich mit vollen Zügen dem Leben in die Arme warf. Mir war sie mit ihren unruhig flackernden Augen, der horchenden Haltung ihres Kopfes, ihrem unstäten, zerfahrenen Wesen unheimlich von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft an, trotz aller Anerkennung ihrer wilden, zigeunerhaften Reize.

Im Pauer'schen Hause ging es lebhaft zu, es bildete den Mittelpunkt eines großen, anregenden Kreises, trotzdem Pauers kein Vermögen hatten, wie ich Ihnen sagte. Die Leutchen lebten von der Hand in den Mund, ohne sich Sorgen um das Morgen zu machen, jeder Tag hatte ja seine Plage, dennoch brauchte Pauer nur selten seiner Frau, die er auf Händen trug, einen Wunsch abzuschlagen, da seine Einnahmen mit jedem Monat sich vermehrten, wie sein Ruf als Schriftsteller und Redakteur an Ansehen zunahm.

Jahrelang ging das so in Saus und Braus, bis plötzlich Frau Pauer zu kränkeln begann. Der zarte Körper ertrug augenscheinlich nicht das wilde Leben, doch die begehrliche Frau wollte nichts von Schonung wissen, war doch ihre Seele nur ein Durst nach Lust und Abwechslung! Als ich ihr einmal Vorwürfe machte über ihr rasendes Tanzen, lachte sie mir nur hell ins Gesicht. „Schonen soll ich mich? Warum vor der Zeit sterben, — nur Genuß ist Leben!" —

Was alle kommen sahen, nur Pauer nicht, geschah, nach kurzem Krankenlager, auf dem Frau Pauer noch glühend im Fieber bis zum letzten Augenblick neue Vergnügungen plante, starb sie und ließ einen verzweifelten Gatten zurück.

Da half kein Trost, keine Freundesliebe, der Gedanke an seinen Verlust beherrschte ihn bis nahe zum Wahnsinn. So lange die Leiche im Hause war, gelang es keinem Menschen, zu ihm zu gelangen, nicht einmal den Bitten und Thränen der geliebten Mutter, die ihre Heimat in seinem Hause gefunden, konnten Einfluß über ihn gewinnen.

Die zahlreiche Familie seiner Frau hatte sich unmittelbar nach ihrem Hinscheiden in wenig zartfühlender Weise an mich gewendet, ihren Vorteil bei der Nachlaßregulierung zu vertreten, und meine Pflicht zwang mich daher, unmittelbar nach der Beerdigung mir Eingang bei Pauer zu verschaffen. Ich fand ihn zum Skelett abgemagert, totenbleich hinter den dicht verhängten Fenstern von Lotten's Zimmer, und ich sah bald genug ein, daß hier mit tröstlichen Phrasen nicht gedient sei, und so begann ich in meiner Ratlosigkeit ohne Umschweife ihn von dem geschäftlichen Zweck meines Kommens zu unterrichten.

Anfänglich schien er es nicht zu fassen, was ich verlangte, bis er plötzlich mit tiefem Stöhnen die Hände an die Schläfe preßte. „Ich soll mich von einem Stück trennen, das Lotten wert gewesen, das sie berührt? — Unmöglich, Ebeling, unmöglich! — Sie mögen es abschätzen, so hoch Sie es wollen, und die Summe soll den Erben ungeschmälert zugehen, — doch ich gebe kein Stück her, um keinen Preis!" und dabei sprang er auf, alle Behältnisse zu öffnen, sich noch von dem Dasein seiner Schätze zu überzeugen oder mir vielleicht schon zur Abschätzung Einblick gewährend.

Auch zum Damenschreibtisch war er getreten, seine Schübe herausziehend, und unaussprechlich schmerzlich starrte er auf seine Heiligtümer nieder, die ihm aus dem Fach entgegenblickten, ihre Schmucksachen. Erinnerte ihn doch jedes Stück an eine glückliche Stunde, einen seligen Tag mit ihr zusammen.

„Dies war mein erstes Geschenk für Lotte an ihrem Einsegnungstage," murmelte er, auf ein kleines Medaillon deutend, „guter Gott, wie habe ich gedarbt, ihr diesen Wunsch zu erfüllen! Meine Lotte, meine arme, kleine Lotte, hatte so große Freude an goldenem Tand! — Dann hier diese Brillanten trug sie zur Trauung, an dem Tage, da sie mein wurde, ganz mein," und ein laut- und thränenloses Schluchzen rüttelte an seinem Körper, — „dann dieses — O diese Kette, diese verfluchte Kette," schrie er plötzlich auf, eine mattschimmernde Perlenschnur heftig auf die Tischplatte schleudernd. „Warum habe ich ihr damals diesen Wunsch versagt, ihren letzten", und sich in den Sessel nebenbei werfend, drückte er den Kopf tief in die Polster desselben.

„Allezeit hatte ich Perlen geliebt," sprach Ebeling heiser weiter, „und ohne zu wissen, was ich that, nahm ich den Schmuck empor, die ebenmäßigen, silberschimmernden Tropfen zu bewundern. „Niemals bisher sah ich so vollkommene Perlen," sagte ich, nur bestrebt, das furchtbare Schweigen zu brechen.

Pauer hob langsam den Kopf, und ein unsäglich wehes Lächeln irrte um seinen Mund. „Sie lassen sich täuschen, wie wir anderen auch, Sie halten eine gute, doch wertlose Nachahmung in Händen! — Doch, doch" beharrte er auf mein ungläubiges Kopfschütteln, „hören Sie nur, wie Lotte zu ihnen gekommen ist!"

„Wir, meine Frau und ich, wanderten zur Weihnachtszeit mit einigen näheren Freunden die Straße entlang, — ich entsinne mich noch so genau jener Dämmerstunde, in der uns der tolle Wilecky, der seitdem auch gestorben ist, und Oberding begleiteten. Lotte liebte es, an den Schaufenstern stehen zu bleiben, sich an den im hellen Licht erstrahlenden Auslagen zu freuen, und wir kamen willig ihrem Verlangen nach.

Mir ist es, als sei es erst gestern, als sie unbekümmert um die Passanten hinter und neben uns mir vor einem Juwelierladen um den Hals fiel. „Ulrich, die Perlenschnur muß ich haben, goldner, süßer, sieh nur, wie herrlich," und sie zeigte mir eine in Größe und Färbung ähnliche wie die, welche Sie in der Hand halten, und die, auf milchweißen Samt gebettet, ihr in der hellen Beleuchtung in die Augen gefallen war.

Es war zur Weihnachtszeit, dann hatte ich ein reichliches Honorar für ein neues Werk in der Tasche, und es ist mir allezeit schwer geworden, meinem Liebling einen Wunsch abzuschlagen" erzählte mir Pauer mit zitternder Stimme, „sie war mir ja von jeher alles, — Licht und Leben, hieß mich da nicht die Pflicht, ihr freudig alles opfern, was ich erwarb? Dennoch, nachdem ich mich ohne Zögern in dem Laden nach dem Preise des Kleinods erkundigt, mußte ich ihre Bitte zurückweisen — mit schwerem Herzen! Die geforderte Summe war mir unerschwinglich!"

„Zwei, drei Tage grollte mir Lotte, — sie lief davon und ließ mich allein im öden Haus zurück, scheinbar unzugänglich allen vernünftigen Auseinandersetzungen, dann am vierten Tage kam sie mir mit der ganzen alten Fröhlichkeit entgegen.

„Was habe ich," fragte sie mich, auf ein schlichtes Pappkästchen in ihrer Hand deutend, dann, als ich ratlos den Kopf schüttelte, öffnete sie den Deckel, und ich sah diese Bourguignons dort auf rosa Watte gebettet vor mir.

Anfänglich war ich sprachlos, doch sie sprang und lachte nur wie ein Kobold im Zimmer umher. „Auch du läßt dich täuschen, o du kluger, kluger Mann!" jubelte sie, dann sich mir auf die Knie schwingend, bekannte sie mir, daß die abschlägige Antwort vor den Freunden sie tief „gewurmt" habe, „tiefer als die ganze Sache wert sei!" Nun ihr der Zufall diese Nachahmung in die Hände gespielt, hatte sie allen Kummer vergessen und bettelte nur immer wieder: „Trotz deines Abscheues vor unechten Sachen lasse sie mich tragen. Nur ein einziges Mal wenigstens lasse sie mich vor den Freunden schmücken, ich ertrage den Gedanken nicht, in ihnen Zeugen einer mir abgeschlagenen Bitte zu sehen." —

„Wie oft hat sie Lotte dann getragen," bekannte mir Pauer, ruhelos im Zimmer auf- und niederschreitend, „mußte ich doch selbst gestehen, daß diese schimmernden Tropfen wunderbar mit ihrer dunklen Haut kontrastierten. Ach,

Lotte, arme Kleine, du mußtest dich mit wertlosem Tand schmücken, weil dein Mann im engherzigen Geiz dir diese Freude versagte!“ brach es noch zum Schluß in rührender Anklage von seinen Lippen. —“

Einen Augenblick hielt jetzt Ebeling im Sprechen inne, die Erinnerung an jene Szene hatte ihm heut noch Schweißtropfen auf die Stirn getrieben, doch Regina's weitgeöffnete, feuchtschimmernde Augen, ihr bebendes: „weiter, weiter!“ ließ ihm nicht lange Zeit, und so fuhr er schwer atmend fort:

„Ich hielt noch immer jene unselige Kette in Händen und ohne eine Ahnung vom dem, was kommen sollte, — ich war zehn Jahre jünger und unerfahrener, — nur bestrebt einen Irrtum zu lösen, sagte ich: „Und doch Pauer, die Perlen sind echt,“ und einen Hammer ergreifend, der vielleicht noch vom Dekorieren des Sarges her liegen geblieben war, führte ich einen starken Schlag auf die unversehrt bleibenden Perlen. „Ich bin Kenner, Pauer, das sind keinesfalls Bourguignons.“

Wie von Sinnen starrte er mich an, dann riß er mir den Hammer aus der Hand, um wie irrsinnig Schlag auf Schlag niederschmettern zu lassen, bis er ihm aus den bebenden Fingern fiel und er halb bewußtlos in den nächsten Sessel sank.

„Gelogen,“ keuchte er, dann mit einem herzzerreißenden Laut richtete er sich mühsam empor. „Lassen Sie mich allein,“ lallte er mit flehendem Blick, und ich konnte ihm nicht widerstreben.

Vor der Thür schon begann ich zu ahnen, was diese Entdeckung im Gefolge haben konnte, und voll ängstlichen Mitleids horchte ich, in die Ecke neben die Thür gedrückt, was Pauer beginnen werde.

Ich hörte ihn unsicheren Schrittes da und dorthin treten, dann kam er näher, den Hut in die Stirn gedrückt, ein kleines Päckchen in der Hand, verließ er endlich schwankend das Zimmer, um schwer auf das Geländer gestützt die Treppe mühsam hinabzusteigen.

Dicht neben der Hausthür befand sich ein Droschkenstand, er bestieg einen Wagen, ich den zweiten, mit der Weisung, ersterem zu folgen. Ich hielt es für meine Ehrenpflicht, ihn zu überwachen, soweit es in meiner Macht stand. Wie ich vermutet, hielten die Gefährte bald vor einem großen Juweliergeschäft auf der Jägerstraße, und unmittelbar, nachdem er den Laden durch den im Flur befindlichen Eingang betreten, stand auch ich schon hinter der Glasthür, bereit, für den Schmerzbethörten zu handeln, wenn nötig.

Da alles um mich her still blieb, ich hatte die Hausthür hinter mir geschlossen, hinderte mich kein Geräusch noch greller Straßenlärm, jedes Wort seiner Fragen zu verstehen, ebenso die Antwort, nach welcher im Dezember ein älterer Herr, der in Begleitung einer schönen, jungen, tiefbrünetten Dame gekommen, allerdings diese Perlen gekauft habe. Als aber Pauer nach näherem zu forschen begann, zuckte man plötzlich die Achseln, — ohne daß er in seiner furchtbaren Erregung jene Winke bemerkt hätte, die der Ladeninhaber blitzschnell seinem Personal gegeben. Mochte sich dieser doch berechtigter Weise sagen, daß ein Mensch, der

so blaß und verstört aus hohlen Augen ins Leere starrt, nicht um einer Kleinigkeit willen nach Einzelheiten frägt."

„Furchtbar, furchtbar," murmelte Regina, die Hand über die Augen gepreßt. „Großer Gott, welcher Schurke konnte den Beklagenswerten um sein Heiligstes betrügen?"

„Sein Freund und — Ihr Gönner Oberding," stieß Ebeling ingrimmig hervor. „Nun werden Sie auch vielleicht begreifen, wenn ich Sie auch vor der Gunst dieses Mannes warne. — Ja so, Sie werden Beweggründe für diese Anklage hören wollen," faßte er sich, auf ihre Geste des Entsetzens hin, „ich nahm mir damals einen der jungen Leute vor, den kennen zu lernen ich keine Mühe scheute, und die mir unbedenklich gegebene nähere Beschreibung ließ mir auch nicht den geringsten Zweifel an der Person Oberdings. Pauer selbst hat nie etwas Genaueres erfahren, doch die furchtbare Veränderung, die damals urplötzlich mit ihm vorging, läßt nur zu sehr annehmen, daß er den Zusammenhang, wenn auch nicht die Persönlichkeit ahnt, wohl glaublich, da seine Frau allezeit von einem Schwarm Verehrer umgeben war, deren Annäherung er in seinem sicheren Besitzgefühl nie die geringste Schranke gesetzt." — „Glauben Sie mir nun, wenn ich Ihnen sage, daß Pauer jede Achtung vor Ihrem Geschlecht verlor, Frau Regina?" fragte er dann eindringlich nach kurzem Schweigen, indem er sich erhob und ihr den Arm reichte, sie in den Tanzsaal zurückzuführen. „Glauben Sie mir, daß keine Frau etwas Gutes von ihm zu erwarten hat?"

Wie in einem schweren, langen Traum befangen, folgte ihm Regina. „Armer, — armer Mann!" —

Erst als das Paar auch das Nebenzimmer durchschritten, öffnete sich die Thür, hinter welcher Frau von Ressius gelauscht. „Pikant, äußerst wirkungsvoll," nickte sie tief befriedigt, indem sie vor dem Spiegel die kunstvolle Frisur einer sorgsamen Prüfung unterzog. „Ob man wohl um Stoff zu sorgen hat, wenn man Auge und Ohr offen hält? Ich denke, vier Wochen in Ostende sind nun gesichert!" —

Ein unendliches Mitleid hatte sich Regina's bemächtigt, das jede andere Regung in den Hintergrund drängte, sie zwang, als sie sich in einer Ecke des Tanzsaales niedergelassen, ihre Augen nicht von Pauer zu lassen. Die fröhliche Maske, die er vorgenommen, hielt vor ihren Geistesblicken nicht mehr stand, durch sein Lachen klang das Schluchzen seines zertretenen Herzens, der zornige Schrei seines genarrten Stolzes. Armer, armer Mann!

Wie erwachend schrak sie auf, als jetzt des Gatten Stimme sie anredete, das erste Mal an diesem Abend, trotzdem sie ihn oft genug in ihrer Nähe hatte plaudern sehen. Auch jetzt sprach er sie nur an in dem Begehren nachhause zu gehen, augenscheinlich war er nicht allzurosiger Stimmung, vielleicht, daß man ihm nicht die Aufmerksamkeit geschenkt hatte, die er erwartete.

„Komm," sagte er herrisch, „ich denke, wenn wir uns dort von Exellenz empfehlen, genügt das", und ihr nur um der äußeren Form willen den Arm

bietend, führte er sie dem Präsidenten zu, der unweit des Ausganges mit einem alten Herrn lebhaft plauderte.

„Sie wollen schon fort?" fragte dieser im Ton unruhiger Überraschung. „Ich glaube, unser Amtsrichter ist als Ehemann ein wenig bequem geworden und liebt es mit den Hühnern das Lager zu suchen. Aber um der Gattin willen sollten Sie das schon niederkämpfen, — Ihre Frau Gemahlin hat augenscheinlich emsig wie eine Biene Stoff und Anregung gesammelt, für eine Schriftstellerin —" „ah, ich weiß alles," lächelte er, sich unterbrechend bei der unwilligen Kopfbewegung Mielkes, — „die verehrte Frau ist nicht so verschlossen wie der mißgünstige Gatte. Warten Sie, warten Sie," drohte er scherzend, den Amtsrichter fest am Rockknopf fassend, „Ihr wohlwollender Chef wird Sie in Disciplinar-Untersuchung nehmen wegen böswilliger Verheimlichung so wichtiger Familienangelegenheiten! Doch Ihre Gattin sieht jetzt wirklich blaß aus," fuhr er lässiger fort, nachdem ein langer Blick ihn überzeugt, daß Pauer keine Notiz vom Scheiden des Paares zu nehmen schien, „ich will Sie gewiß nicht unnötig aufhalten!" Dann drückte er den Gästen noch herzlich die Hand, versprach der Gattin getreulich die Gründe der Scheidenden auseinanderzusetzen, die Empfehlungen nicht zu vergessen und — gähnte ziemlich unverfroren, als das Paar hinter der Thür verschwand.

(Schluß folgt.)

Emin Pascha in Zentralafrika.

Erinnerungen

von

Robert William Felkin.

Als der Herr Herausgeber der Deutschen Revue die Aufforderung an mich richtete, meine Erinnerungen an meine persönliche Begegnung mit Emin Pascha zu veröffentlichen, hat er mir eine Aufgabe gestellt, welche mich mit sehr großer Befriedigung erfüllt hat, und ich komme der an mich gerichteten Bitte um so lieber nach, als auch ich das große Interesse teile, welches jetzt ganz Europa dem zu Bagamoyo so schwer daniederliegenden Manne zugewandt hat; wird doch sebst im günstigsten Falle noch eine geraume Zeit vergehen, ehe dem europäischen Publikum sein lebhafter Wunsch, den berühmten Mann persönlich zu sehen, erfüllt werden kann.

Obgleich seit jener Begegnung mehr als zehn Jahre verflossen sind, erinnere ich mich derselben doch noch aufs lebhafteste. Sie fand am Abende des 8. Oktober 1878 statt, etwas südlich von der Missionsstation zum heiligen Kreuze am weißen Nil, einem Orte, welcher eine sehr traurige Berühmtheit erlangt

hat. Denn hier haben viele wackere Männer ihr edelherziges Bestreben, den schwer zugänglichen Schwarzen die Segnungen der Religion und der Gesittung zu bringen, mit dem Leben bezahlt. — Bis zum dritten Tage vor meiner Begegnung mit dem damaligen Emin Effendi hatte ich auf meinem Dampfer in jenen schwimmenden Grasmassen, welche der weiße Nil in so unglaublichen Massen herabwälzt, vierzig Tage lang wie ein Gefangener festgesessen, ein Ereignis, welches nicht danach angethan war, meine Laune besonders froh zu stimmen, und ich war wirklich von Herzen erfreut, als ich endlich Hilfe gefunden hatte und mein Fahrzeug mit vieler Mühe durch die dichte Grasbarriere hindurch geschleppt worden war. Wir hatten darauf einige Zeit an der Station von Schambil[1]), gehalten, um Holz einzunehmen, und waren jetzt, am 8. Oktober 1878, in rascher Fahrt nach dem Süden begriffen. Während des kurzen Zwielichts ging ich meinen Gedanken nach. Ich dachte an meine nähere und fernere Zukunft, besonders aber an den Empfang, den ich von seiten des Statthalters zu erwarten hatte. Denn die Beamten in Schambil hatten mir gesagt, daß Emin von der Störung meiner Reise in Kenntnis gesetzt worden sei, und daß er uns voraussichtlich zu Hilfe kommen werde. Ich konnte daher voraussetzen, daß ich in allernächster Zeit mit ihm zusammentreffen mußte. Schon in Chartum hatte ich aus Gordon Paschas und anderer Leute Munde vieles über Emin Effendi gehört, man sagte mir, er sei ein gelehrter Mann, Gordon hatte sich rühmend über ihn ausgesprochen, und dabei schien ein gewisses Geheimnis über seiner Persönlichkeit und insbesondere über seiner Herkunft zu schweben; während viele ihn als Deutschen bezeichneten, wollten mich andere wieder glauben machen, er sei Türke und mohammedanischen Glaubens, und so begreift es sich, daß ich auf diese Bekanntschaft nicht wenig gespannt war. Mitten aus meinen Gedanken heraus erschreckte mich die schrille Pfeife unseres Dampfers, ein Signal, welches von einem andern Dampfboote sofort in gleicher Weise beantwortet wurde. Alles geriet in die lebhafteste Aufregung, und nachdem wir eine Biegung des Flusses umfahren hatten, erblickten wir schon das andere Dampfschiff, welches sich uns in rascher Bewegung näherte; von allen Seiten hieß es, der Statthalter sei dort an Bord. Ohne Zeitverlust werden die Fahrzeuge aneinander festgemacht, wir warfen noch den letzten Blick auf unseren Anzug und begaben uns dann an Bord des anderen Schiffes, um dem Statthalter unsere Aufwartung zu machen. Ich brauche mein Gedächtnis noch heute nicht im geringsten anzustrengen, um mir den gewinnenden Eindruck wieder zu vergegenwärtigen, welchen die Persönlichkeit Emins, seine hohe, schmächtige Gestalt, sein forschendes und zugleich gemütvoll sinnendes Auge auf mich machte; er gab mir die Hand, und als ich sie in der meinen schüttelte, da wußte ich, daß ich in ihm einen Freund gefunden hatte, und dieses Gefühl hat sich allezeit bewährt. Denn von jener Stunde an bis auf den heutigen Tag habe ich im Genusse seiner Freundschaft gelebt, und die ganze Zeit hindurch ist niemals etwas vorgekommen, was die herzlichen Beziehungen zwischen uns hätte trüben oder schwächen können. Ein bestimmtes Urteil über den

[1]) Stromabwärts von der Station zum Heiligen Kreuze, etwa 7° nördl. Br.

Mann, den ich vor mir sah, gewann ich aber erst am nächsten Tage (9. Okt. 1878), als ich über einige Angelegenheiten, mit deren Betreibung Gordon Pascha mich besonders beauftragt hatte, ein langes Gespräch unter vier Augen mit Emin zu führen Gelegenheit bekam. Hierbei erkannte ich in ihm einen Mann von gründlicher wissenschaftlicher Bildung, einen begabten Diplomaten und einen ausgezeichneten Sprach-Kenner, welcher zugleich von dem lebhaftesten Eifer beseelt war, als Statthalter der Äquatorialprovinz sowohl für die Bevölkerung seines Landes als auch für die ägyptische Regierung nach Möglichkeit zu sorgen. Eine bestimmte Ansicht über Emin's eigentliche Herkunft habe ich mir damals ebensowenig gebildet wie heut. Ich halte es auch für recht taktlos, in einer solchen Weise, wie es viele Zeitungen zu thun lieben, den Privatangelegenheiten eines Mannes nachzuspüren. Ich pflege jeden Menschen so zu nehmen, wie er sich giebt, und ich darf wohl sagen, daß es mich jedes Mal verdrießt, wenn ich die albernen Versuche sehe, die man in Deutschland und England so vielfach macht, um den Schleier zu lüften, mit welchem sich zu umgeben Emin Pascha für gut befunden hat, und über seine Vergangenheit, seine gegenwärtigen Verhältnisse und über das wie und warum seiner Handlungsweise und seiner persönlichen Zwecke allerhand thörichte Vermutungen aufzustellen und zu veröffentlichen. Für mich ist er Dr. Emin und bleibt es so lange, bis er selbst eine Beschreibung seines Lebensganges bekannt macht, denn ich weiß, daß es seine und nicht meine Sache ist, oder ob er deutschen Namens und deutscher Abkunft ist, oder nicht. Die Neugier des großen Publikums ist meiner Überzeugung nach allmählich bis zur Unerträglichkeit gewachsen, und es ist entschieden zu bedauern, daß die verehrlichen Herren Zeitungsberichterstatter auf alle Privatangelegenheiten und Familienverhältnisse aller in öffentlicher Stellung befindlichen Männer die grelle Beleuchtung ihrer neugierigen Laternen werfen müssen.

Um jedoch zu dem eigentlichen Gegenstande dieses Aufsatzes zurückzukommen, so werde ich heute wohl niemandem einen Nachteil zufügen, wenn ich es ausspreche, daß Emin Effendi sich damals, im Oktober 1878, in überaus schwieriger Lage befand. Falsche Freunde hatten in Chartum ihr bestes gethan, um Gordon mit Mißtrauen gegen ihn zu erfüllen. Er war erst vor kurzer Zeit zum Statthalter einer Provinz ernannt worden, welche durch Mißwirtschaft aller Art, durch ehrlose, bestechliche, tyrannische und gewissenlose Beamte in den äußersten Verfall geraten war. Die Befestigungen der Stationen waren niemals ausgebessert worden und lagen alle in Trümmern; die Truppen waren nicht organisiert und hatten keine Disziplin. Die Eingeborenen lagen unter schwerem Druck und waren im höchsten Grade unzufrieden, teils infolge der kleinlichen Tyrannei aller Beamten, besonders aber, weil die Befehlshaber der Stationen zu träge waren, um die zum Unterhalte ihrer Truppen erforderlichsten Mittel auf dem gesetzlichen Wege zu beschaffen, und die Felder ihrer Untergebenen deshalb beständigen Plünderungen ausgesetzt waren. Emin hatte damals, wie ich glaube, nicht einen einzigen Menschen um sich, welchem er vertrauen durfte, und seine Lage wurde dadurch noch erschwert, daß er keine einzige erforderliche Maßregel auf eigene Hand er-

lassen durfte, sondern alle Anordnungen in Chartum zur Bestätigung vorlegen mußte und auch die oberste Kontrolle über seine Untergebenen nicht ihm selbst zustand. So durfte er z. B., wenn sein Leben durch einen Angriff bedroht war, die Meuchelmörder nicht selbst niederschießen lassen, wie es seine Vorgänger im gleichen Falle gethan hatten, sondern er mußte nach Chartum berichten und die Angeklagten zur Aburteilung dorthin senden. Wenn man die jüngsten Vorgänge in seiner Provinz und besonders den von einer gewissen Seite gegen ihn erhobenen Vorwurf allzugroßer Nachgiebigkeit richtig würdigen will, so muß man diesen letzterwähnten Umstand beständig im Auge behalten. Denn infolge dieser Hindernisse und weil ihm ein selbständiges Auftreten verwehrt war, sah sich Emin genötigt, seine Untergebenen mit weichen Handschuhen anzufassen, während er ihrem Charakter gegenüber und bei seiner Stellung als letzter Posten in der weit entlegenen Äquatorialprovinz mit eiserner Faust hätte zugreifen sollen. Die Mehrzahl der Unterbeamten bestand aus Verbrechern, welche in Ägypten oder in Chartum zu einer kürzeren oder längeren Freiheitsstrafe verurteilt und dann nach Emin's Provinz in die Verbannung geschickt worden waren. Dort wurden sie dann, nachdem sie oft nur einen Teil ihrer Strafe abgebüßt hatten, in Ermangelung besseren Materials in die Dienste der Regierung genommen. Die Lebensgeschichte vieler dieser Leute stellt ein wertvolles Stück Kulturgeschichte dar, auf welches ich aber um des Raumes willen hier nicht näher eingehen mag; nur das eine will ich kurz erwähnen, daß mehr als einer von den Beamten, welche in der Äquatorialprovinz eine bedeutende Stellung einnahmen, in Ägypten einen Mord begangen hatte.

Während der wenigen Wochen, welche ich auf meiner Reise nach Uganda in Lado[1]) zubrachte, hatte ich vielfach Anlaß, die verbindliche Güte und Zuvorkommenheit Emin Effendis schätzen zu lernen, und in gleicher Weise hatte ich volle Gelegenheit, den großen Umfang seiner Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft zu würdigen, und ich bin ihm zum Danke verpflichtet für die vielfachen Belehrungen, die er mir erteilt hat, und die sich im Laufe als äußerst wertvoll und wichtig erwiesen haben. Was mich gleich zu Anfang in Erstaunen versetzte, war die reiche und tiefgehende Kenntnis von der Lebensweise, den Gebräuchen, den Anschauungen und den Überlieferungen der Eingeborenen, welche Emin sich erworben hatte. Die gute Gelegenheit zu eingehenden Forschungen, welche ihm während seiner jahrelangen Thätigkeit als Arzt in jenen Provinzen und durch seine weiten Reisen dargeboten wurde, hatte er auf das trefflichste ausgenutzt und auf diese Weise nicht nur eine reiche Ausbeute für die Wissenschaft gemacht, sondern auch das genaueste Verständnis für die Eigentümlichkeiten der Eingeborenen gewonnen und so alles zu vermeiden gelernt, was ihre Empfindlichkeit verletzen konnte. Als er daher in die Statthalterschaft berufen wurde, war er auf das beste vorbereitet, den Beschwerden und Bedürfnissen seiner Untergebenen gerecht zu werden.

---

[1]) Lado, am Weißen Nil, etwa 5° nördl. Br.

Ohne Zweifel war Emin der erste Statthalter der ägyptischen Äquatorialprovinz, welcher überhaupt eine Kenntnis von der Individualität der verschiedenen Stämme besaß, der aus eigener Anschauung dazu gelangt war, ihre eigentümlichen Neigungen und Anlagen zu begreifen, oder der sich die Mühe gegeben hatte, ihre verschiedenen Sprachen und Mundarten zu erlernen, um so imstande zu sein, mit ihren unmittelbar und ohne die Hilfe des sonst unvermeidlichen Dolmetschers zu verkehren. Der Vorteil, welchen diese Kenntnisse gewährten, leuchtet ohne weiteres ein, denn bis zu Emin's Zeit waren die Dolmetscher thatsächlich mehr oder weniger die eigentlichen Beherrscher des Landes gewesen. Endlich kam ihm auch seine Kenntnis der arabischen Sprache außerordentlich zu statten, denn unter ihm kam es nicht mehr vor, daß der Statthalter Briefe unterschrieb, von deren Inhalt er keine Kenntnis hatte. Frühere Statthalter würden oft recht überrascht worden sein, wenn sie den Inhalt jener Schreiben, denen sie in gutem Glauben ihr Amtssiegel aufzudrücken pflegten, jedes Mal gekannt hätten.

In seiner Verwaltung hat Emin keine Mühe gescheut, um sich mit allen vorkommenden Angelegenheiten auf das innigste vertraut zu machen. Die Sorgfalt und der Eifer, womit er allen seinen Pflichten oblag, fanden nicht ihresgleichen, und es war das höchste Ziel seines Strebens, als ein vollkommen unparteiischer Richter zu handeln. In Strafsachen vermied er es sorgfältig, den Angeklagten ihre Verteidigung zu beschränken, aber es war auch nicht leicht, ihn durch Ausreden und Lügen zu täuschen. So gutmütig er auch war, hat er doch niemals in der Ausführung geschwankt, sobald er einmal einen sicheren Entschluß gefaßt hatte. Was er auf diese Weise geleistet hat, lag für jeden klar zu Tage. Gewiß war es auch ihm nicht möglich, „Ziegel ohne Stroh zu machen", und ganz allein auf sich angewiesen, wie er war, hat er nicht den zehnten Teil von alledem leisten können, was nach seiner Überzeugung geleistet werden mußte; aber das Werk, das er geschaffen hat, und die Erfolge, die er gehabt hat, müssen von allen vorurteilsfreien Beobachtern anerkannt werden. Am 25. Dezember 1879 schrieb mir Emin infolge eines gegebenen Anlasses:

> „Wenn man mich hier ruhig thun läßt, was ich will, so hoffe ich diese Provinz in etwa anderthalb Jahren in ein System zu bringen, durch welches sie ihre eigenen Kosten deckt."

Und es ist bemerkenswert, wie er diese Hoffnung zur Wirklichkeit gemacht hat. Freilich wurde ihm innerhalb gewisser Grenzen gestattet, zu thun, was er wollte, aber anderweit erhielt er auch keinerlei Unterstützung von Chartum. Und obgleich ihm keine Tauschwaren bewilligt wurden und obgleich man ihm das erforderliche Saatkorn nicht schickte, machte er es dennoch möglich, das Defizit, unter dem das Land bisher verwaltet war (es betrug gegen 640 000 Mark jährlich), zunächst zu beseitigen und schon im Jahre 1882 durch einen Jahresüberschuß von 160 000 Mark zu ersetzen. Diese Thatsache dient sicher als der beste Beweis — soweit es eines solchen überhaupt noch bedarf — dafür, daß Emin große Begabung zur Ordnung und Verwaltung eines Landes besaß und daß er es auch verstanden hat, seinem Willen in seiner Provinz Geltung zu verschaffen; ein

schwacher und unschlüssiger Charakter hätte es hier nimmermehr zu einem Erfolge gebracht. Welch' ein Unterschied zwischen den Zuständen in der Äquatorialprovinz während meiner ersten Besuche daselbst im Jahre 1878 und dem zur Zeit meiner Rückkehr am Ende des Jahres 1879 bestanden hat, das kann ich aus eigner Anschauung bekunden. Die verfallenen Festen waren wieder hergestellt worden die Bevölkerung zeigte schon wieder Mut genug, um das Land zu bepflanzen, und überall traten die Zeichen der waltenden Ordnung und Thätigkeit zu Tage. Während mir noch bei meiner Ausreise nach dem Süden die Fortschaffung des Gepäckes große Schwierigkeiten bereitet hatte, wurden mir bei der Rückkunft alle erforderlichen Dienste und Arbeiten aufs willigste geleistet. Auf jeder Station, durch welche ich kam, gaben mir die Eingeborenen ihre Freude und Befriedigung zu erkennen, während die ägyptischen Beamten eher dazu geneigt waren, über die strengere Handhabung der Aufsicht und über die ihnen zugemutete Mehrarbeit zu klagen und die Erwartung ausdrückten, daß ihnen ihre größeren Anstrengungen auch besser belohnt werden möchten. Wenn ich die vielen Briefe wieder durchsehe, welche ich von Emin während meines Aufenthaltes in oder in der Nähe seiner Provinz erhalten habe, so finde ich sie alle voll von Äußerungen über die gedeihlichen Fortschritte in seinem Lande und von Darstellungen der Pläne, die er zur Entwickelung der natürlichen Hilfsquellen dieses Gebietes gemacht hatte. So schildert er mir in ausführlicher Weise bald seine Erfahrungen bei der Einbändigung von Rindern unter das Joch, bei seinen Bauten und bei der Verwendung von Wagen zur Fortbewegung von Lasten, bald seine Bemühungen um den Anbau von Kaffee, Indigo, Reis und allerlei Gemüsearten; und niemals versäumt er, von seinen Gärten bei Lado und von seinen Erfolgen auf den verschiedenen Kulturversuchsstellen zu sprechen. Emin's Leistungen auf dem geographischen Gebiete brauche ich der deutschen Lesewelt gegenüber nur anzudeuten; seine Detailarbeiten sind in Gotha erschienen und allen Geographen zur Genüge bekannt, und dasselbe gilt von seinen genauen, ausführlichen Schilderungen der von ihm durchreisten Länder. Auch der Band Briefe von ihm, welchen die Professoren Schweinfurt und Ratzel im Jahre 1888 herausgegeben haben, giebt uns einen Einblick in seine vielen mühevollen und nützlichen Arbeiten auf dem Gebiete der Tier-, Pflanzen- und Völkerkunde. Ich halte Emin für den selbstlosesten unter allen Männern der Wissenschaft, dem ich je begegnet bin. Das Gefühl des Neides über die Leistungen anderer war ihm vollkommen fremd, vielmehr that er zur Förderung der durch sein Gebiet reisenden Gelehrten alles, was in seinen Kräften stand, und immer war er bereit, sie auf Gelegenheiten zu neuen dankbaren Untersuchungen hinzuweisen. Er machte auch nie einen Hehl aus der Methode und den Ergebnissen seiner Forschungen, denn bei seiner großen Denkungsweise hegte er nicht die Besorgnis, daß andere aus seinen Mitteilungen für sich einen Vorteil ziehen oder ihm mit der Veröffentlichung seiner Entdeckungen zuvorkommen könnten. So fehlte er auch nie, wenn es galt, den wankenden Mut eines Freundes durch Ermahnen und Zureden wieder anzuspornen. In dieser Beziehung erinnere ich mich selbst einer Gelegenheit, als ich verzagt und niedergeschlagen

war und dieser Stimmung in einem Briefe Ausdruck gegeben hatte. Die Antwort, welche er mir am 5. Februar 1879 aus Lado schrieb, ist sehr bezeichnend für seine Gesinnungsart:

„Seien Sie mir nur nicht trübe und düster gestimmt; die Aufgabe, an welcher wir alle arbeiten, ist eine sublime, und das muß für manche trüben Stunden Ersatz bieten. Als Pioniere der Civilisation und der Wissenschaft müssen wir natürlich über rauhe Pfade wandeln, wollten wir aber deshalb zurückschrecken? und geben wir das Werk auf, wo sind so bald die Nachfolger? Also weg mit den Grübeleien; jeder echte Jünger der Wissenschaft ist Kosmopolit."

Fast in jedem Briefe gab er mir denn auch Winke über neu anzustellende Untersuchungen und lenkte meine Aufmersamkeit auf manche Dinge, deren Beobachtung sich als nützlich erwies und deren Wichtigkeit mir ohne seine umsichtige Mahnung höchst wahrscheinlich entgangen wäre.

Aber bei allem, was er für andere that, lag ihm nichts so fern als der Gedanke an seinen eigenen Vorteil. So erlebte ich eines Tages, als ich bei ihm war, die Ankunft von Briefen aus Europa; in einigen derselben lagen Zahlungsanweisungen, das Honorar für seine Arbeiten; diese letzteren vernichtete er trotz meines lebhaften Widerspruches, indem er dabei sagte, es wäre ihm weit lieber, wenn seine Korrespondenten ihn nicht durch solche Geldvergütungen, sondern durch Briefe mit reichlichen, erfreulichen Nachrichten belohnen und ihm wissenschaftliche Bücher senden wollten, damit er sie bei seinen Arbeiten benutzen könne. In allem, was er that, habe ich ihn bis zur Schwäche gutmütig und weitherzig, und dabei so bescheiden gefunden, daß ich diese Worte nur „mit Furcht und Zittern" niederschreibe, wenn ich daran denke, daß sie Emin vor die Augen kommen könnten. Denn wenn ich auch weiß, daß ihm die warme Freundschaft, welche ich für ihn hege, bekannt ist, so weiß ich doch auch, daß er mir für die Veröffentlichung dieser Errinnerungen nicht danken wird.

Bei allem diesem habe ich noch nicht der Bemühungen Emin's um die Abschaffung des Sklavenhandels gedacht: er war der entschiedenste und beharrlichste Gegner dieses Gewerbes; aber er sah ein, daß die bis dahin üblichen Mittel zu seiner Unterdrückung, nämlich die Absperrung der gewöhnlichen Karawanenwege, zu nichts führen konnten, da die Händler hierdurch nur zum Einschlagen einer anderen Route veranlaßt und das Elend der Sklaven auf ihrem Marsche nur vergrößert wurde. Er hatte vielmehr den großartigen Plan, die Sklavenhändler aus denjenigen Bezirken zu vertreiben, in denen sie ihre Sklavenjagden ausübten, und den Gebrauch der Sklaverei in allen Ländern, in welchen er noch bestand, vollkommen abzuschaffen, eine Maßregel, von der ich glaube, daß schwerlich einer von denen, welche die Zustände in Zentral-Afrika aus eigener Anschauung kennen, sie mißbilligen wird. Auch die Küsten-Blockaden sind hier ohne Nutzen, denn wenn ein Teil der Küste abgesperrt ist, so wenden sich die Sklavenhändler eben nach einem andern; wenn aber die Nachfrage nach Sklaven einmal unterdrückt ist, so hat damit der Sklavenhandel von selbst ein Ende. Ich möchte gern der

Hoffnung Raum geben, daß die gegenwärtig in Brüssel tagende Konferenz diese Thatsachen beherzigen wird, denn ich bin überzeugt, daß auf keine andere Weise dem Sklavenhandel begegnet werden kann.

Emin hat in seiner eigenen Provinz die Austreibung der Sklavenhändler trotz des Widerstrebens seiner Beamten durchgesetzt, aber erst nach einem Kampfe, welcher um so hartnäckiger und schwieriger war, als er für jene den Kampf um das Dasein darstellte. Wenn ich an die Zustände der Äquatorialprovinz im Jahre 1878 denke, so kommt es mir fast unglaublich vor, daß Emin mit seinen Anstrengungen zum Ziele gekommen ist, und doch durfte er sich auch hieran nicht genügen lassen; denn kaum hatte er die eigentliche Äquatorialprovinz von diesen Räubern befreit, als diese durch die Einverleibung der Bezirke Makaraka und Rohl um fast das doppelte vergrößert wurde und die Arbeit von neuem begann. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle die Schwierigkeiten, mit welchen Emin zu kämpfen hatte, im einzelnen darlegen wollte; ich verweise daher diejenigen meiner Leser, welche Interesse für diese Frage haben, auf Emin's Briefe, in welchen viele Einzelheiten niedergelegt sind.

Im übrigen war Emin's Kenntnis von den ägyptischen Verhältnissen nicht auf die Angelegenheiten seiner eigenen Provinz beschränkt. Vermöge seiner großen Menschenkenntnis sah er die Gefahren voraus, welche aus dem Sudan der ägyptischen Oberhoheit drohten, und er nahm auch keinen Anstand, die Behörden in Chartum darauf hinzuweisen, daß sie am Rande eines Vulkanes ständen, welcher jederzeit ausbrechen konnte und in kurzer Zeit ausbrechen mußte; wenn die Regierung den ihr erteilten Warnungen Gehör geschenkt hätte, so wäre es nie zu dem Aufstande im Sudan gekommen, dem ägyptischen Staate wäre sein alter Ruhm und seine fruchtbare Provinz erhalten geblieben, und er wäre vor den noch heut beständig drohenden Angriffen jener fanatischen Horden bewahrt worden, deren Andrang um so gefährlicher ist, als sie wähnen, für die Wahrheit und die Gerechtigkeit zu kämpfen und von Gott selbst begeistert zu sein.

Im April 1882 war Emin in Chartum und schrieb mir von dort:

„Die Situation im Sudan ist augenblicklich wirklich unerquicklich. Sie werden von den durch den sogenannten Mahdi, den Auserwählten Gottes, verursachten Unruhen, von dem Gemetzel bei Faschoda, von dem Sturm der Araber auf Sennaar, und was dabei vorgegangen, gehört haben, und mir deshalb eine Kritik dieser Vorgänge erlassen, die für alle Parteien gleich herb ausfallen müßte. Blinder Fanatismus und unnütze Gräuelthaten, feiges Zagen und Furcht und maßloße Selbstüberhebung, kopflose Maßregeln und völlig unpassende Insolenz sind Faktoren, welche auch den besonnensten Menschen für Momente aus seinem Gleichgewichte bringen könnten. Gerade unter diesen Umständen hielt ich es für geboten, meinen ganzen Einfluß, meine Mittelstellung als Türke und zugleich Europäer, meine ganze Sprach- und Personen-Kenntnis zur Abschwächung der bestehenden Gegensätze und zur Ausgleichung etwaiger Kontraste zu verwerten. . ."

Im Verlaufe des Schreibens führt Emin Pascha sodann aus, welche Maßregeln er unter den vorliegenden Verhältnissen empfohlen habe, und wie er glaube, daß man den Aufstand des Machdi[1]) ersticken könne. Leider machte man aber von seinen Diensten keinen Gebrauch und befolgte seine Ratschläge nicht. Er bekam die Weisung, auf seinen Posten zurückzukehren und diesen für die Regierung zu halten und sich um die Chartumer Angelegenheiten nicht den Kopf zu zerbrechen, ein Bescheid, welcher meines Erachtens höchst unglücklich war; denn wenn man seinen Eingebungen Folge geleistet hätte, so wäre es, wie ich fest überzeugt bin, damals noch möglich gewesen, dem Aufstande des Machdi Einhalt zu thun.

Emin gehorchte dem Befehl und kehrte nach Lado zurück, und seit dieser Zeit (April 1882) ist, soviel ich weiß, kein Dampfer wieder soweit den Nil hinaufgefahren, bis im Jahre 1889 die Truppen des Machdi hinaufdampften und Lado und Redschaf[2]) einnahmen, worauf sie dann wieder in Dafli aufs Haupt geschlagen wurden. Seit dem Jahre 1882 bis zur Ankunft Stanley's und seines Zuges war Emin thatsächlich von jedem Verkehr mit der zivilisierten Welt abgeschnitten. Die Ereignisse, welche sich während dieser langen Zeit zugetragen haben, brauche ich nicht ausführlich und einzeln zu schildern, vielmehr werde ich sie — um dieses Bild seiner Mühen und Leiden nicht unvollständig zu lassen — nur in Kürze durchlaufen. Vorher aber will ich mir eine Bemerkung erlauben, welche dazu dienen wird, vieles von dem, was er that, erklärlicher und verständlicher zu machen.

In vielen seiner Briefe spricht Emin Pascha von den Schwierigkeiten, mit welchen er infolge seiner geringen selbständigen Machtbefugnis zu kämpfen hatte. Baker und Gordon in Chartum waren von keiner Zentralbehörde abhängig, sie hatten Gewalt über Leben und Tod und waren für ihre Handlungen nur dem Chediwen selbst verantwortlich; im Gegensatze hierzu mußte Emin Pascha über jede einzelne Verwaltungsmaßregel an den Generalstatthalter des Sudan berichten und dessen Genehmigung einholen; und wenn man nun bedenkt, daß in der Regel Monate, zuweilen sogar Jahre vergingen, ehe er einen Bescheid auf seine Anfrage bekam, so versteht man leicht, wie sehr ihm in allen Dingen die Hände gebunden waren und wie schwer es ihm gemacht wurde, die Ordnung aufrecht zu erhalten oder gar Reformen einzuführen. Ich habe nun den Eindruck gewonnen, daß Emin sich auch später, während er von der Chartumer Regierung vollständig abgeschnitten war, eng an seine Instruktionen gehalten hat, und es ist mir wahrscheinlich, daß er darauf verzichtet hat, seine Gewalt in so unbeschränkter Weise auszuüben, wie er es infolge seiner Abgeschlossenheit und Alleinstellung sehr wohl hätte thun können und vielleicht hätte thun müssen. Es läßt sich beobachten, daß die meisten Unruhen innerhalb der Provinz durch eine sehr geringe Zahl von Ägyptern hervorgerufen wurden. Die meisten Leute hätten in Emin's Stellung

[1]) Machdi ist die der Aussprache nach deutschen Grundsätzen entsprechende Schreibart. Das Wort bedeutet „der (von Gott) geleitete." D. Red.

[2]) Etwa 30 km stromaufwärts von Lado.

gewiß sehr kurzen Prozeß mit ihnen gemacht, aber so wie ich Emin, den Mann der unbedingten Pflichterfüllung, kenne, wird er es sich niemals erlaubt haben, zur Unterdrückung der Unbotmäßigkeit und der Meuterei solche strenge Mittel anzuwenden, wie jeder andere an seiner Stelle gethan haben würde. Derartige Bedenklichkeiten werden manchem Leser schwächlich vorkommen, aber wenn ich Emin's ganzen Charakter betrachte, so liegt hierin ein Zug von Größe, den ich ebenso bewundere, wie ich ihn bedauere.

Bis zum September des Jahres 1883 waren aus dem Aufstand im Sudan noch keine Schwierigkeiten für die Äquatorialprovinz erwachsen; aber nunmehr erhoben sich die Dinka [1]), und Lupton, der Vorsteher des Bachr-al-Ghasal-Bezirkes, wurde in einen hartnäckigen Kampf verwickelt, überwältigt und gefangen genommen. Erst im Mai 1884 kam diese Kunde zu Emin's Ohren, und im August 1884 wurde er selbst von einer Truppen-Abteilung des Machdi unter Kerem-Allah angegriffen. Der Kampf ging lange Zeit hin und her, bis endlich die Aufständischen im Januar 1885 zurückgeschlagen wurden, um bis zum Jahre 1889 nicht wieder zu kommen. Bald darauf, nachdem inzwischen die Nachricht vom Falle Chartums angelangt war, zog Emin nach dem Süden, um von hier aus eine offene Verbindung mit der Küste herzustellen, zunächst aber mußte er fast das ganze Jahr 1885 damit zubringen, fortwährende Aufstände der Eingeborenen zu unterdrücken und die Unbotmäßigkeit seiner Unterbeamten zu brechen. In bezug auf diese Verlegenheiten und auf die Anstalten, welche er zum Zwecke der Räumung Lados treffen mußte, schreibt er am 1. Dezember 1885:

„Wenn wir alle unsere Kräfte zusammen halten, so ist es vielleicht möglich, mit den Vorräten, welche noch vorhanden sind, unsere Stellung ein weiteres Jahr zu halten, und diese Zeit reicht aus, nach Ägypten zu senden und eine Antwort zurückzubekommen, aber ob messieurs les officiers ordre parieren werden?"

Wir ersehen aus diesem Briefe, daß Emin Pascha damals nur noch die Hoffnung hatte, sich zwölf Monate hindurch zu halten, und es kommt mir wie ein Wunder vor, daß er überhaupt zur Aufrechterhaltung irgend einer Stellung bis zu Stanley's Ankunft im stande gewesen ist. Mit Erstaunen habe ich gesehen, daß einige Zeitungen sich herausnehmen, Emin Pascha darüber zu belehren, wie er es hätte machen sollen. Ich möchte den unberufenen Tadlern auch an dieser Stelle sagen, daß ihre Schmähungen nur von ihrer Unkenntnis zeugen; fürwahr, ich wünschte mir, daß sie einmal in eine gleiche Lage versetzt würden und so Gelegenheit erhielten, ihre Kunst der staunenden Welt zu zeigen. Es ist leicht zu schreiben, und es ist sehr schwer zu handeln, und wer nicht mit der Lage der Dinge in Emin's Provinz vollständig vertraut ist, hat nicht das geringste Recht, über seine Thätigkeit mitzusprechen.

---

[1]) Die Dinka, eine echte Negernation, bilden mit den Bari, Nuêr, Schilluk und Dschuba die Sprachgruppe der Weiße-Nil-Neger. Verwandt mit ihnen erscheinen die Bongo und Mittu am Bachr-al-Ghasal. Nach Johnston soll ein Teil dieser Gruppen, unter ihnen die Dinka, mit den Massai verwandt sein.

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsch, daß der Pascha bald in unserer Mitte erscheinen möge, um uns selbst von seinen Erfahrungen der letzten Zeit zu erzählen. So weit ich ihn kenne, wird es ihm ein Leichtes sein, jenen Leuten auf ihre unverständigen Kritiken die rechte Antwort zu erteilen.

Giordano Bruno über die Deutschen.

Von
Moritz Carriere.

Der große italienische Denker hat fünf Jahre (1586—1591) in Deutschland gelebt. Dem Kloster entronnen, hielt er sich zuerst in Genf und längere Zeit in Frankreich und England auf; als er nach Italien heimgekehrt war, nahm ihn die Inquisition zu Venedig 1592 in Haft; bald nach Rom ausgeliefert, ward er 1600 verbrannt. Der reformatorische Drang, sein Eifer, die Fortbildung der kopernikanischen Lehre zu einer Weltansicht zu verkünden, nach welcher Gott der Eine, Unendliche sich in einem unendlichen Universum offenbart, wo die Erde ein Stern unter den Sternen ist und alles in Harmonie sich bewegt, diese in seiner Brust pochende Mission führte ihn nicht minder von Ort zu Ort, als die Verfolgung der Gegner ihn dazu trieb; und Gegner bereitete er sich auch durch die Kampflust, mit welcher er angriff und seiner satirischen Laune freien Lauf ließ.

In Deutschland fand Bruno's Lehre bereits in Bruckers Historia critica philosophiae (1744) eine tüchtige Würdigung; nach Deutschland hatte ja der Jesuit Kaspar Schopp an Rittershausen die Kunde von Bruno's Feuertod geschrieben: er sei verbrannt worden, damit er auch den übrigen Welten, die er sich dachte, es verkündige, wie in Rom gotteslästerliche und gottlose Menschen behandelt werden. Die Gottlosigkeit und Gotteslästerung aber bestand darin, daß er vor der Inquisition bekannte, was seine Schriften bestätigen: Ich nehme ein unendliches Universum an, das Werk der unendlichen, göttlichen Macht, weil ich es der göttlichen Güte für unwürdig erachte, daß sie nur diese eine endliche Welt hervorbrachte; im Universum aber nehme ich vor allem eine Vorsehung an, kraft welcher jegliches Wesen wächst und lebt und in seiner Vollendung besteht, und ich fasse sie nach Art, wie die Seele im Leibe gegenwärtig ist, und so ist Gott durch Wahrheit und Macht in allem und über allem. Er bekannte, daß er in Gott drei Attribute, Macht, Weisheit und Liebe anerkenne, durch die Macht haben die Dinge ihre Wirklichkeit, durch die Weisheit sind sie geordnet, und durch die Liebe haben sie ihre Harmonie. Diese drei Attribute deute er sich philosophisch auf die Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Geist in Gott, und er glaube an die Unsterblichkeit der Seele.

In Deutschland hob ihn Jakobi im Streit über den Spinozismus Lessings durch einen Auszug aus dem italienischen Dialog vom Einen hervor, knüpfte Schelling sein Gespräch Bruno an seinen Geist und Namen, brachte Goethe einen lateinischen Spruch von ihm in dem bekannten Vers:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Sich in Natur, Natur in sich zu hegen,
Auf daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft und seinen Geist vermißt.

In Deutschland waren die großen lateinischen Dichtungen über die Monade, über das Unendliche, über das Kleinste und Größte erschienen, welche, wie er selber erklärt, den reifsten Ausdruck seiner Ideen enthalten; in Deutschland gab Adolf Wagner und neuerdings Lagarde die Sammlung freier italienischer Schriften heraus. Ich selber veröffentlichte 1847 die erste umfassende Darstellung seines Lebens und seiner Lehre in Verbindung mit Campanella, Jakob Böhme und anderen Genossen in der philosophischen Weltanschauung der Reformationszeit, indem ich darthat, wie in diesen drei genialen Männern die Ideen, die dann in der Lehre von Spinoza und Leibniz auseinandergetreten, noch in einer keimkräftigen Durchdringung und Totalität enthalten seien, die wissenschaftlich wieder herzustellen und zu begründen eine Aufgabe der Gegenwart scheine. In der deutschen Schweiz widmete Brunnhofer dem Denker ein eigenes, tüchtiges Buch. In Deutschland ist Bruno's Name nun auch den katholischen Bauern bekannt geworden, da ultramontane Geistliche Entsühnungsgottesdienste für Rom hielten, das entweiht sei durch die Aufrichtung seines Denkmals an der Stelle, wo er verbrannt wurde.

Da ist es nun wohl von Interesse zu sehen, wie Bruno über Deutschland geurteilt hat, und zu überlegen, wie weit uns das zur Selbsterkenntnis und zur Mahnung dienen mag.

Zuerst begegnet uns ein nicht schmeichelhafter Erguß in einem merkwürdigen Buch, wo der Renaissancestil ins Barocke hinüberspielt. Bruno bezeichnet es selbst als das Präludium einer Ethik, und gegen das Ende hin wird seine Absicht klar: an die Stelle unverständlicher Dogmen und des konfessionellen Haders, ja Bürgerkrieges und theologischer Lehrmeinungen soll die humane, freie Sittlichkeit und Bildung treten. Der Titel lautet: Spaccio della bestia triomfante, Vertreibung der triumphierenden Bestie. Ludwig Kuhlenbeck hat es jüngst ins Deutsche übersetzt und mit den nötigen Erläuterungen herausgegeben, und wenn der Leser die Übersetzung Lassons von den Dialogen über die Ursache, den Anfang und das Eine hinzunimmt, kann er einen Einblick in Bruno's Weltanschauung und Darstellungsart gewinnen. Kuhlenbeck verdeutscht den Titel: „Reformation des Himmels." In den Sternbildern, namentlich der Tiere, haben die griechischen Götter ihre eigenen Laster und Unthaten an den Himmel versetzt, das soll geändert, die Sternbilder sollen durch Tugenden und edle Geisteseigenschaften ersetzt werden. Jupiter beruft dazu eine Versammlung der Götter, Momus

der Tadler vertritt die Stelle des Gewissens, Jupiter selbst ist der Menschengeist, der sich reformieren will. Bruno sagt selbst: „Er wird zugleich als Lenker und Beweger des Himmels aufgefaßt, um dadurch auszudrücken, daß sich in jedem Menschen eine Welt darstellt, ein inneres Universum, wo Zeus, der Lenker, das Licht des vernünftigen Willens repräsentiert, welches in diesem wunderbaren Staate herrscht und regiert und die Rangstufen der Tugenden verteilt.“ Da kommt an die Stelle der Bärin, in welcher der Polarstern steht, die Wahrheit als das Zentrum und der Angelpunkt alles Lebens, an die Stelle des Adlers der Edelmut, an die Stelle der Krone das Gesetz, an die Stelle des Pegasus die Seher- und Dichtergabe, an die Stelle des Löwen der Adel von Geist und Herz. Herkules soll den Platz der Tapferkeit räumen, aber auf Erden sein Werk fortsetzen, Ungeheuer vertilgen, ein Nothelfer der Menschheit sein.

An die Stelle des Bechers kommt die Enthaltsamkeit; da heißt es nun: „Was wird man mit dem Becher machen?“ fragte Merkur. Verteilen wir ihn, sprach Momus, nach dem Rechte der antizipierten Erbfolge, iure successionis vita durante, dem größten Säufer, welchen Ober- oder Niederdeutschland aufweist; dort wird ja die Trunksucht gefeiert, geehrt und unter die heroischen Tugenden erhöht und die Betrunkenheit zu den göttlichen Eigenschaften gerechnet; dort wird mit Trinken und Zutrinken, Vorkommen und Nachkommen, Vonsichgeben und Wiedertrinken usque ad egurgationem utriusque iuris, id est der Suppe, Brühe, Sauce und Bratwurst, das Schwein der Schweine als Fürst von Thoren gefeiert. Mit dem Becher entferne sich von hinnen die Trunksucht, die ihr dort in deutscher Tracht einherwanken seht mit ein Paar Hosen so weit wie die Kanzel des Bettelabtes St. Antonio.“

Kuhlenbeck weist in einer Note darauf hin, daß im Lateinischen ius zugleich Suppe und Recht bedeutet; er bemerkt, daß er den Namen eines Schlemmers Chiacci mit dem Fürsten von Thoren aus der Studentensaufmesse vertauscht habe. Denken wir an die Berichte, die Hans von Schweinichen, ein Zeitgenosse Bruno's, vom Säuferleben Deutschlands giebt, so hat Bruno Anlaß zu seinem Ausfalle. Freuen wir uns, daß es besser geworden; vielleicht hat die große Meisterin, die Not (nach Hölderlin, dem mit Bruno kongenialen, geistesverwandten Dichter) auch hier in den Tagen des dreißigjährigen Krieges sich rettend bewährt. Sehen wir zu, daß die Zeit größeren Wohlstandes uns nicht wieder zurückwirft! Der Siegeszug des Bayrischen Biers gegen den Schnapsteufel sei fröhlich begrüßt, aber das übermäßige Sitzen auf der Bierbank und die daselbst kannegießernde Philisterei bedroht das Familienleben und die edle Erholung am geistigen Genuß der Poesie, der Wissenschaft. Blicke ich auf mein Leben zurück, so war die Jugend vor fünfzig Jahren mäßiger als heute, ein alkoholisches Getränk lange nicht so beim Mittags- und Abendtisch üblich wie heute. Des vielen Geldes gar nicht zu gedenken, das wieder im Wirtshaus in blauem Dunst in die Luft geblasen wird, im Tabaksqualm die Luft verdirbt! Wenn noch wenigstens ein Tabaksmonopol uns die Heereskosten deckte, so könnte das Sprichwort gelten: Alles Schlimme ist doch für etwas gut.

Doch hören wir Bruno weiter; er kommt noch einmal auf Deutschland zu reden. „Anlangend den Adler, diesen göttlichen und heroischen Vogel, sagt Zeus, beschließe und wünsche ich, daß er sich nach dem zanksüchtigen Deutschland verfügen soll, um sich dort einmal in Fleisch und Blut einzufinden, wo er mehr als in irgend einem Lande in Formen und Figuren, Bildern und Wappenschildern, Fahnen, Denkmälern und Schmuckstücken, ziselierten und erhabenen Reliefs verehrt werden wird, in so vielen Nachbildungen, wie sich Sterne am Himmel sehen lassen für die Augen des aufwärtsschielenden Deutschland. Das Strebertum, die Anmaßung, den platten Hochmut, das kleine Tyrannentum, die brutale Unterdrückung, Kriecherei nach oben und Schinderei nach unten, und all' die andern niederträchtigen Trabanten dieser Dämonen braucht er dorthin gar nicht erst mitzuführen; denn dieses ihr Vaterland ist nicht groß genug für sie, möchten sie ihren Flug doch fern von diesem gemütlichen Lande der friedfertigen Unterthänigkeit nehmen, woselbst als Schilde Suppenschüsseln, als Helme Kochtöpfe und Waschbecken, als Trompeten Bierseidel, Maßkrüge und Pokale, als Trommeln Bierfässer und Bottiche gut sind, und zum Schlachtfeld die Bierbank und der Kneip- und Speisetisch, und zu Festungen, Bollwerken und Bastionen die Restaurationen, Kneipen und Schenken dienen, deren es dort schier eine größere Anzahl giebt als Privatwohnungen."

So Zeus. Wir halten einen Augenblick inne. Ältere Leser werden glauben, es sei etwa Börne wieder aufgewacht und halte von neuem seine Schmähreden, um unser Volk aufzustacheln endlich sich zu vereinen und mit Mut und Kraft sich ein freies, politisch großes Dasein zu erringen. Historische Leser werden sich besinnen: Es war die Zeit zwischen dem Augsburger Religionsfrieden und dem dreißigjährigen Kriege, die Zeit der Gegenreformation im Süden, die Zeit der nach unten eben so herrschsüchtigen wie nach oben dienstbaren lutherischen Orthodoxie im Norden. Wer an eine prophetische Ader der Dichter glaubt, sieht hier vielleicht eine Weissagung auf die vielen preußischen Adler, auch den viel begehrten roten vierter Klasse. Ich aber sehe in der Liebe zu den Adlerbildern doch etwas Adlerartiges im deutschen Wesen und rufe dem Italiener das Wort Fischarts entgegen:

Gott stärk' dem edlen deutschen Geblüt
Sein anererbt echt Adlergemüt!

Aber prüfen wir uns, ob die Kriecherei nach oben und die Anmaßung nach unten nicht noch auszutreiben sind, ob das Strebertum nicht im neuen Reich merklicher geworden ist als zu Zeiten des Bundestags oder des alten Reichs, das Bruno vor Augen hatte!

Doch Bruno ist noch nicht fertig. Er läßt den Momus sagen, daß das ganze Gesindel im Gefolge des Adlers ja schon in Deutschland heimisch sei, wo die Völlerei, die Sucht mehr sein zu wollen als alle andern, die Knechtung der sinnlichen, natürlichen und geistigen Wahrheiten mehr als anderwärts verbreitet sei. Das sei wahr, fährt Mercur fort, weiß aber, daß derartige Anmaßungen, Eitelkeiten und Bestialitäten nicht gerade adlerartig zu nennen, sondern mehr Kukuken und Schweinen zukommen. Und daher däucht es ihm ungerecht gegen die Art des

Adlers, „der, wenn er auch viel ißt, doch wenig trinkt, der klare, scharfe Augen hat, sich schnellen Fluges leicht zum Himmel schwingt, der gern auf Felsenhöhen horstet, ihn zum Symbol und Wappenvogel einer ochsigen Nation von Philistern zu machen, denen die doppelte Last ihrer Bierbäuche ein starkes Gegengewicht zum finstern, tiefen Erdmittelpunkte verleiht, und es scheint mir gar nicht passend, daß er bei einem so schwerfälligen und langsamen Volke weilen soll, welches weniger tüchtig zum Verfolgen und Fliehen als zum Standhalten im Kriege ist, und das zum größten Teil an kurzsichtigen Augen leidet und unverhältnismäßig mehr trinkt als ißt."

Ja, wenn die brunoschmähenden Ultramontanen doch ihn gelesen hätten, statt ins Blaue hinein zu schimpfen, wie gut möchte ihnen diese Stelle gedient haben, um den Haß und die Verachtung des deutschen Volkes auf diesen seinen Verächter zu beschwören! Wir können darauf hindeuten, daß Bruno Deutschland damals nur vom Hörensagen kannte, und wollen der Schattenpartie nun auch die Lichtseite entgegen halten, vorher aber seinen geistigen Gegnern noch eine große Stelle aus dem Spaccio zu bedenken geben.

Bruno selbst verweist in der Zueignung seines Buches an Philipp Sidney auf das Ende, wo „das göttliche Gleichnis, das heilige Mysterium, die ethische Mythe, das göttliche Opfer mit allen Stiftern, Bewohnern und Dienern eingewiesen, wo aber verjagt und verbannt wird von dort das Altweibergeschwätz, die tierische Fabel mit ihrer dummen Auslegung, die leere Analogie, die hinfällige Beweisführung, die blinde Phrasenkunst, die dunkle Bildersprache mit dem falschen Hofgesinde, dem schweinigen Mönchstum, dem zanksüchtigen Sektentum, den konfusen Rangordnungen, den häßlichen Neuerungen, den unreinlichen Enthaltsamkeiten, dem verderblichen Priestertum, welche alle sich auf dem Gebiete der Habgier, der Arroganz, des kirchlichen Ehrgeizes bethätigen, und bei denen schädliche Niedertracht, blinde und krasse Unwissenheit und heuchlerisches Muckertum das erste Wort führt. Bei dem Altar weilt fortan die Religion, die Frömmigkeit, der Glaube, und von seinem östlichen Flügel wird hinabgestoßen die Grausamkeit, die Intoleranz mit den vielen Albernheiten, der Aberglaube mit den vielen Förmlichkeiten, Heiligenbildern und Reliquien, und von seinem westlichen Flügel stürzt sich die böswillige Gottlosigkeit und der wahnwitzige Atheismus in den Abgrund."

Das sagt der angebliche Atheist, der vermeintliche Gottesfeind der Ultramontanen! Und in dem Dialoge selbst gegen Ende tritt Jesus an die Stelle des Centauren Chiron. Die Vereinigung zweier Naturen in diesem reizt den Spott von Momus: ein Stück Menschheit und ein Stück Tierheit sei wie ein Stück Hose mit einem Stück Wams zusammengenäht, was weder eine rechte Hose noch ein rechtes Wams abgeben könne. Das geht nicht gegen Christus, sondern gegen das Dogma, welches die göttliche und die menschliche Natur in ihm wie zwei Dinge zusammensetzt, statt mit ihm zu erkennen, daß alles wahre Sein Sein Gottes ist, daß der Mensch mit Gott eins ist, wenn er seinen Willen mit Gottes Willen vereinigt: Ich und der Vater sind eins, sagt Jesus, und die Seinen sollen alle Gottessöhne sein, die Kindschaft empfangen. Bruno hat kurz vorher recht gut

entwickelt, wie die Ägypter nicht Ochsen oder Katzen angebtet, sondern die Tiere ihnen nur lebendige Träger der Gottesidee, die Götter mannigfache Namen des Einen wahren Gottes gewesen; schade, daß er nicht in ähnlicher Weise auch die sittlich religiöse Wahrheit des Christentums aus den Verhüllungen und Schlacken der Kirchensatzungen befreit und klar ins Licht gestellt hat; er hatte sich im Kampf eben zu sehr an das ihm widersagende Äußere, an die konfessionellen Lehr- und Streitsätze gehalten, und es mochte ihm dabei manches Wort entschlüpft sein, das gegen das Christentum selbst gedeutet werden kann; denn er läßt Zeus schließen. „Mag ich selber auch manchmal etwas gesagt haben, hiermit widerrufe ich es nunmehr und behaupte: daß Chiron, weil er der gerechteste Mensch gewesen ist, der dem Äskulap die Heilkunst, dem Herkules die Sternkunde und dem Achilles Musik gelehrt hat, weil er die Kranken heilt und den Weg zu den Sternen wies, weil er gelehrt hat, wie die tönenden Saiten mit dem Holze verknüpft und gehandhabt werden müssen, mir des Himmels würdig erscheint. Ja, ich erachte ihn für den Würdigsten, da in diesem himmlischen Tempel, an diesem Altare, den er bedient, kein anderer Priester ist als er selbst, und weil der Altar, das Heiligtum, das Bethaus das Unentbehrlichste ist, und ohne einen Priester ganz nutzlos sein würde, so soll er hier leben und bleiben und ewiglich hier verharren. Wo der Altar steht, von da entweicht der Aberglaube, der Unglaube, die Gottlosigkeit, und dort wohnen die wahrhaftige Religiosität, der geisteshelle Glaube, die rechte und aufrichtige Frömmigkeit."

In der deutschen Wissenschaft haben wir die Kritik und die Herstellung des Ursprünglichen, die einfache, klare Lehre, die Religion, die Jesus selbst bekannte und lehrte, auf der Grundlage einer an Bruno anknüpfenden Weltanschauung vollzogen, und dies könnte dem Volke den kirchlichen Frieden bringen; aber da hadern und hetzen die auf ihr Dogma beschränkten Eiferer von beiden Seiten in einer Weise, die uns in einen neuen Glaubenskrieg hineinführen könnte, wenn anders nicht eine große Masse Gleichgiltiger in der Mitte stünde. Namentlich läßt der Jesuitismus es nicht daran fehlen, dem deutschen Volke seine Geisteshelden herabzusetzen und die Katholiken ihnen zu entfremden, gerade weil diese Lessing und Herder, Schiller und Goethe im Lichte des neuen Tages wandelten auf ihrer Höhe weit über den neblig dumpfen Niederungen, wo der Aberglaube und der Unglaube die Volksseele verdummen und veröden. Die Gefahr liegt darin, daß so viele der Gebildeten in der heiligsten Lebensfrage sich anklammern an das gerade Bestehende, statt den Mut der Wahrheit im Bekenntnis der eignen Überzeugung zu haben, sonst würde längst ein Damm aufgerichtet sein gegen diese Richtungen, die sich nicht begnügen für sich selbst an den Satzungen des 16. Jahrhunderts zu hangen, was ihnen niemand wehrt, sondern die auch uns in diese Schranken bannen wollen und die nichts dagegen, aber viel dafür thun, daß die konfessionelle Idee wieder zum gewaltsam offnen Kriege führt. Zur Prügelei zwischen Protestanten und Katholiken ist es ja schon in der Reichshauptstadt gekommen.

Doch es ist Zeit, daß wir uns zu dem mahnenden Lichtbilde wenden, das Bruno nach einem längeren Aufenthalt in unserem Vaterlande entworfen hat. In

der Abschiedsrede, die er nach mehrjähriger Lehrthätigkeit zu Wittenberg hielt, rühmt er die Wohlthaten, die er hier genossen, er rühmt die gute Sitte und den Edelmut, womit der Verbannte, der Flüchtling, der Unansehnliche, Arme, vom Haß der Menge Verfolgte liebevoll aufgenommen, ihm Lehrfreiheit und williges Gehör für seine Lehre gewährt und er während zweier Jahre mit Wohlthaten überhäuft worden sei. So schreite er arbeitend fort, gewinne aus kurzem Schmerz dauernde Freude und in der Fremde ein Vaterland. Ganz ähnlich sagt er am Schluß der Trauerrede auf Herzog Julius von Braunschweig, unter dessen Schutz und Gunst er in Helmstädt eine Zeitlang lebte: „Rufe dir, Italiener, in dein Gedächtnis zurück, daß du, aus deinem Vaterlande ob deiner Lehre und deines Wahrheitseifers verbannt, hier Bürger bist, dort dem gefräßigen Rachen des römischen Wolfes ausgesetzt, hier frei, dort an abergläubischen Kultus gebunden, hier zu reformiertem Gottesdienst ermahnt, dort durch die Grausamkeit der Tyrannen tot, hier durch der besten Fürsten Gunst und Gerechtigkeit lebendig!“ Auch heute wird er sagen: „vornehmlich durch deutsche Männer lebendig im Andenken und wirksam im Denken einer neuen Zeit, wenn auch von den Römlingen geschmäht und verleumdet, die ja in Deutschland päpstlicher als der Papst sind!“

In der Wittenberger Rede sagt er dann, näher eingehend auf das deutsche Wesen, wie er es jetzt, das Vorurteil abstreifend, die Ansicht läuternd, erkannt hat: „Auf den Säulen der Künste und Wissenschaften hat die Weisheit ihr Haus erbaut. Das stand zuerst in Ägypten, dann unter Zoroaster in Persien, dann bei den indischen Gymnosophisten, dann bei den Griechen zur Zeit ihrer Philosophie, dann seit Empedokles und Lucrez in Italien, und jetzt zum siebenten steht es in Deutschland. Seit das Reich zu den Deutschen gekommen, findet man hier mehr Genie und Kunst als bei anderen Völkern. Wer war in fernen Tagen Albert dem Großen vergleichbar, wer dem Cusaner (Nikolaus von Kues an der Mosel), der je größer um so weniger zugänglich ist? Hätte nicht der Priesterkult sein Genie da und dort verhüllt und gehemmt, ich würde bekennen daß er dem Pythagoras nicht gleich, sondern größer denn dieser sei. (Bruno verdankt ihm viel; in meinem Buch habe ich die Lehre des an der Grenze der Scholastik und der Neuzeit stehenden Kirchenfürsten mit Bezug auf Bruno dargestellt.) Ist nicht Kopernikus als Mathematiker einsichtsvoller als Aristoteles und alle Peripatetiker in ihrer ganzen Naturbetrachtung? Welch' edler Dichtergeist beseelt den Palingenius mit erhabener Einsicht? Wer seit Hippokrates war dem Arzt Paracelsus gleich, des Heilkunst bis an die Wunder heranreicht? Welchen Astronomen setzt das Ausland dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zur Seite? (Kepler war damals noch nicht bekannt). Doch wen habe ich mit Stillschweigen übergangen? Da jener Gewaltige, bewaffnet mit Schlüssel und Schwert, mit Macht und List, Fuchs und Löwe, mit abergläubischem Kultus und Unwissenheit unter dem Namen der göttlichen Einfalt die Welt vergiftete und niemand sich zu widersetzen und dem Jahrhundert eine bessere Gestalt zu geben wagte — welcher übrige Teil Europas konnte uns jenen Alciden hervorgebracht haben, der um so vorzüglicher ist als Herkules selbst, mit je leichterer Mühe und geringen Werkzeugen er noch größeres vollbracht

hat; oder sollte ich denn nicht sagen, daß derjenige es vollendet habe, welcher so brav und so maßvoll das herrliche Werk begonnen hat? Und wenn du noch ein größeres und weit verderblicheres Ungeheuer als alle die in früheren Jahrhunderten Entstandene getötet siehst:

„Frage der Keule nicht nach, da es die Feder gethan!“ Woher stammt jener, woher? Aus Deutschland, von den Ufern dieser Elbe, aus der Fülle dieses Quelles. Du sahst Luther, dies Licht, du sahst und beachtetest es, du vernahmst den erweckenden Odem Gottes, du folgtest seinem Gebot, wehrlos tratest du dem Feinde entgegen, vor dem die Könige und die Fürsten gebebt, bekämpftest ihn mit dem Wort, schlugst ihn zurück, hieltest stand, siegtest und errichtetest aus den Waffen des Überwundenen ein Zeichen des Triumphes bis an den Himmel!“

Das Ungeheuer, der Feind, den auch Voltaire meinte, wenn er seine Briefe mit écrasez l'infame schloß, dieser Ruchlose ist nicht die Religion, nicht das Christentum, nicht die Kirche, nicht der Papst, sondern die Unduldsamkeit. der Fanatismus, der um seiner behaupteten alleinigen Rechtgläubigkeit willen den Andersdenkenden kreuzigt und verbrennt, verfolgt und verleumdet. Diesem bösen Geist galt der Kampf des deutschen Gewissens bei den Reformatoren, galt der Kampf des italienischen Geistes in Bruno. Dafür ging er in den Tod. Kuhlenbeck verweist treffend auf Renan, der einmal geschrieben habe: Die Wahrheit braucht keine Opfer, die Wissenschaft keine Märtyrer, sie breitet sich trotz aller Verleugnung unverwandt dennoch aus; — nichts breitet sich von selber aus, noch wird es von selber überwunden, und in der Geschichte ist auf die Heroen gerechnet, die im freiwilligen Dienst für Recht und Wahrheit den Kampf aufnehmen mit der Finsternis und der Gewalt. Aufrichtigkeit thut uns not, nicht feige Anbequemung, nicht die heuchlerische Maske der Zustimmung zu Satzungen und Einrichtungen, die wir innerlich mißbilligen, sondern der Mut der Wahrheit. Von Bruno's Scheiterhaufen hat sich das Morgenrot eines neuen Tages für die Menschheit entzündet, und wenn auch eine Freigeisterei, die ihm fremd war, mit materialistischen, ja atheistischen Worten sein Denkmal begrüßte, die Geistesfreiheit dankt ihm seine Treue bis in den Tod, und zu ihr möge Deutschland stehen in Anerkennung der religiös-sittlichen Wahrheit des Evangeliums, in Anerkennung der gewonnenen staatlichen, menschenwürdigen, freien Ordnung, aber im Voranstreben für die idealen Lebensgüter, die das Leben lebenswert machen. Dann können die Deutschen das erhebende Preiswort Brunos verdienen: „Göttlich ist der Geist dieses Volkes, das nur in dem nicht hervorragt, woran es keine Freude findet. Gebe Gott, daß die Deutschen ihre Kraft erkennen und ihren Sinn auf große Dinge richten!“

Woher kommt der Unterschied von Norddeutsch und Süddeutsch?

Von
Alfred Kirchhoff.

Manchem Leser wird die in der Überschrift aufgeworfene Frage müßig erscheinen. Denn gern hat man darauf die Antwort bei der Hand: „Das ist sehr einfach, in Süddeutschland wohnen eben die Süddeutschen, in Norddeutschland die Norddeutschen, und beide scheiden sich nun einmal in Sitte wie Brauch, in Mundart und Wesen." Hiergegen ist thatsächlich auch garnichts einzuwenden, nur beruhigt dieser Hinweis keinen Tieferdenkenden. Der Menge freilich wird er behagen, denn er kommt der Denkfaulheit freundlich entgegen und ist im Grunde um nichts schlechter als der wunderschöne Beruhigungssatz, mit welchem sogar Historiker die kulturgeschichtliche Vorrangstellung Europas im Reigen der Erdteile ohne jegliches Anlehen bei erdkundlicher Forschung deuten zu können wähnen: „Weil in Europa nun einmal die kulturmächtigsten Nationen ihre Heimat gefunden haben!"

Allerdings scheiden sich Nord- und Süddeutschland größtenteils stammschaftlich: Niedersachsen und Friesen, Hessen und Thüringer sind ganz oder fast ganz ausschließlich Bewohner des deutschen Nordens, dessen ostelbische Hälfte sie im Mittelalter den Slaven entrangen, Schwaben und Bayern sind ebenso heimisch im deutschen Süden. Doch ist Ostpreußen trotz der Anteilschaft von Süddeutschen an der Germanisierung dieses pruzzisch-litauischen Bodens ganz und gar von norddeutscher Art, und andererseits ist das Mainland von norddeutschen Franken besiedelt worden, wie solche auch den Grundstock der Pfälzer hergegeben haben.

Unzweifelhaft muß Norddeutschland als die eigentliche Wiegenstätte deutscher Nation gelten. Das bezeugt uns geschichtliche Forschung ebenso sicher wie anthropologische. Bis um Christi Geburt bewohnten Germanen allein die Nordhälfte von Mitteleuropa, Kelten (Gallier) hingegen das Land südwärts von den Sudeten, dem Erzgebirge, dem Thüringerwald und der hessisch-rheinischen Wasserscheide gegen den Main. In zwei großen Eroberungsakten haben wir uns erst nachmals unseren Süden gewonnen: zuerst den Streifen bis zur Donau, wo wir die Bojer aus Böhmen, die Helvetier aus dem Maingebiet und dessen Nachbarschaft verdrängten, sodann in der Völkerwanderungsepoche, die Donaugrenze und den Schanzenzug, welchen die Römer von Kehlheim an der Donau bis Miltenberg am Main aufgeworfen hatten, überschreitend, das Alpenvorland und die Alpen.

Daß diese um anderthalb bis fast um zwei Jahrtausende hinter der Gegenwart liegenden Vorgänge thatsächlich noch jetzt in ethnischer Rückwirkung zu spüren sind, wissen wir erst seit kurzem. Offenbar nämlich sind die reinkeltischen Vorbewohner jenes zuerst besetzten Nordstreifens von Süddeutschland auf dem linken Donauufer garnicht so vollständig vernichtet oder aus dem Lande gedrängt worden, als man früher annahm; und noch weniger ist das der Fall gewesen

mit den während der Römerherrschaft romanisierten Kelten rechts der Donau und im süddeutschen Rheingebiet. Das merkt man ganz deutlich an der Zunahme der dunkleren Augen- und Haarfarbe bei einer Reise von der norddeutschen Niederung durch unsere Mittelgebirge gen Süden, wo im Elsaß und wo wie in den Alpen die brünettesten Deutschen sitzen. Der Thüringer, der gewohnt ist, unter 100 Menschen etwa 15 Brünette und auch sonst Leute von nicht ganz lichter Hautfarbe in seiner alltäglichen Umgebung zu sehen, ist erstaunt, nach einer halbtägigen Eisenbahnfahrt in Hamburg oder Bremen lauter Gesichter wie Milch und Blut, lauter Blonde und Blondinen auf der Straße zu schauen; in ebenso kurzer Zeit mag er sich nach Mainz versetzen, da wird er verwundert sein, umgekehrt auffallend zahlreicher Schwarzhaarige mit blitzenden, dunkelen Augen zu gewahren. Keinem Zweifel unterliegt es, daß die hellere Komplexion unseres Nordens gleich derjenigen in Skandinavien auf reiner germanisches Blut, die dunklere unseres Südens auf keltische (man könnte sagen altfranzösische) Blutmischung hindeutet. Auch die dunklere Augen- und Haarfarbe unserer Rheinprovinz dicht zur Seite den blondhaarigen, blauäugigen Westfalen wird man darauf zurückführen müssen, daß allein in diesem Westen Keltenreste in norddeutscher Bevölkerung in ansehnlicherer Menge fortleben. Wissen wir doch, daß noch in der römischen Kaiserzeit der linksrheinische Teil der heutigen Rheinprovinz von gallischen Völkerschaften bewohnt war, hauptsächlich von den Treverern, nach welchen noch zur Stunde Trier (in süddeutsch brünetter Moselthalung) seinen uralten Keltennamen lautlich kaum verändert fortführt.

Aber selbst wenn wir noch hinzunehmen, daß die schmalere Schädelgestalt in Norddeutschland, welche namhafte Anthropologen für die ursprünglich deutsche ansehen (und welche auch in süddeutschen Gegenden mit breiteren Schädeln der Jetztlebenden die „Reihengräber" deutscher Kämpen aus der Völkerwanderungszeit uns bewahrt haben) wohl als Merkmal größerer Rassenreinheit gelten darf, die breitere Form des süddeutschen Schädels dagegen gleich der Zunahme der Augen- und Haardunkelung nach Süden wahrscheinlich ein Zeichen der Mischung mit Kelten heißen muß, — haben wir damit den Unterschied nord- und süddeutscher Art bei der Wurzel gefaßt? Dazu erscheint doch der Übergang jener Körpereigentümlichkeiten von Nord nach Süd ein viel zu allmählicher; derselbe führt ähnlich wie der Anstieg des Bodens schon im Bereich der norddeutschen Mittelgebirge nach Süddeutschland hinüber und schmiegt sich eher der Dreiteilung in Nord-, Mittel-, Süddeutschland an. Jedoch aus gutem Grunde will unser Volk von dieser verschwommenen Dreiteilung nichts wissen; es scheidet viel lieber scharf in die nördliche und in die südliche Hälfte mit der böhmisch-mährischen Grenze und mit den Höhen, von welchen das Wasser zum Main fließt. Die Rheinprovinz ist an keltischen Mischungsspuren so reich wie das Mainland und die Pfalz; jene wird wie diese von Leuten wesentlich fränkischer Abkunft bevölkert, — trotz alledem fühlt sich ein jeder abwärts von Bingen, sei es in Koblenz oder Bonn, in Köln oder Düsseldorf, auf norddeutschem Boden, schon in Frankfurt aber gleichwie in Würzburg, Bamberg oder Nürnberg auf süddeutschem.

Man wird deshalb wohl nicht fehlgreifen, wenn man den für die ganze Geschichte unserer Nation so gewichtigen Dualismus von Nord und Süd auf leise, doch unablässig wirkende geographische Ursachen zurückführt. Der Bodenbau, dieser machtvolle Beherrscher des Verkehrs der Menschen untereinander, schuf in Deutschland (dieses Wort im älteren, umfassenderen, geschichtlich-geographischen Sinne genommen) zwei große Hauptverkehrsprovinzen, welche in einer durchweg von Gebirgsschranken bestimmten ungeraden Linie nördlich vom 50. Parallelkreise von einander sich scheiden.

Kaum sind unsere Vorfahren, die Markmannen, ins Bojerland eingedrungen, von welchem noch zur Stunde Tacitus' Ausspruch gilt, daß es im altüberlieferten Namen Böhmen (Beheim, Bojenheim) das Gedächtnis an die dereinstigen Insassen bewahrt, und — alsbald steht in bedrohlichster Schärfe der Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland uns vor Augen, gleich politisch zugespitzt im Widerstreit Marbods, des mächtigen Markmannenkönigs, und des norddeutschen Bundeshauptes Arminius. Es war das echte Vorspiel jenes Heraustretens einer erst 1866 sich gänzlich abschließenden österreichischen Sondermasse aus dem Schoße von Gesamtdeutschland. Sicher hätte sich dieser Ausschluß Böhmens, zumal seit dieses Land im 6. Jahrhundert den Tschechen anheimgefallen war, aus dem deutschen Länderverbande viel früher vollzogen, auch nach der neuen Verkettung, welche der Gründer unseres alten deutschen Reichs, König Heinrich I., hergestellt. Denn kein Land Mitteleuropas ist von Natur so in sich geschlossen, darum so deutlich auch zur staatlichen Selbständigkeit prädestiniert als der böhmische Gebirgskessel. Indessen so abgemauert auch Böhmen gen Nord und West erscheint, so stark ist es durch leichte Übergänge über den mährischen Landrücken angekettet an das Nebenland Mähren und durch dessen offenen Zusammenhang mit dem österreichischen Donauland an letzteres, somit des weiteren an Süddeutschland im allgemeinen. Nicht allein ethnisch ist das österreichische Donauland zum Stammgebiet der Baiern gehörig (das herrliche Graz nannte man ja, als es noch nötig dünkte den Unterschied gegen das kleine Windischgrätz hervorzuheben, „Bayrisch Graz, oder Bayrisch Gräz"), nein, es ist gleichfalls durch die Naturgegebenheit seiner Verkehrsstraßen untrennbar mit dem Bayernlande innerhalb der blauweißen Grenzpfähle verbunden.

Mehr als einmal lag es im Laufe der deutschen Geschichte nahe, einen süddeutschen Staatenbund unter Österreich als Bundeshaupt zu schließen. Was hätte noch in unseren Lebtagen nach den Ereignissen von 1866 näher gelegen als eine derartige Entwicklung gegenüber dem unter Preußens Hegemonie thatsächlich geschaffenen norddeutschen Bunde, — hätte es die überlegene Staatskunst unseres Reichskanzlers zu unserem Heile nicht anders gefügt!

Durch alle Jahrhunderte flutet der Personen- und Güterverkehr ungehindert über die breite Donauhochfläche unseres Südens, die echte Stirn von Deutschland mit ihrem großen Cyklopenauge München. Keine Schranke war dem Austausche gesetzt durch die Stammesscheide zwischen Bayern und Schwaben, den Lech. Offen war immer der „Geißlinger Steg" durch eine bequeme Thalfurche der Jura-

platte von Ulm ins Neckarthal, offen eine Vielzahl von Wegen nach Mainfranken und vom hopfenbauenden Hochland nach der rebenumschmückten Muldentiefe mit ihrem schwäbischen Meer. Heiß wie er gekocht war am Ausfluß der Limmat, brachten die biedern Züricher den berühmten Brei in guter Verwahrung den Rhein hinab zu den Stammesgenossen in Straßburg. Und daß es im ganzen Raum unseres großen „Gartens" zu beiden Seiten des Rheins von Basel bis Bingen keinerlei ernsthaftes Verkehrshemmnis giebt, weiß ein jeder.

Während also Süddeutschland eine gut gefügte, einheitliche Verkehrsprovinz darstellt, deren Verkehrsadern im wesentlichen die Thalwege von Rhein und Donau ausmachen, ohne daß ein schwierig zu überschreitendes Kammgebirge beide Stromgebiete trennt (vielmehr fließt unterirdisch ein Teil des Donauwassers bei Tuttlingen ins Rheingebiet hinüber und macht somit die Donau zu einem heimlichen Nebenfluß des Rheins), tritt uns Norddeutschland in hydrographischer Zerklüftung entgegen. Sechs Haupt-Flußgebiete folgen einander vom Rhein zur Weichsel, jenseit letzterer noch das des Pregel und das der Memel. Sie alle indessen haben ihren Anteil an der den Verkehr am meisten befördernden Fläche von ganz Mitteleuropa, am norddeutschen Tieflande, ja sie gehören ihm teilweise ganz allein an. Rhein, Weser und Elbe erschließen obendrein das norddeutsche Mittelgebirgsland zur nördlichen Ebene, vor allem aber verursacht die Ost- und Nordseeküste innigsten Anschluß jener einzelnen Flußgebiete an einander. Das wird noch beträchtlich sich steigern nach Vollendung des Nord-Ostsee-Kanals, der ungleich Bedeutenderes zu leisten berufen ist als der mittelalterliche Stecknitz-Kanal, welcher das Lübecker d. h. das baltische Handelsgebiet in Wasseranschluß zur Elbe brachte.

Der Eisenbahnbau hat nach Möglichkeit den nord- und süddeutschen Verkehr wechselseitig verknüpft. Aber man betrachte eine Eisenbahnkarte und man wird dessen inne werden, wie gering die Zahl der Lücken ist, welche der Späherblick unserer Ingenieure ausfindig zu machen wußte für die gar nicht hoch genug zu preisende Großthat, Nord und Süd verkehrsmäßig zu einen. Nur ein einziges Flußthal bahnte dieser Segensthat eine Gasse: das Rheinthal nebst seinem Moselanhang. Wie lehrreich wirkt dem gegenüber die Betrachtung des engen Eisenbahngegitters einerseits in Nord-, andererseits in Süddeutschland, womit wir uns manche sonst leere Viertelstunde beim Erwarten eines Zuges vor den Eisenbahnkarten unserer Bahnhöfe verkürzen können.

Was der Schreiber dieser Zeilen früher einmal in dieser Revue ausgeführt hat in einem Aufsatze über Nationen-Entstehung, das gilt nun ohne weiteres auch für Heranbildung unserer Zwiespältigkeit nord- und süddeutschen Wesens. Natürlich: was ganze Nationen zusammenschweißt, muß sich auch äußern in deren sekundärer Spaltung. Nicht, wie man so allgemein glaubt, die Blutsgemeinschaft ist hier das Grundlegende, auch nicht der Verband der gleichen Sprache. Sprachenausgleichung und Verwischung der von Haus aus immer gegebenen Ungleichheit der Abstammung zeigt sich vielmehr erst als eine Wirkung der Verkehrsbeförderung im Inneren, der relativen Verkehrserschwerung nach außen, ist also mittelbar stets geographisch beeinflußt. Süddeutsches „nit" dringt so weit nach Deutschlands

Norden, als der Bodenbau den wechselseitigen Verkehr zwischen Süd und Nord rege erhielt: über die Gebirgskämme gar nicht oder höchstens z. B. am Thüringerwald einige Kilometer weit längs irgend einer vielbegangenen Kunststraße, zwischen den Gebirgen weiter, z. B. zwischen den hessischen hindurch bis nach Kassel, am weitesten längs der einzigen ganz vollkommenen Thalverbindung von Süd und Nord, längs des Rheins. Außer der Mundart tauscht der Mensch aber nach Maßgabe täglichen Verkehrens auch Gewohnheiten und Lebensanschauungen aus, neues aufnehmend, altes abthuend, kurz, bisherige Gegensätze verwischend. Die Nachahmung ist ja ein gar allmächtiger Trieb. Gesinnung, Sitten und Bräuche, welche in einer Gegend unsres Vaterlandes herrschen oder neu auftauchen, pflanzen sich deshalb leichter fort in der nördlichen oder in der südlichen Hälfte deutschen Landes, verbreiten sich innerhalb der letzteren seit der politischen Abkehr weniger leicht über die schweizerische, über die österreichische Grenze. Zum Glück hält aber ein viel gewaltigeres Band den Norden und den Süden unseres Reichs trotz aller kleinen Abweichungen bei einander: das Bewußtsein zusammenstehen zu müssen zu Schutz und Trutz in Selbsterhaltungspflicht!

Die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht.

Ein Vortrag[1])

von

Kardinal Manning.

Meine Herren!

Es hat mich viele Überlegung gekostet, ob ich Ihre gütige Einladung annehmen sollte oder nicht. Ich habe zwar nicht an der freundlichen Absicht, welche Sie damit verbanden, gezweifelt; ich habe auch nicht einen Augenblick Bedenken getragen, alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen gefällig zu sein; aber ich fühlte doch, daß Ihr Antrag mich in ein Gebiet der Thätigkeit zog, in welchem ich mich nicht ganz heimisch fühlte, daß ich eine Tiefe durchschiffen mußte, die ich noch nicht ausgemessen habe, und es schien mir, als ob die Klugheit riete, die mir zugedachte Ehre dankend abzulehnen. Und doch will ich lieber das versuchen, was ich kann, so unvollkommen es auch ausfallen mag, und nicht den Anschein erregen, als wenn es mir an gutem Willen fehlte; denn es ist mein aufrichtiger Wunsch, überall, so weit es in meiner Macht liegt, nicht nur das Wohl, sondern auch die Erholung meiner Mitmenschen zu befördern. Als nun noch der Herr Vorsitzende mir die Versicherung gab, daß Ihr Institut ein neutrales Gebiet verschiedener Parteien darstelle, da entsprach dies so sehr dem, was ich für eine unserer ersten Pflichten halte, daß ich nicht länger schwanken

[1]) Dieser Vortrag ist vor mehreren Jahren in Leeds in einer Versammlung des Leeds Mechanics' Institute gehalten und dann für den Druck durchgesehen worden.

zu dürfen glaubte. Denn ich glaube, daß wir in allen Angelegenheiten des Privatlebens, in allen Angelegenheiten des häuslichen, bürgerlichen und politischen Lebens nur ein gemeinsames Interesse haben, das Wohl unseres Landes. Wenn Spaltungen vorhanden sind, und Spaltungen müssen bestehen, sie sind stets dagewesen und werden, wie ich fürchte, auch in Zukunft nicht auszurotten sein, dann ist es meines Erachtens die Pflicht eines jeden, sie in allen Beziehungen des öffentlichen und privaten Lebens, soweit er kann, hintanzusetzen.

Nachdem ich somit Ihre freundliche Einladung angenommen hatte, werde ich gefragt, über welchen Gegenstand ich sprechen wollte; ich nannte einen Stoff, der mir leicht zu behandeln schien; aber nachher zeigte sich, daß er einer der schwersten war. Ich glaubte, daß die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht ein Gegenstand sei, der uns alle interessierte, der uns alle gleich nahe berührte, wenn auch in verschiedenem Sinne, und der deshalb leicht zu behandeln sein würde. Als ich aber anfing, mich auf diesen Vortrag vorzubereiten, da sah ich erst die Schwierigkeiten. Denn je einfacher und gewöhnlicher ein Stoff ist, desto schwerer ist es, ihn darzustellen, ohne lauter gewöhnliche und bekannte Dinge zu sagen. Gewiß könnte ich ganze Berge von Gemeinplätzen auf einander häufen und mit ganzen Mengen von Plattheiten um mich werfen, aber viel schwerer ist es, wenigstens für mich, etwas zu sagen, was nicht ganz neu und gewöhnlich ist. Indessen will ich versuchen, was ich kann.

Macaulay berichtet in seiner Geschichte von England, daß die Stadt Leeds schon unter der Regierung Karls des II. eine Stadt von Tuchwebern und Tuchmachern war. Ihre Stadtgerechtigkeit hatte sie erst unter Karl I. und eine Vertretung im Unterhause erst unter Oliver Cromwell bekommen. Leeds war damals eine Stadt von siebentausend Einwohnern. Es bestand ein Tuchhandel, welcher an einem flotten Markttage unter freiem Himmel auf der Brücke einen Umsatz von mehreren tausend Pfund erzielte, und die Leedser waren damals mit einem solchen Markte sehr zufrieden. Damals konnten sich die ältesten Männer noch sehr wohl auf die Errichtung des ersten Hauses aus Ziegelsteinen entsinnen, und dies Gebäude hieß noch lange Zeit das Rote Haus. Es soll übrigens noch vorhanden sein.

Heutzutage werden, wie ich glaube, einzelne Leedser Firmen allein über ein größeres Kapital zu verfügen haben als damals die ganze Stadt. Die Stadt Norwich war viel bedeutender als Leeds; Norwich hatte damals 28000 bis 29000 Einwohner und einen blühenden Handel. Wie liegen die Dinge heutzutage! Leeds hat zwei bis dreihunderttausend Einwohner, es hat eine Manufaktur, welche zu den berühmtesten in ganz England gehört und vielleicht innerhalb seiner Branche an der Spitze steht. Über das Kapital von Leeds will ich mir gar keine Schätzung erlauben; die Stadt ist der Größe nach die sechste oder siebente des britischen Reichs. Und in derselben Zeit, während Leeds sich diese große Bedeutung für das Handelsleben und seinen Wohlstand erworben hat, ist das britische Reich mit ihm gewachsen. Die Stellung des Landes im Welthandel, seine Produktionskraft, seine Arbeit, die Gewandtheit der Einzelnen, endlich sein

Kapital haben sich in geradezu fabelhaftem Maße entwickelt. Eine einzige Thatsache wird zum Beweise ausreichen. Ein französischer Gelehrter, welcher mit der Handelsstatistik wohl vertraut ist, hat vor einem Handelausschuß in Frankreich nachgewiesen, daß Großbritannien mit seiner Bevölkerung von einigen dreißig Milionen eine größere Handelsmarine hat als alle andern Seemächte der Welt zusammen; nämlich die Flotten aller andern Mächte haben zusammen nur 6 600 000 englische Tonnen, und die Handelsschiffe Groß-Britanniens allein 6 900 000 Tonnen.

Woher kommt diese ungeheuere Entwickelung des Wohlstandes? Einige werden sagen: durch das Kapital. Ich meine aber, es giebt noch etwas, was dem Kapital vorher geht, und das ist die Ausbildung. Andere mögen sagen: von der Ausbildung der Arbeiter. Aber es giebt auch etwas, was dieser vorhergeht, und das ist die Arbeit; und ich glaube, der Wohlstand Englands ist der Arbeit zuzuschreiben. Es giebt ein Buch, welches gewiß alle kennen, es ist zuerst als Teil der Useful Knowledge Library um das Jahr 1830 erschienen, zu einer Zeit, als eine Schar übelberatener Personen eine große Bewegung ins Werk setzten, um alle landwirtschaftlichen Maschinen zu zerstören — viele von meinen Zuhörern mögen diese Zeit noch erlebt haben und sich ihrer erinnern. — Das Buch hieß damals „Results of Machinery“, und ist dann unter dem Titel „Capital and Labor“ zehn oder fünfzehn Jahre später noch einmal herausgekommen. In diesem Buche steht der Satz: „Im Morgengrauen der Gesellschaft war die Arbeit schon aufgestanden und in voller Thätigkeit, als das Kapital noch im Schlafe lag.“

Und dieser Satz ist ohne Zweifel richtig. Wir können daher mit Recht sagen, daß die Arbeit die Ursache aller unserer Größe ist. Ich nehme die Arbeit, wie Ihnen durch das Vorangegangene wohl außer Zweifel gestellt sein wird, nur im volkswirtschaftlichen Sinne und lasse die sittliche Bedeutung der Arbeit vorläufig außer der Betrachtung, wiewohl ich mir vorbehalte, später mit ein paar Worten auch hierauf zurückzukommen. Eine wissenschaftliche Definition der Arbeit will ich hier nicht versuchen, aber ich will sie umschreiben als die ehrliche Ausnutzung unsrer körperlichen und geistigen Kräfte für unser und unserer Nächsten Bestes. Eine ehrliche Ausnutzung: denn eine Thätigkeit, welche nicht ehrlich, sondern oberflächlich, unredlich oder arglistig ausgeführt wird, verdient nicht den Ehrennamen der Arbeit. Eine Ausnützung; denn wenn jemand seine Kräfte nicht anstrengt und im vollsten Maße ausnutzt, so verdient auch seine Thätigkeit nicht den Ehrennamen der Arbeit. Wenn er seine Kräfte ehrlich ausnutzt, aber nicht für sein eigenes Bestes, so vergeudet er sie, und wenn er sie nur für sein Bestes und nicht für seine Nächsten anwendet, so ist es wieder keine Arbeit, sondern Selbstsucht. Meine Umschreibung trifft daher, wie ich meine, zu, und ich wiederhole daher: Die Arbeit ist die ehrliche Ausnutzung unserer Kräfte für unser und unserer Nächsten Bestes. Ihnen, meine Herren, brauche ich nicht erst zu beweisen, daß auch die Ausnutzung der Kräfte des Geistes und des Verstandes eine wahre Arbeit ist. Ein Mann mag nie eine Axt geschwungen, nie eine Lokomotive geführt, nie einen Spaten in die

Erde gestoßen haben, und er kann doch den Ehrennamen eines Arbeiters verdienen. Wie gesagt, ich brauche Ihnen dies nicht zu beweisen und werde daher diesen Punkt nur gelegentlich wieder berühren.

Die körperliche Arbeit ist im gewissen Sinne der Urquell aller Dinge, aber es ist klar, daß die geistige Thätigkeit zu jeder Zeit vorher gehen muß. Der erste Mann, welcher eine Angel machte, um Fische damit zu fangen, der eine Schlinge knotete und ausstellte, um einen Vogel oder andere Waldtiere zu erbeuten, er mußte seinen Geist anwenden und nachdenken, ehe seine Hände das fertig brachten, was er haben wollte. Dies ist zweifellos; ja in der neueren Zeit ist man geneigt, die rohe, unausgebildete Körperkraft zu mißachten, weil unsere Arbeit mehr oder weniger ausgebildete Arbeiter verlangt und unsere Industrie einen wissenschaftlichen Charakter angenommen hat. Trotzdem aber hat auch die rein körperliche Arbeit ihren Wert. Ein Mann, der seine körperlichen Kräfte in ehrlicher Weise für sein und seiner Nächsten Bestes ausnutzt, führt ein schönes und edles Leben, denn dies ist ein Beruf, und jeder, welcher seinen Beruf erfüllt, wird durch ihn geadelt. Alles, was wir auf der Welt erreichen wollen, müssen wir uns durch die Arbeit erwerben. Gewiß giebt uns die Natur viele von ihren Gaben freiwillig, wie wenn sie sie uns mit der Hand darböte. Die Bäume tragen ihre Früchte über unseren Köpfen und laden uns zum Genusse ein, aber wir müssen sie doch pflücken. Das Gold liegt in der Erde, die Steinkohle in den Gruben, aber wir müssen sie doch erst gewinnen, und diese Arbeit ist schon anstrengender. Das Brot, welches wir essen, kommt aus dem Korn. Ehe wir das Korn gewonnen haben, muß schon viele Arbeit geschehen sein, und noch mehr, bis es zum Brot verbacken ist. So geht es in den kleinen Dingen, und in den großen ist es nicht anders.

Die Fruchtbarkeit der Erde hat bis jetzt noch keine Grenzen gefunden. Wie es heißt, brachte der Boden Englands zur Zeit König Johann's ein Viertel von dem heutigen Durchschnittsertrage von ganz Großbritannien und nur ein Fünftel von dem, was heute die nähere Umgebung Londons trägt. Woher kommt der Unterschied? Von der Vermehrung der Arbeit, von der Ausbildung der Arbeiter, des Kapitals, der Wissenschaft, den Fortschritten der Landwirtschaft. Die Berechnung zeigt, daß die Tragfähigkeit des Bodens immer mehr zugenommen und ihr Ziel noch nicht erreicht hat. Neulich sah ich eine Aufstellung, die mir so unglaublich und unwahrscheinlich vorkam, daß ich mir den amtlichen Bericht anschaffte und nachschlug, wo ich dann die Angaben vollauf bestätigt fand. Die Aufstellung stammt von dem Ausschusse des Herrenhauses über die Bewässerung und Verbesserung des Bodens und beruht auf dem Gutachten zweier hervorragender landwirtschaftlicher Sachverständiger. Der eine von ihnen stellte fest, daß von den 20 Millionen Acres englischen Bodens [1]) nur drei Millionen angemessen drainiert seien, und der andere legte dar, daß nur der fünfte Teil der Ackergrundstücke landwirtschaftlich richtig ausgebeutet wird. Somit hat die Ar-

[1]) Acre = 40,467 a = 1,585 Magd. Morgen.

beit nur einen Teil ihrer Aufgabe erfüllt, und wenn es wahr ist, wie ich vorhin annahm, daß England seine Größe seiner Arbeit verdankt, so dürfen wir nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß noch lange nicht das erreicht worden ist, was durch weitere Fortsetzung der Arbeit erreicht werden kann. Ich erinnere mich noch der Zeit, als die englischen Nationalökonomen berechneten, daß die Steinkohlen unter der Erde in England nicht weiter reichen könnten als für einen Gebrauch von achthundert Jahren. Ich war schon damals der Ansicht, daß wir uns durch diese Nachricht nicht in Angst setzen zu lassen brauchten. Und dabei haben wir selbst heute den Umfang unserer unterirdischen Kohlenminen noch nicht festgestellt, und ich weiß nicht, worauf man auch nur eine wahrscheinliche Schätzung stützen will.

Die Arbeit ist nicht nur der Grundsatz, auf welchem der Aufbau unsres Staates beruht, auf ihr beruht auch unsere Entwickelung, unsere geistige und körperliche Entwickelung. Wie sie den Boden kultiviert, so kultiviert und zivilisiert sie auch den Menschen. Ich weiß nicht, ob Ihnen allen das Buch von Prichard über den Menschen bekannt ist, welches vor einigen Jahren erschien.[1] Das erste Kapitel dieses Werkes enthält eine Gegenüberstellung, welche ich für sehr richtig halte, und die für meine Ansicht einen schlagenden Beweis liefert. Er sagt nämlich: „Wer kann sich vorstellen, daß ein Buschmann, welcher in seiner Erdhöhle sitzt und sich Spinnen zur Mahlzeit fängt, zur selben Rasse gehört wie die zivilisierten und gebildeten Engländer, welche wir auf den Londoner Straßen einhergehen sehen!" Ich habe gezeigt, wie der Boden Englands seit der Zeit König Johann's bis zur Zeit der Königin Viktoria einen gleichen Fortschritt zeigt. Woher kommt dies? Nennen Sie es Erziehung, nennen Sie es Zivilisation, nennen Sie es, wie Sie es wollen. Vor allen Dingen aber ist es Arbeit, Arbeit an uns selbst, Selbstkultur, Selbstausbildung, es ist das, was, so viel ich weiß, auch ein Ziel Ihrer Vereinigung darstellt.

Weiter; die Arbeit ist der Quell aller Erfindungen. Ich habe bereits vorhin angeführt, daß in dem Morgengrauen der Gesellschaft die Arbeit schon aufgestanden und in voller Thätigkeit war, als das Kapital noch in tiefem Schlummer lag. Ich behaupte aber, daß nicht nur am Morgen, sondern auch am hellen Tage der Geist aufgestanden und thätig sein muß, ehe die Arbeit erwacht. Denn der Geist muß der körperlichen Arbeit vorhergehen, die Geschichte aller Erfindungen, der wissenschaftlichen wie der sozialen, zeigen das Gesetz, daß der Verstand den Händen leuchten muß, daß der Geist der Arbeit vorangeht. Ich brauche dies nicht auszuführen, es ist selbstverständlich; aber einige Beispiele werden meine Meinung deutlicher machen. Zwischen der geistigen und der körperlichen Thätigkeit bestehen so enge und feine Beziehungen, daß wir daran die Weisheit unseres Schöpfers am besten erkennen können. Die Beweglichkeit des Geistes in jeder Äußerung seiner Thätigkeit kann nicht gemessen werden, aber die Gewandtheit

[1]) Prichard, researhes into the physical history of man, London 1813; Vierte Aufl. London 1885.

der Hände entspricht ihr genau. Der Mann, welcher im Morgengrauen der Gesellschaft zuerst ein Feuerstein-Messer geschaffen hat, konnte damit nur wenig anfangen und hatte viel Mühe bei allem, was er vornahm. Ein späterer, der eine Stahlklinge aus Sheffield hatte, konnte mit leichter Mühe tausend Dinge machen, die jenem ganz unmöglich waren.

In der Zeit König Eduards III. wurde zur Beschaffung der Geldmittel für den französischen Krieg eine Vermögenssteuer erhoben; und in Colchester, damals einer der größten Städte, wurde alles Vermögen zu diesem Zwecke abgeschätzt. Die Namen aller Kaufleute, Handwerker und übrigen Einwohner wurden mit einem Verzeichnis und einer Abschätzung ihres Vermögens in eine Liste eingetragen, und der Gesamtwert des Vermögens betrug etwa dreitausend bis viertausend Pfund Sterling, und damals war Colchester seiner Bedeutung nach die zehnte Stadt Englands. Unter den Einwohnern war ein Zimmermann, dessen ganze Vorräte und Werkzeuge auf einen Schilling abgeschätzt wurden. Diese geringe Summe ist aber nicht auf den Unterschied des Geldwerts zurückzuführen; er hatte zwei Äxte, ein Querbeil (Dächsel, Dexel,) ein Winkelmaß und ein Werkzeug zur Herstellung von Rädern. Dieser Zimmermann besaß doch viel mehr Werkzeuge als der Mann, von dem wir annahmen, daß er nichts als ein Stahlmesser hatte, und noch viel mehr als der Wilde mit seinem Steinmesser; wenn dieser sich aber heute in einen Laden versetzt sähe, wie der von Holtzapffel in Long Acre, und alle die dort ausgelegten Hobel und Krummhobel, Dreheisen und alle die übrigen Werkzeuge, deren Namen ich nicht einmal kenne, gesehen hätte, so müßte er sich in der Höhle eines Hexenmeisters glauben, oder er würde denken, er hätte auf einmal hundert Hände bekommen und könnte mit jeder hundert Griffe machen. Ich will damit sagen, daß die mechanischen Werkzeuge dem Verstande eine Gelegenheit zur Entfaltung seiner Thätigkeit geben, seine Kräfte vermehren und ihn zur Abwechselung, zur Feinheit und zur Schärfe befähigen. Dann aber ist die Arbeit und die Erfindung notwendig, um etwas Neues zu schaffen.

Ich möchte wohl wissen, wie viele Hände damals, als das Tuch in Leeds auf der Brücke gehandelt wurde, erforderlich waren, um eine Elle davon herzustellen. Vielleicht weiß es Ihr Herr Bürgermeister, der erste Sachverständige unter Ihnen, aber, wenn ich auch keine Antwort bekomme, jedenfalls waren es nicht viele. Wie viele Personen sind heut an einem Stück thätig? Ich habe es einmal berechnet und zwar auf Grundlage des kleinen Buches, welches ich Ihnen schon einmal empfohlen habe, und aus dem das Meiste und Beste von dem stammt, was ich Ihnen an Thatsachen vortragen kann. Heute sind es fünfundzwanzig Verrichtungen, welche erforderlich sind, ehe wir einen Rock aus Leedser Tuch anziehen können. Ich lasse den Landmann, den Wollaufkäufer, den Schiffer, den Frachtführer, ohne deren Thätigkeit der Stoff nicht in die Stadt gelangen kann, hier ganz beiseite; ich denke nur an die Zubereitung und hier finde ich eine ganze Reihe von Arbeiten, von denen ich bisher nichts gewußt habe, deren Namen mir unbekannt waren und zum Teil unverständlich geblieben sind. Ich fand in

dem kleinen Buche Sortierer, Entfetter, Färber, Krämpler und Spinner; dann war die Rede vom Ausscheeren und Weben, vom Noppen, vom Sengen und Kräuseln und noch von einer ganzen Reihe von verschiedenen Thätigkeiten, im ganzen sechzehn an der Zahl, von welchen jede einzelne gelernt und geübt sein muß. Die Erfindung hat es verstanden, die wirre Flechte der Arbeit aufzulösen, sie hat jeden einzelnen Strang abgesondert und einem eigenen Arbeiter oder einer eigenen Gruppe anvertraut. Durch diese Teilung sind die einzelnen Thätigkeiten nicht nur geläufiger und einfacher, sondern im Laufe der Zeit auch immer sorgfältiger und vollkommener geworden.

Ich habe bereits erwähnt, daß ich mich jener Aufläufe noch erinnere, welche um das Jahr 1830 eine Zeitlang sehr häufig waren und unter dem Namen Swing Riots bekannt geworden sind. Vielleicht hat man bei Ihnen im Norden Englands nicht so viel von diesen Vorgängen erfahren und hat sie nicht so lebhaft in Erinnerung, wie ich, der ich mein ganzes Leben hindurch im Süden Englands gelebt habe. In Kent, wo ich damals wohnte, sah man Nacht für Nacht den Horizont gerötet vom Brande der Dreschmaschinen und der anderen Gegenstände, welche den Zorn der Zerstörer erregt hatten. Die ganze ungebildete Bevölkerung auf dem Lande war von dieser Verblendung ergriffen und glaubte, die Maschinen würden sie zu Grunde richten. Jetzt sind wir doch zum Glück soweit gekommen, daß der ganze Arbeiterstand, nicht nur der ländliche, sondern auch der gewerbliche, sich überzeugt hat, daß die Ausbreitung und Ausbildung des Maschinenwesens ihnen nicht Arbeit nimmt, sondern Arbeit giebt, und daß wir dies erreicht haben, ist vielleicht der Thätigkeit Ihres Institutes mehr als anderen Einflüssen zuzuschreiben. Daß diese heutige Auffassung die zutreffende ist, brauche ich Ihnen nicht zu beweisen, indessen will ich ein paar Thatsachen anführen, welche dem einen oder dem andern von Ihnen weniger geläufig sein werden, und über die ich selbst mich erst vor kurzer Zeit unterrichtet habe. Erwägen Sie z. B. einmal die schnelle Aufeinanderfolge der wichtigsten Erfindungen: das Jahr 1743 brachte uns den Schnellschützen[1]), im Jahre 1769 stellte der Sohn des Erfinders die erste drop-box[2]) her, im Jahre 1767 kam die Spinn-Jenny auf[3]) und 1769 die Waterframe[4]), welche 1779 mit der Spinnjenny zur Mule[5]) vereinigt wurde, und 1813 folgte die Webmaschine. Im Jahre 1765 war die Dampfmaschine erfunden, welche 1811 zum Bewegen von Schiffen, und 1824 zur Beförderung von Eisenbahnzügen verwendet werden konnte. Wenn wir von diesen Erfindungen nur den einen Zweig, den auf die Baumwollen- und Woll-Bereitung bezüglichen ins Auge fassen, so hat sich ein vollständiger Umschwung

---

[1]) Ein Weberschützchen, Weberschiffchen, welches nicht durch die Luft geworfen wird, sondern auf einer festen Unterlage läuft und fortgestoßen wird.

[2]) Eine Vorrichtung, durch welche der Weber abwechselnd mit 3 Schützen und dreierlei Einschlag arbeiten kann.

[3]) Eine Baumwollspinnmaschine zur Verfeinerung der Baumwolle, auch bloß Jenny genannt.

[4]) Eine von Arkwright erfundene, durch Wasser getriebene, Spinnmaschine.

[5]) Mule, auch Mulejenny oder Mulespinningframe genannt.

des Betriebes durch Anwendung der Maschinen in 22 Jahren vollzogen; dazu kam noch die Erleichterung des Transports zu Lande und zu Wasser durch Einführung der Dampfkraft auch auf diesem Gebiete. Wenn man diese Thatsachen oberflächlich betrachtet, so sollte man annehmen, daß die Maschinen den Menschen ihre Arbeit abgenommen und sie dadurch brotlos gemacht hätten. In Wahrheit ist es aber umgekehrt; denn der französische Nationalökonom Say hat nach den Angaben eines englischen Fabrikunternehmers — welcher seinerseits auf eine fünfzigjährige Erfahrung zurückblicken konnte — festgestellt, daß die Zahl der in dem Gewebe angestellten Spinner und Weber zehn Jahre nach Einführung der Maschinen vierzigmal so groß war als zu der Zeit, da die Spinnerei mit der Hand betrieben wurde.

Im Jahre 1825 hat man berechnet, daß zur Baumwollenspinnerei Maschinenmittel mit im ganzen zwanzigtausend Pferdekräften verwendet werden; und daß jede Pferdekraft auf der Maschine so viel Garn herstellte, wie 1066 Personen in derselben Zeit mit der Hand gesponnen haben würden. Wenn diese Berechnung zutrifft, und es lassen sich keine Bedenken gegen dieselbe erheben, so würden im Jahre 1825 die Spinnmaschinen der Grafschaft Lancaster allein ebenso viel Garn bereitet haben, als wenn einundzwanzig Millionen Menschen mit Rocken und Spindel gearbeitet hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Wehrpflicht und Kriegführung bei den Griechen.

Von

Adolf Bauer.

Im Januar des Jahres 405 v. Chr., während zwei bis drei Wegstunden von Athen entfernt eine spartanische Besatzung die Bergfeste Dekeleia hielt und das Flachland ringsum bis fast unter die Mauern der Stadt beherrschte, saß das Volk von Athen und Attika im Theater des Dionysos am Südabhang der Akropolis und ergötzte sich an den tollen Späßen eines der herrlichsten Stücke des Aristophanes. In den „Fröschen“, denen damals bei dem Wettbewerb dreier Dichter der erste Preis zuerkannt wurde, wandert der Gott Dionysos als Herakles verkleidet in die Unterwelt. Dort veranstaltet er unter dem Vorsitz des Unterweltsgottes einen Wettstreit der beiden verstorbenen tragischen Dichter, des Aischylos und Euripides. Der Sieg wird der guten alten Zeit zu teil, welche Aischylos vertritt. In der bewegten Hin- und Widerrede rühmt sich dieser als Sänger der großen, kriegerischen Vergangenheit, da Athen gegen die Perser siegreich war. Edle und große Poeten, wie Orpheus, Musaios, Hesiod und Homer seien zu allen Zeiten der Menschheit von Nutzen; Homers Ruhm aber sei, daß er gelehrt habe die Ordnung der Schlacht, den Kriegsmut und die Wappnung der Männer.

Die Ansicht, daß Homer der Lehrmeister des Krieges gewesen, teilt das ganze Altertum. Als die Professorenweisheit späterer Zeiten in den Kreis der Vorlesungen und Unterrichtsgegenstände unter anderem auch die Theorie der Kriegführung aufnahm, hat es nicht an handlichen Lehrbüchern gefehlt, welche Strategie und Taktik des Homer kurz und faßlich zu Nutz und Frommen der Studierenden darstellten. Aelianus, der seine Schrift über Taktik dem Kaiser Trajan überreichte, beginnt das Widmungsschreiben mit den Worten: „Erhabenster Kaiser, Gottes Sohn, Trajanus Augustus; die Theorie der Taktik, welche bei den Griechen zu den Zeiten Homers anhebt, haben vor mir schon viele behandelt, obwohl sie von den mathematischen Wissenschaften nicht soviel verstanden als ich." Diese Ansicht ist unter dem Einfluß der antiken Litteratur noch über das Altertum hinaus giltig geblieben. Seit dem Jahre 1478 waren mehrere lateinische Übersetzungen des Aelianus erschienen; aus einer derselben schöpft der Darsteller des Landsknechtwesens, Leonhard Fronsperger, in der Vorrede zu dem zweiten Teil des „Kriegsbuches", wenn er von dem Poeten Homero spricht, „so der erst gewesen, welcher geschrieben, wie man das Kriegßvolk in Schlachtordnungen stellen soll."

Wir verfahren im Sinne der Anschauungen des Altertums, wenn wir die Anfänge des griechischen Kriegswesens aus Homer zu erkennen suchen, und knüpfen dabei an ein kürzlich erschienenes Buch von Hans Delbrück über die Perserkriege und Burgunderkriege an[1]).

Homer teilt mit den epischen Dichtern aller Völker die Vorliebe für die Schilderung der Kämpfe einzelner Helden, für die Beschreibung ihrer trefflichen Waffen. Wie auf einem unbestimmt gehaltenen Hintergrund scharf umrissene und liebevoll ausgeführte Gestalten, so tritt der Kampf der Führer in den Schlachten hervor. Zwar hören wir von zahllosen Scharen gerüsteter Krieger; wenn sie sich sammeln, gemahnt dies den Dichter an die Schwärme schnatternder und schreiender Vögel am Strande des Meeres oder an die Schwärme summender Fliegen, — aber entscheidend für den Ausgang der Schlacht sind doch nur die Waffenthaten der Führer, vor ihrem gefürchteten Speere fliehen oftmals hunderte von Knechten wie wehrlose. Zwar werden in den homerischen Liedern die Helden und Könige die „Ordner der Völker" genannt, sie stellen die Reihen der Ihrigen zur Schlacht, aber eben so oft lagern sich die Heere, während auf freiem Plan zwischen ihnen die Führer im Einzelkampfe sich messen. So wichtig ist die Anteilnahme des Einzelnen an der Schlacht, daß die Weigerung des Achilleus, am Kampfe teilzunehmen, schwerer empfunden wird als das Fernbleiben seines tapferen Volkes, der Myrmidonen.

Hängen diese Gegensätze mit dem Wesen der Heldensage zusammen oder entspringen sie einem Bedürfnis der dichterischen Technik im Epos? Haftet die Erinnerung an die Waffenthaten des Einzelnen fester im Gedächtnis oder eignen diese sich besser zur Schilderung als das Aufeinanderprallen der Phalangen?

---

[1]) Berlin, Walther und Apolant 1887.

Dürfen wir in diesen Angaben einen Hinweis erblicken auf thatsächliche Verhältnisse, welche für die Kriegführung in homerischer Zeit bezeichnet sind?

Es wird niemandem beifallen, die epische Dichtung buchstäblich zu nehmen, zu glauben, daß der Schild des Achilleus, den uns Homer so ausführlich schildert, daß die Waffen des Diomedes gerade so, wie sie der Dichter beschreibt, in der Wirklichkeit ihre Entsprechung hatten. Daß aber die Dichter ähnliche Prachtstücke gesehen hatten, muß doch vornherein als wahrscheinlich gelten und ist für Homer durch die Funde auf den ältesten Burgen Kleinasiens und Griechenlands bestätigt worden. Wie nun, soweit die Waffenlehre in Frage steht, der Beweis erbracht ist, daß den Schilderungen des Epos thatsächliches zu Grunde liegt, so gilt ein Gleiches auch von den allgemeinen Voraussetzungen, unter denen sich der Dichtung zufolge der Kampf vollzogen hat. Es kann nicht ausschließlich Erfindung der Sänger, es kann nicht ein bloßes Mittel der Darstellung sein, wenn der Schwerpunkt des Kampfes auf die Anteilnahme der einzelnen, trefflich gerüstet vom Streitwagen kämpfenden, durch ihre Kühnheit ausgezeichneten Anführer gelegt wird.

In derselben Weise wie bei Homer spielt sich der Kampf in den Anfängen der Kriegsgeschichte allüberall ab. — Die Ägypter sind mit einemmale unter den Herrschern des Namens Dhutmes und Ramses aus einem friedfertigen ein kriegführendes und eroberndes Volk geworden. Die zahlreichen Schlachtenbilder dieser Zeit zeigen den König übermenschlich groß auf seinem prächtigen Kriegswagen gegen eine Überzahl von Feinden im Kampf — und diese stets auf der Flucht vor dem Einzigen. Der Text zu einem der berühmtesten dieser Schlachtgemälde, das den Kampf Ramses II. gegen die Asiaten bei Qadesch darstellt, besagt unter anderem: „Seine Majestät eilte voran und drang in das Heer der Feinde ein, er ganz allein, und niemand war bei ihm. Als seine Majestät nun hinter sich blickte, bemerkte er, daß 2500 Gespanne ihm den Weg nach außen abgeschnitten hatten." Wie die homerischen Helden ruft Ramses in seiner Bedrängnis den Gott von Theben um seinen Beistand an, dieser eilt herbei und spricht dem Könige Mut zu. Ramses dringt vor gegen die Feinde, „und siehe", so fährt die Inschrift fort zu berichten, „keiner von ihnen vermag vor mir zu kämpfen, ihr Herz ist schwach in ihrem Leibe, ihre Arme sinken, sie können nicht schießen und finden nicht den Mut, ihre Dolche zu fassen." Ähnlich werden die assyrischen Eroberer dargestellt. Wie die ägyptischen Herrscher sind auch sie begleitet von einem gewaltigen Heere, aber dieses erscheint nur nebenher beteiligt an der Schlacht, der König und die Führer sind es, die den Sieg entscheiden.

Es entspricht allerdings der Ausdrucksweise der bildenden Kunst jener Zeit, Könige und Herren in überirdischer Größe darzustellen, im Vergleich zu ihnen die Gefolgschaft im kleinen Maßstab zu halten. Die Schmeichelei des höfischen Dichters und der königlichen Geschichtsschreiber hat sicherlich dazu beigetragen, das Verdienst ihrer Herren zu übertreiben; allein auch diesen Bildern und Texten muß thatsächliches zu Grunde liegen, das zu solchen Ausschmückungen Anlaß bieten konnte und geboten hat. Wie der ägyptische König nach den inschriftlichen Be-

richten seiner Tempelbauten die Gegner, so besteht Sinuhe, ein vornehmer Ägypter, einem Papyrus der Profanlitteratur zufolge, im Lande Tenu einen gefürchteten Beduinenhäuptling gleichfalls im Einzelkampfe. Die Angaben der homerischen Lieder werden also durch die Kriegsgeschichte der Völker des alten Orients als zutreffend bestätigt; die griechischen Helden sind den Massen des Fußvolkes, die ihnen gegenüberstehen, dadurch noch besonders überlegen, daß sie vom Streitwagen kämpfend bald hier bald dort in die Schlacht einzugreifen vermögen.

Hier scheint nun ein Einwand bereit zu liegen, hergeholt von den modernen, seit Jahrhunderten feststehenden Ansichten, denen zufolge der Anteil des Einzelnen an der Entscheidung ein geringer ist und stets geringer wird, alles auf das Zusammenwirken der Massen ankommt. Wie soll es möglich sein, daß eine Schar wenn auch schlechter bewaffneter Fußkämpfer nicht einen Einzelnen zu Wagen oder zu Pferd überwältigen konnte, da wir doch heute belehrt werden, daß im Kriege, von besonderen Glücksfällen abgesehen, Kavallerie gegen gefechtsfähige Infanterieabteilungen machtlos ist? Wenn es jenem wohlgewappneten Helden auch gelingen mag, von der Menge seiner Gegner einige niederzumachen, muß er doch bald von den übrigen umringt werden, und diese rächen dann den Tod der gefallenen Genossen. Solche Einwände lassen jedoch das Wesentliche außer acht. Sie setzen voraus, daß dem Kriegsberühmten eine geschulte Abteilung gegenüber steht; daß in dem Augenblick, da jener im sausenden Galopp anfährt und die gefürchtete Lanze schwingt, keiner seinen Platz verlasse. Geschulte Krieger, der Kraft und Überlegenheit sich bewußt, welche in ihrem Zusammhalten liegt, kennt jedoch die homerische Zeit nicht, geschulte Scharen betreten in den Anfängen der Kriegsgeschichte nicht die Schlachtfelder. Ein Haufe aber, den nicht Mannszucht und der Wille eines Führers beherrschen, wird nicht Stand halten, weil keiner jener erste, zweite und dritte sein will, der den nimmer fehlenden Streichen oder Pfeilen des geübten Gegners erliegen muß oder von seinen Rossen zerstampft wird. Darin liegt ebenso wie in dem rechten Wagemut des Helden das Geheimnis des Erfolges, wie in homerischer Zeit so auch im Mittelalter, wenn der schwergerüstete, geharnischte Adelige gegen einen Haufen von Fußknechten ansprengt.

Ja selbst heutzutage, da wir doch in der Schulung des taktischen Verbandes ein Höchstes erreicht haben und darauf das Hauptgewicht gelegt wird, treffen unter besonderen Umständen und in beschränktem Sinne jene Voraussetzungen zu, welche für die Kämpfe der Ritterschaft aller Zeiten die allein giltigen sind. Wem ist nicht erinnerlich, wie oft während des Deutsch-Französischen Krieges ein paar Ulanen ganze Ortschaften, selbst eine Stadt wie Nancy ordnungsmäßig in Besitz nehmen konnten? Wie oft haben in der späteren Kriegszeit wenige gut bewaffnete Infanteristen unter Führung eines kühnen Offiziers oder Unteroffiziers die widerspenstigen bewaffneten Bauernschaften eines ganzen Dorfes ohne erheblichen Widerstand bewältigt!

Die Schilderungen, die wir bei Homer lesen, bestehen also in allem Wesentlichen zu Recht. Eine Taktik der homerischen Zeit giebt es freilich nicht, für die Zusammenstöße von Massen und ihren Kampf bleibt wenig Raum, sie gehören

in ihrer ausführlichen Schilderung teils der Phantasie des Dichters an, teils sind sie aus dessen eigener Zeit in die Bearbeitung der Sagenstoffe zurückübertragen. Völlig schließen sich immerhin Einzelkämpfe und Massengefechte nicht aus, wie die Geschichte der Landsknechte zeigt. Während aber die Herausforderung und der Zweikampf der Führer der „gevierten Ordnung" nur als ein Überbleibsel des Rittertums in die neue Zeit hereinreichen, sind diese bei den Griechen im Heldenzeitalter das Wesentliche.

In historischer Zeit finden wir andere Verhältnisse, andere sind die Grundlagen für den Kampf der Bürger- und Söldnerheere. Die Entscheidung der Schlacht liegt nicht mehr in dem persönlichen Anteil der Führer, sondern in der Wirkung der militärisch gegliederten, wohl abgerichteten, als Gesamtheit eingreifenden Massen. Der Wille und die Einsicht des Führers leiten nunmehr die an Gehorsam gewöhnten Truppen. Die Kriegführung wird eine Kunst, während bisher Kraft und Waffengewandtheit den Erfolg errungen hatten. Der Feldherr ist vor strategische und taktische Aufgaben mannigfacher Art gestellt. Seine Sache ist es, den geeigneten Platz für die Schlacht ausfindig zu machen, die Abteilungen auf dem Marsch so zusammenzuhalten, daß sie zur rechten Zeit in der Phalanx vereinigt werden können. Angesichts des feindlichen Heeres muß die unter den gegebenen Umständen geeignetste Form der Schlachtreihe nach Länge und Tiefe gefunden werden u. a. m. Die Führerschaft im Kriege erfordert von nun an gewisse Kenntnisse, sie wird allmählich, je reichere Erfahrungen gesammelt werden, ein Gegenstand der Unterweisung, sie wird eine Wissenschaft.

Heute sind die Aufgaben des Feldherrn durch die großen Massen, die er zu lenken hat, durch die Entfernungen, die in Frage kommen, durch die Verbindung verschiedener Waffen, durch die Notwendigkeit, den verheerenden, weittragenden Geschossen gegenüber das Gelände geschickt zu verwenden, den taktischen Verband thatsächlich zu lösen und dennoch die einheitliche Führung zu behalten, ganz außerordentlich verwickelte. Sie verlangen reiche Kenntnisse, langjährige Studien, außergewöhnliche Anlagen. Trotz des entwickelten Nachrichten- und Aufklärungsdienstes werden an das Vorstellungsvermögen des Führers die höchsten Anforderungen gestellt. Auf Grund weniger, oft unzusammenhängender Nachrichten soll der Feldherr, der die Reihen seines Heeres gar nicht mehr überblicken kann, wie ein Schachspieler in zugleich gespielten Blindpartien das stets wechselnde Bild der eigenen und gegnerischen Stellung vor seinem geistigen Auge haben und danach seine Befehle erteilen.

Bei weitem einfacher waren die strategischen und taktischen Aufgaben, die der griechische Feldherr zu lösen hatte. Für ein richtiges Verständnis des griechischen Kriegswesens ist es notwendig, sich diese Unterschiede stets vor Augen zu halten. Vielleicht nirgends wirken die jetzt beliebten modernen Analogien so verwirrend als gerade auf diesem Gebiete. Wer Themistokles einen General und die Abteilungen des attischen Fußvolkes Regimenter nennt, führt irrige Begriffe in die Betrachtung ein. Manche neuere Darsteller und Forscher könnten sich ein Beispiel nehmen an dem kaiserlichen Poeten Marcus Tatius in Ingolstadt, der 1542 die

zweitälteste deutsche Übersetzung des Frontinus verfaßt hat und sich in der Vorrede dahin äußert, er wisse wohl, was zu Latein pedites, dux, legatus u. s. w. seien, auch was zu Teutsch Feldthauptmann, Marschalk, Weybel und dergleichen, „dennoch ist kein Lateinischer Nam, der etwan mit eim obermeldten Teutschen Wort sich durchaus vergleiche."

Bis auf die Zeit Philipps von Makedonien und Alexanders des Großen liegt die Entscheidung der Schlachten ausschließlich in den Händen des schwer gerüsteten Fußvolkes, der Hopliten; erst gegen Ende dieses Zeitraumes hatte sich gelegentlich und unter besonderen Umständen die Überlegenheit von Abteilungen leicht bewaffneter Fußgänger geltend gemacht. Es gibt also keine Taktik der verbundenen Waffen, Reiterei und Leichtbewaffnete werden zwar erwähnt, aber wir erfahren nichts über ihre Teilnahme am Gefecht. Die Aufstellung der Hopliten zur Schlacht ist ferner ein für allemal gegeben. Sie können nur verwendet werden als lange, gerade ausgerichtete, dicht geschlossene Linie, sie stehen in der Regel acht Mann tief zur Phalanx geordnet. Diese bildet taktisch genommen einen einzigen Körper, obwohl sie aus mehreren besonders geführten Abteilungen zusammengesetzt ist. Dies giebt sich darin zu erkennen, daß die Griechen weder Fahnen noch Feldzeichen haben wie die Römer bereits für den Manipel; sie bedürfen solcher sichtbarer Sammelpunkte für die Unterabteilungen nicht, da auf deren Zusammenhalten in sich kein Nachdruck gelegt wird. Die einzig mögliche Angriffsform für die Hopliten ist der Frontalangriff, d. h. der möglichst geschlossene Vorstoß in der Richtung der Front. Die Rücksicht auf das Gelände, ein Anschmiegen der Truppen an dessen Eigentümlichkeiten verbietet sich für die Schlacht fast vollständig. Nur für die strategische Wahl der Stellung finden wir das Gelände verwertet. Es giebt zwar Beispiele der Besetzung von Hügeln, der Benutzung von Flüssen oder anderen Hindernissen, um die Flanken zu decken, es werden manchmal einzelne Abteilungen in deren Richtung entsendet; allein wir kennen keines dafür, daß dies Verfahren auf den Gang und Erfolg der Schlachten in jener Zeit von Einfluß war, da die Hopliten die Haupt- und Kerntruppe bildeten. Der eine der beiden Gegner bezieht eine Stellung, in welcher er den Feind erwartet, für die Schlacht wird meist eine Ebene oder ein Abhang von geringer Neigung und ohne starke Einschnitte gewählt. Der Aufmarsch dazu findet in nächster Nähe statt, zwei- bis dreihundert Meter von einander entfernt ordnen sich die Abteilungen zur Phalanx; der Angriffsmarsch der Hopliten beginnt in einem Falle, über den wir besonders genau unterrichtet sind, in einer Entfernung von nur 185 Meter. Wir lesen wiederholt von der uns kaum begreiflichen Thatsache, daß angesichts des Feindes Abteilungen von dem einen Flügel auf den anderen geschoben wurden, wenn man wahrgenommen hatte, daß minderen Truppen besonders tüchtige unmittelbar gegenüber standen. Das Aufsuchen des Gegners, das Auskundschaften seiner Stellung durch Reiterei und vorgeschobene Abteilungen entfällt so gut als gänzlich, der Feldherr vermag in der Schlacht die eigene und gegnerische Aufstellung meist vollständig zu überblicken. Fünf Sechstel der Hoplitenmacht Spartas, eine Truppe von rund 3600 Mann, nahmen bei einer durch-

schnittlichen Tiefe von acht Mann eine Front von etwa fünfeinhalbhundert Meter reichlich gerechnet in Anspruch, also noch lange nicht soviel als zwei unserer Infanterie-Bataillone in der entwickelten Linie, die samt den Intervallen bei einer Stärke von 1800 Mann eine Front von 688 Meter Länge bilden. Auf dem Marsch ist bei den Griechen die Gefechtsbereitschaft keineswegs die Regel. Obwohl man vor der Schlacht von Kunaxa auf einen Zusammenstoß gefaßt sein mußte, befanden sich dennoch Schilde und Lanzen der Hopliten auf den Wagen oder sie wurden, wie uns dies anderweitig bekannt ist, von den Knechten getragen.

Selten kämpfen ferner vor der Zeit Alexanders des Großen griechische Heere gegen einander, die stärker sind als zehntausend Mann. Die meisten Kriege, von denen die Geschichte berichtet, sind also von Armeen durchgekämpft worden, die nicht mehr Streiter zählten als zwölf unserer Infanteriebataillone zu rund 900 Mann gerechnet. Das deutsche Heer zählt im laufenden Etatsjahre 19 294 aktive Offiziere, ein Stand, der fast so groß ist als die Zahl der sämtlichen Streiter auf beiden Seiten in den Schlachten vor Alexander dem Großen. Ungefähr 10 000 Athener, eher weniger, nebst 1000 Plataiern haben mit einem Verlust von 192 Mann den berühmten Sieg von Marathon erfochten. Mit einer Truppe, die zwei Infanteriebrigaden zu 14 Bataillonen nur um 2000 Mann übertraf, hat Agesilaos fast ganz Kleinasien zwei Jahre lang siegreich durchzogen. Noch Alexander der Große konnte ganz Asien bis an den Indus mit einer Truppenanzahl erobern, welche 1878 sich zur Bewältigung von Bosnien und der Herzegowina als unzureichend erwiesen hat. — Auch die Entfernungen, welche diese Heere zurückzulegen hatten, ehe sie auf einander stießen, sind in der Regel, und soweit die Kämpfe der griechischen Freistaaten gegeneinander in Frage kommen, durchaus unbedeutend. Von Sparta sind einmal im Eilmarsch 2000 Mann am dritten Tage nach dem Aufbruch in Athen angelangt.

Es ist daher begreiflich, daß eine dauernde Besetzung von Feindesland nach erfochtenem Siege mit so geringen Heeren nicht durchzuführen war, nur hier und da werden feste Plätze längere Zeit gehalten. Bürgersoldaten konnten überdies nicht so lange unter den Waffen gehalten werden, als eine nachdrückliche Kriegführung wünschen ließ.

Dazu kommt noch ein weiterer, sehr erheblicher Unterschied zwischen der modernen Kriegführung und jener der Griechen. Mit dem taktischen Siege des einen der beiden Gegner in der Schlacht ist heute nur ein teilweiser Erfolg erreicht. Dieser muß durch die Verfolgung der Geschlagenen ausgenutzt werden. Die Stellung, aus welcher der Feind geworfen wurde, muß besetzt, das siegreiche Heer gegen die Operationsbasis des Gegners zu nach vorwärts bewegt werden, der Führer steht sogleich nach erfochtenem Siege vor einer Fülle neuer strategischer Aufgaben. Nichts von alledem finden wir in den Kriegen der Griechen, am wenigsten bei den Spartanern, obwohl gerade ihre Hopliten sich des höchsten Ruhmes erfreuten. Die größte Thatkraft haben in diesem Sinne die Athener entwickelt. Ihre militärische Überlegenheit Sparta gegenüber ist zum guten Teile

gerade in der nachdrücklicheren Art ihrer Kriegführung begründet. Die Korintherrede bei Thukydides ist, recht verstanden, ein Preis der attischen Kriegsweise und eine Anklage der spartanischen, indem sie die Eigenart des attischen Staatswesens und Volkes auseinandersetzt. Den Spartanern mußte erst der flüchtige Alkibiades die dauernde Besetzung von Dekeleia anraten, um Athen von dort aus zu beunruhigen. Die Kriegführung des Brasidas in Thrakien bildet durch ihre Beharrlichkeit eine Ausnahme und gereicht diesem spartanischen Feldherrn zum höchsten Ruhme. — Die griechischen Schlachten bis auf die Zeit Alexanders des Großen sind nichts anderes als Wettkämpfe der beiden sich gegenüberstehenden Phalangen. Wie zwei Ringer auf dem Sande in Olympia bei den Festspielen stehen sich die Heere gegenüber. Wie dort mit dem kunstgerechten Niederwerfen des einen das Schauspiel zu Ende ist und dem Sieger der Kranz zuerkannt wird, so ist im Ernstfalle mit dem Zurückwerfen der einen Phalanx und ihrer Flucht fast immer die Schlacht, meist aber auch der Kriegszug beendet. Der Überwinder errichtet ein Siegeszeichen, bestattet seine Toten, verbindet seine Verwundeten und zieht befriedigt in die Heimat. Die Besiegten, die das Schlachtfeld haben räumen müssen, bitten um die Herausgabe ihrer Toten und gestehen dadurch ihre Niederlage zu. Den Spartanern, den Musterhopliten der Griechen, war ein rasches und nachhaltiges Verfolgen des weichenden Gegners geradezu verboten. In solcher Weise haben nicht nur die Bürger-Aufgebote, sondern auch die Söldnerheere, die aus berufsmäßigen Kriegern bestanden, die Schlachten geschlagen; darin ist also eine bezeichnende Eigentümlichkeit griechischer Kriegführung in der Zeit der Freistaaten gelegen.

Die Feldherrn sind unter solchen Verhältnissen der Hauptsache nach, was von den homerischen Helden, wie wir sahen, nicht mit Recht gerühmt wird, sie sind „Ordner der Männer,“ die Taktik ist ihre Hauptaufgabe, strategische Anforderungen treten an sie nicht immer und nur in soweit heran, als es sich um die Wahl der Anmarschlinie und einer geeigneten Stellung handelt, in der man sich dem Gegner vorlegt oder in der Flanke seiner Marschrichtung entwickelt, gelegentlich wird endlich eine Umgehung des Feindes ins Werk gesetzt.

Mit vollem Recht ist daher in den theoretischen Erörterungen, denen Sokrates mit seinen Schülern oblag, die Taktik als die Hauptsache der Strategie, als das Wichtigste, wenn auch nicht das Einzige, bezeichnet worden, worin der angehende Feldherr unterrichtet werden solle.

Aber noch in anderer Hinsicht finden wir eigenartige Erscheinungen. In unbekannten Gegenden — und solche sind bald erreicht — ist der Feldherr gänzlich abhängig von landeskundigen Leuten, die sich zu Führern hergeben oder dazu gezwungen werden; von Ephialtes angefangen, weiß die griechische Kriegsgeschichte genug zu berichten von ihrer Unentbehrlichkeit und ihren Verdiensten. Ich will hier nur die schon lange bekannte, jedoch erst kürzlich von U. Köhler [1]) richtig gedeutete Inschrift des Grabsteines eines solchen Führers erwähnen. Das Ereignis, von dem darin die Rede ist, gehört in das Jahr 446 v. Chr.

---

[1]) Hermes. Ztschr. f. klass. Philol. XXIV. Bd. S. 85 ff.

„Hier dies Denkmal deckt den Leib eines wackeren Mannes,
Pythion's, des Megareers, der sieben Männer getötet,
Sieben Speere zerbrach, sie in jener Leibe zersplitternd.
So erwarb er sich Ruhm und ehrte den Vater beim Volke.
Er ist der Mann, der einst sieben Phylen Atheuer gerettet,
Der sie von Pagai her, durch Böotien heimwärts geführet,
Dem Andokides Ruhm mit zweitausend Gefangenen brachte.
Keinem Menschen auf Erden er je das mindeste Leid that,
Also stieg er hinab, ein Seliger in aller Augen.
Folgende waren die Phylen: Pandionis, Kekropis, Antiochis"

Die „Phylen" sind die zehn Abteilungen des attischen Fußvolkes, jede rund berechnet 1000 Mann, sie waren wie die zehn Stämme des Volkes nach den Namen von Heroen benannt. Andokides wird der Feldherr gewesen und ihm gelungen sein, auf dem Marsch von Pagai am Korinthischen Busen über Böotien jene 2000 Sklaven abzufangen und als Beute nach Athen zu bringen. Pythion, der die drei abgeschnittenen Phylen als Wegweiser gerettet und Athen einen Dienst geleistet hatte, hat den Rest seiner Tage daselbst verlebt; so findet die Thatsache, daß ein Megareer in Athen bestattet wurde, ihre Erklärung. Durch die Aufnahme stehender Formeln in die Erzählung seiner Kriegsthaten ist ein drolliger Widerspruch unbeabsichtigt zustande gekommen. Das Gedicht darf mit bekannten Grabschriften auf Dorfkirchhöfen der Alpenländer verglichen werden.

Dem griechischen Feldherrn fallen ferner Aufgaben zu, die heute dem Truppenoffizier überlassen sind. Selbst Klearchos, der Oberbefehlshaber der Zehntausend, steht bei einem Flußübergang am Ufer, in der linken Hand den Speer, in der rechten einen tüchtigen Stock, der an säumigen Kriegern zu reichlicher Verwendung kommt. Die Feldherren in den griechischen Freistaaten sind weiters nicht ernannt auf die Zeit ihrer Diensttauglichkeit und auf Grund ihrer militärischen Eignung, sondern jährlich gewählt und der Volksversammlung verantwortlich, die ihre Stimmen auf sie vereint hatte ebensowohl in bezug auf ihre Geldgewährung wie für ihre kriegerischen Leistungen. Bei diesen Wahlen giebt in den meisten Fällen die Zugehörigkeit zu einer politischen Partei den Ausschlag. Miltiades, Themistokles und Perikles haben als Mitglieder eines Kollegiums von zehn Feldherrn die Truppen Athens geführt. Ihre Abhängigkeit von der Volksmeinung und ihre Lage läßt sich am ehesten vergleichen mit der jener Generale der ersten französischen Revolution, deren Haupt das Schaffot drohte, wenn sie eine Schlacht verloren hatten. Die attischen Strategen waren rücksichtlich der Stärke und Ausrüstung ihrer Truppen gebunden an den Mehrheitsbeschluß des versammelten Volkes, nach Ablauf ihrer Amtszeit haben sie oftmals Prozesse zu bestehen gehabt. Eine scheinbare Ausnahme bildet Sparta, dessen Heere unter dem Oberbefehl der beiden Könige standen; allein schon sehr früh hat sich hier der Adel einen Einfluß zu verschaffen gewußt, der nicht immer für die Einheitlichkeit der Befehlsführung von Vorteil gewesen sein wird, indem erst zwei der Ephoren, seit dem Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. ein Aufsichtsrat dem Befehl führenden König beigegeben wurde. Es kommt auch heute noch gelegent-

lich vor, daß der Feldherr sein Vorgehen politischen Erwägungen unterordnen muß. Selbst ein Befehlshaber vom Range des Prinzen Friedrich Karl hat bei den Kämpfen um Metz sich mit der Anfrage an das große Hauptquartier gewendet, ob ein Angriff mit Rücksicht auf die politische Lage erwünscht sei. Allein so abhängig von Einflüssen und Mächten, die den militärischen Maßnahmen hindernd im Wege stehen oder doch hinderlich sein können wie in den griechischen Republiken, ist der Führer heutzutage niemals; nirgends ist die Verbindung von Strategie und Politik eine solche Quelle von Schwierigkeiten gewesen als im alten Griechenland.

Selbst in den Söldnerheeren, in denen doch der eigentümlich militärische Geist am stärksten ausgebildet worden ist, macht sich der Einfluß der politischen Formen geltend, in denen sich das öffentliche Leben der Hellenen abwickelt. Nicht etwa bloß die höheren Befehlshaber, sondern das ganze Offizierkorps samt den Unteroffizieren, selbst die Mannschaften werden bei irgend wichtigeren Angelegenheiten als beratende Körperschaft versammelt, wobei jeder bis zum Soldaten herab seine Meinung äußern kann und auf Grund der Ansicht der Mehrheit Beschlüsse gefaßt werden.

Aufgabe des Feldherrn ist es daher oftmals, die Truppen durch geschickte Rede für seine Ansicht zu gewinnen, er braucht etwas von der Bildung und den Eigenschaften der Redner, die in den Volksversammlungen auftreten; der griechische Truppenführer darf seinen Mannschaften nicht nur befehlen, er muß sie oftmals zu überzeugen suchen. Nimmt man hinzu, daß besonders in Athen Zerrbilder von im Amt befindlichen Feldherrn auf die Bühne gebracht wurden, daß ihnen im Lustspiel die ehrenrührigsten Dinge straflos nachgesagt werden konnten unter dem dröhnenden Beifall der anwesenden Wehrpflichtigen, so scheint die Vorstellung berechtigt, als ob von Mannszucht und kriegerischen Tugenden in Athen besonders und bei den Griechen überhaupt nicht viel die Rede sein könnte.

Dennoch wäre dies ein Irrtum. Ohne ganz vorzügliche Disziplin sind die unbestreitbaren, großen Erfolge nicht denkbar, von denen die Geschichte berichtet. Es sind eben im Kriegswesen wie sonst Dinge bei den Hellenen vereinbar gewesen, die unserem Verständnis sich auszuschließen scheinen. Die Freiheit der Komödie und einer demokratischen Verfassung hat sich in Athen mit einem strengen und lästig empfundenen Polizeiregiment vertragen, auf der Bühne sind Szenen aufgeführt worden, die uns geradezu gotteslästerlich scheinen, gleichwohl waren die Athener, die darüber herzlich gelacht haben, in einem Maße fromm, wie wir uns kaum vorzustellen vermögen.

So ursprünglich die Kriegsweise dieser Zeit uns scheinen mag, der homerischen Zeit gegenüber ist dennoch ein großer Fortschritt zu erkennen. Die Rücksichtnahme auf die geringe Bodenfläche und die kleinen Volkszahlen lehrt uns aber bewundern, was die Griechen damals im Kriege geleistet haben. Sehen wir, wie überhaupt in dieser Betrachtung, vom Seekriege vollständig ab, dessen kunstmäßige Ausbildung von den Hellenen geradezu aufgebracht worden ist. Das Landgebiet Athens umfaßte zur Zeit des Ausbruches des peloponnesischen Krieges

ungefähr 2650 Quadratkilometer, ein Gebiet, welches beiläufig den drittem Teil des Kronlandes Salzburg entspricht, Sachsen-Meiningen um nicht ganz 200 Quadratkilometer übertrifft. Dieses Ländchen stellte eine Feldarmee von 13000 Schwerbewaffneten und hatte an Besatzungstruppen in Athen selbst und in den Garnisonen seines Seereiches weitere 16000 Mann aus den ältesten und jüngsten Jahrgängen, ferner 1200 Reiter und berittene Bogenschützen; unter den 1600 Bogenschützen zu Fuß befanden sich gleichfalls Bürger, im ganzen mehr als 30000 Bewaffnete ungerechnet die Offiziere und teilweise Bemannung der 300 Schlachtschiffe.

Die statistischen Bedenken, die in neuester Zeit gegen das Verhältnis von 16000 Mann Besatzungstruppen aus den jüngsten und ältesten Jahrgängen zu 13000 Mann Feldsoldaten aus den mittleren geltend gemacht worden sind, halte ich für unzutreffend. Diese Zahlen sind so gut als möglich überliefert: für die Verteidigung einer Festung von der Größe Athens, für die Besatzung in den übrigen Festungen des Reiches, endlich für den Bedarf der Marine ist die Zahl von 16000 Mann keineswegs zu hoch; wir wissen eben nicht, welche Jahrgänge damals zum Felddienst herangezogen worden sind.

Die Wehrmacht dieses kleinen Ländchens, das über Inseln und Küsten des ägäischen Meeres herrschte, unterstützt von dort ausgehobenen, jedoch verhältnismäßig nicht zahlreichen Truppen und Schiffen, hat in einem und demselben Jahre in Ägypten, an der Küste von Phönikien und auf der Insel Cypern Krieg geführt und überdies drei Treffen gegen Peloponnesier und Aigineten geschlagen.

Sechs Jahre lang stand ein Heer in Ägypten, während dieser Zeit schlugen die Athener zwei große Schlachten in Mittelgriechenland; kaum war jenes Heer, welches einen Teil des heutigen Kairo erobert hatte, völlig erlegen, so machen sie einen Versuch, in der Nähe der ionischen Inseln eine Inselgruppe, die Oiniaden, zu gewinnen. Während der peloponnesische Krieg im vollen Gange ist, versuchen sie ihre Herrschaft auf Sizilien festzusetzen, obschon sie in den ersten Jahren dieses Krieges allein durch eine Epidemie den sechsten Mann von den Schwerbewaffneten und den dritten Mann von der Reiterei verloren hatten. — Das sind kriegerische Leistungen, die trotz allem, was uns in dem Heerwesen der Griechen, mit modernem Maßstabe gemessen, kleinlich und seltsam scheinen mag, die Bewunderung aller Jahrhunderte verdienen.

Wenn wir uns nunmehr fragen, wer als Lehrmeister der Taktik des schweren Fußvolkes zu betrachten ist, wann mit der Kampfweise des heroischen Zeitalters gebrochen worden ist, so läßt sich mit Sicherheit darauf eine Antwort nicht geben. Es scheint jedoch, daß die Spartaner, wie sie ihre Krieger für den geschlossenen Angriff stets am besten durchzubilden verstanden, so auch die Lehrer der übrigen Hellenen gewesen sind. Jedenfalls begegnet uns bei ihnen der geschulte taktische Körper am frühesten, schon zur Zeit der messenischen Kriege; damit kommen wir zurück bis ins 8. und 7. Jahrhundert v. Chr.

Die Grundsätze, welche der Mannschaft beigebracht werden mußten, um sie zu dieser Art von Kriegführung tauglich zu machen, treten uns zuerst bei Tyrtaios, dem Zeitgenossen des zweiten messinischen Krieges, entgegen.

In seinen Schlachtgesängen und Marschliedern wird dieser nicht müde, vor allem auf die Pflicht hinzuweisen, daß man an dem Platze neben den Mitstreitern ausharren müsse. „Wer in der ersten Reihe steht und fällt, erwirbt den höchsten Ruhm, wer den Nebenmann verläßt, macht den Anfang zur Flucht. In der Schlacht soll man dem Nebenmann Mut zusprechen, an seinem Platz soll jeder feststehen mit beiden Füßen und mit den Zähnen auf die Lippen beißen.“ Ganz ebenso spricht noch der Chor in des Aristophanes Wespen, da er der ruhmreichen Schlacht von Marathon gedenkt; wie er damals gestanden sei „eisern Mann an Mann geschlossen und vor Wut die Lippen beißend.“ Der Eid, den die jungen Athener schwören mußten, lautet: „Die Waffen werde ich nicht schänden, den Nebenmann werde ich nicht verlassen, neben dem ich stehe, allein und in Gemeinschaft werde ich für Gottes- und Menschenrecht mich zur Wehr setzen und das Vaterland unversehrt bewahren.“

Dies alles erscheint uns heute sehr einfach und selbstverständlich. Aber auch die einfachsten Wahrheiten, die heute Gemeinplätze geworden sind, mußten einmal aufgestellt und ausgesprochen werden. Diese Grundzüge jeglicher taktischen Ausbildung sind in der Zeit, da die Griechen sie aufgebracht und sich angeeignet hatten, ein Höchstes und unübertroffen. Darin ist das Geheimnis ihrer Waffenerfolge in den Perserkriegen, des Sieges einer Minderzahl gelegen. Darin liegt das Geheimnis, daß noch späterhin vor gut bewaffneten und taktisch geschulten Griechen die nicht in gleicher Weise ausgebildeten, viel zahlreicheren Barbaren fast jedesmal Reißaus nahmen, ehe es noch zum Zusammenstoß gekommen war. In den Perserkriegen kämpften die Griechen gegen eine Überzahl von Feinden in allen Schlachten, unbeschadet der Thatsache, daß die persischen Heere in Wahrheit sehr viel schwächer waren, als die Nachrichten aus dem Altertum melden. Das Schwergewicht liegt bei den Persern auf den Bogenschützen und Reitern, das Furchtbare, das sie zu leisten vermögen, ist der Pfeilregen, mit dem die andringenden Hopliten, die keine Fernwaffen führen, überschüttet werden. Sie müssen diesen über sich ergehen lassen und können seine Wirkung nur abschwächen, wenn sie die Strecke innerhalb Bogenschußweite im Laufe zurücklegen. Sind die Hopliten taktisch so geschult, daß sie nicht stutzen, nicht aus der Reihe kommen und unaufhaltsam in der Vorwärtsbewegung bleiben, dann ist der Sieg in ihrer Hand, denn gegen ihre zum Nahkampf tüchtigen Waffen sind die persischen Bogener wehrlos. Aber gerade dieses unaufhaltsame Vordringen stellt an die Manneszucht die höchsten Forderungen, und nur eine geistig überlegene und gut geführte Truppe, wie die Griechen den Persern gegenüber waren, wird den Mut besitzen, der solches zu leisten befähigt. Die Athener hatten daher allen Grund, auf ihren Angriff bei Marathon gegen einen bisher unbekannten Feind stolz zu sein.

Anders vollzog sich der Kampf schwerbewaffneter Schlachtreihen gegeneinander. Hierfür besitzen wir nebst zahlreichen Schlachtenberichten eine allgemein gehaltene Angabe bei Thukydides, der selber attischer Stratege und ein Kenner der Voraussetzungen war, die für die Kriege seiner Zeit gegolten haben.

Um seine Worte zu verstehen, ist es jedoch vorerst nötig, unsere Aufmerksamkeit auf zwei Thatsachen zu richten, wobei sich zeigt, wie selbst scheinbar untergeordnete Dinge eingreifende Unterschiede in der Kriegführung von einst und jetzt zur Folge haben.

Soweit in der Linie aufgestellte Truppen in Frage kommen, ist es bei uns leicht, die Front zu verkehren. Bei den Griechen ist dies nicht so einfach, sie haben eine viel größere Entwickelung in die Tiefe, und es kommt ihnen bei allen Bewegungen darauf an, daß immer wieder dieselben, die geübtesten und verläßlichsten Leute, in der ersten Reihe stehen. Für die Verkehrung der Front sind daher schon bei der üblichen Rottentiefe von acht Mann künstliche Märsche der einzelnen Rotten notwendig. Viel einschneidener noch als dieser aus der Tiefe der Phalanx sich ergebende Unterschied ist jener, der durch die Bewaffnung bedingt ist. Die Hopliten führen in der rechten Hand den etwas mehr als mannshohen Speer, der, mit voller Faust gefaßt, ausschließlich zum Stoß verwendet wird. Der linke Arm hält mittelst eines Armringes und eines Handgriffes den großen Schild, der den Mann zu decken hat vom Kinn bis zum Knie, dort wo der Schutz durch Helm und Beinschienen aufhört. Dazu kommt der Panzer und das Schwert, ersterer zwar nicht mehr der ungefügige metallene Küraß, den die homerischen Lieder besingen, sondern ein Lederkoller mit Metallbeschlägen oder Schuppen, immerhin noch ein Rüstungsstück, das der freien Beweglichkeit des Mannes ebenso Eintrag that wie der schwere metallbeschlagene Schild. Den spartanischen Hopliten, die freilich besonders große Schilde führten, machten es diese einmal unmöglich, bei heftigem Winde die Päsſe des Kithäron zu überschreiten. Rasche Wendungen konnten so gerüstete Krieger nicht ausführen. Gegen einen Angriff aus der rechten Flanke kann sich der einzelne Mann schwer oder garnicht verteidigen, ebenso ist der rechte Flügel einer Reihe so bewaffneter Krieger der eigentlich gefährdete Punkt, der linke Flügel ist gegen einen Flankenstoß geschützt durch die dort gehaltenen Schilde der Flügelrotte. Es besteht somit für die griechische Taktik ein vornherein gegebener Unterschied zwischen rechts und links. Er prägt sich darin aus, daß beim Kommando nicht wie bei uns „rechts" und „links" befohlen wird, sondern es heißt durchweg „speerwärts" und „schildwärts." Während also bei uns unter sonst gleichen Umständen der rechte und linke Flügel gleichwertig sind, ist dies bei den Griechen nicht der Fall. Dies scheint sich auch beim Aufmarsch aus der Kolonne in die Frontstehung geltend gemacht zu haben. Die einzelnen Abteilungen werden nicht beliebig rechts und links nebeneinander gesetzt, sondern aus der Marschkolonne wird angesichts des Feindes nach links aufmarschiert und ebenso nach rechts abgebrochen. Die Angaben Xenophons über die Elementartaktik der Spartaner kennen wenigstens nur diese Bewegungen. Der ungleiche Wert beider Flügel muß daher dadurch ausgeglichen werden, daß auf den rechten Flügel die besten Truppen gestellt werden, dieser ist deshalb auch der Ehrenplatz. Derselbe Unterschied von rechts und links, der durch die Angriffs- und Schutzwaffen ein für allemal gegeben ist, macht sich ferner bei der Anlage von Festungen geltend. Selbst in der gewöhnlichen Rede spricht

der Grieche vom „rechten Flügel,“ wenn er auf die schwache Seite hinweisen will.

Auch der Gang der Hoplitenschlachten ist durch diese Verhältnisse beeinflußt. Hierfür besitzen wir jenes Zeugnis des Thukydides, von welchem bereits die Rede war. Wenn zwei Phalangen gegen einander rücken, so drängt der Flügelmann auf dem rechten Flügel naturgemäß nach rechts, um der Gefahr einer Umfassung seiner rechten Seite durch die Gegenüberstehenden zu entgehen, die übrigen drängen ihm nach. Ein gleiches erfolgt auf dem rechten Flügel des Gegners. Die beiden Schlachtreihen stoßen also in Wahrheit gar nicht, wie die Theorie verlangte und wie man erwarten sollte, gerade auf einander, ihre rechten Flügel bewegen sich nicht in der Richtung der Front vorwärts, sondern ziehen sich halb rechts. In der Regel werfen die besten Truppen, die auf den beiden rechten Flügeln stehen, ihre unmittelbaren Gegner; wenige Augenblicke nach dem Zusammenstoß sind nicht mehr zwei sich bekämpfende Linien auf dem Schlachtfelde, sondern zwei von einander getrennte, nach entgegengesetzten Richtungen sich wälzende Schlachthaufen. Derjenige der beiden kämpfenden Teile, dem es gelingt, seinen siegreichen rechten Flügel rechtzeitig zum Stehen zu bringen und mit diesem dem weichenden linken Flügel zu Hilfe zu kommen, ist in nahezu allen Fällen Herr des Schlachtfeldes und endgiltiger Sieger. Aus diesem Grunde war den Hopliten der Spartaner die rasche und nachhaltige Verfolgung des zurückweichenden Gegners untersagt.

Mit diesen Thatsachen rechnete der größte Taktiker der Griechen, der von der spartanischen Hoplitenphalanx durch die Schlachten von Leuktra und Mantineia den Ruhm der Unbesiegbarkeit hinweggenommen, der einzige Hellene, der eine Neuerung für die Taktik des schweren Fußvolkes gefunden und durchgeführt hat. Auf diesen Erfahrungen beruht die schiefe Schlachtordnung des Epameinondas.

Damit pflegt man gemeiniglich sehr irrige Vorstellungen zu verbinden. Sie sind hervorgerufen durch einen unglücklichen Vergleich, den Xenophon und ein späterer Schriftsteller, der selbst von militärischen Dingen nichts verstand, zur Veranschaulichung dieser Schlachtordnung gebraucht haben. Die Theoretiker des 17. und des vorigen Jahrhunderts, die über griechisches Kriegswesen handelten, haben sich seiner bemächtigt, sie nahmen den Ausdruck, der linke Flügel sei „gleichsam wie ein Keil“ gewesen, buchstäblich, und so ist bis in die Mitte unseres Jahrhunderts die Ansicht herrschend geblieben, daß Epameinondas seinen Hopliten oder einem Teil derselben eine „keilförmige“ Aufstellung gab und mit dieser seine Siege über die in der Linie aufgestellten Gegner erfocht. Erst Rüstow und Köchly[1]) haben die richtige Erklärung seiner Reform gegeben.

Ein bloßes Nachdenken muß zeigen, daß die geläufige Ansicht nicht richtig sein kann. Das Schicksal eines solchen Keiles, der zunächst nur wenige Lanzen

---

[1]) Geschichte des griechischen Kriegswesens von den ältesten Zeiten bis auf Pyrrhos Aarau 1852.

beim Angriff gegen eine Reihe in Thätigkeit bringen kann, wäre die Vernichtung; er würde umzingelt, von der wehrlosen Speerseite her aufgerollt und über den Haufen geworfen worden. Etwas Derartiges berichten aber auch unsere Quellen gar nicht. Epameinondas hat vielmehr die thatsächlichen Verhältnisse, von denen wir sprachen, zur Richtschnur genommen. Nicht in der Richtung der Front und nicht auf der ganzen Linie zugleich fand der Angriffsstoß in Wahrheit statt, die Schlacht zerfiel vielmehr in zwei gesonderte Flügelgefechte, die Regel war, daß der linke Flügel beiderseits zurückwich, der andere siegreich vordrang. Davon ging Epameinondas aus und wies dem einen Flügel vornherein die Aufgabe zu, den Angriff zu unternehmen, der andere sollte sich auf die Abwehr beschränken. Den Angriffsflügel stellte er dieser neuen Aufgabe entsprechend in tieferen Rotten auf und teilte ihm die besten Truppen zu, um die Wucht des Stoßes zu erhöhen. Damit verließ der thebanische Feldherr die bisher in ihrer ganzen Ausdehnung gleich tiefe Schlachtlinie. Für seine Reform ist der Unterschied der Speer- und Schildseite gleichfalls bestimmend, er teilt dem linken, in der Flanke durch die vorgehaltenen Schilde geschützten Flügel den Angriff zu. Das Ungewöhnliche seines Vorgehens gerade mit diesem Flügel, der bisher in fast allen Schlachten hatte weichen müssen, dessen Vordringen zugleich die Kerntruppen des Gegners zum weiteren Kampf unfähig machte, mußte überraschend wirken und hat die beiden Siege des Epameinondas zu vollständigen gemacht. So entstand eine Schlachtordnung, die allerdings in dem Augenblick des Zusammenstoßes eine „schiefe" war, wie sie der sachverständige Xenophon nennt, die aber mit einem „Keil" nichts gemein hat.

Ich habe Epameinondas den größten Taktiker der Griechen genannt und fürchte fast, daß nach dem Gesagten dieser Ausdruck übertrieben scheinen möchte. Das Rechnen mit gegebenen Verhältnissen, das Anpassen der Heeresaufstellung und der Angriffsform an diese scheint überaus einfach, ja selbstverständlich. Eine hervorragende Stimme auf dem Gebiete der modernen Kriegswissenschaft hat aber mit Recht bemerkt: im Kriege ist das Richtige, was einfach ist, aber gerade das Einfache ist besonders schwierig. Diese Neuerung des Epameinondas bewegt sich auf rein taktischem Boden und bestätigt dadurch, daß die wesentlichen Aufgaben des griechischen Feldherrn solche taktischer Art gewesen sind.

Ungefähr zur selben Zeit ist eine andere Reform angeregt worden, die jedoch nur gelegentlich auf dem Rückmarsch der Zehntausend in Asien, in Griechenland selbst niemals angewendet worden ist. Auf sie ist Xenophon verfallen. Er empfiehlt die Lösung der geschlossenen Linie und die Aufstellung tief gegliederter Abteilungen, welche er durch Zwischenräume trennte, die unter Umständen mit Leichtbewaffneten ausgefüllt werden sollten. Dadurch wurde der Zusammenhang und die Geschlossenheit der Linie aufgegeben, und es treten an ihre Stelle selbständig vorgehende und im gewissen Sinne auf sich gestellte Schlachthaufen.

Die Taktik des schweren Fußvolkes hat bei den Griechen keine weiteren Fortschritte gemacht. Nach dem vorübergehenden Aufschwung und der Eintagsgröße Thebens sind die griechischen Freistaaten am Ende ihrer politischen Selb-

ständigkeit angelangt, sie haben zugleich ihren bestimmenden Einfluß auf die Fortentwickelung des Kriegswesens eingebüßt. Die Führerrolle wie in politischer so auch in militärischer Hinsicht übernehmen die Makedonen, der Kriegführung sind durch sie ganz neue Bahnen gewiesen worden — Philipp von Makedonien und Alexander dem Großen blieb es vorbehalten, auf einer neuen Grundlage das Kriegswesen der Griechen seinem Höhepunkt zuzuführen durch die Taktik der verbundenen Waffen, die Einleitung der strategischen Verfolgung und die uneingeschränkte Befehlsführung eines obersten Kriegsherrn. Dazu kommt endlich, daß diese beiden Herrscher sich der technischen Fortschritte für den Belagerungskrieg zuerst in den östlichen Gebieten von Hellas mit Nachdruck bemächtigt haben.

Als die Makedonen zur Eroberung Griechenlands schritten, stellten sie zu ihren Heeren zweierlei Truppen, die Bauernschaft das schwere Fußvolk, welches Philipp nach griechischem Muster gegliedert und geschult hatte, der Adel die schwere Reiterei, die bei den Makedonen die ältere, volkstümliche, aus der persönlichen Gefolgschaft des Königs erwachsene Waffe war, wie ihr Name Hetären (Genossen) schlechthin zeigt, während das Fußvolk als Pezhetären (Genossen zu Fuß) zum Unterschied bezeichnet wurde. Der makedonische König besetzt die Befehlshaberstellen, teilt die Wehrpflichtigen den verschiedenen Waffengattungen zu, führt den Oberbefehl im Kriege, kurz er ist der „allerhöchste Kriegsherr". Darin allein liegt ein Gutteil der Überlegenheit Philipps in seinem Kampf gegen die griechischen Freistaaten, gegen Athen vor allem. Während hier alles auf den Krieg Bezügliche auf offenem Markte verhandelt werden mußte, faßt Philipp seine Entschlüsse und bringt sie zur Ausführung. Der Schade, der den Athenern aus diesem Grunde erwuchs, während Philipps Maßnahmen geheim blieben, bis sie zur That geworden waren, läßt sich vielleicht am besten ermessen, wenn wir uns erinnern, daß die Schwatzhaftigkeit der französischen Zeitungen 1870 den deutschen Generalstab bald nach Beginn des Krieges in die Lage versetzte, eine genaue Ordre de Bataille der Gegner zusammenzustellen und die eigenen Offiziere damit auszustatten.

Entscheidend war ferner für die Erfolge der Makedonen die neuartige Verwendung der Reiterei. In den Kämpfen der griechischen Freistaaten hatten die Reiterabteilungen kaum etwas zu bedeuten. Obschon die Athener auf ihre „Ritter" besonders stolz waren, hat doch die Kavallerie der Thessaler, Böoter und Syrakusaner vor Philipps Auftreten das verhältnismäßig Beste geleistet. Allerdings wurden in Athen alljährlich Übungen und Prüfungen der den Reiterdienst Leistenden abgehalten. Der Aufzug der Ritter bei der großen Parade am Feste der Panathenäen war den Athenern eine rechte Augenweide. Auf entsprechende äußere Erscheinung und militärische Haltung haben sie dabei wie die Griechen überhaupt Gewicht gelegt. Es fehlt nicht an Nachrichten, daß in den Kreisen der attischen „Ritter" auf Vornehmheit und Prunk gehalten wurde und der Reiterdienst mit bedeutendem Aufwand verbunden war.

Allein auf die kriegerische Eignung dieser Truppe wirft es doch ein ganz besonderes Licht, wenn Xenophon, der selber zur Ritterschaft gehörte, seinen Soldaten, die zu Fuß dienten, auseinandersetzt, daß sie feindliche Reiterei nicht zu

fürchten brauchen, denn sie hätten nur an sich und an den Kampf zu denken, jene aber auch daran, daß sie nicht vom Pferde fielen. Xenophon giebt dem attischen Reiterführer den vielsagenden Rat, nicht immer nur auf den Straßen und im Schritt, sondern „manchmal“ auch Galopp zu reiten, und empfiehlt, die älteren Leute aufs Pferd hinaufheben zu lassen und nur die jüngeren zu veranlassen, von der Erde oder mit der Lanze aufs Pferd zu springen. Die letzteren Ratschläge hängen allerdings damit zusammen, daß die Griechen so wenig als die Makedonen den Gebrauch des Steigbügels kennen. Dadurch ist die Wirksamkeit der griechischen Reiterei an sich eine beschränkte. Von einer rechten Verbindung von Mann und Roß kann nicht die Rede sein. Der geschlossene Angriff der Reiterei in schneller Gangart, die Attake, ist dadurch völlig ausgeschlossen, und es kann uns daher nicht wundern, wenn wir hören, daß Reiterabteilungen auf eine Entfernung von nur 123 Metern gegen einander anreiten, ein Abstand, der für die Attake viel zu gering ist. Ein rechter, kühner Reitergeist kann bei den Griechen nie heimisch gewesen sein; bei Nachtmärschen beorderte man die Reiterei nach hinten. Noch übler als in Athen stand es mit der Reiterei der Spartaner. Wir lesen bei Xenophon, daß in Sparta die reichsten Leute Pferde hielten und erst, wenn der Feldzug angesagt wurde, Schwächlinge und Mutlose, welche dazu bestimmt waren, aufs Pferd gesetzt wurden.

Das ist nun mit dem Auftreten der Makedonen anders geworden. Die Hetären waren von Jugend auf mit den Pferden vertraut und geübt. Schon in der Schlacht von Chaironeia, durch welche Philipp Herr von Griechenland wurde, haben diese Reiter die Entscheidung gebracht. Völlig durchgebildet ist die Taktik der verbundenen Waffen, des Fußvolkes und der Reiterei, bei Alexander dem Großen. Alexander benutzt den Gedanken des Epameinondas, indem er dem einen Flügel den Angriff zuweist; der veränderten Zusammensetzung seines Heeres entsprechend stellt er jedoch auf diesen nicht das schwere Fußvolk, sondern seine Reiterei. Dazu kommt noch ein Weiteres. Alexander hat gelehrt, den taktischen Sieg durch die sogleich eingeleitete, nachdrückliche Verfolgung auszubeuten, er hat wiederholt „den letzten Atemzug von Roß und Mann“ daran gesetzt, um diesen Zweck zu erreichen. — Alexander hat zuerst im großen Stil den Krieg geführt, unter ihm und unter seinen Nachfolgern bilden weite Länderstrecken den Kriegsschauplatz, kunstvoll angelegte Feldzugspläne werden durchgeführt. Die Besitzergreifung des Landes, die Besetzung fester Plätze spielen nunmehr eine Rolle. Die getrennt marschierenden Heere müssen am rechten Orte und zur rechten Zeit zum Schlagen vereinigt werden, befestigte Lager, große Vorratsmagazine werden angelegt, das Gelände wird in reichem Maße ausgenutzt. Nicht mehr eine einzige Schlacht entscheidet wie bisher den meist nur während der guten Jahreszeit geführten Krieg, sondern jahrelang werden die Truppen unter den Waffen gehalten und in steter Gewöhnung an das Waffenhandwerk vermochten sie großartiges zu leisten.

Die Führung des Krieges umfaßt nun auch in ausgedehntem Maße die Berennung und Eroberung befestigter Plätze, wie sie von Alexander auf seinem

Zuge in Asien geübt wurde. Sie ist erst möglich geworden, seit Philipp von Makedonien in dem Kriege gegen Perinth und Byzanz die technischen Erfindungen vermutlich der Karthager, welche zuerst bei den Griechen auf Sizilien Eingang gefunden hatten, sich zu Nutzen machte. Ausgebildete Schutzvorrichtungen für die Mauerbrecher und Belagerungsmannschaften und Geschütze sind von Philipp zuerst im östlichen Hellas verwendet worden. Vergleicht man damit den Belagerungskrieg der älteren Zeit, so findet man sehr ursprüngliche Verhältnisse. Die Belagerer gingen fast ausnahmslos darauf aus, den festen Platz einzuschließen und auszuhungern. Nur gelegentlich mochte es gelingen, ein Thor in Brand zu stecken, mit Leitern die Mauer zu ersteigen oder durch Verrat in die Stadt einzudringen. Thukydides beschreibt uns eine mit Erfolg verwendete Vorrichtung, um Holzwerk in Brand zu stecken, die uns den höchst einfachen Zustand der Belagerungstechnik seiner Zeit gut veranschaulicht. Ein ausgehöhlter Balken wurde an dem einen Ende mit einem Becken voll Brandstoffen versehen, in welches das Rohr eines Blasebalges mündete, dieser selbst wurde an dem anderen Ende in Thätigkeit gesetzt, nachdem die ganze Vorrichtung mittelst Wagen an Ort und Stelle gebracht war. Als die Athener Amphipolis belagerten, das längere Zeit Widerstand leistete, konnten sie von außen die Füße der hin- und hergehenden Besatzungssoldaten durch einen großen Spalt am unteren Ende der Festungsthore sehen. Dazu stimmt durchaus, was wir der Schrift des Aineias über die Verteidigung belagerter Städte entnehmen, die um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. verfaßt ist. Man kannte allerdings auch unter diesen einfachsten Verhältnissen bereits die Vorteile des Belagerungszustandes und der damit verbundenen Ausnahmsmaßregeln. Jedoch erst die Anwendung von Schutzvorrichtungen für die Belagerer und der Gebrauch der Geschütze ermöglichte es, die Mauern in wirksamer Weise zu berennen. Die Geschütze sind Geräte, deren Schleuderkraft in der Drehungselastizität von Sehnen und Haaren bestand und zum Werfen von großen Pfeilen und schweren Steinen verwendet wurde, sie hatten also eine entfernte Ähnlichkeit mit einer sehr großen, auf einem Gestell ruhenden Armbrust. Schon Alexander der Große hat solche zerlegt auf seinen Feldzügen mitgeführt, sie sind jedoch meist zur Belagerung, nur ab und zu auch, um Flußübergänge zu decken, verwendet worden. Der Versuch, sie auch in der Schlacht zu gebrauchen, ist erst später, im dritten Jahrhundert v. Chr., gemacht worden und unglücklich ausgefallen; das Zusammenfügen und Instandsetzen erforderte zu viel Zeit. In der Steigerung der Belagerungsmittel hat man unter Alexanders Nachfolgern die höchste Vollkommenheit erreicht; es genügt dafür auf Demetrios, den Städtebelagerer, und seine viele Stockwerke hohen, die Stadtmauern überragenden Wandeltürme hinzuweisen. —

In den Heeren des ausgehenden vierten und des dritten vorchristlichen Jahrhunderts treten fernerhin die Folgen der orientalisches mit griechischem verschmelzenden Reichsgründung Alexanders zu Tage. Fremdartige Kriegsmittel werden eingeführt wie die Kriegselephanten, die Sichelwagen und Kamelreiter. Eine besondere Wirkung haben diese neuen Errungenschaften nicht geübt, sogar

die berühmten und gefürchteten Elephanten erwiesen sich nur dann entscheidend, wenn sie durch die Neuheit des Anblickes Schrecken verbreiteten wie in den ersten Schlachten, die Pyrrhos gegen die Römer geschlagen hat.

Weil seit Alexander das Schwergewicht auf die Reiterei gelegt wurde, noch mehr aber infolge der eigentümlichen Waffe, die das makedonische schwere Fußvolk führte, die bald überall bei den Griechen nachgeahmt wurde, zeigt sich die seltsame Erscheinung, daß neben den großen Fortschritten auf den anderen Gebieten des Kriegswesens die Taktik des schweren Fußvolkes erstarrt, nach keiner Richtung hin fortgebildet wird. Die Wege dazu waren zwar vorgezeichnet, sie sind aber nicht betreten worden. Die makedonischen Hopliten führten zu Philipps und Alexanders Zeit die Sarise, eine Lanze von fünf einhalb Meter Länge, die später auf etwas über vier Meter verkürzt wurde. Diese mußte mit beiden Händen gehalten werden, der Schild wurde daher verkleinert und nur an einem Armring getragen; eine so bewaffnete Truppe konnte, selbst in großer Tiefe aufgestellt, immer noch viele Lanzen zugleich ins Gefecht bringen. Unter Alexander dem Großen ist diese Phalanx noch verhältnismäßig beweglich und in Unterabteilungen gegliedert; später hat man sie immer mehr zusammengeschlossen und einen großen, bald bewegungsunfähigen Schlachthaufen gebildet, die taktische Form ist immer unbehilflicher geworden, und endlich sind die Sarisenträger, da jede Schwierigkeit des Geländes ihren Zusammenhang löste, der Manipulartaktik der Römer erlegen.

Zwar nicht Homer, wie wir gesehen haben, wohl aber die Hellenen sind in den Kriegswissenschaften die Lehrer aller kommenden Völker geworden, sie haben die Begriffsbestimmung ihrer beiden Hauptteile gefunden und ihren Inhalt genau umschrieben. Wenn wir heute von „Strategie" und „Taktik" sprechen, gebrauchen wir die von den Griechen geprägten Namen.

Noch in anderer Hinsicht sind die Griechen, wenn auch spät, die Lehrmeister kommender Zeiten gewesen. Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht, wie er in unserem Jahrhundert wieder zum Ausdruck gelangt ist, war in den griechischen Freistaaten zuerst aufgestellt worden. Mit den bürgerlichen Rechten ist die Pflicht des Kriegsdienstes so untrennbar verbunden, daß der Nichtbürger entweder gar nicht oder nur zum untergeordneten Dienste herangezogen werden konnte. Wohl die meisten dieser Bürgersoldaten besaßen selbst ihre Waffen und bewahrten sie zuhause auf, wertvolle Schilde und Speere waren durch Umhüllungen geschützt. In langen Friedensjahren mögen öfter Dinge vorgekommen sein, die an die Zeiten der Bürgerwehren in deutschen Reichsstädten erinnern; „den Schild in den Rauchfang hängen" bedeutet bei den Griechen soviel wie die Aussicht auf eine längere Friedenszeit. Das Lustspiel spottet über den Helmbusch, den Motten zerfressen haben. Wie heute noch im Süden haben in Athen stets die Männer den täglichen Bedarf des Haushaltes auf dem Markte besorgt. Dauerte die Bereitschaft in Waffen lange, so mochte es wohl geschehen, daß der Krieger gerüstet und mit dem gräulichen Gorgoschild am Arme zur Höckerin trat und mit ihr um Fische feilschte, und daß dem Reiteroffizier, der im vollen Waffenglanze

sich in einer Garküche von einem alten Weibe auf offener Straße ein Gericht bereiten ließ, ein diebischer Thraker den Bissen wegstahl.

Wenn die Wehrpflichtigen in Athen aufgeboten werden, so haben sie zur Musterung zu erscheinen mit Mundvorrat auf drei Tage versehen. Es bedürfte nicht der Versicherung des Lustspieles, daß der Beutel, welcher den Proviant enthielt, übel gerochen habe; es genügt zu wissen, daß darin neben Graupen und Salz, das mit Thymian gewürzt war, sich auch Knoblauch, Käse, Zwiebel und Pökelfische befanden.

Oft haben diese Krieger die Nächte auf der Stadtmauer verbracht, oder sie mußten zur Winterzeit ausrücken und die beschneiten Pässe des Kithäron gegen die Böoter bewachen. Trotz mancher Klagen über die Härte des Dienstes dürfen wir die kriegerischen Tugenden der Athener nicht gering anschlagen. Findet doch derselbe Aristophanes, der jene zum Ausdrucke bringt, auch andere Töne. Stolz und kriegsmutig klingen seine Verse, wenn er die Ritter Athens und ihre braven Rosse preist oder die prächtigen Schiffe im Hafen im Wechselgespräch einführt. Die Alten in seinem Wespenchor erinnern sich gern der lustigen Streiche, da sie noch jugendkräftig und behend in Byzanz gestanden und dem Marketenderweib einen Kübel stahlen, um damit ihr Zwiebelgericht zu kochen. Nicht genug können sich die Greise in allen seinen Chören thun im Lobe des herrlichen Sieges von Marathon, da Athen allein zum erstenmal den Barbaren gezeigt, was griechische Hiebe waren. Auch dem boshaften Dichter, den seine politische Parteistellung zum Gegner des Krieges machte, fehlt nicht der Sinn für die Poesie des Kampfes, für den rechten Waffenmut, die Mannestugend und die Herrlichkeit des Siegesbewußtseins; zahllos sind die Darstellungen von Kriegsszenen, in denen Maler und Bildhauer mit den Kunsthandwerkern wetteiferten.

Die Wehrpflicht dauerte in den griechischen Freistaaten vom achtzehnten oder zwanzigsten bis zum sechzigsten Lebensjahre. Leute, welche heutzutage eben noch landsturmpflichtig sind, betrachteten die Griechen als felddiensttaugliche Soldaten. Erst vom vierzigsten Lebensjahre ab werden die Mannschaften als zu gewissen Leistungen nicht mehr geeignet erachtet. In Sparta sind die Leute von sechzig Jahren zwar nicht mehr zum Ausmarsch, immer aber noch zur Landwehr verpflichtet. Die Verhältnisse Spartas sind eben besondere; dort sind die Vollbürger nur Krieger und nichts Anderes, während die Wehrpflichtigen Athens, die von ihrem achtzehnten bis zwanzigsten Jahre eine Art von Präsenzdienst zu leisten hatten und dann als ausgebildete Krieger bis zum fünfzigsten Lebensjahre außer Landes verwendet werden konnten, im übrigen ihren bürgerlichen Geschäften nachgingen. Die Hauptkraft der attischen Hopliten bildeten die Winzer, die Ölbauer und kleinen Höfebesitzer, die Kohlenbrenner und Hirten, kurz das Landvolk von Attika. Seit Athen befestigt war, nahm die Stadt sie in Kriegsläuften innerhalb der schützenden Mauern auf, wie das der Zweck griechischer Festungen war, deren größte Athen ist.

Ein geringfügiger Sold während der Dauer des Krieges und die Sorge für die Hinterbliebenen waren das Entgelt des Staates, der seinen Nährstand so stark als

Wehrstand in Anspruch nahm. Von Sokrates wissen wir, daß er zwischen seinem vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre nicht weniger als viermal im Felde stand. Zwei Jahre lang lag er auch während des Winters in Thrakien bei einem Belagerungsheere, sieben Jahre später wurde er wieder einberufen zum Kriege gegen die Böoter, 422 kämpfte er zum viertenmale, wiederum in Thrakien.

Aber eine Ehre ließ der Staat dem gefallenen Bürger zuteil werden; auf dem Staatsfriedhof, im Kerameikos, wurden alljährlich die Namen der während des Krieges Gefallenen, nach ihrer militärischen und zugleich bürgerlichen Zusammengehörigkeit geordnet, auf Inschriftsteinen verzeichnet. Dort fand auch die Totenfeier statt, bei der jedesmal von beredtem Munde eines Erwählten eine Gedächtnisrede auf die Todten gehalten ward. Im Jahre 431, nach den ersten Kämpfen gegen die Peloponnesier, als die irdischen Überreste der Gefallenen bestattet und für die Vermißten ein Schaubett errichtet war, ergriff Perikles zu seiner berühmten Leichenrede das Wort. Sie enthält die denkwürdige, griechische Auffassung von Soldatenpflicht und Kriegsehre bezeichnende Darlegung der Herrlichkeit des Staates, für welche die Bestatteten gefallen seien. Perikles findet den Wert ihres Todes darin, daß er auf die Größe des Gutes weist, für das sie gestritten, dessen Besitz sie in Erfüllung ihrer Pflicht selber hingegeben haben.

Der von den Griechen aufgebrachte, bei ihnen als staatliche Einrichtung zuerst verwirklichte Gedanke des „Volkes in Waffen“ ist späteren Jahrhunderten abhanden gekommen. Scharnhorst hat ihn zur Zeit von Deutschlands Erniedrigung wieder ausgesprochen, der Staat Friedrichs des Großen wiederum zur That gemacht. Auf der allgemeinen Wehrpflicht ruhen die Erfolge in den Befreiungskriegen, sie ist ein Grundstein jenes stolzen Baues, den wir in unseren Tagen erstehen sahen, ein Grundstein des Deutschen Reiches.

Eduard Flegel's Tagebuch von April 1885 bis August 1886.

(Fortsetzung.)

17. Juli. Packe rüstig weiter, um Hartert und Staudinger nach Sokoto flott zu bekommen. Habe nach Holz geschickt, um morgen endlich Dr. Semon und Dr. Gürich zur Küste zurückbringen zu können. Es bleibt nichts übrig, ich muß die übrigen Aufgaben zurückstehen lassen vor der Pflicht, das Leben der Begleiter zu erhalten. Von den Engländern das Danaergeschenk annehmen, hieße meinen Pflichten ins Gesicht schlagen. Mögen sie nur vor mir das Gebiet zu gewinnen suchen, sie werden keine Gegenliebe finden, und es kommt nur auf die Anschauung und den Willen unserer Regierung an, uns die Gebiete und alle Nationen frei zu erhalten.

18. Juli. Packen weiter und sehen es endlich hell vor uns werden. Hoffentlich kommen morgen früh gut fort. Füge Schreibtafeln hinzu: 10 für Sokoto und 4 Dutzend Griffeln; 10 für Gandu und 4 Dutzend Griffeln; 6 für Kano und 2 Dutzend Griffeln; 6 für Zaria und 2 Dutzend Griffeln; 6 für Anaßarwa und 2 Dutzend Griffeln. Gebe den Herren Hartert und Staudinger die Übersetzung des Freundschafts- und Handelsvertrages und diesen selbst in arabischer Sprache. Seidenstoffe aus Lagos viel verdorben, alle die Kisten, die ich besonders hervorhob, sind ebensowenig beachtet worden, wie der Rest und mir noch auf keiner Reise gleich am Anfang so viel verdorben wie dieses Mal. Besondere Geschenke mitgegeben dem Herren Hartert und Staudinger: für Sokoto 1 Spiegel, 1 Stab Elfenbein, 1 Fächer, 1 Armband; für Gandu 1 Stab Elfenbein, 1 Fächer, 1 Armband; für Zaria 1 Halsband; für Keffi 1 Halsband; für Anaßarwa 1 Halsband. Ferner: 12 Fächer aus Pfauenfedern, 15 Stück bunte Frauentücher, 4 bunte Decken, 50 Schnüre Korallen. Drei Schreiben mitgegeben, 1 von Bida für freien Durchzug bis Gandu, 1 für Gandu, 1 für Sokoto von mir mit dem kaiserlichen Schreiben abgegeben. 2 Henry Martini und 2 Doppellaufflinten und Futteral mit Patronen. Besprach mit Staudinger und Hartert, welche freiwillig für die beiden Kranken eintraten und die Reise nach Sokoto und Gandu, wie Errichtung der Station in Jola übernahmen und nach besten Kräften durchzuführen willig sich erklärten, ihr Verhältnis zur Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in folgender Weise, daß die Afrikanische Gesellschaft die genannten Herren von nun an als eigentliche Sendlinge betrachtet und denselben alle Auslagen aus privaten Mitteln vollständig wiedererstatten werde.

19. Juli. Zurück nach Braß mit den kranken Dr. Semon und Dr. Gürich; der erstere ist wirklich sehr elend. 6 h morgens ab. Die Kuka hat nicht auf Grund gesessen, und die „Alexandra“ ist jetzt auch frei. 5 h in Lokodja. Nehmen kaiserliche Geschenke von Bida an Bord, landen Sachen für Bida und Gandu. Thompson gestern von Sokoto zurück.

20. Juli. Früh Gewitter und weiter. Das Wasser, das wir zupumpen, läuft wieder heraus. Ob die Rohre lecken? Kurz vor Idda werde ich von Herrn Th. gefragt, ob wir nicht langsamer fahren sollen, es sei wenig Wasser im Kessel. Ich erwiderte halb ärgerlich, wir führen ja den ganzen Morgen über langsam, und gleich darauf wird die Entdeckung gemacht, daß der Filz brennt, der um den Kessel als Verkleidung gelegt ist, und da mit der Pumpe Wasser zugepumpt wird, stellt sich auch heraus, daß eines der Rohre leckt und das Wasser wieder herausläuft. Es ist leider nicht aufgepaßt worden, und kann uns dergleichen leicht einmal das Schiff und Leben der Insassen dazu kosten. Das Brennmaterial ist schuld. Das teilweise grüne Holz, das wir in Loko an Bord nahmen, wurde auf meine direkte Anfrage für tauglich erklärt, zwischen dem trockenen zu brennen. 10 Feuerrohre repariert und bis zum Abend vor Anker gelegen.

21. Juli. 5 h 10 endlich weiter. 6 h 13 müssen wir halten auf Herrn Thiels Wunsch, da er Wasser aufspeisen will. Ich verstehe nicht, wie das möglich ist, wenn sonst alles an der Maschine in Ordnung ist. Lassen das grüne Holz

hier und kaufen neues. Hoffentlich geht es jetzt ohne Zwischenfall flott bis nach Braß, da wir nun reichlich gutes Holz haben. 5 h 23 vor Anker.

22. Juli. Johnson ging gestern bei Onitscha an Land, ohne etwas zu sagen; er hat wiederholt gestohlen . . . 11 h 52 Halt bei Agbere, Keasi geht ab, schenke ihm zwei Hemden. 2 h 56 begegnen einer Steamlaunch, treffen die „Kano" und später die „Hamarua". Heftiger Regen.

23. Juli. 5 h 12 weiter, nebliger Morgen, können nicht schnell fahren. 7 h Ort, wo Palmkerne gegen Tabak auf Kredit kaufte. An in Akassa mit Hochwasser gegen 1 h mittags. Treffe glücklicher Weise die „Opobo" an, bringe die Herrn Dr. Semon und Dr. Gürich an Bord, gebe Schein für Passage auf G. L. Gaiser Lagos und kaufe Kohlen, Proviant. Die kaiserlichen Geschenke von Bida gehen mit Dr. Semon und Dr. Gürich in 3 Körben in Segeltuch. Nach 4 h ab und nach Dunkelwerden an in Braß, woselbst die „Benin" mit Kapitän Addison vor Anker.

24. Juli. Schreibe Briefe und schicke sie per „Benin" ab.

25. Juli. Schreibe Briefe, Eingabe an das Auswärtige Amt ꝛc. Thiel nachmittags immer fieberisch. Habe Abreise auf morgen früh festgesetzt.

26. Juli. Ab von Braß. 11 h 25 ab von Townsend. 11 h 40 Einfahrt in Akassacreek. Die Leute verlegen die Kohlensäcke im Kanoe, um Wasser auszuschöpfen, und da wir vorwärts gehen, füllt sich dasselbe und sinkt, kommt erst unter das Schiff und muß abgeschnitten werden. Kehren nach Braß zurück, nachdem drei Stunden gesucht haben mit einem Haken an langem Tau. Ich bin überzeugt, daß die Leute es böswillig gethan haben. Herr Thiel sagt mir, daß sie wochenlang räsonniert hätten, nicht bleiben zu wollen schwuren, weil eben im Kanoe schlafen müßten. Ich habe die dritte Rückreise deshalb auch mit Sorgen angetreten, weil ich annehmen mußte, daß nach diesem Betragen etwas Unangenehmes sich ereignen würde, und auch weil ich fürchtete, den besten und wertvollsten Mann für das Schiff, den Feuermann, zu verlieren, der die Maschine treibt, da Herr Thiel häufig krank ist. Auch die Übrigen waren sehr brauchbare Leute, wenn sie wollten, und hat es mich geschmerzt, sie fortjagen zu müssen. Doch vielleicht ist es sehr gut, daß dem so geschehen und daß sie mir nicht im Benue auffässig geworden und die Expedition verhindert, wie 1876 auf dem „Henry Venn" ein Versuch gemacht wurde.

27. Juli. 1 h 25 auf's neue ab, mit Gottes Hilfe direkt dem Ziele entgegen und zu gutem Ende und baldiger Rückkehr.

28. Juli. 7 h 25 ab von Townsends Faktorei. Thiels Zustand macht mir große Sorge, aber er will nicht zurück, und Townsend meint, daß ich damit auch wenig mehr Sicherheit für die Erhaltung seines Lebens hätte. Wer großes leisten will zum Wohl einer größeren Gesamtheit, seines Volkes, der muß ein starkes Herz haben: ihn darf das Leben des Einzelnen, das neben ihm schwindet, ebenso wenig beirren wie die persönliche Lebensgefahr; es kommt nicht darauf an, wer und wie viele fallen — ganz wie in der Schlacht, wenn

das Ziel, der Sieg, nur schließlich erreicht wird. Kurz vor 1 h 45 Akassa Sonday Island . . .

26. Juli. 4 h 56 ab von Premabre, wo gestern ankerten. 5 h Sabogreppa. 5 h 50 Halt in 3 Meter Tiefe.

30. Juli. 4 h 53 weiter, Himmel ganz bedeckt, neblig. 8 h 20 Stirling Island. 10 h 15 die Sieben Dörfer, Halt um Holz zu kaufen, bis 11 h 13 unnützer Aufenthalt. 2 h 20 Halt bei Agbere, um Holz zu kaufen. 3 h 40 weiter, Keasi hat schlecht aufgepaßt. Kochpunktbestimmung der sieben Dörfer. Keasi kommt wieder mit trotz aller Warnungen. Keasi's ältester Bruder Zambo, Sohn des Aboro von Agbere, gab mir einen Platz für eine Faktorei.

Der Kronprinz kommt mit zwei nackten Söhnen, wirft sich, ehe er mir seine Aufwartung macht, eine mohammedanische Tobe über, die er bei Abgang von Bord sofort wieder auszieht. Es zeichnen ihn eine große Zahl Elfenbeinringe an den Unterarmen aus, seine Schönen junge, lebhafte Dinger mit je einem Elfenbeinring an den Füßen und Armen. Ich lasse mir zwei Armringe geben zum Zeichen, daß sein Angebot wahr und aufrichtig gemeint sei, und sage, daß ich nun Vertrag mit ihm geschlossen und es gleich sei, als ob ich ihn an beiden Händen festhielte durch diese Ringe, die in meinen Besitz übergegangen. Gebe 1 roten Fez, 1 Stück Zeug, etwas Tabak und 2 kleine Spiegel für die Mädchen, erhalte noch etwas Holz zum Geschenk. Kurz vor 5 h reißt wieder einmal die Steuerkette, 5 Minuten Aufenthalt. Williams ist ersetzt, wenigstens kann er entbehrt werden; die Leute aus Braß steuern recht gut.

31. Juli. 5 h früh weiter. Abo passiert. 6 h Halt bei einer Insel rechts.

1. August. Weiter um 4 h 50 Akkra Ugidi passiert 6 h 55 bei Osamare „Kano" passiert, voll beladen, das ganze Deck voll Fässer. 11 h „Jakoba" begegnet uns. 2 h 50 Abutschi passiert. 3 h 20 vor Onitscha zu Anker.

2. August. 6 h 45 endlich ab. 8 h Aßaba passiert. 5 h abends an einer Sandbank zu Anker.

3. August. Ab 4 h 55.

4. August. 5 h früh weiter. Halt in Idda um 7 h 35, Kochpunktbestimmung. Unverschämtes Volk in Idda, es läßt sich nichts erstehen, wir mußten um Oel für die Maschine anlaufen. Ein Gbegbe-Kanoe begegnet uns mit der Trikolore im Bug. 12 h 30 Ort passiert, wo Konsul Fell Bischof Crowther befreit und getötet wurde. 3 h 50 Badrock passiert. 5 h zu Anker.

5. August. 4 h 45 ab, Steuer arbeitet nicht. 5 h 18 endlich weiter. 11 h 18 Halt in Lokodja. Mr. Davis gestern hier angekommen. Der Häuptling sagt mir, ich könnte kein Holz bekommen, es sei denn durch die National African Co; er wolle nicht, daß unsere Regierungen in Streit geraten, was ihm natürlich von den Herren der Kompanie gesagt worden. Das Holz wird dadurch sehr teuer, doppelter Preis. Kapitän Watson hat verschiedene Stapel Holz wegschleppen lassen. Spreche Davis, nichts Neues. 12 h 48 weiter nach Gande. 1 h 30 Halt in Gande, fangen die Leute mit unseren Kanoe ab. Um 3 h weiter, bekomme im letzten Augenblick noch einen Piloten für Loko.

3 h 5 reißt die Steuerkette an zwei Stellen, wir treiben, und nur der große Anker von Townsend mit ganzer Kette hält uns. Anker lichten macht große Schwierigkeiten, 4 h 45 endlich weiter. Gebe den Leuten, die gut arbeiten, einen Schnaps aus unserer Flasche für Kranke. 5 h 5 zu Anker, über Lokodja steht ein mächtiges Gewitter. Still und drohend, wie damals, als wir das Kanoe verloren. In den Monaten Juni und erste Hälfte des Juli hatten wir alle Gewitter aus Osten und Süden kommend, seit Mitte Juli aus Westen und Süden regelmäßig.

6. August. Kochpunktbestimmung 8 h 55 bei Mozu. 2 h 55 in Bofu Halt, große Versammlung. Wollte anfangs vorbeifahren, doch hielt mich das Anrufen der Leute fest, die viel Holz für mich aufgestapelt hatten. Viel Volk und thätig, wie es scheint, namentlich fischend. Viel Hühner und Yams. Kauften ziemlich viel. 5 h 8 zu Anker.

7. August. 4 h 35 ab.

8. August. Abends in Loko.

9. August. In Loko bereiten die Abreise der Herrn Staudinger und Hartert nach Sokoto vor, engagiere Träger. Reinige Kessel und das Schiff.

10. August. Streiche das Schiff. Engagiere Träger. Hartert und Staudinger beenden ihr Packen für die Reise.

11. August. Bezahlen die Träger und kommen nicht fort. Gardinenpredigt dem Dom Tambari geliefert wegen Übergriffe und kleiner Schwindeleien.

12. August. Um 8 h etwa gehen Hartert und Staudinger auf die große Reise nach Sokoto. Gott gebe, daß alles gut gelingen und sie gesund bleiben. Harters Pferd lahmt. Ob Tambari auch daran schuld ist? Vielleicht ist die Krankheit nur vorübergehend.

13. August. Auch der Alte (Mai-Gasie-Baki) verkauft meine Sachen viel zu billig, und hätte ich ihm nicht ausschließlich das Verfügungsrecht lassen sollen, wenn es anders einzurichten gewesen wäre. Wir mußten unsere voluminösen und schweren Waren gegen wertvollere Landeszeuge ꝛc., die viel leichter und weniger Raum verlangend sind, umtauschen, und könnte ich dafür keinen besseren Unterhändler bekommen, was seine Mangelhaftigkeit leider nicht ausschließt. Gebe an Mai-Gasie-Baki in Loko 1 Revolver ohne Patronen, welche ich ihm für später verspreche, in Anbetracht seiner Thätigkeit für Hartert und Staudinger und des Brückengeldes bei Uscha Kogo und der Geschenküberſendung für Sokoto.

20. August. Rasttag, zum Einkaufen von Holz benutzt, in dem kleinen freundlichen Djukuort Assagede. Ege Name des freundlichen alten Häuptlings. Kochpunktbestimmung. Lasse drei Bäume innerhalb der Mauer absägen und sende Leute in den nächsten Amutschiort, um mehr Holz und Hühner ꝛc. kaufen zu lassen. Gebe dem Häuptling kleine Geschenke, ferner seinem Bruder und für seine Kinder Perlen.

21. August. 4 h 57 weiter. Der „Niger“ ging jedenfalls hinauf, um Material zur Faktoreianlage hinzuschaffen; Atinye, hier in der Nähe ein Mann, der mit seinem Kanoe Kaufleute über den Benne zu setzen vorgab und sie

dann samt ihren Waren nach seiner Ortschaft schleppte und zu Sklaven machte. Der Streit in der Silbermine soll nicht zwischen den Eingeborenen und der Kompanie ausgebrochen sein, sondern zwischen Arbeitern in der Mine und den Agenten Diebstahls wegen. Nicht die Djukus gewinnen das Bleierz, sondern Haussas seit vielen Jahren und jetzt also Europäer. Bei Biri in Bautschi nördlich vom Fluß wird ebenfalls Bleierz gefunden.

23. August. Sandte durch Madugu an den König von Ibi die kaiserlichen Geschenke, je 2 Stück Möbelstoffe, billigere Ware und 5 Meter Gardinenstoffe, 1 Kürassiersäbel, 1 Seitengewehr. Wukari erhält jetzt von mir nur 3 Stück Zeug, wie Ibi, Awoi rc. Wukari kann nicht soviel, wie angesetzt, erhalten, da dieses sowohl wie Donga bald in andere Hände kommen wird. Der Herr von Muri kam hierher zum Krieg gegen die Muntschis. Er forderte durch den König von Ibi 20 Sklaven und 100 Stück Zeug. Der König von Wukari gab nichts, statt dessen ging er sogar, als der Muri-Herr die Muntschis zu bekriegen suchte, gegen diesen selbst ins Feld. Der Muri-Herr kehrte heim, ließ aber seine Pferde und Krieger bei Dom Koran zurück, einem Haussafeldherrn, der so lange für den Wukari-Herrn gegen die Muntschis gekämpft, nun mit dem Muriverbündeten als Mohammedaner den heidnischen Wukarikönig schlug, welcher sie vor kurzem angriff. Der Muri-Herr will Wukari angeblich nicht bekriegen, weil es ein Marktplatz ist, sehr gut gedacht.

24. August. In Ibi vor Anker. Gab ferner 2 rote Fez und 1 Stück Croydon für den Tscheroma und andere Würdenträger zum Verteilen. Einem Alhadji gab 1 roten Fez und 1 Senne Croydon und anderes mehr. Was bei mir Jahre lang frommer Wunsch gewesen, das wird jetzt von den Engländern ausgeführt. 5 Schiffe sind Benue aufwärts teils nach Jola, teils nach dem Gongola, nach Gombe rc. zu und wahrscheinlich auch, um die Verbindung des Benue und Tsadsee zu untersuchen. Kochpunktbestimmung in Ibi. Gebe Geschenke für Bakundi, Gaschka, Bagnio, Beli, Bantadji, Awoi, Lafia und Ibi her mit Ausnahme der Gewehre. Dieselben werden der Familie Madugus anvertraut, die in Bakundi bleiben soll, bis wir von Jola kommen. Die Kanoeleute, welche diese in unserem dritten Braßkanoe den Tarabba aufwärts schaffen sollen, erhalten folgenden Lohn (folgt Spezifikation). Kaufe Palmöl, das von Norden hierher gebracht wird in schönen Maßkrügen.

25. August. Gestern Abend kehrte die „Kuka" und „Alexander" (?), Kapitän Wallace, zurück von Jola (?). Holz zu kaufen ward uns hier ziemlich schwer gemacht; nur was Privatleute zusammenbrachten aus dem Vorrat, den sie für ihre Küche aufgespeichert, konnten wir kaufen. Der König versprach viel, hielt wenig; er ist eben auch machtlos, obwohl ihm Macht gegeben. Bei den Fuldes kann jeder Hans unverschämt sein und seinen Willen haben. Auch die Kanoeleute, welche Madugus Frauen nach Rundi schaffen sollten, wurden, wie der König sagte, durch Einfluß der National African C. gehindert, mit uns zu gehen. Deren Drohungen genügen, viele abzuschrecken, uns eine Dienstleistung zu thun. Nicht einmal einen Piloten konnte ich bekommen und gab ich darauf dem Könige

den Brief für Muri zurück. Denn obwohl ein Sarikin Haussawa mir seinen Sohn mitgeben wollte, betrug sich der König zuletzt so, daß dieser, in Furcht gesetzt, seinen Sohn zurückrief. Gras hatte sich um die Schraube gewickelt, was Aufenthalt gab und uns hinter den Landungsplatz zurücktreiben machte. Als wir wieder vorbeifuhren, suchten Leute im Kanoe uns zu erreichen; ich durfte des sehr starken Stromes wegen nicht halten, bevor ich einen guten Halteplatz erreicht. Da kehrten die Leute wieder um. So schickte ich denn Madugu wieder zur Stadt zurück, um nicht irgend eine Rücksicht zu versäumen, da der König doch wieder anzuknüpfen wünschte, wie es schien. 8 h 55 Kanoe kehrt zurück mit Madugu und unserm dritten Kanoe. Der König fürchtet sich es zu behalten, da die Leute der Kompanie es abschneiden und treiben lassen könnten. Er sendet den Brief zurück, und der Sarikin Haussawa geht mit uns. Die Frauen bleiben in Ibi. Das Verhältnis zwischen Muri und Bakundi ist leider noch immer das alte, letzterer ist von Sokoto bestätigt, ersterer weicht nicht von seinem Platze und daher die vielen Schwierigkeiten im Lande, auch die Machtlosigkeit Ibis und Auflehnung Wukaris, welches von Muri als selbständig bestätigt wurde. Jebu ist zu Bakundi seitdem übergetreten; der Tscheroma und der Sarikin fada sind die beiden Hallunken, die für die Kompanie gegen gute Bezahlung andern Schwierigkeiten bereiten. Der Tscheroma von Ibi ist ein Baberbere, der Sarikin fada ein Gombe. Flint soll einen Kruboy (?) erschlagen oder erschossen und darauf wohl ein Entlassungsschreiben von Mac Intosh erhalten haben. Er gab seinem Mädchen hier ein Geschenk von 30 Stück Zeug (?), ergab sich dem Trunk, wie man sagt, fiel über Bord und ertrank im Benue. Die Leiche ist nicht gefunden. Mac Intosh soll für den Jebu gemachten Krieg um Entschuldigung nachgesucht und sich mit dem Herrn von Jebu ausgesöhnt haben. Die Orte, wie Ibi, Jebu in. diesen Gebieten sind besetzt worden durch entlaufenes Gesindel von allen möglichen Städten des Nordens und verstehen jetzt ebenso wenig wie früher zu gehorchen, noch zu befehlen. Der Herr von Ibi hat viele Frauen, aber nur eine Ältere ist ihm treu und reinigt sein Haus, der Rest wird von den jungen Leuten des Ortes ganz öffentlich benutzt. Der alte Sarkin Haussawa sagt: ka da su ba ni irin saranta wanan!

26. August. Ab von Jebu. Früh kaiserlichen Brief verlesen. Sehr gute Aufnahme. Ajuskelett bestellt. Drei Stück Zeug gegeben, damit die Frauen Madugus und Geschenke für Burba nach Bakundi per Kanoe durch Jebu geschafft werden. Ich erhielt vom Herrn von Jebu, Mohamman Basse mit Namen, in öffentlicher Versammlung die Antwort, daß er jeden Fremden willkommen heißen wird und alle im Handel gleiche Rechte und gleiche Pflichten haben sollten. Er will das auch bei meiner Thalfahrt schriftlich geben.

28. August. Liegen zu Anker bis Nachmittag und schlagen eine ziemliche Quantität Holz. 5 h 30 kommt ein Kanoe vom andern Ufer, das die Thatsache bestätigt, daß der Tawabba hier noch einen Mündungsarm hat — sein Delta ist demnach eines der größten —, den wir vor langer Zeit passierten. Ich mußte heute früh wieder einmal dreinschlagen, da die Arbeit durchaus vernachlässigt

wurde, und dabei fiel mir die Uhr No. 2 aus der Tasche und mit solcher Gewalt zur Erde, daß sie stehen blieb. Ich habe No. 192 genau gestellt, wie jene im Zeitpunkt des Falles, und gelten nun alle weiteren Uhrangaben nach dieser von jetzt ab.

31. August. Gestern abend sandte Sarikin Haussawa an den König von Muri mit dem Ibibrief, da derselbe im Begriff ist, eine Reise nach Süden zu unternehmen, er möchte auf mich warten am Flußufer. Früh anhaltender Regen, sodaß nicht arbeiten können, später Mühe mit dem Holzeinkauf, die Leute sind unvernünftig mit ihrem Verlangen. Kochpunktbestimmung. Die Tangabe senden zuweilen einen Hahn mit großer Gesandtschaft ab, um Freundschaft von den Mohammedanern zu erbitten, z. B. von Gombe. Es ist vorgekommen, daß der Herr von Gombe den Gesandten ein Altebba gegeben hat für deren Herren. Die Leute haben das schöne Kleidungsstück unterwegs mit dem Messer in Stücke geschnitten, um es zu teilen. 8 h 23 auf Grund. Unglücklicher Weise ist Herr Thiel gerade damit beschäftigt, die Flagge aufzuziehen, und das große Kanoe stieß auf seinen Fuß, der eine böse Quetschung davon trug. Aufenthalt bis 9 h 15. 11 h 37 kleiner Ort Djuru, trafen daselbst den Katsalla von Mao Nerun, einen jungen, hübschen, gutgekleideten Mann in blauer Nufetoba[1]) und roter Alkebba. Muriberge — Hossere Habe. Man verlangt hier häufiger Tabak. Da wo eine Linie sich markiert mit großem Wellenschlag, hört gewöhnlich das tiefe Wasser plötzlich auf; man erkennt den Kanal leicht an schwimmenden Gegenständen aller Art und den eigentlichen Bewegungen des Wassers, die sehr verschieden sein können. (Fortsetzung folgt.)

Zeitbeschwerden.

Schulmeisterei und Pedanterei.

Wenn die Italiener einen Schulmeister „pedante“ nennen, so verbinden sie mit diesem Ausdruck keinerlei schlimme oder höhnende Nebenbedeutung, anders wir Deutsche und anders auch die Franzosen. Das Wort „pedante“ ist nun freilich, soviel ich weiß, unbekannten Ursprunges, aber daß die Deutschen den „Schulmeister“ zu einem „Pedanten“ stempeln, zeigt so ziemlich, was sie unter einem Pedanten verstanden wissen wollen, und es ist ja wahr, dem deutschen Schulmeister, so respektabel er sonst sein mag, klebt neben seinen guten Eigenschaften (die ihm den ersten Rang unter allen cis- und transatlantischen Kollegen anweisen) doch auch manches an, was weniger liebens- und lobenswürdig ist, zum Beispiel gerade die Pedanterei. „Eine liebenswürdige Schwäche!“ wird mancher entgegnen, „ein individueller Zug, der sich in der Physiognomie des „Schulmeisters“ gar nicht schlecht ausnimmt.“ In der That, es giebt solche Charakterköpfe — aber es müssen eben doch Charakterköpfe sein — denen eine bescheidene Dosis Pedanterei recht gut zu Gesichte steht, weil der Kontrast mit den vorhandenen übrigen

[1]) Toben sind Männerkleider, meist von blauer Farbe, die in einigen Negerstaaten, so auch in Nupe, fabrikmäßig hergestellt und gefärbt werden und einen wichtigen Handelsgegenstand für Mittel-Afrika darstellen, auch als Tauschmittel dienen.

Zügen und Vorzügen für uns etwas Anziehendes hat. Aber wenn die Dosis zu groß ist, wenn, was *Beigeschmack* sein sollte, überwiegt, so können auch große Vorzüge einem unangenehmen Gefühl nicht mehr Widerpart halten. Der arme Schulmeister! Sein Amt legt es ihm so nahe, in Pedanterei zu verfallen, in gewissen Dingen muß er ja sogar pflichtgemäß, was wenigstens das Publikum der Schüler einen „Pedanten“ nennt, herauskehren. Einen echten, rechten Schulmeister denken wir uns als einen Mann von „peinlicher“ Ordnungsliebe, „peinlicher“ Gewissenhaftigkeit, „peinlicher“ Pflichttreue, „peinlicher“ Gerechtigkeitsliebe — und wenn dies „Pedanterei“ heißen darf, so wollen wir den Schulmeister darum loben und noch mehr loben, wenn er *diese* Pedanterei auch in seine Schüler zu pflanzen vermag; wir wollen's ihm ferner nicht bloß zu gute halten, sondern hoch anrechnen, wenn er „peinliche“ Genauigkeit an Wissen und Können nicht bloß selber übt, sondern auch von seinen Schülern verlangt — aber er muß daneben (und das erhebt dann eben seine „Pedanterei“ zur Tugend) durch sein ganzes Wesen, Wollen und Wirken den Eindruck erwecken, daß er über die Sorge ums Kleine und Einzelne nicht den Blick und Sinn fürs Große und Ganze eingebüßt hat oder überhaupt gar nicht besitzt. Das Kleine wird sofort bedeutend, wenn es sich in den Dienst des Großen zu stellen weiß; ist dies nicht der Fall, so wird das Kleine kleinlich und wirklich „pedantisch“, es wird zur „Schulmeisterei“. Nur *begabten* Naturen ist es gegeben, die Grenzlinie zwischen dem Kleinen und Großen, dem Einzelnen und Ganzen zu verwischen und alles Detail in den Begriff des Einen und Einheitlichen zusammenfließen zu lassen. *Duo cum faciunt idem, non est idem.* Ich kann mir einen Lehrer denken, der strikte darauf hält, daß seine Zöglinge den bekannten Schillerschen Vers „Wir wollen sein ein *einzig* Volk von Brüdern“ *nur* in dieser Form (wie Schiller wirklich geschrieben hat, und nicht in der unserer jetzigen Sprechweise entschieden angenehmeren: wir wollen sein ein *einig* Volk u. s. w.) rezitieren und memorieren, wir können uns sogar denken und wollen's ihm nicht verdenken, wenn er (wie Schiller wirklich geschrieben haben *soll*) den Vers „auf *dieser* Bank von Stein will ich mich setzen“ *nur* in dieser, obschon durchaus fehlerhaften Form anerkennen will, nur muß er daneben einen Sinn für Schiller'sche Diktion, ein Verständnis für Schiller's Poesie, ein Auge für den dramatischen Faltenwurf der Schiller'schen Muse haben und offenbaren; fehlt ihm diese Eigenschaft, so macht jene philologische Akribie sofort den Eindruck des Kleinlichen und Pedantischen, d. h. des Unangenehmen. Rückert hat ein Gedicht begonnen: „Die Aräber hatten das Feld bestellt;“ so zu betonen, war ihm des Versmaßes wegen bequem. Wollte nun aber jemand — es giebt in der That solche Überkluge *mit* oder *ohne* Rückert'sche Reminiszenz — auch in der Prosa, im Gespräch frischweg seinen Aräber servieren, so würde er sich doch nur als pedantischen Halbwisser qualifizieren, denn er müßte dann folgerichtig auch von den Bärbären oder den Vändälen, von den Nómäden und den Téutónen sprechen. Er wird es aber nicht thun und dürfte seiner Inkonsequenz nicht einmal die Völkernamen als Schranke setzen — oder wird denn dieser Pedant seine Individualität auch mit den Philósóphen oder Philólógen drapieren wollen? Wilhelm Wackernagel hat einmal diese Manier — oder Manie? — gekennzeichnet und zum Frommen jener Halbwisser die Katástróphen und Epóchen an die Wand gemalt (er hätte auch fragen dürfen, wer wohl sich den Singular mit den Accent Katastrophé und Epoché, der doch der ursprünglichere ist, gefallen lasse?) Aber leider giebt es auch Ganzwisser, die trotzdem Pedanten sind, nämlich die Mehrzahl der Philologen. Diese wissen, wie es mit den Lauten und den Accenten des Griechischen beschaffen ist; wenn sie sich nun in neuerer Zeit, entgegen der alten und viel berechtigteren Sitte, die fremden Eigennamen aus dem Altertum in lateinischer Form und Betonung wiederzugeben, darauf steifen, sie in griechischer Form aufmarschieren zu lassen, und Delphoi, Plataiai, Aischylos u. s. w. zu schreiben und zu sprechen, und gleichwohl wissen, daß sich unser Deutsch die griechische Betonung dieser Namen nun und nimmermehr oktroyieren läßt (also Delphoi, Plataiai, Aischylos u. s w.), dagegen die lateinischen Laute und Accente sich recht gern und aus guten Gründen gefallen lassen, so sind sie eben Pedanten und dazu noch recht inkonsequente. Warum bleibt es denn, trotz der Vorliebe zu den Gräcismen (nicht Graikismen?!) bei *Karthago* (statt Karchedon) und bei *Hannibal*

(statt Annibas)? oder, wenn wir denn so ursprünglich und urgründlich sein wollen, warum kopieren wir so peinlich die Griechen, die es gerade nicht gewesen sind und sich die Fremdlaute nach ihrem Organ und ihrem Sprachgefühl zurechtgemacht haben? Warum lallen wir den Griechen ihren Xerxes und Dareios und Kambyses nach, während wir doch schon längst wissen, daß diese Khurshearse und Darywash und Kabujijah geheißen haben? Warum nennen wir jenen ägyptischen König Apins und einen anderen Mykerinos, während sie doch bekanntlich der eine Uah-äb-ra, der andere Menkere benamst waren? Wenn diese Gräzisierung seitens der Griechen so ungeschickt und so verwegen war, warum kopieren wir denn so getreulich diese unergründliche Verwegenheit und kehren nicht zurück zu den so süßtönenden Urlauten?! Und warum sind wir denn wieder trotz allem Kopiereifer so inkonsequent, daß wir das griechische Gymnasion und Lykeion und Paidagogion ausnahms- und skrupellos fallen lassen und die lateinische Lautform eingebürgert, beziehungsweise anerkannt haben? Auch würde sich, denke ich, wohl jeder Pfarrer hüten, selbst in einer Predigt vor einer Philologenversammlung von dem Euangelion des Matthaios, das uns von dem Wandel Christu in Palaistine erzählt, zu sprechen, oder vom Martyrion Stephanu. Und um auch ein Wort von modernen, etwa geographischen Eigennamen zu sagen: Welcher Pedant reist denn heute nach Roma oder nach Napoli oder nach Milano? Und doch hießen diese Städte in der maßgebenden Sprache ihres Landes also, und nicht Rom, Neapel, Mailand, und so lassen wir denn auch den Franzosen ihr Marseille, Montpellier, Lyon (trotz Heinrich Leo's pedantischem Wälsch-Leyden) u. s. w., obschon dies, verglichen mit den oben genannten Formen der italienischen Städte, eine Inkonsequenz ist. Es ist eben nicht bloß die Logik, was in sprachlichen Dingen entscheidet, sondern auch das Herkommen (das übrigens gewöhnlich auch seinen Grund hat). Der gelehrte Pedant weiß es, wenn er der starren Gesetzmäßigkeit zuliebe am Herkommen rüttelt, der ungelehrte weiß es nicht und bildet sich wunder was ein auf seinen schärferen Blick und sein besseres Wissen; sein Wesen, weil eben ein Gemisch aus Afterbildung und Einbildung, berührt uns unangenehmer als das des gelehrten Pedanten, dem wir seine Eigenheiten als „Schrullen“ noch durchgehen lassen; ist er dazu noch ein genialer Kopf, so bereiten uns solche Schrullen sogar noch eine Art von Vergnügen.

Es giebt nun neben der gelehrten Pedanterei — (wir wollen nicht pedantisch untersuchen, ob wir nicht besser oder schlimmer Pedanterie oder gar Pedantismus sagen würden, obschon uns letztere Form gerade so unerquicklich berührt wie der „Sophismus“) — es giebt also neben jener, die vor lauter Gründlichkeit inkonsequent wird, noch eine andere Art, die mit dem Steuer der Gelehrsamkeit ihr Schifflein an den Klippen der Geschmacklosigkeit stranden läßt: ich meine, beispielsweise, derjenige, welcher sich im heißen Übersetzungsschweiß mit der Unmöglichkeit abquält, sämtliche griechische Partikeln durch eine deutsche zu über- und zu ersetzen oder wo Verse, etwa Hexameter (mit monströser Pedanterie wohl auch „Sechsfüßler“ genannt) vorliegen, mit der Unnatur, genau an derselben Stelle, wie das Original, den Verseinschnitt (Cäsur) oder die Interpunktion eintreten zu lassen oder jedesmal getreulich den Dactylus (–⏑⏑), jedesmal den Spondeus (––) da zu setzen, wo ihn das Original aufweist! Bekanntlich sind nun aber die Stellen jenes Einschnittes und ist der Wechsel der beiden Versglieder (mit einzelnen Einschränkungen natürlich) in das Belieben des Dichters gestellt, und zwar zum Zwecke der Erleichterung. Und diese Erleichterung sollte dem Übersetzer versagt sein?!

Ob das Sprachreinigungsfeuer, das eben jetzt alle deutschen Gaue durchflammt, seinen Holzbedarf nicht auch von der Firma Pedant und Konsorten bezieht? Gewiß; wenigstens die Sprachreiniger von der strengen Observanz, die alle Fremdwörter auf den Holzstoß legen wollen, sind nichts mehr und nichts weniger als Pedanten und dazu recht ungelehrte, sintemal sie nicht einmal, was doch die Hauptsache in dieser Frage ist, die eingeführten, wirklichen Fremdwörter von den scheinbaren, die angestammtes Eigentum einer Völkerfamilie sind, zu unterscheiden wissen. Selbst unter den (besonders in frühester Zeit) eingeführten befindet sich eine Unzahl, wo es auch dem eingefleischtesten Puristen (sit venia verbo), er möge es wissen oder nicht, auch von ferne nicht einfallen darf, ihnen das Hausrecht streitig zu machen. Dem Begriff „Kirche“ oder

„Kanzel“, „Tempel“ oder „Altar“ mag man den Krieg erklären, den Worten nimmermehr; sie sind geaicht und gefeit durch die Jahrhunderte. Die „Klöster“ als solche mag man sequestrieren oder säkularisieren (wir bitten hier ergebenst um Angabe der deutschen Ausdrücke) — das Wort bringt keine Gewalt aus dem deutschen Wörterbuch und Sprachgebrauch. So ist es mit dem Chor und dem Münster, und welcher deutsche Trinker ließe sich seinen „Keller“, welches deutsche Kind seine „Kirschen“, welcher deutsche „Student“ (wir wiederholen unsere vorige ergebenste Bitte) seinen „Comment“ oder sein „Cerevis“, welcher „Doktor“ seinen „Titel“ und welcher „Professor“ (wenn es denn sein muß: Hochschullehrer) seine „Ferien“ aberkennen?

Allerdings gilt auch hier das Maßhalten, und so lächerlich es wäre, die gute, deutsche Nase mit dem Schauerwort „Gesichtserker“ vertauschen zu wollen (wie auch schon versucht worden ist), so verwerflich ist es, seine Anleihen in der Fremde zu machen, wenn das Kapital zuhause bereitliegt. Mit fremden Fetzen zu prunken und sie dutzendweise der heimischen Volkstracht anzuheften, ist freilich der Gegenpol der Pedanterie, aber um nichts schöner. Da jedoch, wo der deutsche Ausdruck nicht deckt und der Begriff höchstens durch Umschreibung ausgedrückt werden kann, kann es, der Kürze und Schärfe wegen, sogar geboten sein, das Fremdwort anzuwenden; unsere wälschen Nachbarn scheuen sich auch nicht davor. Man halte Suche bei den verschiedenen Berufsarten, beim Gelehrtenstand, beim Handel, bei den Bankhaltern, beim Kriegerstand, bei Gewerben und Gewerken: es wird sich schlechterdings keine Wissenschaft und keine Hantierung finden lassen, die der Fremdwörter völlig entraten könnte, und sogar der Pedant wird für seine traurige Spezialität schwerlich einen passenden deutschen Ausdruck finden. Wer maßt sich überhaupt an, der Sprache zu diktieren (man merke sich dieses „deutsche“ Wort) oder Gesetze zu geben? Kein Einzelner macht sie und auch keine Korporation; der Volksgeist macht sie unbewußt schaffend, so daß man sagen darf: Sermo non fit, sed nascitur, und wenn es einmal diesem Volksgeist gefallen hat, ein Fremdwort anzunehmen, weil es ihm durch irgend eine Eigenschaft lieb geworden ist, so läßt er sich dieses durch keine Akademie mehr aberkennen; das Leben der Sprache ist ein ewiges Ansetzen und ein ewiges Absterben, und niemand auf der Welt kann von sich sagen: „Ich habe das eine oder das andere bewirkt.“ Der Prozeß geht vor unseren Augen vor sich, wir fühlen es, wenn ein Wort im Absterben ist — aber keiner weiß dieses Gefühl wissenschaftlich zu begründen. Es giebt freilich und gab und wird fernerhin Fälle geben, wo der glückliche Griff (besser vielleicht: Instinkt) eines Einzelnen, namens so und so, ein in der Tiefe des Sprachgefühls schlummerndes Wort ans Licht gezogen hat, aber dieses Wort ist am Leben geblieben und wird es bleiben, nur weil es der Volksgeist gebilligt hat. Und wenn wir Front machen gegen Fremdländerei und Fremdwörtersucht, so gilt dieser Kampf nicht dem Volksgeist — er würde wenig nützen — sondern einer Masse, mag sie noch so groß sein, von Einzelnen, die jener Unsitte, sei es aus Vornehmthuerei oder aus Ungeschmack, aus Unbeholfenheit oder aus irgend einer anderen Untugend fröhnen. Es ist zu hoffen, daß auch hier der gesunde Sinn, der immer in der Mitte zweier Extreme zu finden ist, über kurz oder lang siege.

Aber lassen wir dieses Gebiet nun bei seite und das Dornicht der Orthographie (wo die Pedanterie gleichfalls fröhlich wuchert) lieber ganz unberührt, um zum Schluß noch den Pedanten der Halbbildung (das ist ja die gewöhnliche Sorte) auf einem oder zwei ihrer beliebten Gänge zu folgen.

Die Lehrer sind bekanntlich da, damit man etwas von ihnen lerne, hier und da auch das, was man nicht nachahmen soll. Ich kannte einen, er ließ alle Geschwister, und wenn „mit jedem jungen Jahr“ ein neues im Schulzimmer „erschien“, und wenn item „so oft die ersten Lerchen schwirrten“, auch wieder eine neue Auflage irgend eines Lese- oder Lehrbuches ins Land hinausflog, diese neue Auflage kaufen und zwar aus dem hochwichtigen Grunde, weil in einer der früheren Auflagen unter hundert und so und so viel Lesestücken vielleicht das eine oder das andere fehlte, und — wer weiß? — auch das fehlende einmal behandelt werden konnte. Das war eine krasse Pedanterie, und die Väter hatten recht, wenn sie sich beklagten. Die Pseudo-Gewissenhaftigkeit ist immer ein Produkt der Halbbildung. Es läßt sich ein anderer Fall denken — ich

spreche aus Erfahrung — wo des längeren vom Lehrerkollegium darüber Rat gehalten wird, ob man ein sonst vorzügliches Lesebuch noch länger im Unterricht brauchen dürfe, in welchem sich Rückert's bekanntes Lied vom „Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ aufgenommen fand, ein Lied, das bekanntlich auch einen Juden mit langem Bart und Schnappsack auf die Szene bringt. Es befindet sich in der Klasse von vielleicht 40 Schülern ein Knabe israelitischer Abkunft und — jene Stelle ist ja ein wahres Sakrilegium gegen die Toleranz, und die gesamte jüdische Gemeinde legt Generalprotest ein gegen diesen litterarischen Leviathan. Aber in derselben Sammlung findet sich auch Göthe's: „Als noch verkannt und sehr gering unser Heiland auf der Erde ging“, und ein ferneres, aber: Unsere christliche Schule läßt, wie billig, den Unterricht mit einem Gebet beginnen, dessen Schluß lautet: „durch Jesum Christum. Amen.“ Giebt das nicht auch gar sehr zu denken, zu bedenken? Ich halte diese Skrupel, unter den angegebenen Verhältnissen, für pure Pedanterie. Oder soll man etwa auch zum frommen der christlichen und der jüdischen Lateinschüler den Tacitus abschaffen oder kassieren, weil er gelegentlich den Christen wie den Juden aufs verletzendste am Zeuge flickt?

Eng verwandt mit diesen Skrupeln, also gleichfalls pedantisch, gleichfalls ein Exsudat der Halbbildung, ist die Prüderie, die auch vor der unbefangesten, unschuldigsten Äußerung der Liebesempfindung und der Sinnlichkeit zittert, und, als wäre es ein Sirenengesang, die Ohren der Jugend mit Wachs der „Züchtigkeit“ verstopfen will. Gegen sinnliche Roheit, gegen kitzelnde Lüsternheit und gegen Unfläterei ist dieses Wachs nicht bloß empfehlenswert, sondern geradezu notwendig — aber ist denn Goethe's (ein Pedant würde sagen: das alte Volkslied) „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“ wirklich so sittengefährlich, will sagen, so geschlechtlich lüstern, daß man es, wie bereits geschehen ist, verwandeln muß in „Wohl ein einsam Röslein stand matt und welk am Wege“ u. s. w., daß ferner der Knabe in ein Mägdlein metamorphosiert werden, und dieses mitleidige Mägdlein dem „armen, welken Röslein“ — — Wasser aus dem Quell zur Labung holen muß! Wie zart und sinnig! und, vor allem, wie erbaulich! Es sollte mich nicht wundern, wenn in Goethe's „liebeatmender“ Ballade „der Fischer“ das schöne, feuchte Weib durch einen bärtigen Flußgott ersetzt würde, der, ein liebender Vater seiner Brut, zum grausamen Fischer etwa im Anklang an Schiller spräche: „Geh', zu jagen in die Büsche. Was verfolgst du meine Fische? Soll ich dich samt deinem Plunder ziehen in mein Reich herunter?“ — Das wäre doch noch eine Warnstimme, ein Klang der Nächstenliebe gewesen! So aber hat das Gedicht gar keinen versöhnenden Schluß! Im übrigen knüpft sich für mich an dieses Gedicht die Erinnerung an eine andere Art von Pedanterei, an welcher gerade die Goetheverehrer jetzt mehr als je kranken, es ist der gedankenlose Dalailamahkultus, der alles schön und herrlich findet, wie „er“ es gemacht hat und sich sogar in die Fehler verliebt. Da lese ich vor Jahren einmal eine tiefsinnige Abhandlung, ich weiß leider nicht mehr welches deutschen Ästhetikers, über die wunderbaren Schönheiten der genannten Ballade. Der Mann war mir zu feinfühlig, er fand zu viel, was ich nicht finden konnte, ich wurde mißtrauisch und — jetzt entpuppte sich mir der wahre Fakir, als er in dem fehlerhaften Reim

Halb sprach sie ihm, halb sang sie ihm
— — — — —
Halb zog sie ihn, halb sank er hin

eine mit künstlerischer Absicht gesuchte und erreichte Wirkung von wunderbarem Reiz erkennen wollte. Mir ward „kühl bis ans Herz hinan“. Hätte der Mann offen und ehrlich gesagt: „Hier hat sich's Goethe, wie so oft, mit dem Reim etwas bequem gemacht;“ ich hätte ihm allen voraufgegangenen Überschwang verziehen. Ich kann mir übrigens auch denken — und das wird wohl das Richtige sein — daß der Dichter glaubte, die Lizenz des Volksliedes auch für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, zumal in jenem Liede; „aber etwas zauberhaft Schönes“ — das ging übers Maß. Und wenn es eine andere Sorte von Pedanten giebt, die an den Gebilden großer Meister bloß die kleinen Stäubchen zu entdecken wissen oder auch nur zu entdecken glauben, für das schöne Vollbild aber kein Auge haben, so verdienen doch sicher ihre Gegenfüßler, denen im beständigen Verzückungstaumel der Verstand aus den Fugen gewichen ist, auch keinen besseren Namen, zumal da ja diese Verzückung eine bloß angelernte

ist; sie tanzen und jubeln nach der Mode. Maßlos bekritteln und maßlos verhimmeln, beides entstammt dem gleichen Grund: dem Pedanten fehlt eben das bessere Wissen, fehlt die höhere Bildung, fehlt der geistige Schwung. Ich verstehe unter letzterem nicht die schöpferische Kraft, sondern bloß (es ist aber schon viel) das Vermögen des Nachempfindens und des Anbequemens.

Ueber Mangel an Ehrlichkeit.

Wir leben von Jugend auf in einer gesellschaftlichen Atmosphäre, welche die Krankheitspilze der Unehrlichkeit zu tausenden und abertausenden züchtet und fröhlich gedeihen läßt, und wenn die Unehrlichkeit auch nicht immer in akuter Form mit gefährlichem Charakter auftritt, sondern vorwiegend als leichtes dafür aber chronisches Übel, — vorhanden ist sie eben doch und findet in unseren Sitten und Lebensformen immer wieder die geeigneten Brutstätten. Und wir alle haben uns in diese Formen so eingelebt, daß wir uns des daraus entkeimenden Übels so wenig bewußt sind als unsrer Atemzüge. Es will schon etwas heißen und kostet ein schönes Stück Selbsterziehung, gegen jene „Macht der Gewohnheit" jederzeit gewappnet zu sein und sie nicht obsiegen zu lassen. Aber selbst diese Auserwählten vermögen es trotz Bewußtsein und trotz Selbstbeobachtung nicht, in allen Fällen der gesellschaftlichen Form zu trotzen, wenn sie überhaupt in der Gesellschaft leben und eine Stellung einnehmen wollen. Dürfen sie jedem Streber, jedem gemeinen oder gar gefährlichen Subjekt, mit welchen sie der Zufall oder die Notwendigkeit zusammenführt, ins Gesicht sagen, was sie von ihm halten? Dürfen sie ihre Vorgesetzten tadeln, wenn diese es verdienen? Oder dürfen sie die äußeren Zeichen der Höflichkeit ihnen gegenüber unterlassen, auch wenn sie dieselben nicht verdienen? Dürfen sie auf der Straße dem oder jenem feilen Zeitungsschreiber, der gegen Bezahlung in die Welt hinauslügt, oder dem oder jenem Bankier, der wissentlich und geflissentlich hunderte von Gimpeln und Nichtgimpeln auf den Leim gelockt und um ihr Geld gebracht hat, ins Ohr schreien: Du bist ein käuflicher Wicht und du bist ein gemeiner Betrüger? Oder dürfen sie, wenn eine Gesellschaft mit vollem Brustton das Lob dieses oder jenes Staatsmannes, Ministers, Regierungsrates singt, mit greller Dissonanz in diese Harmonie hineinschmettern: Der genannte Herr ist ein ordinärer Streber oder ein abgefeimter Heuchler oder eine aufgeblasene Null? Leute von Takt werden das wohl bleiben lassen und aus guten Gründen, denn ohne solche „Rücksicht" würde die „Gesellschaft" aus Rand und Band gehen. Der Trieb nach offener Kundgebung der Wahrheit oder der Überzeugung muß einem höheren Prinzip zu liebe zurückgestaut werden. Die Gesellschaft verlangt solche „Formen", und ohne Gesellschaft ist kein ordentliches Leben denkbar. Und wenn ein eifriger Kämpe der Wahrheit behaupten wollte, in diesem Zurück- und bei sich behalten einerseits und in den konventionellen Höflichkeitsformen des „ergebensten Diener" und des „hochgeachteten Herrn" und anderer devoten Kundgebungen des Briefstils anderseits liege doch ein Stück Unehrlichkeit, so wird ihm darum niemand zürnen, aber sagen darf man doch, daß jene Formen nicht an dem Maßstab strenger Sittlichkeit gemessen werden dürfen, eben weil die Begriffe inhaltlos, zur bloßen Form erstarrt sind.

Lassen wir diese „unschuldige" Unehrlichkeit ruhig bei Seite und sehen uns nach der andern um, vielmehr nach den andern, denn sie hat gar viele Gesichter. Diese alle grüßen uns entgegen aus dem „Spiegel des Zeitgeistes und Zeitgewissens", vulgo: den Zeitungen. Ihrem Bann entwindet sich heute kein Staubgeborener mehr, ihnen entrinnt weder Tugend noch Laster, und das wäre ja in so weit gut, wenn nur letzteres immer an den Pranger und nicht so oft unter irgend einem schön klingenden Namen auf das Postament gestellt würde! Ja, die Zeitungen haben eine Last von Zeitschuld und Zeitverderbnis auf dem Gewissen. Nicht das ist vom argen, daß alles sie liest, sondern, daß von diesen allen gar viele wollen „gelesen" werden — man denke an das zahllose Heer der Streber und Trachter — das Ärgste aber ist, daß so oft und so ungeniert und so ungestraft die sittlichen Begriffe auf den Kopf gestellt werden. Die Falschmünzerei der gewissenlosen Zeitungsschreiber, das heißt die Niedertracht, das Gute

zum Bösen und das Böse zum Guten zu stempeln, ist, man darf ohne Übertreibung sagen, das fressende Geschwür am Leibe des Jahrhunderts, ist die Unehrlichkeit in ihrer Sünden Blüte, in ihrer höchsten Potenz. Es ist schon längst ein öffentliches Geheimnis, daß grade die tonangebenden Tagesblätter zum großen Teil von Mächten und Interessen geleitet werden, welche eine Objektivität des Urteils nie aufkommen lassen; sie sind gepachtet von Gesellschaften, gekauft von Koterieen, subventioniert von Kliquen und von Parteien — sie sind alles mögliche, nur nicht, was sie sein sollen, die unbestochenen Organe der Wahrheit. Ein Blick in die innersten Mysterien, in das Allerunheiligste des Zeitungswesens, in die dunkle Werkstätte jener Fäden, die schließlich sich zu dem Gewebe eines „Leitartikels" verschlingen und also vor die Augen der Welt treten, würde in einen Pfuhl von Verdorbenheit hineinsehen. — Und ferner: Wer heute noch an die Uneigennützigkeit einer Reklame glaubt, gehe sie nun von irgend einem Heilkünstler, der seine Ware, oder von einem Bankier, der seine „Gründung", oder von einem Aktieninhaber aus, der den Wert seiner Papiere preist, wäre um seine Unschuld und Vertrauensseligkeit zu beneiden, wenn — diese ihm nicht so viel Schaden brächten! Es giebt freilich, gottlob, auch noch ehrliche Leute in jedem Stande, die es mit der Wahrheit ernst nehmen, aber ihr Memento wird übertönt von den Gewissenlosen, welche die Ehrlichkeit als veralteten Begriff längst in die Rumpelkammer verwiesen haben. Das Fatalste aber ist, daß dergleichen „Usancen" gar nicht mehr als Unehrlichkeit gebrandmarkt, sondern als Handwerksgriffe, „die nun einmal nicht mehr zu entbehren sind", angesehen werden. Das macht aber die Luft, in der wir leben, sie steckt auch die Ehrlichen an. Weil aber die Ehrlichkeit selten geworden ist; — denn wen sollte unter solchen Umständen nicht auch einmal ein Pilz von Unehrlichkeit anfliegen? — so ist sie auch im Preise gestiegen, sie gilt nicht mehr bloß für eine Pflicht, sondern für persönliches Verdienst, das belohnt werden muß. Früher galt es, wie billig, für selbstverständlich, daß der Finder eines verlorenen Gegenstandes denselben an den Eigentümer zurückgab. Jetzt wird ein solcher Fall von den Zeitungen als ein „Wunder" ausposaunt; was nichts als Pflicht und Schuldigkeit ist, wird als ein „besonderes Verdienst" gepriesen und der arme Taglöhner so und so, der seinen Fund zurückgab, als „seltenes Muster von Edelsinn" unserer Bewunderung empfohlen. Was Wunder, wenn andere Taglöhner finden, sie seien nicht gehalten, als „Muster" voranzuleuchten!

Auch das Recht weiß nichts von solchen „Mustern", sonst dürfte es die Unehrlichkeit nicht so streng bestrafen. Wollen wir sagen: Es sei hinter der Zeit zurückgeblieben? Bewahre uns Gott davor! Es sollte sich unserer Ansicht nach noch viel mehr vom Zeitgeist emanzipieren und — rückwärts gehen. Zum Beispiel: Ein Lehrjunge thut in der Verzweiflung — vielleicht ist seine Mutter krank und hilflos — einen Griff in die Kasse seines Prinzipals; er wird ertappt und unerbittlich bestraft — das ist Recht und muß sein. Aber am gleichen Tag versendet der Prinzipal ein Zirkular an seine Klienten und verlockt sie unter trügerischen Vorspiegelungen zur Beteiligung an einem Unternehmen, einer Spekulation, von der er im voraus weiß, sie muß über kurz oder lang fehl schlagen — was ist dann Recht und was muß dann sein? — — Leider können sich die Kleinen im Lande auf die Großen berufen, die es nicht besser machen. Wenn man fragt: Bis wie weit dürfen unsre Staatsmänner und Staatslenker ehrlich sein?" so liegt schon in dieser Frage, die eine ganz geläufige ist, eine der Moral einer unverdorbenen Menschennatur völlig widerstrebende Konzession, nämlich die, daß jenseits einer bestimmten Grenze die Unehrlichkeit sich einrichten kann, behaglich oder unbehaglich, je nach der vorhandenen Konstellation. Als seiner Zeit der Kaulbars in Bulgarien wirtschaftete und dem Volke das Andenken an den mit brutaler Gewalt entthronten Fürsten aus dem Leibe treiben wollte, da beeiferten sich die großen Tagesblätter, diesen Fall, der an roher Vergewaltigung kaum seines gleichen hat, als einen normalen, in Rußlands Kompetenz liegenden, das übrige Europa nichts angehenden darzustellen. Jedermann wußte, es war eine Lüge, eine faustdicke Lüge, eingegeben einerseits von der Angst, den Großknutenmeister zu verletzen, andererseits von dem Triebe, seine Gunst zu gewinnen. Und diese Lüge hat monatelang ungeniert in den gelesensten Blättern Tag für Tag gespielt: Eine Zeit lang hat man sich darüber empört, im zweiten Stadium hat man gesucht, es zu begreifen, d. h. sich selber zu betrügen, und schließlich hat man sich eine sehr

bequeme Lehre, will sagen, Nutzanwendung daraus gezogen. Warum sollten die Kleinen sich nicht auch erlauben dürfen, was die Großen thun?

Und die „Grevy-Wilson-Geschichte, und der Boulanger-Spektakel? Freilich, die offizielle Lüge stammt nicht von heute: Der große Schlachtenmeister des Jahrhunderts, Napoleon, ist zugleich der größte Lügenmeister gewesen. Die Saat hat fortgewuchert und steht dermalen in den üppigsten Halmen. Was werden erst unsere Nachkommen erleben?

Der große Boulanger (groß, weil ihn Zufall, Verhältnisse und ein ungewöhnliches Maß von Frechheit und Gemeinheit zu einem Popanz aufgetakelt haben) ist das Ur- und Schreckbild eines „Strebers". Die kleinen Boulangers, die an der Landluft gerade so gut und so oft wie im Dunstkreis der Städte gedeihen, zählen zu hunderttausenden, und ein großer Teil derselben hat kaum noch das Bewußtsein, daß sie unehrlich sind — so sehr ist die Sache Mode geworden. Und doch sind alle „Streber" unehrlich; wer daran zweifelt, beweist nur, daß auch er von dem Modegift bereits infiziert ist. Der Streber hängt sich das Mäntelchen der Gemeinnützigkeit, des Opfersinns u. s. w. um, hinter welchem er sein eigenes „Selbst" verbergen und zugleich fördern kann; er verfolgt sein Ziel — Lob, Ruhm, Einfluß — während er scheinbar sich das Gemeinwohl zum Ziel setzt. Insofern die Arbeit, welche das Strebertum leistet, dem Gemeindewesen zu gut kommt, hat es zwar seinen Nutzen, aber sein Wesen wird dadurch, natürlich, weder veredelt noch gerechtfertigt. Angenommen, es würden sämtliche Organe der Öffentlichkeit, nach Übereinkunft, ein Jahrlang alles Thun und Treiben, Reden und Schreiben der Streber totschweigen — ihr Inhalt würde allerdings auf ein kleines Maß zusammenschmelzen, aber mit ihm auch die Streber! Dadurch wären diese aber auch gerichtet. Wie vieles würde anders, ganz anders lauten, im Ratssaal und auf der Festrednerbühne, wenn es durch die Feuerprobe der Ehrlichkeit geläutert wäre und kein anderer Lohn in Aussicht stände als der des guten Gewissens! Wie mancher „überzeugte" Volksfreund würde ins andere Lager übertreten, wie mancher „gesinnungstreue" Monarchist seine Farbe wechseln, wie mancher der „beati possidentes," die jetzt aus blasser und bloßer Angst in allen Ton- und Stilarten gegen die Sozialistenbande wettern, würden gestehen, daß ein vernünftiger Sozialismus die einzige Rettung aus der Wüstenei unserer Gesellschaft ist? Und wie mancher, der jetzt seiner Familie oder seinen Vorgesetzten oder anderen „Rücksichten" zu Liebe zu den kirchlichen Satzungen schwört und sich vor dem Freidenkenden bekreuzt, würde der „freien Forschung" ein begeistertes Lied singen! Der gute, ehrliche Lortzing läßt seinen Hans Stadinger singen: „Wenn Ehrlichkeit käme als Waffenschmied!" — Aber sie kommt nicht und wird nicht kommen. Und wenn auch die Unehrlichkeit der gemeinen Selbstsucht verschwände, es würde um uns wimmeln von ungezählten kleinen Unehrlichkeiten, und wer weiß? Jeder von uns trägt vielleicht ein Partikelchen an oder in sich, vom großen Gelehrten herab, der seinen kleinen Ruhm in einer kleinen affichierten Nachlässigkeit in Kleidung und Haltung sucht, bis zum obskuren „Maître tailleur" der seinen „Zuschneider" (er hat aber keinen) direkt aus Paris bezogen haben will. Und wenn die Verlagsbuchhandlung so und so (sie zählen zu hunderten!) eine in ihrem Verlag erscheinende neue Zeitschrift als „einem wirklichen Bedürfnis abhelfend" darstellen will — wer glaubt ihr das? Sie selber nicht. Aber es ist „Geschäftsstil!" Niemand stößt sich mehr daran, und das gerade ist das Fatale, daß diese kleinen Unehrlichkeiten Erscheinungen geworden sind, die unbeanstandet ihren Kurs haben, die von jedermann anerkannt werden, ohne daß jemand daran denkt, daß es eigentlich falsche Münzen sind! —

Litterarische Revue.

Friedrich Spielhagen hat bei L. Staackmann in Leipzig den ersten Band seiner Selbstbiographie, der „Erinnerungen aus meinem Leben", unter dem Titel „Finder und Erfinder" erscheinen lassen. Das ist ein litterarisches Ereignis von seltener Bedeutung nicht nur für den heutigen Tag, sondern für die ganze fernere Entwickelung unseres Schrifttums überhaupt. Allerdings führt er uns in diesem ersten Bande noch nicht in seine eigentliche dichterische Werkstatt ein; nur über die Entstehungsgeschichte der Novelle „Clara Vere" erhalten wir Aufschluß; die vorhergegangenen Jugendarbeiten, welche der Dichter selbst zum Feuertode oder zu sonstiger Vernichtung verurteilte, kommen für seine poetische Entwickelung garnicht oder nur ganz nebensächlich in Betracht.

Mit dem Titel „Finder und Erfinder" bekennt sich Friedrich Spielhagen zu einem Programm — nach wie vor hält er das Banner des Idealismus hoch und verteidigt gegenüber der an der Scholle klebenden, nur die gemeine Wirklichkeit der Dinge kopierenden naturalistischen Schule die unveräußerlichen Rechte der dichterischen Phantasie. Er schreibt: „Mag die Wissenschaft noch so stolz ihr Haupt erheben, mag das Leben Bahnen einschlagen, die zu wandeln uns schwindelt — so lange Menschenhirne sinnen und Menschenherzen klopfen, wird es eine Kunst, wird es eine Poesie geben; wird es Menschen geben, die sich nicht begnügen mit dem, was sie der in das wirkliche Leben spürende Blick finden läßt, sondern die der Dämon treibt zu dem Gefundenen anderes zu finden, was erst die Vervollständigung und Erfüllung des Gefundenen bringt, und, indem es sich mit jenem vermählt, ein drittes hervorgehen läßt, das sich nie und nirgends begeben hat, noch begeben kann, und doch unser enges Dasein ins Unendliche erweitert. Denn dies ist mir sicher: der Poet, nenne er sich einen Idealisten oder Realisten oder Naturalisten, muß — er mag wollen oder nicht — Finder und Erfinder sein, gerade so, wie der Mensch, — er mag wollen oder nicht — Hammer und Amboß in jedem Augenblicke seines Lebens sein muß."

Spielhagen beabsichtigt nun, in dieser Autobiographie die Richtigkeit dieser Anschauungen und Sätze an seinem eigenen dichterischen Schaffen etwa bis zum Abschlusse der „Problematischen Naturen" nachzuweisen. Selbstverständlich würde es weit über den uns gesteckten Rahmen hinausgehen, wenn wir ihm dabei im einzelnen folgen wollten. Überdies überwiegt in diesem ersten Bande das rein biographische Moment durchaus, obwohl natürlich der Kenner von des Dichters Werken eine Menge von beziehungsreichen Andeutungen auf die spätere poetische Entwickelung und Schaffensart Spielhagens finden wird. Das gilt namentlich von jenen Kapiteln, wo uns der Knabe Spielhagen hinausführt in das weite Meer, auf die wogende Ostsee, deren geheimnisvoller Zauber es ihm von frühester Jugend an angethan! Hier sehen wir es keimen und sprossen, bis dann in den mit wahrhaft titanischer Dichterkraft entworfenen Meeresbildern in „Hammer und Amboß" und in der „Sturmflut" die Wucht und Macht der Darstellung eine Höhe erreicht, welche diese Szenen den erhabensten Schöpfungen aller Poesie ebenbürtig beigesellen.

So bedeutend und interessant nun Friedrich Spielhagen's Buch in jedem Betracht auch ist, so hat doch auch dieser vielgewandte und kunstgerechte Schriftsteller eine allen Selbstbiographien gefährliche Klippe nicht überall zu vermeiden gewußt: in dem Bestreben, bescheiden zu erscheinen, wird er an einigen Stellen unwahr oder kokett. Oder was ist es anderes, wenn er (S. 15) von dem Ordinarius seiner Sexta erzählt, daß ihm dieser prophezeit habe, er würde es noch einmal weit bringen in diesem Leben, und hinzufügt: „Du lieber Gott, wie weit bringt es denn im besten Falle ein deutscher Schriftsteller?"

Nun, zum Millionär vielleicht nicht, auch nicht zum Geheimen Kommerzienrat und nicht zum Ritter des Johanniterordens oder gar zum Domherrn von Brandenburg — aber danach hat doch wohl Friedrich Spielhagen niemals gestrebt, und wir meinen, auf wessen Ehrenscheitel sich so reicher Lorbeer gehäuft hat, wie auf den seinen, der könnte mit seinem Er-

folge als Dichter immerhin zufrieden sein. An einer anderen Stelle spricht er von dem heißen Drange zu hohen Thaten, der seine junge Brust geschwellt habe, „Thaten, die leider auch nur Träume bleiben sollten.“ Der Verfasser der „Problematischen Naturen“ u. s. w. u. s. w. hat gar kein Recht, derart zu sprechen. Und wieder an einer anderen Stelle erwähnt er (S. 63) die Eigenart seines „Talentes“ und setzt hinter „Talent“ ein entschuldigendes „sit venia verbo“. Wir müssen gestehen, daß der Genuß an dem Buche uns durch derartige Stellen einigermaßen getrübt worden ist — soll denn der Dichter selbst der Einzige sein in aller Welt, der nicht von seinem „Talent“ reden darf, namentlich in solchem Zusammenhange? Er braucht sich ja nicht mit Engelszungen selbst zu preisen, wie weiland der Graf Platen, aber wenn Spielhagen kein „Talent“ in sich gespürt hätte, würde er wohl schwerlich mit solch beharrlichem Ernste die Stufen zum Parnaß sich hinaufgearbeitet haben. Wir wollen hoffen, daß der Autobiograph diese müßigen Wendungen im zweiten Bande beiseite läßt, und ebenso möchten wir ihn um Ausmerzung des schnöden Wortes „selbstredend“ bitten, welches wir vielleicht einem in fliegender Hast schreibenden Reporter, nicht aber einem deutschen Schriftsteller ersten Ranges verzeihen dürfen.

Nebenher sei bemerkt, daß dieser Band auch den inzwischen durch alle Zeitungen gegangenen Bericht über jene denkwürdige Unterredung enthält, welche der Verfasser im Jahre 1867 mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Kaiser Friedrich III., hatte.

Bei J. F. Richter in Hamburg hat Aurelius Polzer eine populär gehaltene Biographie Robert Hamerling's erscheinen lassen, die, auf Grund langjähriger, persönlicher Freundschaft geschrieben, uns viele interessante Einblicke in den Werdegang und das Seelenleben des Dichters gestattet. K. Th. Gaedertz veröffentlichte bei Hinstorff in Wismar eine neue Folge von „Reuterstudien,“ deren einige s. Z. in der „Deutschen Revue“ abgedruckt worden sind. Eine Reihe interessanter und gründlicher Studien über „Zola, A. Daudet und andere Naturalisten Frankreichs“ gab Emil Burger bei Tierson in Dresden heraus, und Dr. E. H. Schmidt stellt eine eingehende Untersuchung über Henrik Ibsen als „psychologischen Sophisten“ an. (Berlin, Haase und Mues). „Grillparzers Kunstphilosophie“ wird von Emil Reich durch Anführung einschlägiger Stellen aus den Werken des Dichters selbst entwickelt. (Wien, Manz.)

Mit besonderer Freude haben wir das Erscheinen des dritten Bandes von Heinrich Bulthaupt's „Dramaturgie der Klassiker“ begrüßt. Der Verfasser hat dem Bande den Haupttitel „Dramaturgie des Schauspiels“ gegeben, da seiner Ansicht nach die in demselben behandelten Autoren — Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube — als klassische im engeren Sinne nicht betrachtet werden können. Das ist gewiß richtig, aber wenn wir das Urteil, welches Bulthaupt über Laube als einen geschickten Bühnenroutinier, aber nicht mehr als einen Routinier, fällt, durchaus zu unterschreiben vermögen, so gilt doch nicht dasselbe bei Gutzkow, an dem der Dramaturg — von „Zopf und Schwert“ und dem „Urbild des Tartuffe“ allenfalls abgesehn, — kein gutes Haar lassen möchte. Was am „Uriel Acosta“ auszusetzen ist, wissen wir alle; wir wissen es ohne Julian Schmidt und würden es somit auch ohne Bulthaupt wissen — daß aber ein Dichter, der die wunderbaren Verse schrieb:

„Die Überzeugung ist des Mannes Ehre,
Ein goldnes Vließ, das keines Fürsten Gunst
Und kein Kapitel um die Brust ihm hängt.“

mehr ist, als ein gewöhnlicher Bühnenspekulant und Theaterpraktiker, wissen wir auch! Und daß selbst, wenn Gutzkows gesamtes dramatisches Schaffen so verfehlt wäre, wie Bulthaupt uns gründlich und von seinem Standpunkte aus durchaus ehrlich zu beweisen sucht, der Dichter der „Ritter vom Geiste“ und des „Zauberers“, der größten und für das 19. Jahrhundert am meisten typischen Werke, welche die deutsche Romanlitteratur besitzt, Werke, die noch spät kommenden Geschlechtern über unsere Zeit, über unsere gesamte Kultur in allen ihren mannigfachen Verzweigungen Aufschluß geben werden — daß dieser Dichter eine liebe- und achtungsvollere Behandlung verdient, als sie ihm Bulthaupt zuteil werden läßt, wissen wir nicht minder.

Angesichts der Gesamthaltung seines Urteils über Gutzkow mutet es uns fast befremdlich an, wenn Bulthaupt am Ende Zucker in seinen Essig thun zu sollen glaubt und einen „Marmor über des Dichters Gebeine" heischt. „In Marmor aufgefangen schwieg der Schmerz" .... klingt das nicht wie ein Panegyrikus am Schlusse einer Philippika? Nun — Dresden hat bereits die Pietätspflicht gegen den Dichter, dessen Lebenspfad ein so dorniger und sonnenloser war, erfüllt, vielleicht auch erinnert sich die Reichshauptstadt dessen, was sie dem Andenken eines ihrer hervorragendsten Söhne schuldig ist, und läßt der schlichten Gedenktafel am Eingange zu den — Ställen der Garde du Corps (— der Geburtsstätte Gutzkow's —) ein würdiges Denkmal folgen.

Wir sind auf diesen Teil des im übrigen gleich den vorausgegangenen Bänden trefflichen Bulthaupt'schen Werkes näher eingegangen, weil uns die namentlich in Jüngstdeutschland und seit Paul Lindau's kritischen Anfängen übliche Manier, gerade Gutzkow's Haupt zum Ziele der stumpfesten Speere zu nehmen, längst angewidert hat. Daß wir Bulthaupt mit diesen Herren nicht in eine Kategorie stellen, versteht sich von selbst — auch wo wir ihm nicht zustimmen, müssen wir seinen Ernst, seine Sachlichkeit und sein Wissen anerkennen. Von den Aufsätzen über Hebbel, Grillparzer und Ludwig gilt das ohne Einschränkung. — Doch noch eins. Man lasse doch endlich diese ewigen Nörgeleien an dem unglückseligen „Königslieutenant." Daß das kein gutes Drama ist, wird jeder Untersekundaner ohne weiteres in einem Klausuraufsatze zu beweisen im stande sein. Wer wird an ein in drei Tagen geschriebenes Gelegenheitsstück den Maßstab anlegen, welche dem „Wallenstein" oder dem Macbeth gegenüber am Platze ist! Einstweilen erfüllt das Stück seinen Zweck der Belustigung weit über das ursprüngliche Ziel hinaus — und das ist mehr, als der Dichter selbst von ihm erwarten konnte. Und trotz aller Fehler ist es immer noch tausendmal besser und geistreicher als alle Fabrikarbeit der Schönthan, Blumenthal und Leon Treptow zusammengenommen. Und daß es noch heute seine Zugkraft und seine theatralische Wirksamkeit bewährt, auch ohne Friedrich Haase, haben wir selbst erst neulich wieder erprobt. Es ist kein Kunstwerk und hat kaum ein solches werden sollen, und die Figur des Goethe ist zum mindesten unmöglich, um nicht zu sagen thöricht, und doch hat es so viel frische und lustige Elemente, daß seine Lebenskraft noch lange nicht erschöpft ist. Wir wollen den Lieferanten der modernen deutschen Bühne nur wünschen, daß man dasselbe nach 40 Jahren auch von ihren relativ besten Arbeiten noch möge sagen können. — — —

Es liegen uns noch eine ganze Reihe Broschüren vor, welche sich mit dem Theater beschäftigen. Recht interessant sind die beiden Bändchen, welche Heinrich Grans, ehemals Oberregisseur in Leipzig und selbst verdienstvoller und tüchtiger Schauspieler, bei Otto Spamer hat erscheinen lassen. Das eine enthält anspruchslose Erinnerungen aus dem Schauspielerleben, das andere beschäftigt sich mit den Wundern der Bühne und enthüllt dem Laien klar und faßlich, wie der Feuerzauber, der Wolkenflug und was sonst in dieses Fach schlägt, zu stande gebracht werden. Namentlich das letztere Werkchen ist sehr interessant und wird dem Leser, der niemals einen Blick hinter die Kulissen gethan hat, manche überraschende Aufklärung geben. „Ein Theologe" bekämpft in einer Broschüre „Theater und Kirche" (Bremen, Heinsius) in sehr ruhiger und sachlicher Weise die schroffe Stellung, welche die Orthodoxie hier und da der Bühne gegenüber einzunehmen pflegt; Robert Prölß behandelt das „deutsche Volkstheater" als eine „Frage der Zeit" und beschäftigt sich wesentlich mit den neuerdings von Hans Herrig aufgestellten Theorien. Dies führt uns unwillkürlich auf die Lutherfestspiele, deren Zahl noch immer anschwillt. Neuerdings hat der bekannte Pastor Trümpelmann in Torgau, dessen eigenes Lutherfestspiel s. Z. in der zelotisch-ultramontanen Presse so viel überflüssigen Staub aufwirbelte, des alten Martin Rinkart „Lutherfestspiel" aus dem Jahre 1617 für die Gegenwart neu herausgegeben resp. bearbeitet (Torgau, Fr. Jacob). Das Stück wird in nächster Zeit in Torgau von Bürgern der Stadt aufgeführt werden. Rinkardt ist bekanntlich der Dichter eines unserer schönsten Kirchenlieder: „Nun danket alle Gott" ... wie sein Festspiel auf der Bühne gehen und stehen wird, bleibt abzuwarten. — Auch aus Wien kommt eine der üblichen Theaterbroschüren, in welcher ein Herr „F. Scenicus" dem Vereinsausschuß des deutschen Volks-

theaters recht unhöfliche Worte sagt. Sie betitelt sich „Wiener Bühnenunwesen" (F. Deuticke). Wir sind nicht in der Lage, dieselbe auf die Sachlichkeit und Berechtigung ihres Urteiles hin zu prüfen. Wiederum auf ein anderes Gebiet führt uns eine kleine Broschüre „Sprachsünden", welche Theodor von Sosnosky bei Trewendt in Breslau veröffentlicht. Wir haben oben Spielhagen's „selbstredend" angemerkt — hier finden wir aus den Werken der hervorragendsten Schriftsteller eine Blütenlese gleichwertiger Sünden gegen Formenlehre, Satzlehre, Klarheit des Stiles, die uns im ersten Augenblick geradezu verblüfft. Auch an blankem, baarem Unsinn fehlt es nicht. Daß die Jüngstdeutschen nicht deutsch schreiben können oder wollen, ist bekannt, und so überraschten uns die zahlreichen Zitate aus Alberti, Bleibtreu, Liliencron, Walloth und Genossen nicht sonderlich; daß das Deutsch der Ossip Schubin nicht mustergiltig ist, wußten wir gleichfalls längst, und von Sacher-Masoch oder Bacano wird auch niemand einen guten, deutschen Stil erwarten. Etwas Anderes ist es aber mit Wilbrandt, Jensen, Storm u. v. a. In der That ist ‚Unsinn' noch eine gelinde Bezeichnung für nachstehenden Satz des Ersteren: „Ein geheimes Jauchzen schoß mir wie eine Blutwelle ins Gesicht!" Jensen schreibt: „Im Blick eines Herzschlages," was vermutlich „in einem Augenblicke" bedeuten soll. Auch Gottfried Keller bleibt nicht ohne eine notae levis macula — ganz zwecklos schreibt er „Abendland" statt „Abendlandschaft," während wir doch unter Abendland den europäischen Westen im Gegensatz zum Orient verstehen. Im „Sinngedicht" heißt es: „Sich des Zettels erinnernd, den ihr Reinhardt gegeben hatte, rötete sich ihr Gesicht." Leider ist gerade diese falsche Partizipial-Konstruktion in Adverbialsätzen nur allzu verbreitet. Schreibt's ein Journalist in der Hitze des Gefechtes, so mag's, wie gesagt, drum sein — aber der sorgsam feilende und wägende Gottfried Keller!!

Wir wollen diese Blütenlese nicht vermehren, empfehlen aber dem Leser das Werk als eine willkommene Ergänzung zu Lehmann's „deutschen Sprachsünden der Gegenwart" und als ein dankenswertes Schutzmittel gegen eine fernere Verflachung und Verlotterung des Stiles, die um so schneller fortschreiten muß, wenn selbst unsere ersten Sprachmeister nicht strengere Selbstzucht üben.

Zum Schlusse möchten wir noch vorläufig anzeigen, daß die „Gesammelten Werke" von Karl Frenzel in halbmonatlichen Lieferungen bei W. Friedrich in Leipzig zu erscheinen begonnen haben.

Litterarische Berichte.

Erinnerungen aus dem Leben des General-Feldmarschalls Hermann von Boyen. Aus seinem Nachlaß im Auftrag der Familie herausgegeben von Friedr. Nippold. Erster Teil 1771—1809 mit einem Bildnis. Leipzig 1889. Verlag von S. Hirzel.

Den großen Werken über Stein, Scharnhorst und Gneisenau, die wir besitzen, schließt sich das vorliegende in würdigster Weise an und steht insofern noch jenen voran, als wir hier die eigenen Aufzeichnungen des „siegegekrönten Generalstabschefs des IV. preußischen Korps der Freiheitskriege, des Nachfolgers Scharnhorst's im Kriegsministerium, des Erben und Vollenders seines Werkes" empfangen. Der Herausgeber, der nur als Kirchenhistoriker sich einen bekannten Namen erworben hat, aber durch Verhältnisse, die nur leise angedeutet werden, mit dem Sohne des Generalfeldmarschalls und dessen Nachkommen in vertraute Beziehungen gelangt ist, hat sich ein großes Verdienst damit erworben, daß er Jahre hindurch einen langen und zähen Kampf gegen die edlen zwar, aber doch nicht hinreichend begründeten Bedenken geführt hat, welche der Veröffentlichung der genuinen „Erinnerungen" entgegengestellt wurden. Während dies rühmend hervorgehoben wird, ist doch die Meinung des Herausgebers, daß die „Rückkehr zum Urtext auch die uns fremd gewordene Orthographie und Stilistik eingeschlossen hätte," keineswegs zugestanden. Die Stilistik mag noch gelten — die Orthographie aber hätte

wohl ohne Verletzung der Pietät oder des Zeitcharakters der Ruhe und Sammlung des Lesers zum Opfer gebracht werden können. Die den Herausgeber deckende Bemerkung des Generals von Boyen, des Sohnes unseres Helden, daß die Memoiren seines Vaters, zwischen 1830 und 1840 geschrieben, kein geeignetes Feld wären für moderne Orthographie, die erst nach dem Jahre 1870 begänne, ist schon darum nicht zutreffend, weil die orthographischen Streitfragen mit ihrer Tragikomik aus der letzten Zeit gar nicht in Frage kommen. Die Orthographie des Feldmarschalls war auch in der Zeit zwischen 1830 und 1840 eine durchaus willkürliche. Man schrieb auch damals nicht so, wie in den „Erinnerungen" geschrieben wird. Aber daß auch eine verkehrte Orthographie einen packenden, großartigen und gewaltigen Inhalt haben könne, das zeigt unser Buch in der eindrucksvollsten Weise. Was dem Leser zuerst sich energisch einprägt, das ist der wahrhaft erhabene Adel und der unvergleichliche Charakter des Verfassers. Es ist wenig bisher von ihm bei der Erzählung der Ereignisse aus jener heroischen Epoche gesprochen worden, aber es erklärt uns das Geheimnis jener wunderbaren Zeit, wenn sie solche schöpferische und strahlende Heldengestalten bergen konnte, ohne von ihnen viel Rühmens und Redens zu machen. Vor allem ist es die geradezu durch nichts eingeschränkte Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, die jeder Mitteilung ein Vertrauen einflößt, als ob man mit eigenen Augen sähe und mit eigenen Ohren hörte. Und welcher geniale Scharfblick, welche Beherrschung der militärischen wie der politischen und sozialen Gegenstände! Freilich sind die Erinnerungen, soweit sie vorliegen, in den Jahren 1833—35 niedergeschrieben, aber der Verfasser giebt selbst eine Andeutung darüber, wie wenig dadurch der Wert der völligen Unmittelbarkeit geschmälert wird. Nachdem er erzählt hatte, wie er durch eine feindliche Kugel bei Auerstädt für eine Weile dienstunfähig geworden und an das Krankenlager gefesselt gewesen wäre, schien ihm dort der schickliche Punkt, „seine Ansichten über die großen Ereignisse des Krieges und über die inneren Verhältnisse des preußischen Heeres und Staates übersichtlich zusammenzustellen." „Freilich," fährt er fort, „werde ich dabei manche wunde Stelle berühren, manche mir schmerzliche Erinnerung wecken müssen, indeß halte ich eine solche Darstellung doch für notwendig, da über diese für Preußen so traurig merkwürdigen Ereignisse noch sehr unrichtige Meinungen hin und wieder verbreitet sind. Bei dieser versuchten Darstellung werden allerdings meine späteren Erfahrungen nicht ohne Einfluß auf meine hier ausgesprochenen Urteile bleiben, doch kann ich es beteuern, daß ich in den Hauptpunkten es nicht nötig gefunden habe, meine Meinungen zu ändern. Das geringe Erbteil meines Lebens (wir haben Grund anderer Ansicht zu sein!) setze ich überhaupt darin, daß ich meine Lebensansichten Gottlob wenig geändert habe." Mit einem Mannesmut, wie er dem an der Seite Scharnhorst's wirkenden Helden natürlich erscheint, werden die Schäden der gesamten preußischen Verfassung, die sich in dem Zusammenbruch bei Jena so furchtbar rächten, in militärischer wie in politischer Hinsicht klar gelegt, nicht in der Weise der nörgelnden Malkontenten, deren es ja damals eine große Zahl gegeben, sondern in dem verwundeten Gefühl eines unerschütterlichen Vaterlandsfreundes, mit der freudigen Zuversicht, daß es nur der Befreiung des Geistes von der Ueberfülle von Vorurteilen und der höchsten Anspannung der Kräfte bedarf, um alles zu retten, um alles wieder zu gewinnen. Diejenigen allerdings, welche noch heute nicht begreifen, daß das eigentümliche historische Geschöpf, welches man preußischen Staat nennt, nicht dazu angethan ist, feudale und junkerliche Träumereien zu verwirklichen, werden in unserem Helden den ihrigen nicht anerkennen wollen. Es hat ja in seiner Zeit und späterhin und bis auf den heutigen Tag an Leuten nicht gefehlt, welche in Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und vielen Anderen jener niemals ausgesungenen Epoche Revolutionäre fanden, denen man allenfalls in einem Augenblick höchster Gefahr und Not Gehör und Einfluß gewähren durfte, deren Werk zurückzubilden aber als die höchste Aufgabe in der Zeit des Friedens und der Sicherheit angesehen werden müsse. Diesem Kreis der „Revolutionäre" aber gehört auch von Boyen mit ganzer Seele an. Und doch, obwohl die Unerbittlichkeit seines Urteils auch vor der Person des Königs keinen Halt macht, welche tiefe Ergebenheit und welche zarte Anhänglichkeit für den Monarchen und für sein Haus! Allerdings für den ständischen Kram, der ohne offene oder verdeckte Leibeigenschaft gar nicht denkbar ist, hat der schlichte Mann keinen Sinn und kein Interesse. Mit einer Kunst, als ob der tapfere und hochbegabte Militär sich Zeit seines Lebens in der Schriftstellerei geübt hätte, werden die persönlichen Erfahrungen mit den großen Verhältnissen und allgemeinen Erscheinungen in Verbindung gesetzt und wiederum die Darstellung allgemeinerer Beziehungen durch kleine bis zur Anekdote zusammengedrängte Bilder beleuchtet. Auch abgesehen von der Größe und Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände werden die „Erinnerungen" wegen der anziehenden und fesselnden Vortragsweise schon unter die klassischen Bücher gezählt werden müssen. Wie viel auch immer schon über den Untergang Polens und über die letzten Szenen seines politischen Daseins geschrieben worden ist, ein wahrheitsgetreueres, von Sentimentalität und von tyrannischem Uebermut gleich weit entferntes und in seinen Begründungen logischeres Bild ist denn doch von diesen unerhörten Vorgängen nicht entworfen

worden. So summarisch die Rückblicke auf die Regierung Friedrich Wilhelms II. auch gehalten sind, so kehren sie doch die Punkte scharf hervor, welche die Erschlaffung der preußischen Staats- und Militärkraft herbeiführten und in Verbindung mit den Irrtümern in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. die Katastrophe von 1806 begreiflich machten. Die „Untersuchung über die Ursachen der Niederlage“ enthält einen wahren Schatz militärischer Einsicht, und der Feldzug in Ostpreußen ist vielleicht niemals bei so knapper Fassung mit so plastischer Klarheit dargestellt worden. Die anziehendsten Kapitel aber sind die über die Reformgesetzgebung, an der Boyen einen stetigen Anteil nahm, wie denn beispielsweise der Mobilmachungsplan, nach welchem 1813 und 1814 die Armee mobilisiert wurde, ganz von ihm herstammt. Besonders hervorgehoben möge noch die Darstellung des Tugendbundes sein, dessen Hauptmitglied Boyen gewesen war. Der erste Band schließt mit der Rückkehr des Königs nach Berlin ab, der zweite umfaßt nach der Einteilung des Verfassers die Epoche bis zum Bündnis von Kalisch und der dritte bis zum Einzug in Leipzig. Der vorliegende Band hat den Wunsch lebhaft rege gemacht, daß die anderen nicht zu lange auf sich warten lassen.[1] C.

Pinsel und Kutte. Trauerspiel in 4 Aufzügen von E. G. Bruno. Berlin, Verlag von J. Schultz.

Wem das Wort unseres Schiller zu tiefsinnig ist, daß das allein nicht veraltet, was sich nie und nirgend begeben hat, der mag die Sache anders wenden und meinen, daß gewisse Konflikte, welche das Kulturleben mit sich bringt, nie veralten, ob die Geschichte im 15. oder 19. Jahrhundert spielt. Wir werden hier am Ende des 15. Jahrhunderts nach Florenz geführt zu einer Darstellung des alten Gegensatzes zwischen irdischer und himmlischer Liebe. Erstere empfindet glühend ein Maler, Andrea, für seine Kunst und für Lukrezia, seine spätere Frau. Nun hat er einst gegen eine plumpe Straßenübermacht einen heiligen Prediger, Bartolomeo, verteidigt, welcher, vom nahen Ende der Welt überzeugt, die Ausrottung aller der Welt zugewendeten Triebe verlangt. Dessen Freund und Anhänger wird allmählich Andrea, in dem Irrtum, er könne Kunst und Liebe und so gleichsam „das Recht, das mit ihm geboren ist,“ aufgeben. Diesen Irrtum büßt er in schmerzlichster Reue und auch dadurch, daß er ein zweites Mal von sich selbst abfällt, indem er Bartolomeo's Mönchsgemeinschaft entfliehen will. Hatte er ihn doch schon vorher insofern verraten, als er seinen Freund Antonello, einen Feind des Mönches, hatte entfliehen lassen, nachdem er ihn in wütender Eifersucht verwundet hatte. Antonello, wieder hergestellt, will Andrea zur Flucht verhelfen, wobei sie den Tod finden. Mit großem Geschick hat der Dichter Idealismus und Realismus verschmolzen. Seine Sprache ist herrlich, seine Figuren lebenswahr. Ist die Schilderung der Seelenzustände und die Motivierung durchaus realistisch, so bleibt diesen flüssigen Jamben doch der Vorwurf erspart, in der Karrikatur abgerissener Sätze und in der Anhäufung der trivialsten Redensarten gemeinster Bildung zu schwelgen. Diese realistische Dichtung sucht ihre Stärke nicht darin, ein Schnaps- und Unzuchtparfüm zu verbreiten, in dessen Dunstkreis man neuerdings anfängt sich satt zu weiden, und wir sehen, daß Naturalismus und Realismus zwei sehr verschiedene Dinge sind. Das Stück ist durchweg interessant und besonders gegen den Schluß sehr ergreifend. Auch der Prediger, dessen Reich offenbar nicht von dieser Welt ist, erregt tiefe Sympathie, wenn er auch oder weil er durchaus keine langen, erbaulichen Reden hält. Somit sei das Drama dem Leser und den Bühnen eindringlich empfohlen. B.

Die Protokolle des Mannheimer Nationaltheaters unter Dalberg aus den Jahren 1781—1789. Herausgegeben von M. Martersteig. Mannheim 1890. J. Bensheimer.

Für die Geschichte des Mannheimer Theaters ist in letzter Zeit durch die Chronik desselben von Anton Pichler und die Schrift von E. Hermann (das Mannheimer Theater vor hundert Jahren) recht dankenswertes geschehen. Jetzt erhalten wir durch Herrn Martersteig eine wichtige urkundliche Quelle für die wichtige Periode, als jene Bühne unter Leitung des Freiherrn Heribert v. Dalberg stand. Die Protokolle der Sitzungen des Theaterausschusses, die Urteile und Entscheidungen des Intendanten über Stücke und Spiel, so wie in Sachen der Theaterpolizei, die Gutachten der hervorragendsten Schauspieler über wichtige Fragen der Intendanz (z. B. Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne? — Können französische Trauerspiele auf der deutschen Bühne gefallen? — Giebt es allgemeine sichere Regeln, wenn ein Schauspieler in seinen Reden Pausen machen muß?) sind in der Folge des Protokollbuches im genauen Wortlaute hier veröffentlicht. Wir gewinnen vollen Einblick in die entschiedene Richtung der Mannheimer damaligen Bühne auf den Naturalismus in der theatralischen Kunst. „Empfindung und Laune“ erscheinen den Schauspielern als die Leitsterne für ihr Spiel, und der kritische Intendant hatte große Schwierigkeiten, die Unterordnung der einzelnen Künstler unter ein allgemeines Gesetz, und die Anerkennung des Rechtes fester Formen durchzusetzen. — Im Anfang hat der Herausgeber eine kurze Schilderung der Grundverhältnisse der Dalberg'schen Periode und der Hauptpersönlichkeiten, sowie erläuternde Anmerkungen beigefügt. Q.

[1] Inzwischen ist der zweite Teil erschienen.
Redaktion der Deutschen Revue.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten).

Arnold, Dr. Julius, Ueber den Kampf des menschlichen Körpers mit den Bakterien. 8. (Karl Winter's Univ.-Buchh., Heidelberg.

Boissier, Gaston, Madame de Sévigné. Uebersetzt von Carl Seefeld. 8. (F. Fontane, Berlin).

Brandes, Georg, F. W. Dostojewski. Deutsche litterarische Volkshefte Nr. 3. (Brachvogel & Ranft, Berlin).

Brodtbeck, Karl Adolf, Geistesblitze grosser Männer. 8. (C. G. Naumann, Leipzig.)

Cless, Alfred, Die Menschwerdung. 8. (J. B. Metzler's Sort., Stuttgart.)

Cronau, Rudolf, Im wilden Westen. 8. (Oskar Löbbecke, Braunschweig.)

Dahnow, M., Tante Hanna's Sommerfreude. 8. (Max Babenzien, Rathenow.)

Diehl, August, Opfer des Glaubens. 8. (Robert Friese, Leipzig.)

Dreher, Dr. Eugen, Die Physiologie der Tonkunst. 8. (C. E. M. Pfeffer, Halle.)

Ebeling, Friedrich W., die Kahlenberger. Zur Geschichte der Hofnarren. 8. (Hans Lüstenöder, Berlin.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 63. Lief., enthält Handbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. Lief. 26. — Zweite Abtheilung, 56. und 57. Lief., enthält Handwörterbuch der Chemie. Lief. 36. und 37. — Dritte Abtheilung, 3. Lief., enthält Handbuch der Physik. Lief. 3. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Eucken, Rudolf, Die Lebensanschauungen der grossen Denker. 8. (Veit & Comp., Leipzig.)

Friedmann, Fritz, Verbrechen und Krankheit im Roman und auf der Bühne. 8. (Paul Wiesenthal, Berlin.)

Fuchs, Reinhold, Strandgut. Neue Gedichte. 8. (Karl Bauch, Gera.)

Ganghofer, Ludwig, Es war einmal. Moderne Märchen. 8. (Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.)

Haas, Hippolyt J., Die geologische Bodenbeschaffenheit Schleswig-Holsteins. 8. (Lipsius & Tischer, Kiel.)

Handbuch der Physik, herausgegeben von Prof. Dr. **A. Winkelmann,** unter Mitwirkung von Prof. Dr. F. Auerbach, Prof. Dr. F. Braun, Dr. S. Czapski, Prof. Dr. K. Exner, Prof. Dr. W. Feussner, Dr. L. Grätz, Prof. Dr. H. Kayser, Prof. Dr. F. Melde, Prof. Dr. A. Oberbeck, Dr. J. Pernet, Prof. Dr. Fr. Stenger, Dr. K. Waitz. Lex. 8. — Dritte Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Heitmüller, Ferdinand, Im Banne der Aphrodite. 8. (A. C. Reher, Altona.)

Kalischer, Dr. Alfred Christlieb, Gotthold Ephraim Lessing als Musik-Aesthetiker. 8. (Ferd. Oehlmann's Verlag, Dresden.)

Kirchbach, Wolfgang, Die letzten Menschen. Ein Bühnenmärchen in fünf Aufzügen. 8. (E. Pierson's Verlag, Dresden.)

Kohut, Dr. Adolf, Kaiser Joseph II. (Hönsch & Tiesler, Dresden.)

Lange, Rudolf, Frucht- und Blumenlese aus Goethes Schriften. 8. (Aug. Stein, Potsdam.)

Leixner, Otto von, Aus der Vogelschau. Sprüche und Stachelreime. 8. (Hans Lüstenöder, Berlin.)

Matzat, Heinrich, Die Ueberfüllung der gelehrten Fächer und die Schulreformfrage. 8. (Weidmann'sche Buchh., Berlin.)

Meyer, M. Wilhelm, Die Lebensgeschichte der Gestirne. 8. (Fr. Mauke's Verlag, Jena.

Neumann, Carl, Unsere Vogelwelt im Kampfe um das Dasein. 8. (Aug. Schröter's Verlag, Ilmenau.)

Puttkamer, Alberta von, Akkorde und Gesänge. 8. (J. H. Ed. Heitz, Straßburg.)

Schwarz, Dr. Bernhard, Nachtigals Grab. Ein Negerroman. (Eduard Baldamus, Leipzig.)

Schwebel, Oskar, Verfestet. Eine Berliner Geschichte aus dem Jahre 1380. 8. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden.)

Stohn, Dr. Hermann, Litterarische Skizzen für die deutsche Frauenwelt. 2 Bände. 8. (Gustav Engel, Leipzig.)

Sudermann, Hermann, Der Katzensteg. Roman. 8. (F. & P. Lehmann, Berlin.)

Telmann, Konrad, Sizilianische Geschichten. 2 Bände. 8. (J. C. C. Bruns' Verlag, Minden.)

Weck, Gustav, Von Heimat zu Heimat. 8. (Th. Knaur, Leipzig.)

Wollny, Dr. F., Prolegomena der natürlichen Moral. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Wollny, Dr. F., Telepathie und Hypnotismus. 8. (Otto Wigand, Leipzig.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Fünfzehnter Jahrgang. — Zweiter Band.
(April bis Juni 1890.)

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XV.

(April bis Juni 1890.)

Beust und Andrassy,

1870—1871.

Von

Emanuel Kónyi.

Prorsus admirabile videtur hoc illis naturam dare, quod Graeci longa sapientium doctrina, praeceptisque philosophorum consequi nequeunt.

Justinus über die Scythen.

I.

Graf Ferdinand Beust schließt in Österreich die Reihenfolge jener Staatsmänner ab, welche aus dem „Reiche" nach Wien berufen wurden, um nebst der österreichischen auch der deutschen Reichspolitik Richtung zu geben. Seine Ernennung zum Minister der äußeren Angelegenheiten der Habsburger Monarchie fällt mit dem Ausgleiche zwischen Österreich und Ungarn vom Jahre 1867 zusammen. Beust begünstigte dieses Ausgleichswerk, und Ungarn behält ihn dafür in dankbarer Erinnerung. Über die Verdienste, die er sich als Minister des Äußeren Österreich-Ungarns erworben, hat niemand so glänzende Streiflichter geworfen als er selbst in seinen „Erinnerungen und Aufzeichnungen [1])." Nur daß der geschichtliche Wahrheitsgehalt der „Aufzeichnungen" und darum auch ihre Zuverlässigkeit mit der Klarheit in der Darstellung nicht überall gleichen Schritt hält. Für denjenigen, der die Beust'schen „Erinnerungen" zu Geschichtszwecken benützen will, wird eine beträchtliche Dosis von Vorsicht sehr anzuraten sein; denn das Geschichtsbild, welches uns Beust zeichnet, giebt die Züge der Zeitereignisse nicht nur nicht lebenstreu, sondern sogar in höchst verzerrter und entstellter Weise wieder. Ganz besonders gilt dies von jenem bedeutsamen Zeitabschnitte, in welchem der deutsch-französische Krieg für die Entwickelung der Beziehungen der Donaumonarchie nach außen und der Sturz des Kabinets Hohenwart für die Gestaltung der inneren Verhältnisse den Ausschlag gaben.

Durch die vielfachen Schwankungen, welche seine Ministerlaufbahn in Österreich kennzeichnen, zieht sich einem roten Faden gleich der eine und einzige Gedanke hindurch, die preußischen Bestrebungen nach der Weltmachtstellung zu durchkreuzen,

[1]) Stuttgart, Cotta 1887.

die Macht Preußens womöglich zu schwächen und die Einigung Deutschlands zu hindern. Es erleidet keinen Zweifel, daß Beust lediglich im Hinblick auf dieses Ziel den Ausgleich mit Ungarn als die hauptsächlichste Vorbedingung einer Erstarkung Österreichs fördern zu sollen geglaubt hat. Ein kurzer Überblick über die entscheidenden Ereignisse in den preußisch-österreichischen Beziehungen vom Jahre 1866 ab erleichtert uns, die tiefer gelegenen Beweggründe dieser Beust'schen Tendenz klar ins Auge zu fassen.

Der Artikel IV. des Prager Friedens vom 23. August 1866 enthält bekanntlich die Bestimmung, daß Österreich die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes anerkennt und seine Zustimmung giebt zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates. Österreich erkannte den norddeutschen Bund an und erklärte sich damit einverstanden: „daß die südlich von der Linie des Mains gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird." Preußen, welches dazumal durch Napoleon III. allein verhindert wurde, den Gedanken eines allgemeinen deutschen Bundes zu realisieren, mußte sich mit der Schöpfung des norddeutschen Bundes zufrieden geben. Gleichzeitig schloß aber Preußen (am 22. August 1866) ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis mit den süddeutschen Staaten, welches nebst gegenseitiger Verbürgung der Gebietsintegrität auch die Bestimmung enthielt, daß die Südstaaten für den Kriegsfall ihre gesamte Kriegsmacht dem Oberbefehl des Königs von Preußen unterstellen sollten.

Beust, der in seinen Erinnerungen „die Sache beim rechten Namen nennen will", bezeichnet diese Geheimverträge als „ein Meisterstück deloyaler Handlungsweise" des Fürsten Bismarck. Sein Streben war demnach auch seit dem Beginn seiner österreichischen Ministerschaft darauf gerichtet, den festeren Anschluß der Südstaaten an den norddeutschen Bund zu hintertreiben, ja noch mehr, sie, wenn möglich, zu Österreich in ein ähnliches Verhältnis zu bringen wie das, in welchem Preußen zu Sachsen und den übrigen Staatengliedern des nördlichen Bundes stand. Beust nahm für gewiß an, daß Napoleon III. die Einigung der deutschen Staaten aus Rücksichten auf die Machtstellung Frankreichs nicht zugeben könne, daß es zwischen Preußen und Frankreich zum Kriege kommen müsse, und daß seine auf die Wiedererlangung der österreichischen Machtstellung in Deutschland gerichteten Hoffnungen alsdann in Erfüllung gehen würden.

Eine ganz andere Auffassung vertrat der damalige ungarische Ministerpräsident Graf Julius Andrassy. Seine Auffassung ging dahin, daß die Verdrängung Österreichs aus Deutschland den Bestand der Donaumonarchie nicht im geringsten gefährde, daß das Streben nach der Wiedererlangung der deutschen Vormachtstellung für Österreich nicht nützlich, sondern schädlich sei, und daß letzteres überdies nicht einmal im stande sei, den Einigungsprozeß zwischen Süd- und Norddeutschland in seinem Fortgange aufzuhalten. Dem entsprechend hielt Andrassy dafür, daß es im wohlerwogenen Interesse der Monarchie liege, in einem freundschaftlichen

Einvernehmen mit Preußen zu stehen, jedenfalls aber mit diesem ein derartiges Verhältnis anzubahnen, daß es sich in kritischen Augenblicken nicht gegen Österreich kehre, sondern mindestens auf dem Fuße wohlwollender Neutralität verbleibe. Andrassy gab sich Mühe, bei Beust auch die allerletzten Zweifel zu zerstreuen, als ob eine andere Politik auf die Zustimmung Ungarns rechnen könnte.

Man weiß, daß im Jahre 1867 der bayerische Minister Fürst Hohenlohe im Hinblick auf die aus der Luxemburger Frage entstandene Besorgnis eines preußisch-französischen Krieges mit Genehmigung des Königs von Bayern eine Versöhnung zwischen Österreich und Preußen herbeiführen wollte. Daß dieses Bestreben beim Grafen Bismarck freundlichen Anklang fand, geht aus seiner Note an den preußischen Gesandten am Wiener Hofe, Herrn von Werther, mit unzweideutigster Klarheit hervor. In dieser Note heißt es: „Es ist seit der Wiederherstellung des Friedens stets unser Wunsch gewesen, das freundschaftliche Verhältnis mit Österreich zu gewinnen, welches den beiderseitigen Interessen und der beiderseitigen Vergangenheit entspricht. Zu den allgemeinen Gründen dieser unserer Disposition hat sich in neuester Zeit das besondere Motiv gesellt, den Frieden zu erhalten. Diesen Zweck würde eine Defensiv-Allianz Österreichs mit Preußen und seinen deutschen Verbündeten erreichen, weil einer solchen gegenüber Frankreich einen Angriff auf Deutschland nicht unternehmen würde.“ Bismarck zählte sodann der Reihe nach jene Vorteile auf, welche die Defensivallianz für Österreich gewähren würde, und ermächtigte Herrn von Werther, den Abgesandten Bayerns in dieser Richtung zu unterstützen, in Wien die Erklärung abzugeben, daß der König von Preußen bereit sei, ein solches Bündnisverhältnis anzunehmen und schließlich alle und jede Gerüchte über geheime Verträge, die Preußen mit irgend einer Macht (mit Rußland) eingegangen wäre, auf das bestimmteste zu dementieren.

Wir wissen, daß Beust diesen Antrag entschieden zurückwies. Ja, er that noch mehr als das, er machte über die hierauf bezüglichen Eröffnungen des Grafen Tauffkirchen und des Freiherrn von Werther so vollständige Mitteilung in Paris, daß die französische Regierung Reklamationen in München erhob.[1])

Am 15. Mai 1867 richtete Beust eine Note nach München, in der er erklärte, Österreich könne zu den Militärverträgen Preußens mit den süddeutschen Staaten oder gar zu einer weiteren Verletzung des Prager Friedens seine Einwilligung nicht erteilen. Diese Note hob hervor, Österreich müsse behutsam allem ausweichen, was dahin gedeutet werden könnte, als würde es mit Worten und Thaten dem Rechte entsagen, sich zu gelegener Zeit auf den Frieden von Prag zu berufen. Bayern werde gut thun, eine zuwartende Haltung einzunehmen und sich eines jeden weiteren Schrittes über die im Prager Frieden gezogene Linie hinaus zu enthalten.

Der norddeutsche Bund konstituierte sich im Jahre 1867 als einheitliche Macht, und zu Ende dieses Jahres überreichten die preußischen Gesandten und Botschafter den Höfen, bei welchen sie accreditiert waren, ihre neuen Beglaubigungsschreiben.

[1]) S. „Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik.“ Leipzig 1884. S. 11. 12.

Je lebhafter sich die öffentliche Meinung in Süddeutschland für den Anschluß an den norddeutschen Bund kundgab, um so eifriger wirkte Beust dieser Bewegung entgegen, und um so öfter richtete das Organ Bismarck's, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", ihre Aufforderung an das ungarische Volk, das auf die Wiederherstellung des österreichischen Einflusses in Deutschland gerichtete Bestreben zu vereiteln. Das Kanzlerblatt führte Ungarn zu Gemüte, daß die „Welfisch-Wiener Kriegspartei", falls es ihr gelingen würde, Preußen der Frucht seines Sieges von 1866 in Deutschland zu berauben, auch Ungarns Freiheiten vernichten würde. Ungarn solle das Steuerruder des österreichischen Staatsschiffes in seine Hände nehmen und sich bestreben, entscheidenden Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Politik zu gewinnen, weil Preußen sonst der unversöhnliche Feind Österreich-Ungarns sein werde. Ein Schriftsteller, der in der Umgebung Bismarck's lebte und in die politischen Pläne desselben eingeweiht war, wandte sich wegen der Ausdehnung des norddeutschen Bundes über die Südstaaten im Dezember 1868 an die Redaktion des „Pester Lloyd". Die Ausführungen dieses Gewährsmannes, welche am 20. Dezember in den Spalten des erwähnten Blattes zur Veröffentlichung gelangten, gipfelten darin, daß Preußen die unabweisliche Pflicht habe, die Einheit der deutschen Staaten, welche den Wünschen der überwiegenden Mehrheit des süddeutschen Volkes entspreche, ins Leben zu rufen. Die betreffende Korrespondenz ermahnte Österreich und Ungarn, Preußen nicht nach Rußland hin zu drängen. „Wir vermögen nicht zu glauben", bemerkte der Berliner Gewährsmann des Weiteren, „daß Ungarn Neigung verspüre, der Beust'schen Politik beizutreten und für dieselbe Opfer zu bringen. Ungarn geziemt es vielmehr, die Einseitigkeit und die Beschränktheit der Beust'schen Politik zu korrigieren und den nationalen Interessen Ungarns in der Monarchie maßgebende Geltung zu verschaffen. Die richtige Politik Österreich-Ungarns kann einzig und allein die sein, mit einem freien Deutschen Reiche in gutem Verhältnisse zu leben."

In der Nummer vom 29. Dezember 1868 des „Pester Lloyd" hat Max Falk auf diesen Brief des preußischen Gewährsmannes die Antwort erteilt, welche nicht nur der treue Ausdruck der ungarischen öffentlichen Meinung war, sondern, wie es der Schreiber dieser Zeilen vom Grafen Andrassy weiß, auch seiner Auffassung in allem und jedem vollständig entsprach. Nach den einleitenden Zeilen erwidert Falk auf die Frage, was Ungarn thun würde, falls Preußen sich über den Prager Frieden hinwegsetzen möchte, das Folgende:

„Nichts hindert uns, auf diese Frage offen zu antworten und nicht nur unser eigenes Programm zu präzisieren, sondern auch das unserer Regierung, — das letztere nicht auf Grund irgend einer Inspiration, sondern auf Grund einer genauen Kenntnis der Stimmung des Landes und dessen, was in diesem Lande und bei dieser Stimmung für eine parlamentarische Regierung überhaupt möglich ist.

„Nachdem Österreich aus Deutschland verdrängt ist, liegt es ohne Zweifel weit mehr in unserem Interesse, wenn unsere Grenznachbarn die süddeutschen

Staaten sind oder ein süddeutscher Bund, als wenn ein unter preußischer Hegemonie stehendes Deutschland oder vielmehr ein ganz Deutschland umfassendes Preußen bis an die Thore von Salzburg reicht. Allein es giebt für uns ein noch viel wichtigeres Interesse, welches dem eben erwähnten vorangeht, und das ist die Erhaltung des Friedens, den wir nur dann opfern würden, wenn ein noch höheres Interesse in Frage käme. Solch ein Interesse, das höchste und wichtigste unter allen, dem wir selbst die für uns so notwendige Erhaltung des Friedens hintansetzen würden, ist nun die Integrität, der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ist dieses Interesse durch die Annexion Süddeutschlands an den Nordbund gefährdet? In Zukunft vielleicht — im Augenblicke gewiß nicht. Die Sache steht also auf der einen Seite: die Aussicht, für eine bloß mögliche und auch da nur in keineswegs naher Zukunft mögliche Gefahr sofort mit ungenügenden Kräften in die Schranken zu treten und die innere Kräftigung der Monarchie in unheilvoller Weise zu unterbrechen, ja vielleicht die ganze Existenz des Reiches aufs Spiel zu setzen; auf der anderen Seite: ruhige, aber emsige Fortsetzung des Friedenswerkes, der inneren Stärkung, um dann mit gesammelter Kraft und mit voller Aussicht auf Erfolg unsere vitalen Interessen verteidigen zu können, wenn diese nicht bloß möglicher Weise, sondern in Wirklichkeit bedroht sein sollten . . . die Wahl kann hier einem vernünftigen Menschen unmöglich schwer fallen, und die ungarische Nation hat gewählt; diejenige Politik aber, welche die Nation freiwillig und nach bester Einsicht gewählt hat, wird auch von unserer Regierung befolgt werden müssen.

„Graf Andrassy ist, so weit wir ihn zu kennen die Ehre haben, nicht im entferntesten von jenen kriegerischen Gelüsten, von jener Leidenschaft für die „Mainlinie" beseelt, wie sie ihm die preußischen Organe andichten, allein selbst wenn dies der Fall wäre, wie wollte er diese Gelüste praktisch zur Geltung bringen? Um einen Krieg führen zu können, müßten vor allem die Mittel hierzu durch die Delegationen bewilligt werden. Der ungarische Delegierte aber ist noch nicht geboren, der irgend einem Minister, wer er auch sei, nur einen Groschen oder einen Mann bewilligen würde, um damit die Mainlinie gegen einen Einbruch Preußens zu schützen oder Süddeutschland an dem Eintritte in den Nordbund zu hindern. Und selbst wenn einem Manne von so entschieden konstitutioneller Gesinnung, wie es der ungarische Ministerpräsident ist, zugemutet werden könnte, daß er sich allenfalls auch über konstitutionelle Skrupel hinwegsetzen und absolutistich wirtschaften könnte, so wird man doch mindestens von seinem hellen Verstande voraussetzen dürfen, daß er die Erfahrungen des Jahres 1866 nicht vergessen habe, die ihm klar genug zeigten, wie ein mit solchen Mitteln geführter Krieg endet.

„Und was vom Grafen Andrassy gilt, das gilt auch vom Grafen Beust, es muß auch von ihm gelten. Österreich kann keinen Krieg führen, wenn ihm nicht die reichen Mittel Ungarns zur Verfügung stehen, und Graf Andrassy kann ihm diese Mittel nicht zur Verfügung stellen, wenn es sich um die Mainlinie, um den süddeutschen Bund oder überhaupt um irgend ein anderes Interesse handelt als um den Bestand und die Integrität der österreichisch-ungarischen Monarchie.

„Das ist wohl klar genug gesprochen, und wir hoffen, es werde in Berlin verstanden werden. Ob diese von uns gekennzeichnete Politik eine welfisch-wienerische ist, darüber möge nun die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ selber urteilen, wie auch über die Sinnlosigkeit des neuestens vom preußischen Preßbureau ausgegeben mot d'ordre: Ungarn müsse seine Politik von der Beust'schen trennen. Graf Beust ist ein kluger Staatsmann; er will gewiß nur, was er kann, und er kann nur das, was Ungarn will. Es besteht somit schlechterdings kein Gegensatz, der uns zur Lossagung von der Politik Beust's veranlassen könnte. Graf Bismarck möge sich beruhigen. Österreich-Ungarn wird nichts dazu thun, irgend jemandem eine verlorene Krone wieder zu verschaffen oder eine wacklige auf einem gesalbten Haupte zu befestigen, von welchem sie herabzufallen droht. Doch ja! Eines wäre immerhin möglich. Wenn wir die Hand des Grafen Bismarck auch fernerhin überall dort finden, wo es gilt uns Schwierigkeiten zu bereiten; wenn man, um seine Freundschaft zu gewinnen, nichts Anderes braucht als unser Feind zu sein; wenn wir den nichtungarischen Nationalitäten gegenüber selbst mit den bis an die Grenze des Möglichen gehenden Konzessionen bloß deshalb nichts erreichen, weil sie fortwährend hoffen, in einem von Preußen angezettelten Wirrwarr alle ihre Chimären verwirklichen zu können; wenn uns Graf Bismarck in solcher Weise auch fernerhin das Messer an die Kehle setzt, dann heißt es „Zahn um Zahn“ und „Auge um Auge“; dann werden wir solch einen intriganten Gegner Ungarns und Österreichs mit allen Mitteln zu zähmen und unschädlich zu machen suchen. Wir werden auch dann keine „welfische“ oder „süddeutsche“ Politik machen, sondern ungarische Politik mit allen uns zweckdienlich scheinenden und, wenn man uns dazu zwingt, auch mit welfischen, süddeutschen oder was immer für andern Mitteln. Das ist dann ein Akt der Notwehr, der Selbsterhaltung, und wenn es sich einmal darum handelt, dann dürfte Graf Bismarck zu seiner Überraschung erfahren, daß auch der weitaus überwiegende Teil jener ungarischen Opposition, mit welcher er heute kokettiert, (wie sie mit ihm) nicht auf seiner Seite stehen werde, sondern auf der unsrigen.“

Dieser Artikel machte sowohl in Wien wie in Deutschland Aufsehen, die Wiener Zeitungen schlugen Lärm über die Einmischung Andrassy's in die auswärtige Politik, und Beust klagte, der ungarische Ministerpräsident störe ihm seine Pläne. In Frankreich hinwieder, wo schon die Nachricht über das Schutz- und Trutzbündnis Preußens mit den Südstaaten große Erregtheit hervorrief, wurden die Gemüter und die Leidenschaften angesichts der Fortschritte, welche der deutsche Einheitsgedanke zusehends machte, noch heftiger gegen Preußen aufgereizt.

In den Delegationsverhandlungen des Jahres 1869 äußerten sich einige österreichische Delegierte in der Richtung einer entschiedenen Hinneigung zu einer österreichisch-preußischen Allianz und der Beargwöhnung einer Allianz mit Frankreich. Beust erwiderte hierauf in folgender Weise:

„Über die Allianzen läßt sich gewiß sehr vieles reden, und ich begreife sehr wohl, der Gedanke, der so oft entgegentritt: „Preußen ist der natürliche Alliierte

von Österreich; verzichten wir auf alle Verbindungen in Deutschland, und Preußen respektive Deutschland wird unser Alliierter im Orient sein" — der ist in der Ausmalung sehr schön, ich zweifle auch gar nicht an dem guten Willen, ich will gar nicht in Zweifel ziehen, daß da auf der anderen Seite die Hand gereicht werden könnte; aber eine solche Konstellation bildet sich langsam, und dazwischen fallen Momente, die sich eben im voraus nicht berechen lassen. Im Orient haben wir jetzt — das müssen wir offen bekennen — an Frankreich einen sehr guten Freund. Ob wir gut thun, uns diesen zu entfremden, gerade dort, wo wir ihn brauchen, ist wohl eine ernste Frage, und ebenso ist die Frage noch offen, ob auch die Dinge in Deutschland zu der Zeit, wo wir Deutschland brauchen werden, so beschaffen sein werden, um uns dann die Dienste zu leisten, die wir von ihm erwarten. Also glaube ich, daß alle diese Betrachtungen des geehrten Herrn Vorredners, dessen ich erwähnte, zu der Überzeugung führen müssen, daß die Politik der freien Hand neben ihren Nachteilen auch ihre Vorteile hat. Ich komme nun zu der gewissen Hinneigung zu Frankreich. Ja, meine Herren — warum soll ich es leugnen? — wir stehen in sehr guten, freundlichen Beziehungen zur französischen Regierung, und warum sollte dies nicht sein? Sie hat uns im Verlaufe der letzten Jahre wiederholt Beweise gegeben von ihrer aufrichtigen Zuneigung, sie hat an mehreren Orten und bei mehreren Fragen uns zur Seite gestanden und uns ihre guten Dienste geweiht. Mögen andere Regierungen nicht etwa sagen: „Wir hätten das auch gethan, hätte man uns Gelegenheit dazu geboten". Wir haben eine französische Unterstützung nicht angesucht; unter „großen Regierungen" werden die guten Dienste angeboten und nicht erbeten. Allein dieses gute Vernehmen, von dem ich rede, beschränkt sich nicht nur auf einen freundlichen Verkehr von Kabinet zu Kabinet, er beruht auch wesentlich auf Volkssympathien. In Frankreich hegt man jetzt — wir dürfen das nicht verkennen — aufrichtige Sympathie für alle Völker Österreich-Ungarns. Österreich-Ungarn befindet sich in einem großen Regenerations-Prozesse. Wir kennen keine andere Politik, als daß wir denen, welche diesen Prozeß mit ihren Sympathien begleiten, einen warmen Händedruck reichen; eine kalte Hand kann sich mit der unseren nicht begegnen."

Die Verhandlungen Beust's mit der französischen Regierung und mit Napoleon III. hatten in Paris den Glauben an eine bewaffnete Hilfe Österreichs gegen Preußen genährt, und die Klagen, die nachher von französischer Seite gegen Beust erhoben wurden, daß er mehr versprochen habe, als er zu halten in der Lage war, trafen ihn keineswegs unverdienter Weise. Zwischen Paris und Wien fand ein lebhafter Briefwechsel statt. Napoleon sicherte Österreich militärische Hilfe für den Fall eines preußischen Angriffes zu, und in Wien erwiderte man, daß man dieses Anerbieten mit Dank annehme. Nach Frankreichs Auffassung konnte dies nichts Anderes bedeuten, als daß Österreich-Ungarn hinwieder seine militärische Hilfe den Franzosen entbiete für den Fall eines deutsch-französischen Krieges. Auch Napoleon hielt fest an dieser Auffassung, denn es

schien ihm unglaublich, daß Österreich-Ungarn sein Schutzanerbieten annehme ohne jede Bereitwilligkeit zu Gegendiensten.

Daß das österreichisch-französisch-italienische Bündnis, welches Beust und Napoleon III. zum Zwecke der gemeinsamen Aktion geplant hatten, nicht zu stande kam, ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß letzterer im Herbste des Jahres 1869 sich gegenüber den Wünschen Italiens in der römischen Frage ablehnend verhielt. Und obwohl Beust die italienischen Propositionen unterstützte, so hat dieser Umstand dennoch der Intimität zwischen Paris und Wien keinen Abbruch gethan, wie denn auch der erwähnte Briefwechsel aus dieser Zeit stammt.

Andrassy bekam Wind von der Sache und hielt es, wenn er auch nicht Minister des Äußeren war, dennoch für seine Pflicht, Gelegenheit zu suchen, um den Franzosen ihre Täuschungen in dieser Hinsicht zu zerstören. Den damaligen französischen Botschafter in Wien, den Herzog von Gramont, warnte Andrassy eindringlich davor, Hoffnungen zu nähren, die sich schließlich als bare Illusionen entpuppen würden, er ermahnte ihn vielmehr, seinem Kabinette auf alle Weise die Überzeugung beizubringen, daß Frankreich für den Fall eines Krieges mit Preußen auf die Mithilfe Österreich-Ungarns ganz und gar nicht zu rechnen habe. Möge auch Beust oder wer immer zugesagt haben, was er wolle, so dürfe man in Paris solchen Zusagen doch keinen Glauben schenken, da sie nicht in Erfüllung gehen würden. Wenn der Botschafter anderer Meinung sei, so werde er sich an die Worte des ungarischen Ministerpräsidenten zu erinnern haben. Wie aus einem später zur Veröffentlichung gelangten Briefe Andrassy's vom 5. Januar 1873 an den österreichisch-ungarischen Botschafter, den Grafen Apponyi, zu ersehen ist, hat der Herzog von Gramont seit dieser Unterredung äußerst sorgfältig vermieden, sich mit Andrassy über politische Dinge zu unterhalten.

Auch ernstere deutsche Geschichtswerke, namentlich aber solche, die über die politische Haltung Andrassy's im Jahre 1870 im Geiste der Unparteilichkeit zu urteilen bestrebt sind, behaupten, daß, „während Graf Beust auf den Krieg rüstete, um Rache zu nehmen für Königgrätz, auch Andrassy rüstete, um die Verbündeten Rußlands zu bekämpfen." Und worauf stützt sich dieses Geschichtsurteil? Auf nichts weiter als auf eine Auslassung der angeblich halbamtlichen „Pester Korrespondenz" vom 20. Juli 1870, aus welcher die folgenden Sätze angeführt werden: „Der Alliierte Rußlands — wer er auch immer sei, wird unser Feind sein. Ungarn hat nur einen natürlichen Gegner, und das ist Rußland. Wir werden ihn bekämpfen, wo und mit wem wir ihn finden, und wer unser Bundesgenosse gegen Rußland sein will, der ist uns willkommen." [1])

Jedermann weiß in Ungarn sehr gut, daß es in diesem Lande nach 1867 ebensowenig wie in England eine halbamtliche Presse gab, eine solche fehlte ganz und gar. Selbst das Amtsblatt brachte weder inspirierte Artikel noch halbamtliche Kommuniqués. Weder der Redakteur noch die Mitarbeiter desselben hatten

[1]) „Bismarck. Zwölf Jahre deutscher Politik." S. 27.

irgend eine amtliche Stellung. Der Redakteur wurde einfach kontraktmäßig angestellt und schrieb auch für andere Blätter, er zeichnete seine Artikel bald mit seinem vollen Namen, bald wieder nicht, wie es ihm gut schien, ohne daß Andrassy auf solche unmittelbar oder mittelbar auch nur den geringsten Einfluß übte. Um so mehr gilt dies von der „Pester Korrespondenz", zu welcher — wie dies der Redakteur derselben bezeugen kann — der ungarische Ministerpräsident keine Beziehungen unterhielt. Davon, daß die obenerwähnten Auslassungen oder andere in diesem Korrespondenzblatte erscheinen würden, wußte Andrassy just soviel, wie von dem Manne im Monde. Ganz in dasselbe Märchenland gehört es, wenn man die Verantwortung für einige deutschfeindliche Artikel in dem Pester Blatte „Reform" dem Grafen Andrassy in die Schuhe schieben will. Wir kennen sämtliche Personen, die bei diesem Blatte mitwirkten, und wiewohl wir uns hinsichtlich der Provenienz dieser „Reform"-Artikel von vorneherein vollständig von jedem Zweifel frei wußten, ließen wir es uns nicht verdrießen, bei Herrn Eugen Rakosi, der an der Spitze der Redaktion dieses Blattes während der ganzen Zeit seines Erscheines stand, deshalb anzufragen. Die Antwort des genannten Herrn lautet folgendermaßen: „Die „Reform" war ein unabhängiges Organ, dasselbe vertrat in der Frage des 1867er Ausgleiches den Standpunkt der Deak-Partei, wurde aber weder von der Partei noch von der Regierung beeinflußt. Die Haltung des Blattes zur Zeit des deutsch-französischen Krieges wurde ebenfalls von den eigenen Mitarbeitern, welche zum internen Verbande der Redaktion gehörten, bestimmt. Diese Mitarbeiter sind zumeist noch unter uns und können davon Zeugenschaft ablegen, daß ihnen niemand dreingeredet, und Graf Andrassy so wenig wie wer sonst sie oder das Blatt irgend wie beeinflußt hat."

Auch im ungarischen Abgeordnetenhaus kam es zur Sprache und wurde übel vermerkt, daß Blätter, denen Beziehungen zur Regierungspartei nachgesagt wurden, gegen Preußen agitieren. Zur „Vermeidung jedweder irriger Deutungen" erhob sich Franz Deak am 30. Juli und machte folgende Äußerung:

„Die Regierung hat ein Organ, den amtlichen Anzeiger („Közlöny"). Die Partei selbst hat kein einziges beglaubigtes Organ. Es giebt kein Organ, welches die Partei als solche aufrecht erhielte, es giebt kein Organ, welches die Partei als solche auch nur beeinflussen oder unterstützen würde. Jedwedes Blatt bringt seine eigene und seiner Mitarbeiter Auffassung zum Ausdruck. Was dieses oder jenes Blatt auch schreiben mag, die Partei trägt niemals die Verantwortung dafür, jede Zeitung ist unabhängig, jede schreibt ihre eigene Ansicht nieder. (Allgemeiner Beifall). Die Blätter und ihre Mitarbeiter können persönliche Sympathien und Antipathien haben, sie können solchen folgen und Ausdruck verleihen; das Land hingegen darf nicht nach Sympathien und Antipathien verfahren. (Allgemeine, lebhafte Zustimmung). Für das Land sind einzig und allein die Interessen des Vaterlandes maßgebend und nicht die Frage, mit welchem der kriegführenden Teile es mehr, und mit welchem es weniger sympathisiert. (Lebhafter Beifall.) Ich muß dies darum hervorheben, weil ich schon seit langem wahrnehme, daß

man im Auslande bald dieses, bald wieder jenes Blatt als das Organ der einen oder anderen Partei bezeichnet. Ich wiederhole nochmals: kein einziges Blatt ist das Organ der Partei. Wenn ein Mitglied der Partei Mitarbeiter bei dem einen oder anderen Blatte ist, so bringt es nur die eigene Auffassung, nicht aber die der Partei zum Ausdruck. Die Partei lehnt somit in dieser Richtung jedwede Verantwortung ab. Sie will es nicht und wünscht es nicht, daß die politischen Auslassungen des einen oder anderen Blattes als Ausfluß der Parteiauffassung oder gar eines Parteiübereinkommens betrachtet werden. (Lebhafte Zustimmung.) Der Parteistandpunkt sowohl von dieser als von der linken Seite des Hauses wird hier im Hause kundgethan. Hier allein ist die kompetente Stelle, wo die Parteien sich äußern dürfen und äußern müssen. Die Zeitungsstimmen gelten nicht als Parteiansicht, wie wir denn auch wissen, daß nur die im amtlichen Teile des Amtsblattes (des „Közlöny") erschienenen Publikationen als Regierungskundgebungen zu betrachten sind."

Kehren wir zurück auf die Haltung Napoleons III. und bemerken wir, daß er im Gegensatze zu den in seinem Briefwechsel mit Wien gegenseitig gemachten Äußerungen, wonach keiner der korrespondierenden Teile ohne vorhergegangene Verständigung mit dem anderen in den Zustand der Feindseligkeit zu einer dritten Macht übergehen werde, am 19. Juli 1870 Preußen den Krieg erklärte, ohne zuvor Österreich-Ungarn befragt zu haben. In Wien wurde nun beratschlagt, welche Haltung die Monarchie diesem Ereignisse gegenüber zu befolgen habe.

Beust in seinen „Erinnerungen" schreibt: „Sobald die Kriegserklärung bekannt wurde, fanden Sitzungen des vereinigten Ministerrats unter dem Vorsitz des Kaisers statt, was man den großen Kronrat nannte. Nächst den gemeinsamen Ministern beteiligten sich auch die beiden Ministerpräsidenten Graf Potocki und Graf Andrassy. An einem Ministerrat nahm auch Erzherzog Albrecht Teil. Neben und unerachtet der Erklärung der Neutralität wurde eine beschränkte Kriegsbereitschaft beschlossen, welche einen Aufwand von ca. 20 Millionen verursachte." Dies liest sich sehr glatt, der Verlauf der Verhandlungen war es aber weit weniger. Wie der Schreiber dieser Zeilen auf Grund von Gesprächen, welche er zu wiederholten Malen mit dem Grafen Julius Andrassy geführt hat, und auf Grund anderer, derzeit noch nicht publizierbarer geschichtlicher Quellen zu konstatieren vermag, ist die Wahrheit die folgende:

Beust beantragte zuwartende Haltung und vorläufige Passivität.

Andrassy hingegen äußerte sich dahin, daß es für die Monarchie nur einen leitenden Gedanken gebe: das Gebot der eigenen Interessen. Er riet zur Politik des strikten Eigennutzes. Keine zweideutige Passivität, sondern die Proklamation der offenen und entschiedenen Neutralität. „Wir müssen aber", fuhr Andrassy fort, „unser Augenmerk auch auf die untere Donau richten, wo uns die Gefahr von zwei Seiten her droht. Russen sowohl wie Franzosen sind bestrebt, daselbst Verwickelungen herbeizuführen. Die Franzosen deshalb, um uns in den Kriegswirbel mit hineinzuziehen, die Russen wiederum deshalb, um in der Kriegskampagne einen geeigneten Moment zu erhaschen, wo sie in der Lösung der orien-

talischen Frage einen Schritt vorwärts thun könnten." Von diesen Gesichtspunkten geleitet, brachte Andrassy den Antrag ein, zum Schutze der amtlich zu verkündenden Neutralität und besonders gegenüber einer solchen Macht, welche die Neutralität etwa nicht respektieren sollte. die Monarchie, wenn auch nicht auf den Kriegsfuß, so immerhin in bewaffneten Zustand zu bringen.

Beust hielt dafür, daß die amtliche Proklamation der Neutralität der Monarchie unbedingt schaden würde. Frankreich würde dies als eine gegen dasselbe gerichtete feindselige Demarche betrachten, wie ja die österreichische Neutralität thatsächlich Preußen allein zu gute käme, indem es an der Grenze Süddeutschlands und Sachsens geschützt wäre. Die auf diese Weise bewerkstelligte Grenzsicherheit dieser Gebiete würde es Preußen ermöglichen, seine gesamten Streitkräfte gegen Frankreich vorzustoßen. Nun habe aber die Monarchie von einem Siege Frankreichs nichts zu befürchten; im Gegenteil, die Interessen Österreich-Ungarns im Orient könnten dabei nur gewinnen. Von Preußen habe hingegen die Monarchie nichts Gutes zu erwarten. Dazu komme, daß die Monarchie sich ihrer Aktionsfreiheit begebe, wenn sie sich zur strikten Neutralität bekenne, sie setze damit selbst ihren eigenen Wert herab, und der Sieger — und gar wenn Preußen ein solcher werden sollte, — könne sodann mit der Monarchie nach eigenem Gutdünken verfahren.

Andrassy gab ohne weiteres zu, daß die offiziell verkündete Neutralität Österreich-Ungarns für Preußen eine große Beruhigung bringen müßte, aber um so inniger werde sich das Verhältnis der Monarchie zu demselben gestalten, wenn es im Kampfe Sieger bliebe. Was Frankreich anbelange, so mache es dessen Kaiser mit Österreich so, wie wenn einer zu dem andern sagte, „reiten wir nebeneinander her", und sodann, ohne den andern zu fragen oder sonstwie zu benachrichtigen, sattle, zu Pferde steige und fortgaloppiere und dann verwunderlich frage: „Weshalb trabst denn du nicht hinter mir her?" während dieser noch nicht einmal sein Roß gesattelt habe. Hinsichtlich Frankreichs sei es für Österreich ganz dasselbe: ob man Neutralität verkünde oder passiv bleibe. Der Groll der Pariser bleibe den Österreichern weder in dem einen, noch in dem anderen Falle erspart. Napoleon sei mit Österreich nur dann zufrieden, wenn diese Macht mit ihm vereint und gleichzeitig gegen Preußen in den Krieg ginge. Das könne aber niemand in Vorschlag bringen. Für die offene Proklamierung der Neutralität spreche auch noch ein anderes Argument. Österreich müsse die erforderlichen Rüstungskosten von den Delegationen beanspruchen. Wenn die Regierung nun über ihre Haltung nichts verlautbaren lasse, wenn sie keine offizielle Erklärungen abgebe, so werde sie mit den Delegationen einen viel schwierigeren Stand haben, als wenn sie ihnen sagte, die Monarchie solle neutral bleiben, daß aber die Geltendmachung dieser Stellung gewisse Vorbereitungsmaßregeln für die Wehrfähigkeit der Monarchie in ihrem Gefolge habe. Daß die Regierung dem französischen Kabinette bekannt gebe, Österreich-Ungarn habe keinerlei Grund, seine Neutralität jetzt oder im weiteren Verlauf des Krieges gegen Frankreich zu kehren, damit erklärte er sich einverstanden. Preußen hinwieder könne die Regierung wissen lassen, daß

sie aus der Neutralität heraustreten werde, falls eine dritte Macht sich in den Krieg mengen sollte.

Man weiß, daß die Propositionen Andrassy's im Kronrate den Sieg davontrugen, und daß auch Beust schließlich diesen Vorschlägen beigetreten ist. Bekannt sind nicht minder die französischen Anklagen wegen jener Deutung, welche Beust ihnen gegenüber der österreichisch-ungarischen Neutralität gegeben hatte, um sie mit gewissen Versprechungen hinzuhalten. Beust erzählt hierüber bloß: „Als der Krieg einmal erklärt war, dann erst sind zwar keine bindende Zusicherungen, wohl aber freundliche Kundgebungen nach Paris gegangen." [1]) Welcher Natur diese „freundlichen Kundgebungen" waren, darüber giebt am besten jene vertrauliche Note Aufschluß, welche Beust am Tage nach dem Neutralitätsbeschlusse an den österreichisch-ungarischen Botschafter in Paris, den Fürsten Metternich, richtete, welche Note Hahn [2]) veröffentlicht. Während Beust am Tage nach der offiziellen Kriegserklärung, am 20. Juli 1870, in seinen Rundschreiben an die auswärtigen Vertreter der Monarchie die Neutralität in dem Andrassy'schen und auch von ihm selbst acceptierten Sinne umschreibt, macht er an demselben Tage die folgenden Eröffnungen an den Fürsten Metternich:

„Sie wollen daher Sr. Majestät (Napoleon) und seinen Ministern wiederholen, daß wir getreu den Verpflichtungen, wie sie in den zu Ende vorigen Jahres zwischen den beiden Souveränen ausgetauschten Schreiben festgestellt sind, die Sache Frankreichs wie die unsere betrachten und in den Grenzen des Möglichen zum Erfolge seiner Waffen mitwirken werden."

Die Note erörtert des weiteren, daß die Intervention Österreich-Ungarns die Einmischung Rußlands nach sich ziehen würde, ersteres müsse daher darauf bedacht sein, letzteres bei der Neutralität so lange verharren zu lassen, bis die vorgerückte Jahreszeit die Konzentrierung seiner Truppen nicht mehr gestatte. „Unter diesen Umständen," sagt Beust in seiner vertraulichen Note, „ist das Wort Neutralität, welches wir nicht ohne Bedauern aussprechen, eine gebieterische Notwendigkeit für uns. Aber diese Neutralität ist nur ein Mittel, nämlich das Mittel, uns dem wirklichen Ziel unserer Politik zu nähern, das einzige Mittel, unsere Rüstungen zu vollenden, ohne uns einem vorzeitigen Angriffe Preußens oder Rußlands auszusetzen." Nach der Behauptung Gramont's, des damaligen französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, hat ihm Metternich am Tage der Überreichung dieser Note gleichzeitig auch die schriftliche Erklärung gemacht, „daß Österreich angesichts der Zustände, in welchen es der Krieg überraschte, vor Anfang September nicht auf den Plan treten könne." Gramont, Vitzthum und Metternich haben damit zugleich die Grundzüge, nach welchen Österreich seine bewaffnete Neutralität in eine veritable Kooperation zu Gunsten Frankreichs gegen Preußen umgestalten würde, festgestellt und in Vertragsartikel gesetzt.

---

[1]) Erinnerungen, 2, S. 383.

[2]) Hahn, Fürst Bismarck, 2, S. 60.

Alles das wurde vor Andrassy verheimlicht, der, als er am 28. Juli im ungarischen Reichstage von einem der Führer der Opposition, von Koloman Tisza, interpelliert wurde, sich in seiner Antwort getreulich an die im Kronrate gefaßten Beschlüsse hielt und im Geiste derselben den Sinn der „Neutralität" auseinandersetzte. Andrassy sagte unter anderem folgendes: „Koloman Tisza gab in seiner Interpellation auch dem Bedenken Ausdruck, ob nicht Österreich etwa die Kriegsvorfälle dazu benützen könnte, seine vor 1866 in Deutschland innegehabte Stellung zurück zu erlangen? Ich halte es für meine Pflicht, hierauf zu antworten, daß, gleichwie die Regierung entschlossen ist, die Unabhängigkeit, die Sicherheit und die Interessen der Monarchie nach jeder Richtung hin zu wahren, so im Schoße der Regierung und der entscheidenden Faktoren jedwede Absicht fehlt, die im Jahre 1866 aufgegebene Stellung in Deutschland wieder zu erringen, welche Stellung auch meiner Überzeugung nach der Monarchie keinerlei Nutzen, wohl aber Gefahren bringen kann!"

Koloman Tisza nahm die Erklärung Andrassy's in bezug auf die deutsche Politik „mit Freude und Beruhigung" zur Kenntnis, „denn", fuhr Tisza fort, „ich erblicke darin, daß mit einem System, welches sich überlebt und unserem Vaterlande ohnehin niemals gutes gebracht hat, gänzlich gebrochen wird, die beste Bürgschaft dafür, daß wir nicht gegen unsere Interessen in einen Krieg verwickelt werden, welcher auf uns ein Licht werfen würde, als ob wir naturgemäß im Gegensatze zu einer gebildeten Nation stünden."

In Wien begann man hierauf aus allen Leibeskräften gegen die preußenfreundliche Gesinnung Andrassy's zu wühlen. Die umsichtsvolle Bedächtigkeit Andrassy's war jenen Kreisen, deren Bestrebungen für die Monarchie leicht verhängnisvoll hätten werden können, ein Dorn im Auge, sie gingen daher wacker daran, den Einfluß Andrassy's zu paralysieren. Unter anderem wandte man sich auch an einen hervorragenden ungarischen Staatsmann, bei dem man Anwartschaftsgelüste auf die Stelle Andrassy's vermutete, mit der Frage, ob er nicht an die Stelle desselben treten möchte, man würde versuchen, die dahin führenden Wege zu ebnen.

Die deutschen Siege hatten einstweilen diesem Intrigenspiel ein Ende gemacht, die Position Beust's unterwühlt und diejenige Andrassy's befestigt. In unterrichteten Kreisen raunte man sich in die Ohren, die Politik Beust's habe Fiasko gemacht, und seine Tage seien gezählt. Man sprach auch davon, daß das Fingerziehen Beust's mit Andrassy dem Ansehen der Monarchie schade. Diese Rivalität werde früher oder später schließlich doch nur mit dem Abgange Beust's enden, besser, er gehe jetzt, damit in der Leitung der äußeren Politik wenigstens die nötige Einheit hergestellt sei. Die Einheit in der Leitung — aber diese Einheit war nicht im Sinne der von Andrassy befürworteten und vertretenen Richtung gemeint. Man befreundete sich immer mehr mit dem Gedanken eines Bündnisses mit einer auswärtigen Macht zu dem Zwecke, den deutschen Siegen auch mit Waffengewalt in den Weg zu treten. Welche Dimensionen dieser Gedanke in Wien angenommen hatte, dafür spricht ein vor uns liegender, an Andrassy gerichteter

längerer Brief des damaligen gemeinsamen Finanzministers, Melchior Lonyay's, vom 19. August 1870, also schon nach den Schlachten von Weißenburg, Wörth und Spichern, in überaus bezeichnender Weise. Lonyay quälte sich mit dem Gedanken ab, daß Europa, falls Preußen als Sieger aus dem Kriege hervorgehe, in dem Zustand permanenter Bewaffnung erstarren und dem finanziellen sowohl wie dem volkswirtschaftlichen Fortschritte Einhalt werde gebieten müssen. Den Freundschaftsbotschaften, welche aus Petersburg in Wien eintrafen, gab er die Deutung, daß auch Rußland dem Anwachsen der Macht Preußens sorgenvoll gegenüberstehe. Wir zitieren wörtlich die letzten drei Absätze dieses Lonyay'schen Briefes mit den Unterstreichungen wie im Originale:

„Ich meine, wir sollten den von Rußland her gesponnenen Faden ergreifen und uns bestreben, auch England herbeizuziehen, um sodann im Interesse des Friedens und des europäischen Gleichgewichts eine russisch-englisch-österreichisch-ungarische Mediation, wenn nötig, auch <u>mittelst Beschleunigung militärischer Vorbereitungsmaßregeln</u> ins Werk zu setzen. <u>Schade um jeden Tag, der in dieser Hinsicht versäumt wird.</u>

Du bedarfst, ich weiß es gut, keiner Ratschläge, und Du weißt selbst gut, was zu thun ist; unsere Auffassungen unterscheiden sich vielleicht nur darin, daß ich eine sofortige energische Aktion auf diplomatischem Gebiete rathe und, <u>falls die Entente mit Rußland gelingt, aber auch vollständig gelingt, auch die militärische Aufstellung für zweckdienlich halte.</u>

Du übst derzeit den größten Einfluß auf das Geschick der Monarchie. Deine Ansicht war bisher maßgebend und ich wünsche, daß sie es auch fernerhin sei. Eben darum gestatte, daß derjenige, der im Jahre 1866 einige Wochen und 1867 ein ganzes Jahr hindurch bei großen Entscheidungen Dein aufrichtigster Gehilfe war, Dich jetzt bitten möge, diesen Brief zu lesen und nicht beiseite liegen zu lassen.

Dein achtungsvoller Freund

Melchior Lonyay."

Andrassy wies die ihm im vorstehenden zugedachte Rolle entschieden zurück. Was die russischen Freundschaftsanerbietungen anbelangte, meinte Andrassy, so sollten diese mit dem Ausdruck der Befriedigung zur Kenntnis genommen werden, sonst aber sollte man sich in Wien reserviert halten und keinen Schritt über diese gegenseitige Bekomplimentierung hinaus thun.

Die Wiener Kriegspartei mit dem Kriegsminister Kuhn an der Spitze räsonnierte unterdessen mutig drauf los, daß Österreich-Ungarn die deutschen Siege ganz gut hätte vereiteln können, wenn es gleich zu Beginn des Krieges in Aktion getreten wäre, oder zum mindesten ein Heer an der deutschen Grenze zur Aufstellung gebracht hätte. All' diese Klügelei endete mit dem Refrain, die Niederlage Frankreichs werde für Österreich-Ungarn von verhängnisvoller Wirkung sein, Beust erlangte Oberwasser, und schon schien es, Andrassy werde von seiner Stelle weichen müssen und die in einem Briefe des Barons Josef Eötvös aus

dieser Zeit ausgedrückte Zuversicht, Andrássy werde, gleich Metternich im Jahre 1815, der Monarchie ihre politische Richtung bestimmen, vereitelt werden.

Wir haben mehrere, in dieser ereignisreichen Zeit an Andrássy gerichtete Briefe Eötvös' zur Hand. Jeder einzelne Brief ist ein sprechender Beleg dafür, daß sich die Auffassungen dieser beiden Staatsmänner sowohl in Fragen der inneren Politik wie auch hinsichtlich der einzuhaltenden Richtung auf dem Gebiete der äußeren Politik in allen Stücken vollständig deckten. „Wenngleich unsere Ansichten", schreibt Eötvös, „über Einzelheiten und über die Art und Weise der Durchführung, worin ich mich willig Dir unterordne, manchmal auseinandergehen, so weiß ich dennoch, daß zwischen uns prinzipielle Gegensätze in politischen Fragen niemals platzgreifen werden." Eötvös hielt es für notwendig, daß Andrássy in der schweren Zeit des deutsch-französischen Krieges in der Umgebung des Monarchen lebe. „Die hiesigen Agenden", schreibt der damalige Unterrichtsminister Baron Eötvös, „kannst Du beruhigt mir überlassen, ich werde weder die Mühe noch die Verantwortung scheuen, welche mir Deine Stellvertretung auferlegen wird, Du kannst auch Sr. Majestät versichern, daß in mir neben meiner Milde auch Raum genug vorhanden ist für eine ausreichende Energie zur Wahrung jener Schöpfungen, deren Zustandebringen das Hauptziel meines Lebens war." Er würde es nicht gerne sehen, daß Andrássy die Stelle des ungarischen Ministerpräsidenten mit jener des Ministers des Äußeren vertausche, und die schon Anfang Juli flügge gewordenen Gerüchte, wonach Andrássy an die Stelle Beust's kommen würde, thaten Eötvös wehe. „Du gehörst", schreibt er am 3. Juli an Andrássy, „zu jenen seltenen Günstlingen des Schicksals, deren persönliche Stellung mit der Zukunft einer ganzen Nation verknüpft ist. Wenn Du in diesem hochwichtigen Augenblicke als ungarischer Ministerpräsident die Politik der Monarchie dirigirst, sicherst Du damit die künftige Stellung Ungarns. Wenn Du hingegen als gemeinsamer Minister an leitender Stelle bist, wenn die Monarchie von einem gemeinsamen Minister regiert wird, so kommt der Einfluß, — ganz abgesehen davon, daß selbst Deine persönliche Stellung zum Teil wenigstens dem Umstande zuzuschreiben ist, daß ganz Ungarn hinter Dir steht, — höchstens nur einem Ungar, und der damit erworbene Ruhm nur einem Andrássy und nicht der Zukunft des Vaterlandes zu gute. Verzeihe, wenn ich Dich mit diesen sicherlich überflüssigen Ermahnungen störe, aber ich weiß, es wird an Schmeichelstimmen nicht fehlen, die Dich nach der entgegengesetzten Richtung locken. Weshalb soll nun auch derjenige seine Stimme nicht erheben, der zu Deinen allergetreuesten Freunden zählt, da sein in Dich gesetztes Vertrauen zur Hälfte seiner Vaterlandsliebe entquillt?" Im selben Briefe schreibt Eötvös des Weiteren: „Was die brennende Tagesfrage — die Haltung der Monarchie gegenüber dem preußisch-französischen Kriege — betrifft, so kenne ich Deine Einflußnahme in dieser Richtung und bin vollständig beruhigt."

Aus Karlsbad schrieb Eötvös unterm 14. August folgendes:

„Das erste, was mir bemerkenswert erscheint, ist die Volkstümlichkeit, die Du und die Honvedschaft in österreichischen Offizierskreisen genießt. Das Zu-

trauen ist ein vollständiges und erreicht ganz absonderlich Dir gegenüber einen Höhegrad, der mir fast ein übermäßiger scheint, denn er mündet in den Refrain, Du müssest die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen. Aber wenn dies geschieht, dann wird das Zutrauen der österreichischen Armee in unsere Honveds wiederum schwächer. Bedeutendere Nachrichten sind in den letzten Tagen nicht eingelaufen. Die deutschen Blätter, zu deren aufmerksamer Lektüre ich jetzt Zeit und Muße genug habe, sind voller Dithyramben; das Publikum deutet die Tagesereignisse nach seinen verschiedentlichen Standpunkten, wobei nur jene Einhelligkeit auffällig erscheint, welche in bezug auf die Vorfälle zwischen Russen und Polen herrscht. Es ist dies seit einem Jahrhundert sicherlich der erste Fall, daß diese beiden Nationen ein und dasselbe Ereignis, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen, so doch übereinstimmend als ein „Unglück" bezeichnen, was um so interessanter ist, als diese Übereinstimmung nicht ein Ergebnis der Zufalls ist, sondern aus der Natur der Dinge hervorgeht. Im selben Maße, als die französische Präponderanz schwindet — und ich bin seit zwanzig Jahren vom unabwendbaren Niedergange des französischen Übergewichtes überzeugt — tritt der Antagonismus zwischen Slaven und Germanen immer mehr in den Vordergrund, und dieser geschichtliche Prozeß wird, wie ich glaube, schon nach kurzer Zeit dahin führen, daß selbst die polnisch-russische Feindschaft angesichts desselben zurücktreten werde." . . . . „Die Tschechen, die als Ausgleichselement zwischen Polen und Russen stehen, können und werden uns auch nach dieser Richtung viel schaden. Die tschechischen Blätter haben sich bereits in dieser Lage zurechtgefunden, und die Partei der Tschechen verkündet auch schon in allen Tonarten die naturgemäße Gegnerschaft zwischen Slaven und Deutschen, sie arbeitet im Hinblick auf die nahe bevorstehenden diesseitigen Wahlen mit Geldmitteln, woran sie, wie ich aus sicherer Quelle erfahre, keinen Mangel leidet. In Gemäßheit unserer Lage wird der Anprall dieser beiden Nationen, oder besser gesagt Rassen, gegen einander über unsere Zukunft entscheiden. Und wenn auch dies vorauszusehen war, so glaubte wohl kein Mensch, daß der Augenblick, wo wir eine neue politische Stellung einnehmen müssen, uns so nahe bevorsteht, und daß die Aufgabe, der Monarchie, ihre politische Richtung zu bestimmen, gleichwie im Jahre 1815 Metternich, so jetzt Dir zufallen werde. Hier zirkuliert das Gerücht, daß seit der Schlacht von Wörth sich der russische Botschafter viel in Deiner Nähe aufhält. Fürst Schuwalow (des Zaren, ich weiß nicht was für höherer Hofbeamter) spricht mit großer Vertrauensseligkeit über die Politik des ungarischen Ministeriums, und die Russen betonen es bei jeder Gelegenheit allgemein, daß an der Einschränkung Preußens niemand mehr Interesse habe als Österreich-Ungarn. Und dennoch sage ich, daß, wennugleich der leicht errungene Sieg der Preußen einige Bedenken einflößen könnte, für uns eine eigentliche Gefahr nur von den Slaven her drohen kann." . . . . „Das deutsche Volk kann noch lange nicht an Eroberungen denken, und das hauptsächlich deshalb, weil der jetzige Sieg nicht von Preußen, sondern vom deutschen Volke errungen wurde, und das deutsche Volk wird als solches auf Preußen insofern einwirken, als nunmehr die Idee der

deutschen Einheit an die Stelle Preußens treten wird. Ich gebe zu, daß das deutsche Kaiserthum wiederhergestellt, und daß ein Hohenzoller vor unseren Augen in Frankfurt gekrönt werden wird. Allein der jetzige Feldzug hat dargethan, daß Deutschland stark sein kann, ohne daß die Staatsindividualitäten Bayerns, Württembergs, Sachsens u. s. w. verschwinden müßten, der Krieg wird daher dem bestehenden Partikularismus in Deutschland nicht nur kein Ende machen, sondern es ist sogar anzunehmen, daß Bayern, Württemberg u. s. w. noch mehr erstarken werden, und daß die künftige Staatsform Deutschlands eine föderative sein wird. Wenn auch der Verband ein fester ist, er behält immerhin den föderalistischen Charakter und ist zu Eroberungen schlecht geeignet. Überdies ist die Lage so, daß Deutschland das ganze Donauthal denn doch nicht okkupieren kann, es liegt daher in seinem eigenen Interesse, daß dieses im Besitze einer ihm freundlichen, zum Teil deutschen Macht verbleibe und nicht in den Besitz einer slavischen Macht übergehe. Und gerade weil die preußische Politik von einem Manne geleitet wird, den keine Sentimentalität plagt, haben wir von Preußen, wenn es nur nicht provoziert wird, nichts zu fürchten, und darum halte ich die Herstellung freundlicher Beziehungen zu dieser Macht vor allem Anderen für notwendig. Daß Deutschland derzeit den entscheidenden Punkt in unserer Politik bildet, das duldet gar keine Zweifel."

In seinem Briefe vom 28. August klagt Eötvös über die Haltung Beust's. „Wenn auch nur der zehnte Theil jener Bewegungen, die ihm von in- und ausländischen Blättern zugeschrieben werden, auf Wahrheit beruht, bringt uns dieser Herr durch seinen Übereifer sicherlich noch in Gefahr." . . . „Noch mehr wie stets seit 1866 ist es jetzt meine Überzeugung, daß die einzige Bürgschaft unserer friedlichen Fortentwickelung darin gelegen ist, daß wir mit Preußen auf gutem Fuße leben. Dies mag auch der Grund sein, daß ich mich oft auch im Traume mit unserem Minister des Äußeren befasse, und zwar nicht auf eine angenehme Weise. Mein einziges Vertrauen beruht auf Dir, der Du weder Börsencourse, noch die Gunst der Journale suchst, sondern nur eine Selbstsucht kennst: Diejenige des Vaterlands." Wir wollen aus demselben Briefe noch die folgenden Sätze wiedergeben: „In Anbetracht dessen, daß Frankreich, selbst wenn es noch mehr Niederlagen erleiden sollte, nicht vernichtet werden kann, daß die Zahl seiner verlorenen Schlachten höchstens nur das Maß seiner Unversöhnlichkeit Preußen gegenüber vergrößern wird; ferner in Anbetracht, daß der Krieg, in welchem die Siege unter Mithilfe der Bayern, der Württemberger u. s. w. errungen wurden, nicht mit der Annexion dieser Staaten enden kann, sondern gewissermaßen ein förderalistisch konstituiertes Deutschland zur Folge haben dürfte; schließlich in Anbetracht, daß das unerwartete Anwachsen der Macht Preußens allenthalb die Überzeugung erwecken wird, daß der Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie zur Zügelung der Übermacht Preußens auf der einen und derjenigen Rußlands auf der anderen Seite von doppelter Notwendigkeit ist: bin ich der festen Ansicht, daß die Siege Preußens für uns keinerlei Gefahr enthalten. Weit bedenklicher wäre für uns das Gegenteil. Denn wenn Preußen unter-

läge, würde dies die Retablierung der deutschen Zustände vor Sadowa nach sich ziehen, dann weiß ich aber wirklich nicht, wer unseren Minister des Äußeren nebst allen jenen Kreisen, welche in Österreich die Geschäfte leiten, davon abhalten könnte, das alte Spiel von neuem zu wiederholen, die Gesamtkraft der Monarchie auf die Wiederherstellung des Einflusses in Deutschland zu vergeuden, und das würde allem Ermessen nach der größte Schlag sein, der unser Vaterland treffen könnte."

In Wien hatte man, wie wir sahen, große Neigung, eine Politik zu machen, die wesentlich anders geartet war, als Baron Eötvös angeraten hatte. Der Umschlag der Wiener Stimmung gegen Andrassy in der Mitte August 1870 fällt zusammen mit dem Eintreffen zweier Diplomaten in Wien. Der eine ist Graf Vitzthum, der Vertrauensmann und stets auf Reisen befindliche diplomatische Hauptagent Beust's, den dieser aus Sachsen mit nach Österreich brachte und der jetzt aus Florenz kam, wo er mit der Regierung des Königs von Italien in französischen Angelegenheiten Unterhandlungen gepflogen hatte. Vitzthum war von Anfang an ein entschiedener Anhänger eines Bündnisses mit Frankreich und machte sich jetzt daran, in Wiener Kreisen den Glauben zu verbreiten, daß der deutsch-französische Krieg weitaus länger andauern werde, als viele meinten, daß das Glück wandelbar sei und daß Preußen, falls es siegte, eine Zeit lang völlig erschöpft sein und uns unterdessen vermutlich in Ruhe lassen werde, daß es aber ganz unbedingt seinen eisernen Arm gegen uns erheben werde, sobald es nur wieder zu Kräften gekommen sei.

Andrassy, der sich schon der Sendung Vitzthums nach Florenz widersetzt, diese jedoch nicht zu verhindern vermocht hatte, wünschte alsbald, daß Vitzthum Florenz den Rücken kehren und als österreichischer Gesandter nach Brüssel gehen möchte. Beust versprach wohl, Vitzthum demgemäß Instruktionen zu erteilen, dieser kam dessen ungeachtet nach Wien, um daselbst mit Beust und Chotek zusammen den Brei einer Aktion gegen Preußen zu rühren.

Rußland fuhr nämlich durch die unerwartet großen Siege der Deutschen ein Schrecken durch alle Glieder, und die Lust nach Eindämmung der preußischen Präponderanz trat zunächst in Freundschaftskundgebungen gegenüber Österreich-Ungarn in Erscheinung. Beim Ausbruche des Krieges ergriff der Zar wiederholt die Gelegenheit, dem österreichisch-ungarischen Botschafter gegenüber die Äußerung abzugeben, daß sich Rußland genötigt sehen würde, aus seiner zuwartenden Stellung herauszutreten, falls Österreich-Ungarn sich in den preußisch-französischen Krieg mischen möchte. Die Wiener Antwort hierauf lautete ausweichend. Als nun das Petersburger Kabinet nach den großen Siegen Preußens Österreich-Ungarn Freundschaftsbeteuerungen und zwar in immer bestimmterer Gestalt machte, trat Beust, der auf die ersten Anregungen hin noch geschwankt hatte, da er deren Form als verletzend für die Monarchie betrachtete, mit ganzem Herzen der Wiener Kriegspartei bei und berief den Petersburger Botschafter Grafen Chotek zur persönlichen Berichterstattung über die eingetretene neue Wendung nach Wien. Chotek erstattete auch ausführlich Bericht über die gemachten Zusagen des

Zaren, welche dahin lauteten, Österreich-Ungarn könne auf ihn zählen, falls Preußen gegen dieses feindliche Schritte unternehmen würde, auch erzählte Chotek von den freundlichen und friedlichen Äußerungen des Zaren und des Fürsten Gortschakow zur Beruhigung Österreichs hinsichtlich der Orientpolitik Rußlands und der ihm zugeschriebenen panslawistischen Bestrebungen.

Beust griff jetzt mit beiden Händen nach den russischen Vorschlägen und setzte die Verhandlungen mit dem Petersburger Kabinette eifrigst fort, ohne jedoch Andrassy in diese seine Pläne einzuweihen. Aus Petersburg kam dann auch die Botschaft, daß man die Erstarkung freundschaftlicher Beziehungen freudig begrüße und daraus für die Zukunft alles Gute erhoffe. Auf die Nachricht, daß Rußland beträchtliche Streitkräfte um Warschau, also in der Richtung nach der preußischen und nicht der österreichischen Grenze, zu konzentrieren sich anschicke und es gern sehen würde, daß Österreich eine ähnliche Maßregel vollziehe, um beim Friedensschluß mit gehörigem Nachdruck in Aktion treten zu können, arbeitete Beust einen Sr. Majestät zu unterbreitenden Vorschlag zur Aufstellung eines Observatianskorps von 250000 Mann aus.

Baron Hübner, der Kandidat der Ultramontanen für das auswärtige Amt, beschleunigte seine Heimkehr aus Amerika, wo er im ganzen bloß 8 Tage verweilt hatte, vergebens, Beust saß sattelfest auf seinem Posten.

Während dieser ganzen Zeit waren die Wühlereien gegen Andrassy unausgesetzt in vollem Zuge, man fand seine Auseinandersetzungen höchst langwierig und unklar. Andrassy, hieß es, sei mit sich selbst nicht im reinen, er wisse nicht recht, was er wolle, und man würde seiner nachgerade schon überdrüssig. Tage vergingen, ohne daß man Andrassy wissen ließ, was man im Schilde führte, man ließ ihn nicht einmal zu Worte gelangen. Von diesen Tagen datiert die gänzliche Erkaltung der Beziehungen Andrassy's zu Beust. Der um das Schicksal der Monarchie und des Vaterlandes bekümmerte ungarische Staatsmann lebte in jenen Tagen in schwebender Pein, es quälte ihn die Sorge, daß Beust, alles Ernstes bar, die Monarchie leichtblütig auf ein abschüssiges Terrain hinüberleiten werde, von wo es kein Zurück mehr gebe.

Es war in den letzten Tagen des Monats August, als man es nicht mehr vermeiden konnte, daß Andrassy seine Meinung über die Pläne Beust's aussprach.

Beust erging sich in langen Erörterungen über die Antezedentien des Krieges; diese Erörterungen gipfelten darin, daß Napoleon, ohne Österreich zu fragen, in den Krieg gegangen sei und somit kein Recht habe, sich über Österreichs Neutralität zu beklagen, überdies habe sich Preußen für den Fall eines Einschreitens Österreichs die Einmischung Rußlands gesichert. Unter so bewandten Umständen konnte Österreich-Ungarn nicht daran denken, sich mit bewaffneter Macht an dem Kampfe zu beteiligen; nunmehr sei es jedoch eine brennende Frage, ob man nicht etwas thun müße, um dem vorzubeugen, daß das Kriegsglück Preußens der österreichisch-ungarischen Monarchie Unheil bringe? Von bewaffneter Intervention könne auch jetzt keine Rede sein, sondern höchstens von einer diplomatischen Mediation, wobei jedoch zu erwägen wäre, ob Österreich nicht gut daran thäte, das Gewicht

dieser Mediation durch eine Bewaffnungsaction zu erhöhen? Der von England beabsichtigten Neutralitätskundgebung, welche dahin lautete, mittelst eines einfachen Notenaustausches festzustellen, daß keine der Neutralitätsmächte aus der Neutralität heraustreten werde, ohne zuvor die übrigen Mächte davon zu verständigen, legt Beust keinerlei Bedeutung bei. Er spreche sich wohl für die Annahme der Proposition aus, um nicht durch deren Ablehnung Mißtrauen zu erwecken, er lege aber keinerlei Gewicht darauf. Als im hohen Maße wichtig stellte er das Freundschaftsverhältnis dar, in welches die Monarchie in neuester Zeit mit Rußland gekommen sei. Es sei dieses Verhältnis um so wichtiger, da nur das gemeinsame Auftreten dieser beiden Großmächte auf Preußen einen Druck auszuüben im stande sei. Er beantragte daher, die Zuvorkommenheit Rußlands mit gleicher Zuvorkommenheit zu erwidern und mit dieser Macht Hand in Hand in die von derselben proponierte Mediation in Angelegenhei der Gebietsintegrität Frankreichs zu treten.

Andrassy erblickte in den Freundschaftsanerbietungen Rußlands keine Änderung in der traditionellen Politik desselben, sondern bloß einen ad hoc eingenommenen Standpunkt gegenüber den großen obschwebenden Tagesfragen, er empfahl daher die größte Vorsicht. Er glaube, sagte er, an die Friedensliebe des Zaren und seines Ministers für die auswärtigen Angenlegenheiten, ihnen stehe jedoch die Partei Miljutin gegenüber, von der nichts Gutes zu erwarten sei. Wenn diese eine Annäherung an uns jetzt acceptierte, so geschehe dies, weil Rußland zu einem Waffengang mit uns noch nicht genug vorbereitet sei, es sei daher nur ein einfaches Gebot der Vorsicht, daß Rußland sich einem Kriege mit Österreich-Ungarn so lange nicht aussetze, bis es seine Eisenbahnen ausgebaut und seine Wehrkraft vervollständigt habe. Vielleicht, daß Rußland uns jetzt in den Vordergrund drängen wolle, damit wir ihm die Kastanien aus dem Feuer holen. Vor einer solchen Rolle müsse die Monarchie sich aber hüten. Wenn Rußland Preußen drohen wolle, so möge es dies auf eigene Gefahr thun, wir haben an einem einmaligen Schleswig-Holstein genug und brauchen keine zweite Auflage davon. Wir dürften aus Rücksichten der Opportunität die russische Annäherung nicht zurückweisen, die uns auf alle Fälle nur angenehm sein könne, aber es hieße Gefahr laufen, wenn wir an eine radikale Änderung der russischen Politik und an deren Dauerhaftigkeit glauben und uns daraufhin die Hände binden lassen wollten. Wir müßten uns daher stets vor Augen halten, daß Österreich-Ungarn die Mission habe, als Schutzwall gegen russische Ausbreitungsgelüste zu dienen, und daß die Monarchie ein gewichtiger Faktor für die Gleichgewichtslage Europas sei, so lange sie dieser ihrer Mission gerecht werde. Was die Integrität Frankreichs anbelangt, so könne die Regierung wohl schon anstandshalber auf diplomatischem Wege ein Wort in der Sache reden; wenn aber Preußen zur Annektierung Elsaß und Lothringens dessen ungeachtet fest entschlossen bleibe, so halte es Andrassy nicht im Interesse Österreichs gelegen, Preußen daran hindern zu wollen.

Beust hingegen klammerte sich im Gegensatze zu Andrassy fest an den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Mediation mit Rußland. Er bezeichnete die russische

Entente als ein hochwichtiges Ereignis für Österreich, selbst wenn das Einvernehmen sich über nichts Anderes als über die schwebenden Tagesfragen erstrecken würde. Für die Integrität Frankreichs müsse Österreich nicht bloß darum einstehen, weil dies der gewöhnliche Anstand ihm zur Pflicht mache, sondern auch darum, weil in dieser Hinsicht dem Herzog La Tour d'Auvergne vor seiner Abreise aus Wien bestimmte Zusagen gemacht worden seien. Er müsse daher im Interesse der Gebietsintegrität und der Dynastie Frankreichs alles Mögliche aufbieten. In Frankreich habe man Kenntnis von den russischen Vorschlägen und würde die Kooperation der beiden Mächte gerne sehen. Ohnehin konnte Österreich-Ungarn dem Begehren Frankreichs, während des Krieges in Aktion zu treten, nicht nachkommen; Frankreich kenne die Gründe und wisse dieselben zu würdigen. Der Herzog von La Tour habe im französischen Kammerausschusse, wo gegen Österreich-Ungarn Angriffe laut geworden seien, weil es die eingegangenen Verpflichtungen nicht einhalte, dieses loyalerweise in Schutz genommen. Dem gegenüber sei nun die Aufgabe Beust's, Loyalität mit Loyalität zu vergelten und das auf die Erhaltung der Gebietsintegrität gegebene Versprechen zu erfüllen.

Andrassy hielt dafür, daß uns schon als guten Nachbarn Preußens wohl die Aufrichtigkeit gebiete, dieses darauf aufmerksam zu machen, daß es durch die Angliederung des Elsaß und Lothringens möglicherweise seine Waffenerfolge aufs Spiel setzen könne; darüber hinaus auch nur einen Schritt zu gehen, sei eine Versündigung gegen die Interessen der Monarchie. Wenn Preußen den Franzosen Elsaß und Lothringen wegnehme, so verspreche der Friedensschluß zwischen beiden Mächten nicht von Dauer zu werden. Der Besitz dieser zwei Provinzen werde Preußen eher schwächen als stärken, durch die Einverleibung derselben hörte die Suprematie Preußens gegenüber Österreich auf, und erst dann sei das Gleichgewicht zwischen den beiden hergestellt.

II.

Der 2. September 1870, der Tag von Sedan, welcher Napoleon seinen Thron kostete, machte auch die französischen Pläne Beust's zu nichte. Allein schon im November zeigten sich neue dunkle Punkte am diplomatischen Horizont. Rußland, welches 1867 das Geschenk, das ihm Beust in Gestalt eines auf die Revision des Pariser Vertrages vom Jahre 1856 abzielenden Antrages auf dem Präsentierteller darreichte, um dessen Freundschaft gegen Preußen zu gewinnen, vermutlich deshalb kaltblütig ausschlug, weil es damals den Vorschlag für undurchführbar hielt, dasselbe Rußland machte sich den deutsch-französischen Krieg zu nutze, um sich von den seine Macht auf dem schwarzen Meere einschränkenden Bestimmungen dieses Vertrages einseitig und willkürlich loszusagen.

Am 9. November 1870 las der russische Botschafter am Wiener Hofe, Nowikow, dem Grafen Beust eine vom 31. Oktober datierte Note Gortschakow's vor, des Inhalts, daß der Zar die seine Hoheitsrechte auf dem schwarzen Meere beschränkenden Bestimmungen des Pariser Vertrages für sich nicht weiter als bindend betrachte, daß er dem Sultan die Separatkonvention, welche den Annex des Vertrages bilde und bestimme, in welcher Zahl und Größe russische und

türkische Schiffe das Schwarze Meer befahren dürfen, kündige und von alledem die Signatarmächte in Kenntnis setze.

Als Beust das Vorgehen Rußlands, sich von internationalen Verpflichtungen mittelst einer einfachen Deklaration loszusagen, überraschend und verletzend fand, erstaunte der russische Botschafter über die kalte Aufnahme seiner Note bei Beust, der ja 1867 aus eigenen Stücken die Angelegenheit in Fluß gebracht habe. „Ja wohl“, sagte Beust, „ich habe 1867 die Revision des Pariser Vertrages in Vorschlag gebracht, in dachte aber dabei an die Revision durch einen Kongreß und nicht durch eigenmächtiges Vorgehen Rußlands, auch sollte dieser Kongreß nicht allein die Pontusfrage, sondern auch die übrigen noch unerledigten Fragen im Orient, wie beispielsweise die Rechtsverhältnisse der christlichen Bevölkerung, regeln. Die jetzige Note Rußlands hingegen erschüttert den Glauben an die Rechtskraft der Friedensverträge. Dies könnte auch auf den Prager Frieden zurückwirken, was für uns nicht gleichgültig sein kann.“

Andrassy erhielt am 10. November durch den ersten Sektionschef des auswärtigen Amtes, durch den Baron Orczy, von der russischen Note Kenntnis. Da England, Frankreich und Österreich am 14. April 1856 die Integrität und die Unabhängigkeit der Türkei verbürgt und gleichzeitig erklärt hatten, jedwede Verletzung des Pariser Vertrages vom 30. März desselben Jahres als casus belli zu betrachten, so war Andrassy vollkommen im klaren darüber, daß die russische Note eine große Indignation sowohl bei den Kabinetten wie in der europäischen Presse hervorrufen werde. Er war daher sehr begierig, von Beust selbst Nachrichten über den Eindruck zu empfangen, welchen die Note hervorgerufen habe.

Es kam aber am 11. November über die Note weder von Beust eine Nachricht, noch ließ sich in der Presse eine Spur davon bemerken. Doch ja, es war eine Spur von der Sache im Abendblatte des „Pester Lloyd“ vom selben Tage. Eine Wiener Correspondenz wußte zu erzählen, daß die Börse am Vormittag des 10. in prächtiger Stimmung eröffnet sei, daß Effekten zu erhöhten Kursen begehrt und bezahlt seien, als urplötzlich das Haus Todesco als Geber in allen Wertgattungen aufgetreten sei.

Lonyay hatte den Abend des 11. November beim österreichischen Ministerpräsidenten Potocky zugebracht. Wodicky und Klatzko, die sich ebenfalls dort befanden, waren der Meinung, die kategorisch gehaltene Form der Petersburger Note weiche in so hohem Maße von der diplomatischen Gepflogenheit Rußlands ab, daß man nur annehmen könne, Bismarck habe dabei die Hand im Spiele. Der Russe würde nicht mit solcher Festigkeit dreinfahren, wenn er nicht von Preußen ermuntert worden wäre. Bismarck habe dies aller Wahrscheinlichkeit nur deshalb gethan, weil ihm England mit seinen Friedensvorschlägen nachgerade lästig zu werden anfange. Er habe es daher geraten gefunden, sich die Engländer vom Halse zu schaffen und sie anderweitig ein klein wenig zu beschäftigen.

Das Morgenblatt des „Pester Lloyd“ vom 12. November 1870 meldete in einem Wiener Telegramm, Rußland habe der Pforte die auf das schwarze Meer bezüglichen

Bestimmungen des Pariser Vertrages gekündigt. Gleichzeitig mit dieser Meldung dementierte das Wiener „Fremdenblatt" das Gerücht, daß Rußland in Angelegenheit der Revision des Pariser Vertrages eine Zircularnote erlassen habe, und leugnete auf Grund guter Informationen die Existenz dieser Note.

Als Andrassy auch am 12. November morgens aus Wien keinerlei Nachricht erhielt, wurde er höchst ungeduldig. Es schien ihm von hoher Wichtigkeit, daß die Großmächte gegen die russische Zircularnote allsogleich Verwahrung einlegten, es schien bedenklich, wenn das eine Kabinet erst abwartete, welche Haltung das andere Kabinet einnehmen würde, da in solchem Falle die ganze Protestaktion der Mächte zu einer kraftlosen Einsprache zusammenschrumpfen könnte. Er begab sich noch am selben Tage nach Wien, um mit Beust Rücksprache zu pflegen; zu seiner großen Verwunderung jedoch erfuhr er im Auswärtigen Amte, daß Beust am 10. November nach München gereist sei. Die Anfragen der übrigen Kabinette, welchen Standpunkt Österreich-Ungarn als die im hohen Maße interessierte Macht der rusischen Note gegenüber einnehmen werde, mußte natürlich diese ganze Zeit hindurch unbeantwortet bleiben.

Vom auswärtigen Amte ging Andrassy zu Lonyay, der in seinen Aufzeichnungen über das mit ersterem gehabte Gespräch bemerkt, daß Andrassy, wie immer, so auch jetzt die Situation mit klarem Blicke erfaßt habe, daß er aber gleichwohl irren dürfe, wenn er annehme, daß die russische Note Bismarck sehr ungelegen komme. Lonyay hielt dafür, die ganze Sache sei zwischen Bismarck und Gortschakow abgekartet worden. Wie Lonyay des weiteren erzählt, habe der türkische Botschafter die Ankunft Andrassy's abgelauscht und ihn sofort nach seinem Eintreffen in Wien aufgesucht. Der Botschafter habe den eigentlichen Inhalt der Note nicht gekannt und diesen erst von Andrassy erfahren. „Soyez le bienvenu, grand prophète!" waren die ersten Worte des Botschafters bei seinem Eintreten. Andrassy hatte es ihm nämlich gleich nach dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges vorhergesagt, daß Rußland den Pariser Vertrag zerreißen werde.

Am 13. November langte Beust in Wien an. Seine Münchener Reise galt den damals in Versailles stattgefundenen Verhandlungen zwischen Bismarck und den Vertretern der süddeutschen Staaten über den verfassungsmäßigen Rechtskreis der deutschen Zentralmacht. Nach einer Münchener Meldung der „Neuen freien Presse" hatte Beust am 11. den Staatsrat Daxenberger als den zeitweiligen Leiter der äußeren Angelegenheiten besucht. Der Minister des Äußern Graf Bray und der Justizminister Lutz weilten seit dem 20. Oktober in Versailles.

Es stand zweifelsohne mit dieser Reise Beust's im Zusammenhange, daß die württembergischen Minister in Versailles am 13. November aus Stuttgart Instruktionen erhielten, den Vertrag mit Preußen nicht zu unterzeichnen, sondern im Einvernehmen mit den bayrischen Bevollmächtigten vorzugehen. Die württembergischen Minister Mittnacht und Suckow reisten allsogleich von Versailles nach der Heimat ab und reichten ihre Entlassung ein. Der König erteilte hierauf seine Zustimmung zum Vertrage mit Preußen, und der Beitritt Württembergs

machte auch der Zögerung Bayerns ein Ende. Der Vertrag wurde dann auch gegen Ende November unterzeichnet.

Am 13. November, dem Tage der Heimkehr Beust's, besuchte Lonyay den russischen Botschafter Novikow, aus dessen Äußerungen er entnahm, daß sein Souverain ein freundschaftliches Verhältnis mit Österreich-Ungarn sehr gern sehen würde, und daß er bereit sei, der Monarchie erhebliche Begünstigungen zu gewähren, falls diese sich ihm in der Pontusfrage willig erwiese. Lonyay nahm das Diner im Kasino ein und traf dort mit Vasiltschikow, dem ersten Sekretär der russischen Botschaft, zusammen. Dieser sprach mit Emphase aus, daß jetzt endlich der Zeitpunkt da sei, um mit Rußland in gute Beziehungen einzutreten. Der Zar wünsche nichts Anderes als die Beherrschung des Schwarzen Meeres, sei aber zu Gegendiensten bereit. Wenn Österreich Rußland in dieser Sache unterstütze, meinte der Sekretär, — faites vos conditions!

Am 14. November verhandelte Beust mit seinen Ministerkollegen und mit Andrassy über die russische Zirkularnote. Er gab an, Novikow bei Überreichung der Note unter anderem erklärt zu haben, daß Österreich-Ungarn diese einseitige Außerkraftsetzung des Pariser Vertrages durchaus nicht gleichgiltig hinnehmen könne, weil dieses Vorgehen Rußlands als Losungswort zu verschiedenen Verwickelungen im Oriente dienen könne. Nebstdem habe Beust der Monarchie hinsichtlich ihrer Entschließungen die Politik der freien Hand vorbehalten. In Konstantinopel, fuhr Beust fort, sei die russische Note noch nicht überreicht worden. England hingegen habe mit Österreich gleichzeitig durch eine identische Note von dem Vorhaben Rußlands Kenntnis erhalten und diese Note, wie Beust von Lord Bloomfield unterrichtet worden sei, bereits am 10. November beantwortet.

Bekanntlich hat England Rußlands einseitiges Vorgehen zurückgewiesen und erklärt, daß Verträge nur im Einvernehmen sämtlicher Mitunterzeichner abgeändert werden können.

Andrassy hielt es für die natürlichste Politik, daß die Mächte kollektiv auftreten und durch einen gemeinschaftlichen Protest den Vertragsbruch für null und nichtig erklären. Andrassy zweifelte nicht im geringsten daran, daß England und Italien der Kooperation in dieser Richtung beitreten würden. Selbst Frankreich würde sich dieser Aktion anschließen, wenn es nicht mit seinem Kriege überbeschäftigt wäre. Auch Preußen sei verpflichtet, sich der gemeinsamen Aktion anzuschließen, wenn es auch in diesem Augenblicke, wo es Krieg führte, sich natürlicherweise Reserve auferlegen müsse. Andrassy fügte noch hinzu, er glaube, daß das Auftreten Rußlands auch die preußische Regierung unliebsam überrascht habe, denn es sei nicht möglich anzunehmen, daß Preußen unter den Umständen, in welchen es sich heute befinde, in dieser Frage mit dem Auftreten Rußlands einverstanden wäre.

Beust hielt die Situation für dermaßen verwickelt, daß er zur weitestgehenden Vorsicht ermahnte, was ihm um so angezeigter erscheine, als die Antwort Englands bloß negativer Natur sei und die Möglichkeit der friedlichen Schlichtung nicht ausschließe. In der englischen Antwortsnote heiße es nämlich, wenn Ruß-

land die Signatarmächte ersucht haben würde, zu erwägen, ob die eine oder andere zum Schutze der Türkei getroffene Vertragsbestimmung nicht etwa überflüssig geworden sei, so würde England keinen Anstand genommen haben, auf einen einschlägigen Gedankenaustausch mit den übrigen Mächten einzugehen. Im Interesse Österreich-Ungarns liege ebenfalls eine friedliche Beilegung dieses Falles, er könne daher den Vorschlag eines gemeinsamen Protestes um so weniger befürworten, als sich Österreich dadurch nur den Vorwurf zuziehen könnte, übereilt gehandelt und den friedlichen Vergleich hintertrieben zu haben. Für ein gemeinsames Einschreiten seien höchstens England, die Türkei und Italien zu gewinnen, Frankreich und Preußen müssen von jeder Kombination ausgeschlossen bleiben. Frankreich wiege sich in Hoffnungen auf russische Hilfe beim Friedensschluß, über den Standpunkt Preußens könne Beust sich nicht mit Bestimmtheit äußern, er neige aber zu der Ansicht, daß zwischen Preußen und Rußland, wenn auch nicht hinsichtlich der Form der Note und des Zeitpunktes ihrer Absendung, so doch über den Gegenstand derselben ein Einvernehmen bestehe. Wenn Österreich ein gemeinsames Einschreiten vorschlage, so setze es sich einem Fiasko aus, was nur Rußland allein nützen könnte. Seine Ansicht wäre, mit England vertraulich zu verhandeln und im Einverständnis mit diesem vorzugehen.

Andrassy erörterte wiederholt eingehend die Wirkung eines Kollektiv-Protestes der Großmächte auf die Südslaven, die das Auftreten Rußlands als Vorzeichen für die Realisierung ihrer Pläne betrachteten. Hierin liege der Schwerpunkt der ganzen Affaire für die Monarchie. Er brachte wiederholt seine Ansicht zum Ausdruck, daß die russische Regierung eigenmächtig vorgehe, ohne sich mit Preußen ins Einvernehmen gesetzt zu haben, und es sei sein fester Glaube, daß auch nicht eine der Großmächte von der russichen Zirkularnote unangenehmer berührt worden sein dürfte als gerade Preußen. Dieses sei sicherlich in allererster Reihe daran interessiert, daß der Krieg, den es bisher mit Glück geführt habe, lokalisiert bleibe und daß auch während des weiteren Kriegsverlaufes nichts hinzukomme, was den Krieg zu einem europäischen umgestalten oder doch den Großmächten Anlaß bieten könnte, auf den Kriegserfolg Einfluß zu gewinnen. Gerade der Zeitpunkt, in welchem Preußen und Frankreich miteinander vollauf zu thun haben, müsse Rußland zur willkürlichen Lösung der Pontusfrage am geeignetsten erscheinen, weil es seinen Kalkul auf die schwachen Nerven der übrigen europäischen Großmächte aufgebaut habe. Rußlands Auftreten erinnere an jenen Schneider, der am Spieltische eines Kurortes 20000 Franks in seiner Hand festhalte, die er soeben gewonnen, und nach diesem für ihn überglücklichen Ereignis eiligen Schrittes das Weite suche, sich aber bei der Ausgangsthür noch einmal umwende und in den Spielsaal hineinrufe: „Gottlob, daß ich gewonnen! denn hätte ich verloren, würde man mich sicherlich hinausgeworfen haben, da ich doch nur ein Schneider bin!“ Rußland sei heute nicht in der Lage, wegen der Pontusfrage einen Krieg zu riskieren. Er sei fest überzeugt, daß Rußland vor einem einmütigen Einschreiten der Großmächte gegen seinen eigenmächtigen Vertragsbruch unbedingt zurückweichen würde. Wenn die österreichisch-ungarische Regierung mit ihrem Auftreten

nur das Eine erreichen könnte, nämlich vor aller Welt darzuthun, daß Rußland des Rückhaltes seitens Preußens nicht sicher sei, wenn zum mindesten das Eine offenkundig würde, daß die Auffassung Rußlands von derjenigen Preußens in dieser Angelegenheit auseinandergehe, so würde auch dies schon von großer Wirkung auf die Südslawen und von großem Einflusse auf die künftige Entwickelung der Dinge sein.

Beust glaubte nicht, daß Rußland mit seiner Zirkularnote unüberlegt zu Werke gegangen sei, es müsse über die Haltung Preußens im Klaren sein, welches ja ein Interesse daran habe, zwischen Österreich-Ungarn und Rußland Differenzen entstehen zu sehen, um solcherweise der Monarchie zu schaffen zu geben. Für Beust schien es von höchster Wichtigkeit, die Absichten der Türkei zu kennen, und er erachtete es als seine Hauptpflicht, zu diesem Behufe eine Note nach Konstantinopel zu richten.

Andrassy bemerkte dem gegenüber, daß man nicht erwarten dürfe, die Pforte werde etwas unternehmen, falls sich die übrigen Mächte nicht zu einer entschiedenen Aktion aufraffen.

Der gemeinsame Kriegsminister Kuhn und der österreichische Ministerpräsident Potocky waren ebenfalls der Ansicht, daß sich Rußland mit Preußen zuvor verständigt habe, und teilten in allen Stücken die Auffassung Beust's.

Am 16. November 1870 beantwortete Beust die russische Zirkularnote in etwas schärferen Worten, aber in demselben Geiste, wie es England am 10. November gethan hatte.

Man weiß, daß acht Tage nach diesen zwischen Beust und Andrassy gepflogenen Erörterungen, am 23. November 1870, Bismarck den englischen Gesandten Odo Russel ermächtigte, seinem Kabinet zu melden: daß die russische Zirkularnote Bismarck überraschend gekommen sei; daß, während er jeder Zeit der Meinung gewesen sei, daß der Vertrag von 1856 mit ungerechtfertigter Härte auf Rußland laste, er doch die Art des Vorgehens Rußlands und die zur Erringung einer Revision des Vertrags gewählte Zeit mißbillige; daß er ferner bedauere, wegen des gegenwärtigen Krieges weder sich einmischen, noch selbst das russische Zirkular zur Zeit amtlich beantworten zu können; daß er jedoch, um den Ausbruch eines anderweitigen Krieges zu verhüten, sich entschieden für die Abhaltung von Konferenzen aussprechen werde.[1])

Über die zweite Besprechung, welche Russel am selben Abende von 10 Uhr bis nach Mitternacht mit Bismarck hatte, berichtet derselbe, die deutsche Regierung habe inzwischen mit dem preußischen Gesandten in Petersburg telegraphisch korrespondiert und ihn, Russel, ermächtigt, seinem Kabinet bekannt zu geben, daß, falls dieses einverstanden wäre, Bismarck gern die Initiative zu dem Vorschlage von Konferenzen ergreifen würde, um eine friedliche Lösung einer Frage zu finden, welche, wie Russel Bismarck gegenüber offen ausgesprochen hatte, in ihrer gegen-

---

[1]) S. Hahn, Bismarck, 2. Bd., S. 187.

wärtigen Lage geeignet sei, England mit oder ohne Bundesgenossen zum Kriege mit Rußland zu drängen.[1])

Es ist bekannt, daß die Konferenz zu Beginn des darauffolgenden Jahres abgehalten wurde, daß diese den Grundsatz proklamierte, wonach ein Vertrag nur unter Einverständnis seiner sämtlichen Unterzeichner abgeändert werden könne, daß aber Rußland nichts destoweniger alles erreichte, was es mit seinem Rundschreiben erstrebt hatte.

In seinen Erinnerungen befaßt sich Beust mit diesem höchst traurigen Kapitel seiner Ministerschaft so wenig wie nur möglich. Er reproduziert seine Antwort auf die russische Zirkularnote und bemerkt, die österreichische Regierung sei mit der entschiedenen Zurückweisung des russischen Vorhabens nicht isoliert geblieben. Die erste Erwiderung des englischen Kabinets — welcher eine zweite mildere nachfolgte — sei von gleicher Schärfe gewesen. Daß österreichischerseits der flagrante Vertragsbruch mit Ernst und mit Beharrlichkeit gerügt worden sei, könne der Monarchie nur zur Ehre gereichen. „Daß unsere Stimme keinen Widerhall fand, werden vielleicht andere mehr als wir selbst einmal zu bereuen haben." „Anstatt daß man den dem Fürsten Bismarck eben so sympathischen als ergebenen Lord Odo Russel damals nach Versailles sandte, konnte und mußte man einen bocksteifen Engländer mit der einfachen Interpellation beauftragen, ob die preußische Regierung den von Rußland gethanen Schritt mißbillige oder nicht, ob Preußen sich einem dagegen zu thuenden Kollektivschritt anschließen wolle oder nicht? Im Fall der Bejahung vereinte sich Preußen mit England und Österreich-Ungarn zu entschiedener Einsprache, und Gortschakow war zum Rückzuge genötigt. Fiele dagegen die Antwort dahin aus, daß man nicht mißbillige, so war die Entgegnung dann einfach, daß, sobald Preußen in dieser Frage Rußlands Freund sei, es Englands Feind werde und alsdann zu erwarten habe, daß man es als Bundesgenossen Rußlands behandle. Gleicher Standpunkt wäre dann der Österreich-Ungarns gewesen, und dort war man der Ungarn wie der Deutschen sicher, wenn die Spitze sich gegen Rußland kehrte."[2])

Man traut den eigenen Augen nicht! Die vorstehenden Sätze schreibt derselbe Beust, der 1867, um im Westen dafür ein Entgelt zu erhalten, selbst mit dem Antrage auf Revision des Pariser Vertrages herausgerückt war, ohne sich mit England und Frankreich als den Siegesmächten im Krimkriege, die für ihre großen Kriegsopfer keinerlei Kriegsentschädigung von Rußland gefordert, aber sich dafür um so fester an die Stipulationen des Vertrags geklammert hatten, ins Einvernehmen zu setzen. Derselbe Beust schreibt die obigen Sätze nieder, der die russische Zirkularnote Tage hindurch bei Seite liegen und deren Vorhandensein in seinem offiziösen Organ in Abrede stellen ließ, der, nachdem ihm die Note vorgelesen wurde, nichts Besseres und nichts Eiligeres zu thun fand, als nach München zu reisen, so daß die Vertreter der Mächte, deren Regierungen gerade in dieser Frage die leitende Rolle der österreichisch-ungarischen Monarchie zugedacht

[1]) Hahn, a. a. O.

[2]) Beust, Erinnerungen, 2. Bd., S. 424.

hatten, das Wiener Auswärtige Amt tagelang bestürmten und ihren Kabineten nichts weiter melden konnten, als daß Herr von Beust nicht in Wien anzutreffen sei. Als wenn die Dinge im Orient die Monarchie nicht im entferntesten angingen, reiste Beust in souveräner Sorglosigkeit am 10. November nach München, um dort gegen die deutsche Politik Bismarck's zu intrigieren, um erst am 13. zurückzukehren, am 14. mit seinen Ministerkollegen und Andrassy zu verhandeln und die auf einen Kollektivschritt der Mächte abzielenden Vorschläge des letzteren zum Scheitern zu bringen, und endlich am 16. November, sechs Tage später als England, die russische Note zu beantworten. Derselbe Beust erhebt in seinen „Erinnerungen" gegen England den Vorwurf, Bismarck am 22. November nicht befragt zu haben, ob es bereit sei, einem Kollektivschritte der Mächte beizutreten!!

Zwischen Andrassy und Novikow kam später einmal die Pontusfrage zur Sprache, bei welcher Gelegenheit Andrassy die Haltung Beust's gegenüber dem russischen Rundschreiben als eine unrichtige bezeichnete. „Und was würden Sie an der Stelle Beust's gethan haben?" fragte Novikow. „Ich würde Euch die Note mitsamt dem Papiere zum Verschlucken gegeben haben" — war die Antwort.

Gelegentlich der Salzburger Entrevue im Jahre 1871 erinnerte Kaiser Wilhelm dem Grafen Andrassy gegenüber an das traditionelle Freundschaftsverhältnis zwischen Preußen und Rußland und hob hervor, daß diese Freundschaft bereits zwei Generationen zähle. „Aber", fügte der deutsche Kaiser hinzu, „es giebt Augenblicke, die man schwer vergessen kann. Ein solcher Augenblick war derjenige, in dem Gortschakow, während wir uns mitten im Kriege befanden, es angezeigt hielt, die auf das Schwarze Meer bezüglichen Bestimmungen des Pariser Vertrages durch eine simple Note eigenmächtig außer Kraft zu setzen, ohne uns über dieses Vorhaben auch nur avisiert zu haben. Dieses Auftreten war für uns um so unangenehmer, als unser ganzes Streben darauf gerichtet war, daß wir den glücklich begonnenen Krieg ohne europäische Komplikationen und ohne jedwede europäische Einmischung zu Ende führten. Rußlands Vorgehen war aber ganz danach angethan, zu europäischen Verwickelungen zu führen. Ich habe es auch dem Kaiser Alexander geschrieben, daß ich Gortschakow, von dem dieser coup de jarnac herstammt, in diesem Leben nimmermehr die Hand reichen werde."

Auf dem Berliner Kongreß geschah es, daß Gortschakow, dem das Gehen schwer ankam, auf den Arm Andrassy's gestützt, in der Vorhalle des Beratungssaales wandelte, wo Erfrischungen gereicht wurden. Der Fürst sprach von seinen Erlebnissen und bezeichnete die auf die Versendung der Zirkularnote in der Pontusfrage folgenden Tage als die kritischsten seiner ganzen diplomatischen Laufbahn. Er habe sich tagelang von aller Welt abgesperrt, niemanden empfangen und unter dem fortwährenden Zittern gelebt, die Kabinette würden die Vertragskündigung für ungiltig erklären. Rußland habe im ganzen keine 50 000 Mann zu seiner Verfügung gehabt. Erst nach mehreren Tagen, als er bereits sein Vorhaben gesichert gesehen, sei ihm leichter ums Herz geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufenthalt an der See und seine Heilwirkungen.

Von

F. Winckel.

Wer einmal an jenem schönen, buchenumkränzten Gestade der Ostsee gewandelt ist, welches den Namen des heiligen Dammes trägt, dem wird ein großer Granitblock mit der Inschrift aufgefallen sein: Hier gründete Friedrich Franz I. 1794 Deutschlands erstes Seebad. Gewiß wird mancher zweifelnd diese Inschrift betrachtet haben, da es bei der großen Vorliebe, welche die Germanen schon in den ältesten Zeiten für kalte Bäder hatten, kaum glaublich erscheint, daß Deutschland erst am Ende des vorigen Jahrhunderts sein erstes Seebad errichtet habe. Gleichwohl ist jene Angabe durchaus richtig, und es wäre gewiß recht interessant, den Ursachen nachzuforschen, welche die längst als wohlthätig bekannte Anwendung solcher Naturkräfte fast völlig wieder in Vergessenheit brachten. Doch würde mich das zu weit von meinem Thema entfernen, und ich muß mich auf die Erwähnung einiger bekannter Thatsachen beschränken: Homer schon läßt den Diomed und Odysseus zu den Schiffen eilen, um in die kühlende Flut zu steigen, sich vom Staube zu reinigen, ihrer Nerven Kräfte zu heben. Aristophanes ließ, um die Blindheit Pluto's zu heilen, ihn zum Meere führen und baden. Aristoteles verfaßte bereits ein Werk über den Wert der Seebäder, und Euripides schrieb dem Meere die Macht zu, alle menschlichen Leiden hinwegzuspülen. Als nun gar Antonius Musa den Kaiser Augustus durch kalte Seebäder geheilt hatte, da setzte man ihm eine Statue im Tempel des Äskulap, und bald kamen diese Seebäder in allgemeine Aufnahme. Der Kaiser Nero aber ließ mit großen Unkosten für seine warmen Bäder in Rom Seewasser herbeischaffen, und die Römer fragten seitdem: Wer ist schlechter als Nero und was ist besser als die Neronianischen Bäder?

Trotz alledem kam erst nach mehr als 1½ Jahrtausenden der englische Arzt Richard Russel 1750 auf den Gedanken, Seebäder für kranke Kinder anzuwenden, und seitdem erst haben die Engländer Seebäder in Harwich, Weymouth, Margate, Southampton, Portsmouth und Burlington und (1769) in Brighthelmstone eine Anstalt für warme Seebäder eingerichtet.

Das Seebad Margate war es auch, welchem der bekannte Professor Lichtenberg in Göttingen, wie er sagte, die gesundesten Tage seines Lebens verdankte und welches ihn 1793 veranlaßte, in dem Göttinger Taschenkalender die Frage aufzuwerfen: Warum hat Deutschland noch kein öffentliches großes Seebad? Gleichzeitig wandte er sich an einen Herrn Woltmann in Cuxhafen mit der Frage, ob nicht dort die Anlegung eines Seebades besonders zweckmäßig sei. Herr Woltmann fand aber viele Schwierigkeiten an jenem Orte und war außerdem der Ansicht, daß die Ostsee zur Anlegung eines großen öffentlichen Seebades

weit bequemer und passender sei, weil sie den Abwechselungen der Ebbe und Flut nicht ausgesetzt sei, deshalb immer gleich salziges und frisches, auch wärmeres Wasser ohne Triebsand habe.

In demselben Jahre 1793 erließ auch Dr. Metzger in Königsberg einen Aufruf an seine Mitbürger, allein es blieb zunächst dabei. Gleichzeitig aber beauftragte der Herzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin seinen Leibarzt, den Professor Gottlieb Samuel Vogel zu Rostock, wegen Anlegung eines öffentlichen Seebades bei Dobberan die nötigen Untersuchungen anzustellen, und Vogel nahm diesen Auftrag mit so großem Eifer an, daß bereits im Jahre 1794 am heiligen Damm zwei Badeschiffe eingerichtet waren, welchen im Sommer 1796 die Erbauung eines Badehauses für warme Seebäder folgte. In der Front dieses Hauses wurde die schöne Inschrift aus den Antoninischen Bädern angebracht: Curae vacuus hunc locum adeas, ut morborum vacuus abire possis. Nam hic non curatur, qui curat. Sorgenfrei komme hierher, damit du krankheitsfrei gehest von dannen; denn wer hier sorget, gesundet hier nicht.

Auf Dobberan folgten dann 1800 Norderney und Travemünde, 1819 Heringsdorf, 1826 Helgoland, aber erst 1857 Sylt-Westerland, Deutschlands großartigstes Seebad.

Wie wohl bei allem menschlichen Thun spielt die Mode auch hierbei eine bedeutende Rolle. Wenn hervorragende Persönlichkeiten sich einer besonderen oder neuen Kurmethode mit Erfolg bedienen, so stürzt sich bald auch die Menge des Volks auf dieselbe, und ohne Auswahl und Kritik wird sie angewandt, bis die nötige Reaktion kommt und, was dabei vom Übel ist, beseitigt. So kommt manches bald wieder aus der Mode, weil es nicht schön und nicht gut ist, aber auch wirklich Gutes wird oft verworfen, bis die alles überrollende Zeit doch das Gute wieder heraufbringt und die Welt nun mit Erstaunen sich fragt, warum man dasselbe so lange unbeachtet gelassen und verkannt habe. Mancher denkt vielleicht so auch über die heutige Völkerwanderung zu den Seebädern. Denn es nehmen nicht bloß jedes Jahr die Mengen der Besucher dieser Bäder zu, und es thuen sich immer neue Badeorte auf, sondern es steigt die Frequenz so, daß sie die 5, 10, ja 20fache Besucherzahl aufweisen. Helgoland hatte 1828: 100, 1838: 1000, 1888 aber 12000; Sylt 1874 1400, 1889 über 7000 Badegäste, und in den 24 Badeörtern, welche an der Ostseeküste zwischen Prerow auf dem Darß und Swinemünde liegen, waren im Sommer 1889 über 53000 Badegäste anwesend, Zahlen, die uns gewiß zu der Annahme berechtigen, daß die Zahl der Deutschen allein, welche jährlich an der See Erholung und Heilung suchen, nicht unter $^1/_4$ Million betragen wird. Für solch' massenhafte Wanderungen können wir aber die Mode allein nicht verantwortlich machen. Eher lassen sie sich doch durch die Annahme erklären, daß in unserer gewaltig drängenden Zeit, in welcher der Kampf ums Dasein immer härter wird, auch die nervöse Aufregung und Erschöpfung immer mehr überhandnehme und daß diese Leiden die beste Beruhigung und sicherste Heilung an den Gestaden des Meeres finden. Jeden-

falls werden die merkwürdigen Erfolge, welche in dieser Beziehung an der See erzielt werden, in immer größeren Kreisen bekannt und bewundert.

Gar mannigfaltig sind aber in der That auch die Heilpotenzen, durch welche diese Wirkungen erzielt werden. Beginnen wir zunächst mit dem Wasser des Meeres, weil die Meerbäder von jeher für die Hauptsache bei den Aufenthalte an der See gehalten wurden, so müssen wir zuerst den Salzgehalt des Meerwassers berücksichtigen, da man in diesem lange Zeit den wirksamsten Faktor der Seebäder erblickte. Wenn wir kurzweg vom Salzgehalt des Meeres sprechen, so meinen wir natürlich nicht bloß den Gehalt an Kochsalz, sondern nehmen dazu auch die übrigen Salze, namentlich das Chlormagnesium, die schwefelsaure Magnesia und den schwefelsauren Kalk. Allerdings beträgt ja die Menge des Kochsalzes ca. 78% aller Salze des Meeres, allein die ebengenannten sind doch auch mit $9\frac{1}{2}$, $6\frac{1}{2}$ und $3\frac{1}{2}$% beteiligt. Schon daraus, daß der Salzgehalt der Meere sehr verschieden ist, sollte man wohl den Schluß ziehen, daß die Bedeutung desselben für die Badenden keine sehr hervorragende sein könne, weil die Heilkraft der Bäder aller Meere ziemlich gleichmäßig gerühmt wird. Die Ostsee mit ihren 40 größeren und geringeren Strömen zeigt schon sehr erhebliche Variationen. In der Bucht von Abo-Finnland, wo ich ein Mal badete, merkt man kaum etwas vom Salze, der Gehalt soll hier auch nur $\frac{1}{4}$% betragen; je weiter nach Westen, um so mehr nimmt derselbe zu, doch erreicht er an der Oberfläche überhaupt nur 1%. In einer Tiefe von 22 Metern findet man allerdings $2\frac{1}{4}$%, aber die ist den Badenden wohl nicht zugängig. Viel bedeutender ist der Salzgehalt der Nordsee, er beträgt sogar an der Oberfläche $3\frac{1}{3}$%. Gleichwohl machen sich auch bei ihr die Süßwassereinmündungen so weit geltend, daß nicht bloß das nahe am Kontinent gelegene Norderney, sondern auch das weiter entfernte Helgoland einen merklich geringeren Salzgehalt zeigen als z. B. Sylt. Allerdings trifft diese Wahrnehmung nicht überall zu, denn nicht weit von der Mündung des Rhoneflusses in die Bai von Marseille ist der Salzgehalt des Mittelmeeres ein so großer, daß gerade bei Cette große Mengen desselben gewonnen werden. Ich badete einmal im Jahre 1881 in der Bucht von Genua und empfand hinterher, obwohl die Hitze nicht besonders groß war, ein lebhaftes Brennen in der Haut, während ich bei einem Bade vor Jaffa trotz der höheren Temperatur und des höheren Salzgehaltes weniger empfand. Das tote Meer, welches am Jordaneinfluß nur 2,4%, in seiner Nordwestecke, da wo man gewöhnlich ein Bad zu nehmen pflegt, $20\frac{1}{2}$% Salze enthält, hat ein so hohes spezifisches Gewicht, daß der Mensch in der That wie ein Kork auf dem Wasser schwimmt. Bei der kristallklaren Beschaffenheit seines Wassers und seiner im Vergleich zur Lufthitze angenehm erfrischenden Temperatur erscheint ein Bad in ihm zunächst höchst angenehm; man muß indes diesen anfänglichen Genuß bald teuer bezahlen, denn bei dem folgenden Ritt durch den Sonnenbrand macht sich die fast ätzende Wirkung dieses Bades in einem qualvollen Brennen und Jucken über die ganze Haut geltend, welches auch durch ein Bad im Jordan nicht ganz beseitigt wird. Haben wir hier also eine äußerst intensive Wirkung eines Salz-

bades vor uns, so drängt sich natürlich die Frage auf, ob denn von dem Salzgehalt des Meerwassers überhaupt viel in den menschlichen Organismus eindringt. Diese Frage ist aber zu verneinen; ein Übergang der Salze in das Blut kommt beim Baden nicht vor, wohl aber findet eine Durchfeuchtung der äußersten Hautschichten mit Salzwasser statt, um so mehr, je länger das Bad dauert und je höher seine Temperatur ist. Hierdurch wird eine Reizung der Haut bewirkt, welche eine gewisse vermehrte Blutzufuhr herbeiführt und noch längere Zeit nach Beendigung des Bades andauernd jenes behagliche, mollige Gefühl bewirkt, das jedermann bekannt ist. Bei sehr zarter, ohnehin reizbarer Haut tritt sogar durch die Seebäder nicht selten ein Badefriesel in Form stecknadelknopfgroßer Bläschen mit rotem Hofe auf; aber den findet man nicht bloß nach den stärkeren Nordsee-, atlantischen- und Mittelmeerbädern, sondern auch nach dem viel geringeren Salzgehalt der Ostsee. Mit der Kongestion zur Haut ist eine stärkere Thätigkeit der Hautdrüsen, daher vermehrte Sekretion verbunden, und hierdurch wird eine erhöhte Wärmeabgabe in Folge stärkerer Verdunstung von der Körperoberfläche bewirkt. Dadurch nehmen die Absonderungen innerer Organe ab.

Der zweite Factor beim Seebade ist dessen Temperatur. Diese ist in den erwähnten Meeren je nach ihrer Lage und nach ihrem Salzgehalt ebenfalls verschieden, jedoch nicht so sehr als der letztere. Sie beträgt in der

Ostsee	in den Sommermonaten	16—17° C.
in der Nordsee . .	" " "	16—22° C.
im atlantischen Ocean	" " "	20—23° C.
im Mittelmeer . .	" " "	22—27° C.
im indischen Ocean .	" " "	28° C.
im roten Meere . .	" " "	34.5° C.

Je höher der Salzgehalt, um so geringer ist die Verdunstung bei gleicher Temperatur. Die Mittelmeer- und Nordseebäder zeigen daher eine größere Gleichmäßigkeit der Temperatur als die Ostseebäder und diese wieder mehr als die Süßwasserbäder. Sie erwärmen sich langsamer, bleiben aber auch länger warm und werden bei gleichen Temperaturgraden nicht so kalt als jene empfunden, weil die beträchtliche Bewegung, in der sich das Meer oft befindet, die Gewalt, mit der eine kräftige Welle unsere Körperoberfläche trifft, den die Hautadern zusammenziehenden Effekt der niederen Temperatur rasch wieder ausgleicht und so der zuerst in dem kalten Wasser aufgetretenen Bläße der Haut eine merkliche Röte, d. h. erhöhte Blutzufuhr folgen läßt. An Meeresgestaden, wo weder der Salzgehalt noch der Wellenschlag ein beträchtlicher ist, sind die Badewärter oftmals bemüht, die durch jene bewirkten Hautreizungen zu ersetzen. So werden in einigen russischen Ostseebädern die dort häufigen Quallen oder Teile derselben noch besonders den Bädern zugesetzt, weil sie eine stark hautrötende und Brennschmerz verursachende Eigenschaft besitzen. In den mehr westlich gelegenen Ostseebädern wird der aus dem Bade Herausgetretene in dem Badelaken von dem Badewärter tüchtig abgerieben, und in Norderney folgt der Badewärter dem zum Badekarren Zurückeilenden, indem er in einem Eimer Seewasser mit recht viel Sand schöpft

und den Inhalt des Eimers mit einer gewissen Vehemenz gegen den Rücken des Badegastes schleudert. Ein sehr energisches Verfahren! In Sylt dagegen, wo die Wellen so stark sind, daß sie die Badenden nicht selten an den Strand werfen, und wo auch der Sandgehalt der Wellen oft ein recht bedeutender ist, ist eine solche künstliche Zuthat nicht nötig. — Die Stärke der Seebewegung hängt natürlich von der Stärke und Richtung des Windes ab; in dieser Hinsicht sind die Ost- und Nordseebäder Deutschlands auch sehr verschieden. Weitaus am kräftigsten von allen ist Sylt, welches nicht bloß bei Nord-, Nordwest- und West-, sondern auch bei südwestlichen, ja fast südlichen Winden tüchtige Wellen hat, so daß an seinen Gestaden bei tiefster Ebbe mit Wellen gebadet werden kann. — Die Möglichkeit, auch bei starker Brandung zu baden, hängt freilich sehr wesentlich auch von der Beschaffenheit des Bodens ab, je sandiger derselbe ist, je weniger Steine er hat, um so besser. In dieser Beziehung ist von den Nordseebädern wohl Norderney, von den Ostseebädern wohl Heringsdorf am günstigsten situiert. Man unterschätzt hierbei die Kraft der Wellen sehr leicht. So badete ich einmal in Ventnor an der Insel Wight bei starker Brandung, obwohl man mich ausdrücklich gewarnt hatte. Die erste Welle gleich warf mich mit Macht auf den steinreichen Boden, und da verschiedene größere blutende Hautabschürfungen die Folge dieses Falles waren, nahm ich vor der folgenden Welle so rasch als möglich Reißaus. An solchen Seebadeorten müssen die Bäder oft Tagelang ausgesetzt werden, und nur sehr muskulöse Individuen können den Gefahren eines solchen Strandes trotzen. Ich kenne kein Seebad, welches dagegen so günstig angelegt ist wie Biarritz; dort hat man nicht weit von dem früheren kaiserlichen Palais, wo die Fluten sich an zwei hohen Felsen brechen, das prachtvollste Wellenbad; dann wenige Schritte weiter ein köstliches Schwimmbad in ganz ruhigem Seewasser und zwar in einer mit schmalem Eingang versehenen Bucht, in welcher ein kleiner Felsen sogar den Kopfsprung in die klare, tiefe See ermöglicht; am Port des Basques endlich, dicht neben dieser Bucht, rollen über sandigen, flachen Boden die Wellen in großer Länge und Gleichmäßigkeit heran. Hier ist also jede Art von Seebad möglich, und man hat die Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen zwischen den Schwimm- und Wellenbädern, aber auch zu sehen, wie die letzteren bei weitem von den meisten bevorzugt werden. Man hat zwar behauptet, die Wirkung der Wellen werde in den Ostseebädern durch die Schwimmbewegungen völlig ersetzt; dem ist aber in der That nicht so; die letzteren sind bei weitem nicht so kräftig. Der Wellenschlag wirkt als starker mechanischer Reiz erregend auf die Empfindungsnerven der Haut und fördert dadurch die Herzaktion und die Wärmeproduktion, außerdem befreit er die Hautoberfläche von den an ihr sitzenden Schuppen, von Staub und dem angetrockneten Sekret ihrer Drüsen und begünstigt dadurch wesentlich die für das Wohlbefinden so notwendige Hautatmung. Man kann sich daher an solchen Orten, wo in der Regel starke Wellen sind, wie besonders in Sylt, von dem bedeutenden Unterschiede in diesen Bädern überzeugen; die bei starkem Ostwind und glatter See zu nehmenden Schwimmbäder sind, wie dort jedermann bekannt ist, lange nicht so erquickend und stärkend wie die Wellenbäder. Von manchen Badegästen wird der Kampf mit den Wellen grade-

zu als eine Art Sport betrieben, und es ist keine Frage, daß dadurch in der That bei schwächlichen, nervösen Individuen ein wohlthätiger Einfluß erzielt werden kann, insofern hierbei eine erhöhte Energie, eine Hebung des Vertrauens zur eigenen Kraft und Leistungsfähigkeit erzielt wird. Doch wird diese Übung von vielen auch übertrieben und dann schadet und schwächt sie nur, ebenso wie ein zu langer Aufenthalt im kalten Seebade. In der Regel sollte derselbe 5 Minuten nicht übersteigen, so daß die Wärmebildung mit der Wärmeabgabe des Körpers gleichen Schritt hält und die Abkühlung desselben nur einige Zehntelgrade beträgt, denn wo sie 1° und mehr erreicht, ist sie bestimmt nachteilig.

Die Einwirkung des Salzwassers an und für sich verlangsamt die Zirkulation wahrscheinlich durch die Erweiterung der Hautkapillaren. Wenn man also nach dem Seebade in der Regel den Puls beschleunigt, die Pulskurve erhöht, die Zirkulation kräftiger findet, so sind das Effekte der starken Muskelbewegung im Bade, wodurch die Wärmebildung gefördert und zum schnellen Ersatz des Wärmeverlustes beigetragen wird. Endlich sind auch bei der Wirkung des Seebades die kräftigen und tiefen Atemzüge in einer an Salzwasser sehr reichen Luft wohl zu berücksichtigen, da sie in der That Salzwasserinhalationen gleichkommen. Die Wirkungen aller dieser Faktoren zeigen sich nun in der ersten Zeit in einem gewissen Grade von Müdigkeit, bisweilen sogar in einer gewissen Abgeschlagenheit, in erhöhter Neigung zum Schlaf und namentlich in sehr erhöhtem Appetit bald nach dem Bade, welchem dann das Gefühl des Behagens und der Kräftigung folgt.

Diese Erscheinungen werden wesentlich unterstützt durch den weiteren Aufenthalt am Strande. Nicht bloß die Haut, auch unsere übrigen Sinnesorgane werden hier fortdauernd in hohem Grade beeinflußt. So wird zunächst unser Ohr durch die fortwährende Bewegung der See lebhaft in Anspruch genommen. Bald umspült das Meer nur leise murmelnd die Ufer, leise nagend an seinen Konturen, bald wiederholt sich in gleichmäßigem Kommen und Gehen das plätschernde Fallen der Wellen, bald stürmt es in Eile heran, um in klagenden Tönen tief aufseufzend zurückzusinken oder:

> Tief geheimnisvoll wie des Weltenschicksals
> Stimme tönt sein Donnergebrüll ins Ohr uns
> Ehern, rauh, hohnlächelnd so vieler Völker
> Wiegen- und Grablied.
>
> H. Leuthold.

Aber — so unmelodisch seine Töne manchem erscheinen, so wenig sie ein jeder ertragen kann, so sehr sie manche beunruhigen, aufregen und schlaflos machen, so bald ändert sich doch dieser Eindruck bei vielen, und mancher vermißt dann, wenn er mit dem Gang über die Dünen unter den Wind und in ruhige Umgebung gekommen ist, mit einer gewissen Wehmut das stete Rauschen der See; es ist ihm, als ob sie ihm noch so viel Liebes zu sagen hätte, was er nun nicht mehr zu hören bekäme; oder als ob er aus einem Konzert fortgegangen sei, dessen schönster Teil erst nach seinem Fortgehen zur Aufführung kommen sollte. Und

vielfach haben die deutschen Dichter diese Einwirkungen auf das Gemüt des Zuhörers, die beruhigenden wie erregenden, besungen, indem der eine rühmt:

Doch des Lebens erbärmlicher Sorgendrang
O wie sinkt er zurück, wie vergeff' ich ihn,
Wenn die Wogenmusik und der Schaumgesang
Durch das hoch aufschauernde Herz mir ziehn! H. Allmers.

Ein anderer dankt ihm mit den Worten:

„Dein Wogen und Dein Wellenschlag
Entriß mich träger Ruh'." Zeise.

Eichendorff hingegen klagt:

Ewig muntres Spiel der Wogen,
Viele hast du schon belogen,
Mancher kehrt nicht mehr zurück.
Und doch weckt das Wellenschlagen
Immer wieder frisches Wagen
Falsch und lustig wie das Glück."

Aber am vollsten umfaßt ihre Wirkungen doch Martin Greif, wenn er singt:

Laute Woge des Meeres
Schwellend und immer
Wieder zerschellend
Dringst du zur Seele
Und erweckst ihr seltsam
Beides — Durst nach Thaten,
Und betrachtende Ruhe!

Nicht minder wie das Ohr nimmt unser Auge lebhaften Teil an dem Leben der See. Anfangs werden ja manche von den zahlreichen Lichtreflexen der Meeresoberfläche geblendet, und die Empfindlichkeit unserer Netzhaut erscheint nach dem Bade noch größer als vorher, offenbar weil die Augen als periphere Organe an dem Blutandrang, welcher durch das Bad nach der Körperoberfläche bewirkt wird, teilnehmen. Daher thränt das Auge leichter, wenn man bald nach dem Bade liest, und es bedarf der Ruhe mehr. Welch' einen köstlichen Anblick gewähren ihm dann die verschiedenen Färbungen des Meeres, die grüne, über den seichten, die tiefblaue über den tiefen, und nun gar erst das Meerleuchten:

Plötzlich hebt sich aus dem feuchten,
Stillen, tiefen Meeresgrund
Weiches, wunderbares Leuchten:
Ein Geheimnis thut sich kund:

Jede Kräuselwelle flimmert
Silberblauen Funkentanz,
Und die weite Fläche schimmert
Märchenhaft in eignem Glanz!

Was verborgen schien und dunkel,
Ganz von Rätselduft erfüllt,
Hat in mildem Lichtgefunkel
Seine Seele halb enthüllt.

Ja der Weltenseele Augen
Schaun mich an mit milder Glut;
Und aus ihren Tiefen saugen
Meine Adern neues Blut.

K. Woermann.

Zu den herrlichsten Eigenschaften des Meeres gehört die Durchsichtigkeit seines Wassers; die Lichtstrahlen dringen über 90 Meter tief ein, und die Durchsichtigkeit hängt teils mit seinem Salzgehalt, teils mit seiner Temperatur, teils mit seiner Reinheit zusammen. Bekannt ist, daß der Luftschiffer Moret in einer Höhe von 1700 Metern den 60—80 Meter tiefen Meeresgrund so klar sah, daß er ihn aufzeichnen konnte, ferner, daß man bei Nowaja Semlja in einer Tiefe von 450 Fuß die auf dem Boden liegenden Muscheln erkennen konnte. So bezaubernd ein solcher Anblick wirken kann, so ruft er zuweilen doch auch unangenehme Empfindungen in uns hervor: so ist bei den Antillen nach Schöpf das Wasser so durchsichtig, daß der Kahn, in welchem man fährt, in der Luft zu fahren scheint und daß, wer nicht daran gewöhnt ist, leicht von Schwindel befallen wird. Andererseits ist bekannt, daß Kahnfahrten auf See vielleicht durch den hohen Ozongehalt, der auf dem Meere vorhanden, vielleicht durch die leichte, schaukelnde Bewegung des Körpers oder aber durch die mannigfaltigen Einwirkungen auf unser Auge außerordentlich beruhigend, ja schlafbringend wirken.

Absolut klar und rein ist nun das gewöhnliche Meerwasser nicht, diese Eigenschaft besitzt nur das Wasser des toten Meeres; aus dem gewöhnlichen Meerwasser setzen sich beim Stehen organische Substanzen in nicht unbeträchtlicher Menge ab, welche von Tieren und Pflanzen herstammen. Von diesen rühren auch die Spuren von Jod her, welche fast in jedem Seewasser nachweisbar sind, während Brom sich nicht immer in demselben findet. Natürlich sind so kleine Mengen nicht im stande, irgend eine Wirkung auf den menschlichen Körper auszuüben. Somit rührt nicht von ihnen, sondern von zerfallenden organischen Substanzen der Geruch des Seewassers her, wovon man sich zur Zeit der Ebbe teils an den ausgeworfenen Mengen von Seetang, teils durch eine Wanderung auf den bloßliegenden Buhnen leicht überzeugen kann. Diese Einwirkungen des Seewassers auf die Geruchswerkzeuge sind den meisten weder angenehm noch nützlich, sie mußten hier indes erwähnt werden, um zu betonen, daß doch auch die Seeluft und selbst beim besten Seewinde nicht immer absolut rein und frei von organischen Beimengungen ist.

Mit einigen Worten wollen wir unter den Faktoren des Meeres, welche auf unsere Sinnesorgane mächtig einwirken, auch noch der Ebbe und Flut gedenken. Wie bekannt, kommt dieselbe im Ostseebecken und Mittelmeer fast gar nicht vor; in ersterem findet sie sich nur im westlichen Teil andeutungsweise. Alle Ostsee- und Mittelmeerbadeorte entbehren also nicht bloß dieses ungemein anziehende Schauspiel, sondern auch die mit ihm zusammenhängende rapide Zunahme der Luftfeuchtigkeit und des Ozongehaltes der Luft, wie der steten Wiederzunahme der Wellenstärke. Zum Teil wird dieser Ausfall bei ihnen aber gedeckt durch die köstlichen Kiefer- und Laubholzwälder, welche an den Gestaden der Ost-

see in Zoppot, Großmüsritz, am Heiligen Damm, in Kiel und Glücksburg und an vielen anderen Orten zu bewundern sind, und durch die Lorbeerhaine, welche Abbazias, und die Orangen und Pinienhaine, welche Nizza's und der Riviera Hügel bekränzen.

Bei dem Aufenthalt am Meeresstrande spielt schließlich auch der Sand eine nicht zu vergessende Rolle. Giebt er an manchen Orten der fröhlichen Jugend Gelegenheit, die wunderbarsten Bauten aufzuführen, welche auf alle mögliche Weise gegen die Meeresfluten geschützt werden müssen und deren gleichwohl immer wieder erfolgende Zerstörung ein aufregendes Schauspiel und neue körperliche Anstrengungen mit sich bringt, so wird er, in der Sonne rasch getrocknet und erwärmt, von jung und alt gern zum Ausruhen, ja zum Schlafen benutzt. Meines Erachtens wird der Gebrauch dieser Sonnen-Sandbäder oft übertrieben, und ich halte es nicht für gut, bald nach einem Bade resp. nach einem Frühstück sich im warmen Sande ohne allen Schutz den Sonnenstrahlen auszusetzen, wie man das so oft sieht; Kopfschmerzen, Katarrhe und andere Folgen treten danach häufiger ein, als das zugestanden wird.

Der Eindruck eines längeren Aufenthaltes in den Dünen ist allerdings ein ganz eigenartiger und von einem Arzte auf Sylt in anziehender Weise geschildert worden. Köstliche, einsame, lauschige Plätzchen, so sagt er, findet man überall in den Dünen. Hoch oben auf ihrem Kamme hat der Meereswind oft eine kleine Mulde gewühlt, in der wir im sonnendurchwärmten, glänzenden Sande liegen können, vor dem Windeshauch geschützt, und hinausschauen auf das weite, weite unendliche Meer und auf die grüne, im Ring ihrer Dünen friedlich ruhende Insel, über deren von Feldblumen übersäeten Feldern unzählige Lerchen jubilierend emporsteigen, so daß Lerchen- und Wellengesang über uns ineinanderklingt (Lahnsen). Da entwickelt sich im Menschen eine Stimmung, die ihn für alles Schöne und Edle ganz besonders empfänglich macht, und so erklärt es sich wohl auch, daß Carmen Sylva ihre ergreifenden Dichtungen der hochauflauschenden Jugend mit besonderer Vorliebe in den Dünen des herrlichen Sylt vorzutragen pflegte, wußte sie doch, daß an dieser Stelle die ohnehin so empfänglichen Gemüter von der Majestät der Dichterin und der Poesie ihrer Märchen in der großartigen Natur am tiefsten ergriffen sein würden.

Nun aber kommen wir endlich zu dem Element, welches bei dem Aufenthalt an der See wohl die allerwichtigste Rolle spielt, zu der Seeluft. Ihre Bedeutung wird am besten daraus ermessen, daß der erwachsene Mensch täglich etwa 10000 Liter derselben verbraucht. Mit welchem Behagen, welcher Wonne saugt der aus der dumpfen Studierstube oder aus dem Dunstkreis volkreicher Städte plötzlich an die See Versetzte die Seeluft ein; wie findet er sie so erquickend und labend, erfrischend und anregend:

Da weht um unsere Wangen der frische Meereswind,
Der kühlet Herz und Seele nach heißen Stürmen lind,
Der heilet manche Wunde und lindert manchen Harm
Und stählt zu neuen Thaten auf's neue Herz und Arm. O. F. Gruppe.

In vielen, vielen Liedern ist der wunderbaren Wirkung der Seeluft gedacht und auch die Frage, warum sie so heilsam sei, zum Teil beantwortet. Kein Zweifel zunächst, daß es vor allem der die Lüfte reinigende, ihre Luftschichten immer lebhaft bewegende Seewind ist, welcher eine wichtige Rolle für jenes belebende Gefühl spielt. Es gilt diese Behauptung jedoch nur von dem Winde, welcher wirklich über die See kommt, und zwar nicht bloß bei den kontinentalen, sondern auch bei den insularen Seebädern wie Sylt, Helgoland und Norderney. Die Bewohner und ihre Ärzte behaupten bestimmt, und die Badegäste können es nur zu oft an sich beobachten, daß, wenn der Wind an diesen Orten vom Lande kommt, er lange nicht so erfrischend, sondern häufig erschlaffend und unangenehm ist, ja daß er sogar auf Helgoland Atmungsbeschwerden und Erkrankungen der Respirationsorgane öfter nach sich zieht. Das ist eine Beobachtung, welche an viele frühere erinnert, von denen ich nur eine besonders prägnante hervorheben möchte. Balambangan ist eine kleine Insel von 45 Meilen im Umfange westlich von Borneo, zum Teil von stehenden Wässern, zum Teil von Sand bedeckt. 1773 ließen sich die Engländer daselbst nieder. Vom Oktober bis in den April bei anhaltenden Nordostwinden, welche von der See kommen, war die Garnison stets gesund. Vom April bis in den Oktober dagegen, bei anhaltenden Südwestwinden, herrschten daselbst bösartige Fieber, welche oft die stärksten Menschen in 12—15 Stunden wegrafften. Hier nahm offenbar der das sumpfige Land passierende Wind in Masse die schädlichen Keime vom Lande auf und wirkte so krankmachend. Wenn nun die Seewinde auch bei Sylt, ja sogar bei Helgoland, welches so weit vom Festlande abliegt, eine, wenn auch viel schwächere, ähnliche schädliche Wirkung haben, so kann es nicht die größere Kälte dieser Winde sein, sondern es müssen trotz der großen Entfernung vom Festlande die Winde ihre Schädlichkeit noch nicht eingebüßt haben, da wir wissen, daß besonders die Lungenentzündungen eben so wie die kalten Fieber durch pflanzliche Parasiten bewirkt werden. Indessen ist noch eine andere Erklärung möglich, doch davon später.

Außer ihrer steten Bewegung hat auch der große Feuchtigkeitsgehalt der Seeluft wesentlichen Anteil an ihrer Wirkung; dieser muß natürlich um so größer sein, je mehr der Wind von der See kommt und je stärker er ist. Diese und die Bewegung der Luft bedingen auch die stärkere Abkühlung des Körpers in ihr, da deren Feuchtigkeit eine bessere Leitungsfähigkeit für die Wärme bedingt. Zugleich übt aber die Seeluft durch die Stärke ihrer Wellen einen Reiz auf die Körperoberfläche aus, welcher den raschen Wiederersatz der verlorenen Wärme unterstützt.

Die größere Reinheit der Seeluft, welche so viele betonen, erklärt sich zum Teil aus ihrer Bewegung; Untersuchungen derselben an dem Gestade von Ostende haben außerdem statt 4—5 nur $2\frac{1}{2}$ Teile Kohlensäure in 10000 ergeben. Dagegen haben häufige Untersuchungen ihrer Mischungsverhältnisse zwischen Sauerstoff und Stickstoff keinen Unterschied von der Landluft konstatieren lassen.

Die Frage, ob die Seeluft auch Salzteile enthält, wurde auf Grund verschiedener Untersuchungen von Ärzten und Chemikern mit Bestimmtheit verneint.

In positivem Sinne aber wird sie ebenso bestimmt beantwortet von Allen, welche nur eine Zeitlang an der See gelebt haben. Nicht nur, daß die Sandgräser am Strande in der Regel die Salz- i. e. Chlorreaktion zeigen, nicht nur daß der am Strande Promenierende — wie ich das in Norderney besonders oft bemerkt habe — an den Augenbrauen und auf den Lippen Salzkristalle bekommt, die er fühlen, sehen und schmecken kann, Lindemann erzählt, daß bei starkem Winde sogar die Fenster des circa 60 m hoch gelegenen Leuchtturmes auf Helgoland mit Salzteilchen beschlagen. Und wenn man bei Sonnenschein und kräftigem Seewind vormittags von ferne den Rand der See beobachtet, so sieht man oft sehr deutlich, wie die See raucht, d. h. wie von dem Wogenschaum am Strande dampfähnlich, nebelgleich, fein verteilte Wassermengen sich in die Luft erheben. Daher klagen denn nicht selten auch nichtbadende Damen, daß ihre Gesichtshaut unter dem Einfluß des salzigen Belages leide. Wirkt nun dieses eingeatmete Salz auf die Schleimhäute wohlthätig ein, löst es Katarrhe, vermindert es die Reizbarkeit, so darf man ihm doch ebensowenig wie dem durch die Haut beim Baden eingedrungenen Kochsalz einen nennenswerten Einfluß auf den Stoffwechsel zuschreiben, denn dazu ist die auf diesem Wege rezipierte Menge im Vergleich zu der mit den Speisen eingenommenen, welche circa 30 gr pro Tag beträgt, doch viel zu gering.

Bekannte Klimatologen haben die Thatsache, daß trockene Luft sowie verminderter Luftdruck nervöse Aufregung, Schlaflosigkeit und Pulsbeschleunigung bewirkt, feuchte Luft und erhöhter Luftdruck dagegen Herabstimmung der Funktionen des Nervensystems, ruhigen Schlaf, verlangsamte Blutbewegung zur Folge hat, benutzt, um den leidenschaftlichen Charakter des Süd- und das ruhigere Temperament des Nordländers zu erklären — da ist aber meines Erachtens die Bedeutung der Luft zur Erklärung dieser Thatsache zu sehr in den Vordergrund geschoben.

Indessen wir haben die wirksamen Bestandteile der Seeluft noch keineswegs erschöpft, an hervorragender Stelle muß der Ozongehalt derselben erwähnt werden. Über die Bestimmung, Eigenschaften und Bedeutung dieses Körpers sind jedoch die Akten noch lange nicht geschlossen. Es steht fest, daß die größten Mengen dieses Gases sich überall da finden, wo erhebliche Quantitäten salzhaltigen Wassers verdunsten, also an Gradierwerken und an der See. Hierbei wird ein Teil des in der Luft enthaltenen Sauerstoffs, in welchem 2 Atome Sauerstoff zu einem Molekül vereinigt sind, ähnlich wie bei der stillen Entladung der Elektrizität durch die Luft in der Weise verdichtet, daß noch ein drittes Atom sich zu den beiden andern, aber zu einer viel loseren Verbindung gesellt, welches bei Berührung mit einem oxydierbaren Körper sofort an denselben abgegeben wird. So hat man die Zerstörung so vieler Farben in der Seeluft, namentlich der Anilinfarben, als Ozonwirkung erklärt, da das Ozon in dieser bleichenden Eigenschaft das Chlor sogar übertrifft.

Diese oxydierende Eigenschaft des Ozons ist nun von manchen Badeärzten sehr geschickt in ihren Schriften verwertet worden, um die heilkräftige Wirkung der Seeluft zu beweisen. „Es ist, so sagt z. B. eine Schrift dieser Art, durch zahlreiche Versuche erwiesen, daß das Ozon die in faulenden Flüssigkeiten be-

findlichen Schimmelpilze zerstört, daß in ozonhaltigem Wasser sich niedere Organismen nicht entwickeln, daß ozonhaltige Luft die Fäulnis tierischer Stoffe verhindert. Hieraus ergiebt sich, wie vorteilhaft in gesundheitlicher Beziehung eine Luft ist, in der die etwa hineingelangten Pilze durch ihren Ozongehalt rasch zerstört werden." Wenn dem nun wirklich so wäre, dann wäre ja das früher erwähnte Faktum, daß der Landwind an der See öfters krankmachend wirkt, leicht zu erklären; indem bei demselben dem Strande keine genügenden Mengen von Ozon zugeführt werden, könnten die in der Luft enthaltenen niederen Organismen ungehindert ihre schädlichen Wirkungen entfalten, und die Vorteile des Aufenthaltes auf hoher See wären ebenfalls durch den hohen Ozongehalt der Luft zu erklären. Es mag manches Richtige an dieser Auffassung sein, allein die bisher angestellten Experimente geben uns doch noch nicht ohne weiteres das Recht, dem Ozon eine so große Rolle zuzuschreiben. Es ist richtig, daß Weingeist- und Essighefe und Fäulnisbakterien durch Ozon gelähmt oder getötet werden, aber doch nur dann, wenn dasselbe nicht zu verdünnt ist, und ebenso sicher ist, daß Verdünnungen des Ozons, welche noch lange nicht so schwach sind als jene des atmosphärischen Ozons, die niederen Organismen unversehrt lassen. Also dürfte es doch sehr gewagt erscheinen, anzunehmen, daß die auch in der Seeluft nur vorhandenen minutiösen Mengen von Ozon wirksamer seien. Gleichwohl hat man kein Recht, jede Wirkung des Ozons in der Seeluft zu leugnen. Denn Tiere und Menschen, welche in ozonisierter Luft längere Zeit zubrachten, zeigten gewöhnlich bald Schläfrigkeit, einige sogar wirklichen Schlaf, falls nicht durch zu starke Ozonwirkung Kratzen im Halse und Husten eintrat. Und auch in den Fällen, in welchen kein Schlaf eintrat, machte sich nach einigen Minuten ein Gefühl behaglichen und leichten Atmens geltend, zuweilen mit heiterer Gemütsstimmung verbunden, ähnlich wie beim Lachgase. Sobald aber der das Ozon bereitende elektrische Strom unterbrochen wurde, hörten diese Symptome in längstens 15 Sekunden auf.

Wenn wir nun noch hinzufügen, daß die bisherigen Bestimmungen des Ozongehaltes der Luft doch noch sehr unvollkommene, höchstens approximative sind; daß ferner auch an der See diese Bestimmungen an demselben Tage fast immer sehr bedeutende Schwankungen ergeben, so wird man sich hüten müssen, dem Ozongehalt der Seeluft einen zu großen Wert beizumessen. Man kann dabei die Thatsache, daß er am Strande immer am stärksten vertreten ist und auch bei Nebel an der See sehr reichlich sich bildet und überhaupt in der Inselluft auch zu ebener Erde vorkommt und nicht bloß wie anderwärts bloß auf Dächern, Baumgipfeln und Turmspitzen angehäuft ist — trotzdem als Vorzug der Seeluft gelten lassen. Übrigens kommt es bekanntlich in der Nähe der Gletscher, über Wäldern, an Wasserfällen, auf betauten Wiesen, an großen Flüssen und Binnenseen, d. h. überall, wo große Mengen Wasser unter dem Einflusse starken Sonnenlichts verdunsten, ebenfalls in reichlicher Menge vor.

Teilt also die Seeluft ihren Ozongehalt mit manchen Luftschichten im Inneren des Landes, so hat sie doch noch eine Eigenschaft, die sie neben ihrer Reinheit vor allen anderen Luftarten auszeichnet, ja die ihr vielleicht den allergrößten Wert in

sanitärer Beziehung verleiht, das ist die große Konstanz, die lange Zeit andauernde Gleichmäßigkeit ihrer Temperatur. Das Wasser als schlechter Wärmeleiter wird langsamer von der Sonne erwärmt als das Land, verliert aber auch langsamer seine Wärme durch Strahlung; die Wolkenbildung über der Wasserfläche vermindert außerdem die Wärmeabgabe an die Luft, und so finden wir an der See die kühlen Sommer und die warmen Herbste und die geringe Abkühlung in der Nacht. Wochenlang schwankt im Sommer die Temperatur der Luft und des Wassers kaum um $1^1/_4$ Grad, eine Thatsache, die einerseits die günstige Wirkung dieser Luft auf gewisse Reizzustände der Respirationsorgane, andererseits auch das Fortkommen südlicher Pflanzen in nördlicheren Breitegraden erklärt. In Helgoland gelangt beispielsweise die Feige und Maulbeere im Freien zur Reife und die Rose oft noch im Dezember zur Blüte; in Norderney gedeiht der Evonymus japonicus im Freien auch im Winter; in Wyk auf Föhr reifen Wein und Edelkastanien, und in Boldixum kann man unter Lorbeerbäumen sitzen so schön, wie man sie nur jenseits der Alpen findet. Das sind wohl die besten Beweise für die Milde und Gleichmäßigkeit des Seeklimas.

Seine Bedeutung für den Menschen hat sich nun aber in neuester Zeit durch Untersuchungen herausgestellt, welche, höchst interressant, hier etwas näher besprochen werden müssen. Es haben nämlich die Forschungen des Dr. V. Kremser im Königl. Preuß. metereologischen Institut ergeben, daß die tägliche Veränderlichkeit der Temperatur der Luft vom Meere in dem Kontinent hinein zunimmt und um so größer ausfällt, je stärker das Land gegliedert ist. Am größten sind sie daher in dem höheren Gebirge, etwas geringer in den mitteldeutschen Berglanden, noch niedriger an Main und Mosel, an vierter Stufe steht das Küstenland der in Nord- und Ostsee von Hela bis Emden, und endlich die unterste, fast mit Neapel gleichstehende Stufe besetzen bie Nordseeinseln, bei welchen die Veränderlichkeit der Temperatur von einem Tage zum andern im Mittel von wenigstens fünf Jahren noch nicht 1,5° C. beträgt. Hieran schließt sich nun die merkwürdige Wahrnehmung, daß mit der erhöhten Temperatur zugleich auch von Landschaft zu Landschaft die Todesfälle zunehmen und zwar nicht etwa um Bruchteile, sondern vom Meeresstrand bis zur Höhe des Gebirges um fast 33 Prozent (Hohenzollern hat nach Kremser's Untersuchungen als durchschnittliche Sterblichkeit pro Mille 32 bei 2° täglicher Temperaturschwankung, Schleswig-Holstein dagegen bei 1,4° C. nur 22!) Weitere Untersuchungen in dieser Beziehung sind natürlich noch notwendig, doch geht aus dem Gesagten, wie es scheint, hervor, daß das Seeklima der menschlichen Gesundheit zuträglicher ist als das Gebirgsklima.

Das stimmt nun auch mit vielen Beobachtungen, welche man bei Insulanern oder Küstenbewohnern machen kann und von denen wir einige der merkwürdigsten hier zitieren wollen: Im vorigen Jahrhundert, als auf der Insel Helgoland noch Blatternepidemien vorkamen, die Ernährung und das Wasser schlecht und ärztliche Hilfe nur schwer zu haben war, starben pro Jahr daselbst 25 von 1000 Einwohner, während in den letzten 25 Jahren nur 19,5 pro Mille unterlagen.

In demselben Jahrhundert betrug das Durchschnittsalter nur 24 Jahre, ist aber in unserem Jahrhundert auf 49 Jahren gestiegen. Ja im Jahre 1888 starben in Helgoland sogar nur 10 von 1000 Erwachsenen und darunter 7 über 70 Jahre alt. Gegenüber der in Deutschland gewöhnlichen Lebensdauer von 30—40 Jahren erreichten die Helgoländer im letzten Jahrzehnt eine solche von 54 Jahren! (Lindemann). Diese viel längere Lebensdauer der Insulaner ist nun hauptsächlich dem Seeklima, nicht etwa den Seebädern zuzuschreiben, da, wie bekannt, Küstenbewohner und Insulaner am allerwenigsten baden, und von vielen Seiten, besonders aber von dem verstorbenen Prof. Beneke in Marburg ist denn auch schon längst der Satz urgiert worden, daß überhaupt die Seebäder nicht die Hauptsache bei dem Aufenthalt an der See, sondern nur eine Unterstützung der Seeluftwirkung bildeten.

Es ist ferner vielseitig konstatiert worden, daß die Insulaner und Küstenbewohner in der Regel muskulöser als die der Kontinents sind und daß sie — die Frauen mit eingeschlossen — trotz des reichlichen Genusses von Kartoffeln, Gemüse, Brot und Branntwein sehr selten fett sind. Die bewegtere Seeluft zwingt den Organismus, die größeren Wärmeverluste durch reichlichere Verbrennungen zu ersetzen. Obwohl also die Seeluft den Stoffwechsel lebhafter macht, den Appetit sehr anregt und das Körpergewicht in ihr meist nicht unbeträchtlich zunimmt, erscheint der Körper schlanker, kerniger, fettärmer. Ja, selbst Eingewanderte, welche korpulent sind, magern bei unveränderter Lebensweise und ungetrübtem Wohlbefinden auf den Inseln allmählich ab — daher der Ausdruck: die Seeluft zehrt. — Bemerkenswert ist ferner die sogenannte Immunität der Insulaner und Küstenbewohner gegen gewisse Infektionskrankheiten. Dr. Ingenhouß, welcher im vorigen Jahrhunderte 7 Jahre in Ostende praktizierte, machte schon auf die Thatsache aufmerksam, daß man dort sehr selten auf Leute stoße, die mit Engbrüstigkeit, Lungensucht, Faul- und Ausschlagsfiebern belastet seien. Bekannt war ferner von den Einwohnern von Malta, daß sie selten von solchen Krankheiten befallen würden. Dr. Lindemann, der einzige Arzt auf Helgoland, sah in den letzten $4^1/_2$ Jahren keinen Fall von Masern, Scharlach oder Diphtheritis. Aber das ist doch nur ein glücklicher Zufall zu nennen, denn auch auf weit entlegene Inseln können jene Ansteckungskeime gelangen und mit derselben mörderischen Gewalt wüten wie auf dem Kontinent. Einen Beweis hierfür liefert uns aus neuester Zeit die Nordspitze der Insel Sylt mit ihrer kleinen Ortschaft List. Dorthin wurde im Dezember 1888 durch eine kinderreiche Familie von einer andern westfriesischen Insel her die Diphtheritis verschleppt, und in dieser Familie starben drei, in einer anderen von ihr infizierten im Januar 1889 vier und an den Folgen der Diphtheritis im April noch eine fünfte, d. h. es starben über 7 Prozent aller Bewohner. Diese traurige Epidemie beweist wohl zur Genüge, daß denn doch der Seewind und Kälte und Ozon nichts ausrichten, solche Feinde zu zerstören oder auch nur ihren Transport zu erschweren! Ähnlich liegt es mit der Unempfänglichkeit der Insulaner für Tuberkulose. Manche Ärzte nehmen die Thatsache, daß Lungenschwindsucht bei denselben selten

vorkommt, für erwiesen an, wenn sie auch noch nicht beweisen können, worauf diese Immunität beruhen soll. Man glaubt einerseits, daß die kräftige Konstitution der Inselbewohner sie widerstandsfähiger gegen den Tuberkelbacillus mache, und sucht andererseits, aber gewiß mit Unrecht, ein Präservativ gegen die Einimpfung mit dieser Krankheit in der ozonreicheren Luft. Diese Momente reichen jedoch zur Erklärung keineswegs aus. Es ist allerdings Thatsache, daß Fremde sich an den Seeküsten und auf den Inseln seltener erkälten, auch daß Insulaner wenig von Rheumatismen befallen werden; es ist ferner Thatsache, daß Lungenerkrankungen, welche unter dem stetigen Einflusse von Staub- und Kohlendunsteinatmungen nicht zur Heilung kommen können, in der Seeluft verhältnismäßig rasch heilen, daß endlich die sogenannten Heufieberkranken im Unterlande von Helgoland sich ganz frei fühlen, während sie in dem 40 Meter hohen Oberlande, wo etwas Gras wächst, oft ein wenig von ihren Anfällen geplagt werden. Von einer wirklichen Immunität gegen Tuberkulose kann aber, wie die Mortalitätsverhältnisse der Insel Sylt am besten beweisen, sicher keine Rede sein. Diese Insel, nicht so weit vom Festlande entfernt als Helgoland, aber doch durch ein recht breites Wattenmeer von ihm getrennt, nur unbedeutend nördlicher gelegen als Helgoland und in ihrer mittleren Jahrestemperatur nur um $1/2$ Grad Celsius von Helgoland abweichend, hat, obwohl derselbe Volksstamm dieselbe bewohnt, welcher Helgoland besitzt, nicht bloß tuberkulöse Erkrankungen aufzuweisen, sondern sogar recht häufige Todesfälle an ihnen zu verzeichnen. Man schiebt diese Häufigkeit teils auf die immer noch sehr verbreitete Inzucht, teils auf schlechte Wohnung und Kost (kaltes Pökelfleisch mit heißen Kartoffeln), teils auf die durch Seefahrer verbreiteten Krankheiten, teils endlich auf den häufigen Alkoholismus. An der schlechten Wohnung sind die immer massenhafter dahin zusammenströmenden Fremden mit Schuld, indem sie die Insulaner verleiten, jeden nur irgend verfügbaren Raum zu vermieten und ihre zahlreiche Familie in die engsten Räume zusammen zu drängen. Ungeachtet der kurzen Nächte im Sommer und des viel längeren Aufenthalts im Freien kann eine derartige Zusammenpferchung für die Verbreitung der Tuberkulose nur begünstigend wirken. Trotz alledem ist die Morbidität und Mortalität auch auf Sylt der günstigen Wirkung des Seeklimas entsprechend, und wir haben diese Thatsachen hier nur angeführt, um vor allzugroßem Enthusiasmus zu warnen und zu raten, auch nicht zu viel von der Seeluft zu erwarten, weil man ihrem wohlbegründeten Ruf dadurch nur schaden kann.

Daß die Inselluft der Küstenluft und jener wieder die Luft mitten auf hoher See vorzuziehen ist und die letztere besonders heilkräftig wirkt, ist schon lange bekannt; daher errichtete man schon 1764 bei einer schweren Epidemie bösartiger Fieber in Neapel mit bestem Erfolge Lazarette am Seestrande, daher schlugen Lind und Monro schon in jener Zeit der englischen Regierung die Einrichtung von Kriegsschiffen zu Hospitälern in fieberreichen Gegenden vor, daher begeben sich noch immer die in Indien, namentlich in Kalkutta lebender Europäer, so-

bald sie vom Fieber ergriffen sind, auf ein Lootsenschiff und bleiben dort bis zu ihrer Genesung.

Auf Grund aller dieser Thatsachen hat man nun ärztlicherseits den längeren Aufenthalt an der See eventuell in Verbindung mit Seebädern besonders angewandt bei allen denjenigen, welche durch schwere geistige Anstrengungen in einen Zustand hochgradiger Nervosität versetzt worden sind. Man hat ihn ferner auch bei wirklichen Nervenleiden, angeborenen und erworbenen, mit sehr gutem Erfolg in Anwendung gebracht. Wenn aber früher das kalte Seebad auch gegen Wasserscheu und Tobsucht gebraucht wurde, wenn noch so bedeutende Ärzte des vorigen Jahrhunderts wie Boerhaave und van Swieten der großen Furcht und Erschütterung, unter welcher der Kranke wider seinen Willen mit Gewalt zu wiederholten Malen bis beinahe zur Erstickung untergetaucht wurde, die angeblichen Erfolge zuschrieben, wenn noch ein englischer Arzt, Dr. Willis, zur Heilung einer wahnsinnigen Königin von Portugal zu Ende des vorigen Jahrhunderts die kalten Seebäder in Anwendung brachte, so ist man von so heroischen Eingriffen längst abgekommen, weil man sie nicht bloß als erfolglos, sondern als schädlich erkannt hat.

Mit den übrigen Anzeigen für den Gebrauch der Seebäder möchte ich Sie nun nicht weiter behelligen, Sie wissen jedenfalls schon, daß man sie in der Rekonvalescenz von den verschiedensten Krankheiten, bei Migräne, gewissen Graden von Bleichsucht und Schwächezuständen überhaupt mit ausgezeichnetem Erfolg anwenden kann, wenn nur die inneren Organe, speziell Herz und Nieren gesund sind. Da nun Erkrankungen dieser Organe im höheren Alter recht häufig sind, so gab man die Vorschrift, Personen über 60 Jahre vor dem Gebrauch der Seebäder zu warnen; von dieser Regel kann der Arzt jedoch viele Ausnahmen gestatten, und ein Triester Arzt, Dr. von Goracuchi, erwähnt sogar einen über 80 Jahre Alten, der vom Anfang der Saison bis zu ihrem Ende seit langen Jahren täglich die kalten Seebäder in Triest gebrauchte und sich der besten Gesundheit erfreute.

In neuester Zeit hat man nun auch, gestützt auf die früher erwähnten Beobachtungen hinsichtlich der Konstitution der Inselbewohner, angefangen, Entfettungskuren an der Seeküste zu unternehmen und will schon gute Erfolge erzielt haben, wobei zum Troste für die zu Entfettenden hervorgehoben werden kann, daß das Entziehungs- und Bewegungsverfahren an der See sehr viel laxer gehandhabt werden kann wie im Binnenlande, weil, wie erwähnt, die Seeluft so prächtig mithilft.

Wenn man behauptet hat, Kinder unter 6 Jahren könnten von kalten Seebädern noch mehr Nachteile als Förderung haben, so ist diese Annahme nicht haltbar. Ich habe oft Kindern schon vom dritten Jahre an bei ruhiger See das Baden gestattet und möchte eine sehr richtige Bemerkung des vorhin erwähnten Triester Arztes hier noch zitieren, welcher sagt: Wir haben Fälle gehabt, wo das gar zu zarte Alter der Kinder uns den Mut nahm, Seebäder an-

zuraten, die Eltern, aber diese unsere gegründeten Besorgnisse nicht beachtend, sich dennoch, ihre Lieben im Arme, den ganzen Sommer hindurch Tag für Tag in das kalte Wasser stürzten und dafür zu unserem Erstaunen die große Befriedigung hatten, ihre Kleinen am Ende der Saison nicht nur von den Abweichungen der Wirbelsäule, sondern auch von den Verkrümmungen der Füße vollkommen hergestellt zu sehen."

Manchem mag diese Angabe wohl übertrieben erscheinen, das aber ist gewiß, daß gerade für kranke Kinder der Aufenthalt an der See die allerschönsten Heilerfolge zu erzielen vermag, eine Beobachtung, welche zu einem sehr wesentlichen Fortschritt in der Neuzeit geführt hat — ich meine die Errichtung besonderer Seehospize für kranke Kinder. War schon früher auf Dr. Russels Anregung, wie erwähnt, 1796 ein Seehospiz dieser Art in Margate errichtet worden, in welchem besonders die Anwendung der Seebäder kultiviert wurde, hat ferner England seitdem noch 33 Konvaleszentenhäuser an seinen Ufern errichtet, welche auch Kinder aufnehmen, bei denen jedoch der Aufenthalt an der See als wesentlichste Heilpotenz benutzt wird, so gründete später die Stadt Paris ein großes Hospital für 600 skrophulöse Kinder in Berck sur Mer, nachdem erkannt worden war, daß diese armen Geschöpfe in den städtischen Hospitälern mit jahrelangem Herumliegen doppelt, ja dreifach so viel an Verpflegungstagen gebrauchten als an der See und doch nicht so sicher als an dieser hergestellt wurden. An demselben Orte wurde dann das Hospital Rothschild für israelitische Kinder, später in Nizza das Asyl Froelund und in Cannes das Hospital Dollfus zu gleichen Zwecken gegründet.

Dann folgte Belgien mit Middelkerke und Venduyne; Holland mit Scheveningen 1866, Zandvoort und Wyk an See 1868; Dänemark mit Refsnaes auf Seeland und Rußland mit Oranienbaum. Italien hat sogar 20 dieser Seehospize allmählich angelegt, deren erstes in Viareggio bis 1882 schon 52000 kranke Kinder verpflegt hatte. Nordamerika hat einige Aufenthaltshäuser an der See für kranke Kinder, welche von Boston, Philadelphia und Newyork unterhalten, hauptsächlich für Säuglinge und deren Mütter sind. Als eine auch nachahmenswerte Einrichtung ist ferner das schwimmende Seehospiz der St. Johannesgemeinschaft in Newyork zu erwähnen, ein Dampfschiff, auf welchem täglich 1000—1500 Kinder bei guter Verpflegung eine Seefahrt machen. Deutschland allein war lange, lange hinter diesen lobenswerten Bestrebungen, der kranken Jugend diese Heilquellen auch zugängig zu machen, zurückgeblieben, bis es den unausgesetzten Bemühungen des trefflichen Professor Beneke in Marburg aus kleinen Anfängen, die er 1876 in der Diakonissenanstalt in Norderney begann, mit Hilfe unseres edlen Kaiser Wilhelm des Ersten gelang, ein großartiges Kinderhospiz auf Norderney zu gründen, welches 1886 eröffnet wurde. Inzwischen waren 1880 auch in Wyk auf Föhr wie in Zoppot und Groß-Mueritz an der Ostsee solche Heilstätten errichtet worden, und in Sylt ist ebenfalls schon der Anfang mit einer solchen gemacht worden. Die Kurdauer betrug in solchen bisher in der Regel 35—50 Tage. Abreibungen, Umschläge, Douchen

mit Seewasser, warme und kalte Seebäder kommen zur Anwendung bei den Kindern, und man machte bald die erfreuliche Wahrnehmung, daß besonders bei Skrophulose und allgemeiner Schwäche, bei Blutarmut, bei Asthma und den Katarrhen der Luftwege und in den ersten Stadien der Lungenschwindsucht sich der Aufenthalt an der See glänzend bewährte. Das gute Gedeihen der Kinder war nicht bloß in ihrem frischen Aussehen, in Abnahme der Krankheitssymptome, in Besserung des Appetits, sondern namentlich auch in einer fast konstanten, mehr oder minder bedeutenden Gewichtszunahme zu erkennen, welche in einzelnen Fällen, an der Ostsee sowohl als an der Nordsee, bis zu 8 Kilogramm betrug.

Dagegen wurde auch beobachtet, daß Kinder mit den Erscheinungen vorgeschrittener Lungenschwindsucht und mit Herzfehlern gewisser Art für den Aufenthalt in solchen Hospizen ungeeignet sind, weil diese Kranken nicht Widerstandsfähigkeit genug besitzen, um den Ansprüchen des gesteigerten Stoffwechsels, welche das Seeklima hervorruft, zu genügen.

Die Frage, welche Hospize, ob die an der Ost- oder Nordsee, sich mehr für bestimmte kindliche Erkrankungen und Konstitutionen eignen, ist noch nicht entschieden und überhaupt sehr schwierig zu entscheiden. Es ist leicht gesagt, daß der Aufenthalt an der Ostsee gewissermaßen die mildere Dosis eines Nordseeaufenthaltes sei; so einfach liegt die Sache nicht, und man hat auch bei sehr schwächlichen Kindern an der Nordsee vorzügliche Erfolge gehabt. Es ist bekannt, daß die Südländer — Italiener, Franzosen und Spanier — gegen den Gebrauch der Seebäder nach dem Monat September ein Vorurteil haben, daß sie also, obwohl der Unterschied in der Temperatur des Wassers und der Luft gegen die vorhergehende Zeit nur gering ist, doch ungünstige Erfahrungen mit den späteren Bädern gemacht haben müssen. Auch Dr. von Goracuchi führt an, daß das Wasser in den südlichen Meeren Europas, sobald es etwas kälter als gewöhnlich werde, den mit Drüsenanschwellungen behafteten Individuen nicht gut bekomme, so daß dieselben oft schon während des Badens einen Schmerz in den Drüsen fühlten und nachher eine größere Anschwellung bekämen. Andrerseits sind häufig Personen, welche die Kur in der Nordsee ohne alle Besserung gebraucht hatten, durch den Gebrauch südlicher Bäder in der offenen See von ihren Drüsenanschwellungen befreit worden. Wir stehen hier noch sehr vielen Rätseln gegenüber, welche sich nicht mit den uns bisher bekannten Thatsachen lösen lassen. Zu ihrer Erledigung werden aber die vergleichenden Beobachtungen in den verschiedenen Seehospizen wesentlich beitragen, wenn nämlich die Verteilung der hilfsbedürftigen Kinder auf jene Hospize nicht mehr bloß der Nähe der letzteren entsprechend, sondern streng nach bestimmten Indikationen stattfinden wird und wenn man erst einer ganzen Reihe von Kindern nacheinander, je nach der Art des Erfolges, den Aufenthalt in verschiedenen Hospizen dieser Art an Ost- und Nordsee gewährt haben wird.

Als sich nun auch bei diesen Beobachtungen die Erfahrung immer mehr Bahn brach, daß überhaupt der Aufenthalt an der See und das Seeklima die Haupsache sei, da ging man denn auch einen Schritt weiter und

kam auf den Gedanken, daß die Seebadeorte auch die besten klimatischen Kurorte sein müßten und daß Überwintern an der See den nachhaltigsten Erfolg zu erzielen im stande sei. So wurden denn zuerst im Kinderhospiz von Norderney vor einigen Jahren mit 45 Kindern die Versuche der Überwinterung gemacht und zur größten Freude aller Beteiligten — auch dieses Verdienst gebührt wieder vorwiegend dem verstorbenen Beneke — sind die Erfolge bei Skrophulose, bei Blutarmut, bei Bronchialasthma und bei allgemeinen Schwächezuständen so günstige gewesen, daß die Fortsetzung dieser Kuren nun wohl für alle Zeiten gesichert ist.

Es würde daher im höchsten Grade zu beklagen sein, wenn das Vorurteil gegen solche Kuren, von welchem der letzte Bericht über jene Hospize noch spricht, nicht bald völlig überwunden würde und hunderten und tausenden kranker Kinder diese unbeschreiblichen Wohlthaten zu gute kämen. Je größer der Andrang derselben wird, um so weiter werden die Einrichtungen, um so größer die Zahl der in diesen Benutzungskreis gezogenen Inseln werden; dabei wird sich denn bald herausstellen, welche von ihnen am meisten zu diesen Kuren geeignet sind.

Auch die durch schönen Wald geschützten baltischen Gestade eignen sich, nach Ansicht hervorragender Ärzte, recht gut für Winterkuren, und so ist bereits in dem Ostseebade Glücksburg, auf einer Art Halbinsel der Provinz Schleswig gelegen, wo ein prächtiger Hochwald auf niedrigen Hügeln mit sandigem Untergrunde wirksamen Schutz gewährt, ein großes Hotel für nervenleidende und brustschwache Patienten zu einem Winteraufenthalt völlig eingerichtet worden.

Nicht jeder Teil der Küste, nicht jede Insel unsrer Meere wird sich zu solchen Anlagen eignen; diese Versuche sind ja auch noch in ihren Anfängen und werden noch lange Zeit mit dem längst eingebürgerten Zug nach den südlichen klimatischen Kurorten schwerlich konkurieren können. Daß sie aber eine Zukunft haben, ja eine glänzende Zukunft haben werden, das ist schon jetzt außer allem Zweifel. Jeder von uns, welcher weiß, welche Scharen von Deutschen ihrer Gesundheit wegen alljährlich nach dem Süden eilen, für welche im eignen Vaterlande vielleicht mehr noch als dort geleistet werden könnte, sollte nach Kräften bemüht sein, jene Bestrebungen zu unterstützen, zu fördern und anzuerkennen und zwar nicht bloß im Interesse unseres Vaterlandes, sondern weit mehr zum Glücke aller jener Kranken, denen der Aufenthalt im Auslande und selbst an den sonnigen Gestaden der Riviera doch nur eine traurige Verbannung ist; die das Nichthören der geliebten Muttersprache schon als schmerzlichen Mangel empfinden und welche bei ihrem leidenden Zustande in der fremden Sprache schon das Kalte und Liebeleere drückt, welches selbst die südlichste Sonne nicht zu erwärmen vermag. Was aber die kranken Kinder und deren Heilung an der See betrifft, so kann ich alle Wünsche für sie nicht besser zusammenfassen als mit den Worten meines seligen Freundes Ludwig Rhoden: Möge es nicht lange mehr dauern, bis auch unsere Städte diese Wohlthaten einsehen, und möge die werkthätige Mildigkeit unseres Volkes uns die Mittel nicht versagen, daß wir eine immer wachsende Zahl von Freistellen den Armen und Elenden für ihre Kinder darbieten können, bis unsere Seehospize dasjenige sind, was sie sein sollen, musterhafte Wohl-

thätigkeitsanstalten großen Stiles, arbeitend für Heilung und Erstarkung der werdenden Generationen."

Daß endlich durch diese Bestrebungen denen, welchen das Gebirge lieb ist und oft Erholung und Stärkung gebracht hat, nicht die Freude an demselben geschmälert werden soll, bedarf wohl keiner Versicherung und würde wohl auch eine vergebliche Mühe sein. Noch weniger wird man befürchten, daß durch sie die Bestrebungen jener edlen Menschenfreunde beeinträchtigt werden sollten, welche die Ferienkolonien zu hoher Blüte gebracht haben; sind diese für schwächliche, erholungsbedürftige Kinder, so ist der Aufenthalt an der See vorwiegend für kranke Kinder bestimmt. Auch braucht man kein Feind des Auslandes oder exklusiver Patriot zu sein, um die Berechtigung der vorher erwähnten Versuche nach jeder Richtung hin anzuerkennen. Mein Zweck konnte also nur der sein, Sie mit den neuesten Forschungen unserer Ärzte auf diesem Gebiete bekannt zu machen, die Resultate derselben zu prüfen, vor allzu sanguinischen Hoffnungen zu warnen, aber auch das Gute da anzuerkennen, wo es vorhanden ist, und Ihr Interesse für diese Frage so weit anzuregen, daß Sie im gegebenen Falle mit uns dieselben prüfen, hier wie überall zur Erforschung und Förderung der Wahrheit.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XI.

Die politisch zwecklos gebliebene Mobilmachung des Jahres 1859 hatte zwar auch die Vorarbeiten für die Armee-Reorganisation aufgehalten, aber sie hatte für die Förderung derselben andererseits doch wichtige indirekte Vorteile gebracht. Dieselben bestanden zunächst darin, daß es den militärischen und politischen Kreisen von neuem klar geworden war, daß die bestehende Heeres-Verfassung ganz ungenügend sei, da die Mobilmachung wieder ganz erhebliche Mängel aufgedeckt hatte. In empfindlichster Weise war es u. a. zur Geltung gekommen, daß die Armee im Frieden keinerlei Trainformationen besaß. Schon allein dadurch wurden die Kriegsvorbereitungen und die Mobilmachung unbeschreiblich erschwert und letztere in schädlichster Weise verzögert; nicht minder hatte sich die Schwerfälligkeit der Organisation bei Formation der Landwehrtruppen sowie die ungenügende Leistungsfähigkeit der letzteren von neuem erwiesen, obwohl kriegerische Leistungen noch gar nicht einmal von ihnen verlangt worden waren. Vor allem hatten sich diese Wahrnehmungen der hohen soldatischen Einsicht des Prinz-Regenten bemerkbar gemacht, der es schwer empfunden hatte, daß auch die politische Haltung Preußens in schädlichster Weise durch die Unzulänglichkeit seiner Armee beeinflußt worden war. Es war klar hervorgetreten, daß auch in Zukunft für den Herrscher selbst wie für seine Re-

gierung erst dann eine energische politische Aktion möglich sein würde, wenn die Stärke und Beschaffenheit des Heeres volles Vertrauen einflößten. Dieses aber fehlte und konnte nur wieder erlangt werden durch schleunigste Durchführung der von Roon vorgeschlagenen Reformen; auf Befehl des Prinz-Regenten sollte also nun auch nicht einen Tag mehr gezögert werden, diese ins Werk zu setzen.

Der erste Schritt dazu wurde durch die stattgehabte Mobilmachung sehr erleichtert. Die auf Kriegsstärke augmentiert gewesenen Landwehrtruppen wurden nämlich — was sonst bei der Demobilmachung hätte geschehen müssen — nicht aufgelöst, sondern in ihrer Mannschaftsstärke (unter Entlassung der ältesten Jahrgänge) nur reduziert, so daß sie etwa auf gleiche Kopfstärke gesetzt wurden wie die ebenfalls auf den Friedensstand zurückgeführten Linientruppen. Durchgeführt wurde diese Maßregel bei der gesamten Landwehr-Infanterie und einem Teile der Kavallerie, so daß also für den größten Teil der Armee provisorisch die Kriegsformation auch nach erfolgter Demobilmachung beibehalten wurde. Die auf diese Weise aus den Landwehr-Regimentern der Infanterie hervorgegangenen Truppenteile wurden bis auf weiteres „Landwehrstammbataillone," und „kombinierte Regimenter" genannt.

Zugleich war die Bearbeitung der Entwürfe bezüglich definitiver Reform der Heeresverfassung von neuem aufgenommen worden. — Roon hatte schon in den letzten Tagen des Juli Gelegenheit gehabt, den Fürsten von Hohenzollern in Düsseldorf zu sprechen und darüber seiner Frau u. a. berichtet:

„. . . . . . Später lenkte der Fürst das Gespräch auf Gegenstände von allgemeinem Interesse, die politische Lage, den plötzlichen Friedensschluß und Preußens Stellung zu demselben, die Armee-Reform u. s. w., welche letztere in der That beginnen zu wollen scheint, trotz Bonin, dessen Stellung (wie der Fürst äußerte) als Kriegsminister eigentlich ganz unhaltbar geworden ist, indessen bei der eigentümlichen Anhänglichkeit des Regenten an seine Umgebungen dennoch wohl behauptet werden wird. Meinen jüngsten Brief (über die nunmehrige Ausführung der Reform und einige andere Verhältnisse) habe er dem Regenten gegeben, aber bis zur Stunde noch nicht zurückerhalten. Man beabsichtige das und das (genau das von mir Vorgeschlagene), und er hoffe, es werde diesmal geraten. Dem konnte ich mich nicht anschließen, weil Bonin die Abwesenheit des Fürsten wohl zu benutzen wissen werde, u. s. w. Dieser meinte, er hoffe doch jetzt auf Erfolg."

Wiederholt hatte Roon es dankbar anzuerkennen, daß der Fürst von Hohenzollern den Reform-Plänen sehr günstig gesinnt und in loyalster Weise bemüht war, dieselben möglichst zu fördern und Bonin's Widerstand zu überwinden. Auch General Voigts-Rhetz, der von gleichem Eifer beseelt war, — weil von der Notwendigkeit der Reorganisation und den Gebrechen der Landwehr überzeugt — hatte sich schon früher (zu Roon) voll Lobes über den Fürsten geäußert:

„Der Fürst ist mir eine treue Stütze. Man muß diesen Mann von Herzen lieb gewinnen; er ist so offen, eine so ehrliche Soldaten-Seele wie wenige." —

Endlich, Anfang September, zeigte es sich, daß die Hoffnung, welche der Fürst gehegt, nun wirklich ihrer Erfüllung entgegenging. Roon erhielt am 5. September eine vom 2. aus Ostende datierte Allerhöchste Kabinets-Ordre:

„Ich beauftrage Sie hierdurch, sich so bald als möglich nach Berlin zu begeben, um mit dem Kriegs-Minister in Betreff des Mir von Ihnen früher vorgelegten und durch das Allgemeine Kriegs-Departement umgearbeiteten Projekts einer Reorganisation der Armee in weitere Beratung, Behufs der Feststellung dieses Projekts, zu treten. (gez.) Wilhelm.

Freund Alvensleben, der mit dem Regenten in Ostende war, fügte noch folgende Erläuterungen hinzu (am 6. September):

„.... 1. Du mußt gleich nach Berlin, dem Wortlaute Deiner Ordre gemäß. Heute geht die Basis Eurer Arbeit dahin ab. Sie soll mit Ablauf des Monats fertig sein, ein schön Stück Arbeit ist es, also urteile selbst ob du Zeit übrig hast.

„2. Der Minister ist avertiert. Minister will sagen Gen.-Lieut. Hering, der Bonin vertritt, per Kabinets-Ordre, auch im Ministerrate. Die Ordres konnten nicht anders gefaßt werden. Du hast also mit Hering, nicht mit Bonin zu thun. —

„3. Deine Manöver kann jemand anders abhalten, Du hast Wichtigeres zu thun, und da die Minister die Kammer-Vorlagen schon im Oktober beraten müssen, die Armee-Reform aber unter denselben den ersten Platz einnimmt, so ist periculum in mora ....

„4. Der Prinz wird wohl bis nach dem Geburtstag der Prinzeß (30. d. M.) in Baden bleiben, dann am 3. Oktober der Einweihung die Rheinbrücke bei Cöln beiwohnen, von dort aber nach Berlin gehen. — Hiernach operire. . . .

Dein treu ergebener Alvensleben.

„Sei womöglich den 8ten. auf dem Kriegsministerium und laß Dir von Voigt-Rhetz meinen Brief zeigen . . ."

Über die weitere Entwickelung der Dinge geben wiederum Roon's eigene Aufzeichnungen (Briefe an seine Gemahlin) Aufschluß:

„Berlin (Taubenstraße 48) 10/9. 59.

.... „In der Hauptsache habe ich noch kein Urteil. Man hat mich höflich, ja freundlich empfangen, zeigt auch keinen üblen Willen gegen mich; bei alledem aber fühlt es sich heraus, daß man meint, ich hätte auch wegbleiben können, da die eigene Weisheit für ganz zulänglich gehalten wird. Das Merkwürdigste aber ist, daß Bonin vor seiner Abreise zu Kreuze gekrochen ist und sich mit dem aus den meinigen entstandenen Projekte vor Voigts-Rhetz einverstanden erklärt hat. Nun sollte die Sache ruhen, bis er aus Wiesbaden zurückgekehrt sei. Damit ist indeß der Prinz-Regent nicht einverstanden gewesen, sondern hat befohlen, die Arbeit bis zum Ende des Monats zum Abschluß zu bringen. Das nun zur Beratung vorliegende Projekt ist nun vom Prinz-Regenten in

mehreren Punkten angefochten worden, und das ist gut, weil der Herr in mehreren derselben entschieden recht hat, d. h. er kommt darin auf meine Vorschläge zurück.

Berlin, 16. September 59.

„.... Heute haben wir die letzte Beratung gehabt. Montag ist noch ein Vortrag bei dem Kriegsminister, d. h. seinem Stellvertrerer. Dann bin ich für eine Reihe von 7, 8 Tagen überflüssig hier, vielleicht ganz, je nach der Entscheidung des Prinzen ... ich denke daran, so lange nach Pommern zu gehen und den Hühnern nachzulaufen ..."

„Den 19. Gottlob, mein Brief ist fertig und geht morgen mit dem Courier nach Baden-Baden ab. In den letzten Tagen habe ich tüchtig gearbeitet und konnte gar nicht zum Schreiben an Dich kommen. Heut Abend gehe ich zur Belohnung in den Don Juan, das erste Mal seit x Jahren, daß ich mir allein dergl. erlaube. . Heut lief ein Brief von Moritz (Blanckenburg) ein, der sehr erfreut über mein Kommenwollen zu sein scheint. Ich werde daher übermorgen, so Gott will, dort eintreffen und — ich denke — 8 Tage bleiben, — — Bis dahin habe ich wohl Bescheid aus Baden-Baden ..."

„Berlin, 25. September. . . „Gestern wurden wir Jäger auf den Fluren von Zimmerhausen von einer telegraphischen Depesche eingeholt, in welcher stand, ich solle Angesichts dieses nach Baden-Baden kommen, um dem Regenten Vortrag zu halten. Wie gern wäre ich über Düsseldorf gegangen, aber ich würde dadurch immer 24 Stunden verlieren, und glaube das nicht verantworten zu können . . ich halte meine Sache so hoch und wichtig, daß ich meines Privat-Interesses wegen keine Stunde versäumen darf ..."

„Baden-Baden, 29. September ... mein hiesiger Zweck ist im Wesentlichen erreicht, doch kann ich noch nicht sagen, zu welcher Stunde ich morgen oder übermorgen in Düsseldorf eintreffen werde; wohl aber, daß ich im besten Falle nur 24 Stunden dort bleiben kann, weil ich wieder nach Berlin muß, um dort die Ankunft des Prinz-Regenten zu erwarten ..."

„Berlin, 5. Oktober. „Gestern früh bin ich wohlbehalten hier angekommen. . . Mit meinem eigentlichen Geschäft sieht's trübe aus. Die Herren vom Kriegsministerium sind über die ihnen von Baden-Baden überbrachten Weisungen außer sich, wollen in die Armee zurück und nichts mehr mit der ganzen Geschichte zu thun haben. Es wird mir hoffentlich gelingen sie zu beruhigen und bei der Stange zu erhalten, denn es wäre ein Unglück, jetzt das Werk mit neuen Leuten anzufangen. . . Meine Rolle ist wahrlich nicht beneidenswerth. Besänftigen hier, beruhigen dort und gleichzeitig anfeuern und schüren, damit die schwachen Flämmchen nicht schier erlöschen. Ich fühle das Unzulängliche meiner Kräfte und meiner Stellung zur Sache sehr tief und schmerzlich. Wenn Gott der Herr nicht beispringt, so sind Mühe und Arbeit umsonst gewesen, und wir bleiben in einem Stadium stecken, wo wir das Vertrauen auf das Alte gänzlich verloren haben und doch zu impotent sind, etwas Neues, Besseres zu erzeugen. Meine Stimmung ist daher eine sehr gedrückte ..."

„6. Oktober. — . . . Meine Herren Büreaukraten habe ich glücklich beruhigt. Sie arbeiten in der neuen Richtung, die ich mitgebracht, und sprechen nicht mehr vom Davongehen. Noch immer aber sehe ich kein gutes Ende ab. O, wäre ich nur erst wieder in meiner stillen, anspruchslosen Düsseldorfer Tretmühle! Möchten Andere reorganisiren und reformiren auf ihre Verantwortlichkeit! Aber dann und wann steigen Zweifel auf, ob man mich bei der Ankunft des Prinz-Regenten und des Kriegs-Ministers sogleich entlassen wird . . .

9. Oktober. Seit gestern früh wohne ich nicht mehr im Rheinischen Hofe, sondern Jägerstr. 63a . . . Gestern war ich, einer Einladung des Prinzen Friedrich Carl folgend, in Potsdam. Er wollte von den Reformen wissen. Als er mich um 11 Uhr entließ, fuhr ich zu Böger. Das Resultat der erneuten, sehr sorgfältigen Untersuchung war, daß er mich wiederholt und ungeachtet der anormalen Aderbildungen am Halse für gesund und — bei gemessenem Leben — für geeignet zu einem sehr hohen Alter erklärte, mein Asthma aber müsse ich in mäßigem Grade behalten; es sei nicht ganz zu kuriren . . .

Mit dem Könige geht es keineswegs schlimmer als seit 14 Tagen, 3 Wochen. Er ist nur nervös sehr aufgeregt und unruhig. Dies allein aber ist kein gefährliches Symptom; es macht nur viel Geschicke und Besorgnisse, da der Herr, der theure, arme Märtyrer, so häufig von solch nervöser innerer Angst befallen ist, daß er es gar nicht im Bette auszuhalten meint, während er doch aus Kraftlosigkeit auch nicht lange außer demselben zuzubringen vermag . . . Die Geduld der armen Königin, ihr Gleichmuth, ihre Ergebung und liebreiche Fürsorge sind gar nicht genugsam zu bewundern, wie Böger sagt . . .

Morgen kommt Bonin vom Urlaub zurück . . . es hat keine Gefahr, daß er sich dem öffentlichen Dienste entzöge. Er wird Alles thun, was man von ihm verlangt. Möge man nur recht viel Vernünftiges recht bestimmt von ihm verlangen! Ich bin hier in der That ganz überflüssig, und die Regelwidrigkeit meiner Mitwirkung ist mir sehr lästig. Deßhalb kann ich aber freilich keineswegs auf meine baldige Heimsendung rechnen. Zu einem thätigen Mithelfer der an sich berechtigten Intriguen gegen Bonin will und werde ich mich gewiß nicht gebrauchen lassen; es wäre aber möglich, daß man Mittel fände, sich meiner dennoch zu bedienen, und hat sie vielleicht schon gefunden. Ich bin zu einfältig für solche Dinge; ich habe keine Nase dafür, wenn man mich nicht direkt darauf hinführt . . ."

„Berlin, 15. Oktober. . . Heute ist nun der Prinz-Regent eingetroffen. Als ich gegen Mittag Alvensleben sah, sagte er mir im Auftrage von Manteuffel, ich solle mich darauf vorbereiten nach Schlesien zu gehen — nämlich in Stelle des fehlenden General Adjutanten mit dem Prinzen nach Breslau zu der Zusammenkunft, die dort zwischen ihm und dem Kaiser von Rußland in der nächsten Woche stattfinden wird nebst obligaten großen Paraden u. s. w., eine Ausflucht von wenigen Tagen. Dann geht's mit dem Regenten nach Berlin zurück und so Gott will unverzüglich fürbaß zu Euch nach Düsseldorf . . . Was diese ganze Geschichte bedeutet? Nun, nichts anderes, als daß man mit mir hier auf anständige Art zu Ende kommen will. Bonin will diese Sache durchaus selbst machen

brennt darauf mit dem Eifer eines Neubekehrten. Was soll ich also hier? Fünftes Rad! . . . Vor oder während der Breslauer Fahrt werde ich dem Herrn meinen Schlußvortrag halten und dann — unter Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit von allem Weiteren in der Reform-Angelegenheit entbunden werden . . .

„Morgen früh um 10 Uhr hat mich der Kriegs-Minister zu sich bestellt; ich bin ein wenig gespannt auf diese Zusammenkunft, wiewohl natürlich ohne alle und jede Besorgniß. Ich werde in allen Urtheilen sehr zurückhaltend sein und verlasse mich bei etwaigen persönlichen Angriffen auf den mir von Gott verliehenen Mutterwitz und mein gutes Gewissen . . .

Später. Zurück von Bonin. Seinerseits einige Verlegenheit, viel Höflichkeit, noch mehr — Empfindlichkeit, verbunden mit kaum glaublichem Mangel an — Aufrichtigkeit. Diesen Eigenschaften setzte ich die unbefangenste Ehrlichkeit und den darauf gegründeten Stolz entgegen und wurde nach einem Stündchen mit dem zärtlichsten Händeschütteln und den süßesten Freundschafts- und Achtungs-Bezeugungen entlassen. Es ist doch ein gefährlicher Mensch! — — Es ist die Hauptsache — sagte er unter anderem — daß die Angelegenheit zu Stande kommt und offenbar ganz gleichgültig, ob die Welt weiß, daß ich den Urgedanken dazu gegeben habe oder nicht! — — Was hältst Du von diesem Pröbchen? Ich bin tief im Innern überzeugt, daß er die ganze Sache noch heute nicht will und durch Detailfragen zu Falle zu bringen suchen wird, wobei er dann dem Regenten die Schuld geben wird. Daß ich mich vom Geschäft zurückziehen will, hörte er mit großer Befriedigung. Er wolle mir nicht verhehlen, daß meine Zuziehung ihn aufs empfindlichste verletzt habe; deßhalb behalte er sich seine weiteren Maßnahmen noch vor. Meine vollkommene Loyalität erkenne er indeß aufs bereitwilligste an . . u. s. w. . ."

„Berlin, 19. Oktober. Der Prinz ist seit dem 15. hier, und ich habe ihn seiner vielen Geschäfte wegen noch nicht gesprochen. Gestern Abend oder heute früh sollte er wieder von Potsdam herüberkommen, und ich habe nun W. gesandt, um zu erfahren, ob er angelangt ist und Meldungen annimmt. Ja! Hoffahrt will Zwang haben. Wäre ich nur erst wieder heraus und bei Dir! — — W. kehrt zurück: wieder keine Meldung! — Eben trat auch Alvensleben bei mir ein mit dem Befehl, um 5 Uhr zum Prinz-Regenten zu kommen — falls nicht Gegenbefehle kämen. Auch gut! Halt aus, alter Bursche! — Ein solches Gesindeleben ist aber doch nicht für mich, indeß wer kann wissen, ob der liebe Gott mich dennoch vielleicht auch in diese Schule zu nehmen vorhat. Aber ich glaube es nicht, soweit Menschen-Augen reichen, würde das nicht zu meinem Frieden dienen . . ."

„Berlin, 20. Oktober. Gestern Nachmittag habe ich dem Prinz-Regenten meinen Vortrag gemacht und am Schlusse gebeten, nunmehr von meinem Commando entbunden zu werden. Man fand meine Bitte gerechtfertigt, freute sich des gewonnenen Resultats, behielt sich jedoch die Entscheidung über den Zeitpunkt meiner Entlassung vor und entließ mich gnädig. — — Heute Abend, vor einer halben Stunde, habe ich die mich entbindende Cabinets-Ordre erhalten. Zwar ist meine

Rückkehr nach Düsseldorf darin vorläufig noch verschoben, aber diese Verschiebung ist motivirt durch die Breslauer Reise. Ich bin jedoch noch nicht ganz los, wie mir ahnt. Der Vortrag des Kriegsministers wird gleich nach der Rückkehr von Breslau stattfinden, und ich glaube, ich werde noch über denselben hinaus hier bleiben müssen. Aber ich werde mich schon losarbeiten . . . Der Kriegsminister sprengt jetzt aus, mein Projekt sei nun gänzlich beseitigt, ich habe die Landwehr festhalten wollen und ähnliche — Unwahrheiten; seine Vorschläge (die ja im Wesentlichen aber die meinigen sind) würden durchgesetzt werden, er würde damit stehen und fallen. Da die Welt — — leichtgläubig ist, so sollte es mich nicht wundern, wenn er sich durch solch' edle — Dreistigkeit Glauben verschafft; es kommt auch gar nichts darauf an, wem die Sache zugeschrieben wird, wenn sie nur unverstümmelt in's Leben tritt. Darauf, ganz allein darauf kommt es an; nicht, daß ich als Urheber genannt werde . . ."

„Den 21. Heute früh war Schack bei mir, um über die Angelegenheit zu sprechen. Er steht ganz auf meiner Seite, ebenso Wrangel, aus dessen Umarmung ich unlängst zurückkehrte . . ."

„Breslau, 24. Oktober 1859. — — — Der Trubel hier ist großartig — — — alle diese Dinge machen einen einfachen, solchen Spektakels nicht gewohnten Mann ganz aufgeregt. Nun ist's bald überstanden. Ob auch die wichtigen politischen Dinge, die hier betrieben werden sollten, zu einem gedeihlichen Ziele führen werden, ist aber — abzuwarten. Otto Bismarck, der auch hier ist, hat mir sehr ernste Zweifel dagegen erweckt. Gott sei's geklagt!"

„Berlin, 25. Oktober . . . . Daß ich weder in Breslau Nachricht von Dir erhielt, noch hier vorfand, beunruhigt mich etwas! — Nachdem wir heut gegen 4 Uhr Nachmittags hier angelangt waren, verleitete mich der Hunger und die Gesellschaft von Bismarck und Alvensleben zu einem gemeinschaftlichen Mittagessen, bei dem wir uns bis 9 Uhr verplauderten, so daß mich auch unsere Söhne, die vielleicht Nachricht von Dir hatten, verfehlt haben. — —"

„Den 28. Morgens. Ich habe diese beiden letzten Tage nicht in der heitersten Stimmung verlebt . . . Der Vortrag des Kriegsministers über die Reform-Angelegenheit war verschoben worden. Der Regent hatte mir durch Manteuffel sagen lassen, ich solle bis nach dem Vortrage bleiben, es müßte noch eine Commission zusammentreten, und dann sollte ich dabei sein. Du kannst denken, wie mich diese Botschaft, die freilich nicht überraschend war, verstimmte. Nochmals mit ganz neuen Personen den alten Teig durchkneten müssen und dennoch keineswegs daran die Hoffnung des endlichen Gelingens knüpfen können, sondern vielmehr die Erwartung des Mißlingens und tausend persönliche Widerwärtigkeiten; ich war recht verzagt . . . Nach einem Spaziergange suchte ich General H. auf. Dort traf ich General Steinmetz. Mit diesem kam es zu Erörterungen über die Angelegenheit, aus welcher ich entnahm, wieviel Eifersucht und Mißdeutung meine Zuziehung selbst bei Männern erregt hat, die, wie Steinmetz, meine Achtung und Anerkennung verdienen. — — Es kam zu einer peinlichen, fast heftigen Szene.

Wir trennten uns zwar im Frieden; ich aber hatte Gift im Blute und kämpfte lange um Gleichmuth . . .

— — Ich will aber frischen Mut schöpfen, sollte ich auch Wochen lang hier festgehalten werden und meine Hoffnung auf ein vernünftiges Resultat aller Mühen und Entsagungen auch am Verlöschen sein. Ich will mich bemühen, meinen eigenen Willen in jeder Beziehung, auch in dieser, ganz in Gottes Willen zu schicken und von aller eigenen Ehrsucht dabei zu abstrahiren. — — Heute Abend soll ich Manteuffel sprechen und erfahren, was mir bevorsteht. — — Wer für Coblenz (nach Hirschfeld's Tode) der Auserwählte sein wird, ahne ich noch nicht. Es ist eine Theetisch-Frage — sagte Alvensleben neulich sehr richtig . . . ich glaube, daß man sich den Platz vorläufig noch für Bonin reservirt, für den Fall, daß er wieder . . . Redensarten macht oder vor der Kammer Schiffbruch leidet. — — Wegen A.'s Beförderung zum Offizier ist mir Alles klar. Manteuffel hat einmal wieder Vorsehung spielen und seine Allmacht darthun wollen. Welch furchtbarer Ehrgeiz steckt in diesem Manne! — — "

„Abends . . . Soeben komme ich von Manteuffel. Es ist nichts im heutigen Vortrage beschlossen worden. Bevor sich Se. K. H. definitiv entscheiden werden, soll noch eine Commission aus erfahrenen Generalen (Feldmarschall Wrangel als Vorsitzender, General Fürst Radziwill, v. Werder, Prinz A. v. Württemberg, v. Schack, Prinz Friedrich Karl, v. Steinmetz, Prinz Friedrich Wilhelm, General v. Alvensleben und ich, dazu ein Deputirter des Kriegsministeriums) am nächsten Montage zusammentreten, um über gewisse, ihr vorzulegende Fragen zu berathen und im Laufe der nächsten Woche zu berichten. Also noch 8 Tage! Ich werde noch manch' Quentchen Galle verarbeiten müssen, aber mit Gottes Hülfe werde ich auch das aushalten. Ob die „Sache" nunmehr gefördert werden wird? Das ist eine schwere Frage. Jedensfalls würde man ohne die Kommission nie zu Entschlüsse gekommen sein; ob mit derselben? Gott gebe es! — — "

Die später noch durch einige namhafte Generale verstärkte Commission hatte ihre erste Sitzung am 31. Oktober und beendete ihre Arbeiten verhältnismäßig schnell.

Am 2. November schon konnte Roon schreiben: „Gestern haben wir die letzte Berathung gehalten. Morgen wird das Protokoll verlesen, übermorgen die Reinschrift unterzeichnet. Dann ist mein Commissiorium erledigt, und ich melde mich Sonnabend zum Abgange und erhalte hoffentlich die Erlaubniß abzureisen. — —

— — Über die Commissionssitzungen kann ich Dir weiter nichts mitteilen als daß ich den erwarteten Aerger nicht, wohl aber viel Unerquickliches in meinen Wahrnehmungen gefunden habe . . ."

„Den 3. November Abends. Heut früh ist das Protokoll, das Alvensleben und ich gebraut hatten, verlesen und von der Commission angenommen worden. Darauf ging ich zum Fürsten Hohenzollern, wo ich lange antichambriren mußte und daher auf dem Sopha einschlummerte, bis mich Se. Hoheit weckten. Ich mußte und konnte ihm viel erzählen; er schien empört über Bonin's Bleiben, da

— wie er sagte — Hirschfeld ja zur rechten Zeit für ihn gestorben und er ganz außer Stande sei, die Reorganisation in's Leben zu führen . . ."

„4. November. Gestern Abend zum Thee bei Manteuffel, wo ich nur noch General Werder fand . . . und manches kluge und bedeutende Wort gehört habe . . . Heut früh bin ich bei Wrangel gewesen und habe das Protokoll unterschrieben. Darauf nahm mich der alte Herr in's Nebenzimmer, umarmte und küßte mich und erklärte mir, ich müsse Kriegsminister werden; ich sei ein fester Mann, das habe er bei den Debatten erkannt . . . ich sei allein im Stande die Reorganisation auszuführen; auf die Popularität allein könne niemand feststehen; er habe dem allergnädigsten Herrn meine Ernennung dringend empfohlen u. s. w. Ich protestirte, sprach von meiner durch meine Erregbarkeit zu befürchtenden Unfähigkeit — um ihn los zu werden — und von der Wahrscheinlichkeit, daß ich mich sehr schnell verbrauchen würde ꝛc. — Das würde er sehr bedauern, „denn auf Ehre ich habe Sie lieb; aber was schadet das, wenn Sie nur dem Vaterland und der Armee, die mit Vertrauen auf Sie blickt, genutzt haben. Sie wollen doch nicht ewig leben?" — sagte der Alte, der etwas von Römertugend gehört und eine dunkle Erinnerung an ein Wort Friedrichs des Großen im Sinne haben mochte . . . — „ich kenne Sie, Sie sind ein fester Mann, und solche brauchen wir." Neue Umhalsung; ich machte, daß ich fortkam. — Nun bitte ich Dich, meine Geliebte, erschrick nur nicht. Diese Sache hat wenig zu bedeuten . . . Ich erzählte schon, daß Fürst Hohenzollern à tout prix wünscht, Bonin loszuwerden; da ist der alte Feldmarschall, der mich gestern bei'm Fürsten ablöste, zur Unterhaltung auf die Intrigue eingegangen. Daß aber daraus nichts wird, ist so sicher, wie das Amen in der Kirche . . . es ist durchaus nicht zu erwarten, daß der Regent den kleinen . . . Bonin jetzt von sich schleudern sollte, der Entschluß wäre zu groß, als daß der Herr nicht davor schaudern sollte . . sei daher ohne Sorge . . ."

„Den 5. November . . Aus einer gestern bei Wrangel ausliegenden Notiz war zu ersehen, daß wir (die Commissions-Mitglieder) abreisen könnten; heute früh war also Alles zurecht gelegt, um meine Meldung zu machen, als ich vom dienstthuenden Adjutanten ein Billet empfing, worin mir Allerhöchsten Orts befohlen wurde meine Abreise zu verschieben . . Beunruhige Dich aber nicht! . . . Später . . . Bei'm Mittagessen, das ich mit Alvensleben in einem Kaffeehause einnahm, setzte sich Voigts-Rhetz zu uns und erzählte von heftigen Szenen, die gestern beim Vortrage zwischen dem Prinz-Regenten und Bonin vorgekommen sein sollen . . . Dennoch ist die Sache nicht gefährlich, weil das gesammte Ministerium sich bei seiner Composition verpflichtet hat, im Falle der unfreiwilligen Entlassung eines seiner Glieder gemeinschaftlich abzutreten. Freiwillig aber geht Bonin nicht, wenn er auch damit droht. Er kennt den wohlwollenden, versöhnlichen Charakter und die Herzensgüte des Regenten . . ."

„Den 6. November Abends. Als ich heute nach Hause kam, fand ich wieder ein Schreiben des dienstthuenden Adjutanten, worin ich ersucht werde, meine Abreise bis nach dem 10., wo noch eine Commissions-Sitzung stattfinden soll —

aufzuschieben. Ich bin sehr verdrießlich . . . was das wieder für eine Commission ist, weiß ich nicht . . ."

„Am 8. November. Gestern längeres Gespräch mit Manteuffel, der den Regenten auf's Neue bedenklich gemacht zu haben scheint, so daß ich ihm den Verdacht aussprach . . . seine Bedenken seien nicht wirkliche bloße Bedenken, sondern absichtlich geäußerte Besorgnisse, um den Kriegsminister unmöglich zu machen und die ganze Reform in seine (Manteuffels) Hände zu bringen. Da wurde er aber feierlich; ich mußte ihm Glauben schenken, es sei seine Überzeugung, daß der Kriegsminister das Projekt nicht durchbringen werde und könne, es werde daher doch nichts anderes übrig bleiben als daß ich die Sache in die Hand nehme, er (Manteuffel) sei dazu nicht fähig. Zugleich äußerte er bewegt, welch' ein Unglück es doch sei, wenn diejenigen, die von Natur Vertrauen zu einander hätten, weil sie sich für ehrliche Kerle hielten, in Mißtrauen zu einander gerieten. Unter gegenseitiger Versicherung, daß es bei'm Alten bleiben solle, schieden wir . . .

Heute Abend war ich noch bei Alvensleben. Dieser hatte seitdem die Bemerkungen des Regenten zu dem Sitzungsprotokoll der Commission in Händen gehabt, aus denen im Allgemeinen der Unwille des Herrn über den Vortrag, den der Deputirte des Kriegsministers der Commission gemacht, hervorging. — Alvensleben und Manteuffel sind in der That hier die einzigen Personen, die Vertrauen verdienen; auch der letztere, wiewohl seine Herrschsucht unverkennbar ist, aber ohne Zweifel will er das Gute; A. steht mir höher, weil er für sich in der That nichts sucht. . . . .

Übrigens geht der Prinz-Regent am Montag den 14. nach Letzlingen, so daß ich hoffen darf, vorher abgefertigt zu werden. Also spätestens Sonntag hoffe ich meine Füße aus dem hiesigen Sumpf zu befreien. . . "

„Berlin, 10. November. — Der Mensch lebt von Hoffnungen. Auch heute weiß ich Dir nichts Anderes zu sagen. . . . erst am Sonnabend in der Konferenz selbst wird es sich entscheiden, ob ich wirklich Abends abreisen kann. —

— „Moritz wird hier seit mehreren Tagen vergebens erwartet; es wäre möglich, daß seine Ankunft meine Abreise um einen Zug verzögert. Er war in Hohendorf bei Herrn v. Below, einem Onkel seiner Frau, woselbst er vielleicht Otto Bismarck's Ankunft erwartet haben wird, der dort auf seiner Reise mit Frau und Kindern nach Petersburg Nachtquartier genommen hat und daselbst sehr schwer erkrankt ist. Möge Gott seiner Bären-Natur beistehen! — —"

Am 13. November endlich kehrte Roon — wie er an Perthes schrieb — „ungebeugt aber unerquickt" nach Düsseldorf an seinen Herd zurück, wo er „auch in dienstlichen Angelegenheiten alle Hände voll Arbeit fand." Aber schon am 27. Abends erhielt er ganz unerwartet eine Depesche (vom General Alvensleben „auf Allerhöchsten Befehl"), die ihn „angesichts dieses" wieder nach Berlin rief, „um sich daselbst bei dem Prinz-Regenten zu melden." — Am 29. schrieb er von Berlin aus an seine Gemahlin: . . . „Bonin hat gestern früh den Abschied erhalten, will sagen: ist zum Commandirenden General des 8. Armeekorps ernannt worden. Ich bin allerdings gerufen, um an seine Stelle zu treten; ich habe

mich dazu bedingungsweise bereit erklärt, dem Prinzen und der Sache zu Liebe. Noch aber sind die Ordre's nicht ausgefertigt. Sicher ist daher die Sache noch nicht, umsoweniger, als — wie ich glaube — dagegen intriguirt wird. Es ist also davon noch gar nicht zu sprechen. . ."

Ausführlicheres teilte er an Perthes vertraulich mit:

Berlin (Rheinischer Hof) 30. 11. 59.

„Mein teuerster und liebster Freund! . . . Montag Abend langte ich hier an, war gestern (Dienstag) früh bei'm Regenten und erfuhr — — ich solle Kriegsminister werden an Stelle Bonin's, der — nach meiner Meinung — das 8. Armeekorps nicht verdient hat. Wer die hiesige Not so kennt, wie ich; wer davon überzeugt ist, daß es, will ein Haus einfallen, jedes ehrlichen Kerls Pflicht ist zu stützen und zu halten, sei es auch mit augenscheinlicher Lebensgefahr, während Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer entflieht: der kann und konnte nicht zweifeln, ob hier zu schütteln oder zu nicken sei. Ich habe also genickt, nachdem ich unumwunden erklärt, daß ich von der ganzen constitutionellen Wirthschaft niemals etwas gehalten hätte, mich aber als richtiger Conservativer den vollbrachten Thatsachen unterthänig füge, daß ich ferner „ein Narr auf eigene Hand" zu bleiben, nichts desto weniger aber Fachminister sein zu können gedenke, wenn man mich in dieser meiner Haut dazu gebrauchen könne. Meine Erklärungen schienen nirgend zu überraschen; man hatte Schlimmeres, schien es, von mir erwartet. Ob ich nun aber wirklich in das schwere, schwere Joch eingespannt werden werde, das ist mir doch etwas zweifelhaft. Man kabalirt — irre ich nicht — in's Geheim noch für den Abgetretenen, d. h. für seine Restitution. — — — "

„Den 1. Dezember. — B's Restitution, die ich gestern noch für denkbar hielt, scheint heute allerdings unmöglich, wenigstens unthunlich, aber die ängstliche Sorge um die öffentliche Meinung und Bonin's sogenanntes Martyrium für den Liberalismus lähmt jede frische Handlung. Diese allgemeine Muthlosigkeit, Halbheit, Unfertigkeit, denen ich überall begegne, geben mir einen widerlichen Vorgeschmack von all' den Widerwärtigkeiten und Geduldsproben, die meiner zu warten scheinen. . . . . Meine Ernennung, in welche sich das Statsministerium wie es scheint schweigend gefunden hat, wird verzögert durch — ich weiß nicht ob vorgebliche oder wirkliche Besorgniß vor den Nachwirkungen des liberalen Parfüms, das der Abgetretene um sich zu verbreiten gewußt. Um den Übelwollenden, so sagt man, jede Waffe zu nehmen, die aus B's Rücktritt gedrechselt werden könnte, will das Staats-Ministerium das Reorganisations-Projekt, sowie der Prinz-Regent und ich und wie es vorgeblich auch B. wollte, vor meiner Ernennung adoptiren um . . . vor dem Landtage darauf hinweisen zu können, daß B's Abdankung andere Ursachen habe. — Damit Sie, lieber Freund, die oben erwähnte wesentliche Identität meines und B's. Reorganisations-Projekts verstehen, hätte ich noch zu erklären gehabt, daß B., als ihm endlich — im August — einerseits die Impopularität des Landwehr-Instituts und andererseits meine Berufung nach Berlin bekannt worden war, plötzlich unter dem 30. August ein Projekt einreichte,

welches in seinen Motiven wie in seinen Zwecken mit dem von mir Gewollten völlig übereinstimmte. . . . seitdem ging durch die Zeitungen das Gerücht, mein Projekt sei in den Müllkasten geworfen, das seinige werde ausgeführt; ich habe die Landwehr durchaus conserviren wollen u. s. w. — Verschiedenheiten bestehen und bestanden daher nur in Details und in den Zahlen. Motive und Zwecke sind und waren identisch. — Weßwegen er nun abgetreten? Das ist eine Frage, deren Beantwortung weniger in äußeren, als vielmehr in innerlichen Ursachen zu suchen ist. Er, oder die hinter ihm stehenden. . . Büreaukraten haben die irrige Ansicht erregt, die man freilich besser verrätherisch zu nennen hat, hier sei ein Childerich zu behofmeistern und zu bevormunden und sein berechtigter Pipin sei der constitutionelle Kriegsminister. Gottlob, daß dem nicht so ist! wir wären damit der Volks-Souveränität und der Republik einen großen Schritt näher gekommen. Sie sehen wohl ein, daß es eben darum auch von der größten Wichtigkeit ist, B's. Restitution, die von den — Hosentrompetern und linkischen Fanatikern gehofft und intriguirt wird, zu hintertreiben, was am sichersten durch eine andere Ernennung geschehen würde. Vollbrachten Thatsachen fügt man sich, sei es auch mit Knirschen. — — Meine Bereitwilligkeit — glauben Sie es wenigstens — ist eine tief seufzende, die sich der Schwere einer scheinbar unlöslichen Aufgabe und der Gefahren des nicht unwahrscheinlichen Schiffbruchs wohl bewußt ist. Ehrgeiz und Habgier wirken dabei, soviel ich weiß, nicht mit; ein Menschenkind meiner Art kann garnicht anders, als mit Gottes Hülfe auch das Schwerste und Gefährlichste versuchen, wenn es sich, wie hier, um das Wichtigste und Höchste handelt, was es in eines Mannes Lebensberuf giebt: um die politische Gesundheit seines Vaterlandes. Soll ein Soldat seinem Kriegsherrn feige den Rücken kehren, wenn er spricht: „Komm', steh mir bei“ — blos weil ihm dessen andere Helfer nicht wohlgefallen? Nimmermehr! Das was man politische Ehre nennt, fasse ich anders auf, weil ich Soldat bin. . . Nach meinen Begriffen von politischer Ehre ist es in meinem Falle nur Ehrenpflicht zu sagen: Ja Herr, ich will, aber wolle Du nicht etwas, was Du vielleicht einst bereu'st. Sieh', ich bin anders, als Du wohl denkst und im Hinblick auf Deine anderen Stützen wünschen kannst; überlege es, ob Du nicht eine paßlichere Säule findest, die die Harmonie Deines Gebäudes weniger stört.“ — Wenn man dies und Ähnliches mit Wärme und Freimuth gesagt und das Begehren unverändert bleibt: dann hat, meines Erachtens, ein treuer Mann seine Schuldigkeit gethan, sonderlich wenn ihm gesagt wird, „hätte und wüßte ich einen Besseren, würde ich Sie nicht gewählt haben.“ — — Ich weiß, Sie mein teurer Freund, werden mich daher nicht verurtheilen. Es gilt Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es **muß** vollbracht werden!

Man sagt mir, und ich bin Narr genug die Ueberzeugung zu teilen, daß ich dazu wohl geeignet sei. Meine Düsseldorfer Tretmühle ist ungleich behaglicher und hat weder solche Verantwortlichkeiten noch solche Schwierigkeiten. Mein „Fleisch“ würde frohlocken, wenn die Kabalen siegten und B. mit ihnen, aber das

Herz würde mir bluten, wenn dies — was nur durch eine Erniedrigung der Krone thunlich — geschähe . . . . . Sie wissen nun, mein lieber theurer Freund, den ich unter allen Umständen, wie sie sich auch fügen mögen, festhalten möchte, wie es um mich steht und wie sehr ich es zu bedauern habe, daß ich Sie während der in Düsseldorf verbrachten beiden Wochen nicht gesprochen habe . . . .

In alter Liebe und Treue

Ihr Roon."

„Nachschrift: Daß der Inhalt dieses Schreibens nur für meine nächsten verschwiegenen Freunde ist — sagt er selbst." —

Inzwischen hatte Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent selbst einen der Gründe mitgeteilt, weswegen die Ernennung Roon's nicht gleichzeitig mit Bonin's Rücktritt hatte erfolgen können; R. hatte auch in seiner vorstehenden politischen Beichte an den Gewissensfreund Perthes schon darauf hingedeutet.

Der Regent schrieb nämlich an Roon:

Berlin, 30. 11. 59.

„Das Ministerium ist mit Ihrer Wahl ganz einverstanden, wünscht aber, vor Ihrer Ernennung, das Réorganisations-Project so wie ich und Sie es wollen, zu seinem solidarischen Eigentum zu machen, damit vor der Welt und den Kammern Bonin's Unrecht um so klarer hervortritt, womit ich ganz einverstanden bin, weil sonst die Malveillanten behaupten können, daß Bonin ein Märtyrer seiner libéralen Ansichten geworden sei und Sie ein ganz anderes Project uns octroyirt hätten.

Wilhelm, Prinz-Regent.

Nach streng konstitutionellen Begriffen und Doktrinen verhielt sich das Staats-Ministerium merkwürdig passiv in dieser ganzen Angelegenheit. Nach allen Vorgängen konnte dasselbe Roon keineswegs als politischen Gesinnungs-Genossen ansehen. Dennoch ist diesem ein eigentlich politisches Glaubens-Bekenntnis von den neuen Kollegen nicht abgefordert worden. So wurden sie — schon bei dem ersten Anlasse — der liberalen Doktrin von der Gesamt-Verantwortlichkeit eines konstitutionellen Staats-Ministeriums untreu! Sollte die kurze Zeit, in der sie sich im Amte und der damit verbundenen praktischen Thätigkeit befanden, ihnen die Unhaltbarkeit derselben — wenigstens im Königlichen Preußen — schon dargethan haben? Oder hielten sie Roon, der ja eine politische Vergangenheit und politische Verbindungen nicht aufzuweisen hatte, aus diesem Grunde für völlig bedeutungslos in dieser Beziehung?

Amtlich haben sie sich darüber nicht ausgesprochen, wenigstens nicht als Kollegium; sie schienen sich vielmehr mit der Versicherung zu beruhigen, Roon sei kein politischer Mann, wolle nur Fachminister sein, werde also nur ad hoc, d. h. zur Durchführung der Armee-Reform, in ihre Mitte berufen.

Mit Bezug auf diese letztere aber, — die Reform — drängt sich noch eine zweite Betrachtung gebieterisch auf: Nach dem oben mitgeteilten Handschreiben des Regenten kann es nicht zweifelhaft sein, daß das Staatsministerium das in seinen Grundzügen bereits seit Wochen feststehende Projekt gebilligt und zu

„seinem solidarischen Eigentum" gemacht hatte. Dieses Projekt ist, wie Roon schon am 5. Dezember an seine Frau schrieb, durch Kabinetsordre vom 3. Dezember dem Staatsministerium ausdrücklich „überwiesen" worden. Wie war nun — angesichts dieser Thatsachen — die spätere Haltung eben dieses Ministeriums in dieser Frage möglich? Wodurch erklärt sich die Ohnmacht oder — Lauheit, welche die im Ministerium sitzenden notorischen Führer der altliberalen Partei in der Folge ihren eigenen Partei-Genossen gegenüber dokumentierten, als es sich darum handelte, dem von ihnen bereits gebilligten Projekte Leben und Gesetzeskraft zu verschaffen?

Mußten sie nicht mit demselben stehen und — fallen? — Mußten sie nicht augenblicklich zurücktreten, sobald ihre eigene Partei — die sie zu beherrschen glaubten! — ihnen nicht sofort zu Willen war? — —

Nur unvollkommen giebt die parlamentarische und politische Geschichte der nächsten zwei Jahre auf diese Fragen Antwort; unwillkürlich wird man aber schon in diesem Stadium der Entwickelung darauf aufmerksam, wie unklar und sorglos oder wie wenig konsequent Roon's Kollegen schon damals handelten, und wie wenig sie andererseits erfüllt sein konnten von der Wichtigkeit dieser Reform, von der Unentbehrlichkeit derselben gerade für ihre eigenen, nach damaligen Verhältnissen und Begriffen fast zu kühnen politischen Ziele und Pläne; und vor allem: wie wenig sie den Regenten doch kannten, wie wenig sie ahnten, daß sein Soldatenherz nimmer wieder von dem lassen würde, was er nunmehr als eine Existenzfrage der Armee und des Vaterlandes erkannt hatte. Oder — glaubten sie wirklich damals noch, es mit einem „Childerich" zu thun zu haben? Sahen sie deshalb etwa Roon's Eintritt nur als eine bedeutungslose Episode an, die weiter keine Folgen haben könne, da sie im übrigen doch sicher seien ihrer Herrschaft über den allergnädigsten Herrn? — —?"

Fast giebt es keine andere Erklärung für ihre Handlungsweise; ihr Irrtum ist später mit ihrem gründlichen politischen Fiasko gebührend bestraft worden; zugleich sollte dieser Irrtum auch ihrer ebenso verblendeten Partei die Herrschaft entreißen, die weder sie noch ihre doktrinäre Nachfolgerschaft bis heute — trotz aller Schaukel-Künste — wieder erlangen konnten. — —

Roon erlebte inzwischen in jenen ersten Dezembertagen noch manche Stunden des Zweifels, der Ungewißheit und Ungeduld, da er auch andere Einflüsse sich regen sah, die seiner Sache und seiner Person nicht günstig waren. Seine an die Gemahlin gerichteten Briefe geben darüber Aufschluß. In einem derselben (vom 2. Dezember) heißt es u. a.

„Ob die Frau Prinzessin (von Preußen) mir entgegen ist? Ich weiß es nicht, aber wohl, daß sie mich — ich bin jetzt den vierten Tag hier — noch nicht zu sehen begehrt hat; auch hat sie, wie ich heute hörte, meine politischen Bedenken gegen die Uebernahme der Erziehung des Prinzen Friedrich Wilhelm noch nicht vergessen" . . . .

Am 4. Dezember indessen kann Roon ein Definitivum melden: „Theuerste Lebens- und Leidensgefährtin! es ist entschieden! Der Prinz hat mich heute als

Minister begrüßt und mich mit sichtbarer innerer Bewegung als solchen angesprochen, mir auch gesagt, daß die Ordre vom morgenden Tage datirt sein würde . . . ."

Diese Allerhöchste Kabinets-Ordre lautete:

„Nachdem der Kriegsminister, General der Infanterie von Bonin seine Entlassung nachgesucht und erhalten hat, will Ich Sie hiermit zum Kriegsminister ernennen und vertraue, daß Sie in diesem neuen Amte Mir und dem Vaterlande mit derselben Treue und Umsicht dienen werden, welche Sie in Ihren früheren amtlichen Verhältnissen jederzeit bewährt haben. Berlin, den 5. Dezember 1859.

Im Namen Seiner Majestät des Königs:

Wilhelm.

An den (gegengez.) Fürst zu Hohenzollern." —

Generallieutnant von Roon.

Der 5. Dezember war der Jahrestag des glorreichen Sieges von Leuthen! Roon konnte dies als eine gute Vorbedeutung nehmen. Durch seine Amtsführung — das gelobte er sich — sollten die preußischen Waffen in ihrer Wucht nicht vermindert, sondern vielmehr neu geschärft und mit den Bedingungen zu neuen Siegen ausgestattet werden. —

In der Ordre fällt übrigens als ungewöhnlich auf, daß die gleichzeitige Ernennung zum „Staatsminister" nicht darin erwähnt ist. Doch war dies wohl bloß ein Versehen, denn schon am 6. Dezember richtet der Fürst Hohenzollern ein amtliches Schreiben an den „Königlichen Staats- und Kriegsminister, Herrn Generallieutnant von Roon." Es betrifft die Einladung zu seiner am 7. Dezember Vormittags 11 Uhr im Königlichen Schlosse thatsächlich erfolgten Einführung in das Königliche Staatsministerium. — In derselben Sitzung leistet Roon auch — nach Artikel 108 der Verfassungsurkunde — den Eid auf die Verfassung. — —

Über die Audienz am 4. Dezember hatte Roon seiner Frau am 5. noch einige nähere Mitteilungen gemacht . . . . „ich kam Nachmittags um 3 Uhr zum Regenten . . . Derselbe kam mir mit den freundlichen Worten entgegen: guten Morgen mein Verehrter! — oder guten Abend sollt' ich wohl sagen, und — mir die Hand schüttelnd: „es freut mich Sie heut schon als Minister begrüßen zu können." Darauf erzählte er mir mit sichtlichem Selbstgefühl die Geschichte der Sonnabend-Sitzung (in welcher die Minister keine Einwendungen gegen meine Ernennung erhoben hätten u. s. w.) . . . . und fügte einige Worte über die Schwere meines Amtes hinzu. Als ich ihm hierauf bemerkte, noch jetzt bäte ich ihn, eine andere Wahl zu treffen, wenn er einen brauchbareren Vertrauens-Mann von richtigerem constitutionellem Parfüm wisse, daß ich die Schwierigkeiten meiner Aufgabe auf's Tiefste empfinde und mich denselben nur unterziehen könne in dem Glauben: Gott ist in den Schwachen mächtig! — war Er sichtbar ergriffen, faßte meine Hand, hielt sie, drückte sie fest und sagte mit feuchten Augen: Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Bereitwilligkeit; sein Sie meines vollen Vertrauens gewiß; und ging hinaus.

Dies ereignete sich in seinem Arbeits-Cabinet auf derselben Stelle am Kamin, wo ich ihm im Dezember vorigen Jahres so nachdrücklich über die Notwendigkeit der Reorganisation zugesprochen hatte, und wo Er mir dann schließlich erwidert hatte: „Ja, ich sehe dies Alles ein, es muß geschehen, aber dann müssen Sie heran!" — Die ganze Szene hatte etwas Dramatisches — mündlich einst Näheres."

Roon's Ernennung machte großes Aufsehen. In den Kreisen der Armee, bei welcher General Bonin als Soldat hochgeschätzt, aber wegen seiner politischen Haltung nicht beliebt war — kam man seinem Nachfolger im ganzen mit großem Vertrauen und dementsprechender Sympathie entgegen. Man wußte, daß die militärischen Angelegenheiten jetzt in sicheren, zuverlässigen Händen ruhten. Die Aufgaben — auch das war nach und nach bekannt geworden — würden sehr schwere sein für den neuen Kriegsminister; aber er sei vor allem ein Charakter, er würde sie zu lösen wissen. Man hob auch hervor, daß er große Rüstigkeit und Thatkraft mitbringe. Er war zwar (im Lebens-Alter von 56 Jahren und dem Patente nach) der jüngste Generallieutenant, den die Armee damals hatte — aber das nötige Ansehen würde er sich schon zu verschaffen wissen. —

Nicht minder freudig wurde der eingetretene Wechsel auch von der konservativen Partei begrüßt. Dieser war Bonin — schon aus der Zeit, da er das erste Mal Krigesminister gewesen war (1852—54) trotz seiner persönlichen Liebenswürdigkeit verhaßt, weil er der Popularitätshascherei und des Liebäugelns mit dem Liberalismus, mit mehr oder weniger Berechtigung, beschuldigt wurde. Seinen Wiedereintritt in den Rat der Krone hatte man daher mit Besorgnis, ja zum Teil mit Trauer gesehen. Man hielt ihn für keinen passenden Vertreter der Armee und fürchtete seinen dauernden Einfluß in anti-konservativem Sinne. — Roon dagegen war mehreren einflußreichen Männern der Konservativen als ein ernster, schlichter und charaktervoller Mann bekannt. Konnten ihn dieselben auch nicht ohne weiteres als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen — denn er war mit politischen Ansichten noch niemals hervorgetreten — so traute man ihm doch noch weniger irgend welche liberale Neigungen und Anschauungen zu. Das Ministerium der „neuen Aera", mit welchem sich der Prinz-Regent zum Schmerze der Konservativen und der diesen nahestehenden Treuen im Lande umgeben hatte, war jedenfalls — nach ihrer Ansicht — durch Roon's Eintritt verbessert worden. Man konnte von diesem Wechsel vielleicht auch auf politischem Gebiete gutes erwarten; man konnte wieder Hoffnungen schöpfen. Manche Pessimisten unter den Konservativen betrachteten freilich auch Roon mit Mißtrauen, oder verdachten es ihm wenigstens, daß er sich nicht geweigert hatte, „in dieses Ministerium" einzutreten. Aber die Zahl derer, die so dachten, war doch nur eine geringe, die meisten auch der entschiedenen Konservativen rechneten ihm diesen aus Liebe zur Armee und zur guten Sache gethanen Schritt sogar besonders hoch an. —

Die gouvernementale Presse — die Kammern waren noch nicht zusammengetreten — machte ein verlegenes Gesicht und führte auch ziemlich verlegene Reden. Sie konnte auch noch nicht urteilen über den neuen Mann, aber sie fühlte sich

unbehaglich. Zum Teil versuchte sie auch, ihn für einen gesinnungstüchtigen Liberalen zu erklären, fand aber damit nirgends rechten Glauben.

Die unabhängige liberale Presse brachte nur sehr wenige wohlwollende Begrüßungen zu stande. Diese kamen meist aus den Garnisonen, in denen Roon früher gewirkt und allgemeine Hochachtung genossen hatte — die ihm nirgends versagt geblieben war, wo man ihn persönlich kannte. So brachte die Düsseldorfer Zeitung z. B. sofort einen sehr sympathischen Artikel. — Aber das waren nur Ausnahmen, denn die große Mehrzahl der liberalen und demokratischen Zeitungen machte aus ihrem Mißtrauen, ja aus ihrer Feindschaft gegen Roon — schon weil er Bonin verdrängt habe — vom ersten Augenblicke an kein Geheimnis. Man erklärte ihn für einen Reaktionär, für einen einseitig schroffen Soldaten, einen Feudalen — der als Keil in das liberale, volksfreundliche Ministerium getrieben worden sei. Lange bevor sie ihn kannte, bevor er irgendwie amtlich aufgetreten war — hatte diese Sorte von Presse ihn schon verurteilt. Aus ihrer Haltung konnte Roon schon in den ersten Monaten ersehen, welch' schwerer Kampf ihm bevorstehen würde. —

Allein er verzagte nicht; im Gegenteil, er war so recht erfüllt von Kampfes-Freudigkeit; aber auch von Gott-Vertrauen. Viel Feind' — viel Ehr': mit diesem Troste ging er, unbekümmert um alle Schmähungen, rüstig an die Arbeit. „Jetzt gilt es sich zu rühren — schrieb er voll Eifer — „wenn man nicht auf die Nase fallen und zerschellen will. Gott walte! . . . Das Rad hat mich ergriffen, — heißt es an anderer Stelle — ich arbeite fleißig, damit die Armee bald erfährt, daß wieder Fürsorge und guter Wille für sie da ist." — —

Zahllos auch waren die Begrüßungen von alten und neuen Freunden, die R. damals empfing, sowie die Ratschläge, welche meistens sehr gut gemeint waren. Die erste Zuschrift aber, welche er erhielt, war ihm auch die wertvollste und liebste: sie kam, als Antwort auf seine Mitteilungen vom 1. Dezember, von dem Herzensfreunde Perthes und soll hier noch mitgeteilt werden, weil sie neben Roon's eigenen Briefen, die wir mitteilen konnten, am besten alle die falschen Anschuldigungen zu widerlegen geeignet ist, welche von Feinden und Neidern gegen Roon erhoben wurden; und weil sie die Lauterkeit seiner Motive und Handlungen am deutlichsten bestätigt und zugleich wie Propheten-Wort erschallt:

Bonn, 4. Dezember 1859.

„Mein lieber und verehrter Freund. Gott sei Dank für soweit! Das ist mein erster Ruf, weil ich zuerst nicht an Sie, sondern an unser Vaterland denke. Nur eine Frage giebt es in diesem Augenblick, mit welcher die Existenz Preußens unmittelbar verwachsen ist, und diese Frage ist die nach der Neugestaltung der Armee. Sie allein sind es, der — nach Griesheims und Fischers Tode — die ganze Bedeutung derselben erkannt und Anderen verständlich gemacht hat; Sie sind es, der die Antwort gesucht, gefunden und unter schwierigen Umständen erfochten und aufrecht erhalten hat; Sie sind es, der die Widerstrebenden gewonnen oder besiegt und sich, was nicht gering anzuschlagen ist, im Einzelnen

Berichtigungen hat gefallen lassen. Die Frage und die Antwort ist mit Ihnen verwachsen und es ist nicht abzusehen, wie ein Anderer das, was Sie gedacht, entworfen, verfochten und zum Anerkenntniß gebracht haben, wirklich und wahr in das Leben hätte führen können. Darum sage ich noch einmal Gott sei Dank für so weit!

Sehe ich aber auf Sie persönlich, so steigen Sorgen aus der Tiefe auf, und das Bitten scheint mehr am Platze, als das Danken.

Politisch sind Sie im Ministerium eine fremdartige Erscheinung. Das Bewußtsein, Ehrenmänner wie Schwerin, Bethmann-Hollweg und auch Patow neben sich zu haben und der Wille, nur Fachminister zu sein, hilft über einzelne Schwierigkeiten fort; aber wenn das Staatsministerium als solches beschließt und unterzeichnet, erscheinen die Ehrenmänner doch als politische Gegner, und Sie treten nicht als Fachminister, sondern als Staatsminister auf. Immer wieder protestiren, macht Ihre Stellung unleidlich, und auch wenn Sie protestiren, müssen Sie doch schließlich mit unterzeichnen, und Ihr Name wird in der Gesetzsammlung gar manches Mal erscheinen, wo Sie ihn nur mit Widerwillen sehen. Das ist nicht leicht für einen Mann wie Sie — und ist unmöglich zu ändern. —

Die Kreuzzeitung wird Ihren Eintritt als einen Sieg feiern; die ministerielle Presse dagegen Sie als einen gut Liberalen ausposaunen und Sie — Sie werden stille schweigen müssen. Sorgen Sie dafür, daß die Kreuzzeitung möglichst wenig in die Trompete stößt und nur Ihre militärische, nicht Ihre politische Seite behandelt. Die Kreuzzeitung wird Sie als Mittel für ihre Zwecke brauchen wollen, dazu Freundes-Verbindungen benutzen, die eigene Luft unmerklich auf Sie einwirken lassen wollen; Ihnen aber kann es auf Nichts ankommen als auf Neugestaltung der Armee; Siege und Niederlagen dieser oder jener politischen Partei müssen Ihnen gleichgültig sein, so wichtig sie Ihnen unter anderen Umständen wären.

Wie viel Anderes noch, was schwer und was gefährlich ist, auch abgesehen von der Wucht der eigentlichen Frage, dringt sich dem Zuschauer auf, der ruhig zwischen seinen Büchern sitzt! Doch — wozu das Gerede des Stubensitzers. — —

Wie mag es, mein lieber, lieber Freund, jetzt in ihrem Innern drängen und arbeiten! Die behaglich-vornehme Stellung in Düsseldorf, die Unruhe, der Ärger, der Verdruß, die Ihrer in Berlin warten, werden Sie halb sehnsüchtig rückwärts sehen lassen; reichliches Auskommen, Glanz, Ehre der neuen Stellung wird Sie umschwirbeln und vorwärts ziehen. Das sind die kleinen Geister, die im Menschen ihr Wesen treiben; sie fehlen nie und nirgend, wenn uns etwas Bedeutendes begegnet und wir sollen uns nicht läugnen, daß sie da sind und sie uns nicht über den Kopf wachsen lassen. Das hat nun bei Ihnen und hat in diesem Falle keine Noth. Der an Sie ergangene Ruf ist ein zu ungewöhnlich großer. Der Staat, von dem Deutschlands künftiges Geschick abhängt, soll wesentlich durch Sie eine neue Basis seiner Stellung zu Europa und im eigenen inneren Leben erhalten; ein Stück Geschichte ist Ihren Händen anvertraut, Sie sind nicht nur in der Gegenwart vor die Augen Preußens

Deutschlands und Europas gestellt, sondern sind auch ein historischer Mann geworden; wer künftig sich mit Preußens Geschichte beschäftigen will, kann Sie nicht übersehen!

Solcher Gedanke darf und soll die Brust des Mannes schwellen und wird ihn dem Gefühle ungeheurer Verantwortlichkeit gegenüber zugleich mit tiefer Demut erfüllen; das Eine wie das Andere treibt mä[illegible]tig zum starken Gebet. — —

Während Ihnen, mein lieber Freund, oben aus den Wolken das „Gewehr auf" commandirt wird, ist für mich aus demselben Munde das Kommando „Gewehr ab" ergangen. Ich bin seit Ende August recht krank. Das alte Herzübel ist sehr ungestüm geworden und hat auch andere Organe, namentlich wohl die Leber in Mitleiden versetzt . . . an eine eigentliche Herstellung kann ich nicht glauben; das Äthmen wird mir bei geringster Bewegung sehr schwer. — Die Vorlesung dieses Winters habe ich ohne Schmerz aufgegeben; arbeiten kann ich ungehemmt, und bin, wofür ich nicht dankbar genug sein kann, bis jetzt weder ärgerlich, noch gedrückt und komme täglich an die Luft . . .

. . . Jedenfalls bitte ich Sie, mir zu Weihnachten Ihre (vermutliche) Ankunft in Düsseldorf mitzuteilen, an manchen Tagen könnte ich ohne Bedenken die Fahrt machen . . . Herzlichen Dank für Ihren lieben, inhaltreichen Brief und herzlichen Gruß von uns Allen. Ihr Perthes. —"

(Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Die Hexe.

Novelle

von

S. Kyn.

(Fortsetzung.)

Mielke war sprachlos in seiner Wut. Das war die Lösung des wonnigen Rätsels der letzten Wochen? Der Gattin erlogenem Nimbus hatte er seine scheinbare Bevorzugung zu danken gehabt? Und wenn nun das Märchen in Dunst zerrann, sank er dann nicht wieder in sein altes Nichts zurück, begleitet vom Hohngelächter seiner Kollegen? Unerträglich!

Dennoch schritt er schweigend neben ihr her, doch schneller, immer schneller, als wüßte er garnicht, daß die Gattin sich mit lautem Atem mühte, Schritt mit ihm zu halten. Auch die Treppen raste er noch wortlos empor, unbekümmert, wie sie ihm in der Dunkelheit folgen sollte, nur als er am Entree einige Minuten auf die Atemlose warten mußte, fielen die ersten scharfen Bemerkungen.

Bedrückten Gemütes folgte ihm Regina ins Zimmer, sich dort ihres Mantels entledigend, ach, sein Wesen bedeutete schweren Sturm! Sie kannte nur zu gut

diesen verbissenen Groll, der nur darauf wartet, sich im gegebenen Moment mit doppelter Heftigkeit zu entladen.

„Wünschest du noch ein Glas Bier, Guido?"

Mit kurzem Kopfschütteln hatte auch er sich seiner Hülle entledigt; doch als er sah, wie sie nun Miene machte, sich schweigend ins Schlafzimmer zurück zu ziehen, trat er ihr mit dunkelgeröteter Stirn in den Weg.

„Was soll das nun wieder mit deiner Schwindelei?" fragte er noch mit mühsam gedämpfter Stimme, doch als sie schuldbewußt, schüchtern den Kopf senkte, war es mit der geringen Fassung zu Ende. „So nenne mir doch die Titel deiner Werke, damit ich sie den lächelnden Fragestellern verraten kann! Weib, Weib ist es noch nicht genug mit der Täuschung, die mir deine Mutter mit ihrer verdammten Lüge bereitet?"

„Guido, ich bitte dich bei Gottes Barmherzigkeit, schmähe meine Mutter nicht!" bat Regina mit gerungenen Händen, „schneidet es doch wie Messer in meine Brust! Schilt mich, wenn es dir Erleichterung schafft, trotzdem ich wahrhaftig nicht in eitler Prahlerei geplaudert, doch die Rücksichtslosigkeit: eine Mutter vor dem Kinde zu beschimpfen, ich ertrage sie nicht!"

Er lachte kurz auf, indem er sie vom Scheitel bis zur Sohle mit seinen geringschätzigen Blicken maß. „Du scheinst noch immer an der kindischen, doch freilich bequemen Ansicht festzuhalten, daß mich deine Mutter im besten Glauben belog! Du irrst dich absolut, Beste! Von jeher hatte ich den Wunsch, eine Gattin zu gewinnen, die mir durch irgend welche hervorragende Gaben des Geistes oder Körpers behilflich gewesen wäre, eine bevorzugte Stellung in der Gesellschaft einzunehmen," sprach er weiter, die Arme über der Brust gekreuzt, „und als ich dich kennen lernte, spielte um dich der Glorienschein einer zukünftigen Georges Sand! Dieser Nimbus erweckte in mir den Gedanken, um dich zu werben. Dieser Reiz allein hat mich zu dir gezogen, denn du warst keineswegs hübsch und bettelarm dazu," setzte er langsam erklärend hinzu mit roher Offenheit. „Keineswegs kannst du mir aber zu große Vertrauensseligkeit vorwerfen, im Gegenteil, ich war sehr vorsichtig, denn ehe ich um dich warb, fragte ich deine Mutter, ob Wahrheit an dem Gerücht sei und — deine Mutter gab mir Andeutungen, die dich unter die Auserwählten deines Geschlechtes reihten! Nur schade, daß sie, wie ich mich später überzeugen mußte, daß sie, einen respektablen Schwiegersohn zu fangen, gelogen hatte, leider — zu spät für mich!"

Regina war leichenblaß geworden und mußte sich fest auf die Tischplatte stützen, weil die bebenden Kniee den Dienst versagen wollten. „Meine Mutter handelte im guten Glauben, wenn auch von verzeihlicher Muttereitelkeit geblendet!" sagte Regina in finsterer Entschlossenheit, wenn auch ihre Stimme zitterte. Wenn Mielke die Wahrheit sprach? Doch mochte es sein, wie es wollte, die Mutter sollte ihr keiner verdammen, der Gatte am wenigsten. „Ich fürchte, andere haben uns nicht betrogen, nur wir beiden einander!" fuhr sie fort, „und da du im Gebrauch der Wahrheit einen so umfassenden Anfang gemacht hast, will ich nicht hinter dir zurückstehen, damit es endlich zwischen uns klar werde."

Mielke, der ans Fenster getreten war und ihr den Rücken zukehrte, zeigte ihr jetzt ein Gesicht voll unbarmherzigen, eisigen Spottes. „Frauenerööffnungen sind größtenteils weitschweifender Natur. Willst du nicht Platz nehmen?" und er rückte ihr mit hohnvoller Höflichkeit einen Stuhl näher.

Ein Blick voll zornigen Schmerzes flog über den Gatten hin, dann senkte Regina die feuchten Augen, ohne sich doch vom Platze zu rühren. „Ich habe mich allezeit befleißigt, deinen Wünschen nachzukommen," sagte sie tonlos vor innerer Bewegung, „auch jetzt, ohne deinen Spott hätte ich weitere Auseinandersetzungen vermieden, da ich sie als dir verhaßt kenne, selbst wenn es mir schwer werden sollte, mich dir verständlich zu machen. Allerdings hat es mich in meiner Jugend getrieben zu Papier zu bringen, was sich meinem Herzen und Geist übermächtig aufgedrängt, doch ich versuchte niemals, einen Menschen über den Mißerfolg bei Verwertung meiner Schriften zu täuschen oder gar zu belügen. Dennoch hielten Verwandte und Bekannte an meiner Mission fest und haben mich fast zu Tode gehetzt mit ihrem Rat und Interesse, mit ihren guten und bösen Absichten. In meiner brennenden Not damals lebte nur ein Gedanke in mir, fort um jeden Preis, Ruhe — Ruhe! Da tratest du in meinen Kreis. Du hast mir nie von den Hoffnungen gesprochen, die du in Wahrheit an mich geknüpft, und ich, ein leichtgläubiges, trotz allem und allem noch eitles Weib, meinte, dir zu gefallen, wie ich war, wie ich mich dir freimütig gegeben. Wie gern nahm ich deinen Antrag an, bei Gott, ich hatte den festen Willen, dich glücklich zu machen, wenn ich dir auch nicht mit der Liebe zum Altar folgte, von der ich früher geträumt. Daß es mir nicht gelungen ist, ich dir sogar zur Last wurde, wie du mir soeben in dürren Worten sagtest, — kann ich allein dafür?"

Ein brutales Lachen des Gatten ließ ihre schwankende Stimme verklingen. „Ich glaube gar, du wirst sentimental, Schatz", höhnte er mit verzerrtem Gesicht. Ihre Eröffnung hatte den eitlen Mann bis ins Herz getroffen. „Ich bin dir wirklich verbunden für den Bescheid, der mich allerdings überrascht hat. Sieh, sieh, so viel schlaue Berechnung hätte ich dem Weibe garnicht zugetraut, nun, ich werde mein Benehmen darnach einzurichten wissen. Vorher möchte ich aber nicht versäumen, dir deinen Standpunkt klar zu machen. Weißt du denn, was du bist, meine Liebe? Ein unbrauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft, das vom Gatten ernährt wird, ohne daß es ihm irgend eine Gegengabe zu leisten im stande wäre. Du arbeitest nicht für mich, nicht mit mir, nicht einmal Mutter meiner Kinder konntest du sein, wenn ich dich heut hinaus jage, hast du nichts, deine Blößen zu decken, deinen Hunger zu stillen!" wieherte er glühenden Blickes. „Laß es gut sein, von heut an soll unser Verhältnis zu einander ein anderes werden, — meine Rücksicht und Güte wird schwinden, von nun an wirst du in mir den Herrn kennen lernen, dessen sei versichert!" dann die Lampe mit bebender Hand ergreifend, verließ er das Zimmer, die Thür hinter sich donnernd ins Schloß werfend.

Mit versagenden Knien lehnte Regina am Pfosten, weitgeöffneten Auges ins Dunkel starrend, das mit tausend zitternden, irrenden Lichtfunken belebt erschien.

Allbarmherziger, so armselig und verlassen, so tief erniedrigt und zu Boden geschmettert hatte sie sich bisher noch nicht gefühlt als in dieser Stunde! Ein Schauer lief ihr den Rücken hinab, — nach dieser Szene noch weiter leben, neben ihm, — mit ihm, und im lautlosen Schluchzen rang sie die Hände. Ach, daß sie fort konnte, heimkehren ins Vaterhaus, doch das war ja unmöglich! Sie sah den langen Tisch vor sich mit den vielen hungrigen Essern darum und dem in Arbeit und Sorge ergrauten Vater, und, — würde nicht das ganze Leid der Vergangenheit mit doppelter Gewalt auf sie einbrechen? Was durfte man nicht alles einer geschiedenen Frau zumuten!

Langsam, mit Aufbietung aller Kräfte, tappte sich die junge Frau nach dem Feuerzeug, Licht zu machen. In der Finsternis krochen aus allen Ecken und Winkeln furchtbare Gedanken, die ihr es leise zuraunten oder gellend ins Ohr schrieen, wo es nur allein für sie Ruhe und Frieden gab. Nein, sie wollte noch nicht sterben! Noch gab es ein etwas in ihrer Seele, das immer wieder heimlich sein Haupt hob, ihr Kraft und Zutrauen ins mutlose Herz zu gießen. Nein, zum Sterben war es noch immer Zeit, jeder Tag — jede Stunde war die rechte dazu!

Als sie die Lampe entzündet hatte, ließ sie sich schwer in den Sessel sinken, ohne zu fühlen, wie noch die Seide um ihren Körper knisterte. Was kümmert man sich um solche Dinge, wenn das Herz brechen will im ungeheuren Weh? —

Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, und nichts störte das tiefe Schweigen um die blasse Frau. Die Hand unter die schmale Wange gestützt, starrte sie in die Flamme, die regungslos mit leisem Singen milden Schein um sich verbreitete. „Guter Gott, bin ich denn garnichts wert, wirklich garnichts?" fragte sie sich immer wieder von neuem mit wachsendem Widerspruch in der Tiefe des Herzens. Langsam glitten die Bilder ihres freudlosen Daseins an ihr vorüber, wie glühend hatte sie vorwärts gestrebt, ohne ihr Ziel zu erreichen, in nichts und nirgends. Freilich, sie selbst hatte sich im mutlosen Verzagen aufgegeben, doch heut, da er es ihr brutal ins Gesicht geschleudert, jetzt bäumte sie sich dagegen auf mit jeder Fiber ihres Seins. Nur das Glück hatte ihr gefehlt, wie Pauer ihr noch vor wenigen Stunden sagte. Und warum hätte der sie belügen sollen? Wer unglücklich ist, wie er, weiß nichts von Lüge und Phrase, der große Schmerz reißt allen Flitterkram vom Herzen, das hatte sie an sich selbst erfahren. Gott, Gott, wenn sie noch einmal begänne, wenn sie noch einmal ihr überschäumendes Herzblut zu Markte trüge? —

Leise Röte malte sich in ihrem Antlitz. Sie war ja noch jung, und die Hoffnung im schmerzzerrissenen Herzen glich dennoch jener Aronsflanze, die immer wieder grünt und blüt, wenn nur der Himmel ein wenig Regen sendet. — Die Bewegungslosigkeit wich von ihr, und sie erhob sich wie neu belebt, im Zimmer auf- und ab zuwandern, mit leuchtenden Augen aus dem Fenster zu blicken, zum Himmel empor, an dem die Wolken schwer und dunkel dahin jagten. Es war draußen vorbei mit Schnee und Eis, hatte sie doch beim Heimweg große, warme Tropfen auf der Stirn gespürt, — der Frühling stand vor der Thür, in ungestümer

Jugendluſt rüttelte er an den Scheiben, daß es klirrte. Wenn er auch für ſie duftende, berauſchende Blüten brachte! — —

Eine äußerlich öde, unerquickliche Zeit folgte für Regina, da es Mielke vortrefflich verſtand, ihr in jedem Augenblick die Abhängigkeit ins Gedächtnis zurück zurufen, ſeine Gnade, die ihr jeden Biſſen in den Mund zählte, dennoch unterlag ſie nicht. Jener Entſchluß, noch einmal den Kampf zu wagen, hielt ſie aufrecht, erfüllte ſie ganz mit neuer Schaffensfreude.

Alle Haushaltungsgeſchäfte wurden indeſſen von ihr mit der peinlichſten Sorgfalt erledigt, der Gatte durfte kein Recht haben, ihr unerfüllte Pflichten vorzuwerfen, — doch jede freie Stunde gehörte ihr und ihrem neuen Ziel. Und wie bald wurde die Arbeit ihr zum Balſam, wie bald kehrte das Vertrauen zu den eigenen Kräften zurück, jetzt erſt fühlte ſie aber auch die Beſchränktheit der finſteren Wände, hinter die ſich ihre wunde Seele geflüchtet. Jetzt, da ſie gefallen, ſtand Regina leuchtenden Auges auf ihrer Höhe und hielt Rundſchau über die Welt, und dieſe Welt — gehörte ihr! Wie ein Gott fühlte ſie ſich nach Befreiung von Feſſeln und Banden, und überſtrömendes Glück weitete ihre Bruſt. O könnte ſie Schwingen ausbreiten, hinaus ins Leben zu fliegen, vor die Fenſter der Müden und Bedrängten, ihnen leiſen Hoffnungsſang zuzuflüſtern, daß es auch für ſie Troſt gab, für ſie und jeden, der ſich hinaus zu heben wußte über die dumpfe Menſchheit, hinaus in die klaren Gottesſtrahlen zu zielbewußter Thätigkeit! —

Kein äußerer Ton drang in die Stille ihres nun ſo lebensvollen Daſeins, und die kleine Novelle, die ſie mit voller Begeiſterung begonnen, wuchs wie das Korn auf erſt gerodetem Urwaldboden. Deckte nicht auch ihr Inneres jene Schicht nutzlos zerfallener, vermoderter Bilder, Anſchauungen, Gedanken, die nun ihren Nachfolgern ſo üppiges Wachstum verliehen? Ja, tauſendfältige Frucht wuchs ihr entgegen, und ſtaunend blickte Regina auf ihr Werk. Sie nahm es wahrlich nicht leicht damit wie früher, unermüdlich ging ſie die Arbeit immer wieder von neuem durch, jeder einzelne Charakter wurde verfolgt bis in die äußerſten Konſequenzen ſeines Thun und Treibens, dann erſt überarbeitete ſie Satz für Satz auf den ſchönen Klang hin, bis endlich doch der Tag kam, an welchem ſie nichts mehr zu verbeſſern fand und ſie tief erſchüttert die Feder niederlegte. „Ich gebe mein Beſtes, — Gott helfe mir,“ ſagte ſie feierlich.

Sie überlegte ernſtlich, ob ſie die Arbeit nicht lieber fremden Menſchen anvertrauen ſollte, — ſie verlangte ja nur gerechte Würdigung des kleinen Werkes, doch immer wieder trieb es ſie, es Pauer zu überſenden. Wer wie er unglücklich war, das Leid bis in ſeine tiefſten Tiefen ausgekoſtet, würde am erſten die Motive dieſer tieftraurigen Erzählung verſtehen. Die Mühſeligen und Beladenen haben ja faſt immer Zutrauen zu einander.

Eine unbeſchreibliche Erregung hielt ſie gepackt, als ſie die Arbeit endlich doch an ihn abgeſendet, ſie kam ſich vereinſamt vor, beraubt, ſo wie ihr mußte einer Mutter zu mut ſein, der man das liebe Kind vom Herzen geriſſen, es in das

brutale Treiben der Welt zu stoßen, — doch die zu neuem, regem Leben erwachte Schöpfungskraft in ihrer Seele ließ ihr keine Zeit, sich dieser fruchtlosen Angst hinzugeben. „Weiter, weiter," drängte es heimlich, „ist dir das Erste selbst nicht gelungen, wird es das Zweite sein", und atemlos ging sie an eine neue Arbeit, und ehe sie es selbst gehofft, hatte sie die Angst überwunden, ganz in dem neuen Phantasiegebilde aufgehend. Allmächtiger Gott, jetzt wußte sie es, daß auch ein Tropfen des heiligen Pfingstfeuers auf ihr Haupt gefallen war!

Tag für Tag verging, bis man ihr endlich in der Dämmerung des siebenten Tages Doktor Pauer meldete.

Regina stand im ersten, furchtbaren Schreck sprachlos, ehe sie sich zu fassen vermochte. Wenn jetzt ihr Gatte heim käme, welche unleidliche Szene mußte dieser Begegnung folgen, und noch fassungslos trat sie dem Gast entgegen.

Ein schneller, scharfer Blick in ihr verstörtes Gesicht rief einen Zug leiser Besorgnis in dem seinen hervor. „Sie sind leidend, gnädige Frau, ich störe", fragte er nahe der Thüre stehen bleibend, doch schon schüttelte sie hastig den Kopf.

„Nicht doch, Herr Doktor, — darf ich Sie bitten Platz zu nehmen? — Sie kommen in betreff meiner Novelle, — doch welchen Bescheid Sie mir auch bringen mögen, Herr Doktor, Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, ihn mir schriftlich zu übermitteln," sagte sie, entschlossen, von Anfang an die Sache zu klären. „Mein Mann weiß nichts von meinem Versuch, und ich zweifle, daß er besonders einem mißlungenen sonderlich freundlich gegenüber stehen würde."

Pauer's Lippen verzogen sich zu einem häßlichen Lächeln. „Ich verstehe", meinte er leichthin, doch seien Sie für diesmal beruhigt, gnädige Frau, im Fall einer Begegnung werde ich Ihnen keine Ungelegenheiten bereiten." Dann zog er ein kleines Paket hervor, und in seinem Anblick schoß glühende Röte in die Wangen der jungen Frau.

„Ich hatte mich in Ihnen nicht getäuscht," begann er die Blicke unverwandt auf die Papiere vor sich geheftet, in denen er blätterte, „es wird uns eine Freude sein, es in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen, nur — "

Regina hatte sich hochaufgerichtet und ihre Augen hingen in glühender Erwartung an seinen Lippen. „Doktor, um Gotteswillen," unterbrach sie seine Rede, die Hände fest gegen das klopfende Herz gepreßt, — „hat nicht das Mitleid für mich Ihr mildes Urteil beeinflußt? Ich will kein Mitleid, heut nicht mehr," schloß sie stockend, in abgebrochenen Lauten, „ich will nur mein Recht!"

Fast zärtlich nahm er ihre eisigen Finger zwischen die seinen. „Ei ei, wie fassungslos," schalt er überredend. „Was Sie mir übrigens zutrauen, ist wirklich kein Kompliment für einen Mann, der es ernst nimmt mit seiner Pflicht. Auch Ihnen gegenüber hätte ich kein Hehl von einer verfehlten Idee gemacht! Warum ließen Sie mich auch nicht aussprechen vorhin, gleich darauf hätten Sie mehrfache Ausstellungen zu hören bekommen, nur daß sie glücklicherweise das Gefallen am ganzen Werk nicht ändern."

„O Doktor, wie unaussprechlich glücklich haben Sie mich gemacht," murmelte sie, da er schwieg, und plötzlich seine Hand umklammernd, preßte sie die glühende

Stirn darauf, während ein Beben, wie tiefgeheimes, wildes Schluchzen durch ihren Körper zog. Ach, daß sie es ihm, einem Menschen in diesem Augenblick sagen könnte, was dieser Erfolg für sie bedeutete.

Erschüttert blickte Pauer auf die zitternde Gestalt nieder, dieser leidenschaftliche Ausbruch überraschte ihn nicht, er hatte es ja längst in dem stillen Antlitz gelesen, in dem halbverschleierten Auge, daß ein glühendes Herz in ihrer Brust schlug. Nein, jene Hexenphantasie war kein erkünsteltes Produkt, ahnungslos hatte sie ihm die eigene Seele entschleiert, heute wußte er das besser als je.

Als sie sich nach wenigen Minuten gefaßt, fast beschämt aufrichtete, entzog er ihr leise die Hand, nach dem Schriftstück zu greifen. Die Bedenken, die er zu äußern hatte, würden eine gute Dämpfung ihrer hochgehenden Empfindungen abgeben, und so begann er mit sachlichem Ernst ihre Arbeit einer Kritik zu unterziehen.

Ernst hörte sie ihm zu, ein, zweimal nickte sie zustimmend. „Ganz recht! Seltsam, daß ich nicht darauf gekommen bin!" doch als er eine Handlungsweise als dem geschilderten Charakter nicht entsprechend abgeändert wissen wollte, wehrte sie entschieden ab. „Verlangen Sie das nicht, Herr Doktor," meinte sie ganz von der Sache erfüllt, „nur so konnte der Mann seiner Meinung Ausdruck geben", und sie beugte sich über das Blatt, mit tiefer Empfindung in der Stimme jene in Frage stehende Szene langsam und laut vorzulesen.

Pauer hatte sich zurück in den Sessel gelehnt; über welches schöne, jeder Seelenregung Ausdruck gebende Organ die Frau zu verfügen hatte! „So vorgelesen macht dieser Abschnitt allerdings einen anderen Eindruck," gab er endlich fast widerwillig zu. „Sie thäten gut, gnädige Frau, mir jedes Ihrer Werke persönlich vorzulesen, manche feinen Züge, die nur durch einen leichten Schatten hervorgehoben werden brauchen, machen sich dabei erst bemerklich. Wenn Sie etwas Neues beendet haben," fuhr er in geschäftlicher Ruhe fort, „wollen Sie dann nach der Redaktion kommen? Ich werde sorgen, daß wir nicht gestört werden."

„Wenn Sie meinen," nickte Regina mit glühenden Wangen, doch als jetzt ein Schritt auf der Treppe laut wurde, zerstiebten alle Illusionen, in denen sie eine halbe Stunde lang so glücklich gewesen war, und deutlich schrak sie zusammen.

Pauer entging die Bewegung nicht, und wieder kam das leise, böse Lächeln auf seine Lippen. „Ich gehe schon," sagte er und erhob sich, „doch zum Schluß noch die eine Bemerkung. Warum lassen Sie die Geschichte so traurig enden? Fröhliche Schlüsse, ein halbes Dutzend Heiraten womöglich, das gefällt unserer heutigen Lesewelt am besten. Suchen Sie Ihr Talent mehr auf die heitere Seite des menschlichen Lebens zu dirigieren."

„Nicht so, Doktor!" widersprach Regina mit finster gefalteten Brauen. „Mich selbst schaut das Leben ernst genug an, wie sollte ich sonnige Tage lebenswahr zu schildern verstehen? Nur keinen Zwang, — Zwang ist Lüge, — nur wenn ich wahr bleibe, ich selbst bleibe, in allen Anschauungen, wird es mir gelingen, das Stück Leben, welches ich schildere, lebenswahr zu gestalten. Fordern

Sie nicht von mir, um den Beifall der Menge zu ringen mit Mitteln, die mir fremd sind, die rettungslos das Ganze stören müßten, ohne einen Ersatz zu schaffen. Begreifen Sie das, Herr Doktor?" schloß sie mit leisem Lächeln über die eigene Kühnheit, indem sie ihm treuherzig die Hand hinstreckte.

Er faßte dieselbe fest in die seine, während er unverwandt mit seltsamer, unruhiger Frage im Auge auf sie niederblickte. Doch als man draußen heftig die Entreeklingel zog, ließ er sie fast rücksichtslos fallen. „Vielleicht der Gatte?" Dann, als Regina aufhorchend den Kopf schüttelte, nahm er seinen Hut, um nach kurzem, kühlem Abschied das Zimmer zu verlassen.

Regina verharrte regungslos auf ihrem Platz, als schon längst Pauer's Schritte verhallt waren. Sie hielt die Hände vor der Brust gefaltet, und große, schwere Tropfen rollten langsam über ihre Wange. „Das Glück, das Glück!" Noch konnte sie es ja garnicht fassen! — —

Mielke ging selbst so sehr in einer wichtigen Arbeit auf, die man ihm zur höchsten Genugthuung anvertraut, daß er die Veränderung nicht bemerkte, welche mit seiner Frau vorgegangen war. Die kurzen Stunden, welche er im Lauf des Tages zuhause zubrachte, widmete er so ganz der leiblichen Pflege, daß er selbst nicht mehr Zeit fand, sie zu quälen, wie viel weniger über ihr umgewandeltes, frisches Wesen nachzudenken, oder sie mit Fragen zu beunruhigen. Und Regina dankte aus tiefstem Herzensgrunde dem Geschick. Noch hätte sie ihm ja nicht antworten können, noch durfte er nichts erfahren, wollte sie nicht eine seiner Art angemessene, für eine zaghafte Anfängerin aber unerträgliche Kontrolle auf sich laden. Doch wenn sie erst festen Fuß gefaßt, im Äußeren wie Inneren, dann sollte er der Erste sein, der es zu wissen bekam, — vielleicht wurde dann noch einmal alles gut, — vielleicht. —

Ebeling empfand dagegen sehr wohl den Wechsel in Regina's Aussehen und Wesen, und ein tiefes Bangen befiel ihn, so oft er in ihr leuchtendes Auge sah. Gern hätte er versucht in der lebhaften Wertschätzung, welche er für die junge Frau empfand. ihr das Geheimnis ihrer stolzen Sicherheit zu entlocken, somit die Ursache ihrer Wandlung des gefährlichsten Reizes zu entkleiden, doch eine eigene Scheu vor dem, was er zu hören fürchtete, hielt ihn zurück, die kurzen Minuten ungestörten Beieinanderseins auszunützen.

Ja, Regina war eine andere geworden, jetzt erst empfand sie mit tiefer, seeliger Genugthuung Zweck und Ziel ihres Lebens! Wohl ihr, wenn sie den Schmerz nur kennen lernen mußte, um recht trösten zu können, gebenedeit ihr mutloses Verzagen, ihr Jammer, ihre Schwachheit, wenn sie ihr Verständnis für den armseligen Menschen schenkten!

Ihr litterarisches Schaffen machte indessen von selbst Fortschritte, ungeachtet sie es der Belehrung Pauer's zuschrieb. Die nach so langer Haft doppelt lebhaft hervorsprudelnde Gestaltungskraft, die ernsten Gedanken eines im Kampf gereiften hochbegabten Frauengemütes mischten sich fast ohne Anstrengung zu reizvollen eigenartigen Bildern, die in ein Ganzes zu fügen ihrem Talent so leicht wurde. Mit den leidgeschärften Augen sieht sie das Gewirr der Leidenschaften im Kreis

der Familie und Gesellschaft ihren Herensabbath feiern, trotzdem sie ihm fern steht, sie ahnt die Lösung der scheinbar unauflöslichen Rätsel des Menschenherzens, denen so oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwickelung fehlt, — Trauer und Freude vermag sie mit der kreisenden Erde zu teilen. Sie empfindet ja die Vollkraft, die Erinnerung an alle jene großen Stunden im Wort wieder aufleben zu lassen, die der träge Nächste dunkel in der Brust trägt, ohne die Kraft, sie deutlich heraufbeschwören zu können, die Gestalten weiß sie aus dem Nebel zu scheiden, die ihm dereinst teuer waren, jene Töne, die er nie vergessen gewollt und die ihm doch im sausenden Sturmschritt der geschäftigen Zeit verwehten. Ja, sie kann reden, wo die Menge im Unvermögen schweigt; der Freund hatte ihr die Zunge gelöst! —

Als sie in der Folge einsehen gelernt, welche Last sie dem vielbeschäftigten Pauer mit einer schriftlichen Aussprache aufgebürdet, entschloß sie sich bei Ablieferung einer neuen umfangreichen Arbeit, die ungerechtfertigte Scheu, welche sie von einem Besuch bei Pauer zurückgehalten, „treu dem alten Zopf," wie sie sich selbst verspottete, zu überwinden und ihn persönlich aufzusuchen. Wirklich, sie hatte allen Grund, sich dankbar seiner Führung anzuvertrauen, die ihr nur glatte Wege gewiesen, sorgsam so manches Hindernis hinweg geräumt, sie durfte ihm nicht länger unnötige Mühe verursachen.

Als sie in der Dämmerung bei ihm eintrat, schloß er die Thür zum Nebenzimmer, dann ohne viele Worte trug er einen Stuhl zum Schreibtisch. „So, nun beginnen Sie, leider kann ich Ihnen nur eine Stunde zur Verfügung stellen, dann rufen mich andere Pflichten."

Gerade diese trocken geschäftliche Art that Regina wohl. Eine Närrin war sie, vor diesem Besuch noch bis zur letzten Minute zu bangen. Hier kam nicht die Frau zum Mann, nur die Schülerin zum Meister, und wohlgemut, mit fast heiterer Ruhe, legte sie den Mantel ab, um sich gehorsam auf den ihr zugewiesenen Platz niederzulassen. Die Wange auf die Hand gestützt, begann sie dann zu lesen, und je weiter sie kam, je mehr schwand die Scheu, — sie waren ja so alte Bekannte, — fast Jugendfreunde.

Etwas tief Leidenschaftliches, Sinnbethörendes zitterte in dieser tiefen, allen Regungen folgenden Stimme, auch was sie las, war durchströmt von jenen heißen Gluten, die den Menschen gleich einem Spielball im Leben auf und niederschleudern, nur ihr fein geschnittenes Gesicht blieb unbeweglich, wenn sich auch leise Röte auf den Wangen zeigte.

Pauer lehnte ihr gegenüber im Sessel, der tiefe Schatten des Lampenschirmes fiel über sein Haupt. Mit keinem Laut unterbrach er sie, nur die nervös beweglichen, weißen Hände spielten mit der langen Bleifeder, die er aufgenommen, bis sie plötzlich mit raschen, zielbewußten Strichen über ein Blatt Papier glitt, das vor ihm lag.

„Wie still er heut ist," dachte Regina und blickte fragend zu ihm auf, ungewiß über den Eindruck, welchen ihr Werk auf ihn ausgeübt. „Kann ich das

stehen lassen, Herr Doktor?“ fragte sie mit einem langen Blick auf den geschäftigen Bleistift.

Fast schuldbewußt deckte er die Hand über den kleinen Zettel. „Verzeihung, wenn ich die Antwort schuldig bleibe, ich war der Fabel nicht mehr gefolgt, — ich —“

„Es langweilte Sie,“ klagte Regina bestürzt, sogleich bereit, das Heft zu schließen, doch seine Hand legte sich mit sanfter Gewalt zwischen die Seiten.

„Im Gegenteil, es interessierte mich lebhaft, doch Sie wissen nicht, was es heißt, mit seinen Nerven im Kriege zu liegen. Ich habe ganz verlernt, still zu sitzen.“

„Sie zeichneten ein wenig, Herr Doktor; wenn Ihnen das Erleichterung verschafft, sollten Sie sich nicht stören lassen.“

„Allerdings“ gab er hastig zurück, wie unabsichtlich das Blatt in einen Stoß Papiere schiebend. „Sie kennen ja diese meine Leidenschaft, oder — sollten Sie unsere Begegnung in der Gallerie vergessen haben?“

„Ah, Sie entsinnen sich noch derselben?“ stammelte die junge Frau unsicher.

„Gewiß, auch meines Anerbietens,“ gab er mit jähem Aufblitzen seiner Augen zurück. „Die Hexe wartet noch immer ihrer Ausführung. Wie lange noch, gnädige Frau?“

Eine tiefe Röte stieg langsam in ihren Schläfen empor, während sich angstvolle Hilflosigkeit in dem feinen Gesicht malte. „Sie scherzen,“ stieß sie aus, von einer bangen Scheu durchzittert.

„Es giebt zwischen uns keinen Scherz,“ widersprach er heftig, indem er sich erhob, dicht an ihre Seite zu treten. „Ich habe Ihnen das schon einmal gesagt, Regina!“

Diese horchte hoch auf in atemraubender Spannung, wie Lähmung fesselte es sekundenlang ihre Glieder, dann löste sie wie mit Gewalt den Bann, der sich über sie breiten wollte, und ein ernster Blick streifte den erregten Mann an ihrer Seite. „Es ist Zeit, daß ich gehe, Herr Doktor Pauer,“ sagte sie mit scharfer Betonung, indem sie sich erhob.

„Nein, es fehlen noch zwanzig Minuten an der gegebenen Zeit,“ berichtigte er in verändertem, kaltem Ton, die Blicke auf das Manuskript geheftet. „Wenn Sie gestatten, daß ich beim Lesen auf und ab schreiten darf, auf dem teppichbeschlagenen Boden wohl unhörbar, so könnten wir heute noch ein schönes Stück vorwärts kommen,“ und ehe er noch eine Antwort erhalten, durchmaß er schon, die Hände auf den Rücken gelegt, das große Zimmer.

Minutenlang kämpfte es in Regina, dennoch zu gehen, sein Wesen vorhin hatte sie zu sehr erschreckt, doch bald waren ihre Bedenken überwunden. Zwischen Meister und Schüler sollte man nicht jedes Wort auf die Goldwage legen, — er hatte sich ein wenig gehen lassen, weiter nichts, und fügsam ließ sie sich nieder, um bis zum letzten Absatz zurückgreifend von neuem zu beginnen.

Eine nutzvolle halbe Stunde folgte. Scharf, unerbittlich fiel ihr nun Pauer in die Rede, um dies und das zu rügen, da und dort seine Bedenken zu äußern,

mit seiner Beobachtung Mängel oder Übertreibungen zu berichtigen. Diese halbe Stunde nützte ihr allerdings mehr als zehn Bände litterarischer Lehrbücher, und als sie ihn verließ, kam ihr Dank aus vollem Herzen, ohne daß er eine sonderlich freundliche Aufnahme gefunden. Kühl, fast ohne Druck nahm er die dargereichte Rechte, wenn es auch unter den Lidern hervorwetterte und blitzte. Als sie ihn dann verlassen, lachte er leise vor sich hin.

„Noch wehrt sich die Hexe gegen das übermächtige Begehren, doch sie wäre nicht ein Weib, flöge sie mir nicht über kurz oder lang in die Arme.“ —

Regina konnte daheim doch nicht so leicht sich aller Bedenken entschlagen, wie große Mühe sie sich auch gab. Das bedrückende Gefühl wollte anfänglich durchaus nicht weichen, trotzdem sie keinen Grund für ihre Unruhe fand, so viel sie auch grübelte. Gleichmäßig angezogen wie abgestoßen sann sie unaufhörlich seinem unberechenbaren Wesen nach, doch nichts Greifbares wollte sich bieten, das ihrer ahnungsvollen Scheu Nahrung geben konnte. War sie am Ende in ihrer Weltvergessenheit zur zimperlichen alten Jungfer geworden, die überall etwas Böses, Verbotenes oder wenigstens Ungehöriges wittert? Grade der ein wenig kordiale Ton des Doktors mußte ihr am ersten beweisen, daß sie sich in dem erwünschten Verhältnis von Lehrer und Schüler befanden. Der gesellschaftlich fein gebildete Pauer konnte sich nie einer Dame gegenüber vergessen, er hatte nur in ihr die Dame vergessen, bei seinen Ansichten über die Frau der denkbar günstigste Fall!

Endlich hatte sie sich zur Ruhe gebracht. Alles ging eben in ihrer neuen Thätigkeit unter; was mit dieser übereinstimmte, war ihr willkommen, und so wanderte sie das nächste Mal ohne eine Spur von Sorge wieder nach der Redaktion.

Elastischen Schrittes trat ihr Pauer entgegen. Sein schneller Blick glitt so fragend über sie hin, über ihre offene, freundliche Miene, und wirklich herzlich drückte er ihr zum Willkomm die Hand.

Auch heute gab es so mancherlei zu bessern und zu ändern, doch geschah es nicht mit dem scharfen Sarkasmus, der Pauer so geläufig war, es lag etwas wie Freude über ihm. Hatte er gefürchtet, daß sie nicht wiederkommen würde?

„Wie ideal Sie denken“, unterbrach er sie mit leisem Lächeln im Lauf der Vorlesung. „Ich möchte Sie fast um die Fähigkeit beneiden, sich inmitten einer ganzen Welt voll Egoismus und Selbstgefälligkeit Gestalten bilden zu können, die ganz den Anforderungen entsprechen, welche Sie im Grunde Ihres Herzens an Ihren Nächsten stellen oder wenigstens stellen möchten. Vor der Hand haben übrigens Ihre Helden noch Fleisch und Blut, trotz aller Engelhaftigkeit, hüten Sie sich aber, daß sie nicht zu phantastischen, erdachten Schemen herab sinken.“

Nachdenklich blickte sie zu ihm empor. „Wie immer mögen Sie mir klug raten,“ nickte sie, „aber ich kann es nun einmal nicht schildern, dieses ekelhafte Leben, das nur verrinnt im steten Wechsel zwischen Essen, Trinken und Schlafen, dieses Dasein der langen Tage und kurzen, inhaltlosen Jahre! Ich möchte den Menschen besseres vor die Seele zaubern als die Kleinlichkeiten des täglichen Daseins!“

Ernst blickte der erfahrene Mann auf sie nieder, und tiefe Trauer malte sich in seinen Zügen. „Wenn ein Genius vom Himmel stiege und füllte die Welt mit seinem Glanze, wenn die Sonne auf sein Geheiß ihr Licht verdoppelte, mit zauberischem Widerschein Berg und Thal, Haus und Hof verklärte, alle Blumen ihre Kelche öffneten, berauschende Düfte zu spenden und alles umher sänge und klänge von Seraphsstimmen, die dumpfe, stumpfe Menschenherde unten auf ihrer Weide würde weiter grasen, kaum, daß der eine oder andere den Kopf höbe! — Wenn Sie sich Verehrer, ein Publikum verdienen wollen, gnädige Frau, halten Sie sich an die Realien!" schloß er mit bitterem Lächeln.

„Die eigene Zustimmung gilt mir mehr als die der Menge", widersprach sie aber mit glühenden Wangen. „Mag ihr mein Werk gefallen oder nicht, wenn es nur an die Herzen pocht, für die ich geschrieben. Seltsam, daß ich Ihnen das alles zu sagen wage," lächelte sie, „aber Ihr Beifall ist Sieg für mich, und Sieg erzeugt Mut. Zweifel und Sorge umklammerten früher meine Gedanken und zogen sie bleischwer in den Kot hinab, jetzt fühle ich mich so leicht, so selig — beneidenswert vor Tausenden!"

Pauer stützte sich fest auf die Schreibtischplatte. „Ein stolzes Wort! Wissen Sie auch, daß Sie auf dem besten Wege zum Glück sind? Wahres Glück kann sich nur ein Jeder allein aufbauen, indem er seine Gefühle unabhängig vom Schicksal macht! — Aber wohin sind wir geraten, gnädige Frau," unterbrach er sich — „soll ich denn nie das Ende Ihrer Erzählung hören?" und er trat dicht an ihre Seite, sich gleich ihr über das Schriftstück zu beugen.

Er hatte den Arm auf die Lehne ihres Stuhles gelegt, und die Spitzen seines Bartes mischten sich in ihr dunkles Haar, zwischen dem sich in schneeiger Weiße scharf die Scheitellinie hinzog, doch Regina schreckte nicht wieder vor seiner Nähe zurück. Das Verständnis, welches sie allezeit bei ihm fand, hatte in ihr mehr und mehr das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt, und vertraulich blickte sie nur dann und wann zu ihm auf, wenn sie Belehrung erwartete.

Leise, fast unmerklich senkte sich seine Wange in die losen, lockigen Haarwellen, die ihr Antlitz umrahmten, während sein Arm sich immer fester auf das Holz der Lehne preßte, wie zum Schutz vor dem heißen Begehren, ihn um die Schultern des jungen Weibes zu legen. Was war es, das ihn so übermächtig zu Regina hinzog? Trieb ihn das heiße Blut in seinen Adern in ihre Arme, diese zarten, schlanken Arme, fast die eines Kindes, oder reizte ihn nur jener unerschütterliche, unbewußte Widerstand, den der Liebling der Frauen bisher nicht gekannt, diese ihn fast verhöhnende Ruhe in ihren Beziehungen zu einander bei aller Vertraulichkeit? Er konnte sich keine Antwort geben, und doch brauchte er alle Selbstbeherrschung, sie nicht an seine Brust zu reißen, das schmale, blasse Gesicht mit seinen Küssen zu bedecken.

Seine verzehrenden Blicke ließen nicht von dem feinen Profil, und immer spurloser glitten ihre Worte an seinem Ohr vorüber, bis er sich, als sie geendet, wie erwachend emporrichtete.

„Lassen Sie die Arbeit hier, es ist notwendig, daß ich sie nochmals prüfe, — morgen — übermorgen sollen Sie Bescheid haben.“

„O weh, ich habe nicht Zeit, in den Redaktionsstunden heranzukommen.“

„So werde ich schreiben.“

„Wenn der Brief meinem Mann in die Hände fiele? Unmöglich,“ wehrte sie. „Darf ich Ihnen vielleicht auf dem Heimweg begegnen, Sie verlassen um 6 Uhr das Bureau und gehen auf der rechten Seite die Wilhelmstraße entlang?“

„Sieh da, wie schlau die kleine Frau den Gatten zu täuschen verstand,“ dachte er triumphierend, „nein, nein, die Frauen auf der ganzen Welt blieben sich gleich!“ — „Ein Rendezvous, gnädige Frau? Sehr einverstanden, und welche Erkennungszeichen?“

Sie lachte harmlos, wie ein Kind. „Mit einem Vergißmeinnichtstrauß im Knopfloch wird es bei jetziger Jahreszeit nichts sein,“ ging sie willig auf seinen Scherz ein, „doch fürchte ich, Sie schon von weitem an meinem Manuskript zu erkennen, mit dem Sie nichts anzufangen wissen werden,“ und ihm ohne eine Spur von Befangenheit die Hand drückend, empfahl sie sich ziemlich eilig, da sie sich überzeugt, wie lange sich heut ihre Unterredung ausgedehnt.

Leichten, elastischen Schrittes verließ sie das Haus. Längst hatte man in den Straßen die Gasflammen entzündet, so weit sie blickte, schimmerten schon die leuchtenden Funkenreihen, doch bekümmerte sie die späte Stunde nicht, das ganze Herz von freudigem Mut geschwellt, fühlte sie sich heut fast dem kleinlichen Leben entrückt. Vor der Hausthür zögerte sie noch ein Weilchen, wie um sich in die reale Wirklichkeit zurückzufinden, wahrhaftig, sie wußte bei der veränderten Beleuchtung nicht, ob sie rechts oder links hinauf gehen mußte, heim zu gelangen.

„Guten Abend, gnädige Frau,“ begrüßte sie in diesem Augenblick Ebeling, der vorüberschreitend mit ungewissem Blick sie gemustert. „Ein unerwartetes Zusammentreffen“, meinte er weiter, stehen bleibend, „falls Sie nachhause zu gehen beabsichtigen, bitte ich, Sie begleiten zu dürfen, wir haben einen Weg.“

„Sie machen mir eine große Freude damit,“ versicherte sie lebhaft, ihm herzlich die Hand schüttelnd. „Sind Sie nicht neugierig, zu erfahren, was ich hier zu suchen hatte?“ und beide wandten sich zurück, die Fenster im Hochparterre zu überblicken.

In diesem Augenblick trat auch Ebeling schon tief bestürzt zurück. Konnte es Täuschung sein, oder sah er dort wirklich Pauers blasses Gesicht, seine funkelnden Augen, die ihm fast drohend begegneten?

„Sie waren bei Pauer? Was um des Himmels willen haben Sie in der Höhle des Löwen zu suchen?“ stieß er fassungslos hervor, und ihren Arm in den seinen ziehend, riß er sie ungestüm mit sich fort. „Hat denn meine Warnung nichts, gar nichts genützt?“

Ohne Verständnis für die zornige Trauer in seiner Stimme blickte sie ihn an. „Lieber Doktor, damals wie heut weiß ich mit Ihrer Warnung nichts anzufangen, Ihre Erzählung hat nichts als tiefes Mitleid für den Armen in mir zurückgelassen. Ich wünschte, ich dürfte ihn trösten! Doch um ihm rechten Trost

ins Herz zu gießen, gilt es, seine Wunden bloßzulegen, jenen Herd seines Wehes, was ich, eine Fremde, nicht wagen darf, da ich ihm doppelte Schmerzen bereiten würde. Ich habe ihn heut und früher nur in seiner Eigenschaft als Redakteur besucht, da ich von neuem einen novellistischen Versuch gewagt habe, der mir, Doktor, — mit Pauer's Rat und Beistand geglückt ist. Begreifen Sie nun, der Sie mein Jugendstreben und Wünschen kennen, was mich zu Pauer zieht, wie mich der Umgang mit ihm beglückt? O, Herr Ebeling, ich will mich nicht länger von diesem hohlen, von Menschen erklügelten Kodex der sogenannten guten Sitte fesseln lassen, — ob es sich paßt, oder nicht, ich werde mit allen Kräften danach streben, die Freundschaft dieses Mannes zu erringen."

Prüfend blickte ihr Ebeling in die Augen, dann zog er ihre Hand in heimlicher Abbitte an seine Lippen. Traurige, vertrauenslose Zeit! Dann gingen sie einsilbig neben einander her, bis sich ihre Wege trennten.

Beim Betreten ihrer Wohnung machte ein heftiger Schreck allem unruhigen Grübeln über Ebeling's Worte ein schnelles Ende. Paletot und Hut des Gatten hingen am Ständer, wie sehr mußte sie sich verspätet haben. — Es war wohl das erste Mal in ihrem Zusammenleben, daß Guido sie erwarten mußte, doch sie rechnete bei seiner herrischen Ungeduld auf kein mildes Urteil, in Erwartung harter Vorwürfe betrat sie mit Herzklopfen das Wohnzimmer.

Ohne ihren Gruß zu erwidern, ließ sich der Gatte nicht in seiner Wanderung durch das Zimmer stören, nur seine Blicke verrieten, wie sehr er gewartet.

„Verzeih', Guido, ich verspätete mich gegen Wissen und Willen," bat sie versöhnlich, mit wahrer Erleichterung die Gegenwart des Mädchens gewahrend, welches in seiner robusten Art ziemlich geräuschvoll den Tisch zu decken begann. „Du bist schon lange zu Hause?"

„Wo warst du?" fuhr sie Mielke rüden Tones als einzige Erwiderung auf ihre Frage an, dann, als sie eine Minute überlegte, ob jetzt der rechte Augenblick gekommen sei, ihn mit den Thatsachen bekannt zu machen, trat er mit zornsprühenden Augen ihr dicht gegenüber. „Wie kannst du es wagen, ohne meine Erlaubnis dich vom Hause zu entfernen?"

„Wir sind nicht allein, Guido!"

„Du willst mir den Mund verbieten?" donnerte er, durch ihre Ruhe und Mäßigung noch mehr gereizt. „Ach so, ich verstehe, du wünschest Zeit zu gewinnen, dir ein Lügengewebe zu ersinnen."

„Ich wüßte nicht, daß ich je gelogen hätte," gab sie eisig zurück, indem sie sich anschickte, dem Mädchen behilflich zu sein, es war hohe Zeit, daß diese das Zimmer verließ. „Das Theewasser kocht, nicht wahr, Selma?"

Mit zwei Schritten stand aber Mielke schon wieder neben ihr, sie hart am Arm packend. „Die Antwort?" schrie er wütend, „die Antwort?"

„Du bist jetzt nicht in der Verfassung, dieselbe hören zu können! Später, wenn du ruhiger geworden bist —" gab Regina mit ernster Warnung im Blick zurück.

„Weib," keuchte er sinnlos im Zorn über ihre unbegreifliche Kühnheit, sie heftig rüttelnd, daß sie im Schmerz die Zähne aufeinander biß, „du sprichst, oder —"

„Brutaler Geselle!" murmelte sie tieferblaßt, vergeblich bemüht, sich seinen Fingern zu entziehen. „Selma, gehen Sie hinaus," gebot sie mit dem letzten Aufgebot ihrer Fassung."

„Sie bleibt!" schrie Mielke im gewohnten Widerspruch, „und wenn sie dir als Zeugin auch tausendmal unbequem wäre!"

„Guido, ich warne dich, gehe nicht zu weit!" drohte Regina unbeweglich, wie zu Stein erstarrt.

„Jämmerliches Geschöpf, muß ich dir erst sagen, deine Zunge zu lösen, daß sie mir deine häufigen Ausgänge eingestanden, die Herrenbesuche, die du empfingst, Weib, wenn du meinen guten Namen beschmutzt hast —"

„O, gnädige Frau," schrie nun das Mädchen weinerlich, wenn auch mit weit geöffneten, neugierigen Augen dazwischen, „ich habe mir wirklich nichts dabei gedacht, als ich ihm das alles auf seine Fragen eingestand."

„Selma, wie konnten Sie von häufigen Ausgängen berichten?" frug Regina mit traurigem Vorwurf.

„Verstockte Lügnerin," knirschte Mielke, sie roh von sich stoßend. „Willst du auch andere noch zur Lüge verführen?"

„Du glaubst dem Mädchen mehr als mir? Unwürdiger Verdacht!" brauste endlich auch die junge Frau in ihre tiefste Seele hinein getroffen auf.

„Ich habe allen Grund dazu, feiles Weib!" —

„Nun ist es genug," stammelte Regina, mit bebenden Händen instinktiv nach ihrem Mantel greifend, — „lieber —"

„Du rührst dich nicht von der Stelle, Regina," forderte Mielke, ohne selbst von seinem Platz am Fenster zu weichen, „ich werde dich lehren, Autoritäten anzuerkennen!"

Mit festzusammengebissenen Zähnen hüllte sich Regina dennoch blitzschnell in ihren Mantel. Jetzt noch bei ihm bleiben war gleichbedeutend mit Mord am eigenen Selbst.

Mit blutunterlaufenen Augen starrte der Jähzornige nach ihr hin. „Den Mantel herunter, oder —"

Wie taub und blind für die ganze Welt griff Regina trotzdem nach der Thürklinke, da draußen war Erlösung — Luft — und sich noch einmal mit einem leeren, irren Blick umsehend, trat sie über die Schwelle um — mit lautem, gellem Schrei auf derselben in die Kniee zu sinken. Fühlte sie doch einen furchtbaren, schmetternden Schlag gegen die Stirn, ein grelles Gepolter, stürzende Scherben, dann rieselte es ihr warm über die Augen hinab und — sie wußte nichts mehr. —

Regina erwachte erst wieder unter den Bemühungen eines Arztes, den das entsetzte Dienstmädchen herbeigeholt, die klaffende Wunde oberhalb der Stirn zu verbinden. Zentnerschwer lag ihr Haupt in den Kissen. Dennoch zuckte sie nicht, als der Doktor mit ernster Grämlichkeit die Wunde nach Knochensplittern oder Fremdkörpern untersuchte und sie dann vernähte. Sie mußte ja gesund werden, sehr bald gesund werden, nicht eine Viertelstunde länger als unumgänglich nötig war, litt es sie hier in des Gatten Wohnung.

Ein leichtes Wundfieber stellte sich ein, das jedoch Dank ihrer guten Konstitution schnell genug verschwand, Dank auch der Ruhe, die sie umgab, da kein Mensch außer Selma das Zimmer betrat. Erst als der Arzt ihr das Verlassen des Bettes gestattete, fand das gefürchtete Wiedersehen der Gatten statt.

Mielke trat mit recht grämlichem Gesicht bei ihr ein. Die Geschichte war ganz abscheulich, und er konnte sich durchaus nicht verzeihen, in seinem Jähzorn die schwere Majolikavase nach dem renitenten Weibe geworfen zu haben. Nicht, daß er sich Regina gegenüber schuldig fühlte, sie hatte ihn ja auf das unverzeihlichste herausgefordert, aber nach dem Wortlaut des Gesetzes trat mit den durch Zeugen zu erhärtenden Thatsachen das Recht auf ihre Seite, wenn sie sich von ihm trennen wollte, und diesen öffentlichen Skandal scheute er von ganzer Seele. Was würden die Menschen sagen, vor allem seine Vorgesetzten?

„Es geht dir besser?" fragte er besorgten Tones in der leisen Hoffnung, durch sein gütiges Entgegenkommen die gähnende Kluft zwischen ihnen auszufüllen, „ich bedaure wirklich von ganzem Herzen —"

„Lasse die Phrase," fiel ihm Regina hart ins Wort. Wie fern dieser Heuchler, dessen Namen sie trug, ihrem Herzen stand, fühlte sie erst in diesem Augenblick in seinem ganzen Umfang. „Daß unser Zusammenleben von nun an zur Unmöglichkeit geworden, ist dir hoffentlich klar?" fuhr sie dann im geschäftlichen Ton fort.

„Aber Regina, ich bitte dich, — ein Zornesausbruch, den du selbst hervorgerufen hast!" —

Langsam wandte sie ihr Antlitz mit der breiten, blutigroten Narbe über der Stirn vom Fenster ab, ihm zu. „Du zweifelst noch? Giebst du mich freiwillig los oder soll ich mir mein Recht erzwingen?"

Ah, — sie wußte ihren Worten nach recht gut Bescheid. „Dieses Aufsehen, dieser Spektakel!" murmelte er geängstet, unruhig im Zimmer auf und nieder schreitend. „Was werden meine Vorgesetzten sagen, die den Hergang nicht kennen?"

Ihre ganze Verachtung lag in dem Blick, der ihm folgte. Nur frei von seiner Gesellschaft werden! „Es hängt ganz von deinem Entgegenkommen ab, anderen Menschen einen Einblick in unsere Verhältnisse zu gestatten oder nicht," sagte sie rasch. „Da wir kinderlos sind, dürfte sich einer Scheidung wegen gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung nichts in den Weg stellen. Gieb mir dein Wort, mich von dieser Stunde an als frei zu betrachten, und die Ereignisse der letzten Zeit mögen unausgesprochen bleiben!"

Etwas wie tiefe Erleichterung spiegelte sich in seinen Zügen, dennoch ließ ihn sein Argwohn nicht sogleich zugreifen, wie er es so gern gethan hätte. „Hm — und die Alimente? Wie hoch hast du dir die Summe gedacht? Bedenke, mein Einkommen ist klein."

„Ein Pfennig von dir müßte wie Feuer in meiner Hand brennen" stieß sie dunkelgerötet hervor, „ich gehe, sobald mir der Arzt das Ausgehen gestattet, und dann haben wir nichts mehr mit einander gemein, als — die Erinnerung" und ein Schauer rüttelte ihren zarten Körper.

Verständnislos blickte er Regina an. Ihm fehlte vollständig der Begriff für die Regungen seiner Frau. „Wovon solltest du leben? Willst du zurück zu deinen Eltern?"

„Kümmere dich nicht darum," unterbrach sie ihn eisig kalt, — „besonders, als ich auch deinen Namen abzulegen gedenke, derselbe also nicht in die Lage käme, durch mich beschmutzt zu werden! Ich will Ebeling, dem ich meine Vollmacht für alle weiteren Schritte zu geben gedenke, meine volle Unabhängigkeit von dir ausdrücklich betonen."

„Du wolltest, Regina?"

„Ja!"

„Nun gut, so bin ich zu allem bereit, mein Ehrenwort darauf," griff er in heller Freude zu, dann plötzlich legte sich sein Gesicht in ernste Falten. „Hast du dir das auch ernstlich überlegt, Regina? Trotz allem und allem warst du mir teuer!"

„Heuchler!" sprach Regina langsam und laut, mit verächtlichem Lächeln die Thräne begrüßend, die sich in sein Auge gefunden. Dann schritt sie hocherhobenen Hauptes an ihm vorüber ins Schlafzimmer zurück. Sie hatte ihm nichts mehr zu sagen! — — —

Nur wenige Tage später fand sich Regina auf dem Wege zur Freiheit. Sie hatte das reich bemessene, noch unberührte Honorar ihres Erstlingswerkes zu sich gesteckt, diese Summe und der Erlös ihrer wenigen Schmucksachen würden vor der Hand zu ihrem Unterhalt ausreichen, bis sie sich mehr erworben hatte. Gott Lob, es mußte ihr gelingen, sich selbst das Brot zu verdienen; wenn es auch schmale Bissen waren, sollten sie ihr doch in der Freiheit wie Himmelsmanna schmecken.

Sie hatte am äußersten Ende des nach Westen gelegenen Stadtteiles eine billige Wohnung bei freundlichen, alten Leuten gefunden, und nachdem Selma ihren Koffer hinaus gebracht, beide die wenigen Habseligkeiten ausgepackt hatten, verließ sie auch das Mädchen, und sie blieb allein bis zum Abend, wo sie zu Ebeling ging, die gesetzliche Scheidung einzuleiten.

Sie hatte einen dichten Schleier über die Stirn gebunden, daß selbst der Freund nicht das Mal bemerken sollte, und es blickte das totenblasse, junge Gesicht seltsam genug aus der dunklen Umrahmung in die Welt, doch zeigte es jetzt eine fast heitere Ruhe; fand sie doch Trost für alles Weh in Ausübung ihres Talentes und — standen ihr nicht zwei Freunde zur Seite, auf die sie bauen konnte?

Bescheiden, zaghaft pochte sie trotzdem aber an Ebelings Thür, nachdem sie im Bureau mit steigendem Herzklopfen schon eine halbe Stunde gewartet hatte. Ach, ihr Frauenmut wollte nicht stand halten zwischen den emsig arbeitenden Schreibern an ihren Pulten, den hohen, aktengefüllten Repositorien rings an den Wänden. „Werner contra Hilbert," — „Schulze contra Jouston" hatte sie unzählige Male gelesen und sich dabei ausgemalt, wenn hier ihr Name auf solchem unheimlichem Papieranhänger stehen würde. Mußte er nicht jedem, der hier gleich ihr im Bureau wartete, in die Augen fallen?

Befremdet, wie seinen Augen nicht trauend, blickte ihr der Rechtsanwalt entgegen, als sie sein Zimmer betreten. „Gnädige Frau, Sie hier?" fragte er un-

gewiß, während er schon einen Sessel nahe zum Schreibtisch rückte. „Der Ausdruck Ihres Gesichtes spricht nicht von einem freundschaftlichen Besuch. Was kann Sie zu mir führen?"

Regina fühlte ihre Kehle wie zugeschnürt, und die Augen blickten ihm angstvoll entgegen. Wie sollte sie beginnen, ohne jenen furchtbaren Abend zu erwähnen! Stockend begann sie, ihm ihn Anliegen vorzutragen. Es war ein wirres, grundloses Auseinandersetzen, ach, sie verstand es nicht, zu verschweigen, die Worte schlau zu drehen und zu wenden, und die immer kühleren Mienen des Freundes, sein ernstes: „Haben Sie das wirklich ernsthaft überlegt und jagen nicht einem phantastischen Glück nach?" vermehrte noch ihre Befangenheit.

Ebeling schüttelte immer wieder mißbilligend den Kopf. Ohne jeden Unterhalt, mit Ablegung seines Namens, sieht das nicht wie Schuld auf ihrer Seite aus? „Gestatten Sie mir nicht, vor Beginn eines ersten Schrittes ernstlich mit Ihrem Gatten zu reden?"

Regina umklammerte in mächtiger Aufregung seinen Arm. „O bitte, bitte, fragen Sie ihn nichts, garnichts! Sie werden keinen Widerstand bei ihm finden, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Der Riß ist unheilbar zwischen uns!"

Nur immer zurückhaltender wurde seine Miene. „Sie haben schon jetzt seinem Hause den Rücken gekehrt?" fragte er kühl. „Sollten Sie nicht wissen, daß das böswilligem Verlassen gleich kommt? Ihr Gatte kann einen Rückkehrbefehl erlassen, würden Sie demselben nicht nachkommen?"

„Um keinen Preis!" stieß Regina funkelnden Auges aus tief gequälter Brust hervor.

Ebeling hatte sich in seinen Sessel zurückgelehnt. „Das Leben hält nur wenigen Menschen, was es versprach," sagte er in ernst überredendem Ton, „doch bietet es in jeder Form, auch der Ihrer Ehe, immerhin noch genug Sonnenschein, um diese durch Gott und die Welt geheiligte nicht bei jeder Kleinigkeit, die sich entgegen stemmt, achtlos bei Seite werfen zu dürfen. Ich denke, Sie fassen Ihr rebellisches, schwärmerisches Herzchen zusammen und reichen Ihrem Gatten versöhnlich die Hand. Es ist doch ein braver Mensch durch und durch, trotz seiner unleugbaren Fehler, ohne die wir alle nun einmal nicht zu denken sind."

In Regina's Fingern zuckte es, den Schleier von ihrer Stirn zu reißen, ihm die Liebkosungen des „braven Menschen" zu zeigen, doch sie bezwang sich. Sie wollte halten, was sie versprochen hatte, und so beharrte sie nur tief verstimmt auf ihrem Vorhaben. Ach, Ebeling war ihr nicht der wahre, vertrauungsvolle Freund, für den sie ihn gehalten und diese Erkenntnis that ihr bitter weh.

Als sie sich, nachdem alle Notwendigkeiten besprochen worden, erhob und ihm ihre neue Adresse gab, öffneten sich seine Lippen wie zum raschen Ausruf, doch er bezwang sich. Was nützte es, seitdem die Sache soweit gediehen, sie wissen zu lassen, wie ihm bekannt sei, daß sie nunmehr die Nachbarin Pauers geworden war, doch sein Abschied fiel noch kühler aus, als es in seinen Wünschen lag. Er wollte ja noch bemitleiden, wo doch sein ehrlicher Sinn verabscheute.

Es war ein enges, kleines Stübchen, in dem Regina von nun an wohnen sollte; doch der Bann, der fast ihr ganzes Leben lang auf ihr gelegen, wich dem bisher nie empfundenen Wonnegefühl körperlicher und geistiger Freiheit. Nur wer wie sie sich allezeit hat beugen müssen, erst unter die stark ausgeprägte Herrschsucht der Mutter und später unter die nicht minder hervorstechende des Gatten, kann die Wirkung begreifen, welche diese Selbständigkeit in ihr hervorbrachte. Trotz dem sorgenvollen Ausblick in die ungewisse Zukunft und trotz der schlimmen Vergangenheit, die mit den unzufriedenen, tadelnden Briefen der Eltern, den gerichtlichen Verhandlungen in betreff der Scheidung sich so häufig störend in die Gegenwart mischte, trotz der niederschmetternden Täuschung, welche sie an Ebeling erfahren, fühlte sie sich doch glücklicher als je zuvor in ihrem Leben.

Vor allem aber galt es, der in der Zukunft drohenden Not zu steuern, und mutig entwarf sie entgegen aller Unruhe den Plan zu einer neuen Arbeit. —

Schon in den ersten Tagen nach ihrer Übersiedelung machte sie sich auf den Weg, Pauer zu der besprochenen Zeit zu begegnen, um endlich über das Schicksal ihres letztbeendeten Werkchens zu hören, doch sie traf ihn nicht an und stand nun ziemlich ratlos seinem Fernbleiben gegenüber. Zu ihm wollte sie nicht, da die Furcht vor Entdeckung ihres noch immer dunkelgeröteten Males sie die helle, belebte Redaktion meiden hieß. Und doch verspürte sie so sehnliches Verlangen, Bescheid über ihr Geisteskind zu erlangen, ganz abgesehen davon, daß sie jetzt um das tägliche Brot arbeiten mußte.

Von einem kurzen, notwendigen Ausgang zurückgekehrt, wollte sie an einem der nächsten Tage die Schwelle der großen Mietskaserne, in der auch sie ihr Heim gefunden, überschreiten, als ihr Auge plötzlich wie gebannt einem Paar nachblickte, das langsam auf der gegenüberliegenden Straßenseite in dem seit langer Zeit zum ersten Mal wieder vom wolkenlosen Himmel hernieder strahlenden wärmenden Sonnenschein daher kam. Es blieb ihr kein Zweifel, daß sie Pauer vor sich habe, an dessen Arm ein greises, gebücktes Frauchen hing, fraglos seine Mutter, welche er mit zärtlicher Sorgfalt Schritt für Schritt geleitete. — o hätte sie je an seinem guten Herzen zweifeln gekonnt, jetzt, nachdem sie ihn in Ausübung seiner Sohnesliebe gesehen, sollte nie wieder ein argwöhnischer Gedanke in ihr Raum gewinnen.

Tief bewegt verfolgten ihre Blicke, wie er die alte Dame jetzt über den Damm geleitete, das Gesicht mit dem freundlichen, teilnehmenden Lächeln immer horchend zu ihr hinabgeneigt, und wie sie endlich in der eleganten Villa nebenan verschwanden, in dessen herrlich gepflegten Garten so mancher Blick der vorüberschreitenden Regina geflogen war. Sollte es die Besitzung des berühmten Schriftstellers sein?

Vorsichtige Fragen bei ihrer Wirtin brachten ihr die Bestätigung ihrer naheliegenden Kombination, und immer wieder zog es sie von nun an zum Fenster hin, in das kleine, von tiefster, holder Ruhe erfüllte Paradies hinabzublicken. Wie nahe war er ihr, und sie hatte Stunden ihrer kostbaren Zeit geopfert, Pauer im Mittelpunkt der Stadt zu begegnen, und ehe sie den eigenen Gedanken recht be-

griffen, hatte sie den Entschluß gefaßt, sich im Nachbarhause nach ihrem Schriftstück zu erkundigen. Hier würden keine Lästerzungen lauern, ihren vielleicht ungewöhnlichen, doch keineswegs unpassenden Schritt zu bemäkeln. Noch war sie eine verheiratete Frau, Pauer konnte nichts von ihrer Scheidung erfahren haben, und stand nicht außerdem jene ehrwürdige Dame dem Hauswesen vor, jene Greisin, deren freundlicher Mund und kluge Augen jedem mit Stolz zuzurufen schienen: „Das ist mein Sohn," und die Regina's Herz im Fluge gewonnen hatte?

Nach kurzer Überlegung trat sie zum Spiegel, die durch den Arzt verschnittenen Vorderhaare ins Gesicht zu ziehen, so, daß die Narbe fast bedeckt wurde, vielleicht, daß Pauer dieselbe übersah und peinliche Fragen unterließ. Dann stellte sie sich an ihr Fenster, trotzdem ihre Augen nichts mehr in der Dämmerung zu unterscheiden vermochten, zu warten, bis endlich die mächtigen Parterrefenster nebenan in vielfarbigem Lichte aufleuchteten und ein Männerschatten wieder und wieder darüber hinlief. So oft hatte sie schon über den Ruhelosen in seinem Eden nachgedacht, heut wußte sie, daß es Pauer sei! —

Als sie der Portier des Nachbarhauses eingelassen, hielt sie einen Augenblick atemlos am Fuß der breiten, teppichbelegten Stufen inne. Wie ihr das Herz in mächtigen Schlägen pochte, wie sich plötzlich erdrückendes Angstgefühl auf ihre Sinne wälzte! Aber war sie ein Kind, das Gespenster fürchtet? Entschlossen wies sie alles Bangen von sich, indem sie die letzten Stufen emporstieg und kräftig den Knopf der Klingel niederdrückte.

Unmittelbar darauf sah sie sich schon einem alten Diener gegenüber, der nach einem eigenen Blick als einzige Antwort auf ihre Frage nach dem Hausherrn ihr mit tiefer Verneigung die Thür zur Rechten öffnete. Wurde sie denn erwartet? — Verwirrt trat sie in das mit allem Komfort und Luxus ausgestattete Zimmer; doch ehe sich die Thür hinter ihr geschlossen, schritt ihr schon der Bewohner desselben mit lebhaften Schritten entgegen.

„Endlich!"

Sie lächelte befangen, als sie ihre Hände in die Pauer's legte. „Ich wußte nicht, wie ich mir anders Bescheid auf meine letzte Einsendung holen sollte." Dann strich sie sich hastig über die Augen, — war sie geblendet von der Üppigkeit des Gemaches? „Man merkt es hier nicht, daß die arme Kunst gezwungen ist, betteln zu gehen von des Lebens Überfluß," sprach sie hastig weiter, nur bestrebt, das Schweigen zu unterbrechen. „Aber wie warm Sie es hier haben!" Und sie öffnete das Mäntelchen, das um ihre Schultern lag, als könnte sie damit die Blutwelle dämmen, die ihr übermächtig die Schläfe empor drang.

Vorsichtig nahm ihr Pauer vollends die Hülle ab. „Ich denke, wir wollen bald mit dem Schaffen beginnen, Sie scheinen nicht zu ahnen, wie sehr ich auf Sie und ihre ratende Hilfe gewartet habe," dann, nachdem sie auch mit seiner Hilfe den Hut abgelegt, zog er ihren Arm unter den seinen, um sie nach der in einem erkerartigen Ausbau aufgestellten Staffelei zu führen.

„O nicht doch, so war es nicht gemeint," wehrte Regina wohl errötend, dennoch folgte sie ihm willenlos über den tiefen Smyrnateppich hin. Wie ein

überwältigend fremdes, wonniges Leben drang es ihr hier entgegen, wo herrliche Marmorbilder sich von dem farbensatten Hintergrunde kostbarer Stoffdraperien abhoben, mächtige Palmen wie grüßend ihre Wedel ausbreiteten und aus köstlichen Rahmen Meisterwerke der Malerei ihr entgegenblickten.

Pauer's Auge hing in dunkler Glut an ihr. Seltsam, wie gerade heut ihre eigenartige Gesichtsbildung doppelt scharf hervortrat, die fast übergroßen, vom dichtbewimperten Lid fast ganz bedeckten Augen, die gerade, fein geflügelte Nase mit dem schmallippigen, fast herb verzogenen Munde darunter. Wie in lebhafter Genugthuung nickte er vor sich hin.

Mit kurzem Druck entzündete er dann das elektrische Licht seitwärts der Staffelei, dann schob er den schweren Vorhang zurück, der die Leinwand bedeckte. „Nun, entspricht dieser Kopf Ihrem Phantasiegebilde?"

Mit jäh aufleuchtendem Blick trat sie in den Schatten zurück, ohne einen leisen Ruf des Entzückens zurückzuhalten. „Ja, Sie haben mich verstanden," nickte sie, ganz im Schauen versunken, ahnungslos, daß seine Augen fast abwägend zwischen ihr und dem Bilde hin und herwanderten. „Nur eines packt mich seltsam, Sie geben der Hexe helles, fast rötliches Haar, — warum, weiß ich nicht, doch stellte ich sie mir stets dunkellockig vor!"

Er lächelte eigen. „Wenn es Ihnen sonst gefällt, werden Sie sich bald mit dieser Nebensache aussöhnen. Doch was sagen Sie zu dem Ausdruck des Gesichtes?"

„Ich möchte nichts daran ändern," und seltsam gefesselt, fast unruhig ließen ihre Blicke nicht von dem in eigentümliche Farbenreflexe getauchten Antlitz, ja fast wie im Grübeln legte es sich über ihre Augen, — wo hatte sie es doch schon gesehen, das ihr so bekannt erschien und doch völlig fremd?

Nach einer kurzen, schweigsamen Pause rückte Pauer einen Sessel näher. „Ich bitte. Sie mögen mit Worten leiten, meine Hand wird folgen," und er griff nach Farbentuben und Palette, sich die Farben zu mischen. „Vor allem, wie haben Sie sich die Bekleidung gedacht und auch die Stellung?"

Allgemach begannen sich auch Regina's Wangen zu röten. „Ich denke, ein spinnwebfeines, graues Gewand," ging sie widerstandslos auf seine Fragen ein, vollkommen gefesselt durch die unbeschreiblich reizvolle Gegenwart, — „vielleicht von der Schulter des rechten Armes, der hinter sich in die Äste der Birke greift, ein wenig zurückgesunken."

Flüchtige Striche umrissen schon, während sie sprach, ihrer Weisung nach, die Gestalt, doch Regina schüttelte unzufrieden den Kopf. „Die Bewegungen sind zu weich! — Alles muß ein trotziges Aufbäumen bekunden, ein bewußtes Hineinstürzen in das Verderben."

„Nehmen Sie die Kohle, ich werde auch die unbeholfensten Striche begreifen," sagte er mit tiefer Überzeugung in der Stimme.

„Ich verstehe nicht mit ihr umzugehen, nicht einmal, wie ich sie halten soll!"

„Sie werden es lernen," gab er ohne Zögern zurück, — „hier, so, — halten Sie fest, und er legte den Stift zwischen ihre Finger, mit seiner Hand die ihre umschließend. „Nun beginnen Sie!"

Ihre Augen leuchteten, wie wonnig es sie durchrieselte, und alle Scheu vergessend, zeichnete sie, und wo sie im glatten Strich die erhobene Hand andeuten gewollt, bildete sich unter seinem Fingerdruck die Wellenlinie eines weichgeformten Frauenarmes. — Dicht aneinander geschmiegt standen sie, ein Wollen, — leidenschaftliches Beugen und Blicken, halbabgebrochene, gemurmelte Worte, und unter dem Händepaar bildete sich mehr und mehr die Gestalt eines jungen, schönen Weibes heraus, bis endlich auch der letzte andeutende Strich an dem zierlichen Fuß zu sehen war.

Aufatmend löste sie die Hand aus der seinen. „Sie haben mich allezeit verstanden!" stieß sie tief erregt hervor.

„Ein Geist und eine Hand, die das geschaffen," murmelte er mit bedeckter Stimme, tief zu ihr niedergebeugt. „Waren Sie nicht unbeschreiblich thöricht, so lange gegen die ureigene Forderung Ihres Selbstes anzukämpfen, der Sie rettungslos verfallen müssen?"

Wie ein tiefer Schatten legte es sich über ihre Augen. „Wohl giebt es ein Begehren in uns, ein Verlangen, das wir uns nicht geben und nehmen können, doch ihm zu folgen, nach ihm zu leben, das ist, Gott Lob, unserem Wollen allein überlassen!"

Pauer richtete sich langsam, enttäuscht empor. Schlüpfte sie nicht wie ein Aal immer wieder aus seinen Fingern, — und doch, wie dürstete ihn nach jenem Augenblick, wo sie sich ihm freiwillig an die Brust werfen würde. Nie vordem hatte er diesen brennenden Durst gefühlt! — „Sie müssen müde geworden sein vom langen Stehen, wir wollen uns niedersetzen. Ich will Ihnen gleichzeitig die Entwürfe zum Hexenkopf zeigen, für lernbegierige Schüler brauchbare Studien," und wieder zog er ihren Arm unter den seinen, sie zum lauschigen Kaminplätzchen zu führen, wo die Flammenblitze eines lichten Holzfeuers helle Streifen auf ein langzottiges Bärenfell warfen, das man davor ausgebreitet.

Als sie sich dort im Sessel niedergelassen, trug er geschäftig eine Mappe herbei, und nachdem er zu eigenem Gebrauch einen niedrigen Kaminsessel herangezogen, reichte er ihr langsam Blatt für Blatt, mit fast schalkhaftem Lächeln auf die Ausbrüche ihres Entzückens zu lauschen. In Wahrheit, sie ahnte nicht, wessen Züge sie bewunderte, fast wie auf ein Wunder schaute er zu ihr empor.

Immer wurde es ihr schwer, ein Blatt mit dem anderen zu vertauschen, sie konnte sich garnicht satt sehen an dem Kopfe, dem er mit jeder Wendung, mit jedem wechselnden Ausdruck ein anderes, doch immer reizvolles Gepräge zu geben wußte. Welche Fülle von Gaben hatte doch der Schöpfer über den Mann ausgeschüttet, wie verschwenderisch ihn ausgestattet mit aller Schönheit der Seele und des Leibes! Sich zurücklehnend, blickte sie ernst prüfend auf ihn nieder. Wie gut diese vornehme Männergestalt in diese Umgebung paßte! Üppiger Lorbeer mit seinen goldenen Früchten schien gerade der rechte Schmuck für sein stolzes, übermütiges Gesicht, und doch war er elend, — elend durch eine armselige Frau!

„Es gefällt Ihnen bei mir?" forschte er jetzt, das Kinn in die Hand gestützt, ihrem Blick folgend, der, ihm befangen ausweichend, durch das Zimmer schweifte, als ob er fürchte, ihre Gedanken zu verraten.

„Ob man mit der Zeit auch gegen eine derartige herrliche Umgebung unempfindlich werden kann?“ fragte sie anstatt einer Antwort und strich fast ehrfurchtsvoll über die Plüschdraperie, die den Kamin umkleidete. „Sie haben Freude an satten Farben, Herr Doktor?“

„Allerdings, und ich vermisse den vollständigen Mangel derselben an Ihrer Kleidung. Wenn Sie wüßten, wie sehr Ihr blasses Gesichtchen durch die Nachbarschaft der tiefroten Stoffes gewinnt!“

„Als ob ich je hätte danach fragen können? Was haltbar ist und praktisch, das — “

„Ah, eine Künstlerseele wie die Ihre ist nicht gemacht, mit dem Pfennig zu rechnen,“ unterbrach er sie lebhaft.

„Nun, mein Geschick scheint nicht Ihre Ansicht zu teilen,“ lächelte sie trübe. „Ich gehöre nicht zu jenen beneidenswerten Zehntausenden, die durch Gnade erheben, durch Gunst befördern oder durch Geschenke beglücken dürfen, — allezeit konnte ich mich nur selbst geben, und dieses Selbst — scheint wenig Wert zu haben?“

„Für alle?“ flüsterte Pauer, und ein leidenschaftliches Verneinen klang durch den tiefen Ton, „für alle?“

Tiefaufatmend schloß sie sekundenlang die Augen, — dieser Klang preßte ihr so seltsam das Herz zusammen, und sich der Wirklichkeit zurück zu geben strich sie sich hastig über die Stirn.

„Um Gottes Willen, was ist das?“ schrak Pauer aller Beherrschung ledig empor, mit beiden Händen ihren Kopf zu fassen, ungeachtet alles Widerstrebens, und tief erblaßt beugte er sich zu ihrer Stirn nieder, wo zwischen den verschobenen Haaren die rote Narbe deutlich hervorleuchtete. „Welche furchtbare Wunde!“

Schreckübermannt sank Regina's Kopf zurück, dann huschte ein mühsam gezwungenes, schattenhaftes Lächeln um ihren Mund. „Ein Unikum, mein Schädel, Herr Doktor,“ stammelte sie atemlos, „eine schwere Majolikavase ging an ihm in Scherben, ohne ihm einen ernsteren Schaden zuzufügen.“

„Und Sie setzen sich bereits der Abendluft aus? Vielleicht arbeiten Sie schon wieder mit Ihrem armen, schwer verletzten Köpfchen? Das darf nicht sein! — Gott, wenn ich Sie nie wiedergesehen hätte, Regina!“ stieß er erschüttert, überwältigt hervor.

Der warme, tief zärtliche Ton legte sich unaussprechlich hold und weich um ihr vereinsamtes Herz. „Was wäre dann weiter gewesen?“ fragte sie tonlos, während sich ein blinkender Tropfen in ihr Auge drängte, „eine Lücke, die sich geschlossen hätte, ehe sie überhaupt ein Mensch empfunden.“

„Kind, wie können Sie so sprechen! Sie wären kein Weib, wenn Sie es nicht längst wüßten, was Sie mir sind!“ stieß er in voll hervorbrechender Leidenschaft hervor. „Regina, — Kind, — wie liebe ich dich! Von jenem ersten Augenblick an, da wir uns vor dem Hexenbilde sprachen, — ein Herz — eine himmelhochlodernde Flamme, kannst du widerstehen, Regina?“ und willenlos glitt er an ihr nieder, ihre Hände mit heißen Küssen bedeckend.

Schweigend, regungslos, doch mit zuckenden Lippen starrte Regina auf den Knieenden nieder, bis sie plötzlich tief aufatmete. Ihr an Dunkelheit gewöhntes Auge konnte nicht sogleich die blendende Sonne, die sie mit plötzlichem Glanz überschüttete, ihr Ohr nicht den Donnerlaut der Auferstehung aus tiefer Grabesnacht fassen, wenn auch das Herz in unsäglicher Wonne erzitterte. Ja, ein Streben, ein Wollen, ein Verstehen erfüllte sie beide, — ach, sie konnte nicht widerstehen, wo ihr ganzes Sein ihm entgegen jauchzte, und die Hände an die klopfenden Schläfe gepreßt, stammelte sie nur immer wieder: „O du — du!"

Er hatte sie in seine Arme gerissen, endlich war sie sein, — doppelt süßer Triumph, da es ihm schwer, so schwer geworden, sie zu gewinnen, und in glühendem Entzücken preßte er sie wieder und wieder an sich, ihr Gesicht mit unzähligen Küssen bedeckend, und Regina ließ glückberauscht das Wetter willenlos über sich hinbrausen. Alles, was dürr und krank und schwach in ihr war, riß der Sturm hinab, — Großer Gott, mochte nun auch der Geist müde werden im Kampf mit der Welt, das Herz blieb stark und wach, seit es diese Liebe gekostet!

Eine Welt von Seligkeit durchbebte sie unter seinen Küssen, seinen Liebesworten, hilfsbedürftig wie ein Kind an seine Brust geschmiegt, versank die ganze Welt umher in märchenhaft rosigen Schimmer, bis endlich der schrille Ton einer Klingel sie der Wirklichkeit zurückgab.

„Es ist so spät," murmelte sie wie erwachend, sich glutübergossen aus seinen Armen lösend.

Doch Pauer zog sie nur von neuem wieder stürmisch an seine Brust. „Bleibe, — wehe um jede Stunde des Glücks, die wir uns um kleinlicher Bedenken willen rauben! Sieh, ich weiß es wohl, daß dein ungeliebter Gatte nicht vor Schlafenszeit aus dem Klub heimkommt," flüsterte er, — „glaubst du, ich würde dich eher aus meinen Armen lassen?" Dann verstummte er plötzlich vor dem seltsamen, starren Blick, mit dem ihn Regina maß.

Wie schwer es ihr aufs Herz fiel, daß er sie noch für die Ehefrau eines anderen Mannes gehalten und trotzdem an sein Herz gezogen hatte. Freilich, Pauer wußte ja nichts mehr von einer Liebe in Ehren, und sie durfte ihm nicht einmal zürnen, er und andere hatten ihr ja nie seine Ansicht über die Frauen vorenthalten. Ach, und war er nicht im Recht, das Weib verächtlich widerstandslos zu finden? Wenn er sie vor Wochen, vor Monaten, da sie noch dem Gatten angehörte, an seine Brust riß, — auch damals hätte sie nicht widerstehen gekonnt, wie heute!

„Lasse mich," bat sie mit bebender Stimme, unverschleierte Liebe im Auge, „suche mich nicht zurückzuhalten! Daß ich dich liebe, bei Gott, ich will und kann es nicht leugnen, — du hast mir viel, unschätzbares damit gegeben, doch es gilt nun zu scheiden, unweigerlich!"

„Regina!"

„Ich will dir nichts von der sogenannten guten Sitte sagen — Menschenwerk," sprach sie hastig weiter, die Hände fest ineinander verschlungen, — „doch daß ich dich verlassen muß, — muß, das gebietet hier drinnen eine Stimme so

dringend, daß ich nur mit Drangabe meines höchsten Gutes, meiner Selbstachtung sie zum Schweigen bringen könnte. Lebe wohl — Gott behüte dich," stieß sie noch mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte aus, dann schritt sie eilig hinaus, kaum, daß sie Zeit und Besinnung fand, den Mantel und Hut zu nehmen. Ach, sie wußte, daß der furchtbar schwere Entschluß, sich von ihm zu trennen, schnelles Vollbringen erforderte, sollte ihr Wille nicht wanken.

Um Pauer's Lippen zuckte ein erzwungen spöttisches Lächeln, als sich die Thür hinter ihr geschlossen. Regina liebte ihn — wie liebte sie ihn, — sie würde, mußte wiederkommen, sich mit doppelter Glut an seine Brust zu werfen. Es war ja alles bisher so gekommen, wie er es vorher gewußt, sollte das Ende dem Anfang widersprechen? Dann schritt er langsam, wie magnetisch angezogen, zur Staffelei hin, sich auf dem Sessel vor ihr niederzulassen. Wie liebevoll sein Auge auf dem Bilde ruhte. „Regina, — Süße — Thörichte — mein!" murmelte er abgebrochen und, einem unwiderstehlichen Antrieb folgend, griff er nach Pinsel und Farbe, mit sicheren Strichen die rote Narbe in das Haar der Hexe hinein zu setzen, — denn der in wundersamer Meisterschaft gemalte Kopf trug Regina's Züge im Kranze goldiger Locken. — —

(Schluß folgt.)

Die Arbeit, ihre Würde und ihr Recht.

Ein Vortrag
von
Kardinal Manning.

(Schluß.)

Die Leistungsfähigkeit unserer gewerblichen Maschinen ist seit dem Jahre 1825 noch in hohem Maße gestiegen, wie insbesondere die Berechnungen Brassey's ausweisen. In seinem Buche[1]) heißt es in dieser Beziehung: „Die Schnelligkeit der Spinnmaschine hat so zugenommen, daß heutzutage in zehn und einer halben Stunde mehr Garn gesponnen wird als früher in 12 Stunden. Im Jahre 1848 wurden einer Frau zwei Webmaschinen überwiesen, heut hat sie vier zu bedienen. Die Schnelligkeit der Arbeit auf der Webmaschine schwankte im Jahre 1853 zwischen 90 und 112 Schlägen in der Minute; heut zwischen 170 und 200 Schlägen."

Die große Pyramide Ägyptens ist eine der erstaunlichsten Leistungen der alten Mechanik. Wir wissen nicht, auf welche Weise ein jeder Stein aus dem Steinbruch bis auf seinen Platz in dem Bauwerk geschafft worden ist, aber es ist uns wenigstens eine Angabe überliefert, nach der wir uns eine Vorstellung von der ungeheuren darauf verwandten Arbeitsmenge machen können. Nach Herodot's

[1]) Brassey, Thomas, Wages in 1823, Longmanns 1853, pag. 39.

Erzählung standen die Könige, welche die Pyramiden erbaut hatten, nach ihrem Tode in sehr schlechtem Andenken, und es wurde überliefert, daß mit der Errichtung der großen Pyramide hunderttausend Arbeiter zwanzig Jahre lang beschäftigt worden sind. Wenn nun sämtliche Dampfmaschinen Englands, mit 36 000 Mann Bedienung, zu demselben Zwecke verwandt würden, so hat man berechnet, daß sie, um dieselbe Arbeit zu verrichten, also um die Quadern aus dem Steinbruch heraus zu schaffen und ebenso hoch zu heben, wie die Höhe der Pyramide beträgt, nur achtzehn Stunden gebrauchen würden. Wenn diese Berechnung richtig ist, so dient sie als Beweis dafür, in wie ungeheurem Maße unsere Arbeit fortgeschritten, unsere Ausbildung entwickelt, unsere Erfindungsgabe geweckt und unser Kapital gewachsen ist. Immer mehr und immer mehr steigt unsere Muskelstärke und unsere Geistesstärke, die Kraft unserer Hände und unserer Maschinen. Und hierin liegt in Wahrheit das Kapital unseres Landes, nicht im baren Gelde.

Wir müssen daher das Wort Kapital in einem weiteren Sinne auffassen als gewöhnlich und alles das, was ich eben genannt habe, mit unter diesem Worte begreifen: Die Muskelstärke und die Geistesstärke, die Kraft unserer Hände und unserer Maschinen, soweit dies durch die Arbeit hervorgebracht ist. Daher wiederhole ich, daß ich für den Mann, welcher nichts auf den Arbeitsmarkt bringt als eine rohe, ungebildete Körperkraft, ebensogut den Ehrennamen eines ehrlichen Arbeiters beanspruche, wie für den halb oder ganz ausgebildeten und für den wissenschaftlich geschulten Mann; und wenn er ehrlich arbeitet, das heißt, wenn er seine Körper- und Geisteskräfte für sein und seiner Nächsten Bestes ausnutzt, so glaube ich, daß auch er sich mit Recht der Würde erfreuen darf, welche sein Stand und seine Arbeit ihm verleihen.

Was ich hiermit meine, mache ich am besten klar, wenn ich die Worte wiedergebe, welche Brassey aus einem Werke des arbeiterfreundlichen Schriftstellers Ruskin angeführt hat. Sie lauten: „Ein Ding müssen wir alle haben, und das ist die Bescheidenheit."

Nichts ist so unbescheiden, als wenn jemand denkt, es gebe keinen, der ihm in Verstand und Charakter überlegen sei. Der kleinste Mann ist der, welcher glaubt, es gebe keinen größeren als ihn. Ein Mann, der das Gute und Schöne bescheiden anerkennt, wo er es findet, und ihm eine ernste und aufrichtige Bewunderung entgegen trägt, ohne Eifersucht und Neid, — und das nenne ich einen bescheidenen Menschen, — der verdient in meinen Augen auch den Namen eines guten Arbeiters. Ruskin sagt weiter: „Ich weiß es und ihr Arbeiter wißt es gewiß auch, daß die Bescheidenheit uns die meiste Kraft und Freude unseres Lebens gewährt, Bescheidenheit in dem gerührten Angedenken an die schöne, reine Zeit unserer eigenen Jugend, bescheidene Ehrfurcht vor dem Alter anderer, bescheidene Verehrung für alles Schöne im Leben und alles Große unter den Toten, Bescheidenheit und Demut in der Anbetung der unsterblichen Mächte." [1])

---

[1]) Brassey, a. a. O., pag. 53.

Hiermit habe ich den ersten Teil meiner Aufgabe, die Würde der Arbeit, erschöpft und ich wende mich zur Besprechung des Rechts der Arbeit. Wenn ich von den Rechten der Arbeit spreche, so bin ich damit weder Kommunist noch Revolutionär.

Adam Smith sagt: „Das Eigentum, welches jeder an seiner eigenen Arbeit hat, ist, wie der Quell aller anderen Arten des Eigentums, so auch das heiligste und unverletzlichste von allen. Das Vermögen des Armen liegt in seiner Hände Stärke und Geschicklichkeit; und wer ihn verhindert, diese Stärke und Geschicklichkeit, so wie er kann und will, ohne Nachteil für seinen Nächsten auszunutzen, der begeht ein himmelschreiendes Unrecht gegenüber diesem geheiligten Eigentum." Deshalb beanspruche ich für die Arbeit vor allen Dingen dasselbe Recht, welches das Eigentum hat. Es giebt keine Sache, welche so sehr unser eigen wäre, wie die Arbeit. Sie ist ein höchst persönliches Gut; die Kraft und Gewandtheit, welche jemand besitzt, sind so gut sein eigen wie das Blut in seinen Adern; und das Eigentum, welches er in dieser Kraft und Gewandtheit hat, kann von keinem Fremden überwacht und kontrolliert werden. Die englischen Juristen haben den Kunstausdruck, das Testament sei ambulatorisch; damit wollen sie sagen, daß es, wo er sich auch befindet, überall mit ihm geht. Ebenso trägt der Arbeiter sein Eigentum wie bares Geld überall mit sich herum. Er kann dafür einkaufen und er kann es verkaufen, er kann es vertauschen, er kann es zu einem bestimmten Preise öffentlich ausbieten, und dieses bare Geld, welches er mit sich führt, kann er auf jedem Arbeitsmarkt der ganzen Welt zu Markte tragen; nicht einmal Kursverschiedenheiten stören in der Verwertung, denn keine fremde Prägung, keine schwierige Berechnung, weder die dezimale noch eine andere, hindern ihn daran, dies Vermögen im Auslande umzusetzen. Ja, im Gegensatz zum gemünzten Gelde kann er seine Arbeit immer wieder und immer ausgeben, ohne daß sie davon abnimmt oder alle wird — natürlich innerhalb der Grenzen, welche unsere Natur uns nun einmal gezogen hat. Aber Jahr für Jahr begleitet den Arbeiter seine Arbeitskraft durchs Leben, bis sie im Alter erst schwächer wird und dann zu Ende geht. Dann aber hat der Ergraute auch einen Anspruch darauf, mit der Bescheidenheit und Achtung angesehen zu werden, von der ich eben gesprochen habe.

Was ein rechter Arbeiter ist, sagt nun auch Shakespeare. In seinem Lustspiel: „Wie es Euch gefällt" legt er einem Arbeiter folgende Worte in den Mund: „Herr, ich bin ein ehrlicher Tagelöhner; ich verdiene, was ich esse; erwerbe, was ich trage; hasse keinen Menschen, beneide niemandes Glück, freue mich über anderer Leute Wohlergehen, bin zufrieden mit meinem Ungemach." [1])

Weiter beanspruche ich für die Arbeit die Rechte des Kapitals. Die Arbeit ist Kapital im wahrsten Sinne des Wortes. Das, was wir heut Vieh nennen, bezeichneten unsere angelsächsischen Vorfahren als „lebendes Geld", und wir wissen auch, daß unsere Worte chattels (fahrende Habe) und cattle (Vieh) dasselbe

[1]) Shakespeare, Wie es Euch gefällt, 3, 1.

sind wie das lateinische capita, nämlich Häupter von Vieh, Arbeitern oder Sklaven, und dies verstand man unter dem lebenden Gelde; in demselben Sinne aber ist die Arbeit, die Kraft und die Geschicklichkeit des ehrlichen Tagelöhners sein „lebendes Geld"; diese Dinge sind ein Kapital, welches er in sich aufgespeichert hat, ein Kapital, welches zur Produktion unentbehrlich ist. Denn das Kapital, welches im Gelde besteht, und welches ich daher totes Kapital oder totes Geld nennen möchte, wird erst durch das lebende Geld zum Leben und zur Thätigkeit erweckt. Das Geld-Kapital und das Kapital der Stärke und Geschicklichkeit müssen sich mit einander verbinden, und wenn sie dies nicht thun, so haben wir keine Produktion und keinen Fortschritt. Deswegen müssen „Kapital und Arbeit auf demselben Pferde reiten" — so lautet ein Ausdruck in dem von mir mehrfach angeführten Buche; und dasselbe Buch fügt mit einer Art Mutterwitz hinzu: „jedes Mal, wenn zwei auf einem Pferde reiten, so sitzt einer von ihnen hinten", und, wie weiter ausgeführt wird, der vorne Sitzende ist das Kapital. Ich sage aber, wenn Kapital und Arbeit nicht Hand in Hand neben einander reiten können, so müssen sie neben einander gehen, denn jedes Recht, das dem Kapital zusteht, kann auch die Arbeit beanspruchen.

Ferner hat die Arbeit ein Recht auf Freiheit. Wir lesen im Columella, welcher im fünften Jahrhundert nach Christus ein Buch über römischen Ackerbau geschrieben hat, daß die ganze Umgebung Roms so trocken, unfruchtbar und ertragslos wurde und Jahr für Jahr so sichtbar ihre Ertragsfähigkeit verlor, daß die römischen Philosophen dies erklären zu müssen glaubten, indem sie annahmen, die Erde werde alt. England ist, wie wir sahen, von König Johann's Zeit bis jetzt nicht alt geworden, die Erklärung der römischen Philosophen kann also nicht richtig sein. Aber das Geheimnis dieses Vorganges läßt sich auf anderem Wege leicht enthüllen. Die römische Campagna wurde von Sklaven bearbeitet, und Sklavenarbeit ist Arbeit ohne Herz, Arbeit ohne Willen. Nicht die körperliche Kraft, sondern die Willenskraft macht die Axt an der Baumwurzel erklingen. Das Recht auf Freiheit besteht darin, daß jeder Arbeiter ein Recht darauf hat, selbst zu bestimmen, ob er arbeiten will oder nicht. Wenn er aus Trägheit nicht arbeiten will, so gilt für ihn das alte Gesetz: „so jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen",[1]) und dies Gesetz ist niemals abgeschafft und gilt noch heut. An einer andern Stelle sagt die heilige Schrift aber auch: „ein Arbeiter ist seines Lohnes wert",[2]) und ich bin froh darüber, daß dieses Wort noch immer in unserem heiligen Buche steht. Ja, der Arbeiter hat die freie Entscheidung darüber, für wen er arbeiten will und wo er arbeiten will. Natürlich sage ich nicht, daß er diese Freiheit in launenhafter Weise oder zu Erpressungen mißbrauchen soll, aber ich will damit sagen, daß er selbst der erste und einzige Richter und Herr über sein eigenes Leben ist, und daß nur er dafür zu leiden hat, wenn er seine Freiheit verkehrt anwendet. In dieser Freiheit liegt aber auch das Recht, — auf seine eigene Gefahr hin — darüber zu entscheiden, ob er bei einem ge-

[1]) 2. Thessal 3, v. 10.

[2]) Ev. Luc. 10, v. 7.

wissen Lohne bestehen kann oder nicht; das kann garnicht bestritten werden, denn niemand anders als er selbst kann den Wert seiner Arbeit abschätzen; er mag sie daher so teuer ausbieten, wie er will, und wenn ihm ein Lohn geboten wird, der ihm zu niedrig erscheint, so mag er ihn ablehnen. Wenn er dann unbeschäftigt bleibt, so leidet er selbst am meisten darunter, aber niemand darf ihm sagen: „du mußt arbeiten". Die Sklaverei hat in England bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein gedauert, und ich glaube, daß es der Sklaverei zum Teil mit zuzuschreiben ist, wenn die Fruchtbarkeit Englands damals geringer war als heut; — zum Teil sage ich, denn ich berücksichtige auch das Heranwachsen von Kapital, die Ausbildung der Geschicklichkeit und das Zunehmen der wissenschaftlichen Erkenntnis. Die Sklaverei ist aufgehoben worden unter dem mildernden Einflusse des Christentums; nach ihr lebten die Arbeiter aber in einem Verhältnis, dem zu folge sie in einer Beziehung frei waren, in andern aber nicht, ein Verhältnis, dessen Darstellung bei dieser Gelegenheit ich mir ersparen kann. Heutzutage ist die Arbeit des Engländers so frei wie die Luft. Der Arbeiter darf gehen, wohin er will, er darf arbeiten, wo er will, er darf so billig arbeiten, wie er will, und so teuer, wie er kann; ja er braucht gar nicht zu arbeiten. Denn wie jeder zu bestimmen hat, ob er sein Eigentum, sein Kapital ruhen lassen oder in Thätigkeit setzen will, so kann er es auch mit seinem Arbeitseigentum machen.

Bei dieser Gelegenheit muß ich noch etwas aussprechen, obwohl ich die Überzeugung habe, daß es Ihnen gegenüber nicht nötig ist; aber wie ich es schon vor ein paar Jahren in Manchester gesagt habe, so muß ich es hier in Leeds wiederholen. Einige Leute wollen ein neues, langes Wort in unsere Sprache einführen, das Wort Proletariat. Ich bin gewiß, daß Sie alle dieses Wort schon gehört und gelesen haben; aber so oft ich es auch nur einmal in einem Buche lese, habe ich von vornherein einen gewissen Verdacht gegen das ganze Buch, und wenn jemand das Wort in mündlicher Rede gebraucht, so glaube ich wenigstens, daß er kein Engländer ist. Unsere eigentliche englische Sprache hat viel mehr einsilbige als vielsilbige Wortstämme, und ich liebe unsere kurzen angelsächsischen Worte, denn sie sind kräftig wie das Volk, von dem sie stammen. Nun will ich mich viel tausendmal lieber einen Werkmann, einen Arbeitsmann nennen lassen als einen prolétaire, und ich will Ihnen auch sagen, was ich gegen das Wort prolétaire einzuwenden habe. Es ist pedantisch, es ist unchristlich, es ist falsch und zuletzt, es ist eine Beleidigung für den Arbeitsmann. Das Wort ist pedantisch, weil es von einigen französischen Schriftstellern, vornehmlich um die Zeit der ersten französischen Revolution, aus dem römischen Recht aufgeschnappt worden ist, und aus demselben Grunde ist das Wort unchristlich, denn damals war es eine sehr unchristliche Zeit. Auch seinem letzten Ursprunge nach ist das Wort ein unchristliches; es stammt aus der römischen Zivilisation, so wie sie sich vor dem Auftreten Christi gebildet hatte. Das Wort ist falsch, denn es paßt in keiner Weise auf unsere Verhältnisse, und zwar aus folgendem Grunde: Die römische Bevölkerung zerfiel in Klassen, und unter diesen Klassen gab es eine, welche gesetzlich als capite censi bezeichnet wurden, d. h.

Leute, die nur kopfweise gezählt wurden. Sie waren bloße Nummern, sie hatten nichts, sie waren nichts, sie konnten nichts, sie hatten zwei Augen, zwei Hände und zwei Füße und wurden in die Steuerlisten nur mit ihrem Namen eingetragen. Das war die unterste Klasse der römischen Bevölkerung. Nach ihnen kamen die proletarii. Das waren die Leute, welche ihr Heim und ihre Familie hatten, wenn man ein Dach oder eine Schutzwand, unter der man gerade liegen kann, als Heim bezeichnen will, aber sie waren ohne Vermögen, sie hatten nichts als ihre Kinder, nur mit ihrem Leibe und durch ihre Kinder konnten sie dem Staate im Kriege oder bei anderen Gelegenheiten dienen. Außerdem waren sie Sklaven oder wenigstens in großem Umfange Sklaven. Sie waren faule Nichtsthuer und die nichtsnutzigsten und elendesten Geschöpfe der Bevölkerung; sie lebten von Almosen, oder, was noch schlimmer ist, sie umflatterten und umschmeichelten jeden, der ihnen etwas geben konnte. Nun frage ich, ob es nicht eine Beleidigung für unsere ehrlichen Arbeiter ist, wenn man sie als Proletarier bezeichnet!

Die Arbeit hat nicht nur das Recht auf Freiheit, sondern auch das Recht, sich selbst zu schützen. Hiermit betrete ich allerdings einen sehr gefährlichen Boden, meine Herren, aber ich werde meine Ansicht vortragen wie ein Geschichtsforscher oder wie ein Volkswirtschaftslehrer und nicht wie ein Volksverhetzer. Wenn Sie die Geschichte Englands bis in ihre Anfänge verfolgen, so werden Sie finden, daß es zu allen Zeiten Verbindungen gegeben hat, welche weder dem Familienleben angehörten noch in dem Staate als solchem aufgingen. Die Familie hat ihre eigenen Gesetze, die Gesetze der häuslichen Gewalt, der häuslichen Ordnung und, wie ich mit König Salomo wohl sagen darf, der heilsamen häuslichen Züchtigung. Auf der anderen Seite hat der Staat ein Recht, seine Gesetzgebung und seine vollziehende Gewalt. Zwischen dem Familienleben und dem politischen Leben des Staates ist noch ein großes Feld für die freie menschliche Thätigkeit, für Geschäfte und Verbindungen, welche keine familien-rechtlichen und keine öffentlich-rechtlichen Beziehungen begründen, ich meine das ganze weite Gebiet des Handels- und Geschäftsverkehrs. Der Handel ist so alt wie der Umtausch eines Dinges gegen ein anderes, und der Tausch ist so alt wie unsere Zivilisation. Dieses große Gebiet des Verkehrs hat naturgemäß seine eigenen Rechte und Gerichte, und wir finden daher, so weit wie wir die Angelsächsische Geschichte kennen, zur Regelung derselben die Gilden eingerichtet. Die Gilden hatten zu allererst auch einen religiösen Charakter; man hat sogar vielfach geglaubt, sie wären rein religiöse Einrichtungen gewesen, aber das ist falsch, sie waren immer zugleich auch eine Art von wohlthätigen Gesellschaften; und es war schon von vornherein ein Zweck der Gilden, ihre Mitglieder zu schützen und besonders ihnen die Freiheit zu erhalten gegenüber den vielfachen Unterdrückungsversuchen der Leute, welche die örtliche Gerichtsbarkeit ausübten. Es gab Gilden mancherlei Art, Friedensgilden und Gewerbegilden, und die letzteren bestanden aus „Meistern und Mannen", aus Arbeitgebern und Arbeitern.

Soweit wir in der Geschichte der Zivilisation auch zurück gehen, selbst bei den Griechen und Römern, finden wir, daß die verschiedenen Gewerbe und Hand-

werke immer ihre Gesellschaften und Genossenschaften hatten, zu denen die einzelnen sich vereinigten; und dies scheint mir ein guter und gesunder Grundsatz zu sein. Nichts stimmt mehr mit dem natürlichen Rechtsgefühl aller überein, als daß die, welche gemeinsame Interessen haben, sich auch zur Vertretung dieser Interessen an einander anschließen. Dieser Anschluß ist für die Erhaltung der bürgerlichen und politischen Ordnung höchst förderlich, und lediglich solche habe ich im Auge. Auch Ihr Institut, meine Herren, muß ich nach den Schilderungen, die Ihr vortrefflicher Herr Vorsitzender mir vor meiner Herkunft davon gemacht hat, für eine Einrichtung im Sinne der alten Gewerbe-Gilden halten; denn wenn ich die mir gemachten Angaben richtig verstanden habe, sind auch in Ihrem Institute Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Kapitalisten des toten Kapitals, wie ich mich vorhin ausgedrückt habe, und Kapitalisten des lebenden Kapitals, zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen zusammengetreten. Wenn daher die Gewerbe-Gilden eine gefährliche Einrichtung wären, so müßte Ihr Institut etwas sehr Gefährliches sein. Nun läßt sich aber die ganze gesellschaftliche Ordnung des heutigen England auf Bündnisse dieser Art zurückführen. Ich mache Sie in diesem Sinne auf ein Buch von Brentano, einem Deutschen, aufmerksam; dasselbe behandelt die Geschichte der Gewerbe-Gilden, auf welche er die heutigen Gewerbeverbindungen aller Art zurückzuführen sucht. Diesem Buche verdanke ich die feste Überzeugung, daß jene Gilden, wenn sie richtig geleitet sind, nichts zur Folge haben, was dem Staate wohl schädlich sein könnte.

Bedenken Sie nur die eine Thatsache! Alle unsere großen englischen Handelsstädte sind im Grunde genommen nicht viel Anderes als Vereinigungen von solchen Gilden. In Norwich waren zwölf Gilden, und zwar zu einer Zeit, als Leeds noch gar nichts war; in King's Lynn gleichfalls zwölf, in Bishop's Lynn neun, in Köln achtzig, in Lübeck siebenzig, in Hamburg hundert, in London siebenzig. Gerade London ist das beste Beispiel für ein solches Heranwachsen von Gewerbegilden zu einer Weltstadt; denn Brentano sagt: „Die ältesten zuverlässigen und ausführlichen Nachrichten über Gilden, welche wir haben, stammen aus England; die englischen Gilden beruhten auf freien Statuten, deren Aufzeichnung seit Beginn des elften Jahrhunderts allmählich stattgefunden hat. In bezug auf eine Gilde ist der Zeitpunkt der Aufzeichnung ganz zweifellos; dieselbe wurde von Orcy, einem Freunde Knuts des Großen [1]), in Abbotsbury begründet und reich ausgestattet" [2]), und weiter: „Das Verbot dieser Gilden im fränkischen Reiche — denn im Auslande wurden sie nicht mit günstigen Augen betrachtet — läßt sich nur durch Gründe rechtfertigen, welche auf die Art ihrer Leitung Bezug haben; aus England hören wir über die Gilden niemals das geringste Nachteilige [3])." Es scheint, daß die Engländer zu allen Zeiten besser als ihre Nachbarn auf dem Festlande das Recht zur freien und ungehinderten

---

[1]) 1015—1035 n. Chr.

[2]) Brentano, on the history and development of Gilds and the Origin of Trade Unions, London 1870, p. 1.

[3]) Brentano, a. a. O., S. 15.

Entfaltung ihrer Kräfte sich zu erhalten gewußt haben, und die Regierung scheint es schon damals verstanden zu haben, die vom Volke frei geschaffenen Organisationen mit Erfolg zur Unterstützung der öffentlichen Ordnung heranzuziehen. In Canterbury stand damals eine Gilde, welche dieselben Zwecke verfolgte, an der Spitze des Gemeinwesens, und zwei andere Gilden neben ihr; wir lesen auch von einer Gildenhalle in Dover und können somit annehmen, daß auch dort eine Gewerbegilde bestanden habe, und Urkunden aus einer etwas späteren Zeit sprechen oft von Gilden als von Dingen, welche damals schon lange bestanden. Das Gildenwesen war daher im achten, neunten und zehnten Jahrhundert nach Christus unter den Angelsachsen nicht nur vollständig ausgebildet, sondern auch anscheinend weit verbreitet. Die Gildenartikel wurden auch von der Gesetzgebung als verbindlich anerkannt oder wenigstens geduldet. Ja, sie genossen in England bald ein solches Ansehen, daß ihre Statuten auch für Nichtmitglieder verpflichtend wurden und viele Stadtverfassungen aus Gildenverfassungen erwachsen sind. Ich will noch nebenbei bemerken, daß York damals drei und Beverly vier Gilden hatte.

Als Beispiel dafür, welchen Zwecken diese Innungen dienten, möge ein merkwürdiger Auszug aus den Statuten der Gilde zu Killingham[1]) dienen: „Wenn ein Bruder oder eine Schwester das Unglück hat, ein Haupt Vieh im Werte von einer Mark zu verlieren, so muß jeder Bruder und jede Schwester einen halben Pfennig zur Anschaffung eines neuen Tieres beisteuern. Wenn das Haus eines Bruders oder einer Schwester durch Unglück abbrennt, so muß jeder Bruder und jede Schwester einen halben Pfennig zu einem neuen Hause geben.“[2]) Aus den Darlegungen Brentano's will ich nur noch anführen, daß eine noch höhere Stufe der Entwickelung durch die Vereinigten Gilden erreicht wurde; diese Vereinigten Gilden waren erst eine jede für sich entstanden und hatten sich dann mit einander verschmolzen. „Der Umstand, daß gerade London den anderen Plätzen in dieser Art der Entwickelung vorangegangen ist, macht keine Schwierigkeit; denn wenn England die Geburtsstätte der Gilden ist, so ist London vielleicht ihre Wiege. Jedenfalls haben wir einen urkundlichen Beweis dafür, daß die Verfassung der Altstadt auf einer Gilde beruhte und ihrerseits wieder anderen englischen Gemeinden zum Vorbilde gedient hat. Nach den Judicia Civitatis Lundoniae aus der Zeit des Königs Äthelstan[3]) vereinigten sich die Friedensgilden Londons zu einer einzigen, um so ihre Ziele kräftiger verfolgen zu können. Diese Londoner Gilde beherrschte die ganze Stadt mit den Vorstädten, was wir daraus erkennen, daß durch ihre Anordnungen auch Nichtmitglieder gebunden wurden. Der Anlaß zu dieser Vereinigung ist vielleicht dadurch gegeben worden, daß sich auch hier, wie anderwärts, nach und nach neue Gilden neben der ursprünglichen alten gebildet hatten und daß durch die Streitigkeiten zwischen der alten und den neuen Gilden die Verfolgung ihres wichtigsten Zweckes, der Freiheit und des Rechtes, beeinträchtigt wurde.“ Brentano zeigt auch, wie „eine ähnliche Vereinigung drei-

[1]) In der Grafschaft Lincoln.

[2]) Toulmin Smith, on English Gilds, p. 186.

[3]) 924—940 n. Chr.

hundert Jahre später, in den Jahren 1283 oder 1284, in Berwick am Tweed stattgefunden hat. Die Einwohner von Berwick verabredeten die Statuten einer vereinigten Gilde, wonach dort, wo mehrere Körperschaften an einem und demselben Platze nebeneinander beständen, sie sich zu einer einzigen mit gemeinsamem Interesse vereinigen und in ihrem Wirken mit einander eine starke und herzliche Liebe zeigen sollten." [1]) Heutzutage hat London, so viel ich weiß, drei- oder vierundsiebenzig Zünfte oder Companien, welche nichts Anderes sind als die bis auf den heutigen Tag fortgeführten alten Gilden. Der Lord-Bürgermeister von London lädt sie einmal jährlich zu einem großen Bankette ein, und sie werden hier mit allem herkömmlichen Zeremoniell als die Vertreter der ursprünglichen altstädtischen Gilden vorgestellt.

Hieraus scheint mir hervorzugehen, daß zu allen Zeiten der Schutz der Arbeit und der Industrie eine gemeinsame Aufgabe aller derjenigen gewesen ist, welche einem und demselben Gewerbe angehörten; daß diese Personen sich zu diesem Zweck an einander angeschlossen haben, daß diese Verbindungen von der Gesetzgebung anerkannt worden sind, und daß in demselben der Arbeitgeber und die Arbeitnehmer, der Inhaber des toten Kapitals und des lebenden Kapitals — oder des toten Geldes und des lebenden Geldes, — gleiche Rechte mit einander gehabt haben. Und ich bekenne offen, daß ich auch keinen Grund einsehe, warum sich nicht alle Leute zur Vertretung ihrer gemeinsamen Interessen vereinigen sollten, so lange sie sich nur dem einen über uns allen stehenden Willen aufrichtig und ehrlich unterwerfen: dem Landesrecht, welches zu allen Zeiten in England die höchste Herrschaft inne gehabt hat.

In dem Brentano'schen Buche kommt noch eine Bemerkung vor, welche mich höchlichst überrascht hat. Ich habe zunächst angenommen, daß es sich hier um eine Ungenauigkeit von seiten des ausländischen Schriftstellers handeln möchte; ich habe die Angabe daher geprüft und sie durchaus zuverlässig befunden. Es handelt sich um einen Vorfall entweder zu Anfang dieses oder am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer Zeit, als in Nottingham große Not herrschte, als besonders die Strumpfweber sehr bedrängt waren und die Arbeitgeber und Arbeiter in sehr betrübender Weise feindlich an einander geraten waren. Bei dieser Gelegenheit sagte Pitt im Hause der Abgeordneten: „Es wird eine Zeit kommen, wo die Industrien so eingelebt sein werden, daß die Arbeiter jeder auf einen bestimmten Industriezweig angewiesen sind und zu keinem anderen übergehen können; dann wird jeder einzelne Unternehmer in einer Stadt im stande sein, die Löhne willkürlich herabzusetzen, und alle Konkurrenzunternehmungen müssen ihm folgen. Wenn dann die Arbeiter durch diese Herabsetzungen in Not geraten und sich zur Auswanderung entschließen, dann werden Frankreich und Amerika sie mit offenen Armen aufnehmen, und dann ist es aus mit der ganzen Industrie. Wenn einmal ein solches Ereignis eintrifft, dann müßte das Parlament, falls es nicht gerade tagen sollte, sofort einberufen werden, und wenn es dann nicht helfen kann, so hat es seine Macht verspielt, aber man sage mir nicht, daß das Parlament

[1]) Brentano, a. a. O., S. 35.

nicht helfen könne; das Parlament ist allmächtig, wenn es sich um den Schutz handelt.“ Ich halte es für etwas sehr Bemerkenswertes, daß Pitt die Fragen, welche uns heute bewegen, damals schon voraussehen konnte; dagegen kommt es mir nicht weiter merkwürdig vor, daß er die staatsmännische Klugheit besaß, die Heilung des Übelstandes in der höchsten Kontrolle und dem Schutze durch das Gesetz zu suchen.

Ich will jetzt noch einen Gedanken aussprechen, von dem ich allerdings fürchte, daß er mir als volkswirtschaftliche Ketzerei ausgelegt wird. Ich habe große Achtung vor der Volkswirtschaft als Wissenschaft. Ich glaube — wie ich Ihnen gezeigt habe — an den Grundsatz von Angebot und Nachfrage, vom freien Austausch der Güter und von der Sicherheit des Kapitals, und ich glaube, daß diese Grundsätze die ersten Grundbedingungen der Industrie sind; aber es giebt einen Punkt, in dem ich wohl ein sehr schwacher Nationalökonom sein muß, denn ich kann mich in dieser Beziehung mit der gewöhnlich gehegten Ansicht durchaus nicht befreunden. Ich finde, daß die Nationalökonomen alles, was sie als Einmischung des Parlaments in das freie Spiel des Angebots und der Nachfrage bezeichnen, einerlei in welcher Form und bei welcher Ware es auch geschehe, als ungehörig zurückweisen wollen. Ebenso wie die Herabsetzung des Brotpreises dem Armen mehr Nahrung und die Herabsetzung des Tuchpreises dem Armen mehr Kleidung giebt, ebenso, meinen die Volkswirtschaftslehrer, gebe die Herabsetzung des Preises der narkotischen Getränke dem Armen mehr Lebensgenuß. Meine Herren, ich habe dies nicht angeregt, um auf die Entscheidung über gewisse Gesetzesvorlagen einzuwirken. Ich habe mich in diesem Sinne bei andern Gelegenheiten und an andern Orten geäußert, hier ist nicht der Ort dazu, und ich bin auch zu diesem Zwecke nicht eingeladen. Aber ich möchte nur im allgemeinen zu erwägen geben, daß der Grundsatz des freien Verkehrs doch nicht für alle Dinge paßt. Und warum paßt er hier nicht? Weil es sich hier auch um moralische Fragen handelt. Moralische Fragen kommen nicht in Betracht, so lange es nur der Verbilligung des Brotes und der Kleiderstoffe und aller der täglichen Bedürfnisse gilt, welche nicht leicht in einer Weise mißbraucht werden können, daß der Einzelne oder die Gesellschaft darunter leiden.

Es giebt noch eine weitere, sehr schwierige Frage, die ich mich trotzdem hier zu berühren verpflichtet fühle. Ich bin der Ansicht — das will zwar nicht viel sagen, aber auch Brassey ist der Ansicht, — und der sagt schon sehr viel mehr, — daß auch die täglichen Arbeitsstunden durch Gesetz geregelt werden müssen. Ich weiß, wie schwer dies ist, aber ich bin doch der Ansicht, daß der Grundsatz der schrankenlosen Vertragsfreiheit in bezug auf die Arbeitsdauer durch eine unserer Moral entsprechende Regelung gebrochen und eingeschränkt werden muß.

Wenn es das letzte und größte Ziel unseres Lebens wäre, möglichst viel Ellen Tuch und möglichst viele Rollen Baumwollengarn in den Verkehr zu bringen, wenn der Ruhm Englands nur darin bestände, den Weltmarkt mit diesen Waren zu überschwemmen und durch niedrige Preise alle wettbewerbenden Völker zu unterbieten, dann wäre dieser Grundsatz ja ganz wunderschön. Aber wenn

die Gesundheit des Familienlebens ein Lebensinteresse des ganzen Volkes ist, wenn der Friede, die Reinheit der Wohnungen, die Erziehung der Kinder, die Pflichten der Weiber als Frauen und Mütter, die Pflichten der Männer als Gatten und Väter in unserem ungeschriebenen Gesetz enthalten sind, und wenn diese Dinge uns heilig sind, heiliger als alles, was auf dem Markte verkauft werden kann, und wenn wir dann wissen, daß durch die übermäßig lange Arbeitszeit, infolge der ungeregelten Ausnutzung der Arbeitskraft das Familienleben zerstört, die Kinder verwahrlost, die Frauen und Mütter zu lebenden Maschinen und die Männer zu Lasttieren gemacht werden (— das Wort ist häßlich, aber ich weiß kein anderes), die des Morgens vor der Sonne aufstehen und erst am späten Abend heimkommen, müde und abgespannt, zu nichts Anderem im stande als schnell zu essen und dann zu schlafen, dann müssen wir uns sagen, daß wir unsere industrielle Größe zu teuer erkauft haben, daß wir auf diesem Wege nicht weiter dürfen. Ich will hier keinen positiven Vorschlag machen, es wäre sogar sehr thöricht von mir, wenn ich so etwas thäte, was nicht meines Amtes ist, aber ich will doch darauf aufmerksam machen, daß das Parlament schon gesprochen hat, und zwar auf Veranlassung des damaligen Lord Ashley, späteren Lords Shaftesbury, den wir alle wegen der großen Menschenfreundlichkeit, die er sein ganzes Leben hindurch gezeigt hat, sehr hoch achten müssen. Lord Shaftesbury hat, so viel ich mich entsinne, in den Jahren 1834/5 die Einsetzung einer Kommission erwirkt, der er alles vortrug, was tief unten im Grunde der Erde, in den Minen der Bergwerke vorging, und infolgedessen hat das Parlament die Frauen- und Kinderarbeit in den Bergwerken verboten. Und auch in späteren Zeiten hat das Parlament die Beschäftigung von Kindern unter einem gewissen Alter in einzelnen Betrieben wiederholt untersagt. In einigen Gewerben dürfen sie erst mit elf Jahren zur vollen Tagesarbeit herangezogen werden, in andern erst mit vierzehn Jahren, zu landwirtschaftlichen Arbeiten wenigstens erst mit zehn Jahren. Immer und immer wieder hat das Parlament die Freiheit des Arbeitsvertrages gesetzlich eingeschränkt. Noch mehr, das Parlament hat sich auch eingemischt, um den Eltern unmöglich zu machen, die Arbeit ihrer Kinder zu verkaufen, und die Vorschriften, durch welche die Beschäftigung von Kindern zunächst in gewissen einzelnen schädlichen Betriebsarten beschränkt oder ganz verboten wurde, sind dann durch Walpole auch auf andere Betriebsarten ausgedehnt worden. Selbst ihre eigenen Kinder dürfen die Eltern in den Fabriken dieser Art nicht beschäftigen, sie dürfen die Arbeit ihrer Kinder nicht ausnutzen, um sich zu bereichern, sobald diese Arbeit dem Kinde Nachteil bringt. Man sage daher nicht, daß das Parlament sich noch nicht in die Arbeitsfrage und in die Frage der Arbeitszeit eingemischt hätte.

Im übrigen frage ich nur: ist es möglich, daß ein Kind gut erzogen wird, wenn es schon mit elf oder zwölf Jahren als Vollarbeiter beschäftigt wird? Kann ein Kind auf dem platten Lande gut erzogen werden, wenn es schon mit neun Jahren auf die Feldarbeit geschickt wird? Kann eine Frau ihre Pflichten als Mutter und weibliches Haupt der Familie erfüllen, wenn sie sechzig Stunden wöchentlich arbeiten muß? Vielleicht wissen Sie es besser, meine Herren, aber ich

muß gestehen, ich kann es nicht fassen und begreifen, wie eine Frau ihre Kinder in den schulfreien Stunden erziehen soll, wenn sie den ganzen Tag lang in der Fabrik arbeiten muß. Die Kinder kommen um vier oder fünf Uhr nachmittags von der Schule nachhause, die Mutter ist nicht da; ich weiß nicht, wie sie sie erziehen, sie überwachen, sie kleiden soll, wenn sie sechzig Stunden wöchentlich in der Fabrik arbeiten muß. Ich weiß, hier liegen sehr schwierig zu behandelnde Dinge vor, aber es ist meine Überzeugung, daß wir die in die Hand nehmen müssen, in die Hand nehmen mit Ruhe, Gerechtigkeit und mit dem entschlossenen Willen, die Arbeit und den Arbeitsverdienst in zweiter Linie, in erster Linie aber die öffentliche Sittlichkeit und die Erhaltung eines gesunden Familienlebens in unseren Arbeiterkreisen zu bedenken. Ich kann und will keinen Gesetzentwurf ausarbeiten, aber ich halte mich doch für berufen, die Grundsätze zu betonen, von denen ein solcher ausgehen muß.

Ich habe in meiner Jugendzeit [1]) viele Wohnungen von ländlichen Arbeitern gesehen. Bei aller Ärmlichkeit hatten sie doch einen gewissen großen Reiz. Ich sah Kathenhäuschen mit einem Hausgarten, mit einem einfachen, aber gut gehaltenen Hausrat, auf dem Herde glimmte der Torf, und Kinder spielten vor der Thür. Überall zeigte sich die Armut, aber überall auch das Glück. Ich hoffe, es ist auf dem Lande auch noch nicht anders geworden. Wie die Arbeiterwohnungen in unseren großen Industriestädten heutzutage sind, weiß ich nicht; in London sind sie oft ganz schrecklich, schon allein, wenn man die Häuser von außen ansieht. Dazu kommt noch, daß oft ganze Familien, ja sogar mehrere Familien in einem einzigen Raum zusammen leben, so daß eine jede nur eine einzige Ecke hat. Das kann nicht so weiter gehen, das darf nicht so weiter gehen. Die Anhäufung des nationalen Vermögens in den Händen von einzelnen Klassen oder gar von einzelnen Personen darf nicht so fortschreiten wie bisher, wenn die Sittlichkeit unseres Volkes nicht zu Grunde gehen soll. Kein Staat kann dabei bestehen.

Ich habe somit versucht, Ihnen darzustellen, worin die Würde der Arbeit besteht. Sie ist die Grundlage unseres Staates, die Grundlage unserer Entwickelung und Vervollkommnung, die Quelle unserer Erfindungen, sie ist die schöpferische Kraft und der Ursprung alles Kapitals, bestehe es in dem toten Gelde oder in der Ausbildung der Lebenden. Desgleichen habe ich die Rechte der Arbeit dargelegt, ich habe gezeigt, daß die Arbeit ein wahres Eigentum ist und ein wahres Kapital; daß sie einen Anspruch auf Freiheit hat, einen Anspruch darauf, sich selbst zu schützen, einen Anspruch auf Schutz durch das Landesgesetz. Ich will nur noch hinzufügen, daß nichts an einem Arbeiter verächtlich ist, außer wenn er sich selbst dazu macht. Ein altes Sprichwort ist es, aber es ist wahr: „Der Träge ist des Teufels Spielkamerad, und der Unmäßige ist des Teufels Sklave." Und andererseits ist der Arbeiter frei und unbeschränkt in allen Rechten, wenn er nicht Unrecht begeht; wenn er Unrecht thut, muß er seine Strafe leiden, im übrigen aber ist das über uns allen stehende Gesetz stets zu seinem Schutze da.

Meine Herren, ich habe Sie länger aufgehalten, als ich sollte, länger, als ich wollte, ich will daher schnell zum Ende kommen. Ich habe vorhin ausge-

[1]) Kardinal Heinrich Edward Manning ist am 15. Juli 1808 zu Totteridge geboren. D. Red.

sprochen, daß ich die Kopfarbeiter eben so gut als Arbeiter ansehe wie die Handarbeiter. Ohne die Kopfarbeit — wo wären alle unsere Erfindungen, unsere unendlich vielen verschiedenen Werkzeuge, unsere ganze große Gewerbsthätigkeit! Und wie lang, wie anstrengend, ja erschöpfend ist die Kopfarbeit, ehe sie ihr Ziel erreicht! Wie viele sind schon alt und grau geworden in der Suche nach einer Erfindung, die ihnen wieder und wieder nicht gelang. Aber selbst wenn sie in Mißmut und Enttäuschung sterben, so hatten sie vielleicht für ihre Nachfolger den Grund zur Erreichung des Zieles gelegt.

Mit Recht sagt ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts. „Wir können vernünftiger Weise nicht erwarten, daß ein schönes Stück Wollentuch in einem Lande hergestellt wird, in welchem man keine Astronomie treibt oder die Sittlichkeit vernachlässigt.“ Die Intelligenz eines Landes steigt nicht wie ein steiler Fels oder wie ein Springbrunnen aus der Ebene hervor; nein sie legt sich breit über das Land wie der Wasserspiegel eines Sees. Die Pflege der Wissenschaft in ihren höchsten Regionen erfüllt auch die Thäler und Ebenen der Arbeit mit Reichtum. Der Wissenschaft Davy's verdanken unsere Grubenarbeiter die Sicherheitslampe; Liebig's Chemie hat die Fruchtbarkeit unserer Felder vervielfacht. Und nicht nur die Astronomie brauchen die Tuchmacher in Leeds, wenn ihr Gewerbe gedeihen soll, auch die Sittlichkeit muß gepflegt werden. Über die Sittlichkeit wünsche ich mich noch einmal ausführlich zu verbreiten, aber nicht jetzt am Schlusse des Abends, sondern zu Anfang eines anderen Vortrages. Ich sage daher nur kurz folgendes: Die Ethik als Wissenschaft baut sich auf vier Grundlagen auf: der Klugheit, welche den Verstand leitet; der Gerechtigkeit, welche den Willen lenkt; der Mäßigkeit, welche die Leidenschaften beherrscht; und dem Mut, die richtige Lebenshaltung durchzuführen. Diese vier Haupttugenden gaben dem Menschen den Charakter eines vollkommenen Mannes, sie geben ihm seine Würde und sein Recht; ein jeder Mitarbeiter in unserem gemeinsamen Arbeitsfelde, welcher klug, gerecht, mäßig und mutig ist, der ist auch „ein rechtschaffener und unsträflicher Arbeiter, der da recht teilet das Wort der Wahrheit.“ [1])

Kaiserin Augusta.

Eine Gedächtnisrede am 9. März 1890

von

B. von dem Knesebeck.

„Darauf kommt es an, daß, wenn auch der Purpur abgelegt wird, noch sehr Großes, ja eigentlich das Beste übrig bleibt.“
Goethe über Maria Paulowna von Sachsen-Weimar.

Heute vor zwei Jahren verbreitete das über Deutschlands Gauen hallende Glockengeläute die feierliche Kunde, daß der große Kaiser sein reiches, irdisches Tagewerk vollbracht, daß Wilhelm I. in gottgeweihter Stunde aus dem Leben

[1]) 2 Ep. an Timoth. 2, v. 15.

geschieden war. Nach kurzer Frist dient die Wiederkehr dieses Gedenktages einer ernsten Feier zu Ehren derjenigen, welche dieses Leben geteilt, ihrem und unserem Kaiser pflichttreu zur Seite gestanden hat. Der Kreis, welcher sich in Trauer und Leid um die erlauchten Angehörigen ihres Hauses hier versammelt, vertritt das Gebiet, auf welchem der Name der Kaiserin Augusta am tiefsten in die Geschichte der letzten Jahrzehnte eingetragen ist:

Das Arbeitsfeld des roten Kreuzes.

Bevor die Arbeit im Sinne und nach dem Vorbild der Begründerin wieder aufgenommen und fortgeführt wird, ist es begreiflicher Wunsch, inne zu halten und sich zu vergegenwärtigen, welche Lehren dieses Leben und Streben hinterläßt, welche Erbschaft die Zukunft übernimmt. Daß diese Aufgabe einem ihrer ehemaligen Diener übertragen worden ist, hat wohl darin seinen Grund, daß zwar der Lebenslauf einer Kaiserin, nicht aber einer Regentin darzustellen ist, dessen innerer Zusammenhang sich weiten Kreisen nicht offenbarte. Sonst wären andere berufener gewesen, diese Aufgabe zu erfüllen.

Wenn in dieser Mitte eine Art Lebensbild der Kaiserin zu entwerfen versucht werden soll, so kann zunächst als beschränkender Rahmen der Vereins-Gedanke selbst nur dienen. Dieser aber hat in dem Vaterländischen-Frauen-Verein, dem Frauen-Lazarett-Verein, dem deutschen und preußischen Zentral-Komitee der Vereine vom roten Kreuz seinen unmittelbaren Ausdruck gefunden. Der Vaterländische-Frauen-Verein ist in den kriegsschweren Tagen des Jahres 1866 in Berlin zur Entwickelung gelangt. Der offizielle Sanitäts-Bericht über die deutschen Heere vom Jahre 1884 sagt hierüber folgendes:

„Nachdem bereits seit Jahrhunderten Frauen-Vereine bestanden hatten, deren Thätigkeit sich auf die engeren Kreise ihrer Heimat beschränkte, kamen in den deutschen Befreiungskriegen größere Vereinigungen dieser Art mit ausgedehnterem Plan und bestimmteren Grundsätzen zu stande.

Ähnliches ereignete sich bei den späteren Feldzügen dieses Jahrhunderts, allein erst das Kriegsjahr 1866, welches überhaupt für die Fortentwickelung der seit dem Krimkriege hinsichtlich der Krankenpflege im Felde gährenden Ideen in den europäischen Staaten eine neue Epoche einzuleiten berufen war, brachte vorzugsweise durch das leuchtende Beispiel und die nie ermüdende Teilnahme Ihrer Majestät der Königin von Preußen die Bildung von patriotischen Frauen-Vereinen in vorher ungeahnten Fluß.“ —

Nach Ablauf des Krieges wurde durch einen am 11. November 1866 erlassenen Aufruf die Allerhöchste Absicht kund gegeben, den Fortbestand des Vaterländischen-Frauen-Vereins für alle Zeit zu sichern und durch Anfügung der dieselben Zwecke in den Provinzen verfolgenden Vereine ein Gesamtnetz für die Monarchie zu schaffen. Der Gedanke schlug Wurzel, und die erste Friedensthätigkeit des Vereins bewährte sich im Herbst 1867 bei dem ostpreußischen Notstand.

Am 1. Juli 1869 konnte die Organisation die Bewilligung der Korporationsrechte durch Seine Majestät den Köng rechtfertigen. Damals bestanden 291 Zweig-Vereine. Zwanzig Jahre später, am 28. Dezember 1889, vollzog die erlauchte

Begründerin zum letzten Mal Diplome für neu entstandene Zweig-Vereine. Das letzte von ihr unterzeichnete war für den 715. Zweig-Verein bestimmt. In diesem Zeitraum also hat sich deren Umfang verdreifacht.

Von großer Wirkung hierauf war der Erlaß gewesen, den die Kaiserin am 2. Juli 1878 an den Vorstand gerichtet. Sie wies auf die tiefe Bewegung hin, von welcher das deutsche Volk ergriffen war, nachdem Frevelmut ein geheiligtes Haupt tödlich verwundet hatte. Sie wandte sich an die Frauen mit der Mahnung, in der Familie, in der Erziehung, im häuslichen Leben, in der Ausübung der Barmherzigkeit die Gottesfurcht zu stärken, die sittlichen Grundlagen zu befestigen, den Notleidenden zu helfen.

Sie forderte dazu auf, sich in dieser Gesinnung zu vereinen und die Lücken in der Gliederung des Verbandes immer mehr auszufüllen. Diese Worte fanden einen der Stimmung, aus der sie entstanden waren, entsprechenden Widerhall.

Die nächste große Aufgabe, die der Verein in gemeinsamer Organisation mit dem Zentral-Komitee der Männer-Vereine zu lösen berufen war, ist der Deutsch-Französische Krieg gewesen. Es kann diese weitverzweigte Wirksamkeit hier nicht geschildert werden noch der hervorragende Anteil der Kaiserin an derselben. In den großen Epochen der vaterländischen Geschichte ist ihr Leben ein so öffentliches gewesen, daß man es als bekannt voraussetzen darf. Die Thätigkeit der Vereine in jenen Tagen hat Lob wie Tadel erfahren, und zweifellos haben dieselben einen harten Stand gehabt, es war die Feuerprobe ihrer Organisation. Haben sie dieselbe bestanden?

Wenn man das achte Kapitel des vorerwähnten Sanitätsberichts über „die freiwillige Krankenflege und die Genfer Konvention“ gelesen hat, so kann diese Frage mit voller Überzeugung bejaht werden. Sie haben in dem Sinne bestanden, daß alle Mängel von den erfolgreichen Leistungen weit überboten wurden, daß die vom Vaterland und vom Ausland mit Vertrauen gespendeten Millionen zum überwiegendsten Teil nur gut und im Sinne der Geber verwendet worden sind. Sie haben vor allem bewiesen, was begeisterter Patriotismus hervorbringen kann. Vollkommen ist keine menschliche Schöpfung. Die größte unserer Zeit, das deutsche Heer, hat Sieg um Sieg erfochten, hat die Bewunderung der Mitwelt errungen. Doch wird kein Eingeweihter bestreiten, daß gerade im Kriege sich auch dort die Mängel offenbart haben, die gewissenhafte Friedensarbeit auszugleichen strebt.

So ist es mit der amtlichen, so ist es mit der freiwilligen Sanitätspflege. Niemand aber hat diese Fürsorge emsiger, nachhaltiger betrieben, niemand hat so sein eigenes Ich dafür eingesetzt wie die Kaiserin Augusta. Bevor dieses Gebiet ihres Schaffens in Verbindung mit der Entwickelung des Vereinsgedankens näher beleuchtet wird, möge noch ein Wort über den Frauen-Lazarett-Verein und das Augusta-Hospital gestattet sein.

Als Protektorin des preußischen Zentral-Komitees zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger berief die Königin 1866 eine Immediat-Lazarett-Kommission mit dem Zweck der Herstellung von Privat-Lazaretten in Berlin.

Hieraus bildete sich unter ihrem Protektorat der Frauen-Lazarett-Verein, der mit Hilfe seiner Mitglieder und Diakonissen aus Kaiserswert ein Lazarett in einer Kaserne zur Aufnahme Schwerverwundeter ins Leben rief. Nach Schluß der Kriegszeit regte die Königin auch hier den Fortbestand des Vereins in seiner Thätigkeit an, die sich im Anschluß an das vorgenannte Zentral-Komitee entfaltete und sehr bald auf die Schöpfung eines eigenen Krankenhauses sowie auf die Ausbildung weiblicher Pflegekräfte erstreckte.

Unter Zugrundelegung des in den letzten Kriegen bewährten Barackensystems entstand so in dem nördlichen Teil des Invalidenparks mit Beihilfe zahlreicher Spenden unter Allerhöchstem Protektorat das Augusta-Hospital, dessen Einweihung beide Majestäten am 27. Dezember 1869 durch ihre Gegenwart verherrlichten. Im April 1870 wurde es mit 2 Baracken zu je 18 Betten der öffentlichen Benutzung übergeben, im darauffolgenden Kriege in allen verfügbaren Räumen mit Verwundeten belegt. Heute, nach zwanzig Jahren, finden darin 200 Kranke, in einem Asylgebäude auch solche aus besseren Ständen Aufnahme. In der 1874 eröffneten Poliklinik wurden im Jahre 1888 über 15000 Unbemittelte in fast 30000 Konsultationen behandelt.

Den Pflegedienst im Hause versehen Schwestern, eine besondere Genossenschaft, der die Protektorin eine letztwillige Stiftungs-Urkunde gewidmet hat, während der Pflegerinnen-Verband der Ausbildung neuer Kräfte in der Hospital-Pflege zu dienen bestimmt ist.

Die Beziehungen der Kaiserin zu diesem Hospital gipfelten in dem wahrhaft innigen Anteil, den die hohe Frau an allen die Anstalt, ihr Gedeihen und Wirken betreffenden Vorgängen nahm. Hier war ihr nichts zu groß, das sie nicht zu entscheiden versucht, nichts zu klein, das sie nicht ihrer Sorge für wert gehalten hätte. Hier war sie klar und fest in den Beratungen des Kuratoriums und Vorstandes, ermutigend und erhebend für das schwere Amt der Schwestern, verständnisvoll und empfänglich für die Vorstellungen der Ärzte, zartfühlend und hingebend am Lager der Leidenden, anerkennend und dankbar für alle Wohlthäter des Hauses. Nirgends vielleicht hat sie tiefere Spuren ihres Wesens hinterlassen als in diesem Kreise, der in seiner Begründerin einen Schutzengel beweint. Das Frauentum, welches sich hier im stillen entfaltete, bildete für sie den Kern der Anschauungen, deren Verwirklichung im großen durch umfassende Organisationen erstrebt wurde.

Der Ausgangspunkt der ganzen Bewegung zu gunsten freiwilliger Hilfs-Genossenschaften für die Verwundeten- und Krankenpflege knüpft sich in der Neuzeit an die Schlacht von Solferino. Dunant's Schrift hierüber hat den schreienden Gegensatz der Unzulänglichkeit der Hilfsmittel bei der überwältigenden Wirkung moderner Waffen zuerst zum vollen Bewußtsein gebracht. Es entstand die Genfer Konvention zum völkerrechtlichen Schutz der Verwundeten, der König Wilhelm als einer der ersten beitrat.

Es waren vorher die Vereins-Organisationen unter dem Roten Kreuz entstanden, welche die Königin Augusta, allen voran, thatkräftig betrieb. Ihr

Gedanke überflog in hohem Schwung das ganze in Frage stehende Gebiet. Sie sah in der allgemeinen Wehrpflicht eine Errungenschaft, durch deren Einführung ihrer Zeit der Stempel erhöhter Opferwilligkeit für die Dienste des Vaterlandes aufgeprägt worden war. Sie wußte, daß ein Volk „von Zeit zu Zeit den Besitz der Freiheit neu verdienen muß", und sie wollte dem Aufgebot des Volks in Waffen ein Aufgebot des Volks in Nächstenliebe für immer an die Seite stellen.

Der Wurf war kühn, das Ziel hoch und fern, aber die Entwickelung der Kultur des Menschengeschlechts erfordert die Mühe von Generationen.

Was ein Lebensalter zu leisten vermag, das hat sie geleistet. Dem gegenwärtigen und den kommenden Geschlechtern bleibt die Aufgabe, zu vervollkommen, was zu thun erübrigt. Die Durchbildung der Organisation erstreckte sich über ganz Deutschland und eilte den politischen Ereignissen voraus.

Kaiser Wilhelm erkannte in dem an die Kaiserin aus Nancy den 14. März 1871 gerichteten Schreiben an: „die deutsche Einheit ist durch das Zentral-Komitee der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte."

Das war eine wohlthuende Erfahrung. Mit voller Reife des Urteils begabt, hatte die Prinzessin von Preußen den Sturm von 1848 schon durchlebt und mannhaft durchlitten.

Die Einigungs-Versuche und die Männer, welche sie betrieben, waren ihr bekannt gewesen, in ihrer Seele hafteten seit jenen Tagen Eindrücke, die kein späteres Ereignis verlöscht hat. Ein einiges Deutschland war, wie in vielen, so auch in ihrem Herzen das Ziel einer nie erkaltenden Sehnsucht. Nun, da sie sich herrlich erfüllte, vernahm sie aus dem Munde des Kaisers die Kunde, daß in selbstloser Friedensarbeit die erste Knospe des erwachenden Frühlings zur Blüte gereift war.

So hat sie stets diese einigende Grundlage des Werkes, bei Wahrung aller Sonderrechte der Landes-Vereine, festgehalten und in diesem höheren Sinne das schwesterliche Band mit allen deutschen Fürstinnen doppelt empfunden.

Aber auch in anderer Weise legte sie der Entwickelung dieses Vereinswesens eine einigende Bedeutung bei und sprach noch in einer der letzten Kundgebungen ihre Befriedigung darüber aus, daß es dem Zentral-Komitee gelungen sei, verwandte Organisationen dem Roten Kreuz dienstbar zu machen. Die Bildung von Sanitäts-Kolonnen bei den Krieger-Vereinen, vor allem aber die der „Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger" im Kriege durch das Rauhe Haus in Hamburg gewährten in diesem Sinne der Protektorin einen erfreulichen Blick in die Zukunft. Auch hat sie stets ein näheres Verhältnis zu dem Johanniter- und Malteser-Orden erstrebt.

Als Kaiser Wilhelm's I. Augen sich schlossen, als sie im Witwenschleier zurückblieb und die Pflichten ihrer Stellung zur Krone sich veränderten, da ist es in dem weiten Kreise des von ihr mitgeschaffenen, von dem Beispiel ihrer Persönlichkeit getragenen Berufes niemals zweifelhaft gewesen, daß das durch

den Ursprung sowohl wie durch Arbeitsteilung geheiligte Band weder gelöst noch irgend gelockert werden könnte. Es giebt Lebenslagen, deren Erklärung einer Profanation gleicht. Es giebt eine Lebens-Aufgabe, und die der Kaiserin Augusta war eine solche, deren Erfüllung der Tod allein zu besiegeln vermag.

Entsprechend ihren Beziehungen zu den Vereinen vom Roten Kreuz war auch ihr Verhältnis zur Armee. In hoher Auffassung ihrer Stellung als Gemahlin Wilhelm I. hielt sie es für ihre Pflicht, einem Heere sich zu nähern, welches als gewaltige Schöpfung ihres Gemahls und seiner Zeitgenossen seiner Führung sowie ihrem Sohne Sieg um Sieg verdankte.

Sie fand eine ihrer Königlichen Aufgabe entsprechende Beteiligung in der Fürsorge für die Entwickelung des Militär-Sanitäts-Wesens. Was in dieser Beziehung ihrer Anregung zu verdanken, ist viel bedeutender, als allgemein bekannt.

Nach den Kriegen von 1866 und 1870 und dann bis in die Gegenwart stand sie mit den Kriegs-Ministern Roon, Kameke und Bronsart von Schellendorff in Verbindung über die im Militär-Sanitäts-Wesen anzustrebenden Verbesserungen. Sie regte die Niedersetzung von Kommissionen zur Prüfung von Spezialfragen, Konferenzen zur Bearbeitung von Organisations-Plänen und zur Entscheidung über wichtige Neuerungen in der Entwickelung der Heilkunde an und war dabei auf ein Zusammenwirken der Männer der Wissenschaft, derjenigen der Heeres-Verwaltung, sowie der Vertreter der freiwilligen Krankenpflege beharrlich bedacht. Der letzteren errang sie allmählich eine geachtetere Stellung, und nicht zum geringen Teile ist es ihrer Mitwirkung zuzuschreiben, wenn aus dem früheren geduldeten ein berechtigtes Verhältnis sich entwickelt und in der letzten Sanitäts-Ordnung seinen bestimmungsmäßigen Ausdruck gefunden hat. Dies alles war nicht leicht, und nicht immer begegneten die Absichten der hohen Frau der Anerkennung, welche heute dem Erfolge ihres Thuns gezollt wird. In einer so fest gegliederten Ordnung, wie es der Preußische Staat ist, war für den so erweiterten Wirkungskreis der Königin eigentlich kein Platz.

Es war daher nur zu natürlich, daß der Schaffenstrieb, der sie beseelte, vielfach Widerstand fand, den sie oft um so bitterer fühlte, als es für eine Frau schwer ist, sich in die eiserne Notwendigkeit der büreaukratischen Einrichtungen hineinzudenken.

Auch in dieser Beziehung war sie in ihren Anschauungen über das Erstrebenswerte und das Erreichbare nüchterner geworden und wie oft hat sie in späterer Zeit gesagt: „Ja damals dachte ich noch ganz anders." Aber es war gewiß eine aufrichtig dargebrachte Kundgebung, als am 10. Januar der Generalstabsarzt der Armee von Coler an ihrem Sarge einen mächtigen Kranz mit der Aufschrift niederlegte: „In tiefster Dankbarkeit des Sanitätsoffizierkorps."

Bevor dieses Gebiet verlassen wird, muß noch des ergreifenden Abschiedes Erwähnung geschehen, den sie am 3. Januar von der Armee in deren Vertretern, den um sie versammelten kommandierenden Generälen nahm. Schon von der tödlichen Krankheit ergriffen, erschien sie auf wenige kostbare Augenblicke in dem geladenen Kreise, um die Generäle als Gäste in den Räumen zu begrüßen, die noch vom Odem Kaiser Wilhelm's I. durchweht sind.

Ein jeder von ihnen, an der Spitze die General-Feldmarschälle Graf Moltke und Graf Blumenthal, ist noch einmal in ihre Nähe beschieden worden, und schließlich richtete sie mit ermatteter Stimme an die Gesamtheit Worte des Dankes für die Vergangenheit, des Vertrauens in die Zukunft. Es war ihr letzter Akt königlicher Gastfreundschaft.

Wenn in vorstehendem die Männer der Wissenschaft erwähnt worden sind, so muß des besonderen Verhältnisses gedacht werden, in welchem die Kaiserin zur Chirurgie stand.

Von den Kriegszeiten an bis zu dem ernsten Augenblicke, wo sich dieselbe durch des trefflichen Busch sichere Hand an ihr selbst bewährte, von da wieder bis in die letzte Zeit ihres Lebens ist sie diesem Zweige der Heilkunde eine treue Helferin, eine besonders gnädige Beschützerin gewesen. Alljährlich empfing sie hervorragende Mitglieder des Chirurgen-Kongresses, und was sie an Gewährung von Mitteln zur Lösung wichtiger Preis-Aufgaben, — wie das Lüder'sche Werk über die Genfer Konvention, Esmarch's Technik der Kriegs-Chirurgie, die Konkurrenzen über das beste Barackensystem, sowie über die innere Einrichtung desselben, die zahlreichen Preise für besondere Leistungen auf der Hygiene-Ausstellung u. a. —, auf diesem Gebiete gethan hat, bleibt ihr unvergessen.

Daß es ihr bei den Koryphäen der Wissenschaft unvergessen blieb, davon finde eines der letzten Zeugnisse hier Erwähnung.

Unter den Glückwünschen, welche zum 30. September 1889 in Baden einliefen, befand sich der folgende von dem verstorbenen Volkmann in Halle im Gefühl des herannahenden Todes geschrieben:

„Eure Majestät haben für uns und unsere Wissenschaft, für die Hospitäler und Kranken so viel gethan, wie nie jemand zuvor.

Eure Majestät wollen daher in Gnaden gestatten, daß auch ich Höchst-Ihnen meine allerunterthänigsten und wärmsten Glückwünsche zum heutigen Tage zu Füßen lege. Möge Gott noch lange Ihr reich gesegnetes Wirken erhalten."

Jetzt, wo beide nicht mehr, sei dies Wort hier niedergelegt, beiden zum ehrenden Gedächtnis.

Selbst eine so flüchtige Darstellung der Beziehungen der Kaiserin zur Chirurgie kann nicht abgeschlossen werden, ohne eines besonderen Verhältnisses zu gedenken, desjenigen zu Langenbeck. Uns allen bedeutet ja dieser Name heute noch viel. Was er der Kaiserin bedeutete, ist schwer in Worte zu fassen. In ihm vereinigte sich für sie das Beste, was Wissen, Können, Denken und Fühlen in seinem Fache hervorgebracht. Um so härter war es, daß er, nach ihrem unglücklichen Fall auf Babelsberg vom Kaiser zur Konsultation berufen, die Aussichtslosigkeit einer vollkommenen Heilung ihr darzulegen genötigt war. Wohl hatte er nicht mit der zähen Energie des Willens gerechnet, die nach Jahr und Tag eine beschränkte Gehfähigkeit wieder herbeiführte. Immerhin blieb die Fürstin seitdem meist an den Rollstuhl gebannt. Ihre Anerkennung Langenbeck's bewahrte sich auch nach seinem Tode, als die Denkmalsfrage zur Erörterung kam. Von ihr ging der von der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie und der Berliner

medizinischen Gesellschaft bereitwillig aufgenommene Vorschlag aus, die Verdienste des Verstorbenen nicht durch ein Monument, sondern durch ein mit Langenbeck's Namen verknüpftes Institut, nach dem ungefähren Muster des College of Surgeons in London, zu ehren. Der Plan naht seiner Ausführung. Es bleibe aber nicht unerwähnt, daß jede demselben noch zu widmende Spende hochwillkommen ist und bei dem Wert, den die Heimgegangene auf die Entstehung einer der deutschen Wissenschaft würdigen Heimstätte legte, einer Huldigung entsprechen würde an ihrem Sarge. Wie hoch Langenbeck's Bedeutung im Auslande anerkannt wurde, bewies eine Begebenheit auf der III. internationalen Konferenz der Gesellschaften vom Roten Kreuz in Genf im Jahre 1884. Als die Vorbereitung der antiseptischen Wundbehandlung auf die Tages-Ordnung kam, bestieg er die Redner-Tribüne.

Kaum war die Versammlung des feinen Kopfes mit dem sinnenden Auge ansichtig geworden, da vereinte eine unvorbereitete, spontane Ehrenbezeugung die Vertreter aller Nationen in dem gemeinsamen Ausdruck ihrer Verehrung. Als dieser Vorgang internationalen Gemeinsinns der Kaiserin berichtet wurde, traten Freudenthränen in ihren Blick.

Ihre Vaterlandsliebe war die breite Grundlage eines Pflichtgefühls, das sich niemals genug that.

Mit der Lebhaftigkeit ihrer Natur gab sie dieser Gesinnung bisweilen einen das ihr sonst eigentümliche Maß der Vorsicht überschreitenden Ausdruck, wenn der Wunsch sie beseelte, ihre Person einzusetzen für die Abwendung einer Gefahr oder für die Milderung entstandener Konflikte.

Der Beweggrund ihrer Handlungen war aber niemals ein persönlicher, nie ein auf Befriedigung kleiner Interessen gerichteter. Stets war es das Wohl vieler oder das Geschick einer Minderheit, was bestimmend auf sie wirkte, ihr Blick war nie auf ihre eigene Wohlfahrt, stets auf ein Ganzes gerichtet. Auf dieser Grundlage beruhte auch ihre Achtung für den Staat und für staatliche Arbeit. Wo sie irgend an dem staatlichen Leben sich beteiligen konnte, da that sie es mit vollem Herzen.

Das Bewußtsein, dem Staate dienen zu können, war für sie ein erhebendes, und ihr Interesse war bis zuletzt den öffentlichen Dingen zugewendet. Sie hatte eine geschichtlich zu bedeutende Zeit an hervorragender Stelle erlebt, um der politischen Gestaltung der Verhältnisse gleichgültig gegenüber zu stehen. Sie hatte auch mit zu bedeutenden Männern verschiedener Zeitepochen in naher Berührung gestanden, um nicht ihren Blick geschärft, das ihr innewohnende, lebhafte Gefühl für das staatliche Leben nicht vertieft zu haben. So erstreckte sich auch ihr Wunsch dahin, daß die Vereine vom Roten Kreuz ein Faktor werden möchten im Staat, ein integrierender Bestandteil desselben, dazu bestimmt, einem staatlich als berechtigt anerkannten Bedürfnis freiwillig zu entsprechen. In diesem Sinne schrieb sie im Jahre 1883 an den Reichskanzler bei Übersendung der von Criegern'schen Preisschrift „Das Rote Kreuz in Deutschland," diese Bestrebungen seinem Wohlwollen empfehlend, indem sie sagte: „Je mehr die Gewißheit besteht,

daß an maßgebender Stelle dieselben Rückhalt finden, um so freudiger wird sich jeder daran beteiligen." Der Fürst erwiderte hierauf am 10. Februar u. a.: „Die Ansicht, von der der Verfasser ausgeht, daß die staatlichen Vorrichtungen für die Pflege der Verwundeten und Kranken im Kriege hinter den Anforderungen der christlichen Nächstenliebe zurückbleiben, ist nicht nur für die Vergangenheit zutreffend, sondern wird es nach menschlicher Voraussicht jederzeit bleiben; den Abstand, um welchen das staatlich Erreichbare hinter den berechtigten Forderungen der Menschenliebe zurückbleibt, vermag nur die freiwillige Krankenpflege auszufüllen und hat es unter Eurer Majestät hingebender Leitung in früher unerreichtem Maße gethan." —

Als die Kaiserin am 29. Januar 1880, wie alljährlich, der Gedächtnisfeier Friedrich's des Großen in der Akademie der Wissenschaften beigewohnt hatte, kam sie erfüllt von dem in Curtius' Rede erwähnten Aristotelischen Ausspruch über das Wesen des Staates zurück und war noch oft mit der Auffassung beschäftigt, daß der Mensch für den Staat geboren sei und nur im Staatswesen seine Anlagen recht zur Entfaltung bringen könne, daß der Staat ein von Natur gegebenes, eine angeborene Mitgift sei wie die Sprache. So fand jede erhebende Auslegung der menschlichen Dinge in ihrer nach innerer Freiheit ringenden Brust eine bleibende Stätte.

Für die teilnehmende Kundgebung des Staats-Ministeriums im Juni 1888 dankte sie noch mit der Versicherung: „daß das Wohl unseres Staates und unseres Volkes mein erster Wunsch und meine letzte Hoffnung bleibt".

Es war ihre Gewohnheit, wenn sie an der Seite des Kaisers in den Provinzen erschien, die hauptsächlichsten, wohlthätigen und gemeinnützigen Institute zu besuchen oder deren Vorstände zu empfangen. Unvergeßlich müssen allen Anwesenden die Worte geblieben sein, mit denen sie am 7. September 1879 in Königsberg den Vaterländischen Frauen-Verein der Provinz Preußen begrüßte.

Es war nach dem Gottesdienst in der Schloß-Kapelle. In höchster Bewegung verließ sie die geweihte Stätte, an der sie selbst zur Königin geweiht worden war. Sie durchschritt ihr Gemach, und an ihrem Geiste zogen die 18 Jahre preußischen Königtums vorüber, welche seitdem verflossen. Welche Jahre, welches Walten göttlicher Gnade, welches Königtum! Mit der in vermehrtem Glanze erstrahlenden Königskrone, mit der Krone der deutschen Kaiserin, mit der goldenen Myrthe geschmückt, betrat sie zum zweiten Mal den Boden der Krönungsstadt an der Seite eines Gemahls, der für die Welt ein leuchtender Stern — dem Vaterlande alles war. Wahrlich, ihre Brust hätte sich stolzen Regungen hingeben, sie hätte große innere Genugthuung empfinden können. Keineswegs! Wohl fand sie Worte des Dankes für den Schutz des Allgütigen über ihrem Hause und ihrem Lande, wohl setzte sie Hoffnungen auf die Zukunft. Aber statt des Stolzes empfand sie Demut, und die Unvollkommenheit alles Menschenwerks trat ihr entgegen. Alle hohen Vorsätze, die sie vor 18 Jahren hier gefaßt, alle weit ausschauenden Pläne vergegenwärtigten sich ihr, um sie erkennen zu lassen, daß sie nur einen Bruchteil erreicht, daß ihr Anteil gering, daß alle Erfolge mit Opfern

und Thränen erkauft waren. Unter diesen Eindrücken entstand die Ansprache, welche sie folgendermaßen an den Vorstand richtete:

„Die Räume, in denen Ich Sie empfange, sind geeignet, viele ernste Gefühle anzuregen. Ich gedenke der Zeit, wo die Monarchie in der Thatkraft und Treue dieses Landes ihre Wiedergeburt feierte nach schweren Prüfungen. Ich gedenke der Zeit, wo Ihr König und Ich am Altar Gottes den Eid der Pflichttreue leisteten. Ich gedenke der Zeit, die seitdem alle Kräfte des Vaterlandes in Anspruch genommen hat. In dieser Zeit hat sich die Provinz Preußen wieder allseitig bewährt, und die Frauen haben bewiesen, daß sie, ihrer Väter, Männer und Söhne würdig, opferwillig zusammen hielten. Was jede von Ihnen während des Notstandes wie im Kriege geleistet hat, möge Gott lohnen.

Ich lege Ihnen aber als unentbehrliche Grundlage unserer gemeinsamen Aufgabe die Organisation der Vereine ans Herz, wie sie jetzt ganz Deutschland umfaßt, damit unser gemeinsames Werk unerschütterlich unter allen Verhältnissen fortbestehe und in der Gegenwart wie in der Zukunft Gott zur Ehre und zum Besten des Vaterlandes diene. Ich danke Ihnen Allen von ganzem Herzen."

Das darf man Königliche Gedanken nennen! Wenn auch ihre groß angelegte Natur für große Zeiten geschaffen und großen Zeitbegebenheiten gewachsen war, so war doch ihr ganzes Empfinden ein durch die kriegerische Epoche, die sie durchlebte, oft tief und schwer getroffenes. Was sie unter Lorbeeren gelitten hat, hat sie wenigen offenbart. Es ist, als habe sich ihre geistige Kraft in jenen Tagen für die spätere Zeit verdoppelt, in denen sie, einer dornenvollen Aufgabe mühevoll entsprechend, alle Eindrücke der Kehrseite glänzender Erfolge in ihr wundes Herz verschloß. Denn wie sie den Titel der Kaiserin nicht früher sich geben ließ, als bis der siegreiche Kaiser aus dem Felde zurückgekehrt war, so blieb sie auch auf der Höhe der Macht und inmitten blendenden Glanzes eines Europa beherrschenden Hofes in ihrem Innern vollkommen unangetastet von den berauschenden Eindrücken, die sie umgaben. In jeder Lebenslage suchte und fand sie das innere Gleichgewicht auf dem fest gewurzelten Grunde ihres evangelisch-christlichen Glaubens.

Das Wort der heiligen Schrift, welches ihrem Gemüte stets Fassung, Mut und Trost gewährte, war der Spruch Römer XII:

Seid fröhlich in Hoffnung,
Geduldig in Trübsal,
Haltet an am Gebet.

Sie war eine jener großen Erscheinungen, welche die Überlieferung vergangener Zeiten, das heißt, das gut und dauerhaft Begründete derselben durch eine großartige Willenskraft sowie durch eine nie versagende Ausdauer lebendig zu erhalten verstehen. Eine hohe und ernste Auffassung ihres Lebensberufes, welche sie von der Kindheit her besaß, hat sie als ihr innerstes Eigentum stets bewahrt, und darin lag ihre Charaktergröße, daß sie trotz der vielen Erschütterungen, trotz der umgestaltenden Eindrücke, unter denen sie gelebt hat, mit seltenem Zartgefühl und mit klarem Verstande die Grundlagen ihrer Anschauungsweise festhielt, ohne im Wechsel der Begebenheiten jemals in einen Gegensatz zu dem fortschreitenden Entwickelungsgang ihrer Zeit zu geraten.

Hatte ihr Auftreten für das gegenwärtige Geschlecht oft wie etwas aus schon vergangenen Tagen Anmutendes, so war dies allein für die Form maßgebend, der sie in allen Dingen besonderen Wert beilegte und die sehr häufig den ganz bestimmten Stempel ihrer Persönlichkeit trug. Inhaltlich hat ihr Denken, Empfinden und Wollen der Gegenwart ganz angehört, soweit sie als Kaiserin, als Königin und als Frau auf der Höhe des Lebens durch Beispiel oder That an dem Gange der Ereignisse sich zu beteiligen oder im täglichen Leben den Anforderungen des Augenblicks gerecht zu werden berufen war. Gewiß betrat die hohe Frau selten oder nie andere Bahnen als solche, auf denen eine gegebene oder geschaffene Pflicht ihr entgegen zu leuchten schien, jedoch wäre es eine irrtümliche Annahme, ihre Teilnahme für die Wohlthätigkeit nur auf diesen Beweggrund zurückzuführen. Sie hatte in ihrem innersten Innern auch einen wahrhaft barmherzigen Sinn. Denn wenn einerseits ihre Auffassung von der vorbildlichen Aufgabe des Fürstentums sie erkennen ließ, daß die Fürsorge für wohlthätige und gemeinnützige Zwecke eine offenkundige sein müsse, wie sie dies schon von ihrer Mutter durch deren Begründung des patriotischen Instituts der Frauen-Vereine im Großherzogtum Sachsen — dieses Veteranen unter den Vereinen — gelernt, so gewährte ihr doch andererseits keine Wohlthat größere Freude und tiefere Befriedigung als eine im Verborgenen gespendete oder die Abhilfe einer selbst erkannten Not. Es wurde mit den Jahren immer verantwortungsvoller, dasjenige unter den zahlreichen Bitten und Gesuchen zu bestimmen, was zweifellos ihrer eigenen Entscheidung zu unterbreiten war. Denn die wertvollen Kräfte nahmen stetig ab, die Dauer der Leistungsfähigkeit wurde immer geringer, und wie vielen Zwecken hatten diese Kräfte noch zu dienen, wie vieler Liebe sollte dieses Leben bis an die Grenze der Möglichkeit erhalten werden! So mußten bogenlange Eingaben in wenig Worte gekleidet, breite Schilderungen des Elends in den kürzesten Ausdruck zusammengefaßt werden und doch die Wirkung erzielen, die bei eigener Kenntnisnahme des Gesuchs jedesmal unzweifelhaft war. Hierin war sie selbst ein Lehrmeister, denn bis auf die Höhe des Alters hatte sie eine fast staunenswerte Konzentrationskraft der Gedanken bewahrt, wie denn ihr geistiges Wesen überhaupt in seltener Weise ein Ganzes war und ein folgerechter Zusammenhang, der meist nur bei Männern sich so findet, in ihrem mündlichen und schriftlichen Wort sich auszuprägen pflegte.

Noch mehr als die Erfüllung einer ausgesprochenen Bitte gewährte die eigene Entdeckung eines zu heilenden Leids der fürstlichen Frau eine besondere Genugthuung. Keine Gabe ihres letzten Weihnachtens hat sie nachhaltiger erfreut als der einfache Dankes-Brief eines Schlangenbader Kindes, dessen Augenleiden sie selbst erkannt hatte und welches ihrer Freigebigkeit seine Heilung verdankt.

War sie stets in vollem Maße Königin, im Purpur, für die Vorrechte, wie für die Verpflichtungen der Krone geboren, niemals war sie hinreißender, als wenn ihre innere Menschlichkeit, ihr weibliches Gemüt zum Durchbruch gelangte. Ganz ließ sie diese Seite ihres Wesens walten, wenn sie in Charlottenburg in der mit dem Kaiserin Augusta-Verein für deutsche Töchter während des letzten Krieges

geschaffenen Erziehungs-Stiftung weilte. Hier entfaltete sich der ganze Reichtum ihres mütterlichen Herzens. Die Stiftung wurde begründet zunächst für die Töchter gefallener oder ihren Wunden erlegener Offiziere, Militär-Beamten oder Mitglieder der Krankenpflege. Die Zahl der Zöglinge beträgt 50—60, wovon die Hälfte Freistellen haben. Einige hundert Mädchen sind bisher aus diesem Hause hervorgegangen und haben in den verschiedensten Lebensstellungen die Grundsätze verwertet, welche sie hier in sich aufgenommen. Auch Ausländerinnen sind darunter, und es war der Protektorin erwünscht, wenn unter den zahlenden Zöglingen sich solche befanden, da sie von dem Verkehr der Kinder untereinander eine Erweiterung des Gesichts-Kreises, ein leichteres Verstehen fremder Anschauungen, ein sicheres Erkennen eigener Vorzüge und einen Gewinn im Erlernen fremder Sprachen erwartete. Wer das Haus betritt, sieht sich vom Geist der Begründerin umgeben. Harmonisch ohne Pedanterie, geschmackvoll ohne Luxus sind die Räume ausgestattet, und bis in's Kleinste sind die Anordnungen der Kaiserin Augusta bemerkbar.

Pietätvolle Weiterführung derselben ist unter dem gnädigen Schutz und liebevollen Anteil Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin gesichert. Aber die Tage sind vorüber, an denen die ehrwürdige Stifterin sich selbst in den Kreis der fröhlichen Schar begab, an denen sie mit feinem Verständnis dem Unterricht in verschiedenen Zweigen folgte oder die jugendlichen Seelen bei ihrem ersten Gang zum Tisch des Herrn mit ermahnendem Wort ins erschlossene Leben entließ, die Tage endlich, wo alle mit Ungeduld des Augenblicks harrten, wenn an sie die Reihe kommen würde, in das große, klare Auge zu sehen, das so mütterlich über ihnen wachte, das so liebevoll auf sie herabsah. Das ist nur noch ein Bild, eine teure Erinnerung, fortlebend in vielen dankbaren Herzen.

Durch das Stift war ein besonderes Verhältnis zum Kaiserin-Augusta-Gymnasium entstanden, welches einen Teil der Lehrkräfte für ersteres zu stellen berufen ist.

Alljährlich, noch im vorigen Jahre, hat die erlauchte Frau der Prüfung im Gymnasium beigewohnt, und auch im Gedächtnis früherer Schüler der Anstalt sind Begebenheiten bewahrt, die der landesmütterlichen Teilnahme der Kaiserin für die heranwachsende Jugend entsprechen.

Ihre Bildung war die einer Tochter Weimars, reich, vielseitig und edel. Sie blieb stets der kosmopolitischen Richtung derselben getreu, und nicht zum mindesten war ihr in dem Roten Kreuz die international einende Bedeutung desselben sympathisch. Daß es ein Band unter den Nationen geben möchte, welches niemals zerreißt, welches auch dann noch fortbesteht, wenn die ultima ratio der Könige und Staaten in ihr unerbittliches Recht getreten ist, das war für sie die hehre Bedeutung dieses Wahrzeichens. Sie war daher auch stets bemüht, die Solidarität der Gesellschaften unter einander in Friedenszeit zu pflegen, und es ging kaum ein Anlaß vorüber, den sie nicht ergriff, um durch eine That dieser Überzeugung Ausdruck zu verleihen.

In dieser Absicht spendete sie bei den internationalen Konferenzen der Gesellschaften Preise und bei größeren Kalamitäten Gaben an das Rote Kreuz nach Amerika, Belgien, nach der Schweiz, nach Ungarn, nach Österreich und anderen

Ländern. Von der Wahrnehmung durchdrungen, in wie hohem Grade diese fortwährend anregende Thätigkeit der Kaiserin für die Entwickelung der Sache des Roten Kreuzes förderlich gewesen ist, hat das internationale Komitee desselben in Genf eine Aufforderung an die Gesellschaften der großen Staaten zu Beiträgen erlassen, aus denen ein internationalen Zwecken der Verwundeten- und Krankenpflege schon im Frieden dienendes Kapital gebildet und durch den Namen „Augusta-Fonds“ bezeichnet werden soll.

Schöner konnte an der Wiege des Werkes das Andenken derjenigen nicht geehrt werden, welche die unermüdliche, einsichtsvolle Beschützerin, die treue Freundin desselben von der ersten Stunde an gewesen ist. Ihr Verhältnis zum österreichischen Roten Kreuz war ein ganz besonderes, indem sie seit 1868 Ehrenmitglied dieser Gesellschaft war, ein Titel, auf den sie großen Wert legte. Wie überhaupt ihre Gefühle für die österreichisch-ungarische Monarchie und ihr Staats-Oberhaupt sehr innige waren, die sich niemals verleugneten, so sah sie auch die dortigen humanitären Bestrebungen als etwas ihr näher Stehendes an, und so ist ihr Name in den Annalen des Rudolfiner Hauses in Wien, des Elisabeth-Spitals in Pest wie auch der Wiener Freiwilligen Rettungs-Gesellschaft verzeichnet. Diese letztere war ihr stets vorschwebend, wenn sie sich mit der Vervollkommnung des Berliner Sanitäts-Wachen-Wesens beschäftigte. Ihrer Unermüdlichkeit ist es zu danken, daß dasselbe sich aus schwachen Anfängen nunmehr zu einer Vereins-Organisation erweitert hat, die bei größerer Beteiligung der Einwohnerschaft bald auf die Höhe ihrer Aufgabe gelangen würde. Daß eine Großstadt eines Instituts nicht entbehren kann, welches für die erste Hilfe bei Unglücksfällen sorgt, sollte keiner Darlegung bedürfen. Indessen hat sich die Überzeugung davon nur langsam Bahn gebrochen. Im vorigen Jahre drang die Kaiserin darauf, daß auf der Ausstellung für Unfallverhütung eine Muster-Sanitäts-Wache errichtet werde. Dieselbe beschloß ihre sechsmonatliche Thätigkeit mit der Zahl von 857 Fällen, in denen die erste Hilfe gewährt worden war.

Ihre Stellung zu den schönen Künsten und zur Litteratur gehört nicht in den Kreis dieser Betrachtungen. Erwähnt sei nur, daß bei wachsender Inanspruchnahme ihrer Zeit und Kräfte die Kunst ihr immer mehr als das ihrem Sohn und seiner erlauchten Gemahlin in vollem Umfang eigentümliche Gebiet erschien. Am Arm ihres Sohnes ist sie zuletzt in den Museen gewesen. Ganz hat sie aber auch diese Beziehungen nicht gelöst, vielmehr gezeigt, daß ihr Haus den Vertretern der Kunst nie verschlossen war.

In der Litteratur war ihr Geschmack ein ihrem vielseitigen Bildungsgrade entsprechender und Beschäftigung mit derselben in der deutschen wie in der französischen Sprache ein Bedürfnis, die letzte ihr gebliebene Zerstreuung eines rastlos thätigen Geistes. An anderer Stelle wird von berufener Seite dieser Teil ihres Wesens entsprechende Beleuchtung einmal finden, denn sie war bis zuletzt mit hervorragenden Litteraten Deutschlands und Frankreichs in Verkehr.

Nicht das letzte Wort, aber der letzte Wunsch der Sterbenden war die Wieder-Aufnahme der Arbeit. Sie hat viel und mit Anstrengung in ihrem be-

wegten Leben gearbeitet, viel und oft über das Maß ihrer Kräfte hinaus. Denn sie verstand die Lebens-Aufgabe nur in der Erfüllung anvertrauter Pflichten, und da ihre Ziele hoch und ihr Gesichtskreis weit waren, so erfüllte sie auch ein ausgedehntes Pflichtbewußtsein, dessen Kreise sie stets zu erweitern bestrebt war. Aber nicht den geringsten Aufwand von Arbeit hat sie in einem langen, mühsamen Leben an sich selbst geübt. Wenn Goethe von Karl August von Sachsen-Weimar sagt: „Es kam bei ihm alles, wie aus einer einzigen, großen Quelle", so hatte sie dieses Erbteil ihres Ahnen nicht mit überkommen.

Sie hatte oft mit großen inneren Widersprüchen zu kämpfen, es waren leidenschaftliche Empfindungen, die in ihr sich regten, und sie gelangte erst wieder zur Ruhe, wenn sie deutlich erkannt hatte, wohin der Weg der schwersten Pflicht sie führe. Dann war ihr Schritt sicher und fest, und sie achtete der Gegensätze nicht mehr, die Zeit und Umstände so viel in ihren Weg gelegt. Und doch fehlt dem Bilde nicht ein großer einheitlicher Zug, der durch dieses ganze königliche Leben geht. So ernst es vielfach war, so streng auch oft die Auffassung des fürstlichen Berufs erscheint, der menschlich schöne Zug der Treue kehrt immer wieder. Vor allem hatte sie jene Treue, welche die Grundlage jeder anderen ist: sie war treu gegen sich selbst. Was die Heimatluft, was das Elternhaus, was hauptsächlich die bedeutende Mutter in ihre Seele gelegt, das hat sie festgehalten bis ins Alter, das war für vieles die Richtschnur geblieben, die maßgebend ihre Handlungsweise bestimmte.

Sie blieb auch dann ihrer Überzeugung getreu, wenn diese längst im Widerspruch mit der Anschauung des Augenblicks, denn sie unterschied sehr bestimmt zwischen einer solchen und dem, was wirklich eine Anforderung der Zeit. Der letzteren verschloß sie sich nicht so leicht, und es ist allen Augen offenbar gewesen, daß die Witwe des Begründers des deutschen Reichs, von der Gegenwart schon durch ein Geschlecht getrennt, dieser in allen ihren Erscheinungen mit neidloser Gunst gegenüber stand.

„Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßt das Neue"

bezeichnete in dieser Hinsicht ihren Standpunkt.

Ihre Treue für die Ihrigen ist einer der Züge, die offen vor aller Welt liegen. Wie sie das Andenken ihres Gemahls gepflegt, wie sie ihre Muttertreue nach dem schmerzvollen Verlust des einzigen Sohnes der Tochter doppelt gewidmet, bedarf keiner Worte. In der Familie, in der Freundschaft, wie gegen ihre Umgebung war sie auch dann noch treu und dankbar, wenn Alter, Gebrechlichkeit oder örtliche Trennung ein solches Verhältnis beeinträchtigt oder der Tod dasselbe gelöst hatte. Wer sich ihrer Treue nicht selbst begeben, besaß sie für immer. Auch die Orte, an denen sie viel geweilt, wie Baden, Weimar und Koblenz, haben in reichem Maße ihre Treue erfahren.

Man kann den Namen Koblenz nicht ohne Wehmut nennen, denn er umfaßt ein großes Stück des Lebens der Heimgegangenen.

Er war ihr das, was in einem vielbewegten, sorgenreichen Dasein ein freundliches Stück Erde bedeutet, wo die Erinnerungen glücklicher Stunden die Vergangenheit stets wieder zur Gegenwart machen, wo ein geheimes Etwas dem Örtlichen eine besondere Gewalt verleiht.

Was sie hier in unermüdlicher Hingebung geschaffen, wie sie Verbindungen mit dem Grundbesitz, mit den kirchlichen, den gelehrten, den industriellen, den staatlichen Kreisen, mit allen werkthätigen Elementen der Rhein-Provinz von hier aus angeknüpft, wie sie die geschichtlichen Überlieferungen gepflegt hat, kann in dem Rahmen dieser Darlegung nicht aufgenommen werden. In ihrem Denken und Wirken hatten die Rheinlande ein besonderes Vorrecht. Hier auch war es, wo ein mehr als fünfundzwanzigjähriges Band ein schönes Verhältnis fördernder und anerkennender Fürsorge zu dem 4. Garde-Grenadier-Regiment „Königin“ geschaffen, wo endlich landesmütterliche Obhut barmherzige Orden in den Bereich wirksamen Schutzes gezogen hatte.

In wie hohem Maße sie selbst die Treue im Dienste schätzte, beweist die Stiftung des goldenen Kreuzes, welches mit einem eigenhändig vollzogenen Diplom für vierzigjährige, tadellose Dienste weiblicher Dienstboten von ihr verliehen wurde. Dasselbe ist seit 1877 in 1655 Fällen zur Verleihung gelangt.

Ebenso ehrte sie die treue Pflichterfüllung beim Dienst-Personal der Berliner Volks-Küchen durch Geld-Prämien und alljährlich ließ sie sich diejenigen Feuerwehrleute in Berlin vorstellen, welche innerhalb Jahresfrist sich besonders im Dienste durch Pflichttreue ausgezeichnet hatten.

Hat sie Treue gesäet, so hat sie Treue geerntet. In ihrer letzten Stunde ging die wehe Klage weinender Treue durch alle Räume des Hauses, und umgeben von der ausharrenden Treue der Ihrigen, gepflegt von der bewährten Treue ihrer Dienerinnen und Ärzte, wie im Leben, so nun im Sterben unermüdlich bestrebt, die letzten Leiden der Leidensvollen zu lindern, ging sie hinüber, den Lohn zu empfangen für treue Arbeit auf Erden. Nach dem Tode nahmen ihre Züge, von den herben Spuren irdischen Leidens befreit, mehr und mehr wieder Jugendschöne an, und die wie aus Marmor gemeißelten Linien vereinigten sich zu einem unvergeßlich bedeutenden Bilde, das an ferne Vergangenheit erinnerte. So mahnte auch hier in dem Vergänglichen der verklärende Schein der Erlösung noch einmal an das Beständige im Menschenleben. Und dann brach wie ein verhaltener Strom die Liebe hervor, von dem immergrünen Strauße an, den der kaiserliche Enkel selbst auf ihrem Lieblingswege in Bellevue gebrochen, bis zu herrlichen Blumen-Spenden aus weiter Ferne, in stummer Sprache vielsagend sich verbreitend, wo die irdische Hülle weilte oder in den Räumen, die der Lebenden zum Aufenthalt gedient. Man darf es kühn sagen: Sie hat es nicht geahnt, daß sie so verehrt, so geliebt worden ist. Sie litt so tief unter der immer zunehmenden Schwierigkeit, ihre abnehmenden Kräfte einzusetzen für die hohen Ziele ihrer großen Seele, daß sie alle Huldigungen demutsvoll hinnahm für Beweise der Teilnahme vielmehr als der anerkennenden Liebe. Sie hat nicht gewußt, welche Macht über Geister und Herzen von ihr ausging, welche

Würde ihren Rollstuhl umgab, sie fühlte ihre Kraft erlahmen, aber sie empfand nicht, daß mit der Abnahme ihrer Handlungen in den Herzen der Menschen sich steigend das Bewußtsein zu regen begann für das, was sie war.

Sie hat ein schweres Kreuz getragen durch ihre ernsten, sich mehrenden Leiden, zu denen in den letzten Jahren die Verluste sich gesellten, die sie mit den Ihren und dem Vaterlande Schlag auf Schlag erlitt.

Sind Leiden schon an und für sich eine schmerzliche Heimsuchung, so bilden sie im Glanz des Thrones und in einer Lebenslage, in der so hohe Anforderungen an immer bereite Kraft und Ausdauer gestellt werden, einen kaum zu überwindenden Gegensatz. Sie hat ihn überwunden, sie hat dieses Kreuz getragen nach Heldenart, mit schwach und schwächer werdenden Schultern, aber mit wachsendem Gottvertrauen, sie hat es getragen mit schon zitternden Händen, aber mit nie wankendem Mut; sie hat es noch getragen mit siechem, gebrochenem Körper, aber auf Flügeln des Geistes!

Wenn die deutschen Frauen sich über das Grab hinaus dankbar erweisen wollen für das Vorbild ihrer ersten Kaiserin, so mögen sie in Scharen beitreten dem Werke der Menschenliebe, der vereinten Hilfsbereitschaft in Friedenszeit wie in Kriegsnot. Und wenn dieser Bund, der das Goldstück des Reichen mit dem Pfennig des Armen, der Bekenntnisse, Stände und Stämme, der Männer und Frauen vereint in gleichem Wert und zu gleichem Streben, wenn dieser Bund, der „keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen", zur Ehrensache geworden sein wird im deutschen Volk, wie es ihr Lieblingsgedanke war, — dann wird das Kreuz, dessen edle Trägerin nun Frieden gefunden hat, von unzähligen Schultern aufgenommen und in unzähligen Herzen getragen werden von Geschlecht zu Geschlecht.

Vor Jahren hat einer von Kaiser Wilhelm's Getreuen geäußert, in der Kaiserin Augusta liege ein Zug antiker Größe. Dieses Wort war treffend, und wenn unser Leben das wird, wozu wir es selbst inhaltlich gestalten, wenn es wahr ist, daß bei dem Erkalten der bildenden Hand für die Zurückbleibenden das Gewordene, von aller Mühsal des Werdens befreit, im reinen Lichte eines Kunstwerks erscheinen soll, dann hat ihr Leben die hohe Stufe der Kunst erreicht, auf der ein Hauch ruht klassischer Vollendung.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Litteratur-Geschichte.

Aus Karl von Hase's vergessenen Schriften.

Daß Karl von Hase, als Theologe seit seinem Ableben am 3. Januar d. J. vielseitig gewürdigt, auch eine vaterländische Bedeutung in Anspruch nehmen darf, ist selbst seinen näherstehenden theologischen Freunden und Bewunderern wenig bekannt.

Aber nicht nur seine treue Angehörigkeit zur deutschen Burschenschaft und seine 9 Monate währende Festungshaft auf dem Hohenasperg sichert ihm solchen Anspruch, sondern auch eine Reihe von Schriften, die jetzt allerdings so gut wie vergessen sind, die uns aber als Zeugnisse seiner wahrhaft patriotischen Gesinnung Achtung abnötigen und überdies als Denkmale unserer vaterländischen Geschichte ein warmes Interesse einflößen. Daß sie vergessen sind, dürfte hauptsächlich auf den Umstand zurückzuführen sein, daß Hase dieselben entweder anonym oder unter dem von seinem Geburtsort in Sachsen hergenommenen Namen Karl von Steinbach herausgegeben hat.

Einige Mitteilungen aus diesen Schriften mögen hier eine Stelle finden.

Zunächst kommen die sechs politischen Schriften v. Hase in Betracht. Die erste schrieb er 1830 über „Sachsen und seine Hoffnungen". Nachdem das Feuer der Revolution im Juli an dem alten Herd derselben, in Paris, aufs neue hervorgebrochen war, pflanzte es sich durch eine Reihe europäischer Staaten fort und hatte auch einige deutsche Volksstämme ergriffen. So war es im Anfang September namentlich in Leipzig und Dresden zu tumultuarischen Auftritten und nächtlichen Demolierungen gekommen.

Hase berichtet in seiner am 18. Oktober abgeschlossenen Schrift den Verlauf der Bewegung, um dann freimütig nach oben die Ursachen der Unzufriedenheit aufzudecken, die Mißstände der städtischen Verwaltung, die damals in den Händen eines einen Ring bildenden, unverantwortlichen Stadtrats lagen, die Mißgriffe des pietistischen Ministeriums Einsiedel und die Unthätigkeit des Königs Anton, der alles beim alten lassen wollte. Nicht minder freimütig wendet sich Hase dann aber auch an seine Landsleute, da es ihm darauf ankommt, nach allen Seiten eine friedliche Stimmung und eine gedeihliche Entwickelung der Zukunft anbahnen zu helfen. Das Volk soll Geduld und Vertrauen zeigen, wie auch der König seinerseits dem Volke vertrauen möge: „Das Volk verdient es". Gemeinsinn muß von allen Seiten bethätigt werden: „Wenn jeder Bürger und jeder Stand seinen besonderen Vorteil durchsetzen will, so wird mit dem Ganzen auch der Einzelne zu Grunde gehen". Fürwahr, goldene Worte auch für das gegenwärtige Geschlecht! Dem durch die napoleonische Zeit klein gewordenen Sachsen ruft er zu: „Das wahre Glück und der Ruhm eines Staates beruht nicht auf seiner äußeren Größe". „Unsre Väter sind den Völkern vorangeschritten und haben ihnen die Reformation gebracht: sehen wir zu, daß wir solcher Vorfahren nicht unwert erscheinen."

Näher als diese erste stehen uns die politischen Schriften Hase's aus dem Revolutionsjahr 1848.

Unter dem gewaltigen Eindruck der Märztage hat Hase noch in der letzten Woche jenes Monats sein erstes Wort und zwar über „das Kaisertum des deutschen Volkes" hinausgesandt. Die damalige Situation zeichnet Hase nicht so ganz unähnlich der gegenwärtigen, zumal, wenn wir den 20. Februar d. J. mit berücksichtigen. „An der einen Grenze diese junge Republik, welche in ihrem drohenden Zusammenstürzen vielleicht keine andere Rettung sehen wird, als ihre brotlosen

Arbeiter auf unsere Rheinlande zu werfen, an der anderen Grenze jenes gewaltige Reich, welches seine Kosacken versammelt, um Polen und, wie es sagt, die Ordnung in Europa zu retten; dazu in unserer Mitte die Aufregung verstandloser und selbstsüchtiger Leidenschaften, — das drohende Recht hoffnungsloser Armut und die natürliche Lust, mit dem Glücklichen oder dem Fleißigen zu teilen." Der Kern des Volkes habe jedoch nur gefordert, was in den Freiheitskriegen verheißen sei. Und es sei eine Einstimmigkeit, wie sie Gott einem Volke nur in großen Tagen der Gefahr und Begeisterung gebe. Von dem Parlament will Hase nur zweierlei Aufgaben gelöst haben: „die kriegerische Waffnung des deutschen Volkes, wenn es sein kann zur Erhaltung des Friedens, und die Grundzüge der künftigen Verfassung Deutschlands". Hätte das Frankfurter Parlament diese weisen Ratschläge beachtet, ohne sich mit den „Grundrechten" so lange aufzuhalten, so wäre das Jahr 1848 wohl nicht so fruchtlos geblieben.

Weiter fordert Hase die Reform des Bundestags zur Fürstenkammer, welche mit der Volkskammer den deutschen „Reichstag" bilden soll. Denn ein Volk mit so großen historischen Erinnerungen soll seine Staatseinrichtungen mit seinem eigenen Namen nennen. „Der Adler des deutschen Reiches schüttelt wieder seine lang gebundenen Schwingen, um sich in alter Majestät zu erheben, und die Farben des Reichs, seit dreißig Jahren heimlich auf der Brust von einigen jungen Leuten getragen, der schwarzrotgoldene Farbenstreif, ist nun ein Schutz der Könige geworden, und sein Banner weht vom Schlosse zu Berlin wie vom Palais der Bundesversammlung zu Frankfurt."

Und so soll auch der Kaiser nicht fehlen. Denn in ihm würde sich „die Einheit des Reichs am kräftigsten darstellen und der deutsche Kaiser wieder der erste sein unter den Fürsten der Erde." Zöpfel hatte geschrieben: „Wir denken nicht an die Wiederherstellung eines deutschen Kaisertums — wir wollen kein Gewand aus der Gruft einer Leiche nehmen, wäre es auch die eines Karls des Großen, um einen Lebenden mit modrigem Flitter zu bekleiden". Hase antwortet wie ein Seher der Zukunft: „Aber das ist nicht der Moder einer Leiche, wenn ein Volk in den Tagen der Gefahr und Erhebung sich an die großen Überlieferungen seiner Vorfahren erinnert und im Gefühle ihres wieder jung gewordenen, der Gegenwart gewachsenen Geistes ihnen vertraut, das ist nicht ein Leichenraub, es ist eine Auferstehung".

Die auf ihre Souveränetät eifersüchtigen Fürsten erinnert Hase, daß das doch nur eine Scheinsouveränetät sei und daß thatsächlich nicht nur Österreich und Preußen, sondern selbst Rußland gelegentlich den Bundestag regiert habe. Überdies gehe durch die ganze Welt ein Geist, der an alten Thronen gewaltig rüttele und mitten durch Spieße und Stangen schreite.

Aber wer soll Kaiser werden? Weder Preußen noch Österreich würden bereit sein, sich der anderen Macht unterzuordnen. Darum hatte schon Paul Pfizer, „der Achill der württembergischen Opposition", Preußen als Oberhaupt und mit Österreich ein völkerrechtliches Band gefordert — ein Gedanke, der nun durch unseren Reichskanzler verwirklicht ist. Aber wenn es das ganze

Deutschland sein sollte und wenn es ohne „Blut und Eisen“ gehen sollte, so schien Hase nur eine Lösung möglich zu sein, die er — sehr charakteristisch für die idealistische Begeisterung jener Zeit und zugleich für seine persönliche, eines Theologen würdige, kühne Idealität — zu fordern wagte: der Wechsel der Kaiserkrone zwischen Österreich und Preußen, etwa mit Frankfurt oder Nürnberg oder Bamberg als Kaiserresidenz.

Aber auch so fragte es sich, wer dann zuerst Kaiser werden solle. Und hier folgt nun eine meisterhafte Charakteristik des Königs Friedrich Wilhelm IV. Aus den Gaben und Schranken seines Lebens heraus: „der König ein Redner und kein Diplomat“ werden seine Mißgriffe erklärt, und so eine gerechtere und mildere Beurteilung desselben vertreten. Gerade damals gingen die Wogen der Volkserregung sehr hoch. In Karlsruhe hatte man die preußische Proklamation, in München einen Strohmann als den „juten König“ verbrannt, in Heidelberg in einer Volksversammlung eine Proklamation an den König von Preußen verlesen, in welcher die Bezeichnung desselben als eines Nero des 19. Jahrhunderts noch zu den gebildetsten Ausdrücken gehörte. Hase tritt alledem mit objektiver Ruhe entgegen: „Wir Deutsche sind ein gerechtes, billiges Volk; jener Jähzorn wird verfliegen, und die einfache Ansicht der Sache, wie sie hier durch einen Mann aus dem Volke, der von jenem König nichts zu hoffen und nichts zu fürchten hat, dargelegt ist, wird durchdringen, weil und inwiefern sie die gerechte, sachgemäße ist.“ So will denn Hase, daß diesem Könige zuerst die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt werde.

Zum Schlusse will Hase es noch ausgesprochen haben, daß Deutschland nicht für immer auf zwei vom Reiche losgerissene Landschaften verzichtet habe, Schleswig die eine, die andere unser Elsaß. Und es sind wahrhaft prophetische Worte: „Der erste Krieg mit Frankreich — wird darum handeln, ob Frankreich die Rheingrenze gewinnen, oder ob das Banner des Reichsadlers vom Münster zu Straßburg wehen soll? Und diese Frage wird in einem furchtbaren Zweikampfe beider Völker entschieden werden“.

Noch zweimal kam Hase auf seine Lieblingsidee eines Wechsels der Kaiserkrone zwischen Preußen und Österreich zurück. Im Jahre 1848 in der Schrift: „das deutsche Reich und seine Staaten“ und 1849 in dem Büchlein „Preußen und Österreich.“ Das letztere sollte ursprünglich als Zeitungsartikel erscheinen, wurde aber von einer „respektabeln“ Zeitung begreiflicherweise als zu österreichisch, von einer anderen als zu preußisch zurückgewiesen. So erschien es mit dem Namen des Verfassers selbständig. „Erst an dem Tage, an welchem der Monarch von Österreich den Eid leistet auf die deutsche Reichsverfassung und die Abgeordneten des österreichischen Volksstammes den unseren wieder die Hand reichen, ist die Hoffnung des Frühlings von 1848 erfüllt und das ganze Deutschland wiedergewonnen.“ Und wenn diesem großdeutschen Gedanken schließlich nicht nur die harte politische Notwendigkeit, sondern auch sonst sehr gewichtige Bedenken entgegen standen, so wird doch niemand das treue deutsche Herz verkennen können, wenn Hase ausruft: „Was konnte uns Schmerzlicheres geschehen,

als unsere treuen Grenzwächter auf den Alpen für Ausländer zu erklären, für die Wiedergeburt des deutschen Reiches die alte Hauptstadt desselben mit ihrer deutschen Herzlichkeit und Herrlichkeit, die Quellen der Elbe, das Stromgebiet der Donau, Triest, das mittelländische Meer aufzuopfern!" Und wer freute sich nicht der Worte, deren Erfüllung wir wiederum erlebt haben: „Der erste Segen eines einigen und starken Deutschlands wird es sein, daß es sein gebührendes Teil am Weltmeer und demjenigen Meere, welches einst das deutsche hieß, wieder erwerbe, auf daß nicht ferner ein stolzer Lord sich unterfange, die schwarz-rot-goldene Flagge auf einem deutschen Kriegsschiffe für eine Seeräuberflagge anzusehen."

Auch die beiden noch nicht erwähnten politischen Schriften Hase's aus dem Jahre 1848 verdienen es wohl aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen zu werden, über die „deutsche Volksbewaffnung" und über „die Republik des deutschen Volkes".

Interessant ist in der ersteren wieder vor allem eine jetzt erfüllte Forderung. Nicht Volksbewaffnung, wie die Republikaner wollten, sondern ein „Volksheer mit militärischer Disziplin und voll militärischer Kraft," ist anzustreben, und das Grundprinzip muß die allgemeine Militärdienstpflicht sein ohne jede Ausnahme. Andererseits könne man in Deutschland unmöglich daran denken, Ersparnisse durch Entwaffnung zu machen, „so lange die lüsternen Nachbarn im Osten und Westen nicht dasselbe thun."

Die letztgenannte Schrift versetzt uns aufs lebendigste in jene radikalen Strömungen des Jahres 1848, die wieder mit unsern gegenwärtigen Verhältnissen die größte Ähnlichkeit haben. Auch damals war in weiten Kreisen eine Anschauung verbreitet, wonach die „Bourgeoisie" nicht zum „Volk" gehöre. Man hatte im Juni in Rheinpreußen gesungen:

Freiheit und die Republik!
Wär'n wir doch die Preußen quitt!

Im Juli sang man in den Schenken:

Wär'n wir doch die Bürger quitt!

Andererseits war das Schlagwort: „Volkssouveränetät" damals an der Tagesordnung, und man salbaderte in der Nationalversammlung, daß „jeder Einzelne als Souverän zur Welt komme." Darauf erwidert Hase sarkastisch: „ein geifernder Souverän in Windeln!" Wie heute waren ferner auch damals Erregung von Unzufriedenheit und kühnste Versprechungen der Köder, durch den die Massen gewonnen werden sollten. Ein Redner im Altenburgischen hatte eine Volksversammlung mit den Worten geschlossen: „Nun geht zuhause, ihr Leute, zum Essen! die Meisten werden freilich nur eine magere Suppe finden. Aber haben wir erst die Republik durchgesetzt, so soll jeder täglich seinen Braten haben!" Auch Hase, nachdem er gebührend betont hat, daß das Vaterland von Allen Opfer verlangen müsse, untersucht in einem „Anhang" seiner Schrift, was etwa billigerweise geschehen müsse und was geschehen könne, um das Los der Arbeiter zu bessern. Die wichtigsten Vorschläge, die er macht, sind Aufhebung der Steuern von den einfachsten Lebensbedürfnissen (Salz, Roggenmehl, Fleisch und Bier),

eine progressive Einkommensteuer, so daß „die Wohlhabenden und Reichen den Staat erhalten", und ein Viertel dieser Steuer überdies zur Vorbeugung der Verarmung verwendet werde. Dazu Sommersparkassen, Konsumvereine, eine zeitgemäße Erneuerung der Zunftverfassung und anderes. Diese Forderungen, soweit sie auch zum Teil gehen, waren damals ein sehr gemäßigtes Programm. Hase erschienen sie „nicht als die goldenen Berge und das tausendjährige Reich des Wohllebens," wie es die Republikaner zu versprechen liebten, wohl aber als „mögliche Dinge, klare und bündige Gewährschaften, für eine frohere Zukunft der bisher Mühseligen und Beladenen."

Von den nicht politischen, aber ebenfalls vergessenen Schriften Hase's wollen wir hier nur drei kurz erwähnen.

Im Jahre 1828 erschien der „Griechische Robinson" in zwei Bänden als ein Lesebuch für das deutsche Volk." Das verdient es auch jetzt noch zu sein. Seinen aus den „Idealen und Irrtümern" bekannten Jugendfreund Robert Müller („Flauschmüller"), über dessen späteren Geschicken ein ungelichtetes Dunkel ruht, läßt Hase hier mit einem Freunde, unter welchem sich der Verfasser selbst verbirgt, nach Griechenland ziehen und im griechischen Freiheitskampf mitstreiten, mitsingen und zuletzt fallen. Indem wir die beiden Freunde, der erstere wird Robinson, der letztere Kapitän oder „Freitag" genannt, begleiten, lernen wir das Land und Volk der Griechen kennen, die Geister der alten großen Vergangenheit umschweben uns, und die Idee eines verjüngten Bundes zwischen Germanentum und Griechentum tritt uns vor die Seele, wie wir es jüngst ahnungsvoll geschaut haben, da die Hohenzollernbraut dem griechischen Königssohn sich vermählte, überstrahlt vom Glanze des erneuten deutschen Kaisertums.

Die zweite Schrift aus dem Jahre 1830 heißt: „der Schutzgeist edler Jünglinge, eine Mitgabe beim Abschiede aus dem Vaterhause in die Welt." Es ist das die Entwickelung einer idealen Lebensanschauung. Alle Stände, Land- und Bergbau, Forstwesen, Jagd, Gewerbe- und Wanderleben werden besprochen, über Zunft- und Gewerbefreiheit Erörterungen angestellt. In allen Verhältnissen soll ein edler Idealismus sich entfalten. Und besonders stimmt Hase auch hier wieder das Hohelied vom Vaterlande an. „Des Lebens tiefstes Geheimnis, das kein Blick deutet, keine Zunge ausspricht, ist die eine allmächtige Liebe, die das ganze Dasein ergreift, deren Seligkeit ist, für das Wesen ihrer Sehnsucht zu leben, aber noch viel größere Wonne zu sterben. Und welch' einer schöneren Geliebten mag der Jüngling sich hingeben mit aller Kraft und Glut seiner Liebesfülle als dem teuren Vaterlande?"

Zum Schluß sei das vielleicht nicht ganz so unbekannte, im Jahre 1843 herausgekommene „Liederbuch des deutschen Volkes" kurz erwähnt. In Winterabenden waren diese Lieder im Freundeskreis gelesen, gesungen und gesammelt. Vom Volksgeiste ursprünglich gedichtet, hallten sie in der Seele dieses edlen Sohnes unseres Volkes wieder. Der Volkgeist hat in diesen Liedern, wie Hase sagt, „sein tiefstes Freud und Leid, sein Lieben und Hassen, seine Weisheit und frohe Thorheit in tausend Liedern der Natur- und Kunstpoesie ausgesprochen. In diesem

Spiegel und Widerhalle soll er sich selbst begrüßen und seines reichen Lebens froh werden."

Es ist hier nun nicht der Ort, auszuführen, was Hase, der gefeierte Theologe, als solcher geleistet hat. Es lag uns lediglich daran, einige seiner vergessenen Schriften wieder in Erinnerung zu bringen und damit die vaterländische und humane Seite seines ganzen Denkens und Fühlens zu beleuchten. Aber gerade auch für das Verständnis aller seiner theologischen Leistungen muß diese so liebenswürdige Seite seines persönlichen Lebens als wesentlich bedeutsam bezeichnet werden.

Jena. A. H. Braasch.

Litterarische Revue.

Wir haben uns an dieser Stelle mit dem inzwischen seinen langen, qualvollen Leiden erlegenen Robert Hamerling eingehender gelegentlich seines modernen satirischen Epos „Homunculus" beschäftigt. Vermochten wir diesem stark tendenziösen Werke nur teilweise Geschmack abzugewinnen, so schmälerte das doch nicht unsere sonstige Wertschätzung des genialen, phantasievollen, farbenreichen Dichters, und ebensowenig konnte uns Professor Erich Schmidt's absprechende, einseitige und engherzige Beurteilung desselben gelegentlich der Sammlungen für ein Hamerlingdenkmal im österreichischen Waldviertel in unserer Anschauung beirren. Hamerling gehört sicherlich nicht zu den dichterischen Ephemeriden, deren Staub der nächste Morgen in alle Winde verweht, und daß dem so ist, beweist schon der Entschluß der Hamburger Verlagsanstalt (J. F. Richter), eine ganze Reihe seiner Dichtungen in neuen Auflagen erscheinen zu lassen, so u. A. die „Waldsängerin" und den „Germanenzug". Der „Ahasver in Rom" liegt in 17. Auflage vor, und gleichzeitig erscheint in einer auf etwa 35 Lieferungen (à Mk. 2) berechneten Prachtausgabe der „König von Sion." Die Dichtung selbst, welche die Schicksale des Münsterer Wiedertäufers Johann von Leyden behandelt, ist allgemein bekannt und verbreitet — wir möchten hier nur besonders auf die von Adalbert von Roeßler und Hermann Dietrichs ausgeführte künstlerische Ausstattung hinweisen. Etwa 200 Holzschnitte sollen teils als Vollbilder, teils als Illustrationen im Text das auf ausgezeichnetem Kupferdruckpapier gedruckte Werk schmücken, dessen einzelne Textseiten von geschmackvoll stilisierten Randleisten umrahmt sind. Die Künstler haben sich derart in ihre Aufgabe geteilt, daß Dietrichs neben dem ornamentalen Beiwerk namentlich die landschaftlichen und architektonischen Motive behandelt hat, während Roeßler die größeren historischen Kompositionen ausführte. Beide haben sich gleich trefflich bewährt; der Erstere entwickelt im Dekorativen einen Reichtum der Phantasien, eine Anmut der Linienführung und eine von jeder Überladung freie Sicherheit der Komposition, in den Raum, die unwillkürlich, ohne im übrigen kleines mit großem in Vergleich stellen zu wollen, an Raffael's Loggien erinnern, und seine Landschaften sind bald von anmutigster Poesie, bald von düsterster Romantik — je nachdem die Dichtung es fordert. Roeßler's größere Kompositionen zeigen energische dramatische Bewegung; auch hat der Zeichner die einzelnen Gestalten der Dichtung mit feiner Individualisierungskunst zu durchweg charakteristischen Erscheinungen herauszuarbeiten verstanden.

Als Ergänzung zu all' diesen Hamerling-Ausgaben ist in demselben Verlage unter dem Titel „Lehrjahre der Liebe" auch eine Sammlung von Tagebuchblättern und Briefen erschienen, welche eine Reihe interessanter Einblicke in das Seelenleben des Dichters eröffnen. Doch können wir nicht sagen, daß der Eindruck des Buches ein günstiger sei. Abgesehen von den wohlgefälligen Selbstbespiegelungen, in denen sich nun einmal vieler Dichter Eitelkeit zu

ergehen pflegt, wirkt auch die überall zwischen den Zeilen herauszulesende Thatsache, daß Hamerling's „Liebe" niemals auf einer mannesstarken, ehrlichen Sinnlichkeit beruht hat, sondern lediglich ein Illusionsgebilde erhitzter Phantasie gewesen ist, überaus ernüchternd. Auch der Humor, wo er sich zur Geltung drängen möchte, erscheint gequält. Unter den zahlreich eingestreuten Sonetten stehen nur wenige auf der Höhe der Hamerling'schen Verskunst. Wir können nicht verhehlen, daß die Veröffentlichung dieser „Tagebuchblätter" vielleicht besser unterblieben wäre.

So sehr auch Robert Hamerling ein Kind seiner engeren österreichischen Heimat gewesen und geblieben sein mag, so wenig drängt sich in seinen größeren und bedeutenden Dichtungen dieser spezifische Zug irgendwie auffallend hervor. Durch und durch im heimischen Boden wurzelt aber als Dichter und Sittenschilderer Karl Emil Franzos. Von seinen „Kulturbildern aus Halbasien" liegt die Abteilung „Vom Don zur Donau" in zweiter und vermehrter Auflage vor. (Stuttgart, Bonz, 2 Bde.). Der litterarische und kulturgeschichtliche Wert dieser Arbeiten ist bekannt, und es thut ihrer ästhetischen Wirkung keinen Eintrag, daß sie ausnahmslos eine scharf ausgeprägte Tendenz haben. Überall tritt der Dichter für die ruhig fortschreitende Kulturentwickelung und den damit zusammenhängenden friedlichen Ausgleich zwischen den einzelnen Volksstämmen ein. Er verteidigt die Rechte der Polen, wo sie von den Russen vergewaltigt werden, und er bekämpft das Unrecht, welches die Polen begehen, wenn sie selbst, wie in Galizien, Ruthenen, Juden und Deutsche zu vergewaltigen suchen. Er bekämpft die Fanatiker einer übelberatenen christlichen Orthodoxie, welche die Juden in Ausübung ihres Glaubens befehdet, aber er bekämpft nicht minder den Fanatismus jener orthodoxesten Juden, welche den freier gesinnten Glaubens- und Stammesgenossen mit feindseliger Hartnäckigkeit sich gegenüberstellen. Und ebensowenig wie er die Berechtigung des deutschen — geistigen — Einflusses im Orient verkennt, ebensowenig hält er es für berechtigt, diesen Einfluß in überhasteter und aufdringlicher Weise zur Geltung zu bringen. Die in diesen beiden Bänden enthaltenen Novellen hat der Autor teils stilistisch durchgesehen und gefeilt, teils auch erweitert oder gekürzt; einige interessante Abhandlungen über „Volkslied" bezw. „Litteratur" der „Kleinrussen" sind beigefügt. Überall, wohin wir ihm auch folgen mögen, finden wir den Verfasser auf dem Boden einer humanen, ausgleichenden, versöhnenden Gesinnung. Die realistische Kraft und das sichere Kolorit seiner Schilderung bedürfen keiner ausdrücklichen Anerkennung mehr.

Ein starkes ethnographisches Element durchzieht auch die Novellen und Dramen von Ludwig Ganghofer, die zumeist in den bayrischen und deutsch-österreichischen Alpenländern sich abspielen. Der sehr fruchtbare Schriftsteller reicht zwar dem Titanen Anzengruber nicht bis an den Gürtel, aber seine Darstellungskraft ist immerhin bedeutend genug, um ihn eine originelle Stellung unter den Hochlandspoeten einnehmen zu lassen. Er ist in der Skizze und kleinen Erzählung glücklicher als in breit angelegten Werken, und wir dürfen die zuletzt von ihm veröffentlichten modernen Märchen „Es war einmal" (Stuttgart, Bonz) zu seinen reifsten und liebenswürdigsten Schöpfungen zählen. Wie rührend ist nicht die Geschichte von den „Vier heiligen drei Königen" mit ihrem tragischen Ausgang, und wie lebhaft versteht der Autor uns die Schrecken des winterlichen Hochgebirgs vors Auge zu stellen, wenn er uns den mühseligen Weg beschreibt, welchen das ländliche Brautpaar durch Schnee und Eis das Fuscher Thal hinauf nach Ferleiten wandert, bis sich ihm die kalte Hand des Todes auf die warmpochenden Herzen legt. Der Dichter hat seine Erzählung „Moderne Märchen" betitelt und ihm fast durchweg einen allegorisch-symbolischen Zug beigeheimnißt — er schließt seine Geschichten nicht mit dramatischer Deutlichkeit, sondern läßt sie mit Vorliebe in dunkel verhallenden Akkorden ausklingen. Das Buch ist mit einer stattlichen Anzahl ansprechender Illustrationen geschmückt; wir nennen unter den Künstlern vor allem Matthias Schmidt, den trefflichen Maler süddeutschen Gebirgslebens.

Erzählt Ganghofer seine Märchen in schlichter Prosa, so hat sich Wolfgang Kirchbach für die dramatische Form entschieden. Sein fünfaktiges Bühnenmärchen „Die letzten Menschen" schildert jene von den Gelehrten vorausgesagte Epoche der Erdgeschichte, in welcher sich rundum und von Pol zu Pol starres Eis über alles blühende Leben legen und jedes organische Wesen, und damit auch den Menschen, vernichten wird. Während Jokai, der phantastische

Optimist, in einer köstlichen Episode seiner „Schwarzen Diamanten" eine Zeit ausmalt, wo am Nordpol eine neue, friedliche, allerdings stark utopistische Kulturwelt sich entwickeln wird, führt uns der pessimistische Kirchbach zum Untergange unseres ganzen Planetensystems, wo die Sonne nur noch als ausgeglühte, schwarze Masse am Himmel hängt, und die sich übereinanderschiebenden Eisberge das letzte Menschenpaar unter sich begraben.

Kirchbach ist ein ebenso fruchtbarer wie phantasiereicher Dichter; ein vollgiltiger Beweis für das letztere war unter anderem jene „Abenteuerliche Reise des Allvaters Wodan," welche im Jahrgang 1881 der „Deutschen Revue" veröffentlicht wurde. Daß nun auch das vorliegende Märchen, trotz seines ernsten Kerns und seiner vielfach stark hervortretenden satirischen Tendenz, durch und durch phantastisch gehalten ist, mag nicht Wunder nehmen: wir brauchen nur das Szenarium anzusehen, um darüber klar zu werden. Da erscheinen: Ahas, der „letzte Mann", und Eva, das „letzte Weib". Da tritt uns Amymone, die Königin der Sirenen, mit ihren Scharen entgegen, neben ihr Proteus, der ewig Wandelbare, und Pan mit einem großen Gefolge von Frauen, Nymphen und Satyren; Echo treibt ihr neckisches Spiel, die Tritonen lassen ihre Muschelhörner erschallen, und auch der Centaur poltert über die Bühne. Kurzum alle Fabelwesen der griechischen Mythenwelt sind hier zu buntem Reigen aufgeboten; es ist ein Mummenschanz, so toll und bunt, wie nur irgend in Goethe's „klassischer Walpurgisnacht".

Das Märchenspiel wird durch einen Prolog eröffnet, den ein greiser Seher in einer wilden, von himmelhohen Eisbergen umrahmten Gletscherwelt spricht. Grenzenlose Öde und Düsternis lagert über der Szene, und eine verglimmende Mitternachtsonne wirft verglühende Strahlen in die Gletscherspalten und Gründe. Der Seher prophezeit in düsteren Worten den Untergang der bewohnten Welt — nur noch einmal werde für ein letztes Menschenpaar eine kurze paradiesische Zeit erblühen. Die Szene, verwandelt sich, die Eisberge versinken unter Donner und Blitz, liebliche Musik ertönt, Blumen sprießen unter der Schneedecke hervor, wir befinden uns in einer blühenden, von der warmen Sonne magisch erleuchteten Gegend am Meeresstrande. In malerischen Gruppen lagern hier die Sirenen mit ihrer Königin Amymone. Diese ist in glückseliges Sinnen verloren, denn sie hat einen, den letzten Menschen gefunden, dessen Angesicht so schön ist wie die Sonne. Silenus will aus allerlei zum Teil sehr zureichenden Gründen von den Menschen nicht viel wissen, aber Amymone ist hoch begeistert und giebt ihm sogar einen Kuß, nur um ihn milder für den schönen Ahas zu stimmen. Silen wird nachdenklich und geht zum Proteus, um dessen Ansicht einzuholen, ob der Mensch zu dulden sei oder nicht. Ahas selbst wähnt, er sei nicht sowohl der letzte als der erste Mensch, sucht aber von Amymone vergebens das Rätsel seines Daseins zu erfahren. Inzwischen tritt das bunte Volksgericht der Wald-, Luft- und Wassergeister unter dem Vorsitze von Proteus zusammen, um zu beraten, was mit den Menschen anzufangen sei. Es ist begreiflich, daß die unersättliche Herrschsucht des homo sapiens ihn diesem einseitig interessierten Gerichtshofe als höchst gefährlich erscheinen läßt, und so redet ihn denn der Faun Silenus drohend an:

Du Sündensäugling dieser alten Welt!
Du Sohn des Schlaf's, der halb nur lebt auf Erden
Um Tag für Tag ein Raub der Nacht zu werden!
Du weltentfremdet Angesicht!
Du Geist des Irrsals! . . .

Ahas macht indes mit der auf ihn eindrängenden Schar kurzen Prozeß — er jagt sie auseinander, stößt den Proteus von seinem Thronsessel, setzt sich selbst darauf und verkündet, daß nun unter seiner Herrschaft eine neue Ära reinen Menschentums erblühen werde.

Der zweite Akt spielt an einem stillen mit Wasserrosen und Nymphäen überwachsenen Waldteiche. Eva entsteigt dem Bade und beginnt ein neckisches Spiel mit der Nymphe Echo, welchem der große Pan aus einem dichten Buschversteck zuschaut. Die Mädchen erblicken den Lauscher und verhöhnen ihn auf's übermütigste. Pan bricht schließlich wütend aus seinem Hinterhalte hervor, kann aber nicht umhin, sich alsbald bis über beide lange Ohren in Eva zu verlieben und um ihre Gunst zu flehen. Eva weist den lächerlichen Gesellen mit dem Ziegen-

schwänzchen spöttisch ab. Er solle sich erst aus dem „Fabeltier“ zu einem „feinen Manne“ machen, dann werde sie ihn vielleicht erhören. Pan wird so begeistert, daß er die Nymphen und Dryaden, die sich, Küsse heischend, um ihn drängen, schnöde zurückweist, ein ganz unerhörter Fall, der besagte Halbgöttinnen in erklärlichen Zorn versetzt. Daß dieser Zorn sich zunächst gegen Eva richtet, versteht sich von selbst. Sie flehen den Proteus um Hilfe an, welcher ihnen die letzten Menschen zu vernichten verspricht. Inzwischen haben sich in einer sehr anmutigen Szene Ahas und Eva in Liebe gefunden — Anymone und die Sirenen vermögen jenen nicht mehr an sich zu fesseln. Ahas und Eva umschlingen sich in heißen Küssen, doch ein bacchantisches Charivari der Nymphen und Faunen reißt sie auseinander.

Im dritten Aufzuge werden wir in die Ruinen einer verfallenen Menschenstadt geführt — eine Art Vineta oder Julin über dem Meere. Häuser, Kirchen und Türme sind eingestürzt und zerborsten, losgerissene Schienen und zertrümmerte Lokomotiven liegen übereinander — das Ganze ein Bild völliger Vernichtung. Ahas irrt umher, in den Ruinen vergeblich seine Eva suchend. Silvana, die Waldnymphe, und der Faun Silvaticus erscheinen — der Letztere mit einem Spaten bewaffnet, um in diesem anderen Troja Nachgrabungen anzustellen. Zunächst wirft er einen Frauenpantoffel und einen alten Handschuh aus, sein Hauptsinnen ist aber auf eine „Menschenuhr“ gerichtet. Endlich zieht er unverrichteter Sache ab, und es erscheint Silvana und diesem verborgen, die Nymphe Echo. Silenus hat bei seinen Ausgrabungen ein wahrhaft Schliemann'sches Glück. Ein alter Stiefelknecht, ein ihm unverständliches Buch, ein Barbierbecken, eine Mäusefalle und zuletzt die ersehnte Uhr sind die Früchte seiner Arbeit, die ihm aber leider alle von der versteckten Echo gestohlen werden. Inzwischen kommen Silvaticus und Silvana zurück, Silenus hält jenen für den Dieb seiner Schätze, und sie geraten handgreiflich aneinander, während sich Silvana mit einem gleichfalls ausgegrabenen Besen, den sie für einen Fächer hält, wohlgefällig Kühlung zuweht. Die Prügelei wird ziemlich heftig, da erscheint Pan, der sich inzwischen zum „feinen Mann“ umzugestalten bestrebt gewesen ist. Er trägt Frack, Hut und Stock, die Ziegenbeine aber sind unbekleidet. Die Streitigkeiten wegen der Uhr schlichtet er durch einfache Annexion derselben, wofür ihm kunstgerecht der Hut angetrieben wird. Proteus tritt auf und sucht den Streit zu schlichten, Pan aber geht unter entrüstetem Protest ab. Jetzt erscheint Ahas, in tiefer Verstörung, sein Weib suchend. Die Halbgötter und das Echo verspotten ihn, und Proteus gemahnt ihn höhnisch der Nichtigkeit seines Menschentums, das am Rande des Unterganges stehend, eine neue Welt zu schaffen sich vermaß. In einem großen, phantastischen Zauberballet zieht die Vergangenheit des Menschengeschlechts und der Erde an ihm vorüber —; „Wir waren, ach wir waren —“ ist die düstere trostlose Antwort auf seine zitternde Frage, ob dies, was er sehe, Leben oder Zukunft sei?

Eva hat sich inzwischen auf einen Kirchhof verirrt und stellt hamletische Betrachtungen über einen Totenschädel an. Auch hierher folgt ihr Pan in seinem Geckenaufputz; als er aber cynische Gewalt zu brauchen droht, erscheint im Augenblick der höchsten Gefahr Ahas, und das letzte Menschenpaar sinkt sich glückselig in die Arme. Pan ist ob seiner Niederlage so zerknirscht, daß ihm das Herz bricht. „Der große Pan ist tot“ — mit dieser Wehklage der Nymphen schließt der dritte Akt. Der vierte Akt gipfel in der Hochzeit von Ahas und Eva, einer schönen, poesievollen Szene; doch Proteus tröpfelt das Gift in den Becher der Freude und enthüllt dem jungen Menschenpaar, daß es nicht das erste, sondern das letzte sei. Und so sehen wir denn zum Ende, wie die Liebenden in einer blinkenden Felsschlucht begraben werden. Die Berge stürzen zusammen, und über das Trümmerfeld blickt man in eine gewaltige offenliegende Eiswelt, über der ein weiter Sternenhimmel hellglänzend lagert. . . . .

So der Gang der überaus bunten Handlung. Wie sehr das phantastische Element überwuchert, dürfte aus unsrer Skizze hervorgehen. Der Dichter scheint indessen das Werk thatsächlich für aufführbar zu halten; und nachdem Otto Devrient die klassische Walpurgisnacht, an deren Fabelwesen freilich kein unbefangener Zuschauer zu glauben vermochte, auf die Bretter gebracht hat, ist vor unsern Bühnenleitern kein Ding unmöglich. Schade aber, daß diese allegorischen und symbolischen Fabelwesen jede Lebensmöglichkeit verlieren, sowie sie aus dem Reiche

der Phantasie in die nüchterne, sehr realistische Bühnenwirklichkeit hinaustreten. Die „Walpurgisnacht" wirkte wie eine Maskerade, und die meisten Szenen von Kirchbachs „Märchen" würden nicht anders wirken. Trotzdem hat der Dichter über Kostüme, Inszenierung, musikalische Begleitung u. s. w. am Schlusse ganz eingehende Instruktionen beigefügt. Wir gönnen seinem großen, von uns stets geschätzten Talente die Verwirklichung der Aufführungsabsicht — glauben aber, daß dadurch selbst günstigsten Falles die Dichtung an poetischem Reiz und Zauber wesentliche Einbuße erleiden würde. Wenn Böcklin seine Meermärchen malt, fragt er nicht nach dem Beifall der Menge — der dramatische Dichter aber ist auf das große Theaterpublikum angewiesen, und daß dieses in der Aera der Schönthan und Blumenthal für die „letzten Menschen" Verständnis haben sollte, glauben wir nimmer.

Litterarische Berichte.

Die Kunst unserer Zeit. Herausgegeben von H. E. von Berlepsch. Kunstverlag von Franz Hanfstaengl. München 1890.

Das Gebiet, auf welchem sich dieses Kunstblatt bewegt, ist ein durchaus internationales. Es bezweckt die Strömungen in der Kunst unserer Zeit und der verschiedener Länder zum echt künstlerischen Ausdruck zu bringen. Der illustrative Teil zeigt uns gleich im Anfange eine Fülle vortrefflicher Leistungen namhafter Künstler wie L. Knaus, Fritz, A. v. Kaulbach, B. de Karlovszky, Guglielmo Ciardi ꝛc. ꝛc. — Die Werke dieser Meister sind durch die vortreffliche photographische Wiedergabe dem Beschauer lebendig vor Augen geführt. — Die Schilderung der Meisterwerke im Text des Kunstblattes trägt wesentlich dazu bei, das Verständnis für dieselben zu erhöhen und den allgemeinen Kunstsinn zu heben. Mit Recht wird im litterarischen Teil des Werkes hervorgehoben: „Es gehört zum Verstehen ein ähnliches Geschick wie zum Schaffen. Die Unbefangenheit, das Kinderherz, das offen an die Dinge herantritt und gläubig aufnimmt, was sich ihm bietet, ohne Grübelei und Düftelei die Kunst anschaut wie die Natur und die Natur durch die Kunst." Wir behalten uns vor später noch näher auf das warm zu empfehlende Kunstwerk einzugehen. Ly.

Nilfahrt von C. v. Gonzenbach. Stuttgart 1890. Deutsche Verlagsanstalt.

Eines der interessantesten und schönsten Werke, welches den Orient behandelt, ist die Nilfahrt von Gonzenbach. Es führt uns lebendig und belehrend Geschichte, Natur, Land und Volksleben an den Ufern des Nils vor. Der Markt von Luksor, Assuan, die Kolosse in Theben, den Katarakt von Elefantine, den Tempel von Wadi Halfa, das Leben im Sudan, den heiligen See zu Karnak, die Khalifengräber und vieles andere schildert uns der Verfasser in Wort und Bild. Es ist ein Tagebuch, welches das Gesehene und Erlebte mit großer Frische und Wahrheit wiedergiebt. Die Fahrt auf dem Nil ist auch in nautischer Beziehung interessant. Der Verfasser schreibt, daß Ruderboote nicht häufig vorkommen. Der Aegypter kennt das leichte europäische Ruder noch nicht und zieht vor sein Boot zu schleppen, wenn kein Wind ist, um es zu treiben. Die Fellachen pflegen ihre Segelleinen festzubinden, und plötzliche Windstöße sind ihren Schiffen daher oft verderblich. — Wir können hier nicht auf alle Einzelheiten des Werkes, welches gewiß einen großen Leserkreis erwerben wird, eingehen, aber wir haben selten mit gleicher Freude ein Buch gelesen, welches durch Originalität, scharfe Beobachtung und durch vorzügliche Illustrationen sich wie diese Nilfahrt auszeichnet. R.

Schiller. Sein Leben und seine Werke dargestellt von J. Minor. Erster Band. Berlin 1890. Weidmann'sche Buchhandlung.

Wir haben von Goethe und Schiller noch immer keine völlig befriedigende Biographie, so viele Lebensbeschreibungen und Stoffsammlungen zur Lebensgeschichte für beide auch vorliegen. Für Schiller hat nun Jacob Minor von der Wiener Universität die Aufgabe in großem, vierbändigem Maße zu lösen sich vorbereitet, und der erste Band liegt vor uns, welcher die schwäbischen Heimatjahre in drei Abschnitten behandelt: im Vaterhause, auf der Fürstenschule, im Fürstendienst. Die Verlagsbuchhandlung versichert in einem Prospekte, daß es dem Verfasser um ein ehrliches Verhältnis sowohl seinem Dichter als seinen Lesern gegenüber zu thun sei. Der Herr Verf. hätte sich diese Stelle verbieten müssen, da sich Ehrlichkeit von einem anständigen Manne von selbst versteht, zumal Ehrlichkeit und Wissenschaftlichkeit zusammentreffen. Ebenso überflüssig ist, was der Prospekt über Schiller's Unterschied von dem modischen Realismus unsrer Tage bemerkt, und schier komisch der

Ausspruch, daß Herrn Minor's Naturell ihn getrieben habe, die Biographie Schiller's so zu schreiben, wie er sie schrieb, so wie Schiller so gedichtet habe, wie er dichten mußte u. s. w. — Unbeirrt durch solche Taktlosigkeiten guter Freunde wollen wir Herrn Minor zugestehen, daß er sich nach tüchtiger Vorbereitung an seine Arbeit gemacht und dieselbe in großem Maßstabe entworfen habe. In wie weit er seiner Aufgabe gewachsen sei, werden die späteren Bände erst zeigen. Die Jugend Schillers bietet nicht das menschlich Große seiner reifen Manneszeit. Aber es liegen doch die Keime für den großen Menschen und den großen Künstler Schiller darin, und die Entwicklung dieser Keime, die Einflüsse, welche den Genius förderten und welche ihn hemmten, bloßzulegen, ist eine dankbare Aufgabe. Herr M. hat den Familien- und Landschaftsboden, dann vor allem die Karlsschule und Akademie, mit allen Lehrern und Mitschülern, natürlich auch mit dem Herzog, sehr ausführlich, wir müssen sagen, oft gar zu ausführlich dargestellt. Das Buch ist dadurch reich an Stellen, die man ohne Schaden für Schiller selbst überschlagen kann. — Das große Werk seiner Jugend, die Räuber, ist nicht in einem Zuge besprochen, sondern in zwei Abschnitte verteilt: in die Fürstenschule und in den Fürstendienst. Chronologisch ist das zwar richtig, aber die Sache selbst leidet darunter. — Stil und Sprache des Minor'schen Buches werden in dem Prospekt gerühmt als frei von geschmacklosem „bildern". Man wird das zugeben, aber wohl bemerken dürfen, daß sich Herr M. manche triviale, früher in guter Schriftsprache nicht hoffähige Ausdrücke und ab und zu Inkorrektheiten gestattet, die man in dem sonst reinlichen Gewande als Flecken empfindet. — Der gelehrte Ballast ist gänzlich vermieden. Die litterarischen Nachweise sind genau nach dem Muster der Scherer'schen Litteraturgeschichte in dem Anfange zusammengestellt. Q.

Die römische Kirche, ihre Einwirkung auf die germanischen Stämme und das deutsche Volk. Von Michel. Halle 1889. Verlag von Max Niemeyer.

Ist es als ein „Erwachen des evangelischen Bewußtseins" zu begrüßen oder als das Zeichen eines protestantischen Fanatismus zu beklagen, wenn in neuerer Zeit nicht bloß von seiten des Evangelischen Bundes, sondern auch sonst vielfach größere und kleinere Schriften erscheinen, welche sich gegen die römisch-katholische Kirche in ihrem Gesamtwesen oder gegen einzelne Lehren und Einrichtungen derselben richten? Zu diesen Schriften gehört auch die vorliegende, deren erster Teil den Nachweis führt, daß die Einheit der Kirche, sowohl was die Verfassung als auch was die Glaubenssätze betrifft, nicht der Bibel entspricht, sondern durch das Bündnis des herrschsüchtigen Episkopats mit dem staatsklugen Kaisertum entstanden ist. Dem Titel gemäß erwarten wir nun in den nächsten Teilen eine genaue Darstellung des Einflusses, welchen diese einheitliche römische Kirche auf die Bildung und Entwickelung des germanischen Christentums und Volkslebens geübt hat. Zunächst wird zwar gesagt, daß den germanischen Christen ihrer Natur gemäß diese Herrschaft einer einheitlichen, römischen Kirche widerstrebte und daß sie erst durch die siegreichen Frankenherrscher und durch Bonifacius (nicht Bonifatius, wie konsequent geschrieben wird) unterworfen wurden, weiterhin jedoch enthält die Darstellung so viele teils gar nicht, teils nur mittelbar zum Thema gehörige Punkte, wie z. B. die weitläufigen Exkurse über schlechte Bischöfe, über streitige Papstwahlen, die pseudo-isidorischen Dekretalien, den Gottschalk'schen Streit u. a. und verliert sich dabei so sehr in unnötige und allgemeine Thatsachen, daß das Thema oft kaum berührt ist. Wo dies letztere aber geschieht, besonders im vierten Kapitel, da drängen sich uns mannigfache Bedenken auf: Ist das, was an der Papstherrschaft mit Recht getadelt wird, wirklich die unbedingte Folge oder nur ein Fehler jener kirchlichen Einheit und Herrschaft gewesen, der, weil vermeidlich, nicht gegen die Berechtigung der Einheit spricht? Wenn es weiter heißt, daß die unbestreitbare Kultur, die dem Mönchstum zu verdanken ist, auch ohne die Papstherrschaft zu stande gekommen wäre, so ist dies vielleicht richtig, aber doch auch kein Anklagepunkt gegen das Papsttum. Und wenn schließlich die traurigen Verhältnisse, welche sich aus dem Streite zwischen Kaiser und Papst für Deutschland ergaben, öfters als durch die Schwäche der Kaiser entstanden hingestellt werden, so trifft die Schuld diese doch mindestens ebenso wie das Papsttum. Vor allem aber glauben wir, daß diese Ausführungen zum großen Teile für manche anderen Länder ebenso zutreffend wären wie für Deutschland. Im letzten Teile aber irrt der Verfasser noch mehr vom eigentlichen Thema ab, indem sich seine Darstellung fast nur um Einzelheiten der Papst- und der Kirchengeschichte dreht. Wenn wir trotz dieses uns notwendig erscheinenden und unumwunden ausgesprochenen Tadels dem Buche dennoch einen guten Erfolg wünschen, so ist dieser Wunsch einerseits durch die Anerkennung des Vorzuges, daß der Verfasser auf Grund eingehender Studien viele interessante Punkte genau behandelt, andererseits durch den wohlthätigen Zweck des Werkes begründet. C. S.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XII.

Die nächste Aufgabe Roon's war, für die seit der Demobilmachung im Herbste 1859 eigentlich schon begonnene Heeres-Reorganisation die gesetzliche Basis zu schaffen und sich über die weitere praktische Durchführung derselben schlüssig zu machen. Er setzte seine ganze rastlose Arbeitskraft ein und sorgte dafür, daß bereits am 10. Februar 1860 die bezüglichen Gesetzentwürfe dem Hause der Abgeordneten vorgelegt werden konnten.

Der erste dieser Gesetzentwürfe behandelte die Verpflichtung zum Kriegsdienste und die hieraus resultierende Stärke und Zusammensetzung des Heeres. Entsprechend den schon in Roon's Denkschrift vom Juli 1858 gemachten Vorschlägen wurde darin die Verlängerung der Reserve-Pflicht (von 2 auf 4 Jahre), dagegen eine Abkürzung der Dienstpflicht in der Landwehr und der Gesamtdienstpflicht überhaupt in Aussicht genommen; die künftigen Landwehrtruppen sollten die Reserve-Armee bilden und zunächst nicht in erster Linie verwendet werden. Dagegen gingen diese jetzt eingebrachten offiziellen Vorschläge der Regierung in Bezug auf die Zahl der definitiv neu zu errichtenden Truppenteile und Formationen etwas weiter, als jene Denkschrift es — aus Ersparnis-Rücksichten — gewollt hatte. Bei näherer amtlicher Beratung im Kriegsministerium und in den vorangegangenen Kommissionen war es nämlich für richtiger erachtet worden, bei der Infanterie schon im Frieden die sämtlichen Bataillons-Kadres für die künftige Feldarmee zu formieren, statt dieselben, (wie die Denkschrift es in Aussicht genommen hatte), dadurch zu bilden, daß erst bei eintretender Mobilmachung jedes der (erheblich verstärkt gedachten) Friedens-Bataillone geteilt und dann gleichmäßig durch eingezogene Reserven auf die Kriegsstärke gebracht würde. Die Zahl der Infanterie-Bataillone des Friedens-Heeres wurde durch den jetzt offiziellen Vorschlag der Regierung also nahezu verdoppelt, die Friedens-Kadre-Stärke der alten und neuen Bataillone (außer bei den alten Garde-Regimentern) dagegen um etwa 150 Köpfe gegen die frühere Etatsstärke verringert; im Zusammenhange mit dieser erheblichen Vermehrung der Bataillone stand es, daß auch die Errichtung der erforderlichen Regiments- und einiger höherer Kommando-Stäbe etats-

mäßig bestätigt werden sollte. Die (unten näher spezialisierten) Reformen und Neuformationen bei den anderen Waffen, welche derselbe Gesetzentwurf beantragte, hatten einen minder erheblichen Umfang und beschränkten sich aus finanziellen Rücksichten nur auf das, was als zunächst unbedingt notwendig erkannt worden war. Andere sehr dringende militärische Anforderungen hatte der neue Kriegsminister dabei unberücksichtigt lassen müssen, weil die sparsame Finanz-Wirtschaft dies verlangte. Namentlich für die so wichtige, aber auch besonders kostbare Artillerie hatte aus diesen Rücksichten nur unerhebliches in Vorschlag gebracht werden können. —

Der zweite von Roon vorgelegte Gesetzentwurf beantragte die Bewilligung der Mittel für die Übergangsgeriode und für den Unterhalt der reorganisierten und verstärkten Armee. —

An jenem 10. Februar 1860 trat Roon auch zum ersten Male vor das Abgeordnetenhaus und begründete in klarer, sachlicher Rede die Vorlagen. Insbesondere wies er darauf hin, daß es kein spezifisch gouvernementales Interesse gewesen sei, welches dieses Reform-Projekt ins Leben gerufen habe, sondern daß die beabsichtigte Reorganisation unerläßlich wäre, um das nationale Interesse mit Ehre und Erfolg wahrnehmen zu können.

Roon's Haltung und Auftreten in der Kammer, das ihm eigentümliche markige Wesen, die Entschlossenheit des Blickes — jedem die Festigkeit verratend, mit dem das wichtige Werk durchgeführt werden sollte, erregten bei den nun begonnenen parlamentarischen Verhandlungen Aufsehen, zumal auch seine ganze Persönlichkeit, die stramme, hochaufgerichtete Gestalt und die tiefe, dröhnende Stimme wohl geeignet waren, den Eindruck seiner Worte noch zu erhöhen. Aber leider hatten die Führer der liberalen Partei, im Abgeordnetenhause wie im Lande selbst, kein richtiges Verständnis für die wahre Bedeutung der beabsichtigten Veränderungen im Heereswesen; ein fast 50jähriger Friede hatte die Überzeugung von der Notwendigkeit steter Schlagfertigkeit der Armee in den Hintergrund treten lassen, und politisch große Ziele traute man der bestehenden Regierung — obwohl hervorragende Führer der liberalen Partei derselben angehörten — ohnehin nicht zu; und gerade die erwähnte Haltung des Kriegsministers, dessen soldatischen Eifer man für Schroffheit, dessen tapferes, charaktervolles Wesen man für militärische Einseitigkeit hielt, wurde von der Majorität der Kammer mit dem größten Mißtrauen betrachtet. Ein Teil der Presse sorgte fortgesetzt dafür, daß dieses Mißtrauen genährt wurde; statt einfach sachlich die Zweckmäßigkeit der Vorlagen zu prüfen, witterte man seit Bonin's Rücktritt fortwährend kommende Reaktion. Die der liberalen Partei angehörigen Minister-Kollegen Roon's verhielten sich lau und thaten nur wenig, um in Fühlung mit ihren Anhängern in der Kammer zu bleiben und ihre Solidarität mit den militärischen Vorlagen nachzuweisen; als sie dann später Versuche machten — wenigstens Herr von Patow that es wiederholt — den Kriegsminister zu unterstützen, hatten sie an Ansehen und Vertrauen bei der Majorität und den eigenen Partei-Genossen schon zu viel verloren, um mit Erfolg wirken zu können. So kam es, daß die vom Abge-

ordnetenhause niedergesetzte Kommission sich ablehnend gegen die Militärvorlagen verhielt; sie stellte die finanziellen Bedenken in den Vordergrund, tadelte — vorwiegend aus politischen Gründen und aus Mißtrauen — die veränderte Organisation der Landwehr und forderte die Herabsetzung der gesetzlich bestehenden dreijährigen Dienstzeit.

Ohne daß die prinzipiellen Gegensätze erledigt wurden, einigte man sich schließlich — unter thätiger Mitwirkung des Finanzministers von Patow — dahin, daß die Mittel für die Durchführung der Reorganisation (9 Millionen Thaler) in provisorischer Form von beiden Häusern des Landtages bis zum 30. Juni 1861 bewilligt wurden „zur Aufrechterhaltung der Kriegsbereitschaft, zur Erhöhung der Streitbarkeit des Heeres und zu deren Vervollständigung." Daß aus dem Provisorium im nächsten Jahre ein Definitivum werden würde, bezweifelte die Regierung nicht, am wenigsten Herr von Patow selbst, der die Annahme jenes Provisoriums angeraten hatte und darauf rechnete, daß demnächst auch eine prinzipielle Verständigung über die hervorgetretenen Gegensätze nicht ausbleiben würde. —

Roon hatte mit den staatsrechtlichen Auslegungen der Budgetfragen nichts zu schaffen. Durch die Bewilligung der Mittel war ihm die Grundlage für seine Arbeit gegeben, und er hatte nun als Kriegsminister seine Pflicht zu thun; für seinen Kriegsherrn und für ihn konnte es keine provisorischen, jeden Tag mit Auflösung bedrohten Truppenteile geben. Seiner unermüdlichen Thätigkeit und Arbeitskraft gelang es denn auch, die Reorganisation im Laufe des Jahres 1860 zum vorläufigen Abschluß zu bringen.

Folgende Neuerrichtungen, beziehungsweise Erweiterungen von Formationen waren das Resultat seiner Thätigkeit:

Bei der Infanterie: Errichtung von 9 Bataillonen als dritte Bataillone der 9 Füsilier- (bisherigen Reserve-) Regimenter;
Errichtung von 4 Garde- und 32 Linien-Infanterie-Regimentern;
Errichtung einer Schulabteilung (Unteroffizierschule);
Erweiterung der Militär-Schießschule;
Verstärkung der Jäger-Bataillone.

Bei der Kavallerie: Errichtung von 2 Garde- und 8 Linien-Kavallerie-Regimentern;
Erweiterung der Militär-Reitschule.

Bei der Artillerie: Formierung der Artillerie-Regimenter zu 3 Fuß-Abteilungen und 1 reitenden Abteilung; Verstärkung der Kopfzahl bei den Batterien und Kompanien.

Bei den Pionieren: Verstärkung der bisherigen Pionierabteilungen (zu 3 Kompanien) auf Pionier-Bataillone zu 4 Kompanien.

Bei dem Train: Errichtung einer Train-Inspektion, Verstärkung der 9 Trainstämme auf 9 Trainbataillone zu 2 Kompanien.

Außerdem: Errichtung eines dritten Divisions- und eines dritten Kavalleriebrigadekommandos bei dem Gardekorps;

Verstärkung sämtlicher Divisionsstäbe durch Intendantur-Abteilungen. —

Die neuen Truppenteile wurden vorläufig als „kombinierte Regimenter" formiert; am 4. Juli 1860 erhielten sie — mit allen übrigen Truppenteilen der Armee — neue Benennungen; und am 18. Januar 1861, als der Prinzregent nach dem am 2. Januar erfolgten Heimgange seines Königlichen Bruders den Thron bestiegen hatte, war es seine erste größere Regierungs-Handlung, daß er sämtlichen neuen Truppenteilen in feierlicher Weise, am Denkmal Friedrich's des Großen, Fahnen und Standarten verlieh. —

Die Thätigkeit, welche Roon bei diesen Neuschöpfungen und für dieselben entfaltet hat, gehört der Geschichte an. Es ist daher nicht erforderlich, würde dem vorliegenden Zwecke auch nicht entsprechen, wollte ich in diesen Blättern mehr als eine Skizzierung der Resultate seines amtlichen Thuns und Wirkens darbieten. Die harte, energische und unvergleichlich segensvolle Arbeit des Reorganisators Schritt für Schritt zu schildern, wird vielmehr Sache seines Biographen bleiben müssen. Die Archive des Kriegs- und des Staats-Ministeriums, sowie die stenographischen Berichte der parlamentarischen Versammlungen von 1860—73 enthalten in Fülle die amtlichen Dokumente über Roon's Leistungen als Leiter der Heeres-Verwaltung, Organisator und Staatsmann. Sie weisen es nach, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, aber auch mit welcher rastlosen Energie, mit welch' treuem Fleiße, mit welch glühender Vaterlandsliebe er im Büreau wie im Parlamente diesen Kampf geführt hat; und mit welch' riesigen Erfolgen! Man hat ihm nachgesagt, daß er bei diesem Kampfe „mit größerer Herbigkeit" gestritten habe, als erforderlich gewesen wäre. Dagegen muß bemerkt werden, daß die entgegenstehenden, nachträglich oft unterschätzten Schwierigkeiten in der That sehr große waren; und daß er sich von Anfang an den bittersten Anfeindungen ausgesetzt sah, gegen die er sich mit Ernst und Nachdruck wehren mußte, zumal die Last dieses Kampfes, wenigstens in den ersten Jahren, ganz allein auf seinen Schultern ruhte. Auch soll nicht geleugnet werden, daß ihm trotz seiner hohen Geistesbildung, seiner gründlichen Kenntnisse und hervorragenden Charakteranlagen manche dem Staatsmann erwünschte Eigenschaft fehlte. Er selbst hat deren Mangel, bevor Herr von Bismarck an seine Seite getreten war, oft sehr lebhaft empfunden und sich darüber ausgesprochen. Seine Orientierung in den allgemeinen Staatswissenschaften und in der großen Politik war eine nur lückenhafte; nach seiner Erziehung, seinem Lebensgange konnte dies kaum anders sein; und diesen Mangel durch eine gewisse geschmeidige Elastizität, wie man sie an Höfen lernt, auszugleichen, lag nicht in seiner Macht: denn über diese Gabe hat er nie verfügt.

Seine trotzdem heldenhaften Leistungen als Staatsmann, sein unverzagter Kampfesmut, seine nie versagende Opferfreudigkeit müssen also nur um so höher geschätzt werden, wenn seine Kampfmittel in gewissem Grade beschränkte waren. Und wenn es wahr sein mag, daß bei seinem amtlichen Auftreten über seinem Wesen allemal „ein Zug düsterer Strenge" lag, der ihm die Aureole jener Popularität raubte, welche die Stirnen eines Scharnhorst, Blücher und Moltke

umstrahlt; wenn er vor dem Parlamente stets wie „mit starrem Erz umpanzert" schien und es immer verschmäht hat, durch eine gewinnende Form der Rede Zuneigung für seine Person zu erregen und dadurch das Schicksal seines Werkes zu fördern; wenn er diese „herbe" Haltung auch dann nicht aufgegeben hat, als aus dem „Konfliktsminister" der gefeierte, erfolgreiche Staatsmann geworden war —: so nimmt er andererseits einen obersten Platz ein unter denen, welche uns für alle Zukunft lehren „die brandenburgischen zehn Gebote" hoch in Ehren zu halten — und welche eben darum Brandenburg und Preußen-Deutschland groß gemacht haben. „Auf ihn" — so wurde nach Abschluß seines Wirkens u. a. von ihm gesagt — „paßt das Bild von dem ehernen Turm, zu welchem die Besatzung Flügel haben muß". Der jene Worte schrieb, war freilich in den ehernen Turm gleichfalls nicht eingedrungen und hat Roon's innerstes Wesen nicht richtig erkannt. Dennoch zwang ihn die Gerechtigkeit, am Schlusse seiner Charakteristik noch folgende schöne, zutreffende Worte hinzuzufügen: „Der Ruhm des Führers in der Feldschlacht, das höchste Ziel des Soldaten, ist Roon versagt geblieben. Er hat dieses Opfer gebracht, um ganz der Pflicht zu leben, die sein königlicher Herr ihm auferlegt hatte. Als Verwalter eines Heeres hat er sich aber einen Namen geschaffen wie wenige in der Weltgeschichte. Das archiprêt, welches die Feinde thöricht und eitel für sich in Anspruch genommen hatten, paßte auf die von ihm geschaffene Organisation, und er, nicht Leboeuf, hätte sich rühmen dürfen, daß an der unter seiner Leitung stehenden Armee nicht der letzte Knopf an einer Uniform fehle.

Wenn in der Konfliktszeit der Zweifel ausgesprochen wurde, ob er im stande sei, ein einziges Landwehrbataillon in voller Ausrüstung mit allen kleinen Monturstücken auf dem Dönhofsplatze aufmarschieren zu lassen, so hat er diesen Zweifel zur rechten Zeit dadurch gelöst, daß er mehr als hundert Bataillone aufmarschieren ließ, nicht auf dem Dönhofsplatze, aber zwischen Rhein und Rhone . . ."

Wenn ich mich von diesen allgemeinen Betrachtungen zu den nächstliegenden Schwierigkeiten zurückwende, welche Roon, zumal in den ersten Jahren seiner Amtsführung, zu überwinden hatte, so gedenke ich mich hierbei nicht in die Einzelnheiten der parlamentarischen Debatten zu verlieren, die jeder nachlesen kann, der sich für die Details interessiert; ich will mich vielmehr auch an dieser Stelle wiederum begnügen, zur Ergänzung des reichlich vorhandenen gedruckten Materials die markantesten Mitteilungen aus seinem privaten schriftlichen Nachlasse und Briefwechsel hervorzuheben, soweit sie zu seiner Ministerthätigkeit in Beziehung stehen. Sie werden dem künftigen Historiker und Biographen dargeboten als eine unentbehrliche Ergänzung zu den reichen amtlichen Quellen, welche die Archive und die stenographischen Berichte bewahren. — Zur Erläuterung über Roon's öffentlich am meisten bekannt gewordene Thätigkeit, nämlich die in den gesetzgebenden Versammlungen, müssen jedoch noch einige weitere Bemerkungen vorausgeschickt werden.

Roon war nach Neigung und Charakteranlagen ein Mann von wenig Worten. Wer ihn genau kannte, der wußte — auch wenn er es seinen Ver-

trauten nicht häufig eingestanden hätte — daß er außerdem oft mit einer gewissen Befangenheit bei öffentlichem Auftreten zu ringen hatte. Dies war in seiner militärischen Laufbahn, z. B. wenn er als Regiments-Kommandeur gelegentlich kleine Ansprachen halten mußte, nicht unbemerkt geblieben und erfüllte seine Freunde anfänglich sogar mit einer gewissen Besorgnis. Wie bald war aber diese durch Roon's Leistungen zerstreut! Er lieferte eben auch den Beweis, daß ein begabter und charaktervoller preußischer Soldat alles kann, was seine Pflicht ist, und daß er alle Schwierigkeiten überwinden lernt, weil es — befohlen ist. — Nur in den seltensten Fällen hat Roon sich auf jene Wortkämpfe vorbereitet, meist fehlte ihm dazu auch die Zeit. Wiederholt hat er versichert, daß er überhaupt keine „Rede" halte, sondern daß er nur „zur Sache" spreche, wo es nötig sei. Als Anhalt dienten ihm dabei gewöhnlich nur ganz kurze Notizen.

Was ihm an Kenntnis der parlamentarischen Formen und demnach an Gewandtheit anfänglich abging, das ersetzte er bald — trotz noch zuweilen eintretender aber stets siegreich überwundener Befangenheit — durch eine äußerlich sehr zuversichtliche Haltung und sehr ruhiges, überlegtes Sprechen. Da er seinen Gegenstand stets voll beherrschte, so sprach er meistens mit ganz hinreißender Überzeugungstreue, und schon nach kurzem zeugte die seinen Reden innewohnende Klarheit ebenso für die tiefe, wahrhafte Bildung des Sprechers wie für sein Talent, im Ausdruck glücklich zu sein. Es ist vorgekommen, daß — da er meist langsam sprach — eine Rede von ihm bis zur Länge von drei bis vier Stunden anschwoll, und sie zeichnete sich in allen ihren Teilen durch einen vollkommen logischen Aufbau und korrektes Gefüge der Sätze und Gedanken aus. Ja, er wurde nach und nach sogar ein Meister der Polemik, der sich auf die Künste des feinen Stichs ebensowohl, verstand wie auf das Pathos der Apostrophe. So kam es, daß er alle anfänglichen Schwierigkeiten nicht nur günstig überwand, sondern binnen wenigen Jahren sogar als einer der besten Parlaments-Redner galt; daß er anerkannt wurde nicht nur als ein „Held der That", sondern auch als ein „Sieger mit dem Worte"; und zwar schätzten ihn als solchen nicht nur seine Freunde und Anhänger, sondern auch seine entschiedensten politischen Gegner. Es sei gestattet, statt vieler hier nur noch ein Urteil anzuführen, welches von dieser gegnerischen Seite nach Abschluß von Roon's politischer Thätigkeit in dieser Hinsicht über ihn abgegeben ward, weil dasselbe viel Richtiges enthält:

„Herr von Roon" — heißt es da — „bewährte bei diesem Kampfe (mit dem Abgeordnetenhause) seine außerordentliche Fähigieit nach allen Richtungen, und gerade dieser Fähigkeit hatte er es zu danken, daß er, als die Wogen der politischen Leidenschaft ziemlich hoch gingen, nicht nur neben dem damaligen Herrn von Bismarck, sondern mehr noch als dieser den Haß der Gegner auf sich zog. Wenn bei Herrn von Bismarck allem politischen Pathos eine gewisse Dosis von Humor beigemischt war, so ließ das Wesen des Kriegsministers von Roon diese für den politischen Kampf vielleicht nützliche Beigabe vermissen. Er war immer streng sachlich, und seine Reden entbehrten ebenso jedes oratorischen Prunkes wie

jedes humoristischen Beigeschmackes — sie gingen immer auf den Kern der Sache ein, und seine Darlegungen hatten etwas von jener lutherischen Gradheit, die, wenn keine Gründe verfangen wollen, die eigene persönliche Rechtschaffenheit und Überzeugung in die Wagschale legen, jene Tendenz, die in den Worten gipfelt: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! — — —"

Die Thätigkeit, welche Roon an der Spitze seines Ressorts, also als eigentlicher Verwaltungs-Minister entwickelte, ist, wie dies in der Natur der Sache lag, in der Öffentlichkeit weniger hervorgetreten und besprochen worden als seine Beteiligung an den parlamentarischen Kämpfen. Aber gerade in dieser Thätigkeit, in der einsichtigen Art und Weise, wie er die so schwer erlangten Mittel zum Wohle der ihm anvertrauten Armee in kürzester Frist nutzbringend verwendete, hat er vorzugsweise bewiesen, daß er seine Stellung in unerreichter Weise ausfüllte. Bei dieser geräuschloseren Thätigkeit ist er von den Offizieren und Beamten des Kriegsministeriums mit umsichtigster Hingebung unterstützt worden und mit lebhaftem Danke hat er auch stets die treue, emsige Pflichterfüllung seiner Mitarbeiter anerkannt. Der hervorragendste und einflußreichste derselben war General Freiherr von Manteuffel, der damalige Chef des Militär-Kabinets. In demselben Maße wie Roon besaß dieser das volle Vertrauen des königlichen Kriegsherrn; in den Grund-Anschauungen vollkommen einig, haben es beide militärische Berater ihres Königs in dem mehrjährigen gemeinsamen Wirken verstanden, das Heil der Armee und des Vaterlandes allezeit als allein maßgebend für ihr Thun zu betrachten und gelegentliche Meinungsverschiedenheiten zum Wohle des Ganzen und der von ihnen vertretenen Sache immer wieder mit Selbstverleugnung zurücktreten zu lassen. Vor allem waren sie auch darin einig, daß die Ergänzung, Erziehung und Erhaltung eines tüchtigen, die alten Traditionen hochhaltenden, aber zugleich gründlich durchgebildeten und homogenen Offiziers-Korps, wie von jeher, so auch bei der Reorganisation und für alle Zukunft das wichtigste Fundament der Armee sein und bleiben müsse; in diesem Sinne sind sie bei allen ihren Vorschlägen und Maßregeln stets Hand in Hand gegangen. — Bei der Reform des Militärbildungswesens, der Errichtung der an Stelle der alten Divisions-Schulen tretenden und erheblich vermehrten Kriegsschulen sowie der Neu-Organisation der Kriegs-Akademie u. s. w. wurde Roon auch durch das amtliche Wirken des damaligen General-Inspekteurs von Peucker thatkräftig und einsichtsvoll unterstützt. —

Besondere Erwähnung verdienen ferner die sehr umfangreichen Arbeiten, welche dem Kriegsministerium und seinem Chef durch die Umformung des Mobilmachungs-Planes erwuchsen. In Übereinstimmung mit dem (schon seit dem Jahre 1858 an der Spitze des Generalstabes stehenden) General Freiherrn von Moltke wurden damals neue Grundzüge für die Mobilmachungs-Vorarbeiten gegeben, welche noch heute prinzipiell maßgebend sind. Der Schwerpunkt dieser Arbeiten wurde seitdem — unter Festhaltung der von dem Kriegsministerium gegebenen Direktiven — in die General-Kommandos verlegt. Die früher vorhandene, nicht zweckmäßige, übertriebene Zentralisation ward dadurch beseitigt und die Schnellig-

keit der Mobilmachung gleichzeitig erheblich gesteigert. Schon im Jahre 1866 sollte die Welt erstaunliche Beweise erhalten, wie nutzbringend und erfolgreich auch diese von Roon geleitete Reform gewesen ist. Abgesehen von dem erwähnten System-Wechsel wurden diese neuen Mobilmachungs-Vorarbeiten übrigens auch noch dadurch besonders umfangreich, daß damals zum ersten Male die Benützung der Eisenbahnen bei dem Aufmarsche der Armeen planmäßig berücksichtigt worden ist. Welche große Rolle den Eisenbahnen dabei künftig zufallen, welche Umwälzung ihre Benützung für die gesamte Kriegführung in fort und fort steigendem Maße haben würde, das konnte damals noch nicht im ganzen Umfange übersehen werden, zumal die bisherigen Erfahrungen auf diesem Gebiete (1859 in Italien ꝛc.) relativ unerhebliche gewesen waren; um so schwieriger und verdienstvoller waren diese Arbeiten, da sie mit zum Teil noch recht unbekannten Größen zu rechnen hatten. —

Mit der erheblichen Verstärkung, fast Verdoppelung der personellen Streitkräfte war auch eine erheblich verstärkte Rekrutierung verknüpft. Statt 40000 wurden fortan (zunächst) alljährlich etwa 60000 Heerespflichtige eingestellt. Die allgemeine Wehrpflicht wurde damit wieder zur Wahrheit gemacht, die ungleiche Belastung des einzelnen aufgehoben und zugleich die allgemeine Bürde der Dienstpflicht wesentlich erleichtert, da die älteren Jahrgänge der Landwehr nach und nach entlastet werden und jedenfalls nicht mehr in erster Linie zur Verwendung kommen sollten. Natürlich bedingte dieser Kernpunkt der großen Reform auch erhebliche Modifikationen in den Bestimmungen über Wehrordnung, Ersatzwesen und alles, was damit zusammenhängt.

Es muß an dieser Stelle, wie gesagt, darauf verzichtet werden, im einzelnen zu schildern, welche kolossale Arbeitslast Roon auf den erwähnten und noch vielen anderen Gebieten erfolgreich bewältigt hat; nur sei noch kurz daran erinnert, daß er im Januar 1861 auch die obere Leitung der Marine-Verwaltung übernehmen mußte und am 16. April 1861 definitiv zum Marineminister ernannt wurde. Dieselbe energische Hand, welche das Fundament für die Größe des Heeres gelegt hatte, sollte nun auch die Grundlagen für das Aufblühen der Flotte schaffen.

Indessen — der ihm auferlegten Arbeitslast entsprach glücklicherweise auch eine Arbeitskraft, Arbeitslust und Schaffensfreudigkeit, wie sie nur wenigen Sterblichen zu teil ward; und wenn Roon mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so darf doch auch nicht vergessen werden, daß ihm die wesentlichste, notwendigste und wirksamste Unterstützung nie gefehlt hat: nämlich das unbedingte Vertrauen und die unvergleichlich hohe militärische Einsicht seines Königs und Kriegsherrn. War er schon früher dadurch vielfach gestärkt und erhoben worden, so empfing er, seit er Minister geworden, fast täglich die wertvollsten Beweise solchen Vertrauens und zugleich einer so andauernden, wahrhaft rührenden Dankbarkeit des Monarchen, daß alle sonstigen bitteren Erfahrungen dadurch reichlich aufgewogen sind. Dieses Vertrauens bedurfte er freilich um so mehr, als sein Verhältnis zu der Majorität des Staatsministeriums keineswegs ein normales war und sich nach und nach immer ungünstiger gestaltete, wenigstens im amtlichen Verkehr. Wir wissen be-

reits, daß Roon sich selbst keineswegs für einen „politischen Mann" hielt. Wohl hatte auch er bestimmte politische Überzeugungen, aber er hielt sich, weder damals noch später, je an eine bestimmte politische Partei-Doktrin gebunden und war mit dem festen Vorsatze in das Ministerium „der neuen Aera" eingetreten, sich immer nur auf sein Ressort zu beschränken, um die Reform des Heeres, welche er sich zur Lebensaufgabe gestellt hatte, zur Durchführung zu bringen. Hätte er dabei die thatkräftige Unterstützung seiner Minister-Kollegen gefunden, welche zu erwarten er berechtigt war, und hätten letztere den Einfluß auf die im Jahre 1861 für die Majorität im Abgeordnetenhause noch entscheidende liberale Partei und deren Führer besessen und ausgeübt, welchen man ihnen zugetraut hatte — dann wären die dem Monarchen vor allem am Herzen liegenden Militär-Vorlagen glatt angenommen worden, es wäre kein Verfassungs-Konflikt entstanden — und Roon wäre wahrscheinlich niemals ein „politischer Mann" geworden. Sobald sein Werk vollendet gewesen, wäre er der weiteren Mit-Verantwortlichkeit für andere ihm nicht zusagende Maßregeln der Regierung und der herrschenden liberalen Partei mit Freuden aus dem Wege gegangen, zumal ein hohes Truppen-Kommando seinen persönlichen Neigungen viel mehr entsprochen hätte als der dornenvolle Minister-Posten.

Da aber die unbegreifliche Verblendung der liberalen Partei, damals unter Vincke's Führung, die Situation so gründlich verkannte, wie wir es heute gar nicht verstehen können, so hielt er sich für verpflichtet, auf seinem Posten wenigstens so lange auszuharren, bis die Armee-Reformen die definitive gesetzliche Sanktion erhalten hätten; und er war dazu auch berechtigt, weil sein König während der auf diese Weise eigentlich zwei volle Jahre andauernden Ministerkrisis in den durch die Armee-Reform entstandenen, bald aber auch in allen anderen Fragen sich stets auf seine Seite stellte und bei sehr vielen Gelegenheiten der Majorität des Staatsministeriums mit Entschiedenheit entgegentrat. So ist es gekommen, daß Roon nach und nach immer mehr gezwungen wurde, sich auch mit politischen Fragen zu beschäftigen, welche seinem speziellen Ressort fern lagen; daß er sich Hilfskräfte suchen mußte, welchen er die Bearbeitung der staatsrechtlichen Aufgaben übertrug, deren Lösung in seinem Sinne ihm am Herzen liegen mußte, und daß er schließlich danach trachtete, auch eine frische und entschiedene Kraft für das Ministerium selbst zu gewinnen, damit er in dem schweren Kampfe, welchen er gleichzeitig gegen die Opposition in der Kammer und gegen die Majorität des Staatsministeriums führen mußte, nicht mehr allein stand. Schon im Jahre 1860 richteten sich daher seine Gedanken und Hoffnungen auf Herrn von Bismarck, der, bis dahin Bundestags-Gesandter in Frankfurt a. M., kürzlich zum Gesandten in St. Petersburg ernannt worden war. Derselbe war, ebenso innig wie Roon selbst, mit Moritz von Blanckenburg, dem damaligen Führer der Konservativen im Abgeordnetenhause, befreundet. Die Beziehungen dieser drei Männer hatten ihren Ursprung schon in herzlicher Jugendfreundschaft gehabt. Als Roon noch Leutnant und zum topographischen Bureau des Generalstabes kommandiert war, wurde er bei diesen landesvermesserischen, in Pommern getriebe-

nen Bestrebungen durch die jugendlichen Freunde Bismarck und Blanckenburg, welche damals noch Schüler (und beide 12 Jahre jünger als Roon) waren, in wirksamer Weise unterstützt. Sie interessierten sich für seine Vermessungs-Instrumente und leisteten ihm Gesellschaft bei seinen Feldarbeiten auf den Fluren von Zimmerhausen, den Gefilden bei Naugard und in der Sabow'schen Haide. Roon revanchierte sich dann dafür, daß er an freien Nachmittagen die erforderliche Aufsicht bei den Jagd-Ausflügen der jungen Freunde übernahm und diesen Bestrebungen gleichfalls innige Teilnahme schenkte. Seitdem war für Roon — eben infolge der beiderseitigen Freundschaft mit Blanckenburg — die Verbindung mit Bismarck nie vollständig verloren gegangen. Er hatte die urkräftige Eigenart und ganz ungewöhnliche Begabung des jungen Löwen schon bei dessen Auftreten auf dem Landtage, mit stets wachsender Sympathie, bestätigt gefunden und der schon damals unvergleichlich tapferen Vaterlandsliebe und Kampfes-Freudigkeit desselben die herzlichste Bewunderung gezollt. Wiederholt waren sie dann auch nach dem Jahre 1848 noch in Berührung getreten — (wie dies auch in diesen Denkwürdigkeiten schon mehrfach erwähnt ward); seit Roon Minister geworden, ließ Bismarck keinen Aufenthalt in Berlin vorübergehen, ohne den älteren Freund aufzusuchen; und bei den langen Unterredungen, welche sie dann hatten und an denen gewöhnlich Moritz Blanckenburg als der dritte im Bunde teilnahm, stellte sich eine stets wachsende Übereinstimmung der politischen Anschauungen und Ziele heraus, verbunden mit herzlicher persönlicher Sympathie. Wenn Roon also in seinen politischen Nöten schon damals an Bismarck dachte, so war das erklärlich genug. Vorerst aber war, bei den Anschauungen des Königs, noch nicht zu hoffen, dahin gerichtete Wünsche erfüllt zu sehen. —

In der Frühjahrssession 1861 bewilligte der Landtag den erhöhten Militär-Etat wiederum nur als Extraordinarium (Amendement Kühne). Gleichzeitig verlangte das Abgeordnetenhaus die Vorlage eines Gesetzes betreffend Abänderung des Heeresgesetzes vom 3. Sept. 1814. Die liberale Majorität der Kammer sprach es aus, daß sie bei dieser Gelegenheit die Herabsetzung der gesetzlichen aktiven Dienstpflicht von 3 auf 2 Jahre erzwingen wollte. Sie verlangte dies als Kompensation für die durch die Armee-Reform bedingten Budget-Erhöhungen. In Übereinstimmung mit den wohlbegründeten und durch die höchste Erfahrung gereiften Überzeugungen des Königlichen Kriegsherrn mußte Roon derartige Konzessionen, welche die innere Tüchtigkeit der Armee zerrüttet haben würden, mit vollster Entschiedenheit zurückweisen. — Bekanntlich gingen auch sonst die Wogen des politischen Kampfes damals sehr hoch; man erinnert sich, daß in jenem Frühjahr auch die lebhaften persönlichen Angriffe des Abgeordneten Twesten gegen den Chef des Militär-Kabinets General von Manteuffel erfolgten, die dann zum Duell zwischen beiden Männern führten. Mit bezug darauf und zur Beurteilung der damaligen Stimmung König Wilhelm's — der wegen des sich immer mehr zuspitzenden Konfliktes mit den Kammern die trübsten Befürchtungen für die Zukunft hegen mußte — ist das nachstehende eigenhändige Schreiben des Königs an Roon bemerkenswert:

„Berlin, 27. 5. 61. $1/2$ 12 Uhr Nachts.

Daß der Verlauf dieser Woche das Maaß meiner Leiden voll machen würde, war ich erwartend; daß aber der erste Tag dieselben in seiner letzten Stunde dies Maaß schon füllen würde, ahndete mir nicht! Vermuthlich hat General von Manteuffel Ihnen bereits auch Mittheilung von seinem heute vollzogenen Duell mit dem p. Twesten jun. gemacht, den er verwundet, während er unverletzt blieb. Die 2 Anlagen werden Sie über Alles aufklären, wenn Sie es noch nicht sein sollten.

Das Nächste was zu thun ist, ist wohl daß ich ihn sofort von seinen Functionen suspendire, wie er es selbst verlangt und General Alvensleben sofort die Geschäfte übertrage. Nächstdem glaube ich wird nichts übrig bleiben, als das Kriegsrechtliche Verfahren gegen ihn eintreten zu lassen, so wie mein seeliger Vater gegen den damaligen Major v. Thile (1818) verfuhr. Doch darüber mündlich das Weitere. So sehr wie Ihre Zeit auch in diesen Tagen beschränkt ist, so muß ich Sie doch schon morgen früh um 8 Uhr sprechen.

In diesem Moment Manteuffel's Dienste zu entbehren, der Triumf der Démocratie ihn aus meiner Nähe gejagt zu haben, das Aufsehen was dies Ereigniß in meiner allernächsten Umgebung machen muß, das sind Dinge, die mir fast die Sinne rauben können, weil es meiner Regierung einen neuen unglückseligen Stempel aufdrückt!! Wo will der Himmel mit mir hin!

Wilhelm."

Die in diesem Allerh. Schreiben erwähnten Anlagen enthalten einen ausführlichen Bericht Manteuffels über das stattgehabte Duell, bezw. dessen Veranlassung, und ferner eine Art von Testament des Generals an seinen König, welches diesem ursprünglich nur für den Fall übergeben werden sollte, daß Manteuffel fiel; es war dies eigentlich eine umfangreiche Denkschrift politischen und sehr merkwürdigen Inhalts, die Manteuffel nach Erledigung des Duells nun aber doch mitsandte, da „Sr. K. Majestät daran liegen muß, zu wissen, wie es in der innersten Brust eines Allerhöchstdero geheiligten Person nahestehenden Dieners aussieht", wie er dabei schrieb. —

Manteuffel wurde bekanntlich zu einer kurzen Festungshaft (in Magdeburg) verurteilt. — —

Angesichts der fortgesetzten Opposition der Kammer, der das Gesamt-Ministerium dauernd eine nur schwächliche Haltung und sogar Neigung zeigte, die geforderten Konzessionen zu bewilligen, mußte der König sich nach und nach — so sehr er dies bisher von sich gewiesen hatte — mit dem Gedanken vertraut machen, Änderungen in seinem Ministerium eintreten zu lassen, damit die Rechte der Krone entschlossener als bisher gewahrt würden. Ergänzungen mußten ohnehin bald erfolgen. Fürst Hohenzollern, der nominell noch Ministerpräsident war, hatte wegen Kränklichkeit den Geschäften schon längere Zeit fern bleiben müssen; Freiherr von Schleinitz, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, wünschte diesen Posten aufzugeben und sich auf den minder verantwortungsvollen Platz als Hausminister zurückzuziehen (was auch noch im Laufe des Jahres 1861 ge-

schah); und auch an einen Wechsel im Ministerium des Innern (welches Graf Schwerin verwaltete), scheint damals schon ernsthaft gedacht worden zu sein. Jedenfalls hat sich der König, welchem allein Roon's Haltung noch volles Vertrauen einflößte, mit diesem schon in jener Zeit eingehend darüber beraten, zumal er auch in der damals auf der Tagesordnung stehenden Huldigungsfrage andere Auffassungen hegte wie die Majorität seines Staatsministeriums. Diese scheint, obwohl sie von ihren Gesinnungsgenossen in der Kammer in Hauptfragen im Stich gelassen worden war, und obwohl an allerhöchster Stelle schon so häufig gegen sie entschieden worden war, daß sie nach konstitutionellem Brauche die Kabinetsfrage hätte längst stellen müssen (zumal sie über die Fortdauer des Königlichen Vertrauens im Zweifel sein mußte und außerdem neue Wahlen bevorstanden) im Sommer 1861 noch nicht die Absicht gehabt zu haben, freiwillig zurückzutreten. Roon schrieb (am 18. Juni) an Perthes Nachstehendes über die damalige Lage:

„Sie gehen, mein theuerster Freund, bei Ihrer Beurteilung der Situation von einer nicht ganz richtigen Auffassung der thatsächlichen Verhältnisse aus. Die Mitglieder des Staatsministeriums, den Kultusminister (Bethmann-Hollweg) und bedingungsweise mich ausgenommen, wollen entschieden nicht abtreten, halten ihren Rücktritt für staatsverderblich und ihren Verlust für unersetzlich. Dagegen wollen sie den König und den Staat in bester Absicht, d. h. in blinder Verehrung der konstitutionellen Doktrin, unpreußisch machen und mit vollen Segeln fortfahren, auf ein parlamentarisches Regiment loszusteuern. — Wohl wäre es vielleicht besser, könnte ihr, bei dieser Tendenz, wie ich meine, durchaus nötiges Abtreten bis nach den Wahlen verschoben werden, um ihnen die Gloriole des politischen Märtyrertums nicht unverdient zu vindizieren: — allein die Verhältnisse liegen nicht so, daß man das, was vielleicht heute geschehen kann, unbedenklich um einige Monate aufschieben darf. (Dies würde nur thunlich sein, wenn die Herren wirklich gehen wollten, aber das Gegenteil liegt vor.) Sollen und müssen sie fort, weil ihr Verbleiben nach preußisch-konservativer Auffassung landesverderblich sein würde: so müssen sie fort, sobald es eben geht. „Verflucht, wer mit dem Teufel spielt!“ sagt Wallenstein, und ich füge, in Anwendung auf den vorliegenden Fall, hinzu: ein Narr, ein blöder Thor würde ich mir selbst erscheinen, wenn ich heute die Möglichkeit, das Staatsruder aus den Händen der in gefährlichen Irrtümern und Absichten befangenen Männer zu reißen, nicht benutzte, etwa weil dies in einem späteren Moment noch vorteilhafter sein könnte. Nichts giebt die Garantie, daß es möglich sein wird. Komme was da wolle! nach meinem Ermessen giebt es für Preußen nichts Schlimmeres, als sein Aufgehen in den doktrinären Schwindel. Aus dem Schlammbad einer neuen Revolution kann es neu gestärkt hervorgehen, in der Cloake des doktrinären Liberalismus wird es unrettbar verfaulen.

Halten Sie mich nicht für fanatisch; ich kenne mein Terrain und die darauf handelnden Personen, weiß, wie schwer Entschlüsse gefaßt werden, namentlich wenn sie das Bekenntnis eines vorangegangenen Irrtums in sich schließen. —

Sie werden mir zugeben, daß konkreten Fragen (wie die Huldigung) gegenüber, an denen die Verschiedenheit der Grundanschauungen handgreiflich wird, Entschließungen leichter werden, als bei der Erörterung abstrakter Theorien.

Halten Sie mich auch nicht für falsch. Ich habe meinen Handschuh offen hingeworfen, aber niemand wagt ihn offen aufzuheben. Nur mit der Erklärung, d. h. mit der förmlichen, deutlich und scharf betonten Erklärung: „Sie oder ich!" bin ich aus Klugheitsrücksichten noch nicht hervorgetreten, implicite liegt sie aber schon in der gegenwärtigen Situation. Das wissen die Herren gewiß, aber sie sagen das Gegenteil, so ostensible als möglich. — Was ich für jetzt am vorteilhaftesten hielte, ist der Rücktritt einiger der Minister, natürlich der doktrinären Stimmführer, der in festen Partei-Verbindungen stehenden, deren Antecedentien ihnen verbieten, bei einem festen starken Königtum stehen zu bleiben. Diese aber wollen am wenigsten, weil sie Fanatiker ihrer Doctrin sind, deren Verlebendigung sie bei ihrem Rückzuge gefährdet glauben. Und dennoch ist es unmöglich, daß sie bleiben, wenn der König — König bleiben will! Sie erkennen, daß die Krisis bei ihrer Culmination angekommen ist. Sind wir auch sehr krank „an der langen Bank", so glaube ich, daß dies leidige Instrument für jetzt zu kurz sein wird. —

Sie sehen, ich will keinen sogenannten „Systemwechsel," sondern lediglich die Verleugnung der liberalen Interpretation des November-Programms (von 1858). In einer conservativen Auffassung desselben bin ich ins Amt getreten; ich kann, will und muß daran festhalten, ich muß aber auch wünschen und wirken, daß diese Auffassung, welche die des Königs ist und weil sie es ist — zur offiziellen Geltung und Anerkennung gelange. Sollte das offene Bekennen dazu uns nicht vor rothen Wahlen schützen, woran ich noch nicht verzweifle: so mag der daran sich knüpfende Existenzkampf gekämpft werden. Ich vertraue, daß er zum siegreichen Ende und damit zur Gesundheit und Genesung zurückführen wird, und zwar nicht durch reactionäre Recepte, sondern durch eine ehrliche, offene und muthige Anwendung der verfassungsmäßigen Mittel. Gott der Herr wird uns nicht verlassen, wenn wir Ihn nicht verlassen. — Daß aber ein muthiges, entschiedenes und entschlossenes Regieren bei der maßgebenden Person möglich ist, hat die Reorganisation bewiesen. Einigkeit der Anschauungen zwischen dem Herrn und seinen Ministern stärkt und beflügelt alle Regierungsthätigkeit, die bisherige Uneinigkeit schwächte und lähmte, das war unvermeidlich — auf die Wahl der Personen kommt daher alles an! Dem Muthigen gehört die Welt! Der Wahlspruch muß bei der betreffenden Wahl vorzüglich maßgebend sein.

Doch genug! Meine Geister regen sich und ich bin ihnen dienstbar. Bald — in der zweiten Hälfte des Juli sehen wir uns, will's Gott. Ich bin zwar nicht krank, aber abgetreten wie ein alter Jagdstiefel, der des Vorschuhens bedarf. Zu dem Ende will ich auf einige Wochen außer Landes gehen, vielleicht nach der Schweiz." — — —

Daß schon damals die Absicht, Modifikationen im Ministerium eintreten zu lassen, bestanden hat, ergiebt sich auch aus folgendem Handbillet des Königs an Roon:

„Berlin 1. 7. 61.

Ich habe Ihnen nicht gleich geantwortet, weil gleichzeitig der Ministerial-Bericht mit der Krönungs-Idee einging und dies ein Conseil auf Mittwoch um 11 Uhr hier bei mir nöthig macht. Bis nach demselben ist Möller[1]) jedenfalls in Berlin zurückzuhalten. Möller's und Senfft's[2]) Briefe gefallen mir nicht recht. Beide sehen die Frage, wie mir scheint, nicht viel anders an, als die Minister, d. h. Senfft, während M. erst sehen will, ob er eintreten könnte!

Ihre Andeutungen über sich selbst will ich nicht verstehen, da ich niemals annehmen kann, daß Sie mich in diesem Moment verlassen können. W."

Es ist nach den vorliegenden Korrespondenzen in hohem Grade wahrscheinlich, daß während der damaligen Krisis Roon auch die schon von ihm längst gewünschte Allerhöchste Ermächtigung erhalten hat — mit Herrn von Bismarck-Schönhausen in ernste Verhandlungen zu treten und dessen Eintritt in das Ministerium vorzubereiten. Die großen Fähigkeiten und die Thatkraft dieses Staatsmannes waren dem Könige zwar längst bekannt, und aus dem Sybel'schen Geschichts-Werke wissen wir heute, daß schon im Jahre 1858 der damalige Prinz-Regent an Bismarck als auswärtigen Minister gedacht, diese Idee aber später wieder aufgegeben haben soll. Es ist auch nicht unbekannt geblieben, daß es anderen Einflüssen gelungen war, den Prinz-Regenten und auch noch den König mit Vorurteilen gegen Bismarck zu erfüllen. Man hatte ihn als politischen Erz-Reaktionär und Durchgänger geschildert, der als fanatischer „Kreuzzeitungs-Mann" auch ganz ungeeignet zum Mitgliede eines Ministeriums sein würde, welches nach den im November 1858 proklamierten gemäßigten Ansichten des Herrschers die Geschäfte zu führen hätte. Welche Beweise man dafür hatte bringen können, ist nicht bekannt geworden. Roon aber kannte Bismarck's wahre Ansichten besser und war daher in der Lage, nicht nur aus persönlicher Zuneigung für ihn, sondern aus innerster Überzeugung, daß dessen Wahl zum Heile des Vaterlandes die denkbar zweckmäßigste sein würde, jenen Vorurteilen bei jeder Gelegenheit entgegenzutreten. In wie hohem Grade er darin Recht hatte, das sollte die Zukunft lehren. Der König jedoch ist anfangs nur sehr zögernd auf den Vorschlag eingegangen, weil er immer noch das zu gewaltthätige Auftreten Bismarck's fürchtete und weil er sich überhaupt, bei der ihm eigentümlichen Anhänglichkeit an seine Umgebungen, zu einem Personen-Wechsel nur dann entschloß, wenn er von der dringenden Notwendigkeit desselben fest überzeugt war; und diese Notwendigkeit mag ihm damals nachgewiesen sein. Wie dem auch sei, jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß Roon schon damals befugt gewesen ist, die Eventualität von Bismarck's Eintritt in das Ministerium mit diesem selbst zu erörtern. Es beziehen sich auf diese Verhandlungen die nachstehenden Briefe, welche Bismarck in jenen Tagen an Roon gerichtet hat. Enthalten dieselben sachlich und über seine Anschauungen auch nicht viel Neues, so dürften sie doch die Bismarck-Litteratur um

[1]) Damals Regierungspräsident; war zuletzt als Oberpräsident in Straßburg im Amte.

[2]) Damals Oberpräsident von Pommern.

einige interessante Stücke vermehren und auch sonst einen gewissen historischen Wert beanspruchen.

„Petersburg, 2. July 1861 (eingegangen am 11. Juli).

Lieber Roon!

Ihr Schreiben durch den Engländer kam gestern in Sturm und Regen hier an, und störte mich in dem Behagen, mit welchem ich an die ruhige Zeit dachte, die ich in Reinfeld mit Kissinger und demnächst in Stolpmünde zu verbringen beabsichtigte. In den Streit wohlthuender Gefühle für junge Auerhähne einerseits und Wiedersehen von Frau und Kindern andererseits tönte Ihr Commando: „an die Pferde" mit schrillem Mißklang. Ich bin geistesträge, matt und kleinmüthig geworden, seit mir das Fundament der Gesundheit abhanden gekommen ist. Doch zur Sache. In dem Huldigungsstreit verstehe ich nicht recht, wie er so wichtig hat werden können, für beide Theile. Es ist mir rechtlich gar nicht zweifelhaft, daß der König in keinen Widerstreit mit der Verfassung tritt, wenn er die Huldigung in herkömmlicher Form annimmt. Er hat das Recht sich von jedem einzelnen seiner Unterthanen und von jeder Corporation im Lande huldigen zu lassen, wann und wo es ihm gefällt, und wenn man meinem Könige ein Recht bestreitet, welches er ausüben will und kann, so fühle ich mich verpflichtet es zu verfechten, wenn ich auch an sich nicht von der praktischen Wichtigkeit seiner Ausübung durchdrungen bin. In diesem Sinne telegraphirte ich an Schlieffen (?), daß ich den „Besitztitel", auf dessen Grund ein neues Ministerium sich etabliren soll, für richtig halte, und sehe die Weigerung der anderen Partei und die Wichtigkeit, welche sie auf Verhütung des Huldigungsaktes legt, als doctrinäre Verbissenheit an. Wenn ich hinzufügte, daß ich die „sonstige Vermögenslage nicht kenne," so meine ich damit nicht die Personen und Fähigkeiten, mit denen wir das Geschäft übernehmen könnten, sondern das Programm, auf dessen Boden wir zu wirthschaften haben würden. Darin wird m. E. die Schwierigkeit liegen. Meinem Eindruck nach lag der Hauptmangel unserer bisherigen Politik darin, daß wir liberal in Preußen und conservativ im Auslande auftraten, die Rechte unseres Königs wohlfeil, die fremder Fürsten zu hoch hielten. Eine natürliche Folge des Dualismus zwischen der constitutionellen Richtung der Minister und der legitimistischen, welche der persönliche Wille Seiner Majestät unserer auswärtigen Politik gab. Ich würde mich nicht leicht zu der Erbschaft Schwerin's entschließen, schon weil ich mein augenblickliches Gesundheits-Capital dazu nicht ausreichend halte. Aber selbst wenn es der Fall wäre, würde ich auch im Innern das Bedürfnis einer anderen Färbung unserer auswärtigen Politik fühlen. Nur durch eine Schwenkung in unserer „auswärtigen" Haltung kann wie ich glaube die Stellung der Krone im Innern von dem Andrang degagirt werden, dem sie auf die Dauer sonst thatsächlich nicht widerstehen wird, obschon ich an der Zulänglichkeit der Mittel dazu nicht zweifle. Die Pression der Dämpfe im Innern muß ziemlich hoch gespannt sein, sonst ist es gar nicht verständlich, wie das öffentliche Leben bei uns von Lappalien wie Stieber, Schwark, Macdonald, Patzke, Twesten und dergl. so aufgeregt werden konnte, und im Auslande wird man nicht

begreifen, wie die Huldigungsfrage das Cabinet sprengen konnte. Man sollte glauben, daß eine lange und schwere Mißregierung das Volk gegen seine Obrigkeit so erbittert hätte, daß bei jedem Luftzug die Flamme aufschlägt. Politische Unreife hat viel Antheil an diesem Stolpern über Zwirnsfäden; aber seit vierzehn Jahren haben wir der Nation Geschmack an Politik beigebracht, ihr aber den Appetit nicht befriedigt, und sie sucht die Nahrung in den Gassen. Wir sind fast so eitel wie die Franzosen; können wir uns einreden, daß wir auswärts Ansehen haben, so lassen wir uns im Hause viel gefallen; haben wir das Gefühl, daß jeder kleine Würzburger uns hänselt und geringschätzt und daß wir es dulden aus Angst, weil wir hoffen, daß die Reichsarmee uns vor Frankreich schützen wird, so sehen wir innere Schäden an allen Ecken, und jeder Preßbengel, der den Mund gegen die Regierung aufreißt, hat Recht. Von den Fürstenhäusern von Neapel bis Hannover wird uns keins unsere Liebe danken, und wir üben an ihnen recht evangelische Feindesliebe, auf Kosten der Sicherheit des eigenen Thrones. Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit den Finger für sie aufzuheben. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn soweit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rathe seiner Krone geeignet finden wird. Deshalb wird er mich, wenn überhaupt, lieber im Innern verwenden. Das bleibt sich aber m. E. ganz gleich, denn ich verspreche mir von der Gesammtregierung keine gedeihlichen Resultate, wenn unsere auswärtige Haltung nicht kräftiger und unabhängiger von dynastischen Sympathien wird, an denen wir aus Mangel an Selbstvertrauen eine Anlehnung suchen, die sie nicht gewähren können und die wir nicht brauchen. Wegen der Wahlen ist es Schade, daß der Bruch sich gerade so gestaltet; die gut königliche Masse der Wähler wird den Streit über die Huldigung nicht verstehen, und die Demokratie ihn entstellen. Es wäre besser gewesen, in der Militärfrage stramm zu halten gegen Kühne, mit der Kammer zu brechen, sie aufzulösen und damit der Nation zu zeigen, wie der König zu den Leuten steht. Wird der König zu solchem Mittel im Winter greifen wollen, wenn's paßt? Ich glaube nicht an gute Wahlen für dießmal, obschon grade die Huldigungen dem Könige manches Mittel gewähren, darauf zu wirken. Aber rechtzeitige Auflösung, nach handgreiflichen Ausschreitungen der Majorität sind ein heilsames Mittel, vielleicht das richtigste, zu dem man gelangen kann, um gesunden Blutumlauf herzustellen.

Ich kann mich schriftlich über eine Situation, die ich nur ungenügend kenne, nicht erschöpfend aussprechen, mag auch Manches nicht zu Papier bringen, was ich sagen möchte. Nachdem der Urlaub heut bewilligt, reise ich Sonnabend zu Wasser, und hoffe Dienstag früh in Lübeck zu sein, Abend in Berlin. Früher kann ich nicht, weil der Kaiser mich noch seh'n will. Diese Zeilen nimmt der englische Courier wieder mit. Mündlich also Näheres. Bitte mich der Frau Gemahlin herzlich zu empfehlen. In treuer Freundschaft der Ihrige

v. Bismarck.

Nachschrift (am Rande): „Mit Schleinitz nehme ich nach Ihrem Schreiben volles Einverständniß an, so daß ich nicht in die geschmacklose Lage komme, gegen meinen Chef zu conspiriren. Sagen und schreiben werde ich natürlich niemand etwas. — Wenn ich den Newaspiegel in der hellen Nacht vor mir sehe, über den Brief hinweg, so wird der Wunsch in mir lebhaft, daß ich nächstes Jahr noch hier sitze. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch an 60° Breite; und Umzieh'n, Streiten, Aergern und die ganze Knechtschaft Tag und Nacht bilden eine Perspective, bei der ich schon heut Heimweh nach Petersburg oder Rheinfeld habe. In bessrer Gesellschaft wie in der Ihrigen kann ich niemals in den Schwindel hineingerathen; aber auf der Sabower Haide hinter den Rebhühnern war es für uns beide behaglicher. Ich werde mich nicht drücken, denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein, aber wenn in 14 Tagen dieses Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Enten—ß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.

3. Juli. Ich schrieb dieses heut früh 2 bis 3 Uhr aus Gesellschaft kommend und finde jetzt bei'm Aufsteh'n den Gesammt-Eindruck etwas confus, aber Sie kennen ja meine Ansichten ohnehin, und anders wird man so spät kaum. Geht der König einigermaßen auf meine Meinung ein, dann greife ich das Werk mit Freuden an." —

Frankfurt, 17. July 61, früh 6.

Lieber Roon.

wir sollen uns nicht sehen! Meine Absicht, Sie in Berlin zu erwarten, wurde dadurch gestört, daß Schleinitz mich ersuchte, möglichst schleunig nach Baden zu gehen. Nun lese ich, nachdem ich in Baden durch Geschäfte und Attentat länger als ich dachte aufgehalten, daß Sie eben dahin unterwegs sind. Ihr Kriegsministerium, an welches ich gestern telegraphirte, antwortet nicht, obschon es gratis wäre. Ich fragte an, wo Sie wären, wann Sie reisten und bezahlte Antwort. Wüßte ich, daß Sie auf dem nächsten Zuge wären, so erwartete ich Sie hier, deßhalb telegraphirte ich, aber auf's Unsichere hier zu warten, ist mir die Zeit zu knapp . . . und dann können wir im Augenblick kaum mehr thun als Erlebnisse austauschen . . . Einstweilen trinke ich 4 Wochen Kissingen in Rheinfeld, dann Seebad. Herzliche Grüße und frohe Schweiz.

Ihr

v. B.

Berlin, 17. July 61.

Lieber Roon!

es ist wirklich wahr, wir sollen nicht mit einander reden. Unter den Gründen, die mich bestimmten, nicht gestern Abend sondern heut früh aus Frankfurt zu fahren, spielte der Wunsch, nicht auf der Bahn an Ihnen ungesehen vorüber zu sausen, die Hauptrolle; ich las in Zeitungen, daß Sie im Begriff seien zu reisen, telegraphirte um Gewißheit, blieb ohne Antwort, bestach den Zugführer

bei der Kreuzung zu halten, bis ich mich überzeugen konnte, daß Sie nicht auf dem Berliner Zuge waren . . . und kam hier rechtzeitig an, um von dem alten Portier zu hören, daß Sie vor 2 Stunden abgereist waren. Hätte ich Sie irgendwo auf der Bahn angetroffen, so wäre ich einige Stationen mit Ihnen umgekehrt. So aber sind Sie entweder über Magdeburg gefahren oder wir haben uns im Finstern auf der Höhe von Trebbin gekreuzt. Es nutzt nichts, daß ich Ihnen das schrieb, aber ich habe das Bedürfniß, meinen Verdruß zu Papier zu bringen und außerdem Ihnen zu melden, daß ich nun 4 Wochen in Rheinfeld im blauen Ländchen bleibe, dann entweder nach Stolpmünde oder, wenn es ein kalter Herbst wird, in irgend ein einsames Nordseebad gehe . . .

In treuer Freundschaft Ihr

v. Bismarck." —

Bekanntlich hatte schon in der ersten Hälfte Juli die auch in vorstehender Korrespondenz erwähnte Huldigungsfrage dadurch ihren akuten Charakter verloren, daß der König auf die Huldigung verzichtete und sich statt dessen mit der Krönung einverstanden erklärte. Diese fand am 18. Oktober in Königsberg statt. Roon wohnte derselben bei, nachdem er vorher im September im Gefolge des Königs die bei Düsseldorf und Köln stattgehabte Königsrevue mitgemacht hatte. Unter den dort gemusterten ca. 50000 Mann Linientruppen befanden sich auch die neuen Regimenter, welche beim VII. und VIII. Armeekorps errichtet worden waren. Bei beiden Gelegenheiten empfing Roon huldreiche Gnadenbeweise seines Monarchen; die innere Krisis aber war abermals nicht zur Erledigung gekommen. Das Ministerium war im Amte geblieben, und seine schwächliche Haltung konnte es nicht verhindern, daß die im Juni begründete „Deutsche Fortschrittspartei" durch beispiellose Agitationen den Geist der Opposition im Lande immer mehr aufstachelte. — Auch zur Berufung Bismarck's war die Zeit noch nicht gekommen. Der König hatte sich nicht dazu entschließen können, sondern anstelle von Schleinitz den Grafen Bernstorff aus London als auswärtigen Minister berufen. Dieser aber verschwieg nicht, daß er dem Rufe nur sehr ungern gefolgt war und sein neues Amt nur als ein Provisorium ansehen könne. Den Gesandtenposten in London hatte er deswegen auch unbesetzt gelassen und sich den Rücktritt in denselben vorbehalten. —

(Fortsetzung folgt.) R. v. D.

Beust und Andrassy,

1870—1871.

Von

Emanuel Kónyi.

III.

Auch die Darstellung von dem Sturze Hohenwart's, welche Beust in seinen Erinnerungen der Nachwelt überliefert hat, ist ebenso wenig lebenswahr wie der andere Inhalt seines Werkes.

Beust versuchte schon 1868 eine Annäherung an die Tschechen, welche den Ausgleich mit Ungarn von 1867 ablehnten, er trat auch in unmittelbare Berührung mit Palacki und Rieger, was zur Folge hatte, daß der damalige österreichische Ministerpräsident Fürst Carlos Auersperg, sowie er von dieser unbefugten Einmischung Beust's in die inneren Angelegenheiten Österreichs erfuhr, seinen Abschied nahm. Beust ließ indessen von seinen Versöhnungsplänen mit den Tschechen und seinen Intrigen gegen die österreichischen Minister nicht ab. Andrassy nahm mehr als einmal den ihm im übrigen nicht sehr sympathischen Minister Herbst in seinen Schutz; Herbst ist bei Beust auch in dessen „Erinnerungen" schlecht weggekommen, während Graf Taaffe mit großen Lobsprüchen bedacht wird.

Im März 1869 befand sich Beust im Gefolge des Kaisers und Königs in Agram und nahm, als er mit Andrassy in einem Wagen saß, Gelegenheit, diesem auseinanderzusetzen, wie notwendig es sei, die Forderungen der Tschechen und ihren Wunsch, daß Se. Majestät sich als König von Böhmen krönen lasse, zu befriedigen. Er bezeichnete die Änderung der Wahlordnung als unerläßlich, damit die Tschechen freie Hand bekämen und die Rechte ihres Landtages erweitern könnten. „Sind Sie," fragte ihn Andrassy, „mit sich im Klaren darüber, welchen Gebrauch die Tschechen von dieser freigewordenen Hand machen würden, und sind Sie dessen sicher, daß nicht die erste That der freigewordenen Tschechenhand ein Schlag wäre, den Sie erhielten?"

Die ernstlichen Verhandlungen mit den Tschechen nahmen 1870 unter dem Kabinet Potocki ihren Anfang. Die Seele dieses Kabinets war Graf Taaffe. Dieser leitete den Grafen Potocki wie auch den in die inneren Angelegenheiten Österreichs sich stets einmischenden Beust. Die drei Minister frühstückten täglich zusammen in Roger's Restaurant und bildeten ein wahres Triumvirat. Sie bekannten sich übereinstimmend zu der Ansicht, daß in der cisleithanischen Hälfte der Monarchie die Slawen stets in der Majorität sein würden, und daß die Regierung es demnach mit diesen halten müsse. Der gemeinsame Finanzminister Lonyay, dem dies nicht entgangen war, fürchtete den Föderalismus und wies immer und immer wieder auf die Gefahren dieses Systems hin. Nach seinem politischen Glaubensbekenntnisse mußte sich die Monarchie auf das magyarische und deutsche Element stützen, und das letztere hätte für sich die Polen zu gewinnen, um die

panslawistischen Strebungen zu besiegen. Wenn das deutsche Element in Cisleithanien in dieser Weise zur Herrschaft gelangte, so glaubte er, würde es sich österreichisch fühlen und zufrieden sein. „Nur schade," pflegte Lonyay zu bemerken, „daß die Deutschen auch unter sich uneinig sind; es giebt in ihren Reihen zu viele Professoren, die ganz und gar vom Geiste des theoretischen Liberalismus erfüllt sind, und mit solchen läßt sich ein Staat kaum konsolidieren und praktisch schwer regieren."

Die Pläne Potocki's, die Tschechen auf Grundlage und im Rahmen der Verfassung zu versöhnen, gingen alsbald in die Brüche, und auch in der Haltung Beust's gegenüber den Slawen trat eine Schwenkung ein.

Auf dem Ende August eröffneten böhmischen Landtage hielt die Majorität fest an der „Deklaration über das böhmische Staatsrecht," welche die vom 1868er Landtage ferngebliebenen feudalen und klerikalen Abgeordneten am 22. August jenes Jahres überreicht hatten, und in welcher der („nicht nach dem böhmischen Gesetze gewählte") Landtag eine „Versammlung" genannt, die Beschickung des Reichsrates abgelehnt, dafür aber die Bereitwilligkeit ausgesprochen wurde, einen Landesausschuß zu bilden, der die Aufgabe hätte, mit den übrigen Königreichen und Ländern über einen föderalistischen Ausgleich in Verhandlungen zu treten. An die zur Überreichung der Landtagsadresse erschienene Deputation richtete der Kaiser die Aufforderung, der Landtag möge vor allem anderen seine Vertreter in den Reichsrat entsenden. Am 29. September ging dem wieder eröffneten Landtage ein kaiserlicher Erlaß des Inhalts zu, der Kaiser sei entschlossen, die Unteilbarkeit und Unveräußerlichkeit Böhmens unverbrüchlich zu verbriefen und seiner inneren Einigung mit dem Volke Böhmens durch die Krönung mit der Krone Böhmens Ausdruck zu geben. Der Erlaß verspricht des weiteren, billigen Wünschen, sowohl hinsichtlich einer Modifizierung der Verfassung als auch der Abänderung des Wahlgesetzes Gehör zu geben, erklärt jedoch, daß alles dies nur auf Grund der bestehenden Verfassung geschehen könne. Demnach fordert der Erlaß den Landtag auf, die Wahlen in den Reichstag ungesäumt vorzunehmen. Die Tschechen beantworteten den Erlaß am 5. Oktober durch die erneute Ablehnung der Wahlen für den Reichsrat.

In der Adresse der beiden Häuser des Reichsrats vom November brachte die deutsche Majorität ihr Mißtrauen gegenüber dem Kabinet zum Ausdruck, worauf Potocki am 23. November sein Demissionsgesuch überreichte, welchem jedoch erst drei Monate später stattgegeben wurde.

In diese Zeit fiel ein Ereignis, welches die auswärtige Politik der Monarchie nahe berührte und auf die Stellung der Minister und der Parteien nicht ohne tiefgehenden Einfluß blieb. Es war dies die Aufwerfung der Pontusfrage durch Rußland. Die Slawen der westlichen Hälfte der Monarchie, mit Ausnahme der Polen, nahmen offen und entschieden für Rußland Partei.

Ein weiterer Inzidenzfall von nachhaltiger Bedeutung war der in diese Periode fallende zweite Versuch Bismarcks, eine Annäherung an die Monarchie herbeizuführen. Ende November übermittelte der preußische Gesandte Schweinitz dem

Grafen Beust die Erklärung, Bismarck wünsche eine aufrichtige und dauernde Freundschaft mit Österreich-Ungarn. Obgleich Beust im April 1867 den durch Tauffkirchen überbrachten Vorschlag eines Bündnisses zwischen Österreich und den deutschen Staaten abgelehnt und obgleich der deutsche Reichskanzler von ihm gesagt hatte: „er würde uns, wenn er könnte, Nägel in den Kopf schlagen,“ so unterdrückte Beust doch das Gefühl der Rivalität und Rancune und antwortete am 5. Dezember, die Eröffnungen Bismarck's hätten in Wien eine so herzliche Aufnahme gefunden, wie sie Preußen nur wünschen könnte. Bismarck sprach am 14. Dezember neuerdings seine Überzeugung aus, daß Deutschland, nachdem seine nationalen Aspirationen nunmehr in Erfüllung gegangen, in das freundschaftlichste Verhältnis mit Österreich-Ungarn treten werde. In seiner Antwort vom 26. Dezember erklärte Beust, er erblicke in der Einigung Deutschlands unter Preußens Führung eine Thatsache von geschichtlicher Bedeutung, und es sei der aufrichtige Wunsch aller maßgebenden Kreise, die freundschaftlichen Beziehungen zu dem mächtigen Nachbar zu pflegen. Beust zog sich mit dieser seiner Antwort den Groll der Tschechen zu, und die Organe ihrer Partei befehdeten seine Politik, welche Österreich am Ende gar noch zum Verbündeten Deutschlands machen könnte, aufs heftigste.

Am 8. Dezember richteten die Tschechenführer im Namen der „politischen Nation der Böhmen“ durch Rieger an Beust eine Denkschrift über die auswärtige Politik der Monarchie, in welcher sie ihrer Abneigung gegen eine Annäherung an das Deutsche Reich sowie ihrer Sympathie für Frankreich und Rußland Ausdruck gaben und auch in der Frage bezüglich der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere den Standpunkt Rußlands zu dem ihrigen machten. Beust sandte den Tschechenführern am 14. Dezember ihr Memorandum mit einem Verweis zurück. In diesem Schreiben, in welchem die agitatorischen Bestrebungen der Tschechen rückhaltlos getadelt werden, heißt es sodann, es sei nicht abzusehen, daß die tschechische Nation an den für das Schwarze Meer geltenden Bestimmungen ein größeres Interesse haben sollte als irgend ein anderer Volksstamm der österreichisch-ungarischen Monarchie. Vielmehr sei es gleichmäßig im Interesse aller Nationen gelegen, daß Recht Recht und Vertrag Vertrag bleibe. In der Betonung des Gegenteils liege offenbar eine politische Kundgebung zu Gunsten einer Macht, mit der die Monarchie zwar im allgemeinen befreundet, aber gerade über den in Rede stehenden Gegenstand in ernsten Erörterungen begriffen sei. Ein solches Vorgehen könne nur dem schärfsten Tadel begegnen. Kein Staat könne bestehen, wenn einzelnen Parteien in seinem Innern gestattet sei, sich in einer Richtung zu bewegen, die der Minister, um nicht ein herberes Wort zu gebrauchen, nur als Landespreisgebung bezeichnen könne.

Diese Antwort Beust's und die Aufnahme, die er den Vorschlägen Bismarck's widerfahren ließ, stellten das gestörte gute Verhältnis zwischem ihm und der österreichischen Verfassungspartei wieder her.

In seinen Erinnerungen [1]) behauptet Beust, daß ihm, nachdem das Ministerium Hohenwart ohne sein Wissen und ohne seine Zuziehung ernannt worden, inmitten des aufreibenden Lebens der letztvergangenen Jahre mehr als einmal der Gedanke gekommen sei, seine Stelle mit einem Botschafterposten zu vertauschen. Dafür, daß er geblieben sei, habe die Verfassungspartei alle Ursache ihm zu danken, denn sein Nachfolger wäre zweifelsohne Andrassy gewesen, dieser aber würde sich nicht nur an die Seite Hohenwart's gestellt, sondern sich mit ihm verständigt und ihm nicht zu verachtende Hilfstruppen zur Verfügung gestellt haben. In der auswärtigen Politik, fährt Beust fort, hätte Andrassy nichts Anderes gethan, als was ich that, aber für die inneren Fragen hatte er in Wien keine Vergangenheit und hätte allein nach ungarischen Opportunitäts-Rücksichten gehandelt, also sich Hohenwart angeschlossen, und mit seiner parlamentarischen Routine wäre er ein nicht zu verachtender Ratgeber gewesen und hätte das Kabinet Hohenwart konsolidiert.

Diese Darstellung der Sachlage erheischt eine gründliche Berichtigung. Wir wollen sie in folgendem in möglichst kurzen Zügen, an der Hand authentischer Berichte versuchen.

Während in den Jahren 1867—1869 Beust's Rat in allen Angelegenheiten sowohl der einen wie der anderen Hälfte der Monarchie eingeholt worden war, wurde derselbe, als am 4. Februar 1870 die Berufung des Grafen Hohenwart an die Spitze des österreichischen Ministeriums stattfand, gänzlich ignoriert. Die Blätter der Verfassungspartei bedachten den Grafen Hohenwart von Anfang an mit heftigen Angriffen, welche in den Kreisen der österreichischen Regierung auf Beust zurückgeführt wurden, weil man bestimmt zu wissen glaubte, daß ein hervorragender Beamter des auswärtigen Amtes, Freiherr von Hofmann, die Hand im Spiele habe. Hohenwart ließ den Minister des Äußeren in voller Unkenntnis über seine Pläne und war demselben gegenüber persönlich äußerst zurückhaltend. Seine Organe befehdeten dafür Beust aufs heftigste.

Im Park zu Terebes, im Tusculum Andrassy's, tauchte im Sommer desselben Jahres ein Herr im Cylinderhut auf, dessen Erscheinen in dem slowakischen Bauerndorfe Aufsehen erregte. Es war Herr Jordan, der Redakteur eines slawischen Organs, welches in deutscher Sprache unter dem Namen „Zukunft" erschien. Andrassy kannte Jordan von Ofen her, wo ihn dieser ein paar Mal besucht hatte. Jordan gab vor, die tschechischen Herren — Namen nannte er nicht — hätten ihn mit folgender Botschaft an Andrassy gesandt: Sie wüßten recht gut, daß ihre Abmachungen mit Hohenwart vereitelt werden würden, falls nicht Andrassy denselben zustimmte. Desgleichen wüßten die böhmischen Herren und könnten es auch beweisen, daß Andrassy hinter dem Rücken des Kaisers und Beust's mit Bismarck über auswärtige Fragen verhandelt habe. Wenn Andrassy verspreche, der Erfüllung ihrer Wünsche keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen, so würden sie über diese Dinge Stillschweigen bewahren, andernfalls aber würden sie seine geheimen Machinationen dem Kaiser aufdecken. Die Herren drängen nicht auf sofortige

[1]) II. S. 459. 460.

Antwort, sie gewähren Andrassy vielmehr Bedenkzeit, um seinen Entschluß zu fassen.

Andrassy erwiderte, es bedürfe keiner Überlegung seinerseits. Wenn die tschechischen Herren wüßten, daß er mit Bismarck hinter dem Rücken des Kaisers Verhandlungen gepflogen habe, so sei es ihre Pflicht, dies ohne jeden Vorbehalt an entscheidender Stelle zur Kenntnis zu bringen. Was hinwieder die tschechischen Abmachungen betreffe, so brauche er sich, da nicht von ungarischen Angelegenheiten die Rede sei, darüber nicht zu äußern. Wenn indessen diese Abmachungen solcher Natur sein sollten, daß sie das ungarische Staatsrecht berührten, dann würden die Herren in seinen Äußerungen stets das vollständigste Maß von Aufrichtigkeit finden, und er werde entschieden Farbe bekennen. Bis dahin sei dies sein letztes Wort.

Der Fall, auf den sich die geheimnisvolle Drohung der tschechischen Herren bezog, war folgender: Als Prinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen im Mai 1866 als erwählter Fürst nach Rumänien ging, gab sich gegen dieses Mitglied der preußischen Herrscherfamilie in Frankreich eine lebhafte Agitation kund. Im Jahre 1868 hinterbrachte man Andrassy, daß im Empfangssalon des Fürsten Karl eine große Karte in weiß-schwarzen Hohenzollern'schen Farben hänge, auf der Siebenbürgen als annektierter Teil Rumäniens figuriere; des weiteren erfuhr Andrassy, daß in Rumänien öffentliche Zeichnungen veranstaltet werden, um Waffen zu einer Rüstung gegen Ungarn anzukaufen. Andrassy übermittelte diese Nachrichten sofort an Beust, aber dieser that, als wenn sie ihn nicht das geringste angingen, und zeigte für die möglichen Folgen solcher Schritte so wenig Verständnis, daß er keine Gegenmaßregeln notwendig fand. Am 26. Oktober machte er doch, der „Neuen Freien Presse" zufolge, im Wehrausschusse des Reichstages einem Abgeordneten gegenüber eine Bemerkung, welche sich auf diese Angelegenheit bezieht. Der Abgeordnete hatte nämlich behauptet, daß Österreich die Kosten der ungarischen Honveds trage. Hierauf erwiderte Beust, es könne leicht geschehen, daß die ungarischen Honveds zuerst in Aktion treten würden, denn es sei eine bekannte Thatsache, daß Rumänien sich in ein Waffenlager verwandelt habe. Bei dieser Gelegenheit äußerte er sich auch über Preußen in einem nichts weniger denn freundschaftlichen Sinne. Kurz darauf, nachdem Andrassy hierüber mit Beust Rücksprache genommen hatte, traf er mit dem preußischen Gesandten am Wiener Hofe zusammen und bat diesen, Bismarck zu melden, daß Ungarn ein gutes Freundschaftsverhältnis zu Preußen lebhaft wünsche, daß sich jedoch Ungarn bis auf den letzten Mann gegen Preußen kehren werde, wenn ein preußischer Prinz es mit den rumänischen Roten hielte, die an der ungarischen Grenze Ruhestörungen im Schilde führten, und wenn Fürst Karl für den Gedanken der Annexion Siebenbürgens an Rumänien Propaganda machte. Preußen möge sich hierüber klar werden und dafür sorgen, daß die rumänische Agitation ein Ende nehme. Bismarck ließ demzufolge den Fürsten Karl wissen, daß Deutschland, falls es vor die Wahl zwischen der wohlwollenden Gesinnung Ungarns und Rumäniens gestellt werden würde, klug genug sein werde, der ersteren den Vorzug zu geben. Der Fürst möge daher diesen

Wühlereien ein Ende machen und, um für den Ernst dieses seines Strebens in Ungarn Glauben zu erwecken, Bratianu und das radikale Ministerium entlassen. Dieses geschah denn auch anfangs November desselben Jahres. Von allen Schritten, welche Andrassy in dieser Angelegenheit unternahm, erstattete er Sr. Majestät getreulich Bericht.

Hier möge auch die Berichtigung der von slawischer Seite öfter aufgestellten Angabe Raum finden, als hätte Graf Andrassy den Plänen Hohenwart's anfänglich zugestimmt.

Gelegentlich der zweiten Salzburger Kaiserbegegnung im August 1871, an welcher auch Graf Hohenwart und Andrassy teilnahmen, fand Bismarck persönlich Anlaß, sich auch über die inneren Verhältnisse unserer Monarchie sowohl Andrassy als Hohenwart gegenüber zu äußern. Dem ersteren setzte er auseinander, daß er weder ein Recht noch die Lust habe, sich in die Pläne Hohenwart's bezüglich der Tschechen zu mengen, daß er aber gleichwohl diesem, falls er ihn zu sprechen Gelegenheit fände, sagen werde, was er von der Sache halte. Hohenwart möge sein Experiment immerhin machen. Er, Bismarck, wünsche in diesem Falle ein schlechter Prophet zu sein, er zweifle jedoch keinen Augenblick daran, daß der Versuch mißraten werde, und darum bedauere er, daß derselbe gemacht werde. Andrassy wohnte mit Hohenwart im selben Gasthof, und sein Zimmer war von dem des letzteren nur durch eine dünne Zwischenthür getrennt. Bei dieser engen Wandnachbarschaft konnte er ganz deutlich vernehmen, wie Bismarck dem österreichischen Ministerpräsidenten dasselbe wiederholte, was er ihm zuvor auseinandergesetzt hatte.[1])

Nach der Abreise des deutschen Kaisers und des Fürsten Bismarck besuchte Hohenwart Andrassy, der ebenfalls reisebereit war, und las ihm die bezüglich der Tschechen getroffenen Abmachungen vor, ohne davon eine Abschrift zurückzulassen. Andrassy bezeichnete sofort mehrere Punkte als solche, die gegen das ungarische Staatsrecht verstießen und gegen welche er entschieden Stellung werde nehmen müssen. Über das Ganze bemerkte Andrassy, es mache auf ihn den Eindruck eines gefährlichen Versuches. Doch fühle er sich in diesem Stadium der Angelegenheit nicht berufen, zur Sache zu sprechen. Hohenwart machte auf Andrassy den Eindruck eines geraden, offenherzigen, wahrhaft vornehmen Mannes, und er sprach sich auch später über seine Person stets in anerkennendsten Worten aus. Ehe sie von einander schieden, fragte Andrassy, ob er sich gestatten dürfe, mit einem Rate zu dienen? „Gewiß!" war die Antwort. „Dann bringen Sie," fuhr Andrassy fort, „die Sache als tschechische Desiderien vor den verfassungsmäßigen Vertretungskörper zur Verhandlung, aber hüten Sie sich davor, den Kaiser oder sich selbst in der Angelegenheit zu engagieren. Es giebt in Österreich nicht viele Männer, welche den Mut haben, ihrer Überzeugung ge-

[1]) Offenbar um Bismarck der Einmischung in die inneren Angelegenheiten Österreichs zu verdächtigen, schreibt Beust: „Ich habe Graf Hohenwart in Salzburg wenig gesehen, war aber Ohrenzeuge, wie Fürst Bismarck beim Abschied zu ihm sagte: ‚Also bonne chance!'" Erinnerungen II. Seite 497.

mäß zu handeln. Sie gehören zu diesen Wenigen. Ich würde lebhaft bedauern, wenn Sie es mit Ihrer Stelle bezahlen müßten, was aber unausbleiblich der Fall wäre, wenn Sie sich mit den tschechischen Wünschen identifizierten."

Nachdem am 14. September der böhmische Landtag eröffnet worden war, erfuhr Andrassy von ungarischer Seite vielfache Anregungen zu einer Stellungnahme gegenüber den dortigen Vorgängen. Er erwiderte aber nur, es sei verfrüht, ein die ganze Zukunft der im Reichsrate vertretenen Erbländer berührendes Unternehmen vom Standpunkte des ungarischen Staatsrechts und der ungarischen Interessen anzugreifen, ehe noch diejenigen, welche die Sache näher anginge, und die daher in allererster Reihe sich zu äußern hätten, ihre Stimme hätten hören lassen. „Drüben," sagte Andrassy, „schickt man sich an, aus einem Becher zu trinken, der, wie sie glauben, Tokayer enthält. Trete ich nun hin und sage, wie dies meine Überzeugung ist, der Becher enthalte ein die Gesundheit schädigendes Zeug, oder nehme ich ihnen gar den Becher vom Munde weg und gieße seinen Inhalt auf den Boden, so werden sie Zeit ihres Lebens glauben, es sei Tokayer darin gewesen und ich hätte ihnen den Genuß des edlen Nasses geraubt. Sie müssen daher erst trinken, um sich von der Qualität des Getränkes selbst zu überzeugen."

In dem am 14. September eröffneten böhmischen Landtage gelangte ein königlicher Erlaß zur Verlesung, welcher das böhmische Staatsrecht anerkannte und die Bereitwilligkeit des Kaisers aussprach, sich als König von Böhmen krönen zu lassen. Der Erlaß forderte den Landtag auf, die zeitgemäße Ordnung der staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens im Geiste der Mäßigung zu beraten und die Möglichkeit zu schaffen, ohne Verletzung der Rechte der übrigen Königreiche und Länder den Verfassungsstreit zu beenden. Gleichzeitig wurden im Landtage zwei Gesetzentwürfe eingebracht, welche den Schutz der beiden Nationalitäten der Länder und die neue Landtagswahlordnung zum Gegenstande hatten. Am 16. September erklärte die deutsche Minorität in einer Denkschrift an den Oberstlandmarschall, an den Verhandlungen und Beschlüssen des Landtags nach dem kaiserlichen Reskript und dessen weittragenden Folgen keinen Anteil mehr nehmen zu können. Die allein gebliebenen Feudalen und Nationalen beschlossen hierauf — auf den Antrag Clam-Martinitz — einen Ausschuß von 30 Mitgliedern einzusetzen, um die staatsrechtlichen Forderungen Böhmens festzustellen und einen Plan auszuarbeiten, nach welchem das Verhältnis dieses Landes zu den übrigen Königreichen und Ländern geordnet werden sollte. Am 7. Oktober trat der Dreißiger-Ausschuß mit seinem Entwurfe hervor. Dieser besteht aus einer Adresse an Se. Majestät und aus den 18 „Fundamental-Artikeln", welche eine ganz neue Verfassung zunächst für das Königreich Böhmen, ferner aber in ganz Österreich inaugurieren sollten. Diese Verfassung sowohl wie das vom Ausschusse ausgearbeitete neue Nationalitäten- und Wahlgesetz sollten einem eigens hierzu einberufenen Krönungslandtage unterbreitet werden. Das durch diesen Landtag ausgearbeitete böhmische Staatsrecht sollte dann mittelst eines königlichen Diploms den Völkern verkündet und durch den Krönungseid bekräftigt werden.

Über den Ausgleich mit Ungarn läßt sich die Adresse folgendermaßen aus: „Getreu unseren Anschauungen von der Unverletzlichkeit des beschworenen Staatsrechts und getreu unserer in den ehrerbietigsten Adressen vom Jahre 1870 abgegebenen Versicherung, zugleich in schuldiger Ehrfurcht vor der Aktion unseres allergnädigsten Monarchen, konnten wir nicht anders als — in den vollzogenen Thatsachen jene Momente würdigend — anerkennen und als unverletzlich betrachten, was in Ungarn durch Vereinbarung seines legalen Reichstages mit Eurer Majestät und durch den von Allerhöchstdemselben geleisteten Krönungseid Recht und Gesetz geworden ist. Es würde deshalb in den Fundamental-Artikeln das Königreich Böhmen seinen Beitritt zu dem seiner Zeit ohne dessen Mitwirkung zu stande gekommenen Übereinkommen mit dem Königreiche Ungarn nachträglich für rechtsgültig erklären. Durch die Aufnahme dieser Erklärung in die Grundgesetze des Königreichs Böhmen würden die allen Königreichen und Ländern gemeinsamen Institutionen endlich jene Gewähr allseitiger Anerkennung erlangen, welche deren inniger und untrennbarer Verband in der freien Annahme der pragmatischen Sanktion gefunden hat. Dieser Anerkennung entsprechend würden durch die Fundamental-Artikel die Beziehungen zum Königreiche Ungarn in einer Weise geregelt, welche weder mit dem Geiste noch mit dem Wortlaute des ungarischen Gesetzes in Widerspruch steht — eine dem Ganzen wie seinen Teilen gleich heilsame Fortbildung dieser Beziehungen der Zeit und dem naturgemäßen Entwickelungsgange staatlicher Institutionen überlassend."

In der Einleitung zu den Fundamental-Artikeln wird erklärt, daß der böhmische Landtag bereit sei, der mit dem Königreiche Ungarn über die Stellung dieses Königreichs und der Länder der ungarischen Krone in der Monarchie und zu den übrigen Königreichen und Ländern getroffenen Übereinkunft nachträglich beizutreten.

Die Fundamental-Artikel, welche als Staatsgrundgesetze hätten gelten sollen, enthielten im wesentlichen folgendes: „Der böhmische Landtag erkennt als allen Königreichen und Ländern der Monarchie gemeinsame Angelegenheiten an: Das Äußere und das Kriegswesen mit Ausnahme des Rekrutierungsrechtes, des Assentrechtes, der Dislozierung und Verpflegung der Armee und der Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen dem Militär- und Bürgerstand; das Finanzwesen in bezug auf die Deckung der gemeinsamen Auslagen. Das gemeinsame Ministerium würde lediglich gemeinsame Angelegenheiten handhaben. Leitung, Kommando und innere Organisation des gesamten Heeres werden ausschließlich als Kronrechte deklariert. Der böhmische Landtag erkennt die Institution der Delegationen mit der Abweichung an, daß künftighin die Landtage und nicht der Reichsrat die Delegationsmitglieder wählen sollen. Die in dem Ausgleich mit Ungarn vereinbarten Bestimmungen über die Konstituierung und den Wirkungskreis der Delegationen bleiben in Geltung. Der böhmische Landtag acceptiert den finanziellen Ausgleich mit Ungarn in Gemäßheit des vereinbarten Quotenverhältnisses, ferner die Bestimmungen über die Entmilitarisierung der Militärgrenze und über das Partizipationsverhältnis bei den allgemeinen Staatsschulden. Der Landtag er-

kennt ferner auch das Zoll- und Handelsbündnis mit Ungarn an. Hingegen fällt alles, was im Vorstehenden nicht als gemeinsame Angelegenheit deklariert ist, unter die Zuständigkeit des böhmischen Landtages, beziehungsweise der diesem Landtage verantwortlichen Landesregierung. Weil es aber außer den als der ganzen Monarchie gemeinsam erklärten Angelegenheiten noch solche giebt, deren gemeinschaftliche Behandlung im Interesse der Königreiche und Länder selbst ratsam und wünschenswert ist, übrigens auch in den von dem Königreiche Böhmen angenommenen Übereinkommen mit dem Königreiche Ungarn gewisse Gegenstände als solche bezeichnet worden sind, welche zwar nicht gemeinsam seien, aber doch nach gleichen, von Zeit zu Zeit zu vereinbarenden Grundsätzen verwaltet werden sollen, so erkennt der Landtag das Bedürfnis an, für die Behandlung solcher Angelegenheiten Vorsorge zu treffen. Als solche Angelegenheiten werden erklärt: die Zollgesetzgebung, die Gesetzgebung über Handels-, See- und Wechselrecht, über Maß, Gewicht und Erfindungspatente, über Marken- und Musterschutz, über Schutz des geistigen Eigentums, sodann über Zettelbanken, indirekte Steuern, Monopole, Regalien, Stempel und Gebühren, endlich die Feststellung des Münzwesens und des Geldfußes, die Anordnungen bezüglich einiger Verkehrsanstalten, die Feststellung des Wehrsystems und aller im Interesse der Einheit und der Schlagfertigkeit der Armee erforderlichen Verfügungen, schließlich das Staatsschuldenwesen und die Ausbeutung des gemeinsamen unbeweglichen Vermögens sowie die Gesetzgebung über die Staatsbürgerschaft und über den Aufenthalt und die zeitweise Niederlassung von Ausländern. Das Königreich Böhmen ist zu einem Übereinkommen mit den übrigen, nicht zur ungarischen Krone gehörenden Königreichen und Ländern zu dem Zwecke bereit, daß die dem böhmischen Landtage zustehende Gesetzgebung in den im Vorstehenden angeführten Angelegenheiten einem Kongresse übertragen werde, in welchen die Landtage ihre Delegierten entsenden. Das Königreich Böhmen willigt ferner darin ein, daß die Verwaltung der hier aufgezählten Angelegenheiten einem Ministerium übertragen werde, welches aus den für diese Angelegenheiten bestellten Ressortministern und aus den Hofkanzlern, eventuell auch aus den ihnen gleichgestellten Länderministern unter Wahrung eines angemessenen Stimmenverhältnisses besteht. Das Königreich Böhmen trägt zur Deckung der gemeinsamen Ausgaben und zur Rückzahlung der gemeinsamen Staatsschulden eine prozentuale Quote bei. Eine Deputation des Landtags soll unter Vermittlung der Regierung mit Deputationen der übrigen Königreiche und Länder in Verhandlung treten, um das erwähnte Quotenverhältnis zu ermitteln. Weiter ist das Königreich Böhmen bereit, in bezug auf Heimatsrecht, Paßwesen, Fremdenpolizei, Volkszählung, Gegenseitigkeit der Vollstreckung richterlicher Urteile und in Anerkennung von akademischen Würden und Zeugnissen öffentlicher Unterrichtsanstalten, endlich in bezug auf die Art und Weise der Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten mit den übrigen Königreichen und Ländern ein Übereinkommen zu treffen. Zu diesem Behufe sollen Deputationen der Landtage zusammentreten, welche die Art und Weise der Behandlung dieser Gegenstände zu vereinbaren haben. Ein

Senat soll gebildet werden, welcher teils aus erblichen, teils (und zwar zur Hälfte) aus solchen Mitgliedern zu bestehen hat, welche auf Ternovorschlag der Landtage vom Kaiser auf Lebensdauer ernannt werden; in diesem Senate sollen die einzelnen Königreiche und Länder im Verhältnisse zu ihrer Bedeutung vertreten sein, und auch die Prinzen des kaiserlichen Hauses und die Erzbischöfe und die Bischöfe fürstlichen Ranges Platz nehmen. Zum Wirkungskreise dieser Körperschaft sollen gehören: Die Prüfung und Genehmigung derjenigen Staatsverträge, welche das Reich oder einzelne Teile desselben belasten, eine Gebietsänderung desselben zur Folge haben oder einzelnen Staatsbürgern Lasten auflegen. Der Senat soll ferner in Streitfällen, die zwischen den einzelnen Ländern in bezug auf ihre gegenseitigen Pflichten etwa entstehen können, so wie auch über Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Delegiertenkongresse und den Landtagen entscheiden und schließlich über Anträge auf Abänderung derjenigen in den Fundamentalgesetzen enthaltenden Bestimmungen, durch welche die dem Delegiertenkongresse zugewiesenen Angelegenheiten geregelt werden, entweder aus eigenem Antriebe oder auf Anregung der Landtage oder der Regierung beraten und beschließen." Der böhmische Landtag nahm am 10. Oktober sowohl die Adresse als die Fundamental-Artikel an.

An demselben 10. Oktober erfolgte in der Aula der Wiener Universität bei Gelegenheit der Eröffnungsfeier, als im Jahresbericht zur Verlesung kam, daß die Professoren Habietinek und Schäffle zu Ministern ernannt worden seien, eine lärmende Demonstration der Universitätshörer. Der Unterrichtsminister Jirecek verließ unter dem Zischen der Jugend den Saal, während Beust, der Ovationen erhielt, der Feierlichkeit bis zum Schlusse beiwohnte. Die Angriffe, welche die Hohenwart'schen Organe tags darauf gegen Beust richteten, machten es jedermann klar, daß einer von den am Ereignisse beteiligten Ministern den Platz werde räumen müssen.

Erst jetzt raffte sich Beust dazu auf, Einsprache gegen die Politik Hohenwart's zu erheben. In seinen „Erinnerungen" teilt Beust seinen hierauf bezüglichen Vortrag an den Kaiser vom 13. Oktober mit. Er wußte jedoch ganz gut, daß sein Wort um diese Zeit keinerlei Gewicht mehr hatte, und er wiegte sich sicherlich nicht in der Hoffnung, als könnte sein Einfluß das ohne sein Wissen und gleichsam hinter seinem Rücken ernannte Kabinet Hohenwart zum Falle bringen. Und weil er dies wußte, wies Beust, indem er den Kaiser am 15. Oktober den Inhalt seines Memorandums auch persönlich darlegte und als ihm bedeutet wurde, daß das Schriftstück dem Grafen Hohenwart zur Kenntnisnahme vorgelegt werden würde, auf die Gährungen innerhalb der deutschen Bevölkerung sowie darauf hin, daß der böhmische Ausgleichsentwurf auch Ungarn berühre. Er bat daher den Kaiser, das gemeinsame Ministerium und den ungarischen Kabinetschef zu hören, ehe eine Entscheidung getroffen werde. Der Kaiser willfahrte diesem Verlangen, und so wurde Graf Andrassy auf Anregung Beust's telegraphisch nach Wien berufen.

Am 16. Oktober morgens ersuchte Beust den gemeinsamen Finanzminister Lonyay, um 1 Uhr mittags bei ihm zu sein, um im Beisein des gemeinsamen

Kriegsministers den Inhalt seiner an den Kaiser gerichteten Denkschrift zur Kenntnis zu nehmen. An beide Kollegen wolle er bei diesem Anlaß die Aufforderung richten, ihn beim Kaiser zu unterstützen. Lonyay bemerkte hierauf, er hätte sehr gewünscht, den Inhalt der Denkschrift früher zu kennen, denn obwohl er hinsichtlich der politischen Richtung mit Beust eines Sinnes sei, könne es dennoch in der Denkschrift Einzelheiten geben, bezüglich deren ein vorheriges Einvernehmen mit ihm und dem Kriegsminister Kuhn rätlich gewesen wäre. Beust wies dem gegenüber auf die Schwierigkeiten seiner Stellung hin. Die Zeitungen der Verfassungspartei stempelten ihn zum Gegner Hohenwart's, während alle Regierungsorgane ihn mit Angriffen überschütteten, obwohl er gern mit Hohenwart gegangen wäre, falls hierzu die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre. Allein Hohenwart sei ihm gegenüber stets verschlossen gewesen, während er Andrassy in Salzburg von allem unterrichtete. Nachdem Hohenwart erfahren habe, daß er, Beust, sein Vorhaben nicht billige, machte er ihm Vorwürfe, daß er sich über die Sache nicht früher geäußert habe. Dies sei ein merkwürdiges Ansinnen angesichts der Thatsache, daß er keine Kenntnis, ja nicht einmal eine Ahnung von dem Erlaß, mit dem der Prager Landtag eröffnet worden sei, gehabt habe. Beust's spätere Frage, wie er über die Haltung Kuhn's denke, beantwortete Lonyay dahin, daß er zwar die Ansicht des letzteren in bezug auf das Memorandum nicht kenne, aber gleichwohl nicht daran zweifle, daß auch Kuhn gegen die Gewährung solcher Zugeständnisse an die Tschechen sei, welche mit den Interessen der Gesamtmonarchie unvereinbar erschienen.

Lonyay, der hierauf zum Kaiser zur Audienz befohlen war, brachte diesem zur Kenntnis, daß er etliche Tage zuvor in Budapest gewesen sei und über die tschechische Angelegenheit mit Franz Deak Rücksprache genommen habe; Deak habe mehrere Punkte in den tschechischen Desiderien als solche bezeichnet, welche gegen das Ausgleichsgesetz verstießen.

Um 1 Uhr mittags fand bei Beust die Konferenz statt, zu der auch die Sektionschefs im auswärtigen Amte Baron Orczy und Hofmann zugezogen waren. Hofmann trug unverkennbar Spuren von Erregtheit zur Schau; er hielt den Sturz Beust's für unabwendbar. In der vierstündigen Konferenz wurde erwogen, welchen Standpunkt die gemeinsamen Minister den Forderungen des böhmischen Landtages gegenüber einnehmen sollten.

Der erste Sprecher war Kuhn, der eingehend darlegte, daß mehrere Punkte der tschechischen Wünsche dem Wehrgesetze zuwiderliefen; insbesondere sei dies jener Punkt, welcher besage, daß die Rekrutenbewilligung und die Votierung der Kosten der Landwehr vor den böhmischen Landtag und zur Kompetenz der böhmischen Landesregierung gehöre.

Nachts 10 Uhr langte Andrassy in Wien an. Der Vorstand der kaiserlichen und königlichen Kabinetskanzlei, Baron Braun, erwartete ihn bereits in der Bankgasse, wo Andrassy im Gebäude des ungarischen Ministers am k. u. k. Hoflager Absteigequartier nahm, mit der Botschaft, er möge, noch vor dem Zusammentritt des auf den nächsten Tag um 11 Uhr Vormittags anberaumten gemeinsamen Minister-

rates, die obschwebenden Fragen mit Hohenwart besprechen. Auch Beust ließ bei Andrassy anfragen, wann er ihn sehen könnte. Lonyay, Wenckheim und Orczy soupierten in Andrassy's Gesellschaft. Dieser ging um Mitternacht zu Beust und blieb volle zwei Stunden bei ihm.

Am folgenden Tage, dem 17. Oktober, empfing der Kaiser um 10 Uhr morgens den ungarischen Ministerpräsidenten. Beust konferierte mittlerweile mit Lonyay und Kuhn seit 9 Uhr morgens und sie gingen zusammen in die Burg, wo für 11 Uhr der gemeinsame Ministerrat einberufen war. Im Vorsale trafen sie sämtliche Mitglieder des Ministeriums Hohenwart. Es war bereits 11 ½ Uhr, als Schäffle sich mit der Frage an Lonyay wandte, wie lange eigentlich Andrassy noch bei Sr. Majestät verweilen und wann der Ministerrat beginnen werde, — worauf Lonyay erwiderte, daß der Ministerrat schwerlich abgehalten werden dürfte, denn Andrassy habe ihm mitgeteilt, er werde den Kaiser-König bitten, die Beratung zu verschieben, da es wünschenswert sei, zuvor einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Ansichten zu versuchen, was im Interesse einer eingehenden Erörterung der Konsequenzen der Hohenwart'schen Politik und einer gründlichen Vertrautheit mit den Zielen derselben nötig sei. Für Beust war das Beisammensein mit Hohenwart und dessen Kabinetsmitgliedern unbequem, er flüchtete in ein Gemach nebenan. Um 11 ¾ Uhr endlich verließ Andrassy das Kabinet des Monarchen. Jetzt wurde Hohenwart empfangen, der schon nach einigen Minuten heraustrat und die Minister verständigte, daß der Conseil erst später stattfinden werde. Lonyay wandte sich hierauf an Hohenwart und legte ihm nahe, die Zwischenzeit zu eingehenden Besprechungen mit den gemeinsamen Ministern und mit Andrassy zu benützen, damit diese über die Tragweite der in bezug auf die Tschechen geplanten Aktion volle Übersicht erlangten. Hohenwart erklärte sich hierzu bereit, und man kam dahin überein, daß Lonyay um 2 Uhr nachmittags Hohenwart, dieser hernach Beust und am Abende Andrassy aufsuchen werde.

Andrassy nahm in Gesellschaft der gemeinsamen Minister das Frühstück im Restaurant Roger ein; von dort gingen sie zusammen in das Ministerium des Äußern, wo jene Punkte vereinbart wurden, welche in die auf die Adresse des böhmischen Landtages zu erteilende Antwort Aufnahme finden sollten. Beust übersandte dieselben sofort dem Kaiser nach Schönbrunn.

Um 2 Uhr nachmittags suchte Lonyay den Grafen Hohenwart auf und verweilte zwei Stunden bei demselben. Er teilte ihm die von Andrassy und den gemeinsamen Ministern vereinbarten Modifikationen mit und erläuterte dieselben. Bezüglich einiger Punkte erwies sich Hohenwart nachgiebig. Der mit Ungarn geschaffene Ausgleich über die quotenmäßige Beitragsleistung zu den gemeinsamen Ausgaben sowie über das Zoll- und Handelsbündnis, welcher bis Ende 1877 in Kraft stand, sollte nach den Fundamental-Gesetzen bei seiner Erneuerung, nicht wie bis dahin zwischen dem ungarischen Reichstage und dem österreichischen Reichsrate, sondern zwischen ersterem und den Landtagen der österreichischen Erbländer verhandelt und abgeschlossen werden. Dieses Vorgehen ist, sagte Lonyay, dem Ausgleichsgesetz von 1867 zuwider. Er bemängelte ferner jene

Bestimmung der Fundamental-Artikel, wonach die Delegationen von den Landtagen gewählt werden sollten. Wenn es sich um nichts weiters handle, erwiderte Hohenwart, als daß die Delegationsmitglieder von den gemeinsamen Legislativen, also von dem aus Landtagsdelegierten zusammengesetzten Kongresse, zu wählen seien, daß ferner die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündnisses und des Ausgleichs bezüglich der Quote für die Zeit nach 1877 zwischen dem ungarischen Reichstage und dem cisleithanischen Kongresse verhandelt werde, so sei er in der Lage, die Annahme dieser beiden Modifikationen durch den böhmischen Landtag zu erwirken. Lonyay setzte hierauf seine Bedenken gegen die Föderalisierung des Finanzwesens auseinander, erörterte seine Ansichten über die geplante Abschaffung des Herrenhauses sowie über die Herabsetzung des Wahlcensus und gab der Verwunderung Ausdruck, daß ein Regime, welches sich konservativ nenne, keinen Anstand nehme, derlei Reformen radikaler und ultrademokratischer Natur ins Leben zu rufen. Jene Stelle in der böhmischen Adresse, welche besagte, daß der Ausgleich mit Ungarn für das Königreich Böhmen bisher nicht verbindlich gewesen sei, und daß der böhmische Landtag erst nachträglich seine Zustimmung erteilen wolle, erklärte Lonyay für unannehmbar. Er sprach des weiteren von der Entfremdung des deutschen Elementes und erinnerte Hohenwart daran, wie dieser schon vor mehr als einem Monate, (zur Zeit als das Ergebnis der böhmischen Landtagswahlen bereits bekannt und das österreichische Kabinett mit Hilfe dieses Wahlergebnisses seiner großen, eventuell auch einer Zweidrittel-Majorität im Reichsrate sicher war) von Lonyay darauf aufmerksam gemacht worden sei, daß es nunmehr an der Zeit sei, einen Fusionsversuch mit den Deutschen zu unternehmen, und daß diese sich hierzu vor Lonyay bereit erklärt hätten. Auf diese Weise habe Hohenwart Gelegenheit gehabt, den besonneneren Teil der Deutschen auf seine Seite zu bringen, und es hätte ihm vielleicht gelingen können, die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen und einen heilsamen Ausgleich der Parteizwistigkeiten herbeizuführen. Lonyay fügte hinzu, daß die Erbitterung in den Kreisen der Deutschen schon so weit um sich gegriffen habe, daß ein derartiger Ausgleichsversuch sich jetzt wahrscheinlich als verspätet erweisen müsse.

Hohenwart erwiderte, er sei zu einem Ausgleich mit den Deutschen bereit gewesen, allein die starre, ablehnende Haltung der Verfassungspartei habe denselben unmöglich gemacht, und niemand trage Schuld daran als Beust, der von Anfang an gegen ihn und seine Politik, besonders in den Zeitungen, gewühlt habe.

Auf den Einwand Lonyays, Beust könne für die Auslassungen der Zeitungen schon darum nicht verantwortlich gemacht werden, weil er in jüngster Zeit aus den geheimen Fonds für Preßzwecke nichts mehr aufgewandt habe, bemerkte Hohenwart: Beust übe seinen Einfluß dennoch, und wenn nicht mit Geld, so gewinne er die Presse durch Informationen; man könne nicht behaupten, daß Beust sich selbst mit den Blättern in Verbindung setze, es sei aber sicher, daß sein Vertrauensmann Hofmann es thue, und dieser gehe in allen Dingen im Namen und im Auftrage Beust's vor. Er, Hohenwart, sei nunmehr entschlossen,

sein System auch ohne und auch gegen die Deutschen zu inaugurieren. Als Lonyay einwandte, daß es denn doch nicht angehe, zu verlangen, daß das Herrenhaus sein eigenes Verschwinden dekretiere, meinte jener, daß man sich schon zu helfen wisse, wozu wäre denn der Pairsschub da? Wenn Beust aus Anlaß der konfessionellen Gesetze zu diesem Mittel gegriffen habe, indem er Unger, Neumann und Arndts ins Herrenhaus berufen, weshalb sollte er nicht dasselbe thun und Männer seiner politischen Richtung ins Herrenhaus berufen? Hohenwart machte auf Lonyay den Eindruck, daß der böhmische Ausgleich ihm über alles auf der Welt gehe und daß es sein voller Ernst sei, diesen mit dem Aufgebote aller möglichen Mittel durchzuführen. Der Ton, in welchem Hohenwart über Beust sprach, brachte Lonyay die Überzeugung bei, daß sich beide unmöglich gleichzeitig behaupten könnten. Er schied von Hohenwart insofern einigermaßen beruhigt, als sich dieser bezüglich dreier Punkte nachgiebig erwiesen hatte.

Lonyay befand sich abends im Burgtheater, von wo ihn Beust gegen Schluß der Vorstellung herausrufen ließ, um ihm freudigst zu erzählen, daß Hohenwart bei ihm gewesen sei, ihm die Einwände Lonyays mitgeteilt und einige derselben anzunehmen erklärt habe. Diese Unterredung mit Hohenwart habe Beust die Beruhigung gewährt, daß die streitigen Fragen dennoch ausgeglichen werden könnten.

Am 18. früh morgens ließ Beust Lonyay zu sich bitten und machte ihm, völlig niedergeschlagen, die Eröffnung, daß seine aus der Unterredung mit Hohenwart hinsichtlich einer Beilegung der obschwebenden Differenzen geschöpften Hoffnungen sich nicht bewährt hätten. Andrassy habe mit Hohenwart in später Nachtstunde konferiert, ohne bei diesem etwas auszurichten, und Hohenwart habe ihm erklärt, er werde bei Erlaß des königlichen Reskriptes die von den gemeinsamen Ministern und von Andrassy namhaft gemachten Modifikationen außer acht lassen und den böhmischen Forderungen ganz im Sinne der Fundamental-Artikel Geltung verschaffen.

Lonyay suchte hierauf Andrassy zu sprechen und erfuhr von ihm jene Forderungen, welche dieser in seiner Konferenz mit Hohenwart als unerläßliche Schranken für die tschechische Aktion hingestellt hatte. Diese Forderungen waren: daß das Gesetz über den Ausgleich mit Ungarn unangetastet bleibe; daß die Wünsche des böhmischen Landtages als solche auf Grundlage der bestehenden Verfassung und somit im Reichsrate zur Verhandlung gelangen sollten; und daß der Kaiser nicht in die Aktion einbezogen werde.

Am selben Tage wurden Andrassy und Hohenwart zusammen vom Kaiser empfangen. Sie hatten ihren Standpunkt zu erörtern, um dem Monarchen über ihre abweichenden Auffassungen volle Klarheit zu gewähren.

Wie Graf Melchior Lonyay erzählte, waren die beiden auf 1 Uhr mittags zum Kaiser beschieden. Andrassy und der königlich ungarische Minister a latere, Baron Bela Wenckheim, hatten zusammen ihr Erscheinen bei Lonyay zum Diner um 5 Uhr zugesagt. Wenckheim kam bereits um 4 $^3/_4$ Uhr. Er war überaus erregt daß er, als er seine Wohnung verließ, Andrassy noch nicht zu sehen be-

kommen hatte. Die Konferenz beim Kaiser schien somit sehr lange zu dauern. Es war $5^1/_4$ Uhr, als Andrassy endlich erschien. Die Konferenz, sagte er, die von 1 Uhr bis $4^3/_4$ gedauert hat, sei sehr interessant gewesen. Nach dem Diner erzählte Andrassy beim Kaffee den Verlauf der Konferenz. „Ich muß gestehen“, bemerkt Lonyay in seinen Aufzeichnungen, „daß er seine Gedanken so klar und so präzis formulierte wie vielleicht noch nie; er verteidigte unseren Standpunkt mit wahrer Genialität. Er fügte hinzu, daß sein Vortrag im Beginn etwas schwerfällig dahingeflossen sei. ‚Ich spreche‘, sagte er, ‚anfangs stets schwer und ganz besonders heute vermochte ich — ich weiß nicht weshalb — meine Ideen nicht in die richtige Fassung zu bringen. Schon glaubte ich, es wäre um mein Deutsch geschehen, sowie aber Hohenwart den ersten Einwand gegen meine Bemerkungen erhob, taute in mir der Redestrom auf und floß unaufhaltsam; ich hielt meinen Vortrag ganz mit derselben Geläufigkeit, wie ich hier vor euch spreche‘“.

Es ist dem Verfasser nicht gestattet, die Ausführungen des Grafen Andrassy in extenso wiederzugeben. Der Kern derselben sei nachfolgend skizziert:

Die österreichische Regierung müsse in der obschwebenden Frage vorsichtiger als bei gewöhnlichen Anlässen sein. Einer parlamentarischen Regierung gegenüber sei die Situation der Krone eine leichte. Wenn die politische Richtung einer solchen Regierung sich fehlerhaft erweise, trete dieselbe zurück. Die Zügel der Regierung werden neuen Männern anvertraut, und man könne, ohne die Krone bloßzustellen, eine neue Richtung einschlagen. Im vorliegenden Falle jedoch wisse jedermann, daß das Ministerium Hohenwart nicht der Ausfluß der Parlamentsmajorität sei, man werde daher alles, was dieses Kabinett bewirkt, Sr. Majestät zuschreiben. Das Kabinett müsse darum jeden seiner Schritte vielfach erwägen und überlegen. Die bisherige Richtung Hohenwart's sei aber unstreitig eine höchst einseitige. Ohne triftige Gründe opfere er das Herrenhaus. Man gebe wohl vor, daß dieses seine Pflicht nicht erfülle, allein daraus folge keineswegs die Notwendigkeit seiner Beseitigung, sondern eher die seiner Stärkung, damit es auf die Höhe seiner Pflichten und seiner Mission gebracht werde. Hohenwart wolle auf demokratischer Grundlage den Steuercensus herabsetzen. Einer Nationalität zu Liebe wolle er die ganze bestehende Organisation der Monarchie über den Haufen werfen und gerade jenen Volksstamm entfremden, für welchen ein in seiner Nachbarschaft lebendes, großes, sieggekröntes Volk Sympathien hege. Dies sei ein gefährliches Beginnen, zu welchem ein Napoleon III., d. h. ein Monarch, der keinen von glorreichen Ahnen überkommenen Thron bewahre, sondern sich die Krone auf abenteuerliche Weise erobert habe, sich allenfalls hergeben könne, nicht aber Se. Majestät, der seinen Thron als heiliges, unveräußerliches Vermächtnis auf Jahrhunderte und Jahrhunderte hinaus vererben werde. Schon die Person des jetzigen Herrschers sei eine Bürgschaft dafür, daß man sich auf derartige gefahrvolle Versuche nicht einlassen werde. Denn der Kaiser betrachte den Ausgleich der Gegensätze, die Einigkeit und die Herstellung friedlicher Zustände als seine Lebensaufgabe. Wenn Hohenwart an seinem Plane

festhalte, dann möge er die Verantwortung hierfür auf sich nehmen und dieselbe nicht durch den in Aussicht genommenen Erlaß auf den Kaiser abwälzen.

Im weiteren Laufe der Verhandlung richtete Andrassy die Frage an Hohenwart, ob er entschlossen sei, sein Vorhaben um jeden Preis zur Ausführung zu bringen und bei der Durchführung desselben bis zum Äußersten zu schreiten? Ob er entschlossen sei, die Strömungen, welche sich seiner Politik entgegensetzten, nötigenfalls auch mit Hilfe der Kanonen zu bekämpfen, und ob er unter keinen Umständen zurückzuweichen gedenke? Wenn seine Entschlüsse in dieser Hinsicht nicht unerschütterlich festständen, dann möge er bedenken, daß, falls die in Fluß geratene Aktion durch einen im voraus nicht berechneten Gegendruck gehemmt werden würde, nicht bloß sein Ansehen in Frage gestellt erscheine.

Abends um 7 ½ Uhr begab sich Andrassy in Begleitung Lonyay's zu Beust und teilte diesem den Verlauf der Konferenz beim Kaiser in großen Zügen mit. Beust hielt dafür, daß schon dann viel gewonnen sei, wenn man die Entscheidung hinziehen könne, weil hierdurch die tschechischen Erwartungen etwas herabgespannt und die Deutschen dadurch beruhigt würden. Auch Hohenwart wurde bei Beust erwartet; man kam aber noch vor seinem Erscheinen dahin überein, die Beratung über den Inhalt des auf die tschechische Adresse zu erlassenden Reskriptes auf den nächsten Tag anzuberaumen, um den Inhalt des letzteren gründlich zu erwägen. Hohenwart, der um 9 Uhr kam und ermüdet aussah, willigte gern in die Verschiebung dieser Beratung.

Am 19. Oktober trafen Hohenwart, Andrassy, Lonyay und Kuhn bei Beust zusammen. Hohenwart las einen Entwurf des an den böhmischen Landtag zu richtenden königlichen Reskriptes vor und behauptete, er habe darin die von den gemeinsamen Ministern und von Andrassy gewünschten Modifikationen berücksichtigt. Über diese Hohenwart'sche Arbeit entwickelte sich eine Debatte, welche damit endete, daß sowohl Andrassy als auch die gemeinsamen Minister den Entwurf als unannehmbar bezeichneten und die Formulierung eines Gegenentwurfes beschlossen, mit dessen Ausarbeitung sie den ganzen Vormittag und Nachmittag zubrachten.

Am 20. Oktober, morgens um 9 Uhr, traten abermals die gemeinsamen Minister mit Andrassy und Hohenwart zusammen. Der letztere brachte nach einer Diskussion mit Andrassy eine neue Fassung des Reskriptes vor und begann dieselbe den Ministern vorzulesen, damit sie Notizen darüber machten. Diese jedoch waren von dem neuen Text ebenso wenig befriedigt wie von dem früheren; ja der gemeinsame Kriegsminister Kuhn sprang in größter Erregtheit von seinem Sitze empor und erklärte, nicht weiter schreiben zu wollen. Hohenwart beteuerte, daß er einen anderen Erlaß als diesen nicht unterzeichnen könne, weil sonst die Tschechen vom Reichsrate fernbleiben würden.

Am selben Tage mittags um 12 Uhr wurde der große Kronrat unter Vorsitz des Kaisers und Königs gehalten, welcher nach den Aufzeichnungen Beust's die Entscheidung traf und ihn als Sieger hervorgehen ließ. Daß auch Andrassy an

dem Kronrat teilnahm, ist eine Thatsache, deren sich Beust in seinen Memoiren nicht mehr erinnert.

Nach Lonyay's Aufzeichnungen vertraten die gemeinsamen Minister und Andrassy im Kronrate mit vollkommener Entschiedenheit ihre Ansichten; Beust war unter ihnen der Einzige, der ausnahmsweise leise und einigermaßen unklar sprach, wenn auch der Sinn seiner Äußerungen richtig und wohlbedacht war. Hingegen vermochten die österreichischen Minister ihre Sache kaum zu verteidigen. Hohenwart ließ sich auf eine Widerlegung sachlicher Einwände gar nicht ein, Schäffle sprach matt und kraftlos und beschränkte sich bloß auf einen Teil der Fragen. Seine demokratischen Ansichten über die Abschaffung des Herrenhauses begründete er damit, daß die böhmische Aristokratie dies wünsche und daß auch die Gesetzgebung des Deutschen Reiches das Einkammersystem angenommen habe, worauf ihm Andrassy eine schlagende Widerlegung zuteil werden ließ. Grocholski war der einzige unter den cisleithanischen Ministern, der den Nagel auf den Kopf traf, indem er sagte: „Man hat es den Tschechen versprochen, folglich muß man es ihnen gewähren." Die übrigen österreichischen Minister hüllten sich in Stillschweigen. Bloß Holzgethan als letzter Redner äußerte sich in seiner schlichten und biederen Manier und in ungesuchten Worten dahin, an diesem gegen den Bestand der Verfassung gerichtete Werke keinen Teil haben zu wollen; er kannte weder die Fundamental-Artikel noch die Reskripte, weder den ersten noch den zweiten Entwurf des letzteren; er habe schon früher um seine Entlassung gebeten und er lehne jede Solidarität mit diesem Ministerium ab. „Die Fundamental-Artikel sind eigentlich Umsturz-Artikel!" sagte er seinen Kollegen ins Gesicht.

Eine eigentliche Entscheidung wurde jedoch in diesem Konseil nicht gefällt, und die Behauptung Beust's, daß der Kronrat vom 20. Oktober das Schicksal der Fundamental-Artikel besiegelt habe, entspricht nicht der Wahrheit.

Denn am Tage darauf in den Frühstunden beschied der Kaiser Andrassy zu sich und trug diesem auf, gemeinschaftlich mit Hohenwart und Grocholski und den gemeinsamen Ministern die Ausarbeitung eines Vermittlungsvorschlages zu versuchen und demgemäß ein neues Reskript zu entwerfen. Die Beratungen über die Feststellung eines neuen Reskripttextes nahmen den ganzen Tag in Anspruch. Hohenwart brachte eine neue Fassung in Vorschlag, woran Andrassy und die gemeinsamen Minister so wenig wie nur möglich zu ändern suchten, ohne daß sie damit jedoch ihrem Standpunkt etwas vergeben wollten. Da aber keine Einigung erzielt wurde, so arbeiteten die gemeinsamen Minister und Andrassy einen neuen Reskriptentwurf aus, und beide Parteien legten ihre Fassung dem Kaiser vor.

Am 22. Oktober empfing der Kaiser zuerst die gemeinsamen Minister und Andrassy und beriet mit ihnen über die obschwebende Frage. Andrassy erklärte bei diesem Anlaß, daß er an jedem einzelnen Worte des von den gemeinsamen Ministern und ihm ausgearbeiteten Entwurfes festhalten müsse, so wie er dies am Tage vorher Hohenwart und Grocholski habe wissen lassen. Am Nachmittag desselben Tages empfing der Kaiser die österreichischen Minister.

Von diesem Tage datiert das folgende Schreiben Melchior Lonyay's an seinen Bruder Albert:

„In jüngster Zeit hatten wir Tag und Nacht unausgesetzt Konferenzen. Die heute von 1 bis 3 Uhr unter dem Vorsitz Sr. Majestät abgehaltene Beratung, bei der Beust, Andrassy und ich anwesend waren, bildet den Abschluß derselben. Es war dies eine große Woche! Wir gemeinsame Minister handelten mit Andrassy in vollem Einvernehmen. Die endgiltige Entscheidung läßt sich in diesem Augenblicke noch nicht vorhersehen. Möglich, daß die Dinge eine Wendung nehmen, die mir ein öfteres Beisammensein mit Dir wieder ermöglichen wird. Einzelheiten kann ich Dir nicht mitteilen, ich kann nur das Eine sagen, daß wir als redliche Männer aufrichtig und rückhaltslos unsere Pflicht der Monarchie, dem Vaterlande und der Krone gegenüber erfüllt haben. In meinem politischen Leben bildet die abgelaufene Woche einen der interessantesten Zeitabschnitte."

Am 23. Oktober wurden die gemeinsamen Minister und Andrassy nicht zum Kaiser beschieden. Sie folgerten daraus, daß ihre Sache eine verlorene sei. An diesem Tage wurden die Tschechenführer Clam-Martinitz und Rieger nach Wien berufen, welche den Ausweg empfahlen, daß der Kaiser keinerlei Erlaß an den böhmischen Landtag richte. Beust, Andrassy und Lonyay bezeichneten diesen Rat als verspätet.

An demselben Tage nachmittags meldete sich Andrassy beim Kaiser zu einer Spezial-Audienz. In derselben führte er vor dem Monarchen aus, daß er auf der Basis des Dualismus stehe, während der Standpunkt Hohenwart's jener des Föderalismus sei. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Richtungen sei ein so scharfer, daß seine Stellung unhaltbar erscheine, falls der Vorschlag Hohenwart's zur Annahme gelange. Er könne nicht mit Gleichmut dem Zustandekommen eines Werkes zusehen, welches jener Grundlage widerstreite, auf welcher die Monarchie seit 1867 beruhe. Er werde niemals seinen Namen an eine solche Politik knüpfen, lieber entsage er aller Politik und ziehe sich ins Privatleben zurück. Er reiche daher schon jetzt seine Amtsenthebung für den Fall ein, daß der Hohenwart'sche Reskriptentwurf, der auf eine Umgestaltung des zwischen den beiden Hälften der Monarchie bestehenden Staatsgrundgesetzes abziele, angenommen werden sollte. Er werde unter Vermeidung eines jeden Aufsehens sich zurückziehen und als Motiv angeben, daß er seine Gesundheit pflegen und in die vernachlässigte Wirtschaft seiner Güter Ordnung bringen müsse. Über die Frage, wer unter den abschwebenden Zuständen Neigung verspüren werde, an seine Stelle zu treten, äußerte er sich in folgenden Worten:

„Eure Majestät verfügen über zahlreiche Männer, welche als Berufsbeamte bereits den verschiedensten politischen Systemen gedient haben. Von ihnen gilt dasselbe wie von der Regimentsfahne: je mehr Kugeln sie durchbohren, umso höher steht ihre Ehre. Mein politischer Charakter hingegen wird zum Fetzen, sobald auch nur ein Loch darin entsteht."

Noch an demselben Tage verließ Andrassy Wien, ohne daß eine Entscheidung gefallen wäre. Lonyay, Wenckheim und Orczy baten ihn vergeblich, sich

nicht zu entfernen, oder doch nicht nach Terebes zu reisen, sondern in Budapest zu verbleiben, damit er für den Fall einer Ministerkrisis seinen Einfluß auf die Neubildung des österreichischen Kabinetts ausüben könne. Aber Andrassy ließ sich nicht bewegen.

Am 24. ging Lonyay zu Beust, um von ihm zu erfahren, welche Beschlüsse der Kaiser gefaßt habe. Beust befand sich in vollständiger Unkenntnis derselben, da er weder am 23. noch am 24. Oktober zum Kaiser berufen worden war.

Am 25. suchte Lonyay Beust abermals auf. Dieser war schon unruhig und sagte, er gehe jetzt zum Kaiser. Von der Audienz zurückgekehrt, teilte er Lonyay mit, der Monarch habe ihn gnädig empfangen und beschlossen, die Vorschläge Andrassy's und der gemeinsamen Minister zu genehmigen. Lonyay fand nichtsdestoweniger, daß Beust niedergeschlagen sei, als hätte er den Boden unter den Füßen wanken und trotz des Sturzes Hohenwart's seine Position erschüttert gefühlt.

An demselben Tage bat Hohenwart um seine Entlassung. Der Kaiser wünschte zu erfahren, wo Andrassy weile, und ließ Wenckheim rufen, der sich aber auf einem Jagdausfluge befand. Der Kaiser sandte hierauf ein Telegramm direkt nach Terebes und berief Andrassy nach Wien.

Am 29. um $2^{1}/_{2}$ Uhr nachmittags traf Andrassy in Wien ein und wurde um 5 Uhr vom Kaiser empfangen.

Am 29. schrieb Melchior Lonyay an seinen Bruder Albert:

„Ganzen Tag gearbeitet; Mitternacht bereits vorüber, ich sollte eigentlich vom 30. datieren. Meine letzte Zigarre glimmt noch, ich will Dir, ehe diese ausgeraucht, einige Zeilen schreiben.

„Wir hatten in den letzten Tagen Vieles und Großes zu verrichten. Es fiel mir schwer, mich in einen Gegensatz zu dem Lieblingsgedanken Sr. Majestät zu stellen, aber es mußte geschehen.

„Heute vor acht Tagen, am vorigen Sonntage, haben wir beide, Andrassy und ich, unsere Portefeuilles an unseren Standpunkt geknüpft. Schon glaubte ich nachhause gehen und wieder mein eigener Herr werden zu können. Nur allzu rasch schwand diese Möglichkeit. Das neue Ministerium ist noch nicht zusammengesetzt, es ist erst nur in Bildung begriffen. Die Stellung Beust's ist unsicher und folglich auch die meinige, und so kann es denn doch leicht dahin kommen, daß ich binnen kurzem heimkehre."

Am 7. November beantwortete Andrassy in der ausführlichsten Weise die Interpellationen Helfys und Koloman Tisza's, welche ihn fragten, mit welchem Rechte er sich in die Hohenwart-Affaire gemischt habe? Es war die letzte Rede, welche Andrassy im ungarischen Abgeordnetenhause hielt, denn am 13. desselben Monats wurde er zum gemeinsamen Minister des Äußeren ernannt.

Beiträge zur Charakteristik des Grafen Andrassy.

Von
A. von Okolicsányi,
K. K. österreichischer Gesandter.

Um die originelle Figur des Grafen Andrassy in ihrer vollen nationalen Größe zu würdigen, muß man zurückgreifen in jene große nationale Epoche, welcher er entsprungen war und als deren letzter Repräsentant er die heutige Generation turmhoch überragt.

Wir sind nur mehr ein Resultat; er war noch Faktor, und zwar mit Deák der größte Faktor einer Umgestaltung, welche sich während der 30er und 40er Jahre in seinem Vaterlande vorbereitete, durch das Jahr 48 und dessen Konsequenzen unterbrochen wurde, im 67er Ausgleiche aber zur Durchführung kam.

Wer sich auch nur oberflächlich mit der neueren Geschichte Ungarns und Österreichs befaßt hat, dem muß der Name des Grafen Stephan Széchényi bekannt sein. Selten wurden die kühnsten Reformen auf sozialem, politischem und ökonomischem Gebiete mit größerer Klarheit und Energie in Angriff genommen und größtenteils auch durchgeführt als jene des avitischen, versumpften, in seinem Fette erstickenden, in kindischer, planloser, kurzsichtiger Opposition sich verzehrenden Ungarn durch den Mann, dessen Thaten und Worte ihm den Namen des größten Ungars erworben.

Dieser Mann, Graf Stephan Széchényi, war Andrassy's Lehrer und Meister, er war auch der Prophet, der nicht nur Ungarn ein neues Leben verhieß, aber auch den Jünger bezeichnete, der das Werk der Verjüngung an seinem Lande zu vollziehen berufen war.

Der rücksichtslose Reformer, der feurige Patriot, der moderne Denker Széchényi war durch und durch Aristokrat, konservativ und monarchisch. Und dies sind auch die hervorragendsten Charakterzüge seines begeisterten Schülers.

Zu bauen, ohne zu zerstören, zu lenken, ohne zu unterdrücken, zu begeistern, ohne zu revolutionieren, — dies sind Aufgaben, welche unter den günstigsten Verhältnissen kaum bewältigt werden können, und die Verhältnisse, unter welchen Széchényi sich diesen unterzog, waren nichts weniger als günstig. In Wien ruhte Fürst Metternich auf den wohlverdienten Lorbeeren der Niederwerfung eines Systems, das, von der französischen Revolution ausgegangen, als revolutionär galt, obwohl es längst nichts mehr war als der zahme Wunsch nach etwas ungekünsteltem Leben. In Ungarn, bis wohin die Beschlüsse von Karlsbad, Wien, Troppau und Verona nur dürftig hinüber wirkten, war aber auch dies Wenige genug, um den französischen Doktrinarismus mit nationalem Aufputze zur Mode zu machen; und je weniger man sich um die eigene Arbeit kümmerte, umso mehr zerbrach man sich den Kopf mit Voltaire und Rousseau, die zu Hause längst begraben waren.

Gegen beides, gegen die behäbige, aber gut organisierte und verteidigte, höchst eifersüchtige und mißtrauische Wiener Reaktion und gegen die undisziplinierte, phantastische, aber durch den immer wohlklingenden, wenn auch zuweilen falschen Patriotismus unterstützte Aktion in Ungarn selbst, mußte das nüchterne Werk der Regeneration durchgekämpft werden.

Széchényi war sich bewußt, trotz seines Genies, seines eisernen Fleißes, seines im Fluge eroberten Ansehns, nicht alles allein erreichen zu können, er war daher immer bestrebt, Schule zu machen. Der damals noch jugendliche Graf Julius Andrássy war einer der Ersten, auf den er sein Auge warf.

Bei einer zum Zwecke der Theißregulierung unternommenen Reise Széchényi's machte Graf Julius Andrássy in Tisza-Dob, einer seiner Besitzungen, ihm die Honneurs. Aus dieser Zeit datiert die enge freundschaftliche Beziehung der beiden Männer, eine Beziehung, die trotz gar baldiger Trennung nur der frühzeitige Tod des Einen zu lösen vermochte.

Wie mußte einen der Schule kaum entwachsenen Jüngling die Berührung mit einem Manne begeistern, dessen hochherziges Streben gleichsam die Verkörperung aller Ideale war, die ihn selbst beseelten!

Im Beginne der Weltschmerz-Epoche, jener schönen Zeit, in welcher die Welt nicht groß genug erscheint, um, mit den Jünglingsarmen umfaßt, ans pochende Herz gedrückt zu werden; in jener Zeit des Entstehens, in welcher man hundert Leben haben möchte, um sie alle hundertmal freudig für unklare, aber hohe Zwecke zum Opfer zu bringen, — gelangte Andrássy unter den Einfluß eines Mannes, der ihm eine Grenze zog für's künftige Streben, eine Grenze, welche Andrássy nie mehr überschritt, ja überschreiten zu wollen sich niemehr erlaubte: das Vaterland. — In dieser Beschränkung liegt seine Größe.

Nicht nur bezüglich seines Lebenszweckes im allgemeinen war Graf Andrássy nunmehr mit sich im Reinen; er war es auch über die Form des Heiles, das er für sein Land als einzig wünschenswertes Ziel erstreben wollte.

Graf Andrássy wäre jeden Tod seines Volkes mit diesem gestorben; aber um es am Leben zu erhalten, einer gesicherten, würdigen Zukunft entgegenzuführen, dafür kannte er nur einen Weg: die Verschmelzung mit der Krone.

Trotz der 48er Kämpfe, trotz des Exils, trotz der Sirenenstimmen, welche die Emigration zu umwerben trachteten, war Andrássy's Auge seherhaft nur auf das Eine gerichtet, auf die Versöhnung.

Mit solchen Grundsätzen, mit solchen Träumen war es natürlich, wenn Graf Andrássy der Emigration immer ein Rätsel blieb.

Einst las Schreiber dieser Zeilen dem Grafen eine Stelle vor aus den Memoiren des gleichfalls emigrierten Ministers von Szemere, in welcher ungefähr gesagt wird: „Andrássy macht in Paris den Elegant und unterhält sich." Graf Andrássy meinte lächelnd, Szemere habe nicht ganz unrecht, nur hätte er hinzufügen sollen: „denkt und hofft."

Wie im Auslande, so auch nachhause zurückgekehrt, war Andrassy's Handlungsweise dieselbe. Ein Freund seiner Freunde trachtete er jedem aus der Klemme herauszuhelfen, vor welcher er ihn früher vergeblich gewarnt hatte.

Graf Andrassy hat sein Heil nie in der Hilfe Unberufener gesucht, hat sich nie unnützer Weise gebunden, hat daher auch nie eine ausgesprochene Überzeugung zu verleugnen gebraucht. Von ihm stammt das Wort: „Halten ist leicht, aber Versprechen ist schwer," — und es ist charakteristisch. In diesem Sinne sprach er sich auch über das Freimaurertum aus. Auf die Frage, ob er während der Emigrationszeit je in eine Loge getreten sei, verneinte er dies und fügte als Erklärung hinzu: „Die Leute mögen ja ganz gute Zwecke verfolgen, aber diese sind mir zu allgemein. Ich habe meine begrenzten Zwecke, für welche ich nichts von ihnen erwarte und von denen ich nichts hergeben darf."

Als mit dem Jahre 61 die Ausgleichsbemühungen auf ein praktisches Terrain gebracht wurden, nahm Graf Andrassy an Deak's Seite, wie selbstverständlich, seinen Platz in der gemäßigten Partei ein. — Vom aufgelösten Landtage wurde das politische Leben wieder ins Komitat versetzt, später in die Gesellschaft. Überall und immer, auf dem Lande wie in der Stadt, beteiligte sich Graf Andrassy mit unermüdlichem Eifer an jeder Bewegung bis zur Grenze, welche seiner Auffassung paßte.

Vom Nimbus seiner Vergangenheit umgeben, hatte er es nicht nötig, nach Popularität zu haschen, wozu er sich auch nie hätte bequemen können. Es ist ihm erspart geblieben, das Ministerportefeuille durch Opposition erkämpfen zu müssen, denn selbst gegen die provisorische, noch nicht gesetzliche, wenn auch schon nationale Regierung Sennyey-Mailath hat er nicht eigentlich Opposition gemacht. Er hat die Wege dieser Männer für falsch gehalten und es ihnen wiederholt gesagt. Er hat sie davor gewarnt, der Krone Versprechungen zu machen, welche sie nicht würden halten können, er hat ihnen sein Programm offen dargelegt und es ihnen freigestellt, den Ausgleich, wie er allein zur allseitigen Befriedigung gereichen konnte, selbst durchzuführen; ihm war es gleichgiltig, durch wen er gemacht würde, wenn er nur zu stande kam. Da seitens der sogenannten Altkonservativen der von Andrassy erteilte Rat nicht befolgt wurde, ließ dieser das Geschick sich einfach vollziehen und ergriff die Zügel, als sie zu Boden gefallen waren.

Fortwährend mit der Lösung dieses politischen Problemes beschäftigt, suchte Graf Andrassy auch nach den beiderseits annehmbaren Formen der Verständigung; und so war unter anderem auch die später angenommene Art der Verhandlung für die als gemeinsam anerkannten Angelegenheiten beider Reichshälften Andrassy's eigenste Erfindung. Bei einem Ritte von seinem Sitze Terebes aus in die Nachbarschaft hielt er sein Pferd aus scharfem Galopp plötzlich an und rief freudig erregt: „Ich hab's." So entstanden die Delegationen.

Andrassy's große Aufgabe, welche er wirklich groß gelöst hat, begann aber erst recht nach erfolgtem Ausgleiche, mit der Übernahme des Ministerpräsidiums und des Ministeriums für Landesverteidigung.

Die unheilvollen Erinnerungen des Jahres 48, in welchem die schöne Saat der Reform durch den Sturmwind der Revolution gewaltsam hinweggefegt worden war, standen ihm deutlich vor Augen. Die Wiederholung dieser Katastrophe mußte verhütet werden.

Es mußte nach oben wie nach unten der Nachweis geliefert werden, daß die verschiedenen Punkte des Ausgleiches in ihrer strengen Durchführung weder dem Glanze der Krone noch der Selbständigkeit der Nation gefährlich werden könnten; ferner, daß die Erstarkung, das Erblühen der einen Hälfte der Monarchie nicht nur in keinem Widerspruche stünden mit dem Wohle der anderen Hälfte, aber daß im Gegenteile die Kraftentwicklung jeder der beiden Reichshälften bedingt sei vom gleichzeitigen Aufblühen der anderen.

Nach oben hin war jetzt die Durchführung dieses Programms nicht schwer; hatte es doch Seine Majestät der Kaiser und König mit voller Überzeugung, die Kaiserin und Königin mit Begeisterung sanktioniert.

Nach unten jedoch war die Aufgabe abermals keine leichte. Während die teils heimgekehrten, teils zu Hause verbliebenen Teilnehmer der 48er Bewegung im Ausgleiche die langersehnte, mit Wort und That angestrebte Lösung erkannten und großenteils jubelnd begrüßten, war die unterdessen herangewachsene, bloß von Theorien genährte, unter dem Drucke der systematisch betriebenen Entnationalisierung sich kümmerlich entwickelnde Generation nicht sofort zu beruhigen. Die praktischen älteren Kämpfer erkannten den Wert einer jeden zur Thatsache gewordenen reellen Konzession, während die jugendlichen Träumer immer nur dem Ideale nachjagten, wie unerreichbar und unhaltbar es auch war. Diesen gegenüber konnte man mit Theorien nicht aufkommen; es mußte erst das Wort zum Fleische werden, um sich als solches nach und nach Geltung zu verschaffen. Hierzu aber bedurfte es eines großen Aufwandes von Geduld, Takt und Ausdauer, nebst einer Feinfühligkeit, wie sie eben Andrassy im höchsten Maße eigen war.

Bezeichnend für den vom Grafen eingenommenen Standpunkt ist eine Antwort, die er einst dem Prinzen Louis Napoleon erteilt hat. Der Prinz, den Graf Andrassy von Paris aus kannte, war einige Zeit nach der Krönung nach Pest gekommen und vom Grafen zu Tische gebeten worden. Nach der Tafel hatten die beiden Herren auf dem Balkon des Ministerpalais, mit der herrlichen Aussicht auf die Donau und die Stadt, ein langes Gespräch, im Laufe dessen der Prinz seinen Gastgeber fragte, weshalb eigentlich von der Krone nicht noch mehr verlangt worden sei. Graf Andrassy entgegnete hierauf: „C'est que pour nous, Monseigneur, il ne s'agissait pas de demander tout ce que l'on pouvait avoir, mais de ne pas demander plus, que l'on n'était sûr de pouvoir conserver.“ — Dies war übrigens nicht die einzige Meinungsverschiedenheit zwischen beiden. Graf Andrassy wurde seitens Frankreichs nachmals oft des Undankes beschuldigt, und dennoch bestand dieser höchstens darin, die Situation des Kaiserreiches durch und durch erkannt zu haben. — Schon zur Zeit der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867, welche Graf Andrassy und Graf Beust in Begleitung des Kaisers zu besuchen die Ehre

hatten, raunte ersterer dem über das Fest im Hôtel de Ville ganz entzückten Grafen Beust die prophetischen Worte ins Ohr: „Wollen sehen, wie lange es dauert.“

Graf Andrassy war ein abgesagter Feind aller Superlative. In ein Frage- und Antwortbuch einer Dame schrieb er einst auf die Frage: Que cherchez vous dans l'art? — „Ce que je déteste en politique, l'idéal.“ — So haßte er auch den Chauvinismus.

Wie die Person, so muß auch der Staat eine Sprache besitzen, sonst könnte man sich nicht verständigen; aber die Sprache als Selbstzweck war ihm unverständlich. — Dabei hielt er ungemein auf Race und war stolz, der ungarischen Race anzugehören, deren Fehler er nicht verkannte, aber für deren große Eigenschaften er voller Bewunderung war. Oft sagte er: „Um uns Ungarn ist mir nicht bange, sobald wir sehen. Die ganze Aufgabe unserer Führer besteht darin, den Abgrund zu zeigen, welchem wir entgegenstürmen. Sind wir dessen einmal gewahr geworden, so bedarf es keines künstlichen Haltens, wir machen von selbst kehrt.“

Die Begeisterungsfähigkeit, das heilige Feuer, das diese Nation für alles Schöne und Gute beseelt, schlug Graf Andrassy sehr hoch an und nahm nichts so übel, als wenn er bemerkte, daß mit diesem schätzbaren Gute Mißbrauch getrieben wurde. Besonders die Irreführung der Jugend war ihm ein Greuel. Hörte er von irgend einer lärmenden Demonstration der Universitätsjugend, so meinte er: „ils ne font que leur métier,“ aber er verdammte die Urheber. „Die Jugend eines Volkes ist das Herz im Körper, das soll warm sein,“ sagte Andrassy bei einem solchen Anlasse, „dafür aber sei der Kopf kalt“, und er berührte seine Stirne. — Deshalb verabscheute Graf Andrassy auch den Wein und die Zigeunermusik. „Wir Ungarn“, meinte er, „werden auch ohne diesen leicht berauscht.“

Sein ganzes Dichten und Trachten war darauf gerichtet, Ungarn der anderen Reichshälfte ebenbürtig zu machen, „denn“ — sagte er — „wer sich jemandem an den Nacken hängt, kann ihm nicht zur Stütze dienen; hierzu muß man auf eigenen Beinen stehen und zwar so fest als möglich.“

Nächst dem Staate war die Familie sein höchster Zweck. Vergöttert von Frau und Kindern, gab er ihnen dies redlich zurück. Als seine Söhne noch Knaben waren, erfüllte ihn deren Erziehung mit banger Sorge. Er bat einst den hochgelehrten Staatsmann und Dichter Baron Eötvös, mit dem er stets sehr befreundet war, um Rat. Dieser empfahl ihm vor allem die Pflege des Körpers und dessen Stählung durch Reiten, Turnen, Fechten u. s. f. — „Köstlich,“ meinte Graf Andrassy, „das kann ich auch selbst, dazu bedarf ich des Unterrichtsministers nicht.“

Nirgends war Andrassy glücklicher als bei sich auf dem Lande im Kreise seiner Familie und einiger Freunde. Aber auch da suchte er die Erholung nicht in der Ruhe. Er mußte immer schaffen, und je mehr Gelegenheit sich ihm hierzu darbot, desto zufriedener war er. Deshalb liebte er auch das so ziemlich

fektige Terebes weniger als das an der Theiß gelegene, von dieser oft bedrohte Tisza-Dob und seine große Waldherrschaft in Siebenbürgen. Zu Pferde oder mit der Büchse auf dem Rücken durchstreifte er vergnügt und unermüdlich Wald und Feld. Doch war Pferd und Flinte nur Mittel oder Vorwand. Was er bei seinen Kreuz- und Querzügen suchte, war Gelegenheit, irgend eine Verbesserung anzuordnen. Jedoch mußte auch da das Auge des Grundherrn jenem des Staatsmannes oft weichen. Inmitten eines Treibens oder einer Hatz reifte irgend eine Staatsaktion hinter seiner denkenden Stirne. Schreiber dieser Zeilen war es oft vergönnt, den Grafen bei solchen Gelegenheiten begleiten zu dürfen, und anfangs gereichte es ihm zu nicht geringem Schrecken, wenn der Minister ihn Tags darauf fragte, ob er dies oder jenes besorgt habe. Später wurde es ihm klar, daß jede wie zufällig geäußerte Bemerkung ein Programm, ein Auftrag sei, der sofort nach Pest, Wien oder auch Berlin und Petersburg weitergegeben werden müsse.

Graf Andrassy war so durchdrungen von seinem Zwecke, daß ihm jedermann, ihn selbst mit eingerechnet, nur so viel galt, als er diesem Zwecke nützen konnte.

Bei seiner ungewöhnlichen Feinfühligkeit verspürte er sofort ein Unbehagen, wenn ihm etwas nicht von der Hand ging, und er grübelte so lange, bis ihm der wirkliche Grund klar ward.

So sagte er, noch geraume Zeit vor seiner Berufung ins Ministerium des Äußeren: „Ich komme mir vor wie ein Holzkäfer, der sich mühsam in einen Baumstamm hineinbohrt, während diesen jemand anders bei der Wurzel absägt.“ Dieser andere war Graf Beust, und Andrassy fühlte, daß er in Pest nicht weiter wirken könne.

Trotzdem nahm Graf Andrassy das ihm von Seiner Majestät angebotene Portefeuille des Äußeren nur nach reiflicher Überlegung an und erst, als er sich bewußt war, in die Situation hineinzupassen. Bald nach seinem Einzuge am Ballplatze sagte ihm Baron H., ein alter Diplomat und Staatsmann, er wäre doch neugierig, sein Programm als Minister des Äußeren kennen zu lernen. „Das ist zwar neu, aber ich kann es Ihnen in drei Worten sagen,“ meinte der Graf lächelnd, „es heißt: Keine Dummheiten machen.“

Bei seiner ersten Soirée machte ein anderer Diplomat vor der Büste des Fürsten Metternich die Bemerkung: „Hier an dieser Stelle sagte mir einst Fürst Metternich: ein jeder Mensch hat Recht, es fragt sich bloß, ob ers erlebt.“ Graf Andrassy trat hervor und bemerkte lächelnd: „Gewiß, aber auch das Gegenteil ist wahr; ein jeder Mensch hat Unrecht; ein Glück für ihn, wenn er's nicht erlebt.“

Andrassy hat, so lange die Staatsgeschäfte ihn nicht zu sehr in Anspruch nahmen, viel gelesen; nachher allerdings nur mehr Berichte und Zeitungen. In seiner Jugend verschlang er auch Romane, aber mit Vorliebe alles, was sich auf Geschichte und Politik bezog. Es scheint, daß Dumas „Mousquetiere“ den 16 bis 17jährigen Jüngling besonders begeistert hatten; seine Freunde wenigstens gaben ihm zu jener Zeit den diesem Roman entlehnten Namen „Aramis.“

Während der Emigration beschäftigte er sich im Anfange hauptsächlich mit Kriegswissenschaft, später sehr eingehend und fast ausschließlich mit Chemie. Er war ein großer Bewunderer von Shakespeare und Goethe. Faust, den er eingehend studiert hatte, begeisterte ihn über die Maßen, obwohl der zweite Teil ihm zu transzendental erschien. Von ungarischen Dichtern gab er Petöfi, Arany und Jokai den Vorzug. Die Philosophen von Fach waren nicht nach seinem Geschmacke, besonders verabscheute er die Schule Schopenhauers. Wie oft hörte man ihn sagen: „Dies oder jenes studiere ich nicht; wenn ich's wüßte, hätte ich zu viel Mühe es zu vergessen." Und das war auch wirklich der Fall; was er einmal gelesen und in sich aufgenommen hatte, das vergaß er auch nie. Nun gehörte es aber zu einer seiner beliebten Theorien, daß das menschliche Hirn nur eine gewisse Anzahl von Läden enthalte, mit deren Anfüllung man vorsichtig zu Werke gehen müsse. „Denn" — sagte er — „man braucht doch auch Platz für's Denken." Für die Aneignung fremder Sprachen hatte der Graf eine unglaubliche Leichtigkeit. In frühester Jugend unternahm er eine Reise nach Spanien und hat das Spanische seither nicht vergessen.

Ein gutes Schauspiel machte ihm viel Vergnügen, im Théatre français und im Burgtheater war er ein nicht seltener Gast. Für Musik schwärmte er weniger, doch hat ihn Wagner gewonnen und zwar durch die wagnerischste seiner Opern: die Meistersinger.

Mit immer gleichem Entzücken erfüllte ihn jede Naturschönheit. Ein Strahl der sinkenden Sonne, den dichten Wald durchschimmernd, ließ ihn oft sein Pferd anhalten, um sich des Anblicks so recht zu erfreuen. Er schwärmte für Bäume und Wasser; ihre Abbildungen kaufte er mit Vorliebe, um sich mit ihnen zu umgeben. Übrigens waren Bilder überhaupt eine seiner Liebhabereien, welcher sich hinzugeben ihn bloß Mangel an Zeit und das Pflichtgefühl, keine zu großen Ausgaben zu machen, hinderten.

Liebenswürdig und leutselig im Umgange, nachsichtig mit den Schwächen anderer, immer originell und anregend in der Konversation, war Graf Andrassy der denkbar angenehmste Gesellschafter, war aber allerdings nicht leicht als solcher zu gewinnen. Leeres Geschwätz war ihm im Salon und Parlament gleich verhaßt.

Pferde waren immer und blieben bis zum Ende seine größte Freude. Zu seinem persönlichen Gebrauche wählte er immer nur Stuten, um sich nie von ihnen ganz trennen zu müssen. Nach geleisteten treuen Diensten gelangten diese ins Gestüt. Mit größtem Interesse beobachtete er dann in den Töchtern und Enkelinnen die bekannten Charakterzüge des Stammes und machte seine vergleichenden Betrachtungen darüber. Er zog das beste Blut, verwendete es aber bloß zur Jagd; er wollte grundsätzlich nicht rennen lassen. „Man darf nicht alles thun wollen", sagte er hierüber „qui trop embrasse mal étreint."

In Kleinigkeiten war Graf Andrassy meist unschlüssig und rechthaberisch zugleich. Er verwendete oft 5 Minuten darauf, einen seiner vielen Hüte zu wählen; riet man ihm jedoch zu irgend einem, so konnte man sicher sein, er nehme einen

anderen. Handelte es sich aber um eine Frage auf einem der Felder, die ihn wirklich interessierten, da kam sein Urteil rasch und treffend wie der Blitz. Und je höher die Wogen stiegen, um so sicherer war sein Griff. Graf Andrassy war eben nur auf große Dinge vorbereitet. Kleinigkeiten überraschten ihn meist und verursachten ihm viel Kopfzerbrechen. — Hieraus schlossen nun die kleinen Leute, die sich ihm da überlegen fühlten, er wisse überhaupt nicht, was er wolle, und konnten seine Größe in großen Dingen natürlich auch nicht begreifen.

Zur falschen Beurteilung Andrassy's führten auch noch zwei andere Dinge: seine überaus große Herzensgüte und seine angeborene Urbanität, die ihm jede Pose unmöglich machten. Wer sich aber nie besser giebt und nie größer erscheinen will, als er ist, wird gewöhnlich unterschätzt. Dies traf bei Andrassy in so hohem Maße ein, daß die meisten Menschen, selbst solche, die ihn genau kennen konnten, durch jeden seiner großen Erfolge immer wieder überrascht wurden. Bei jeder seiner gelungenen Reden oder Depeschen fragte man sich und zuweilen auch andere, wer sie geschrieben hätte. Wem es aber je beschieden war, mit ihm zu arbeiten, der wußte genau, daß alles wirklich Bedeutende, und zwar nicht nur der allgemeine Gedankengang, sondern selbst die Form bis ins kleinste Detail sein eigen war.

Es giebt oder gab doch Menschen, die Andrassy für zu selbstbewußt und leichtfertig in seinen Entschlüssen hielten. Dies war so wenig der Fall, daß es oft die größte Mühe kostete, ihn an sich glauben zu machen, allerdings gelang dies nie besser als durch Widerspruch.

Als eminent kritischer Geist erkannte er das Richtige seiner Ansicht am leichtesten durch den Vergleich mit der Unrichtigkeit der Ansicht anderer. Er hat wiederholt geäußert, er halte sich nicht für untrüglich, nur habe er gar häufig die Entdeckung gemacht, daß andere es noch weniger seien als er.

Wenn die Würfel gefallen waren, aber erst dann, glaubte er an seinen Stern; woran er jedoch immer geglaubt hat, vielleicht unbewußt, das war sein ehrlicher Wille, immer sein Bestes zu leisten.

Mit ähnlichen Betrachtungen und Reminiszenzen könnte man noch Folianten anfüllen, aber das Gesagte dürfte genügen, um den Mann zu erkennen, wie er war. Es fehlen diesem Bilde vielleicht die Schattenstriche; diese verlange man aber nicht von einem treuen Schüler des geliebten, zu früh entrissenen Meisters. Solche heute aufzuzeichnen und zu proklamieren, wäre ihm geradezu unmöglich. Zu sagen, was man nicht fühlt, ist aber Lüge, und die Lüge zu verabscheuen war das Erste, was Andrassy einem gelehrt hat.

Das Werk war vollbracht. Ungarn war vom Tode auferstanden und als ebenbürtiger Genosse der anderen Reichshälfte eng vermählt. Die Doppelkrone des Doppelaars erglänzte auf dem Haupte des erleuchteten Monarchen, dessen treue Sorgfalt allseitig erkannt, allseitig in begeisterter Anhänglichkeit ihren Widerhall findet. Die Monarchie nahm in der Staatengesellschaft die ihr gebührende Stellung ein. Durch das intime Allianzverhältnis mit Deutschland war eine mitteleuropäische Friedensphalanx gebildet — und Andrassy ging. Man fragte sich allenthalben,

weshalb er gegangen sei. Die Antwort liegt für jeden auf der Hand, der sich der Mühe unterziehen wollte, der vorliegenden Skizze einige Aufmerksamkeit zu schenken. Graf Andrassy ging aus dem Grunde, aus welchem er gekommen war. Deak nannte ihn einst einen providentiellen Mann. Die Providenz erteilt ihre Hilfe, wenn sie gebraucht wird, und nicht länger. Andrassy sah eine Lücke in der Staatsmaschine, welche auszufüllen seine Person berufen war; er erschien. Als die Lücke schwand, verschwand auch er.

Allerdings mußte Graf Andrassy noch in der letzten Stunde seines nur zu früh dahingerafften Lebens erkennen, daß das Räderwerk zu Hause abermals bedroht war, ins Stocken zu geraten. Er nahm seine letzte Kraft zusammen, um mit einer letzten Rede das Staatsfuhrwerk wieder ins richtige Geleise zu bringen.

Nicht umsonst erbat sich das Nationalmuseum in Budapest das Vorrecht, diese Rede im Manuskripte für alle Zeiten aufbewahren zu dürfen.

Es war dies ein Mahnruf, eine letztwillige Verfügung, mit welcher Graf Julius Andrassy noch im Tode getrachtet hat, dasjenige sicher zu stellen, wofür mit größtem Erfolge zu leben ihm vergönnt war.

Möge dies letzte Wort niemals verklingen, möge das Werk erhalten bleiben für alle Zeiten! Dies wäre das herrlichste Monument für einen Patrioten, der nie nach einem anderen Lohn getrachtet hat als nach dem süßen Bewußtsein, sein Leben nicht unnütz vergeudet zu haben.

Die Hexe.

Novelle

von

S. Kyn.

(Schluß.)

Regina kam nicht wieder, wie Pauer mit aller Zuversicht gehofft, und eine grenzenlose Unruhe bemächtigte sich seiner. Ob sie krank geworden war? Tag und Nacht stand die blutige Narbe vor seinen Geistesaugen, die das schmale Frauenantlitz damals so furchtbar bleich erscheinen ließ. Doch nur Tage hielt er diese ruhelose Sorge aus, dann ging er unter dem für sich wie für Regina bestimmten Vorwand, ihr endlich die Annahme ihres Manuskriptes zu verkünden, nach der Mielke'schen Wohnung, ohne daß aber sein Klingeln und Klopfen dort irgend welchen Erfolg gehabt hätte. Alles erschien wie ausgestorben, und noch beschwerteren Herzens verließ er das Haus. Was war mit Regina vorgefallen?

Doppelte Arbeit sollte seine bange Unruhe beschwichtigen, und doch saß er oft stundenlang, das Haupt in die Hände gestützt, unthätig vor seinem Schreibtisch, mit dem Versuch, sich immer wieder zu beschwichtigen, daß die Kleine wieder-

kommen werde, — mußte, — die Liebe, die damals ihre Augen und Küsse verraten, war heiß genug, alle Bedenken zu verscheuchen, — sie müßte ja kein Weib sein, nicht das Urbild jener Hexe! —

Und noch ein Etwas gab es, das tief in seinem Innern wühlte und nagte, ihm das gewohnte Gleichmaß der Seele verscheuchte, das er nie zuvor gekannt. Er fürchtete sich vor einer Begegnung mit Mielke! So manche Frau hatte schon an seiner Brust gelegen, und nie trieb ihm der Gedanke an den betrogenen Gatten die Schamröte in die Wangen, — waren ihm diese Frauen doch alle freiwillig in die Arme gesunken im oberflächlichen Spiele der Eitelkeit und Leidenschaft, und dachte er heut nur mit verächtlichem Achselzucken jener Tändelei, doch Mielke gegenüber fühlte er sich ein Räuber — ein Dieb, — denn Regina begehrte er ganz mit Seele und Leib.

Es wurde ihm schwer, seine Pflicht zu erfüllen, und die Arbeiten häuften sich entgegen dem besten Willen. Nur sein Hexenbild ging mehr und mehr der Vollendung entgegen, und er staunte selbst über das Leben, die ergreifende Tragik dieser rührenden Gestalt, die er fast neidisch vor jedem fremden Auge hütete, meinte er doch, daß es jeder vom Antlitz dieses Weibes ablesen mußte, wie nur Liebe sie so auf die Leinwand bannen konnte und — er schämte sich fast der Macht seines Gefühles.

Recht willkommen war ihm daher ein Manuskript aus der Feder der Frau von Ressins, welches ihm vom Verleger zugesendet worden war. Das rücksichtslose, leidenschaftliche Temperament Lucciola's hatte ihm allezeit eine Art von Interesse eingeflößt, wiewohl ihm ihre Werke höchstens geeignet erschienen für ein sensationslüsternes, lesehungriges Publikum.

Sinnend blickte er auf die von unzähligen, krausen, eigenwilligen Buchstaben bedeckten Blätter und heimlich verglich er sie, fast mit Genugthuung, mit der charakteristisch energischen, gleichmäßigen Schrift Regina's, dann erst begann er zerstreut zu lesen.

Je weiter er kam, je mehr verschwand aber die anfängliche Ruhe aus seinen Zügen, — seltsam, wie die oberflächliche Frau diesmal lebenswahr die Gefühle eines vom Schicksal nicht gerade verhätschelten Jungen zu schildern wußte. Er konnte das wohl beurteilen, sah er ihm in seinen Jugendtagen doch ähnlich genug, und in unbegreiflicher, wachsender Spannung verfolgte er die Erzählung. In seinen Augen lohte ein dunkles Feuer, während seine Hand unruhig im Haar wühlte. Zum Teufel, was wußte denn die Frau von seinem Leben, denn nur dieses konnte ihr zur Unterlage ihrer Schilderung gedient haben, da sie sich nicht einmal die Mühe gegeben, Zeit und Ort zu verheimlichen, kaum, daß sie die Namen verändert. Fast heftig ob der Störung fuhr er den Bureaudiener an, als dieser die Flammen zu löschen kam, und wollte es kaum glauben, daß die Zeit so schnell verflossen sein könne; erst ein Blick auf die Uhr überzeugte ihn von der späten Stunde und dem Faktum, daß er den Abschiedsgruß der Kollegen vollständig überhört haben mußte.

Dennoch blieb er an seinem Pult sitzen. Ihn verlangte Fortsetzung und Schluß kennen zu lernen, — es mußte interessant sein, zu hören, was die schöne Frau oder besser die Gesellschaft über ihn dachte, welche Zukunft sie ihm vorzeichnete, wie sie sich über jenen furchtbaren Wendepunkt in seinem Leben hinwegtäuschen würde, — doch immer starrer wurden seine Züge. Es kam so ganz anders, als er erwartet hatte, und schmerzhaft packte es ihn ans Herz, jene Frau, die er einst die seine genannt — lebendig gezeichnet zu sehen, mit jenen feinen Zügen ausgestattet, die nur zu scharf auf jenes schmachvolle — Ende hinwiesen. So erzählten sich die Leute schon auf der Straße davon? Unfähig, weiter zu lesen, stöhnte er laut. Doch bald raffte er sich von neuem auf. Wenn Lucciola so viel wußte, vielleicht war sie auch im stande, Antwort auf jene brennende, quälende Frage zu geben, die ihm sein Leben vergiftet, und trotz fieberndem Hirn und krampfhaft arbeitender Brust fuhr er in der Lektüre fort.

Erdfahl schimmerte sein Gesicht, die Augen schienen aus ihren Höhlen dringen zu wollen, — warum trat Oberding mehr und mehr in den Vordergrund der Erzählung? O, der fremde Name konnte ihn nicht auf die falsche Fährte bringen, zu lebenswahr trat der kleine, lüsterne Alte vor ihn hin; er hatte den gewissenlosen Wüstling, dem nichts heilig war, zu gut kennen gelernt in jenen verflossenen dunklen Jahren, wo der Menschenhaß und die tödliche Furcht vor der Einsamkeit ihn zum Genossen desselben gemacht. Allmächtiger, war, was er las, Phantasiegebilde oder — nackte Wahrheit?

Immer mehr spitzten sich die geschilderten Verhältnisse zu, — wie selten nur ließ sich noch ein Körnchen Dichtung nachweisen, und vernichtet starrte er auf die Zeilen nieder. War er denn blind gewesen damals, daß ihm heut eine fremde Frau erzählen mußte, wie plump, wie mühelos man ihn hintergangen?

Seite für Seite blätterte er weiter mit eisigen, bebenden Fingern. Eine furchtbare Ruhe war über ihn gekommen: er mußte bis zum Ende das Schicksal des thörichten Mannes verfolgen, der ihn in diesem Augenblick wie ein fremder, belächelnswerter Hans Narr anstarrte, dann, als er endlich noch den mit grauenhafter Deutlichkeit geschilderten, furchtbaren Abend der Erkenntnis gelesen, legte er mit wunderlicher Sorgsamkeit das Heft zusammen. Dann blickte er sich fremd im Zimmer um. „Nur besonnen handeln, — Beweise,“ sprach er sich immer wieder mit heiserer Stimme vor, bis er plötzlich in wildem, thränenlosem Schluchzen den Kopf in den Händen barg.

Eine Reihe von Jahren war seit jenen dunklen Ereignissen vorüber gegangen, die Zeit hatte auch bei ihm trotz aller Gewalt und Tiefe seines Wehes ihres Amtes gewaltet, die Wunde geschlossen, wenn auch die Narbe derselben noch oft genug schmerzhaft zuckte. So quoll die überwältigende Bitterkeit dieser Stunde nur zum kleineren Teil aus der Erinnerung an den erlittenen Verrat, den Hauptanteil an ihr hatte jene tiefe, niederschmetternde Scham, die des Mannes ganze Seele umklammerte: wie weit war es mit ihm gekommen, daß er einen solchen Schurken durch Jahre als Gefährten dulden konnte! Schlecht, erbärmlich, hatte

ihn sein Menschenhaß gemacht, blind und taub, daß er nicht eher vor dem Schmutz und Sumpf zurück bebte, in den ihn dieser Mann gezerrt, als bis er ihn zu ersticken drohte. Er mußte es sich eingestehen, daß er mit dem Schurken zum Schurken geworden war, diese Stunde brachte ihm Wahrheit, nackte, unbeschönigende Wahrheit! — — — —

Frau von Ressius sah wirklich bitter böse empor, als sich zu später Stunde die Thür ihres Wohnzimmers, wo sie es sich auf der Chaiselongue bequem gemacht hatte, öffnete, um einen unangemeldeten Herrn und gar Pauer einzulassen, gefolgt von der ratlosen Zofe.

„Wie in aller Welt können Sie derartig ungeniert bei mir eindringen?" fragte sie empört, bemüht, den losen, unsauberen Schlafrock ein wenig fester um ihre übervolle Figur zusammenzuraffen, doch als der Schein der Lampe sein fahles Gesicht mit den glühenden Augen erleuchtete, erhob sie sich aus ihrer bequemen Stellung. „Sie bleiben, Marie," befahl sie ängstlich dem Mädchen, das soeben wieder in der Thür verschwinden wollte, — „ich nehme prinzipiell nicht allein Herrenbesuche an, Herr Doktor, prinzipiell."

Ein langer Blick glitt langsam über die unwillkommene Zuhörerin, doch bald nickte er beistimmend, es war gut, eine heilsame Fessel für sein wilderregtes Gemüt. „Sie haben diesen Roman geschrieben, Frau von Ressius?" fragte er tonlos, langsam das Heft von seiner Hülle befreiend, um es ihr vor die Augen zu führen. „Ich bitte, sich genau davon zu überzeugen!"

Peinliches Erstaunen malte sich in ihrem Gesicht. „Allerdings! Ich habe ihn der Verlagsbuchhandlung von Möller zugesandt, doch wie kommt er in Ihre Hände?"

„Möller hat die Herausgabe unserer Revue seit zwei Monaten übernommen," fiel ihr Pauer kurz ins Wort, „und auf diesem Wege kam Ihr Werk in unsere Redaktion. Wer hat Ihnen nun den pikanten Stoff dazu geliefert?"

Trotzig warf sie den Kopf in den Nacken. „Die Phantasie, auch Ihre Freundin."

„Lüge, infame Lüge", donnerte er, dicht an ihre Seite tretend, dann sich mit übermenschlicher Kraft fassend, fügte er geschäftsmäßig hinzu: „Ich muß Ihren Berichterstatter kennen lernen, gnädige Frau. Ahnen Sie, was dieses Muß in meinem Munde zu dieser Stunde bedeutet?"

Wie ärgerlich, daß Pauer das Manuskript in die Hand bekommen!

Mißgestimmt, geängstet wiegte sich Lucciola hin und her. Keine Frage, der Doktor konnte ihr ein mächtiger Feind werden. That sie nicht besser, ihre Person aus der Affaire zu ziehen? Mochte Ebeling sehen, wie er mit dem Rasenden fertig wurde. „Ich hörte aus einem Versteck eine Unterredung Ebelings, aus der ich mir diese Erzählung zu nutze machte," gestand sie bald darauf, „Sie wissen ja aus eigener Erfahrung, welche Freiheiten sich der Schriftsteller gestatten darf."

Mit einem tiefen Atemzuge richtete sich Pauer willenskräftig empor. „Ebeling — ich ahnte es," murmelte er für sich, — nun gab es keinen Zweifel mehr. — „Das Manuskript ist Ihnen feil, Frau von Ressius?" fragte er dann geschäftlich,

— „ich biete Ihnen 1500 Mark in der Überzeugung, daß der Vertrieb desselben Ihnen kein größeres Honorar einbringen würde."

„Und die Ehre, der Ruhm?" rief sie pathetisch, sofort mit kundigem Blick die Situation erfassend. „Ich halte den Roman für ein ganz ausgezeichnetes Meisterwerk, — das nur einmal geschrieben werden kann," setzte sie mit scharfer Betonung hinzu.

Einen Augenblick maßen sich die beiden, in dem Bewußtsein, sich erkannt zu haben, dann zog Pauer sein Notizbuch hervor. „So werde ich die Summe verdoppeln," und nachdem er wenige Worte niedergeschrieben, sagte er weiter: „hier ist eine Anweisung auf dreitausend Mark, — ist Ihr Ehrbedürfnis damit befriedigt?

„Einem Freunde zu Liebe bringt man auch ein Opfer," lächelte sie gezwungen scherzhaft, indem sie ihm kordial die Hand entgegen streckte, doch als sie nicht erfaßt wurde, er sich im Gegenteil fast wie im Widerwillen abwandte, lachte sie grell auf. „Lassen Sie die Grimasse, Pauer, sie kleidet Sie nicht," dann ihm vertraulich zunickend benutzte sie den Augenblick, mit ihrem Chef und der defekten Schleppe majestätisch in der Thür zum Nebenzimmer zu verschwinden.

Als sie dieselbe hinter sich geschlossen, sogar verriegelt hatte, atmete sie erleichtert auf. „Ein rasender Mensch," dachte sie mit leisem Schauder. Dann trat sie rasch zum Schreibtisch, Briefbogen und Kouvert hervorzusuchen. „Ich muß Oberding warnen," nickte sie entschlossen, „der Wüterich ist im stande, ihn nieder zu schießen wie einen tollen Hund."

Pauer verhüllte indessen mit aller Sorgsamkeit sein Manuskript, dann verließ er die Wohnung seiner alten Freundin. Zum letzten Mal hatte er diese Schwelle überschritten, das schwor er sich bei der Liebe zu seiner Mutter. Ihm graute vor einer Gemeinschaft mit diesem Weibe, der blutige Thränen grade gut genug erschienen, ein Spielzeug für große Kinder daraus zu formen. Fluch ihrer Lebensklugheit, der nichts heilig ist, Fluch ihrer Energie, die die Wände der Häuser einreißt, sich aus dem Familienleben ihre Opfer zu holen, unbekümmert, ob diese unter dem Brennspiegel der Öffentlichkeit, von tausend grellen Augen beschaut, verkümmern und zu Grunde gehen oder nicht!" —

So weit gekommen, begann nun wieder eine gewisse Fassung sich Pauers zu bemächtigen. Dennoch drängte es ihn, sich noch von Ebeling die soeben empfangene Aufklärung bestätigen zu lassen. Als er aber, in der Wohnung des Rechtsanwaltes angelangt, erfahren mußte, daß derselbe für mehrere Tage in Geschäften verreist sei, so wußte er auch dieses Begehren niederzukämpfen. Sein Verstand und Herz wußten so wie so nichts mehr von Zweifeln. —

Regina arbeitete mit aller Kraft; die Notwendigkeit, sich neue Erwerbsquellen zu erschließen, trieb sie rastlos vorwärts, und in der heiligen Arbeit gewann sie allmählich die Fassung und Ruhe wieder, welche ihr seit jener unsäglich schweren Trennung so fremd geworden war. Die Überzeugung, ihre Pflicht gethan zu haben, ließ sie mit schmerzlichem Stolz ihres Opfers gedenken, wenn es ihr auch noch

täglich — stündlich das Herz zerriß. Sich treu bleiben in Freud und Leid war ja das erste, vornehmste der Gebote, denen sie ihr Leben untergeordnet.

So manches Mal sann sie dem Schicksal ihres letzten, Pauer übergebenen Werkes nach. Die Gewißheit seiner Annahme hätte ihr so schwere Nahrungssorgen von der Seele gewälzt, doch sie wagte nicht, sich an die Redaktion zu wenden, weder mündlich noch schriftlich, da sie ihre Adresse unter keiner Bedingung zu geben gesonnen war. Nur zu sehr fühlte sie die schwächende Macht der heißen Sehnsucht nach dem Geliebten, — wenn er sie fand, sie wiedersah, hatte sie die Kraft trotz aller Erkenntnis, ihm nochmals abweisend entgegen zu treten? Nein, nein, sie konnte es nicht, und darum war es ihre heilige Pflicht, sich ihm fern zu halten, so bitterschwer es ihr auch wurde.

Tag für Tag saß sie vom frühen Morgen bis Mitternacht schreibend und sinnend über den Schreibtisch gebeugt, doch immer aufdringlicher mischte sich die Sorge um das „Morgen" in ihre Phantasiegebilde, bis sie endlich an einem Nachmittag mutlos die Feder zur Seite legte. Sie stützte kummervoll die Stirn in die Hand und sie glühte wie Feuer. Kein Wunder, sie war lange nicht mehr in der frischen Luft gewesen, hatte dem Körper kaum freie Bewegung gegönnt. Entschlossen kleidete sie sich an, das Versäumnis nachzuholen. Was sollte daraus werden, wenn sie krank wurde?

Es war ein milder Tag am Ende des April gewesen, in den lauen Lüften schwamm es wie Veilchenduft, und als sie eilig, den Schleier vor das Gesicht gezogen, am Garten der Pauer'schen Villa vorüber huschte, sah sie mit leiser Verwunderung, wie die Hecke längs des kunstvollen, schmiedeeisernen Gitters sich mit frischem Grün bedeckt und drinnen Hyazinthen, Krokus und Scheeglöckchen in üppiger Fülle sproßten. Es war Frühling geworden, lachender, blühender Lenz, sie hatte nur sein Kommen in der kleinen Stube unterm Dach überhört.

In tiefe Gedanken versunken schritt sie vorwärts, ohne Zweck und Ziel, — es war ihr ja gleichgiltig, wohin sie die Füße trugen, bis sie plötzlich doch mit leisem Schreck bemerkte, daß sie instinktiv den Weg zu ihrer ehemaligen Wohnung eingeschlagen. Sie wollte anfänglich umkehren, doch eine innere Stimme lockte sie, nach jenen Fenstern hinauf zu spähen, hinter denen sie so lange Jahre wie ein Vogel im dunklen Käfig gefangen saß. Ach, empfand sie auch heut schon, daß der Kampf mit dem Leben für eine einsame Frau schwer genug war, wie glücklich und stolz fühlte sie sich aber im Vergleich mit jener Zeit dumpfer Erstarrung. Mit aller Kräften schaffen dürfen ist schon Glück! —

Scheu blickte sie zu der Fensterreihe empor, dann schritt sie über die Straße, einen Blick in den dunklen Flur zu werfen, auf die schmale Treppe, und immer mehr schwellte das Gefühl seliger Freiheit ihre Brust, doch als sie die Schwelle des Hauses überschreiten wollte, wich sie mit leisem Schreckenslaut zurück. Kam dort nicht Guido, eine Operettenmelodie pfeifend, die Treppe hinab? Ihm und sich eine Begegnung zu ersparen, wandte sie sich eilig ab, die Straße hinunter zu gehen.

Es war eine stille, menschenleere Gasse, die sie entlang schritt, und deutlich hörte sie den augenscheinlich in bester Stimmung befindlichen Mann die gleiche Richtung mit ihr inne halten, aber so sehr sie auch ihre Schritte beschleunigte, vergrößerte sich die Entfernung zwischen ihnen beiden nicht, im Gegenteil. Ob er sie erkannt hatte, ihr zu begegnen wünschte? Das Blut stieg ihr siedend in die Wangen, mit ihm sprechen zu müssen, ihm nur ins Auge zu sehen, schien ihr unerträglich, und immer schneller eilte sie vorwärts.

Endlich hatte sie eine Querstraße erreicht, und ohne sich nur zu besinnen, bog sie in dieselbe ab, endlich aus seiner Nähe zu kommen, doch Schrecken, o Schrecken, auch hier hörte sie die leichtfertigen Melodien hinter sich.

Krampfhaft hob und senkte sich ihre Brust, ihr Schritt war fast zum Rennen ausgeartet, sie konnte nicht mehr länger in diesem Tempo vorwärts stürmen und angstvoll prüfte sie die Häuser sich zur Seite, ob nicht ein Flur ihr einen Schlupfwinkel gewähre, Mielke ungesehen an sich vorüber zu lassen. Doch die Thüren waren sämtlich geschlossen, und ehe es ihr gelang, den Portier herbeizuläuten, mußte der Gefürchtete sie längst erreicht und — erkannt haben, — das ging nicht, also weiter, — weiter. Ihr Atem hob keuchend die Brust, keine Hilfe zu sehen, bis endlich doch ihr angstvoll spähendes Auge einen Ausweg entdeckte. Nicht gar zu weit sah sie Wagen und Menschen vor einem Hause angesammelt, augenscheinlich zum Zweck eines Begräbnisses, dort mußte es ihr gelingen, sich zwischen den Leuten zu verlieren. Von neuen Kräften belebt flog sie vorwärts, hinein in den dichten Menschenknäuel und weiter durch die breit geöffnete Pforte, um halb stürzend die Stufen zur seitwärts gelegenen Portierswohnung hinab zu springen, da — auch der Gatte das Haus betrat!

Als sie die Thür hinter sich geschlossen, lehnte sie einen Augenblick im Gefühl vollständiger Erschöpfung am Thürpfosten, doch bald gab ihr der verwunderte Blick einer alten Frau, die sorglich verhüllt im Lehnstuhl am Fenster saß, ihr die notwendigste Fassung zurück.

„O bitte, verzeihen Sie die Störung! — Ich muß zu erfahren suchen, wie das alles so gekommen ist!“ fügte sie dann hinzu, nur in dem Wunsch ein Gespräch zu beginnen, das ihr gestattete, noch länger in diesem Zimmer zu verweilen, da ihr ein scheuer Blick durch die leicht verhängte Glasthür gezeigt, daß Mielke im Flur draußen noch immer lebhaft mit anderen Herren konversierte.

Die alte Frau putzte indessen sorgsam die Brille blank, um voll in das verstörte, blasse Gesicht vor sich zu blicken. „Sie kennen wohl den Präsidenten Oberding?“ fragte sie argwöhnisch — „ein leichter Vogel, er mag manche an der Nase herumgeführt haben. Seine arme Frau wird wohl gewußt haben, warum sie vor der Zeit ins Jenseits gegangen!“ setzte sie dann noch redselig hinzu, mit einem strafenden Blick auf Regina. Diese starrte die Alte anfänglich verständnislos an, bis ihr plötzlich die Erklärung der dunklen Erinnerung kam, die ihr aufgestiegen, als sie hier in den reich mit Stuck und bunten Scheiben dekorierten Treppenflur eingetreten war. Sie fand sich in dem Hause, dessen ersten Stock Exellenz Oberding bewohnte. War es möglich, daß man draußen

soeben den Sarg der Präsidentin vorüber trug? „Vor wenigen Wochen habe ich noch oben auf einem Ball bei den Herrschaften getanzt,“ stieß sie erschüttert hervor. „Liebe, gute Frau, wie ist das so schnell gekommen?“

Das Gesicht der Alten hatte sich aufgehellt. „Wollen Sie nicht niedersitzen?“ fragte sie geschmeichelt durch den Besuch der feinen Dame, „was ich weiß, will ich ja gern erzählen,“ und nachdem die erschöpfte Regina nur zu willig Platz genommen, begann ihr weitschweifiger Bericht alles das, was sie durch die Dienstboten erfahren.

Danach hatte sich vor drei Tagen zur späten Abendstunde eine arge Szene zwischen den Oberding'schen Eheleuten abgespielt im Anschluß an den Brief einer befreundeten Dame, einer schönen Baronin, die oft im Hause verkehrte. Auf den Befehl des Präsidenten hin mußte die Dienerschaft die Koffer herab holen, Sachen herbeischleppen, als gedenke Exellenz eine plötzliche Reise zu unternehmen. Dieser selbst sei kreidebleich in der Wohnung umher gerannt, still und ruhelos, um sich dann wieder in wilder Angst stöhnend in den Sessel zu werfen. Johann, sein Diener, wollte sogar deutlich gehört haben, wie er vom Entsetzen geschüttelt immer wiederholt habe: „Wie einen Hund wird er mich niederschießen, wie einen Hund!“ —

„Die Frau, das Gegenteil von ihm, stand während dem wie eine Marmorstatue mitten in der Stube, ohne ihn doch aus den Augen zu lassen, nur die Hände hatte sie seltsam verkrampft gegen die Brust gedrückt. — Du lieber Gott, sie mag gewußt haben, warum ihr das Herz weh that!“ — — nickte die Alte. „Am nächsten Morgen fanden sie die Präsidentin tot im Sessel, sie hatte Gift genommen, wie sie selbst auf einen Zettel niedergeschrieben mit dem Zusatz: „Ich kann nicht leben mit diesem Schandmal,“ erzählte die Portiersfrau weiter, — „der Mann aber kauerte sinnlos im Winkel, mit stieren, blutunterlaufenen Augen, und als man ihn anzurühren wagte, hat er um sich herumgeschlagen und gebissen wie ein wildes Tier. Die Doktoren brachten ihn noch denselben Morgen in die Irrenanstalt, doch daß nicht viel zu helfen sein wird, sagten sie von Anfang an, — sie nannten es Verfolgungswahn!“ —

Regina hatte in tiefem Entsetzen die Hände vor die Augen geschlagen. Sie ahnte den Zusammenhang der Dinge, und unaussprechlicher Dank gegen Gott erfüllte sie, daß Pauer seine Hand nicht mit Blut befleckt habe. Dann plötzlich hob sie in schmerzlicher Erwartung den Kopf. „Und Franziska, das arme Kind?“ fragte sie schweratmend.

„Du lieber Gott, bis das Gericht nicht den Vormund bestellt, alles geordnet hat, sitzt halt die arme Waise allein in den weiten Stuben und weint sich die Augen aus dem Kopf,“ berichtete mitleidig die Alte. „Das Essen und Trinken hat Oberding's keine Freunde erworben, das sieht man jetzt.“

Mit entschlossener Miene erhob sich Regina, kaum daß sie sich Zeit nahm, der Alten ihren Dank abzustatten, dann stieg sie eilig die öde, mit Tannenreisern bestreute Treppe hinauf, gerade hinein in die noch immer weitgeöffneten Saalthüren, wo augenscheinlich der Sarg gestanden und jetzt wirres, schauerliches Durch-

einander herrschte, ohne daß sich eine Hand gefunden, wohlthätige Ordnung herzustellen. So gern sie auch diese Liebespflicht über sich genommen, duldelte ihr Vorsatz keinen Aufschub. So zog sie nur die Thüren hinter sich ins Schloß, um sogleich spähenden Blickes die Zimmerflucht zu betreten. Wo hatte sich das arme Kind hingeflüchtet? Alles war totenstill, fast schaurig hallte ihr Tritt in den hohen Gemächern wieder, — doch ihr Ziel im Auge drang sie mutig vorwärts.

Jetzt haftete ihr Fuß am Boden. Klang aus dem nächsten Zimmer nicht leises Schluchzen? Gott Lob, das Mädchen konnte noch weinen, und die Arme weit ausgebreitet trat sie über die Schwelle.

„Franziska, liebes Fräulein Franziska", rief sie mit vor Wehmut erstickter Stimme, sie ahnte, wie dem verlassenen Kinde zu Mute war, und schon im nächsten Augenblick schwankte ihr das totblasse Mädchen entgegen, zauberkräftig angezogen durch die Liebe, die wunderbar hell aus Augen und Stimme an ihr Herz klopfte, und bald lag sie in den Armen Regina's, im heftigen Schluchzen das Haupt an ihrer Brust bergend.

Leise führte diese sie zum Sofa, ohne sie doch aus ihrer Umschlingung zu lassen, und nachdem sie sich zusammen niedergelassen, strich sie nur immer wieder zärtlich über den blonden Scheitel, lehnte ihre Wange an die ihre, und ihre Thränen mischten sich.

Doch bald quollen die Tropfen spärlicher zwischen Franziska's Wimpern hervor, — ach, sie hatte so viel geweint, der Bann der furchtsamen Einsamkeit war ja von dem jungen, glückverwöhnten Mädchen genommen! Wie fest hielten sie die Arme Regina's umklammert, wie fühlte sie sich geborgen nach der grausigen Teilnahmlosigkeit ihrer anderweitigen Umgebung, und gläubig wie ein Kind blickte sie zu Regina empor, als diese jetzt leise mit ihr zu sprechen begann.

„Sie dürfen unter keiner Bedingung hier bleiben, mein liebes Kind, hier, wo jeder Winkel Ihnen Ihren Verlust stündlich, in jeder Minute ins Gedächtnis ruft. Haben sie keine Verwandte?" dann, als die Kleine kopfschüttelnd heftiger zu weinen begann, sprach sie mutig weiter: „Wohlan, so kommen Sie mit mir! In meinem kleinen, behaglichen Stübchen werden Sie am leichtesten das Unabänderliche hinnehmen lernen, — wollen Sie, Franziska?" —

Ach, wie gern ging Franziska auf dieses Anerbieten ein, war ihr doch die Bedeutung ihres Verlustes noch gar nicht klar geworden vor dem Grauen, das ihr die furchtbare Majestät des Todes eingeflößt, und wie neu belebt ging sie unter Anleitung Regina's daran, einige notwendigste Sachen zusammen zu packen. Alles — alles, — nur nicht die schauerliche Ruhe dieser letzten Tage.

Nachdem sie die bescheidene Wohnung Regina's erreicht, entzündete diese die Theemaschine, eine Tasse warmen Getränkes mußte ihrem Schützling gut thun, der müde und abgespannt drein schaute und den es oft wie leises Frösteln überlief, — dann, nachdem sie die Stärkung zu sich genommen, vermochte Regina das junge Mädchen zu überreden, sich ein wenig auf dem Sofa nieder zu legen, das Auspacken der Sachen hatte ja noch lange Zeit. Wie eine zärtliche Mutter

deckte sie die Waise zu, von ihrem Arm umschlossen schlummerte diese bald ein, während in der Stille nun erst für Regina die Sorge erwachte, wie sie in der Zukunft das verwaiste Mädchen erhalten sollte. Wußte sie doch aus sicherer Quelle, daß Oberding keine Ersparnisse gemacht hatte.

Bang und schwer wurde ihr ums Herz. Hatte sie nicht damit zu viel auf sich genommen? Doch mutvoll blickte sie gen Himmel. „Allmächtiger, lasse mich nie diese That bereuen," bat sie inbrünstig, „sie soll mir ja ein Stern in dunkler Nacht sein!"

Ein leises Pochen an der Thür rief sie von dem Lager Franziska's, und lautlos verließ sie das Zimmer, doch erst nachdem sie sorgfältig die Thür hinter sich geschlossen, damit kein Laut die Schläferin störe, suchte sie die dunkle Männergestalt zu erkennen, welche im schwacherleuchteten Flur vor ihr stand. War es möglich, Herr Doktor Ebeling?

Sein Blick lag hart und kalt auf Regina. Die kurzen, geheimnisvollen Andeutungen, welche ihm Mielke mit schmerzzitternder Stimme gemacht, nachdem er sich vorsichtig von der Verschwiegenheit seiner Frau überzeugt, seine ungestüme Hitze, mit der auch er die Scheidung erledigt wissen wollte, hatte Ebeling nur zu sehr von der Berechtigung seines Verdachtes überzeugt, den er schon so lange hegte, und den er mühsam genug niedergehalten. Nun, da ihm ihre Schuld zur Gewißheit geworden, regte sich tiefer Groll gegen die pflichtvergessene Frau in ihm. In der Natur gerade des braven, unverdorbenen Mannes liegt ein hartes Richten der gefallenen Frau, etwas Mitleidloses, Unbarmherziges, das nichts wissen will von der Gewalt menschlicher Schwäche, die er dem Freunde seines Geschlechtes gewiß als Milderung zuerkennen würde, — und so fühlte auch Ebeling Regina gegenüber.

„Sie haben Fräulein Oberding zu sich geführt? Wie kamen Sie zu dieser eigenmächtigen Handlung?" forschte er herrisch, ohne die ihm dargereichte Hand zu fassen, ungerührt von den weitgeöffneten, ängstlichen Augen Regina's.

„Sie war so allein und — so verlassen" murmelte diese, verwirrt von seiner Art.

„Dennoch war Ihr Eingreifen in des Mädchens Geschick ein unberechtigtes, besonders als eine junge Frau in Ihrer Lage kaum eine passende Beschützerin der jungen Dame sein dürfte. Ich habe für ein anderes Unterkommen gesorgt, die Droschke wartet bereits vor dem Hause. Darf ich Fräulein Oberding sprechen?"

„Sie wollen mir Fränze nehmen?" schrie Regina auf, von bitterschmerzlichem Verständnis seiner Worte durchzuckt. „Guter Gott, womit habe ich das verdient!"

Hastig wandte sich Ebeling von ihr ab, er wollte dem warmen Mitleid in seiner Brust nicht Raum geben. „Ich denke, mit etwas mehr Ruhe ließe sich das alles besser ordnen," wehrte er ihrem leisen Schluchzen.

„Nein, ich lasse das Mädchen nicht, — ich habe sie so lieb!"

„Trotzdem werden Sie sich fügen müssen, meine Mutter wird die Fürsorge für Fräulein Oberding übernehmen.“

„Und wenn sie freiwillig bei mir bleiben will?“

„Auch dann wird sie mit mir kommen, — doch fragen wir sie selbst.“

Bis in die Lippen hinein erstarrt blickte sie dem einstigen Freunde ins Auge, — dann drückte sie selbst die Klinke nieder, ihn mit stummer Bewegung ins Zimmer zu weisen. —

„Fränzchen!“

Mit schlafgeröteten Wangen schreckte das Mädchen bei dem Klang der Männerstimme aus dem Schlummer auf, um, sobald sie Ebeling erkannt, mit Ungestüm die Decke zurück zu werfen, die sie wärmend umhüllt hatte. Wie das alte, sonnige Glück erwachte es in ihren Augen, als sie seine unter der übergewaltigen Macht des Wiedersehens weit geöffneten Arme sich entgegen gestreckt sah, doch als sie sich erhob, machte schon wieder die düstere Gegenwart ihr Recht geltend, und aufschluchzend warf sie sich an seine Brust.

„Mein süßes, heißgeliebtes Fränzchen, weine nicht!“ stammelte er, sie tief ergriffen an sich pressend. War es denn möglich, daß dieses hilfsbedürftige, blasse Mädchen nicht weniger entzückte als dereinst das glückstrahlende Sonnenkind?

„Warum kamst du nicht zu mir in den letzten Tagen? Ich war so furchtbar allein!“ und noch fester umklammerte sie seinen Hals im Gefühl der endlich gefaßten Stütze im wilden Wogengebraus.

Unaussprechlich zärtlich drückte er den kleinen, blonden Kopf an seine Brust. „Ich war verreist, Kind, und wußte nichts von deinem Leid, doch von nun an sollst du nie wieder einsam sein. Franziska, Einzige, Liebe, könntest du dich entschließen mir ganz anzugehören? Ich weiß, daß ich dich glücklich machen werde — o Fränze, ich habe dich ja schon so lange — lange lieb!“ —

Mit einem schwachen Lächeln hob sie das Antlitz zu ihm empor. „Ich wußte es ja,“ nickte sie leise, „wie habe ich mich auf den Tag gefreut, wo du es mir einmal sagen würdest, Lieber — Lieber!“ —

Regina war in den Alkoven nebenan geschlichen, sich vor dem Lager dort in die Kniee zu werfen, den Kopf tief in dem Pfühl zu verstecken, daß keiner den Schmerzensschrei höre. Allmächtiger, jetzt sterben dürfen, sie fühlte sich zum Tode elend.

Dennoch verliefen nur wenige Minuten, bis sie ihre notdürftige äußere Fassung wieder gewonnen, und scheinbar ruhig erhob sie sich, den kleinen Koffer Franziska's ins Zimmer zu tragen. Es bedurfte keiner Frage mehr, ob das Mädchen mit Ebeling gehen würde oder nicht. Ach, wie hätte sie sich noch vor wenigen Tagen dieses Bundes gefreut, doch heut, nachdem ihr Ebeling das Herz zertreten und zerbrochen hatte, konnte sie nichts fühlen als ihr unverdientes Elend! Dennoch legte sich ihre Hand wie segnend auf Franziska's Haupt, als diese ihr schüchtern ein „lebewohl“ bot, — möchte dem Sonnenkinde nie sein Glück untreu werden! —

Als aber die Schritte des Paares auf der Treppe verklungen waren, — sie

zurück blieb — eine Paria, da war es mit aller Fassung vorbei, und verzweifelnd brach Regina zusammen. — — —

Sie war schuldlos, und trotzdem hatte man mit Steinen auf sie geworfen. Wie viele mochte es gleich ihr geben, die der Schein zu Grunde gerichtet hatte, und diesen sollte fortan ihre Feder dienen. Ja, sie mußte die hohe Schule des Jammers ganz auskosten, um in allen Winkeln des Menschenherzens Bescheid zu wissen, — ein rechter Sachwalter jener Märtyrer der sogenannten guten Sitte zu werden, und mit doppeltem Eifer warf sie sich der Arbeit in die Arme. —

Die alte Vermieterin, die von Anfang an die sanfte, gefällige Regina ins Herz geschlossen, sah freilich kopfschüttelnd zu, wie sich die junge Frau weit über ihre Kräfte anstrengte. Nicht bloß den Tag über saß sie wie festgekettet am Schreibtisch, auch den größten Teil der Nacht durchwachte sie bei ihrer Arbeit, wie sollte das auf die Dauer der zarte Körper aushalten?

Anfänglich hatte sie die junge Frau für wohlhabend gehalten, ihr gesunder Menschenverstand hatte aus Selma's vertraulichem Bericht einen standesgemäßen Unterhalt der Frau Amtsrichterin angenommen, doch als ihr diese im Verlauf der Zeit ein bescheidenes Schmuckstück nach dem andern brachte, mit der schüchternen Bitte, es zu veräußern, schüttelte sie immer sorgenvoller den Kopf. Da hatte sie sich wohl in ihrer Gutmütigkeit eine schöne Last in die Wohnung gezogen, und energisch erwog sie allerlei Mittel, der blassen Frau drüben zu helfen, ehe sie die Überarbeitung aufs Krankenlager geworfen.

Gegen Abend schien sie auch wirklich einen Ausweg gefunden zu haben, denn mit ganz besonderer Befriedigung in den Zügen steckte sie den Kopf in Regina's Zimmer, angeblich sich zu erkundigen, ob Regina dies oder das besorgt zu haben wünsche, doch in Wahrheit nur, sich von ihrer Gegenwart zu überzeugen. Als sie darauf so schnell, als es ihr möglich war, die Treppen hinunter stieg, lachte ihr ganzes Gesicht. Warum sie nicht gleich daran gedacht hatte!

Nach kaum einem halben Stündchen kehrte sie schon zurück, doch war sie nicht mehr allein, sorgsam stützte sie eine kleine, gebückte Frau, deren blaue Augen so ganz besonders stolz und freundlich aus dem faltigen Antlitz schauten.

Als nach leisem Pochen an Regina's Zimmerthür die beiden Alten in dasselbe eintraten, zogen sich die Brauen der jungen Frau in ängstlicher Überraschung zusammen.

„Was thun Sie, Frau Röttger?" frug sie schüchtern, indem sie sich vom Schreibtisch erhob, — „ich weiß wohl, wie gut Sie es zu mir meinen, doch bitte ich Sie inständigst, niemals wieder Fremde über meine Schwelle zu bringen, in welcher Absicht sie auch kommen mögen."

Wohlgefällig nickte die fremde Dame. „Sie haben ganz recht, junges Frauchen," meinte sie trocken an Stelle der verlegenen Röttger, währenddem ihre Augen fleißig im peinlich sauberen Zimmer umher wanderten, dessen ganze Dürftigkeit umfassend, — „doch Sie schelten Ihre Wirtin unverdienter maßen. Ich hörte von ihr, daß Sie krank seien oder besser auf dem Wege dazu, und da dachte ich, am klügsten zu handeln, mich selbst mit den eigenen Augen von den Umständen

zu überzeugen, um ohne lange Faxen am rechten Ort meine Hilfe anzubieten. Fehlen ein paar Flaschen stärkenden Weines, nahrhafte Kost? Heraus mit der Sprache, mein Beutel ist allezeit offen für ordentliche Leute."

Regina war leichenblaß geworden. „Nur das nicht," murmelte sie tief erschüttert, die Hände, wie etwas Furchtbares von sich abzuwenden, starr vor sich hingestreckt. „O liebe Dame, Sie meinen es gewiß so gut mit mir," sprach sie dann mit zuckenden Lippen weiter, ihr dicht gegenüber tretend, — „ich danke Ihnen von ganzem Herzen, aber Almosen nehmen sollen — das ist furchtbar!" und ein Schauer rüttelte ihren Körper. „Was wollen Sie auch, ich lasse mich nicht darben, gewiß nicht," fügte sie schneller überredend hinzu mit einem krampfhaften Lächeln, die Hände fest gegen die Brust gepreßt.

„Du lieber Gott, als ob sie sich nicht schon halb zu Tode gearbeitet und gedarbt hätte!" fiel ihr Frau Röttger ins Wort, doch die Fremde winkte der Wirtin fast gebieterisch, zu schweigen, während ihre Blicke seltsam starr am Antlitz Regina's hingen, immer wieder zur roten Narbe über der Stirn zurückkehrten. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," entschied sie dann in überraschender Plötzlichkeit, „ich will auch nicht länger stören," doch als Regina nach ihrer Hand haschend herzlichen Dank stammelte in dem Bewußtsein, selbstlose Güte schlecht gelohnt zu haben, blieb sie im plötzlichen Entschluß stehen, und ihre Lippen öffneten sich, wie noch eine Frage zu stellen, doch gleich darauf schien sie sich anders besonnen zu haben, denn fast unfreundlich entzog sie Regina ihre Hand, eilig aus der Thür zu trippeln.

„Röttgern, kann ich noch einen Augenblick bei Ihnen eintreten?"

„Welche Freude für mich, Frau Pauer." — —

Erstarrt, wie entgeistert blickte Regina auf die Thür, durch welche sie ihrem Blick entschwunden war, — seine Mutter! Und sie hatte sich nicht gebückt, wenigstens den Saum ihres Kleides zu küssen? Mit leisem Klagelaut taumelte sie dem Ausgang zu, — sie wollte sich der Greisin zu Füßen werfen, ihr sagen — ja, was konnte sie ihr sagen? Daß sie eine der vielen sei, welchen Pauer ein flüchtiges Interesse geschenkt? Mit versagenden Knieen lehnte sie am Thürpfosten, und Thräne auf Thräne perlte unter den geschlossenen Wimpern hervor. Ach Gott, nur kein müdes Herz, — alles Andere wollte sie ja geduldig tragen!

Plötzlich schreckte sie auf. Wenn er nun durch die Mutter von ihr erfuhr, ihren Aufenthalt, würde er nicht sie aufzusuchen kommen, das alte Spiel, dem sie sich so ohne Widerstand hingegeben, zu erneuern? Und sie konnte ihm nicht gleich mutig entgegen treten, nicht einmal im festen Vertrauen auf die eigene Standhaftigkeit, — nein — nein, jede Fiber strebte ihm entgegen, — ein Wiedersehen machte sie in Wahrheit zu jener Paria, deren bitteres Los sie schon gekostet, und in Todesangst begann sie ihre Habseligkeiten zu packen. Fort — fort, — nur die Ferne konnte ihren höchsten Schatz bewahren, ihre Selbstachtung, — es gab keine andere Wahl für sie. — —

Endlich hatte Frau Pauer ihren Besuch bei der redseligen Röttger beendet und kopfschüttelnd, mit sorgenvoller Miene stieg sie die Treppe hinunter. Da

legte sich wieder einmal eine schwere Sorge auf ihr Herz. Wollten denn die Geschichten mit den Frauensleuten nie und nimmer bei ihrem Jungen aufhören? Ungewohnt eilig schritt sie nach dem Zimmer desselben, sich noch einmal von dem, was sie entdeckt zu haben glaubte, zu überzeugen.

Wie ein Dieb kam sie sich vor, als sie durch das matt erleuchtete Gemach zur Staffelei hinschritt, dort den Vorhang vom Hexenbild zurück zu ziehen, das sie bisher nur so flüchtig betrachtet, trotzdem sie wußte, wie sehr es ihrem Jungen ans Herz gewachsen war. Meinte sie doch bisher, eine Komposition vor sich zu haben, — denn gerade die rote Narbe, diesen Verräter hatte sie im stillen als gar zu exzentrisches Phantasieprodukt belächelt und nun — wußte sie es doch ganz anders!

„Was thust du da, Mama?" fragte Pauers Stimme aus dem Hintergrunde des dämmrigen Raumes, wo er im dunklen Winkel am Kamin vor sich hingegrübelt hatte und so von ihr übersehen worden war, indem er sich erhob, eilig an ihre Seite zu treten.

Die alte Dame schrak wirklich wie ein ertappter Sünder zusammen, als sie von seiner Gegenwart erfuhr, und heftig riß sie die Bänder ihres Tüllhäubchens auseinander, als nähme die zierliche Schleife unter dem Kinn ihr jede Luft, dann aber nach sekundenlangem Nachdenken hob sie mutig das Antlitz zu ihm empor. „Du bist ein Schlingel, wie es mir scheint," sagte sie im zärtlichen Vorwurf, „aber es wäre nun doch wohl deine Pflicht, da sie der Mann mit dem Denkzettel fortgejagt" — und ernsthaft tippte sie mit dem Finger auf die Narbe des Hexenkopfes — „ein wenig für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie hält das Arbeiten so nicht lange aus bei der Sorge um den Bissen Brot, das sage ich dir!"

„Was sagst du da? Was weißt du von ihr?" fragte er atemlos, während seine Hand wie mit eiserner Klammer den Arm der Greisin umspannte, als könnte sie ihm mit der Antwort entfliehen.

„Unvernünftiger Junge," schalt diese, seine Finger von sich ablösend. „Ich glaube, du zerbrichst noch die alte Mutter"— „Nun ja doch", gab sie auf seine wiederholte Frage zur Antwort, „ich bin ja heut bei ihr gewesen" und mit umständlichen Worten berichtete sie ihm ihr Erlebnis und die Erzählung der Röttger, welche seinerzeit genauen Bescheid von der redseligen Selma erhalten. Dann, als sie geendet, zerrte sie ihn fast ängstlich am Rockknopf. Er war so still und blaß geworden. „Junge — Junge, nimm's dir nicht so zu Herzen, 's ist ja nur ein dummer Streich, — Euch Männern trägt das keiner nach!"

Langsam, schwer atmend hob er den Kopf, doch die Blicke wichen denen der Mutter aus; wenn sie ahnen könnte, was in seinem Innern vorging! Dann griff er nach seinem Hut. Neben ihm, fast Wand an Wand, kämpfte sie klaglos mit der Not, und zitternden Herzens eilte er aus dem Zimmer, zu ihr, — die bestürzte Mutter in schlimmer Unruhe zurücklassend; was hätte er ihr auch sagen können, wo er selbst kaum Bescheid über seine Stimmung wußte?

Windschnell überwand er die vielen Stiegen im Nebenhause! Ungeachtet seiner fliegenden Brust pochte er ohne Zeitverlust an der niedrigen Thür, die den

Namen von Regina's Stubenwirtin trug, und kaum daß er ihr „herein" abgewartet, betrat er das Zimmer der alten Röttger.

Regina war fort, ausgezogen mit all' ihren Sachen! Fassungslos starrte Pauer auf die kleine Alte nieder, die ihm geschwätzig von allem berichtete, was sich heut ereignet hatte. That es doch Frau Röttger so wohl, sich diese Aufregung vom Halse zu schaffen, die sie schon ganz krank gemacht. „Gott im Himmel, wenn sie sich in ihrer Bedrängnis nur nicht das Leben nimmt," warf sie zum so und sovielten Male dazwischen.

Wie im Traum folgte er ihr hinüber in das von Regina verlassene Zimmer; während er sich noch einmal wiederholen ließ, was er doch schon gehört, blickte er in dem kleinen Raum umher, der in seiner Öde und Einsamkeit so furchtbar dürftig erschien. Und hier hatte sie um das tägliche Brot gerungen, vielleicht mit tausend Thränen der Sehnsucht nach ihm, wo nur ein Wink ihres Fingers ihn zu ihren Füßen rief, ihn mit allem, was sein war, und eine dunkle Blutwelle stieg eilig in seinen Schläfen empor. „O reines Weib," dachte er fast andächtig, — er hätte seine Hände betend wie zur Madonna zu ihr aufheben mögen.

Jetzt galt es vor allem, sie zu finden! Nun, da er ihren Namen kannte, sollte sie sich nicht mehr länger in Entbehrung und Jammer vor ihm verbergen, — das thörichte Kind, meinte es denn, wie eine Maus in der Erde verschwinden zu können? Da er erst einen Entschluß gefaßt, hob er wieder mutvoll den Kopf, — er wollte sie haschen — halten, — sie sollte ihm nicht ein zweites Mal mehr aus seinen Armen gleiten! Niemals mehr! —

Die alte Röttger hatte im Verlauf dieses Zusammenseins einen ganz eigenen Begriff von ihrem Gast erhalten, — du lieber Gott, die Künstler pflegen freilich alle ein wenig wirr im Oberstübchen zu sein, doch daß auch der Sohn der geraden, praktischen Nachbarin so aus der Art schlagen könne, das hätte sie nicht gedacht und immer mehr retirierte sie nach der Thür, als er schweigend von einem Möbel zum anderen schritt, zärtlich darüber hin zu streichen, und sie atmete wirklich erleichtert auf, als sie Männertritte auf dem Flur vernahm, somit einen triftigen Grund fand, das Zimmer zu verlassen.

Draußen stand ein Bote Ebeling's mit einem Brief für Frau Regina, doch sie konnte ihm eben so wenig Bescheid geben wie Pauer, und unverrichteter Sache mußte auch er heimkehren.

Dieser scheinbar gleichgiltige Vorgang hatte dennoch auf Pauer einen augenscheinlich frohen Eindruck hervorgebracht. Keinem andern als Ebeling, ihrem Sachwalter, konnte früher ihr jetziger Aufenthalt bekannt werden, — die Scheidung zwang sie ja mit diesem in Verbindung zu bleiben, und so schnell als möglich sprang er die Treppe hinab, sich in einen Wagen zu werfen, um ihn aufzusuchen. Er hätte ja die ganze Welt um Hilfe und Beistand anrufen mögen, warum sollte er sich um der alten Zeit willen, die so weit, weit hinter ihm lag, von Ebeling fern halten, und allen Groll gegen den „Schwätzer" vergessend, strebte er ihm mit den freudigsten Erwartungen entgegen.

Er fand den jungen Rechtsanwalt im Begriff, sein Bureau zu verlassen. Ebeling war jetzt sehr, sehr pünktlich, und auch die interessanteste Sache hätte ihn nicht gelockt, den Schluß der Geschäftsstunden, somit das Wiedersehen mit seiner süßen Braut, hinaus zu schieben, wie viel weniger ein Besuch Pauer's, gegen den er nur tiefen Groll empfand. Fast widerwillig, den Hut in der Hand, folgte er ihm daher ins Zimmer zurück. „Mit was kann ich dienen, Herr Doktor?"

„Wo ist Frau Amtsrichter Mielke?" war auch schon die unmittelbare Erwiderung Pauer's

„Ich denke, das müßten Sie am besten wissen?"

Fast mitleidig blickte dieser zum Rechtsanwalt nieder. „Ich wünschte, ich wäre ihr das, was Sie anzunehmen scheinen, dann hätte sie doch einen Ort, wo sie das müde Köpfchen niederlegen dürfte! O Ebeling — besudeln Sie nicht das Weib mit Ihrem schmutzigen Verdacht, — wir beide sind nicht wert, den Zipfel ihres Gewandes zu küssen!"

Der Rechtsanwalt wollte aufbrausen, doch die letzten, in tiefster Innigkei gesprochenen Worte ließen ihn betroffen zurückweichen. „Das sagen Sie, Pauer?"

„Gottlob, daß ich es sagen kann, — ja, sie hat mir den Glauben an Unschuld und Tugend des Weibes zurückgegeben Auf meinen Knieen möchte ich es ihr danken!"

Wie sich besinnend, legte Ebeling die Hand an die Stirn, — hatte er wirklich recht gehört? „So ist also die Scheidung ein Narrenspiel?" fuhr er auf „ein unseliges Mißverständnis, das ich aufklären muß!"

„Um sein Leben sorgen zu müssen, ein Mißverständnis? Ebeling, haben Sie denn die Wunde nicht gesehen, welche die rohe Hand des Gatten Regina schlug?" und als er aus der Miene Ebeling's entnehmen mußte, wie dieser ihn in Unkenntnis der Thatsache nicht verstand, sprach er ihm von allem, was bis zu seinen Ohren gedrungen. „Ich segne jenen Tag, der ihre unwürdigen Fesseln löste, der sie mir erreichbar machte!"

Erschüttert, fassungslos stützte Ebeling den Kopf in die Hände: „Wie kann ich wieder gut machen, was ich ihr angethan! O Pauer, Sie wissen nicht, welchen Schimpf ich ihr ins Gesicht geschleudert."

Doch das triumphierende Leuchten auf Pauer's Antlitz wollte auch jetzt nicht mehr weichen. „Was weiß ein Engel wie sie von Unversöhnlichkeit?" —

Es war hohe Zeit gewesen, daß Ebeling Mielke in seiner wahren Gestalt kennen gelernt, denn schon wenige Tage später kam dieser mit allen Zeichen lebhaftester Erregung zu ihm. Die Novelle seiner Frau, welche inzwischen in der Revue im Druck erschienen, rief einen wahren Sturm des Entzückens hervor, weit über die Grenzen des gewöhnlichen Lesepublikums hinaus, und alle Kollegen, unbekannt mit den inzwischen abgespielten Ereignissen, gratulierten ihm, der vollständig konsterniert vor den Thatsachen stand. Das Hühnlein mit den goldenen Eiern war in seiner Gewalt gewesen, und er hatte es fliegen lassen! Doch nein, noch war es nicht ganz aus dem Bereich seines Armes, und unter lebhaften Beteuerungen

seiner Liebe für die angebetete Frau erklärte er es für eine Unmöglichkeit, sich von ihr zu trennen!

„Ich bitte dich, Ebeling, — die Frauen sind so leicht zu leiten! Sage ihr, daß die Scheidung nicht angängig sei, aus diesen oder jenen Gründen, unbekannt mit dem Gesetz wird sie es glauben müssen und sich in ihr unabänderliches Schicksal finden —"

„Und jene Wunde auf der Stirn wird verheilen, nicht wahr?" fragte Ebeling verächtlich — nun hatte er ganz die Erbärmlichkeit dieses Mannes kennen gelernt. „Aber Mielke, ich glaube, daß du dich verrechnet hast. Welche Frau wüßte heutzutage nichts von jenem Paragraphen im Gesetzbuch, der von roher Mißhandlung zwischen Eheleuten spricht und ihren Folgen?"

„So hat sie geschwatzt? Erbärmliches Geschöpf, das sein Wort brach!" stieß Mielke mit kläglichem Pathos hervor, tief zu Boden geschmettert von dieser plötzlichen Wendung der Dinge.

„Du irrst dich! Ihr Mund hat geschwiegen selbst auf Kosten von Glück und Ehre, aber nicht die Wunde selbst und euer Dienstbote! Ich rate dir, Mielke," fuhr Ebeling drohenden Tones fort, — „dich in früherer Bereitwilligkeit zu zeigen, sonst werde ich für deine Frau sprechen!" — — — —

Wie der Ozean war die Riesenstadt über Regina zusammengeschlagen, und oft fragte sich Pauer in schmerzlicher Sorge, ob sie ganz der Residenz den Rücken zugekehrt habe, fried- und freudlos hinaus ins weite Reich gepilgert sei, da alle Bemühungen der Männer, sie aufzufinden, vergebliche waren, selbst die bis zur äußersten Grenze einer unbescholtenen Dame gegenüber anzuwendende polizeiliche Nachforschung! Eine simple Frau Müller ist nicht leicht unter den tausenden ihrer Namensschwestern herauszufinden, wenn — sie sich verbergen will! —

Ihre Scheidungsangelegenheit war inzwischen fortgeschritten, dem Abschluß nahe, — auch ohne ihre Gegenwart, hatte Ebeling doch ihre Vollmacht in Händen. — Aber letzterer sah diese Wendung der Dinge nur zu ungern, so bequem sie einem andern auch gewesen wäre, die Schuld gegen Regina lag schwer auf seinem ehrlichen Sinn; bis er nicht ihre Verzeihung hatte, fand er selbst an der Seite seiner Braut keine Ruhe.

Doch die junge Frau erschien wie weggeweht aus ihrem Gesichtskreise, und die einzige Spur, die der rastlose Pauer im Lauf der nächsten Wochen fand, war nicht geeignet, seine sorgenvolle, sehnsüchtige Unruhe zu beschwichtigen. Er entdeckte in einer der größeren Zeitungen einen Roman Regina's, reizvoll durch und durch, wenn auch das Glück des Einzelnen allzusehr der allgemeinen Lebensforderung unterworfen schien, und es gelang ihm, in Erfahrung zu bringen, daß ein Agent ihn dem Blatte angeboten, und zwar der Leiter eines litterarischen Bureaus, der berüchtigt war, die in der Lesewelt meist noch unbekannten Autoren, welche sich an ihn wendeten, wie eine Zitrone auszupressen, ohne ihnen nennenswerte Honorare zu zahlen. Der Anfänger mußte ja froh sein, sich nur gedruckt zu sehen! — In solche Hände war nun Regina, geschäftlich gänzlich uner-

fahren, gefallen, — die Arme brauchte ja Geld, ihren Hunger zu stillen, konnte es ihn wundern, daß sie nach jedem Gebot gegriffen?

Vergeblich suchte Pauer den Mann zum Sprechen zu bringen, dieser hatte augenscheinlich schwerwiegende Gründe, das Regina gelobte Schweigen inne zu halten. Die Werke der schüchternen Frau sollten ihm ja zur Goldgrube werden, deren Ausbeute er keinem andern übergeben wollte, so lange es in seiner Macht stand!

Ratlos stand Pauer endlich von dieser Art Nachforschungen ab. Aber hatte er diese schwere Sorge Tag und Nacht, diese riesengroß anwachsende Sehnsucht nach der geliebten Frau nicht reichlich verdient? Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, sie zu finden, aber es konnte ihm nur auf einem anderen Wege gelingen als dem bisher betretenen, das sah er ein, und nur dem einen nachgrübelnd, verbrachte er die nächsten Tage, bis er endlich — gefunden zu haben meinte! — —

Der Mai brachte den kunstliebenden Kreisen der Hauptstadt eine ganz besondere Überraschung in Gestalt roter, mächtiger Zettel an allen Litfaßsäulen, die in riesenhaften Lettern reklamehaft dem Publikum die während dreier Tage stattfindende Separat-Ausstellung eines Bildes verkündeten, „der Hexe" von Dr. Pauer, dem gefeierten Schriftsteller, dessen Meisterschaft auch auf diesem Gebiete bisher nur den Intimen bekannt gewesen. Alle Zeitungen brachten schwungvolle Vorbesprechungen, — Pauer hatte allen ihm zu Gebote stehenden Apparat aufgeboten, die Kunde von diesem Gemälde wie mit Posaunenstößen in die Welt hinaus zu schmettern, — konnte Regina teilnahmlos an ihrer Schöpfung vorübergehen?

Wenn sie es zu besehen kam, wie er mit glühender Sehnsucht hoffte, so durfte er sie nicht zu der Zeit erwarten, wo die schaulustige Menge sich vor dem Bilde drängte, — heimlich, ungestört würde sie es wieder zu sehen suchen, früh am Morgen, wenn es den Beschauer noch in den Federn hält, oder Amt und Wirtschaft ihm keine Zeit läßt, und in Anbetracht dieser Folgerung setzte er die Eröffnung zu ungewöhnlich früher Morgenstunde an.

In einem, dem Ausstellungsgemach benachbarten Zimmer hielt er sich auf, um durch die Glasthür mit steigender Erregung die Eintretenden zu mustern, doch die beiden ersten Tage vergingen ohne Regina's Besuch. Wenn auch dieses Mittel fehlschlug?

Hielt sich Regina noch in der Stadt auf, so mußte sie die schon seit Wochen aushängenden Ankündigungen des Bildes gelesen haben, — sie konnten nicht spurlos an ihr vorübergegangen sein. Vielleicht tobte aber ein harter Kampf zwischen Vorsicht und heißem Verlangen in ihr, und siegte das letztere, so blieb ihr nur noch der dritte Tag. Wenn aber die Vorsicht triumphierte oder gar die — Gleichgültigkeit? Hatte Regina das Band zwischen ihnen zerrissen, schauderte die Reine bebend vor ihm zurück? Schlaflos verbrachte er die Nacht mit jener immer wiederkehrenden Frage, wie er weiter leben sollte ohne sie, und die ernsten, schweren Gedanken wichen nicht von ihm, die mit eisernem Griff so manches knickten, was sich in seinem Innenleben auf Kosten des Guten üppig

breit gemacht. „Ein neues Leben", gelobte er nur immer wieder, — wie könnte es auch anders möglich sein, wurde Regina die Seine? — —

Ehe noch der Beamte am nächsten Morgen den Ausstellungsraum geöffnet, stieg er auch schon blaß und übernächtigt die Stiege empor. Alle frohe Zuversicht früherer Zeit war dem verwöhnten Liebling der Frauen abhanden gekommen, und schwer ließ er sich in den Sessel hinter der Thür sinken. Zu was er noch diesen Posten behauptete, Regina würde nimmermehr kommen, sie mußte ihn ja verabscheuen, und mutlos ließ er seine Stirn in die Hand sinken!

Ein leiser, banger Seufzer schreckte ihn aus seinem verzagten Hinbrüten empor, und mit weitgeöffneten Augen erhob er sich langsam von seinem Sitz. Träumte er oder stand dort wirklich die Heißgeliebte? Doch der Ruf, der ihm Gewißheit verschaffen sollte, fand nicht den Weg über die Lippen, fast taumelnd vermochte er nur in die Thüröffnung zu treten, mit flehender Bitte in den Augen.

Tief erschreckt hatte sich die junge Frau nach der Störung umgeblickt, als sie sich aber plötzlich Pauer gegenüber sah, preßte sie fassungslos die Hände vor das Antlitz. Großer Gott, wie sollte sie vor diesen heißgeliebten, heißbegehrten Augen bestehen?

„Regina, warum hast du dich und mich so unsäglich gequält? Mußte dich erst dein Ebenbild zu mir locken?"

Langsam, kraftlos glitten die Arme an ihrem Körper nieder, und ein dunkler Blick streifte das Gemälde. „Erst die Narbe auf der Stirn hat mir das verraten," stammelte sie, „ich wußte nichts von jener Ähnlichkeit. Eine Hexe," nickte sie dann, — „so lange sahst du schon in mir jene Verworfene, die sich bewußt in ihr Verderben stürzt, während ich doch blind, ahnungslos am Abgrund hinschritt! Gott weiß es, daß ich die unselige Liebe in mir nicht ahnte, bis es zu spät war," stieß sie in jähem Aufschrei hervor, — „nun reißt sie mich mit sich fort, unhaltbar, in die glühende Pein, aus der es kein Entrinnen giebt, keine Rettung!"

„Nicht so, Regina," forderte Pauer, mit schnellen Schritten an ihre Seite eilend, sie ungestüm zu umfassen. „Schmähe nicht den Wunderbronnen, aus dem ich Heilung schöpfte. Ach Kind, was hat deine Liebe aus mir gemacht, nach der ich wie ein Verschmachtender durste. Regina, Geliebte, was ist mir noch das Leben ohne dich? Ich kann dich nicht mehr lassen, nicht in alle Ewigkeit!"

Jäh warf sich ihr schlanker Körper, durch den ein Beben zog, zurück, und sekundenlang, ohne mit den Wimpern zu zucken, starrte sie ihm in die Augen. „Ulrich, Ulrich," hauchte sie im verzweifelten Kampf ihrer Seele, dann plötzlich schlang sie die Arme um seinen Hals. „Mag sich Gott meiner erbarmen, ich kann nicht anders! Ginge es auch in den Tod, in die Hölle, — ich bin dein!"

Tieferschüttert preßte er sie an sich. „Ich bin dieser Liebe nicht wert," flüsterte er mit erstickter Stimme, und ein heller Tropfen blinkte in den dunklen

Augen, dann richtete er sich straff empor. „Ein neues Leben, das nichts gemein haben soll mit dem Reiche der Finsternis" rief er in hellem Jubel. „Kann es denn einem anderen Ziel zustreben als dem in lichten Höhen, wo ein gnädiger Gott Erbarmen übt, da du mich geleitest, mein guter Geist?"

Auch ein Wort über Telepathie.

Von

Ludwig Büchner.

In dem Januarheft Ihrer geschätzten Zeitschrift bringen Sie einen Aufsatz über „das Geheimnis der Telepathie und die moderne Naturwissenschaft" von Camille Flammarion, in welchem zwei Dinge in Konnex oder Verbindung gebracht werden, welche nach der Ansicht des Verfassers dieses Aufsatzes den diametralsten Gegensatz bilden, nämlich Wunderglaube und Wissenschaft. Herr Flammarion glaubt an eine „sinnliche Wahrnehmung von Dingen und Ereignissen aus weiter Ferne," während die Wissenschaft es für absolut unmöglich erklären muß, daß eine sinnliche Wahrnehmung außerhalb des natürlichen Bereichs der Sinne stattfinden könne. Niemand kann dasjenige sehen, was seinem Gesichtskreise entrückt ist, oder einen Schall hören, dessen Luftwellen nicht sein Gehörorgan erreichen oder in Schwingung versetzen, oder eine Blume riechen, deren Düfte nicht mit seiner Nasenschleimhaut in Berührung kommen, oder einen gut verschlossenen Brief lesen oder Personen sehen, welche nicht da sind, außer durch Erregung der Einbildungskraft, oder seine Gedanken andern mitteilen ohne jedwede sinnliche Vermittlung u. s. w. u. s. w. Dieses sind Wahrheiten oder Erfahrungs-Thatsachen so alltäglicher Natur, daß eigentlich kein Mensch im Ernste daran zweifeln kann, und daß unser ganzes gesellschaftliches Leben darauf basiert ist. Wer würde es wagen, etwas zu thun oder zu reden oder zu denken, was andere nicht sehen oder hören oder wissen sollen, wenn er voraussetzen müßte, daß es Menschen gäbe, welchen eine Gabe verliehen ist, die man sonst nur Gott zuzuschreiben pflegt, nämlich in das Verborgene oder in die Tiefen des Herzens oder des Geistes zu sehen? Oder warum vertrauen wir die wichtigsten Geheimnisse unseren Briefen an, wenn wir nicht sicher wüßten, daß sie niemand lesen kann außer nach gewaltsamem Erbrechen? Oder wer würde sich in seinen Entschließungen noch sicher glauben, wenn er befürchten müßte, daß er durch psychische Einwirkung eines Dritten aus der Ferne und ohne eignes Zuthun nach Belieben in seinen Gedanken, Empfindungen oder Handlungen bestimmt werden könnte? Oder wer würde es wagen, ein wichtiges Geheimnis zu bewahren, wenn er Gefahr laufen müßte, daß ihn eines schönen Tages ein sogenannter Gedankenleser überraschen und seine geheimsten Gedanken von seiner Stirn ablesen würde? Wie, sagt

schon Baid, der berühmte Entdecker des Hypnotismus, wie kann man glauben, daß ein Sehen in die Ferne stattfinden könne, wenn schon ein einfacher Bogen Papier, den man zwischen das Auge der Hellseherin und die zu lesenden Schriftzeichen bringt, hinreicht, um ihr das Lesen unmöglich zu machen? Es ist, so fährt er weiter fort, eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes, so etwas für möglich zu halten. Unsere ganze gesellschaftliche Ordnung müßte auf das tiefste erschüttert werden, wenn es dennoch möglich wäre, und wenn die bekannten Kunststücke der gewerbsmäßigen Magnetiseure, Spiritisten und Gedankenleser auf etwas Anderem als auf Geschicklichkeit oder auf natürlichen Vorgängen und Zusammenhängen beruhen würden. In der That haben denn auch alle ernsthaften Prüfungen angeblicher Hellseherei ohne Ausnahme jedesmal zu negativen Resultaten geführt; und es konnte auch nicht ein einziger Fall einer übernatürlichen Fähigkeit oder eines Wahrnehmens außerhalb des natürlichen Bereichs der Sinne (mit Einschluß der durch Hypnose künstlich erzeugten Hyperästhesie oder übergroßer Empfindlichkeit einzelner Sinnesorgane) konstatiert werden — obgleich zahllose Versuche dieser Art gemacht und hohe Preise auf das Gelingen derselben gesetzt worden sind.

Die Erzählungen, welche Herr Flammarion in seinem in Rede stehenden Aufsatz mitteilt, unterscheiden sich in nichts von hunderten und tausenden ähnlicher Erzählungen, wie man sie in Wort und Schrift so häufig zu hören oder zu lesen bekommt. Sie sind nicht einmal alle authentisch, sondern rühren zum Teil aus dritter Hand her; auch befindet sich nicht eine einzige eigene Beobachtung darunter. Überdem sind es keine „Thatsachen", wie sie der Herr Verfasser in sonderbarer Verkennung des Sachverhaltes nennt, sondern sie gehören samt und sonders in jenes reiche Gebiet von Ahnungen, Träumen, Gesichten, Geister- und Gespenster-Erscheinungen, welche sich alle auf subjektivem Boden oder auf dem Boden einer überreizten oder krankhaft erregten Phantasie einzelner Personen bewegen. Anfangs oder im Grunde sehr unbestimmt oder formlos, pflegen sie erst in der Erinnerung und bei öfter wiederholter Erzählung eine solche feste Gestalt anzunehmen, welche dem Erzählten den Anschein der Wirklichkeit verleiht, und welche den Erzähler selbst daran glauben läßt. Endlich passen sie im Grunde gar nicht recht unter die Rubrik oder Aufschrift, welche ihnen Herr Flammarion als Beweise s. g. „Telepathie" gegeben hat. Unter Telepathie (wenigstens im engeren Sinne) versteht man unsres Wissens nicht das Hellsehen oder die Clairvoyance, auch nicht Gesichte und Geister-Erscheinungen, sondern eine „Fernwirkung des Denkens" oder dasjenige, was die gewerbsmäßigen Magnetiseure als s. g. „Magnetisieren aus der Ferne" bezeichnen und was die französischen Gelehrten neuerdings als Suggestion mentale (geistige Suggestion oder Einflüsterung) unter eine mehr wissenschaftliche Rubrik gebracht haben. Das Magnetisieren aus der Ferne ist eine geistige Einwirkung eines angeblich mit einer besonderen magnetischen Kraft ausgestatteten Experimentators auf das Vorstellungs- und Empfindungs-Leben entfernter, aber mit dem letzteren in s. g. „magnetischem Rapport" stehender Personen — so daß diese Personen z. B. einschlafen oder eine bestimmte Em-

pfindung haben oder gewisse Bewegungen oder Handlungen ausführen müssen, wenn es der Magnetiseur wünscht oder will, ohne daß irgend eine weitere Berührung oder Verständigung zwischen beiden stattgefunden hätte. Dieses ist also eine Telepathie oder (wörtlich übersetzt) eine Fern-Empfindung oder ein aus der Ferne veranlaßter leidender Zustand im eigentlichen Sinne des erst neuerdings in Mode gekommenen Worts. Da nun der „magnetische Rapport" physiologischerseits längst in das Gebiet der Märchen verwiesen ist, so müssen wir uns nach einer andern Erklärung für derartige Erscheinungen umsehen — vorausgesetzt, daß sie als solche wirklich als vorhanden angenommen werden müssen. Diese Erklärung liefert uns der hypnotische Zustand und die soeben erwähnte geistige Suggestion oder Gedanken-Übertragung aus der Ferne, welche gewissermaßen als die höchste Stufe der Suggestion überhaupt angesehen werden kann. Die gewerbsmäßigen Magnetiseure halten diese Art der Suggestion für sehr gewöhnlich und erklären sie, wie gesagt, durch den magnetischen Rapport, in welchem sie angeblich zu den von ihnen dressierten oder trainierten Subjekten stehen, während ernste Forscher behaupten, daß dieselbe sehr selten und nur bei sehr disponierten Subjekten, auch nur nach langer hypnotischer Vorbereitung, welche dem Subjekt den festen Glauben an das Bestehen eines geheimnisvollen, geistigen Rapports mit dem Experimentator beibringen, zu beobachten sei. Auch geben sie zu, daß selbst unter solchen Umständen das Mißlingen derartiger Experimente die Regel, und daß nur in einer kleinen Anzahl von Fällen auf einen mehr oder weniger deutlichen Erfolg zu rechnen sei.

Selbstverständlich streitet die Annahme einer Gedanken-Übertragung ohne weitere Vermittlung als durch den Gedanken selbst — einerlei ob im hypnotischen oder nicht-hypnotischen Zustand — so sehr gegen alle Wissenschaft und Erfahrung, daß man dieselbe ohne die Möglichkeit einer natürlichen Erklärung wissenschaftlicherseits gar nicht in Betracht zu ziehen nötig haben würde und alle derartigen Beobachtungen ohne weiteres in das Gebiet absichtlicher oder unabsichtlicher Täuschungen oder Zufälligkeiten verweisen könnte. Denn die von mancher Seite versuchte Zuhilfenahme der Elektrizität erklärt in dieser Sache gar nichts und kann nur von Leuten versucht werden, welche weder hinreichende physikalische noch hinreichende physiologische Kenntnisse besitzen. Die wirkliche Erklärung ist viel einfacher und weniger weit herzuholen.

Vor allem muß hierbei die bereits erwähnte Hyperästhesie oder gesteigerte Empfindlichkeit einzelner Sinnesorgane bei den somnambulen oder hypnotisierten Personen in Rechnung gezogen werden. Dieser Umstand macht es den genannten Personen möglich, Dinge, Geräusche oder äußere Zeichen wahrzunehmen, die zwar den Umstehenden oder der Umgebung verborgen bleiben, aber für den gesteigerten Empfindungszustand des Subjekts bemerkbar sind. Das Subjekt selbst hat davon keine klare Erkenntnis, kein wachendes Bewußtsein und daher auch keine Absicht zu simulieren; es fühlt oder empfindet, ohne zu wissen wie? Übrigens ist eine solche Gefühlssteigerung durchaus nichts Abnormes oder Unnatürliches und lehnt sich an längst bekannte Erscheinungen an. Man denke nur an die bekannte

Steigerung der Perceptionsfähigkeit des Tastgefühls bei Blinden oder an die Geschicklichkeit, mit welcher die Taubstummen die gesprochenen Worte von den Lippen der Sprecher, selbst unter den schwierigsten Umständen, ablesen oder auch ohne dieses die Gedanken ihres Gegenüber an den äußerlichen Zeichen der inneren Sprache erraten. Damit verbindet sich die wunderbare Steigerung des Gedächtnisses und der Aufmerksamkeit in hypnotischen Zuständen höheren Grades.

Das Subjekt ist also fähig, Zeichen oder Bewegungen des Magnetiseurs wahrzunehmen, welche so gering sind, daß sie anderen Personen entgehen. An solchen Zeichen fehlt es aber niemals, auch ohne daß die Absicht dazu bestünde. Man braucht sich nur an das Gedankenlesen zu erinnern, um zu erkennen, daß es keinen auf bestimmte Gegenstände gerichteten Gedanken giebt, der sich nicht durch gewisse Muskelbewegungen des Denkenden verraten würde, wenn diese Bewegungen auch noch so leise sind. Auch ist es physiologisch längst erwiesen, daß jedem psychischen Vorgang gewisse Veränderungen im Gefäßsystem entsprechen, welche von Änderungen der Gesichtsfarbe, der Temperatur, der Ausscheidung u. s. w. begleitet sind. Mit anderen Worten, es geht nichts in unserem Geiste vor sich, das nicht eine Änderung oder Mitleidenschaft der Substanz im Gefolge hätte, und niemand kann sagen, bis zu welchem Grade solche Änderungen für ein gesteigertes Empfindungsvermögen bemerkbar sind. Sind es nicht Bewegungen der Lippen, des Gesichtes, der Zunge, der Augen, der Glieder, welche zu Verrätern werden, so können die nur für das Ohr des Subjekts hörbaren Muskel- oder Bewegungsgeräusche die Verräter-Rolle übernehmen, wobei nicht zu vergessen ist, daß der Suggerant sich alle denkbare Mühe giebt, um den einwirkenden Gedanken in sich recht lebhaft werden zu lassen, und daß solches nicht ohne unwillkürliche oder wenigstens unabsichtliche Muskelanstrengungen und sogar nicht, wie man an sich selbst beobachten kann, ohne Vermehrung der Pulsschläge vor sich gehen kann. Es findet also ein unbewußter oder ungewollter Selbstverrat des Hypnotiseurs statt, und die auf solche Weise veranlaßten Geräusche können selbst dann zu Verrätern werden, wenn das Subjekt verbundene Augen hat oder dem Hypnotiseur den Rücken zukehrt.

Dazu kommt, daß bei derartigen Versuchen in der Regel nicht die unumgänglich nötige Vorsicht beobachtet, und daß eine der häufigsten Ursachen des Irrtums durch die mündliche, indirekte und unbeabsichtigte Suggestion gebildet wird. „Man muß wissen", sagen Binet und Féré in ihrer ausgezeichneten, die reichen Erfahrungen auf der Charkot'schen Klinik in Paris verwertenden Schrift über tierischen Magnetismus, „daß gewisse Hysterische, wenn sie einmal eingeschläfert sind, so sensible Subjekte werden und so fein reagieren, daß kein gesprochenes Wort oder keine noch so flüchtige Geberde ihnen entgeht. Sie sehen und hören alles und behalten es im Gedächtnis, wie vervollkommnete Registrierungs-Apparate. Es kann daher sehr leicht vorkommen, und es kommt in der That vor, daß der Operateur, welcher ein Resultat zu erhalten wünscht, das Subjekt durch einen Blick, ein Wort oder eine unvorsichtige Geberde auf den rechten Weg bringt," u. s. w.

Alles dieses ist um so leichter möglich, als, wie bereits bemerkt, die Versuche nur ausnahmsweise und nur bei solchen Personen gelingen, welche bereits hypnotisch erzogen oder öfter suggeriert worden sind und welche die dunkle Empfindung dessen haben, was mit ihnen geschehen soll und was wohl schon öfter mit ihnen geschehen ist. Gewohnheit und Erziehung wirken hier zusammen, um eine Art unbewußter geistiger Beziehung zwischen dem Subjekt und dem Operateur hervorzubringen, welche übrigens nicht dem letzteren spezifisch anhaftet, sondern sich auch bei jedem anderen Operateur, welcher in gleicher Weise verfährt, geltend machen kann.

Ganz besondere Vorsicht gebietet sich selbstverständlich bei den gewerbsmäßigen Magnetiseuren, welche die ihnen dienenden Subjekte in der Regel jahrelang dressieren oder trainieren und auf diese Weise in der That einen geistigen Rapport mit ihnen herstellen, der aber nicht magnetischer, sondern sehr natürlicher Art ist. Bis zu welchen geradezu wunderbaren und fast unbegreiflichen Leistungen ein solcher jahrelang geübter Rapport oder Verständigungs-Mechanismus mit Hilfe von Verständigungsmitteln, welche für die Umgebung vollständig unbemerkbar sind, getrieben werden kann, haben die in einer Reihe von Städten produzierten öffentlichen Vorstellungen eines Herrn Homes und seiner Frau, welche aus ihrer Kunst gar kein Geheimnis machten, zum höchsten Erstaunen aller Anwesenden gezeigt. Auch verstehen es jene Künstler, auf allerlei Weise ihren Subjekten den festen Glauben beizubringen, daß sie ganz in ihrer magnetischen Gewalt seien und unbedingt alles thun müßten, was man von ihnen verlangt, oder eine Art unbedingter und instinktiver geistiger Unterwerfung zu erzielen. Ja, sie kommen schließlich, wenn sie sehen, welche Gewalt sie über ihre Subjekte ausüben, unwillkürlich selbst zu dem Glauben oder zu der Überzeugung, daß ihnen eine wirkliche magnetische Kraft innewohne, und daß sie von derselben auch anderen Personen gegenüber Gebrauch machen könnten. Daher kann man, ohne falsch zu gehen, sagen, daß eine große Anzahl der von den Verteidigern des ehemaligen tierischen Magnetismus angeführten Thatsachen richtig, und daß nur ihre Interpretation im Sinne eines tierisch-magnetischen Rapports oder Fluidums unrichtig ist.

Wenn nun diese Gesichtspunkte richtig oder stichhaltig sind, so fällt der Unterschied zwischen mündlicher und geistiger Suggestion zugleich mit dem anscheinend Wunderbaren der letzteren ganz hinweg, und beide Arten von Suggestion gehen in einander über. In der That haben die wissenschaftlichen Verteidiger der geistigen Suggestion im Angesicht solcher und ähnlicher Erwägungen die Annahme der letzteren für alle solche Fälle, wo der Hypnotiseur in Gegenwart des Subjekts operiert, bereits aufgegeben und sich auf das Feld derjenigen Suggestionen zurückgezogen, welche aus weiter oder wenigstens räumlich vollständig getrennter Entfernung und ohne jeden Kontakt zwischen Operateur und Subjekt geschehen sollen. Eine solche Suggestion würde nun allerdings eine Telepathie im wahrsten und eigentlichsten Sinne des Wortes oder einen leidenden, durch rein geistige Einwirkung einer entfernten Person verursachten Zustand des Subjekts darstellen und sie würde, wenn keine andere Erklärung möglich

wäre, die Möglichkeit einer Gedankenübertragung von einer Person auf die andere ohne jede weitere Vermittelung als durch den Gedanken selbst außer Zweifel stellen. Die philosophischen Konsequenzen einer solchen Möglichkeit würden von ganz enormer Tragweite sein und einen unumstößlichen Beweis für die Richtigkeit der spiritualistischen Anschauung über das Verhältnis von Geist und Stoff liefern. Ich wage nicht zu sagen „von Kraft und Stoff", da in der physikalischen Wissenschaft die Möglichkeit einer Kraftübertragung ohne Stoff oder ohne materielle Basis schon seit den Zeiten Newton's vollständig ausgeschlossen ist. Dem gegenüber würde die Gedankenübertragung durch den bloßen Gedanken beweisen, daß das Verhältnis von Geist und Stoff ein ganz anderes und demjenigen von Kraft und Stoff in keiner Weise vergleichbares oder ganz anderen Gesetzen unterworfenes ist. Der Geist würde als etwas von der Natur und ihren Gesetzen Abgetrenntes und Unabhängiges erscheinen, und die letzte Konsequenz würde ein gänzlich unvereinbarer und verwirrender Gegensatz zwischen dieser Erfahrung und tausend anderen Erfahrungen über die naturnotwendige Verbindung von Geist und Stoff sein.

Glücklicherweise ist die ganze Sache nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Anblick aussieht; und wenn auch die Erscheinung selbst nicht ganz abzuleugnen ist, so ist sie doch überaus selten und kommt nur unter ganz besonderen Umständen vor, welche sich der wissenschaftlichen Bestimmtheit noch mehr oder weniger entziehen. Doch wird man nicht fehl gehen, wenn man die bis jetzt beobachteten (überdem in der Regel mehr oder weniger zweifelhaften) Vorkommnisse aus s. g. Autosuggestion oder Selbst-Hypnotisierung, Selbsteinflüsterung, erklärt. Man kann z. B. ein eingeübtes oder hypnotisch erzogenes Subjekt sehr leicht aus der Ferne einschläfern, wenn dieses Subjekt weiß, daß in dem anstoßenden Zimmer ein Magnetiseur sich aufhält, mit dem dasselbe in magnetischem Rapport zu stehen glaubt, oder von dem es mit Recht voraussetzt, daß er auf dasselbe einzuwirken sucht. Der bloße Gedanke daran genügt, um die Wirkung eintreten zu lassen, und genügt um so mehr, je öfter solche Vorgänge sich bei einer und derselben Person wiederholen. Das Nämliche ist auch möglich bei noch viel weiteren Entfernungen, wie z. B. von einer Stadt zur andern, wenn das Subjekt den Tag und die Stunde kennt, in welcher die Operation vor sich gehen soll, oder wenn man die Subjekte durch Berührung von Gegenständen einschläfert, von welchen sie glauben, daß dieselben tierisch-magnetische Kraft besäßen oder mit dem magnetischen Fluidum geladen seien. Die ganze Erscheinung der Autosuggestion ist, wie es ja auch der Name besagt, eine rein subjektive und erklärt alle die vielen wahren und halbwahren Erzählungen der gewerbsmäßigen Magnetiseure über das „Magnetisiren aus der Ferne," welches bei ihren Produktionen eine so bedeutende und mit dem wahren Zusammenhang unbekannte Personen so sehr verblüffende Rolle spielt. Ein eifriger Anhänger des Mesmerismus, Herr Morin, hat selbst in vielen Fällen konstatiert, daß es genügt, eine Somnambule glauben zu machen, sie würde aus der Ferne magnetisiert, um sie sofort in Schlaf verfallen zu lassen, während umgekehrt, wenn das Subjekt nicht wußte, daß sich der Magnetiseur in Gedanken mit ihm beschäftigte, alle noch so

heftigen Anstrengungen erfolglos blieben. „Man sieht,“ sagt Herr Morin, „daß ohne Einbildungskraft die magnetische Kraft im Stiche läßt; die Wirkung ist daher eine imaginäre.“ (A. S. Morin: Du Magnetisme et des sciences occultes, Paris 1860). Dieses zeigt sich auch darin, daß nach der Angabe zuverlässiger Beobachter die Versuche geistiger Suggestion oder der Fernwirkung durch den Gedanken im Zustand des Wachens oft noch besser gelingen als während des hypnotischen Schlafs. Wenn es z. B. einem Operateur gelingt, in Gesellschaft oder von einem anderen Zimmer oder selbst von der Straße aus wachende Personen, mit denen er in hypnotischen Beziehungen steht, geistig zu beeinflussen oder einzuschläfern oder dahin zu bringen, daß sie den Operateur bitten, er möge sie in Ruhe lassen, so kann dieses nur durch Autosuggestion oder Selbsthypnotisierung geschehen sein, d. h. durch die Einbildungskraft des Subjekts, welches entweder das Auge des Hypnotiseurs auf sich gerichtet sah oder aber seine Schritte hörte oder aus irgend einem noch so unbedeutenden Anzeichen auf seine Nähe schloß. Trotzdem sind die gelungenen und unzweifelhaften Versuche oder Vorkommnisse dieser Art, wie bereits bemerkt, so selten, daß man auch den Zufall zur Erklärung zu Hilfe nehmen kann, während, wenn eine wirkliche Telepathie möglich wäre, dieses jeder Zeit müßte demonstriert oder experimentiert werden können. Was und wie bedeutendes übrigens auf diesem Gebiete die Einbildungskraft zu leisten vermag, könnte an zahllosen, noch weit schlagenderen Beispielen aus Leben und Geschichte nachgewiesen werden. Wenn Luther auf der Wartburg in mitternächtiger Stunde den Teufel in leibhaftiger Gestalt vor sich sah und das Tintenfaß nach ihm warf, oder wenn in den abergläubischen Zeiten des Mittelalters dieser selbe Teufel von tausenden gesehen und nach seinem Aussehen genau beschrieben wurde, oder wenn in einer von Hexenglauben ganz durchseuchten Zeit sonst ganz verständige Männer oder Frauen einen Eid darauf ablegten, daß sie diese oder jene Hexe auf einem Besenstiele durch die Luft hätten reiten oder mit dem Teufel Unzucht treiben sehen, oder wenn sich selbst noch in heutiger Zeit jeden Augenblick Leute finden lassen, welche bereit sind zu beschwören, daß sie die Mutter Gottes oder andere Heilige, wie z. B. die berühmte Heilige von Lourdes, in dieser oder jener Gewandung an diesem oder jenem Orte mit eignen Augen gesehen hätten — so sind dieses Wirkungen der Einbildungskraft, im Vergleich mit denen die Einbildungen der angeblich telepathisch beeinflußten Personen oder die Geistererscheinungen, von denen Herr Flammarion erzählt, reine Kinderspiele der Phantasie sind. Die Geschichte des Teufels, der Hexerei, der Besessenheit, der dämoniakalischen Epidemien oder der suggerierten Gesamthallucinationen, welche, wie Professor Bernheim treffend sagt, wie ein abscheulicher Alp auf den vergangenen Jahrhunderten lasten, zeigt deutlich, bis zu welchen haarsträubenden Verirrungen der menschliche Geist durch irregeleitete Phantasie gebracht werden kann. Rechnet man dazu das Heer der eingebildeten Krankheiten, die Wunderkuren, die religiösen Selbstpeinigungen, die durch Askese herbeigeführte Schmerzlosigkeit und so vieles dem Ähnliches, so darf uns auf diesem weiten Gebiete nichts anscheinend noch so Wunderbares in Erstaunen setzen. Wie weit in diesen Dingen die Macht des Geistes über den

Körper zu gehen im stande ist, hat bereits Braid in seiner 1846 erschienenen ausgezeichneten Schrift über den Gegenstand an zahlreichen, von ihm selbst beobachteten Beispielen erläutert, unter Beifügung der vortrefflichen, aus eigner Erfahrung geschöpften Bemerkung: „Das Vergnügen, angeführt zu werden, ist ebenso groß wie das, anzuführen."

Freilich hat Herr Flammarion Recht, wenn er sich darauf beruft, daß die menschliche Wissenschaft unvollkommen sei, und daß es „mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt." Nur dürfen diese Dinge nicht solche sein, welche mit allem, was uns Vernunft und Wissenschaft kennen gelehrt haben, mit anerkannten Naturgesetzen, mit unumstößlichen Wahrheiten in grellem Widerspruch stehen. Als der Tischrückungs-Wahnsinn die meisten Menschen ergriffen hatte, dachte kein ernsthafter Gelehrter daran, seine Kräfte an eine wissenschaftliche Widerlegung dieses Unsinns zu verschwenden; er wartete es einfach ab, bis die Zeit die Narren kuriert haben würde, weil er wußte, daß die ganze Sache eine naturgesetzliche Unmöglichkeit sei. Ebensowenig dürfen Erzähler von Geistererscheinungen oder Gespenstergeschichten oder zu einer bestimmten Stunde eintreffenden Todesahnungen u. s. w. erwarten, daß man ihren Erzählungen Glauben schenken oder dieselben einer wissenschaftlichen Prüfung unterwerfen werde. Herr Flammarion beruft sich auf jene Erzählungen als „Thatsachen"; aber als Naturforscher wird und muß er ja sehr gut wissen, wie vieles fortwährend als Thatsache ausgegeben wird, was es nicht ist, und welche genaue und gewissenhafte Beobachtung und Prüfung durch vorurteilslose und der wissenschaftlichen Beobachtung fähige Personen dazu gehört, um eine wirkliche Thatsache als solche festzustellen. Wie sehr in dem blinden Glauben an angebliche Thatsachen nicht bloß von der großen Menge, sondern mitunter selbst von gebildeten oder gelehrten Leuten gesündigt wird, mag eine Erinnerung an die bekannte Anekdote des witzigen oder schalkhaften Lichtenberg lehren, welcher die Beantwortung der Frage, warum ein toter Fisch mehr wiege als ein lebendiger, öffentlich ausgeschrieben hatte. Es lief eine nicht geringe Menge von Antworten, worunter recht gelehrte Abhandlungen, ein, welche alle denkbaren Erklärungen versuchten, bis es einem weniger glaubensstarken Herrn einfiel zu untersuchen, ob denn die Thatsache als solche richtig stehe, und bis bei dieser Prüfung konstatiert wurde, daß ein toter Fisch gerade so viel wiegt wie ein lebendiger. In nicht unähnlicher Weise fordert oder verlangt Herr Flammarion wissenschaftliche Erklärungen für die angeblichen Thatsachen der Telepathie oder erwartet sie von der Zukunft, ehe bewiesen ist, daß solche Thatsachen wirklich existieren. Eine wirkliche wissenschaftliche Prüfung aber wird und muß die große Mehrzahl dieser angeblichen Thatsachen als nicht existierend herausstellen; und was den kleinen Rest betrifft, der alsdann noch übrig bleiben könnte, so erklärt er sich, wie bereits ausgeführt, auf eine sehr ungezwungene Weise aus einer Selbstthätigkeit des Geistes oder der Einbildungskraft der beeinflußten oder sonstwie geistig oder gemütlich erregten Personen. Gewiß ist Herr Flammarion ganz in seinem Rechte, wenn er es eine Thorheit nennt, das zu leugnen, was man nicht erklären könne. Wollten

wir eine solche Thorheit begehen, so müßten wir unsere eigene Existenz leugnen, da wir dieselbe auch nicht erklären können. Noch niemand ist im stande gewesen, das Verhältnis von Gehirn und Seele oder Körper und Geist zu erklären, obgleich dieses Verhältnis unzweifelhaft besteht. Ebensowenig können wir das Wesen der Anziehungskraft und deren Fernwirkung oder des Magnetismus oder aller übrigen Naturkräfte und noch weniger das rätselhafte Wesen der Materie erklären — und tausende von ähnlichen Beispielen. Aber wir versuchen hier deshalb keine Erklärung, weil eine solche über unser wissenschaftliches Begriffsvermögen hinausgeht, während der Glaube an Ahnungen und Träume oder an Geister- und Gespenstererscheinungen gänzlich aus dem Rahmen wissenschaftlicher Beobachtung und Beurteilung heraustritt und daher auch keinen Anspruch auf jenes Beneficium wissenschaftlicher Unerklärbarkeit machen kann. Die Wirkungen gewisser Naturkräfte können jedem mit fünf Sinnen begabten Menschen jeden Augenblick ad oculos demonstriert werden; auch treten jene Wirkungen unter bestimmten Umständen jedesmal mit absoluter Sicherheit oder Unfehlbarkeit ein, während auf dem hier in Rede stehenden Gebiet von dem allem das Gegenteil der Fall ist, und während wir mit voller wissenschaftlicher Bestimmtheit die absolute Unmöglichkeit alles dessen behaupten dürfen, was gegen anerkannte Naturgesetze oder gegen die allgemeine Erfahrung streitet. Würde es jemals möglich sein, daß ein Gedankenleser einen abstrakten Gedanken, z. B. „Wissen ist Macht" oder „Alle Menschen sind sterblich" oder nur einen beliebigen gedachten Satz ohne Zuhilfenahme äußerer Zeichen von der Stirn eines Menschen ablesen würde, oder daß ein noch so kleines Stückchen Metall durch die bloße vereinte Gedankenwirkung oder Willenskraft noch so vieler versammelter Mesmeristen auch nur um eines Haares Breite, entgegen dem Gesetz der Schwere, von seiner Unterlage entfernt werden könnte, ohne daß eine mechanische Berührung stattgefunden hätte, oder daß eine hypnotische oder somnambule Person in Sprachen reden würde, welche sie nicht versteht oder niemals gehört hat, oder daß sie in die Ferne oder in die Zukunft sehen oder überhaupt Fähigkeiten entwickeln würde, welche ihr nicht natürlich sind (abgesehen von einer vorübergehenden Steigerung solcher Fähigkeiten), oder daß ein toter Mensch wiederkommen und in die von den Spiritisten behauptete Beziehung zu den Lebenden treten würde — und hundert von ähnlichen Dingen — so würde Verfasser dieses bereit sein, sofort alle seine philosophischen Überzeugungen abzuschwören und in das Lager der extremsten Spiritualisten überzugehen. Aber solches oder ähnliches kann und wird niemals geschehen, weil dadurch die ganze uns umgebende Weltordnung zerrissen oder zu nichte gemacht werden würde! Daß es im Weltenraume (oder auf anderen Weltkörpern), wie Herr Flammarion meint, noch andere Wesen giebt oder geben kann, welche mit mehr Sinnen und mehr Fähigkeiten begabt sind als wir, soll nicht geleugnet werden. Solches ist nicht bloß möglich, sondern sogar recht wahrscheinlich. Immerhin werden diese Wesen geradeso wie wir an jene allgemeinen Naturgesetze gebunden sein, welche uns hier beherrschen und welche durch den ganzen Weltraum, so weit er unserer Erkenntnis zugänglich ist, verbreitet und wirksam sind. Ob es aber in Regionen,

welche dieser Erkenntnis nicht zugänglich sind, andere Weltordnungen geben kann, wie die unsrige, ist — obgleich eine solche Annahme der Einheit der Natur widerspricht — eine Frage, welche von uns nicht beantwortet werden kann; und es ist daher ganz unzulässig, aus einer solchen Möglichkeit Analogien bezüglich unserer eigenen Existenz ziehen zu wollen. Im Gegenteil dürfte die Vermutung gerechtfertigt sein, daß es dort Wunder, d. h. Verstöße gegen die allgemeine Naturgesetzlichkeit und Naturordnung ebensowenig geben wird wie bei uns, und daß ein Durchbrechen jener unbesiegbaren Schranke, welche das Gesetz der Kausalität dem gesamten Dasein auferlegt, nirgendwo möglich ist. Herr Flammarion dürfte daher wohl vergeblich warten, wenn er auf eine andere wissenschaftliche Erklärung der von ihm berichteten Erscheinungen wartet, als diejenige ist, welche die Wissenschaft der Psychiatrie unter dem längst bekannten Kapitel der „Visionen“ und „Hallucinationen“ oder Sinnestäuschungen zu geben imstande ist.

Der Beginn der Freiheitskriege.

Aus den Lebenserinnerungen des Feldmarschalls v. Boyen
von
Friedrich Nippold [1]).

Angefangen den 18. März 1838.

Der Abschluß des Traktates mit Rußland und unsere Schild-Erhebung gegen Frankreich gaben nun auch unseren biß dahin nur mit Hemmnissen ausgeführten Rüstungs-Maaßregeln einen Neuen Schwung, man suchte sie so viel als möglich zu beschleunigen, konnte indeß die verlohrne Zeit nicht einholen.

Es freut mich, hier sagen zu können, daß der König jetzt auch mit einem ihm eignen Gedanken hervortrat, der vielfach und günstig in die Stimmung der Zeit eingriff. Es war dieß die Stiftung des eisernen Kreutzes; ich habe den eigenhändigen ersten Entwurf des Königes sowie die von ihm mit Bleystift entworfene Zeichnung selbst in Händen gehabt.

Es war dieß in jeder Hinsicht ein glücklicher Gedanke: die Eigenthümlichkeit des gewählten Zeichens, welches von allen bißherigen Dekorationen abwich, das Metall, aus dem es bestand und das zugleich als Symbol der Zeit dienen konnte, die Form, die an die deutschen Ritter in Preußen erinnerte, vor Allem aber das gleiche Anrecht des Soldaten wie des Generals gaben diesem Schmuck einen Großen Werth und erzeugten bey dem allgemeinen Wunsch, ihn zu erwerben, mehr als eine kühne That.

[1]) Der Herausgeber hatte die Güte, uns vor Veröffentlichung des dritten Bandes der bez. Memoiren einen längeren Abschnitt zur ersten Publikation in der „Deutschen Revue“ zu überlassen. Die Orthographie des Feldmarschalls ist beibehalten worden. D. Red.

Auch wurde jetzt der General York, der biß dahin, wenn auch zuletzt nur noch pro forma, von seinem Commando suspendirt war, durch eine öffentliche Erklärung wiederum in Dienst-Thätigkeit gesetzt.

Daß gantz Deutschland, wenn wir schneller hätten vorrücken können, geneigt gewesen wäre, sich an die Gesinnungen des Preußischen Volkes anzuschließen, davon gab der am 10. Märtz in Dresden ausgebrochene und von den Landes-Behörden nur mit Mühe beschwichtigte Volks-Aufstand einen deutlichen Beweiß. Die von Davoust angeordnete Sprengung der Elbbrücke war die Veranlassung zu diesem Ausbruch, der indeß durch die allgemeine Abneigung gegen Frankreich schon längst im Stillen glimmte. Der Haß gegen Napoleon war wohl überall, wenigstens in Nord-Deutschland da, nur die kleinliche Länder-Zersplitlrung, welche seit Jahrhunderten die Deutschen lähmt, hatte ihm die nachhaltige Kraft geraubt, um denselben so wie in Preußen mit selbstständiger Entschlossenheit zu einer National-Sache zu erheben. In Süd-Deutschland mag diese Stimmung nicht so günstig gewesen seyn, viele Regierungen, nahmentlich der dahmalige König von Würtemberg, waren noch die erklärten Satrapen Napoleons, auch hatte in den Süddeutschen Kontingenten die Ehren-Legion sehr häufig über die Deutsche Gesinnung gesiegt.

25. Märtz 1838.

Eine anderweitige, recht wichtige Maaßregel war die von Scharnhorst schon seit Jahren vorbereitete und nun unter dem 15. Märtz angeordnete Eintheilung des gesammten Preußischen Staates in 4 ziemlich unabhängig gestellte Provinzial-Gouvernements, zu deren besserer Erläutrung ich mir noch das Folgende hinzuzufügen erlaube. So vorzüglich auch die Kollegialische Einrichtung der Regierungs-Behörden in Preußen ist, die als eine der bedeutendsten Ursachen zu dem geordneten Entwicklungs-Gange dieses Staates bey näherer Prüfung erscheint und daher nach meiner Ansicht als ein ächt Nationales Institut fortdaurend beybehalten werden muß, so gilt dieses doch nur für die Zeit des Friedens; sobald es aber die Aussicht ist, daß eine Provintz der Kriegs-Schauplatz werden kann, muß die bißherige Kollegiale Regierung in eine Diktatur verwandelt werden: dieß wird bey einigem Nachdenken wohl jedem Unbefangenen einleuchten; die Krieges-Zeiten verlangen schnellen Entschluß, friedliche Tage dagegen langsam fortschreitende Überlegung. Zu dem kömmt noch, daß unsere Provintzen größtentheils durch bedeutende Ströhme gespalten sind, die an und für sich schon die Krieges-Kommunikationen erschweren, damahlen aber noch durch Festungen mit feindlicher Besatzung beherrscht wurden, so daß ein jedes der 4 General-Gouvernements in Militairischer Hinsicht eigentlich als eine Insel erschien. Jedem dieser Gouvernements wurde ein Militair- und ein Civil-Gouverneur vorgesetzt, die in allen allgemeinen Maaßregeln gemeinschaftlich handlen sollten, dazu aber einen sehr freyen Wirkungskreiß erhielten. Das erste dieser Gouvernements bildeten alle rechts der Weichsel gelegenen Preußischen Länder, der Militär-Gouverneur wurde der wieder in Dienst getretene frühere Königliche General-Adjutant, General v. Zastrow, ein kluger, dem Geschäft wohl gewachsener Mann, und wenn die öffentliche Meinung

ihn auch beschuldigte, daß die Neigung, mit dem Winde zu seeglen, etwas stark bei ihm vorherrsche, so konnte dieß glücklicherweise hier keinen Einfluß üben, da jenes Gouvernement entfernt vom Krieges-Schauplatze lag, und Energische, auf eigene Verantwortlichkeit unternommene Maaßregeln hier nicht nöthig wurden. Der Civil-Gouverneur dagegen war der hier schon mehrmals Ehrenvoll erwähnte ehemahlige Minister Graf Dohna, das Musterbild eines Patriotischen Mannes, der auch bey schnell eintretenden Gefahren, dieß bin ich überzeugt, die Vorsicht seines Kollegen belebt haben würde.

Das 2. Gouvernement wurde durch die zwischen der Weichsel und Oder belegenen Preußischen Lande gebildet. Der Militair-Gouverneur war der General Tauentzien, ein Sohn des aus dem Siebenjährigen Kriege ehrenvoll bekannten Vertheidigers von Breslau. Aus dem Väterlichen Hause hatte er Anhänglichkeit für das Vaterland und jenes kriegerische Ehrgefühl, welches die Männer des Siebenjährigen Krieges beseelte, mitgebracht. Da er aber als Page des Printzen Heinrich erzogen, dann bey diesem Fürsten fortdaurend Adjutant gewesen war, so hatte sich neben der Kriegs-Natur auch eine Kammerherren-Natur mit ihren Genüssen bey ihm ausgebildet, die sehr häufig bey seinen höheren Pflichten zwar nachtheilig einwirkte, aber die bessere Richtung doch nicht ganz unterdrückte. Der Civil-Gouverneur war der wieder in Dienstthätigkeit getretene Staats-Minister Beyme, ein Patriotischer Mann mit Praktischem Blick, dem Raschen Handlen nicht abgeneigt.

Das 3. Gouvernement wurde durch alle Preußischen Länder zwischen der Oder und Elbe (mit Ausschluß von Schlesien) gebildet. Hier wurde der Militair-Gouverneur der General L'Estocq, ein zwar schon hochbejahrter, aber durchaus Patriotischer Mann, der mit Redlichem Willen jede ihm aufgegebene Maaßregel auszuführen strebte und sich vor einen Kampf auf Tod und Leben nicht scheute; der Civil-Gouverneur war der Geheime Staats-Rath Sack, ein höchst achtenswerther und entschlossener Mann, der seit dem Tilsiter Frieden den Wunsch nach Krieg und dem Wieder-Gewinn seines Vaterlandes Westphalen in seiner Brust trug. Eine etwas poltrende Sprache und zuweilen auch rauhe Sitte entfernte ihm die höfischen Naturen, aber für jene Zeiten war es doch ein bemerkenswerther Mann.

Das 4. Gouvernement endlich bestand aus der Provintz Schlesien; hier war der Militair-Gouverneur der General Graf Götzen und der Civil-Gouverneur der wieder in Dienstthätigkeit getretene ehemahlige Finanz-Minister v. Altenstein. Götzen war ein unterrichteter, rechtschaffener Mann, ein Persöhnlicher Freund Scharnhorst's und der Sache des Vaterlandes mit Leib und Seele zugethan, allein seine schon lange daurende Kränklichkeit hatte seinen Physischen und Geistigen Willen bereits überwältiget, so daß bald nach der Übernahme der Geschäfte die Zügel seinen Matten Händen entfielen und er austreten mußte. Der Minister v. Altenstein war ein sehr gelehrter Mann, und wenn er auch die Reminiscenzen des Fränkischen Ritters in sich trug, so war er doch zu gebildet, um nicht die Nothwendigkeit, der Zeit nachzugeben, einzusehen, allein dadurch entstand bey

ihm ein immerwährendes Überlegen und Zaudren, so daß er selten etwas zur rechten Zeit zu Stande bringen konnte. Dieses Gouvernement leistete daher auch im Anfange am wenigsten, und wenn nicht vom Waffenstillstande ab Gneisenau und der damahlige Regierungs-Präsident von Breslau, jetzige Oberpräsident Merkel, die Gouvernements-Geschäfte in die Hand genommen hätten, so würde eigentlich Alles in's Stocken gerathen seyn. Ich habe übrigens darum hier eine Karakteristik der Gouverneure zu geben versucht, weil diese einen bedeutenden Einfluß auf die Krieges-Leistungen der Provintzen äußerten.

Der 17. März brachte zwey sehr wichtige Verordnungen in's Leben, die Errichtung der Landwehr (nachdem der von den Ost-Preußischen Ständen vorgelegte Entwurf in einer für das Allgemeine passenden Form umgearbeitet war) und den Aufruf des Königes an sein Volk. Die hertzliche Sprache, die in dem letzteren herrschte und sich glücklicherweise von dem Kauderwelsch-diplomatischen Styl, in dem derartige Veröffentlichungen sonst abgefaßt werden, entfernte, brachte einen sehr wohlthätigen Eindruck hervor und war ein neuer Beweiß, daß da, wo die Regierungen den Völkern Vertrauen beweisen, diese es von gantzem Hertzen erwidren.

28. März 1838.

Ein Witzwort von Gneisenau, welches durch eine anderweitig vorbereitete, aber glücklicherweise nicht zu Tage gekommene Proklamation erzeugt wurde, glaube ich hier noch einschalten zu können. Zu einer Krieges-Erklärung gegen Frankreich waren mehrere Entwürfe ausgearbeitet und dem Staats-Canzler vorgelegt worden, einer davon hatte den damahligen Geh. Legations-Rath, jetzigen Staats-Minister Ancillon zum Verfasser, der ihn selbst an einem Abende in einem Kleinen Kreise, zu dem Scharnhorst und Gneisenau gehörten, vorlesen sollte; die gantze Arbeit war, wie Alles, was ich von diesem berühmten Verfasser gelesen habe, reicher an Worten als an Gedanken, die er noch obenein mit seinem Prediger-Pathos vortrug. Scharnhorst, der zu jener Zeit außerordentlich viel arbeitete und schon einen sehr geschwächten Körper hatte, war zuletzt bey diesem Ewigen Wort-Geklingel eingeschlafen, und da sagte Gneisenau: „Ich stimme für die Arbeit des Herrn Geh. Legations-Rathes, denn sie wird unsere Feinde einschläfren."

Den 15. März kam auch der Kaiser Alexander aus Kalisch zu einem Besuch nach Breslau, mit froher Begeistrung ward er von der Menge empfangen, und Alles huldigte dem Manne, der mit Schönen Körper-Formen und höchst liebenswürdigem Benehmen, welches im voraus schon die Menge für ihn einnehmen mußte, nun noch obenein als der Mann auftrat, der den Großen Impuls zur Befreyung Europas gegeben hatte. Auch verdiente Alexander diesen Lohn seiner Anstrengungen, da, wie man auch einzelne seiner Handlungen beurtheilen möge, er wahrhaft das Gute wollte und ein höchst menschenfreundliches Hertz in seiner Brust trug. Diese Zusammenkunft, die indeß nur ein Paar Tage währte, vermehrte das Zusammenströhmen der Fremden noch gantz außerordentlich, und unter diesen glaube ich vor allem die Ankunft des Alten Kur-Fürsten von Hessen, der seit seiner Landesverweisung in Prag gelebt hatte, als einer sehr auffallenden

äußeren Erscheinung jener Zeit erwähnen zu müssen. Seit dem Jahre 1806 waren in der Bekleidung und Einrichtung des Preußischen Heeres Große Veränderungen vorgenommen, die Alten langen Haarzöpfe waren dem kurtz abgeschnittenen Haar gewichen, und der frühere, wenigstens bey den Älteren Generalen auskömmliche Rock hatte sich in eine eng anliegende Jacke mit ein Paar Taschenbeuteln verwandelt. Jung und Alt hatten wohl oder übel diese Neuen Einrichtungen angenommen, während der Kurfürst in den unveränderten Alten Formen auftrat und vor Allem seinen Haar-Zopf vorsorglich gepflegt hatte; er wandelte unter uns wie ein Bote aus dem Grabe. Der Kur-Fürst hatte eine Menge Zwecke bey dieser Reise, einmahl reklamirte er bey den Souverainen die Wieder-Einsetzung in seine Staaten, und das war auf seinem Stand-Punkt ziemlich natürlich, dann aber äußerte er gantz offen die Besorgniß, daß, da sein Sohn, der gegenwärtige Kur-Fürst, den Krieg als Freywilliger mitmachen wolle, ihm dieser wohl seine Lande wegschnappen könne, und spielte endlich den Gekränkten, daß man nicht ihm als Preußischem Feld-Marschall, sondern dem Blücher, der doch nur General der Cavallerie sey, das Commando gegeben habe. Da man alle diese Forderungen auf eine höfliche Art beseitigen wollte, so suchte man wenigstens seine Liebhabereyen zu befriedigen, und es mußte einen Vormittag vor dem Herrn Feld-Marschall ein Bataillon der Preußischen Garde exerziren. Der Kur-Fürst folgte diesen Elementar-Übungen mit einer unbeschreiblichen Aufmerksamkeit und sagte, als sie beendet waren, zu allen Umstehenden: „Nun hab' ich mich nach vielen Jahren wieder einmahl recht ergötzt."

In einigem Gegensatz gegen die Wünsche des Kur-Fürsten stand die um diese Zeit erfolgte Errichtung einer deutschen Central-Commission, zu deren Präsidenten der Minister Stein ernannt wurde, und von der der Geh. Staats-Rath Schön und der Staats-Rath Rhediger Mitglieder waren. Sie sollte für die einstweilige Verwaltung der im Laufe der Operationen zu besetzenden Deutschen Länder sorgen und zugleich Entwürfe zur künftigen Vertheilung derselben, zur zweckmäßigen Gestaltung Deutschlands vorbereiten. Es war der Grund-Gedanke Stein's, daß nur die Staaten, die wenigstens eine Million Einwohner hatten, erhalten werden sollten, alle andern den Größeren Staaten zugetheilt und so mehr National-Kraft hervorgerufen werden müsse; dieß waren indeß Ansichten, mit denen man sich höchstens biß zum Beitritt Östreichs beschäftigen konnte, denn von diesem Zeit-Punkte ab gewann die Rückkehr zu den Alten Formen, sie mochten sich gut oder schlecht bewiesen haben, immer mehr die Oberhand; denn Östreich ist von jeher die Getreue Pflege-Mutter jedes alten Rostes oder Schimmels gewesen.

6. April 1838.

Eine erfreuliche Erscheinung des wiedererwachenden Geistes in Deutschland machte außer den aus allen Gegenden zuströhmenden Freywilligen auch eine besondere Deputation aus Halle und dem Saal-Kreise, die, obgleich sie noch vom Feinde bedroht waren, dem Könige im Nahmen aller Einwohner ihre Huldigungen darbrachten, ohne indeß die Großen Besorgnisse, denen er sich trotz der allgemeinen

Begeisterung noch immer hingab, verscheuchen zu können. Gleich nach der Rückkehr des Kaisers Alexander nach Kalisch gieng der König auf ein Paar Tage nach Berlin, wo eben das Corps des General York eingerückt war. Als ich einen der damahligen näheren Umgebungen des Königes um den Zweck dieser Schleunigen Reise fragte, sagte mir dieser sehr wichtig: Ja! der König müsse hingehen, um die Soldaten, welche York, gantz vom Könige abwendig mache, wieder für sich zu gewinnen. Ich würde diesen Umstand nicht besonders erwähnen, wenn er nicht als ein Beweiß diente, wie mitten in dem Ausbruch der höchsten Volks=Treue doch auch in gewissen Kreisen so Kleinlicher Verdacht nisten konnte. Weder bey dem General York noch irgend einem andren Preußen war auch nur die Spur eines dem Könige abgeneigten Gedankens. Alle hatten im Drange der Umstände, da der König keine Entscheidung gab, in dem Augenblick der Noth zugegriffen, um den König und mit ihm den Staat zu retten, während die durch die Hofluft entnervten Menschen hierin nichts als Rebellion und Verrath entdecken konnten oder wollten.

Gleich nach der Rückkehr des Königes aus Berlin gieng er auch den 2. April auf einen eben so kurtzen Besuch nach Kalisch, um das Entgegenkommen Alexanders zu erwidren; dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn nur nicht diese Reisen Zeit geraubt hätten und um ihrent willen der Anfang der Operationen immer weiter hinausgeschoben wäre.

Hatzfeldt, der Außerordentliche Preußische Gesandte, verließ um diese Zeit auch Paris und brachte dem Könige ein eigenhändiges schmeichlendes Schreiben Napoleons; hätte dieser einige Wochen früher sich zu einem derartigen Schritte entschlossen, so würde die wankende Unentschiedenheit des Königes noch viel länger angehalten haben.

Auch Östreich fieng nun zu rüsten an und gab Nachrichten über die Frantzösischen Streit=Kräfte; die ersten Schweden landeten den 26. Märtz bey Stralsund, und der General Tettenborn besetzte am 18. Hamburg, während Davoust am 27. Märtz Dresden verließ und die Brücke zum Theil sprengte, doch die Kosacken, die ihm auf dem Fuß folgten, kletterten über die stehen gebliebenen Trümmer mit Großer Kühnheit herüber, und die durch Ärger und Furcht verursachte Zerstörung ward durch einen eingepaßten Holzbau wieder hergestellt.

7. April 1838.

Ich war biß dahin eigentlich noch ohne Anstellung gewesen, da, wenn Preußen dem Frantzösischen Bündnisse treu geblieben wäre, ich eiligst und schleunigst wieder hätte das Vaterland verlassen müssen. Scharnhorst und der Staats=Canzler hatten mich indeß fortdauernd zu verschiedenen Ausarbeitungen und Krieges=Ermittlungen gebraucht, von denen ich noch einige mir in Abschrift zurückgebliebene Papiere hier, insofern sie Beyträge zur Geschichte jener Zeit sind, mittheilen will.

Die Beylage 1 enthält die Königliche Instruktion für die commandirenden Generale Blücher und York; ich hatte früher schon für den General Grawert zu

dem Feldzuge 1812 eine derartige Instruktion entwerfen müssen, die nun nach den gemachten Erfahrungen durch das Krieges-Departement umgearbeitet war.

In den Beylagen 2 und 3 ist die Eintheilung der in's Feld rückenden Preußischen Truppen, so wie die damahlen uns mitgetheilte Eintheilung der Russischen Reserve-Armee enthalten.

In der Beylage 4 hatte Grolmann die Nachrichten über die Truppen in unseren Festungen unter b und die Angaben der von den Frantzosen besetzten Festungen unter c gesammelt, von denen ich aber leider nur noch die über Glogau aufgefunden habe, und ich mußte auf diese Notizen den mit a bezeichneten Entwurf über die im Lande zurückbleibenden Preußischen Truppen anfertigen.

Endlich glaube ich hier noch die Beylage 5 a, b, c, d, e mit beylegen zu müssen, die eine Übersicht unserer damahligen, theils durch Kundschafter, theils durch Reisende erhaltenen Nachrichten von dem Zustande der Frantzösischen Armee und der in Frankreich herrschenden Stimmung geben, sie sind insofern auch der späteren Zeit wichtig, da sie die Notizen enthalten, nach denen das Benehmen und die Hoffnungen der verbündeten Heere bestimmt wurden.[1])

Als nun endlich der Beitritt Preußens entschieden war und ich an meine Anstellung denken konnte, machte mir Scharnhorst den Antrag, daß ich die Leitung des Krieges-Departements übernehmen möge; so ehrenvoll nun auch diese Bestimmung war, so glaubte ich doch, sie aus dem folgenden Grunde ablehnen zu müssen. Durch meine frühere Anstellung beym Könige und die mir gewordene Theilnahme an den Politischen Verhandlungen hatte ich nach meiner Überzeugung den Vorfechter des Krieges machen und die Nothwendigkeit, daß jeder im Volke daran Theil nehmen müßte, ohnaufhörlich behaupten müssen. Nun aber schien es mir, meine Persönliche Neigung für den Krieg gantz abgerechnet, nicht der Ehre angemessen, wenn ich mich nun an den Grünen Tisch setzen sollte, während die von mir ermunterten Männer aller Stände im Kampf begriffen wären; Scharnhorst war gütig genug, die obige Ansicht für gültig anzunehmen.

8. April 1838.

Es half mir dieß indeß nicht viel, und ich kam meinem eigentlichen Wunsche, direkt bey den Truppen angestellt zu werden, wenig näher. Der Staats-Canzler, der eine sehr gütige Meinung von mir hatte, wollte mich wenigstens zu einem halben Diplomaten machen, und obgleich ich dagegen mit einem ordentlichen Schreck protestirte, so bekam ich doch die Bestimmung: gleich nach dem mit Rußland abzuschließenden Vertrage nach Stockholm zu gehen, dort eine ähnliche Verbindung mit Schweden und Preußen zu Stande zu bringen und vor allen Dingen die Herüberkunft der Schwedischen Truppen und des damahligen Kron-Printzen zu befördren, bey dem ich nachher den Feldzug als Preußischer Militair-

---

[1]) Die oben angeführten Beilagen werden im Anhang zum III. Bande der „Erinnerungen" vollständig mitgeteilt, können aber ihres zu großen Umfangs und ihres vorwiegend statistischen Charakters wegen an diesem Orte nicht mit aufgenommen werden. Das Gleiche gilt von Beilage 6 ff.

Gesandter mitmachen sollte. Dagegen ließ sich nun von mir nicht viel einwenden, ich fieng an, mich zu meiner bevorstehenden Reise einzurichten, und erhielt von dem Auswärtigen Departement die mir nöthigen Papiere, um mich vorläufig mit der Natur meines Auftrages bekannt zu machen; zu gleichem Zweck erhielt ich auch aus dem Königlichen Cabinet einen in Frantzösischer Sprache angefertigten Auszug der vorzüglichsten eingegangnen Partriotischen Gaben, den ich hier in der Beylage 6 beyfüge, da er das, was ich früher von dem Allgemeinen Enthusiasmus der Nation gesagt habe, vollkommen bestätiget.

Indeß gieng es mit meiner Schweden-Reise dießmahl nach dem Alten Sprüchwort: der Mensch denkt und Gott lenkt; der Minister Stein kam, wie ich es früher schon erzählt habe, unerwartet nach Breslau und erklärte, daß man in dem Russischen Haupt-Quartier als ein Pfand der Aufrichtigkeit unserer Gesinnungen nur Scharnhorst oder mich zu sehen wünsche. Dieß veränderte nun alle bißherigen Pläne: da Scharnhorst als ein Nothwendiges Supplement des Alten Blücher nicht füglich bey der Armee entbehrt werden konnte, so war meine Anstellung bey Kutusow nicht gut zu umgehen. Diese gab aber bey dem Könige Große Schwierigkeiten. Der König, an und für sich schon von Natur mißtrauisch, war in dieser Lebens-Ansicht seit dem Unglück bey Auerstädt leider nur noch mehr befestiget worden; eine Menge Menschen, denen er, wenn auch unverdient, früher seine Gunst geschenkt hatte, hatten ihn seit dem Frieden von Tilsit oft auf eine sehr unwürdige Art verlassen; andere, die vor jenem unglücklichen Kriege als bedeutende Kapazitäten galten, waren weit hinter ihrem Friedens-Ruf zurückgeblieben, und durch dieses Alles hatte der König den Glauben an den Adel der Seele aufgegeben; er sah in allen Menschen nur das Streben, sich selbst zu dienen, es schien ihm nicht der Mühe werth, einzelne Ausnahmen zuzugeben; die Edelen Empfindungen des Lebens, die, wenn sie auch selten erscheinen, doch Gott Lob noch nicht von der Erde gewichen sind, blieben ihm fremd, er mißtraute ihnen so gut wie allen andren. So sah er daher in jener Forderung Stein's, die dieser wahrscheinlich ohne eine besondere Anweisung Alexanders als seine Privat-Ansicht zur Beförderung der Allgemeinen Sache hergegeben hatte, nur ein zwischen uns verabredetes, weit verzweigtes Spiel, er glaubte dadurch seine Königlichen Rechte gekränkt und fühlte nichts als Ärger und Mißtrauen. Als daher der Staats-Canzler ihm meine Absendung vorschlug, erklärte der König sehr unwillig, daß er mich gar nicht anstellen würde, und als mir dieß Hardenberg voller Besorgniß mittheilte, erwiderte ich darauf, daß ich in diesem Fall als Freywilliger mit der Büchse auf dem Rücken eintreten würde. Das mochte dem König für seinen ehemahligen Adjutanten doch zu exzentrisch erscheinen, und ich bekam nun die Anstellung nach Kalisch, mußte aber noch lange den Unwillen des Königs bey jeder Gelegenheit, wenn auch nur in Kleinigkeiten, erfahren, biß die Zeit und mein Bestreben, ihm treu zu dienen, diesen unverschuldeten Verdacht wieder verscheuchte.

10. April 1838.

Eilig und schleunig mußte ich mir nun meine Feld-Equipage in Stand setzen, was besonders in Hinsicht der Pferde einige Schwierigkeiten hatte, da diese schon fast alle weggekauft waren, so daß mir dieß nur durch Geld-Opfer gelang, die ich indeß bey solchen Dingen niemahls gescheut habe, und ich konnte mich schon den 4. April in Kalisch melden. Kutusow war um diese Zeit vom Könige auch zum Feld-Marschall der Preußischen Armee ernannt, er hatte den Ober-Befehl über Sämmtliche mobile Truppen erhalten, und meine Bestimmung war es, für ihn die Korrespondenz mit allen Preußischen Militair- und Civil-Behörden zu besorgen, einzelne Reklamationen des Landes oder zufällige Verwicklungen so gut als möglich auszugleichen und demnächst dem Könige von allen Krieges-Ereignissen Bericht abzustatten. Unter diesen obwaltenden Verhältnissen wurde ich von dem Feld-Marschall sehr gütig aufgenommen und erhielt in kurtzer Zeit Beweise seines Zutrauens, indem er sehr ausführlich mit mir die vorkommenden Ereignisse besprach.

Kutusow, dieser in der Welt-Geschichte merkwürdige Mann, war damahlen bereits über 70 Jahr alt. Körperlich klein und wohlbeleibt, würde sein Äußeres eher einen gutmüthig heiteren Deutschen Bürger als den Feldherren angedeutet haben, wenn nicht eine bedeutende und höchst seltene Schußwunde, die auf der einen Seite unter den Schläfen in den Kopf gegangen und auf der andren beynahe in derselben Richtung herausgekommen war, dabey das eine Auge sehr hervorgedrängt, das andere gantz zerstöhrt hatte, seinem Gesicht einen kriegerischen Ausdruck gegeben hätte. Beobachtete man diese eben geschilderten Formen genauer, so entdeckte man in dem übrig gebliebenen Auge eine noch nicht erloschene Lebendigkeit und bey scheinbar bloßer Gutmüthigkeit Schlaue Entschlossenheit. Der glän̈tzende Erfolg des Feldzuges 1812 hatte ihm in der Armee natürlich eine Große Achtung verschafft, die durch die Macht seines Wirkungs-Kreises nur noch gesteigert wurde, indeß gab es doch auch eine Parthey, die über seine Unthätigkeit zürnte und ihn als bereits verlebt betrachtete. Man beschuldigte ihn eines Großen Hanges zur Intrigue, von der in Rußland indeß doch so ziemlich alle höheren Beamten angesteckt sind, und behauptete, daß er sich in früherer Zeit gantz eigener Mittel zu seinem Fortkommen bedient habe, so z. B. daß er noch als General-Lieutenant dem Fürsten Potemkin in seinem Vorzimmer den Kaffee selbst gekocht habe; darin kamen indeß Feinde und Freunde überein, daß er im Gefecht ein unternehmender, tapfrer Mann sey.

Kutusow war, besonders auf dem Stand-Punkte seines Vaterlandes, ein gebildeter Mann, der Deutschen und Frantzösischen Sprache vollkommen mächtig, in den verschiedenen Zweigen des Kriegeswissens und den Neusten Verändrungen gantz gut unterrichtet, eben so hatte er die Europäischen Staaten-Verhältnisse nach seiner Landes-Ansicht gut aufgefaßt. Wenn man ihm vortrug, so hörte er sehr aufmerksam zu, verschaffte sich, wo es nöthig war, durch zweckmäßige Fragen eine weitere Aufklärung, litt ihm entgegengestellte Einwendungen und gab dann sehr ruhig seine Entscheidung.

Wegen Alter und Körper-Stärke stieg er eigentlich nicht mehr zu Pferde, sondern bediente sich einer Droschke, indeß ein Kosack ihm ein Reit-Pferd nachführte. Die Gesellige Unterhaltung beym Mittags-Tisch schien für ihn einen Großen Werth zu haben, es nahmen daher auch gewöhnlich Offizier-Frauen an seiner Tafel Theil, und er selbst belebte die Unterhaltung durch seinen Schertz. Über seine Feldzüge sprach er gern, besonders wenn er allein war, jedoch ohne die Bescheidenheit zu verletzen, gegen Napoleon hatte oder affektirte er einen unversöhnlichen Haß. Obgleich ihn Alexander damahlen mit Großer Achtung behandelte, so fand eine eigentliche Übereinstimmung doch nicht statt; etwas mochte hiezu wohl beytragen, daß der Alte Marschall nicht viel für seine Toilette that und das übertriebene Drillen der Soldaten als unnütz verachtete: Kutusow stand in dieser Hinsicht zum Kaiser eben so wie Blücher zum Könige. Um das Gemählde des Mannes, welcher dem Napoleon so eben das Geleite von Moskau biß zur Oder gegeben hatte, hier gantz zu vollenden, will ich ein Paar Anekdoten von ihm noch gleich hinzufügen, bey denen ich zufällig Theilnehmer war.

Da es zu meinen Bestimmungen gehörte, dem Könige Bericht von den vorgefallenen Krieges-Ereignissen zu geben, so war der Russische General-Stab vom Kaiser angewiesen, mir von allen eingehenden Berichten die nöthigen Mittheilungen zu machen. Natürlich aber war es für Kutusow nicht unwichtig, daß alle Dinge nur nach seiner Ansicht vorgestellt wurden; um dieß nun zu erreichen, verfuhr er in der folgenden Art. Wenn irgend ein Bericht angekommen war, ließ er mich rufen, erzählte mir den Vorgang und trieb mich dann anscheinend, nach Hause zu eilen, um dem Könige den Bericht abzustatten; wenn ich aber an der Thür war, rief er mich zurück, stellte sich über jede mögliche Verzögrung besorgt und bot mir, um diese zu vermeiden, sein Papier und Pettschaft ꝛc. an, ich mußte mich neben ihn hinsetzen, an den König schreiben, und er übernahm noch obenein die Besorgung.

Der zweite Vorgang ereignete sich auf dem später anzuführenden Marsch durch Schlesien und mag zum Belege seiner Geistigen Lebendigkeit dienen. In dem Marsch-Quartier Lübben war die Mittags-Tafel Kutusow's mit dem Geräthe des Hauswirthes besetzt, zu dem auch Altmodische Wein-Gläser mit eingeschliffenen Denksprüchen gehörten. Unter den Tisch-Gästen befand sich an diesem Tage eine Fürstin Wolkonsky, die neben dem Marschall saß, während ich auf der andren Seite von ihr meinen Platz bekommen hatte. Von den Regierungen in Liegnitz und Breslau hatte ich mehrere Beschwerden bekommen, daß Russische Offiziere, besonders von der Artillerie, die bey dem Eintritt in Schlesien biß zum nächsten Quartier erhaltene Vorspann nicht nach Hause ließen, sondern biß Sachsen mitnehmen wollten. Ich hatte mich beschwert, mir war schleunige Abhülfe versprochen, allein die Wirkung war ausgeblieben. Nun saßen bey Tische ein Paar von den beschuldigten Herren, und ich benutzte eine sich darbietende Gelegenheit, um diesen Gegenstand in einer Schertzhaften Form zur Sprache zu bringen; dieß gab Hin- und Herreden, bey denen die Fürstin auf meine Seite trat und dafür von dem Gegner Scherzweise beschuldiget wurde, daß ich sie für den

Preußischen Dienst geworben hätte, wobey der Alte Marschall neckend zustimmte. Diese Wendung gefiel ihr nicht, und indem sie dem Gespräch eine andere Richtung geben wollte, ergriff sie das vor ihr stehende Altmodische Wein=Glas und frug mich, wie die eingeätzte Deutsche Devise auf Frantzösisch heiße, ich wollte eben übersetzen, da ergriff Kutusow das Glas und sagte halb spottend: Gardez votre confiance. Dieß war unter den angeführten Umständen in der That keine üble Übersetzung des Alten eingeschliffenen Sprüchwortes „Trau, schau, wem" und zeigt die Lebendigkeit des Geistes, deren der Alte Marschall sich noch wenig Tage vor seinem Tode erfreute.

27. April 1838.

In Kalisch, einer unbedeutenden Land=Stadt, in der nur einzelne, jedoch jetzt wieder in Verfall gerathene bessere Anlagen die einstige Preußische Regierung andeuteten, kreutzte sich zu jener Zeit ein sehr verschiedenartiges Treiben. Die Polen benutzten den längeren Aufenthalt des Kaisers, um die günstigen Gesinnungen, welche er zur Wieder=Herstellung ihres Reiches hegte, möglichst auszudehnen. Ein Kreiß hübscher und intressanter Polnischer Frauen hielt Alexandern förmlich belagert, und ihr äußeres Benehmen rechtfertigte wenigstens den Verdacht, daß sie aus übergroßem Patriotismus sich selbst und ihre Tugend zu opfren bereit wären; Kalisch erhielt dadurch für den Kaiser vielleicht die Bedeutung von Capua.

Im Gegensatz von diesen Polnischen Intriguen und Liebeleyen bewegten sich dagegen die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Krieges. Der ungewöhnlich Große Marsch, den die Russische Armee zurückgelegt hatte, die Schwierigkeit, den Ersatz heranzuziehen, die eben so wohl in den Kolossalen Dimensionen dieses Reiches als der Gräntzenlosen Unordnung in seiner inneren Verwaltung ihren Grund hat, auch das früher geschilderte Zaudren des Preußischen Entschlusses, alles dieses hatte einen Stillstand in die Bewegungen der Russischen Haupt= oder Reserve=Armee gebracht, der, einmahl eingetreten, nicht gleich wieder in Thätigkeit zu bringen war. Aber außer diesen natürlichen Gründen gab es auch noch andere zu beseitigende Hemmnisse, die aus der verschiedenen Ansicht über die Natur und die Gräntzen dieses Krieges entsprangen.

Das Russische Heer sah zu jener Zeit mit Gerechtem Stolz auf den beendeten Theil dieses Feldzuges; welche Gesinnungen man in Rußland darüber hegte, dieß sprechen am deutlichsten die hier als Beylage 7 beygefügten Russischen Réflexions sur le 29 bulletin aus, die damahlen in Kalisch vertheilt wurden. Wenn diese nun auch das Gefühl des Siegers ziemlich vollständig aussprechen, so knüpfte sich doch an dieses Gefühl auch bey manchem Russischen Anführer der Gedanke, daß Rußland nun füglich Halt machen, das Hertzogthum Warschau seinem Reiche einverleiben und den weitren Ereignissen ruhig zusehen könne; der Größte Theil der Russen kennt zu wenig die in einander verketteten Europäischen Beziehungen, er hat einen zu Großen Begriff von seiner Landes=Macht, als daß ihm nicht ein solcher Gedanke mit der frischen Erinnerung an die so eben überstandenen Mühseeligkeiten gantz natürlich erscheinen sollte. Ob Kutusow auch zu dieser Parthey gehörte, will ich nicht geradezu behaupten, aber die natürliche

Sorge, die erworbenen Lorbeeren nicht zu Schnell aufs Spiel zu setzen, mochte ihn wohl etwas auf jene Seite hinneigen. Der Kaiser dagegen war offenbar für die Fortsetzung des Krieges, er hatte es vollständig begriffen, daß unter den damahligen Verhältnissen kein daurender Friede mit Napoleon möglich sey. Der Gedanke, Befreyer des unterdrückten Europa zu werden und in diesem Gerechten Kampf sich den Sieger-Kranz zu erwerben, fand in dem Enthusiastischen Karakter Alexanders reichliche Nahrung. Und der Minister Stein bestärkte den Kaiser fortdaurend in dieser Ansicht. Einige, jedoch nur wenige höhere Offiziere traten der Meinung des Kaisers aus Überzeugung bey, eine Größere Anzahl schloß sich aus Politik dem Willen ihres Zars an, andere belebte der Reiz der Neuheit und der zu erwartenden fremden Genüsse. Die Krieges-Frage wurde unter diesen Umständen also wohl noch hin und wieder diskutirt, auch im Stillen angefeindet, war aber doch eigentlich nicht zweifelhaft, während das Wie und Wann der Ausführung noch zu manchen Deliberationen Anlaß gab, die eine kostbare Zeit raubten.

28. April 1838.

Alexander hatte eigentlich schon von Wilna aus das Russische Volk und das Russische Heer zur weiteren Fortsetzung des Krieges vorbereitet, wie dieß die Beylage 8 a, b, c zeigt. Eben so waren die Bewohner des damahligen Herzogthums Warschau durch die in der Beylage 9 enthaltene Aufforderung zum Losreißen von der Sache Napoleons eingeladen. Die öffentliche Stimme jener Zeit in Polen war auch in überwiegender Mehrheit auf diese Ansicht eingegangen, denn wenn auch allerdings die in ihrem Inneren befindlichen Russischen Truppen als kräftige Redner für die Sache Alexanders bey vielen wirken mochten, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß, wenn nicht in jenem Augenblick der Freyheits-Enthusiasmus der Polen periodisch verraucht gewesen wäre, sie dem Heranrücken der Russen noch manche Schwierigkeiten in den Weg legen konnten.

Nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Preußen hatte der Kaiser durch einen besondren, in der Beylage 10 enthaltenen Tages-Befehl das Russische Heer von jenem Ereignisse benachrichtiget und seine Krieger zu einem freundschaftlichen Zusammenwirken mit dem Neuen Bundes-Genossen ermuntert.

Auch erließ aus Kalisch Kutusow den in der Beylage 11 enthaltenen bekannten Aufruf an die Deutschen. Er war hauptsächlich nach den Ansichten von Stein entworfen und eben so an die Fürsten als an die Völker gerichtet, da man zu jener Zeit es nicht zu leugnen wagte, daß ohne den Beystand des Volkes der vorliegende Große Kampf nicht zu beenden sey. Späterhin haben freylich unwürdige Menschen, deren Brust Edeler Regungen unfähig ist, jedes Aufrufen des Volkes als etwas Gefährliches geschildert, indeß in dem Augenblick Großer Gefahren verstummen in der Regel solche kleinliche Ansichten, und Regierungen, die ihre Völker Gerecht behandlen, können ohne Besorgniß sie zu Gemeinschaftlicher Mitwirkung zur Vertheidigung des Vaterlandes und zum Wieder-Gewinn der Selbstständigkeit auffordren.

9. May 1838.

Es hatten sich hin und wieder zwar einzelne abweichende Strategische Ansichten in dem Haupt-Quartier über die zu unternehmenden Operationen geltend zu machen gesucht, und eine derselben wollte, daß die Armee nicht über die Elbe gehen, sondern den Feind zwischen diesem Fluß und der Oder erwarten sollte, allein das Einseitige einer solchen Ansicht fiel doch zu grell ins Auge. Es war ja hier nicht von der Eröffnung eines Neuen, sondern von der Fortsetzung eines an der Moskwa begonnenen Krieges die Rede, man mußte den geschlagenen Feind so schnell als möglich, und so weit es die eigenen Kräfte erlaubten, verfolgen; die unvermeidlich oder auch zum Theil aus irrthümlicher Ansicht verlohren gegangene Zeit, durch die der gebeugte Muth der Frantzösischen Krieger sich wieder etwas gehoben hatte, war zwar nicht wieder zu ersetzen, indeß blieben doch noch Gründe genug, um über die Elbe und nach Sachsen zu gehen; es war immer des Versuches werth, dem Könige von Sachsen eine Veranlassung zu geben, sich über den Umfang seiner deutschen Gesinnungen auszusprechen. Es war daher Politisch und Militairisch gantz richtig, daß Blücher[1]), sobald er mobil war, mit seinem Corps nach der Elbe rückte. Sein Ausmarsch fand am 16. Märtz statt; der König hatte mit sehr richtigem Takt verordnet, daß in jedem Cantonnement in dem Augenblick des Ausmarsches ein Gottes-Dienst auf freyem Felde stattfinden sollte, und diese Anordnung äußerte den wohlthätigsten Eindruck eben so auf die ausrückenden Truppen als die zu Hause bleibenden Bürger: jene giengen mit einer wahren Begeistrung ihrem Beruf entgegen, und diese dagegen befestigten sich in dem Gedanken, wenn es seyn müßte, auch an der Vertheidigung des Vaterlandes Theil zu nehmen, und man kann wohl sagen, daß in Hinsicht der sich im Volke aussprechenden Muthigen und Treuen Gesinnungen dieß eine Köstliche Zeit war.

Blücher besetzte am 30. Märtz Dresden und rückte biß zum 14. April biß Altenburg zur Beobachtung der sich bey Erfurt sammlenden Frantzösischen Truppen vor. Dieses Vorgehen Blücher's hatte auch noch den Vortheil, daß Wittgenstein, der außer den Russischen Truppen auch die Preußischen Abtheilungen unter den Generalen York und Bülow befehligte, sich der Elbe ebenfalls näherte. Ein Vorrücken des Vize-Königes von Italien aus Magdeburg war von den Generalen York und Bülow zurückgewiesen, ein Versuch auf die Festung Wittenberg, den der General Kleist auf Befehl von Wittgenstein machen mußte, war nicht gelungen, und in Folge dieser einzelnen Bewegungen gieng Wittgenstein am 9. April bey Dessau ebenfalls über die Elbe, wieß den Vize-König von Italien, der jetzt am linken Elb-Ufer über die Saale aus der Gegend von Bernburg vordrang, noch einmahl durch einzelne Gefechte nach dem Harz zurück, worauf der Russische General Wintzingerode nach der Gegend von Leipzig vorgeschoben wurde und

[1]) Der König, der Blüchern nicht besonders leiden mochte, wollte dem General Tauentzien, der indeß gar nicht dazu geeignet war, das Commando über das Mobile Corps geben, und es kostete Scharnhorst sehr viele Mühe, es mit Unterstützung des Kaisers Alexander dahin zu bringen, daß Blücher den Befehl erhielt. (Anm. Boyen's).

so die Corps von Wittgenstein und Blücher durch ihn verbunden wurden. Unter den obwaltenden Verhältnissen ließ sich gegen den Gang der so eben angedeuteten Bewegungen wenig einwenden. Denn wenn die Bewegungen von Wittgenstein auch etwas langsamer ausgeführt wurden, so muß man dagegen wiederum in Anrechnung bringen, daß er nicht Ober-, sondern nur Corps-Befehlshaber, also von anderweitiger Leitung abhängig war, daß er zwischen zwey Festungen, Magdeburg und Wittenberg, die Elbe passiren mußte und dabey einen tüchtigen General (den Vize-König) auf seiner Flanke hatte, und so etwas ist wohl hinreichend, um dem Vorwärts-Schreiten eine etwas gemessene Cadence zu geben. Von der andren Seite aber konnte Blücher seine Schritte auch nicht viel weiter als biß Altenburg ausdehnen, da die Festung Erfurt den Frantzosen eine baldige Deckung bot und die Preußen zum Übergang über den Thüringer Wald damahlen offenbar nicht stark genug waren. Dagegen muß man es recht sehr bedauren, daß die Russische Reserve-Armee nicht gleichzeitig mit Blücher von Kalisch aufbrechen konnte oder wollte; war dieses der Fall, und man begnügte sich nur, mit derselben biß Dresden zu gehen, ein Zwischen-Corps biß Chemnitz vorzuschieben, so erhielten die möglichen Operationen von Blücher und Wittgenstein dadurch einen viel freyeren Spielraum; beide konnten sich vereinigen, um den Vize-König durch ihre Überlegenheit gäntzlich aus dem Felde zu treiben und eben so hinterher die Ansammlungen bey Erfurt zu stöhren, wodurch dem Neu zu bildenden Heere Napoleons ein wichtiger Theil der Streit-Kräfte entzogen und die öffentliche Meinung in Deutschland zum Wider-Stande gegen Frankreich bedeutend angefeuert worden wäre. Außer den schon zum Theil von mir angegebenen Hemmnissen schützte man auch von Russischer Seite gegen dieß frühere Vorrücken die Nothwendigkeit vor, die Ankunft der Rekonvalescirten und Munitions-Kolonnen, so wie auch anderer Corps zur Besetzung von Polen abwarten zu müssen. Bei der Großen Langsamkeit und Unordnung, die im Inneren von Rußland bey allen solchen Bewegungen und Versendungen stattfindet, mag ich die eben angeführten Gründe nicht gantz widerlegen, obgleich meiner Meinung nach das Vorgehen der Reserve biß Dresden auch unter jenen Umständen ausgeführt werden konnte, da dieß nur eine Demonstrations-Stellung war, die keinen feindlichen Angriff zu besorgen hatte und sich bey Dresden eben so gut wie bey Kalisch etabliren konnte.

9. May 1838.

Die Pause, welche durch das Verspätete Vorrücken aus Kalisch entstand, will ich hier noch zur Mittheilung einiger meinen damahligen Geschäftskreiß berührenden Papiere benutzen, da sie alle Beiträge zur Kenntniß jener Zeit enthalten und in dieser Hinsicht für den Geschichtschreiber nicht ohne Werth sind.

Die Beylagen 12 a und b bezeichnen den geringfügigen Umfang der damahlen Preußen zu Gebot stehenden Streit-Mittel, da die früher gesammleten Vorräthe theils durch eigenen Verbrauch in dem Feldzuge 1812, theils durch die den Frantzosen geleisteten Vorschüsse erschöpft waren und für die jetzt begonnenen Großen Rüstungen nicht ausreichten. So hatten wir aus Graudenz

Geschütz und Munition zu der von Rußland unternommenen Belagerung von Thorn hergegeben, aber unsere eigenen Vorräthe waren so klein, daß wir nun gleich, wenn wir nicht selbst in Verlegenheit kommen sollten, um den Ersatz unseres Vorschusses bey den Russischen Behörden sollizitiren mußten. Daß wir unseren Verbündeten aus allen Kräften unterstützten, war gantz in der Ordnung, allein in Beziehung auf Thorn hätten wir bey einem Haar schlechte Zinsen bekommen, denn, wie ich es späterhin noch erzählen werde, Kaiser Alexander hatte nicht übel Lust, diese durchaus Deutsche Stadt als einen Theil von Polen für sich zu behalten. Das Schreiben, Beylage 12 b, von Scharnhorst an den Russischen General Wolkonsky berührt einen ähnlichen und noch kitzlicheren Gegenstand.

Unter den mannigfachen Opfern, welche Preußen im Jahre 1812 den Frantzösischen Heeren bringen mußte, war eines der wichtigsten die Große Anzahl der Pferde, welche, besonders aus Ost=Preußen, von dem vortrefflichen Bundes=Genossen Napoleon weggenommen waren. Nun unternahm Preußen eine eigene Rüstung, die im Verhältniß der Landes=Kräfte zu den Größten gehört, welche jemahls unternommen wurden, und wenn sich auch die Menschen willig dazu hergaben, so war es doch gantz natürlich, daß eine Menge Ausrüstungs=Gegenstände, besonders auch Pferde fehlten, deren Herbeyschaffung eine angelegentliche Sorge der Kriegesverwaltung wurde. Scharnhorst, der den Traktat mit Rußland abgeschlossen hatte, wußte, daß zu den Land=Strichen, die uns von dem Großhertzogthum Warschau abgetreten werden sollten, auch der sogenannte, nicht Pferde=Arme Netzdistrikt gehörte, und hatte also den gantz guten Gedanken, von Rußland die Bewilligung zu verlangen, dort 1000 Pferde auszuheben. Dieser Vorschlag brachte Rußland keinen Nachtheil, sondern eigentlich nur Vortheil, denn als eine künftig abzutretende Provintz konnte es ihnen gleichgültig seyn, ob dort 1000 Pferde mehr oder weniger befindlich waren, und für den Augenblick konnten sie sogar froh seyn, wenn durch diese Maaßregel den Polen das Krieges=Material vermindert wurde. Allein so einleuchtend dieß auch dem Unbefangenen erschien, so hatten die Russischen Behörden doch Bedenklichkeiten: glaubten sie vielleicht noch an die Möglichkeit, daß der kürtzlich abgeschlossene Traktat Veränderungen erleiden könne, genug, sie wollten die verlangten Pferde nur gegen baares Geld, woran es uns damahlen am mehresten fehlte, verabfolgen lassen, und so entstand der in der Beylage enthaltene Briefwechsel. Derartige wechselseitige Forderungen unter Verbündeten, die im Anfange nur unbedeutend erscheinen, sind indeß nur zu häufig der Keim zu späterhin sich entwicklenden Mißverständnissen, da gewöhnlich ein jeder Theil seine zuerst aufgefaßte Meinung als die einzig richtige ansieht und sich selten dazu versteht, sie nach dem Wunsche seines Verbündeten abzuändren.

Die Beylagen 13 a und b enthalten zu Schöne Züge der Muthigen Gesinnungen, welche damahlen alle Stände des Preußischen Volkes belebten, als daß ich sie nicht hier mittheilen sollte. Es hatte sich nähmlich in der Umgegend von Küstrin das, wie dieß im Kriege häufig vorkömmt, falsche Gerücht verbreitet: daß die Garnison aus Küstrin einen Großen Ausfall unternommen habe und

im Lande weiter vordringe. Dieß konnte indeß die wackren Bewohner der Neumark nicht entmuthigen, denn nicht genug, daß ein jeder Ort sogleich Anstalten zur Vertheidigung desselben traf, sondern sie boten auch den Land-Sturm auf, um vereiniget dem erwarteten Feinde entgegen zu gehen.

In der Beylage 14 findet man noch den Entwurf zur Anordnung der Militair-Straßen, auf denen die Russischen Transporte durch die Preußischen Provintzen der Armee nachziehen sollten, und in Beylage 15 den Entwurf des Krieges-Departements zur Verpflegung der Frantzösischen Gefangenen. Diese Gegenstände werden in den gewöhnlichen Krieges-Geschichten nicht berührt, ihre Kenntniß ist indeß demjenigen, der sich einen vollständigen Begriff von den zur Einrichtung eines Krieges erforderlichen Vorbereitungen machen will, doch sehr nützlich.

Endlich will ich hier auch noch in den Beylagen 16 a und b die Abschrift zweier Berichte des Militair-Gouvernements zwischen der Weichsel und Oder mittheilen, man ersieht aus denselben den Wirkungskreiß dieser durch die Zeit gebothenen Institutionen und das rege Treiben, welches überall zur Beschleunigung der Rüstungs-Maaßregeln stattfand.

Das Quodlibet dieser vorausgeschickten, der Schilderung unserer damahligen Verhältnisse gewidmeten Mittheilungen will ich noch mit dem Hinzufügen beschließen, daß mir auf Befehl des Kaisers Alexander die Gunst zu Theil ward, einen Kosaken zur Ordonnanz zu erhalten. Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ich nach einer so langen Zeit einen anscheinend so geringfügigen Umstand erwähne, dem ist aber nicht so, und jeder Fremde, der einen Feldzug mit einem Russischen Heere machen muß, ist in der That sehr übel daran, wenn ihm nicht eine Kosaken-Ordonnanz zu Theil wird.

Das Russische Haupt-Prinzip des Gehorsahms ist die Gewalt, nur dieser und der durch sie erzeugten Furcht gehorcht er, jeden Augenblick bereit, da, wo er der Stärkere zu seyn glaubt, sich durch dieselben Mittel, von wem es auch sey, ebenfalls Gehorsam zu erzwingen; Deutsche Bediente also, die in einem Lager-Leben mit eingeschlossen sind, müssen nur zu oft die Laune des geringsten Russen erfahren und sich von ihren Bedürfnissen wegdrängen lassen. Ist aber ein Kosake, dieß Zeichen eines höheren Militair-Ranges, der Haushaltung zugetheilt, so gewinnt Alles ein gantz anderes Ansehen: der Kosake weist, treu seinem erhaltenen Befehl, jede Anmaßung seiner Landsleute zurück und schlägt, im Gefühl seiner höheren Anstellung, auch drunter, wenn seine Anweisung nicht gleich befolgt wird. Er macht den Quartier-Meister seines Neuen Herren, wacht unermüdet über dessen Bagage, sorgt für Fourage und Lebens-Mittel und wird bald ein unentbehrliches, von Allen hochgeachtetes, mit Allen freundlich verkehrendes Mit-Glied der Neuen Krieges-Familie. Wenn man die Kosaken näher kennen lernt, so muß man es sich bald sagen, daß der allgemeine Ruf sie übler schildert, als sie wirklich sind. Da diese armen Leute in Großer Entfernung von ihrer Heymath ohne Sold dienen müssen, so drängt sie dieß natürlich zum willkürlichen Nehmen, aber dieß abgerechnet sind sie ein gutmütiger, unverdorbener Menschen-Schlag, mit Edlen Anlagen und Großen Natürlichen Fähigkeiten. Der

Kosake, welchen ich zugetheilt erhielt, war von der Orenburger Linie, ein noch junger Mensch von sehr einnehmendem Äußeren, die Unermüdlichkeit, mit der er jede seiner Pflichten erfüllte, war oft unbegreiflich; wenn ich z. B. in der Suite hinter dem Kaiser ritt, wo wohl oft an 200 Reiter seyn mochten, und nun auf dem Marsch einen Seitenweg wählte, um zu einer andren Kolonne zu reiten, so konnte ich ganz sicher darauf rechnen, daß in kurzer Frist mein Kosake, oft über Gräben und Hecken kommend, wieder hinter mir war und also mich unaufhörlich im Auge haben mußte. (Schluß folgt.)

Die deutsche Frau.

Von

A. von Klinckowstroem.

Es war im Sommer des verflossenen Jahres, als in der französischen Monatsschrift „Nouvelle Revue“ ein durchaus geistreich und geschickt geschriebener Artikel erschien, der sich „La femme allemande“ betitelte und seinerzeit viel Staub aufwirbelte. Die Zeitungen nahmen Notiz von demselben, und der Ausdruck des Unwillens, der durch die gebildeten Kreise Deutschlands ging, war um so aufrichtiger, als der Schlag ins Gesicht, welchen unsere Frauen darin empfingen, von einer Deutschen ausging.

Ich habe bescheidentlich gewartet, ob einer oder der andere meiner Kollegen den Fehdehandschuh aufnehmen und für die deutsche Frau eintreten werde. Entging doch selbst unsere verehrte Kaiserin nicht einer höchst ungerechtfertigten und auf mangelnder Kenntnis beruhenden Charakterisierung, welche allein schon hingereicht haben sollte, um in würdiger Zurechtweisung dem verletzten Nationalgefühl Worte zu geben. Doch zu meinem Erstaunen hat sich, trotz vieler erregter Zeitungsnotizen, keine Feder gefunden, welche zur Ehre unserer Landsmänninnen eine Lanze gebrochen hätte. Es sei mir daher verziehen, wenn ich so spät noch mich zum Wort melde.

Zunächst möchte ich bemerken, daß die Gründe, welche die Verfasserin jenes Artikels zu dieser Kundgebung trieben, bei einiger Überlegung verständlich erscheinen, und „alles verstehen heißt: alles vergeben.“ Steht es doch fest, daß Konvertiten fanatischer in ihren Religionsübungen sind als diejenigen, welchen der Ritus ihrer Kirche von klein auf eine sanfte Gewohnheit ist. Das Nämliche gilt für solche, die freiwillig ihre Nationalität aufgaben und zu einer anderen übergingen. Sie möchten so gern ihr junges Nationalgefühl auf irgend eine Art bethätigen, zeigen, daß sie der neuen Heimat voll angehören und sich ihr dienstlich erweisen.

Und welches Volk wäre wohl empfänglicher für Schmeicheleien auf Kosten der Nachbarn jenseit des Rheins als das französische! Endlich aber ist es vom

psychologischen Standpunkt aus begründet, daß wir das, was wir durch eigenes Zuthun verloren haben und doch nicht aus dem Herzen zu reißen vermögen, was uns mit Banden der Liebe festhält, während wir es doch von uns stoßen, gar zu gern mit trotzigem Spott angreifen, um uns vor uns selbst zu entschuldigen. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn uns in der „femme allemande“ ein Bild entgegentrat, wie man es wohl in einem Vexierspiegel sieht, denn kleine Züge der — wenn auch entstellten — Wahrheit sind immerhin nicht abzuleugnen.

Wenn an dieser Stelle ein Wort über die deutschen Frauen gesagt wird, so muß in erster Linie der edelsten derselben gedacht werden, unserer Kaiserin. Nur gänzliche Unkenntnis der Verhältnisse oder direktes Übelwollen konnte die taktvolle Zurückhaltung der Prinzessin Wilhelm mißverstehen, welche als solche und in ihrer damaligen schwierigen Stellung in der Lage war, mehr durch das zu wirken, was sie war, als durch das, was sie thun konnte, die aber in dem Augenblick, wo das Geschick die Krone auf ihr blondes Haupt drückte, gezeigt hat, daß die Natur sie dazu berufen habe, zu herrschen, und mit der Fähigkeit, den schweren Pflichten ihrer hohen Stellung zu genügen, die angeborene Würde einer Fürstin von Gottesgnaden und die Anmut, die seltene Herzensgüte und den Takt einer liebenswürdigen, klugen Frau zu verbinden. Wer von allen, welche den Vorzug hatten, mit Ihrer Majestät persönlich in Berührung zu kommen, wüßte nicht von ihrer liebreizenden Freundlichkeit, von ihrem erstaunlichen Orientierungsvermögen zu erzählen, das in den schwierigsten Fällen das richtige Wort zu finden weiß und von einem raschen Verstande Zeugnis giebt? Wir Deutschen wissen gottlob, was wir an unserer Kaiserin haben. Wir verstehen es zu schätzen, daß sie, ein leuchtendes Vorbild der Sitte und Anmut, der Pflichttreue und Einfachheit, — nicht allein mit ihrer Thatkraft dem Allgemeinwohl, sondern auch glücklich und beglückend dem Familienkreise als dessen Mittelpunkt angehört; denn uns gilt ein pietätvolles Familienleben noch als fester Hort gegen den zersetzenden, korrumpierenden Einfluß des modernen Zeitgeistes, der an allem rüttelt, was heilig ist, und die Reiche, unmerklich zwar aber sicher, in ihren Grundfesten erschüttert.

Ein Franzose war es, der große Napoleon, welcher auf die Frage, welche Frau er am höchsten schätze, erwiderte: „Diejenige, welche dem Vaterlande die meisten Söhne geschenkt hat.“ Wir zögern nicht, einzugestehen, daß ein kleiner Teil der ungeheueren Popularität, deren sich unsere Kaiserin erfreut, auch dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie die Mutter dieser fünf herzigen, kerngesunden, blonden Knaben ist, auf welche die ganze Nation mit einer Art zärtlichen Stolzes blickt, dieser frischen Sprossen des Hohenzollernstammes, welche Bürgschaft sind, daß noch in fernen Zeiten die innige Zusammengehörigkeit des Volkes mit seinem Herrscherhause, welche Preußen groß gemacht hat, fortdauern wird.

Der Tag beginnt früh für die hohe Frau wie für den Kaiser. Sie hat nicht Zeit, sich stundenlang in ihr Toilettenzimmer einzuschließen, um kosmetische Künste anzuwenden, und hat es auch nicht nötig; denn diese stattliche Gestalt

und diese blendenden Schultern können jeder künstlichen Nachhilfe entbehren, und auch der Teint besitzt die natürlichste und reizendste Frische. Neben den Repräsentationspflichten, welche täglich an die Kaiserin herantreten, und den Anforderungen, welche die Wohlthätigkeitspflege stellt, findet sie Zeit, sich in anregender, heiterer Weise ihrem hohen Gemahl und den Kindern zu widmen und ihr lebhaftes Interesse für die Kunst in den Besuchen der mannigfachsten Ateliers zu befriedigen.

In der „femme allemande“ werden auch die Festlichkeiten des preußischen Hofes in einer Weise geschildert, als schwebe über denselben eine drückende Wolke der Langenweile und Philistrosität, als habe der Kommandoton der Armee sich hier auch in den Salon verpflanzt und verhindere jeden Frohsinn. Daß der Hof während der letzten Regierungsjahre Kaiser Wilhelms I. ein stilleres Bild bot als in früheren Zeiten, erscheint ja wohl ganz begreiflich in anbetracht des hohen Alters und der Schonungsbedürftigkeit des greisen Herrscherpaares; und die dann hereinbrechenden schweren Schicksalsschläge, an denen das ganze Volk Anteil nahm, versetzten den Hof in die tiefste Trauer und untersagten naturgemäß jede Äußerung des Frohsinns. Sobald jedoch unser junges Kaiserpaar, welches selbst von Lebensfreudigkeit und jugendlicher Heiterkeit erfüllt ist, die Säle des Schlosses dem geselligen Leben wieder öffnen wird, hat niemand zu befürchten, dort der Philistrosität oder dem Kommandoton der Armee zu begegnen, wenn auch, wie an allen europäischen Höfen, das vorgeschriebene Zeremoniell streng beobachtet wird.

Man wird der Jugend ihr Recht nicht schmälern und der Schönheit huldigen, doch vielleicht in anderer Weise, als die französische Frau dies verlangt. Ja, auch bei uns giebt es Schönheiten, wenn wir auch, was Toilettenkünste anbetrifft, noch in den Kinderschuhen stecken und die Überlegenheit der Französin hierin bereitwillig anerkennen. Die alten Hellenen jedoch, das schönheitskundigste Volk der Erde, legten entschieden mehr Wert auf stattliche, schöngliedrige Gestalten als auf gutsitzende Korsets, und wenn einer jener Meister antiker Skulptur heute als Schiedsrichter auferstünde, so ist es wohl anzunehmen, daß er der natürlichen Schönheit vor der künstlich hergerichteten den Vorzug geben würde.

Es wird so viel über die Stellung der Frau geschrieben und gesprochen. Nach meiner Meinung hat dieselbe niemals eine bessere Stellung gehabt als in der gegenwärtigen Zeit. Wir können das Bedauern, welches uns aus den Schlußzeilen der „femme allemande“ entgegentritt, nicht annehmen, ja wir müssen es entschieden zurückweisen. Es ist einer jeden von uns Thür und Thor geöffnet, sich selbst persönlich einen Platz in der Gesellschaft zu erobern, sei es durch Geist und Talent, sei es durch praktische Tüchtigkeit, sei es durch Anmut und Liebenswürdigkeit. Die Frau ist in hervorragender Weise in der Belletristik, in der Malerei, in der Musik vertreten. Allen, die etwas leisten, wird Gelegenheit geboten, ihre Leistungen zu verwerten und sich eine selbständige Existenz zu gründen; und die meisten von uns wollen etwas leisten. Es steckt ein frischer, tüchtiger Trieb energischen Fortstrebens in der Deutschen von heute, der sich Bahn

brechen muß, und dem bereitwillig nachgegeben wird, denn die Frage der weiblichen Schulbildung, welche bisher ein dunkler Punkt unseres öffentlichen Lebens war, ist jetzt eine brennende geworden, und mit dem Augenblick, in welchem eine tiefere, umfassendere Bildung den jungen Mädchen die Möglichkeit giebt, sich neue Berufsarten zu erschließen, wird die Frauenfrage gelöst sein.

Daß es in Berlin keine Salons giebt, in denen wie in Paris Frauen einen Kreis von interessanten Männern um ihre Person scharen und unumschränkte Herrschaft über dieselben ausüben, indem sie die Fäden politischer Intrigen, künstlerischer und litterarischer Unternehmungen in ihrem Hause vereinigen, wer wollte das abstreiten! Einerseits zögere ich nicht zuzugestehen, daß es der deutschen Frau, dafern sie nicht orientalisches Blut in ihren Adern hat, an dem rasch sprühenden Esprit und der impulsiven Begeisterungsfähigkeit fehlt, welche die französische Frau gewisser — aber nicht aller — Kreise besitzt. Bestimmte Eigentümlichkeiten der Rasse lassen sich nun einmal nicht leugnen, und im germanischen Charakter liegt mehr kühle Ruhe, Zurückhaltung und Besonnenheit des Urteils. Andererseits ist der Mangel derartiger Salons auch durch die Superiorität des Charakters unserer deutschen Männerwelt begründet, die sich nicht durch das Flackerfeuer schöner, liebenswürdiger Phrasen und witziger Einfälle blenden läßt, und die eine gescheite Frau wohl als gleichberechtigt neben sich anerkennt, sie aber nicht sofort moralisch auf den Thron hebt und ihr huldigt. Und in welchen Pariser Gesellschaftsschichten hat man denn die vereinzelten „Salons" zu suchen, in denen die Frauen die vielgepriesene hervorragende Stellung einnehmen? Einzig und allein doch nur in der Künstler- und Litteratenwelt, die ohnehin in aller Herren Ländern eine Ausnahmestellung einnimmt. Ich hatte in Paris Gelegenheit, das Haus einer einfachen, bürgerlichen Familie und das Haus eines Mitgliedes der Finanzwelt kennen zu lernen. In dem einen thaten sich die Damen durch eine beinahe lächerliche Philistrosität, in dem anderen durch ihre in der That glänzenden Toiletten hervor, in beiden aber war weder etwas von einer geistigen Herrschaft der Frau, noch von dem vielgerühmten anmutigen Plaudertalent zu finden.

Die Geschichte aller Völker lehrt uns überdies, daß Perioden, in welchen die Frauen zur Herrschaft gelangten und ihren Einfluß auf politischem und sozialem Gebiet ausübten, gewöhnlich Hand in Hand mit den Epochen sittlichen Verfalls gingen, welche die Vorläufer großer tragischer Staatsumwälzungen waren. Seien wir daher froh, daß bei uns wenigstens diese Epochen noch fern liegen, und der Schwerpunkt des Deutschen Reichs auf Deutschlands Söhnen beruht, und stehen wir freudig und freiwillig von jeder Einmischung in das öffentliche Leben ab.

Da heißt es ferner in der „femme allemande", die deutsche Frau sei weder so wirtschaftlich noch so tugendhaft, wie man im allgemeinen glaube. Nun ändern sich aber die Begriffe je nach den Gesichtspunkten, von denen aus man sie ins Auge faßt, und es ist eine Thatsache, daß man im Auslande die Deutschen mit unmäßiger Wirtschaftlichkeit und übermenschlicher Tugend ausgerüstet wähnt.

Selbstverständlich kommen sie dieser Vorstellung nicht in ihrem ganzen Umfange nach. Die Deutsche ist durchaus nicht von Hause aus praktisch beanlagt, und die Unselbständigkeit, in der sie erzogen wird, nicht dazu angethan, wo diese Beanlagung vorhanden ist, sie zur vollen Geltung zu bringen. Aber das Pflichtgefühl, das nun einmal ein fast durchgehender Charakterzug unseres Volkes scheint, macht dann doch schließlich tüchtige Hausfrauen aus den unselbständigen Mädchen, wenn sie auch nicht gerade ihre Tage mit Kochlöffel und Küchenschürze verbringen. Ich spreche natürlich nur von der Durchschnittsfrau, denn es giebt selbstverständlich manche unter uns, welche in der ausschweifendsten Wirtschaftlichkeit ihr Genügen finden und, durch die Verhältnisse gezwungen, selbst die Verwaltung größerer Güter mit Umsicht und Erfolg leiten, wie es auch solche giebt, die wiederum von der Führung eines Haushaltes keine Ahnung haben, die kaum wissen, wann das Theewasser kocht. Bei dem ausgesprochenen Hang zur Poesie aber und bei der in den meisten Deutschen stark entwickelten liebenswürdigen Ader des Humors kommt es oft vor, daß die Hand, welche pflichtschuldigst den Kochlöffel schwingt, gleich darauf zu Feder und Papier greift, um irgend ein heiteres oder gemütvolles Verslein niederzuschreiben, das der Fleißigen während ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit durch den Sinn ging.

Was nun die Tugend anbetrifft, so geben gerade in Deutschland Religion, Erziehung und ererbte Gewohnheit den Frauen der gebildeten Kreise noch den sittlichen Halt, der eine feste Schutzwehr der Moral gegen die laxen modernen Anschauungen bildet, welche wie ein heißer, erschlaffender, südlicher Hauch gegen nordische Kühle und Ehrbarkeit zu Felde ziehen. Die Deutsche ist nicht in dem Maße „Weib" bis in die Fingerspitzen hinein, wie die Französin es ist, und daher auch nicht so liebenswürdig, denn sie wagt die natürlichsten Empfindungen kaum vor sich selbst einzugestehen.

In der Provinz sind die Frauen und Mädchen fast durchgängig sittenstreng, und wo eine oder die andere vielleicht einmal einen Schritt vom Wege zu machen wünschte, hält sie die allgemeine Aufsicht und Kontrole, die Furcht vor der Kritik, die Kette von Prinzipien, mit denen sie umgeben ist. Die Disziplin unserer Armee hat auch auf die Frauen rückwirkende Kraft, denn da jeder Offizier mit seiner Stellung für die Führung seiner Frau haftbar ist, die meisten Provinzstädte bei uns aber auch zugleich Garnisonen sind, so trägt die tadellose moralische Haltung der Offiziersdamen viel dazu bei, die Sittlichkeit zu erhalten. Für Berlin kann das indessen natürlich nicht gelten. Bei dem in einer Großstadt unvermeidlichen Konflux der verschiedenartigsten Elemente, bei dem Strom der Durchzügler und Ansiedler ist eine Kontrole des einzelnen Individuums unmöglich. Der moralische Halt und Zwang, den die Frau in der unaufhörlichen Aufsicht in der Provinz hat, hört hier auf, wenn sie ihn nicht in sich selbst findet. Zugleich treten Versuchungen in jedem Augenblick an sie heran, um so zahlreicher, je unbeschützter sie dasteht, und um so gefährlicher, als man nirgend sonst in Deutschland einer solchen Vereinigung von Geist, Genie und Talent begegnet. Speziell in unsern, den Schriftstellerkreisen und in der Künstlerwelt, die

von jeder neu auftauchenden Idee, sei es die genialste, sei es die korrumpierteste, zuerst berührt werden, wo die Freiheit des Gedankens und Wortes den vollsten Ausdruck findet und der Verkehr sich naturgemäß in zwanglosester Art gestaltet, stumpft sich der Begriff für das, was im Grunde schicklich und unschicklich ist, ab.

Für die Frauen, welche den beiden eben genannten Kreisen nicht angehören, gilt freilich auch nicht dieser Entschuldigungsgrund in demselben Maße. Indes sie leben in einer Millionenstadt, wo der Ansteckungsstoff leichtfertiger Anschauungen, aus aller Herren Ländern zusammengetragen, in der Luft liegt und sich verbreitet wie eine epidemische Krankheit. Das ist ihre Entschuldigung. Ansichten und Verhältnisse, die man zuerst frivol fand, verlieren mit der Zeit diesen Anstrich, wenn man sie von allen Seiten als etwas Natürliches, Selbstverständliches behandelt sieht, an dem niemand Anstoß nimmt. Wenn daher in der „Femme allemande" gesagt wird, die deutsche Frau sei nicht so tugendhaft, als man im Auslande denke, so kann das nur auf das Berliner Leben seine Anwendung finden, und darin liegt, meiner Meinung nach, ein Kardinalfehler jenes Artikels, nämlich in der Identifizierung der Berlinerin mit der deutschen Frau im allgemeinen.

Bei der Zentralisierung Frankreichs kann die Pariserin ganz wohl für den Typus der Französin gelten. Die Berlinerin ist jedoch absolut nicht der Typus der Deutschen, denn Berlin ist wohl das politische Zentrum des Reiches und der Brennpunkt des Interesses für die Welt, aber keineswegs das Herz deutschen Familienlebens und deutscher Gesittung.

Es wird endlich französischerseits bemerkt, daß die Zeiten vorüber sind, in denen jedes unserer jungen Mädchen ein „Gretchen" war. Sie haben in Wahrheit niemals existiert. Die Inkarnation der Idealgestalt des großen Dichters hat stets zu den Seltenheiten gehört, wie eine Victoria Regia in der Pflanzenwelt. Ferner heißt es ebendaselbst, daß das deutsche Mädchen von heute, durch die Lektüre von Romanen zeitig gewitzigt, ihrem Faust bereits erwartend entgegensehe, ja es folgt sogar die Andeutung, daß die meisten eben erblühten Töchter guter Kreise, — denn wohlverstanden, nur um diese handelt es sich, — wenn sie in die Ehe treten, fast immer schon eine Vergangenheit haben, d. h. was man in einem gewissen Sinn darunter versteht. — Es ist ja wohl selbstverständlich, daß die Eindrücke und Einflüsse der Großstadt sich auch in den Mädchenschulen geltend machen, und daß das Gift der Ansteckung sich den jugendlichen Gemütern ebenso mitteilt wie etwa Scharlach den Körpern. Da gehen verbotene Bücher von Hand zu Hand, kleine Skandalgeschichten werden weiter kolportiert und den Unwissenden erklärt, und wo die Erziehung im Hause nicht geeignet ist, den Kindern sittlichen Halt zu geben und sie moralisch reinere Luft atmen zu lassen, da ist zehn gegen eins zu wetten, daß Neugier und fieberndes Verlangen nach Abenteuern die Backfischchen veranlassen werden, auf eigene Rechnung einen Roman zu erleben. Das wird dann mit staunenden, begehrlichen Augen von den Freundinnen und Vertrauten mit angesehen, und beinahe ein Ehrenpunkt daraus gemacht, ähnliches zu erleben.

Und doch giebt es gerade in Berlin hunderte von jungen Mädchen der höheren Kreise, die so sorgfältig behütet werden, daß kein unreiner Hauch sie berührt, die in einer Reihe vorzüglicher Erziehungsanstalten, welche dem Protektorat unserer Kaiserinnen unterstehen, den besten Unterricht und die eingehendste Aufsicht genießen, und die auch daheim von ihren Müttern geleitet werden und nicht von einem „Fräulein", das sich schon oft als keine zuverlässige Hüterin gezeigt hat, bis sie aus einer guten Kinderstube hervor in einen Familien- und Freundeskreis treten, in welchem man den ethischen und ästhetischen Forderungen des Lebens volle Berücksichtigung zu teil werden läßt.

Freilich werden auch sie nicht der Periode entgehen, in welcher man für den Litteratur- oder Geschichtslehrer schwärmt. Das deutsche junge Mädchen muß nun einmal in einem bestimmten Übergangsalter für etwas oder für jemand schwärmen. Sei es, daß es sich bei gelegentlichen Theaterbesuchen für den Helden oder die Heldin eines klassischen Stückes begeistert und eine heimliche Sammlung von Photographien des jeweiligen Objektes anlegt, sei es, daß die Lehrkräfte der Schule oder Erziehungsanstalt ahnungslos den ersten, meist sehr harmlosen Feuerbrand in die junge Seele schleudern. Und wieviel ideale Freundschaftsbündnisse werden nicht auf den Schulbänken der höheren Klassen geschlossen, wieviel Schwüre ausgetauscht, die, ach nur zu bald, in nichts zerrinnen, wenn das Leben die jugendlichen Schwärmerinnen in verschiedene Sphären auseinanderführt; denn nirgends ist der Kastengeist stärker entwickelt als in Deutschland.

Jeder deutsche Backfisch besitzt auch ein Poesiealbum, welches sorgfältig verschlossen wird, zuweilen sogar in einem Umschlag, der die Aufschrift trägt: „Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen." Dasselbe enthält viel herzbrechende Klagen oder leidenschaftliche Hoffnungen, die dem „verschwiegenen Mond", oder der „schluchzenden Nachtigall" anvertraut werden und nach einer Reihe von Jahren der Urheberin unwiderstehliche Heiterkeit erregen. Solch' geistigen Gährungsprozeß macht fast jedes unserer jungen Mädchen durch, und es schadet ihnen nichts, im Gegenteil, der innere Gehalt, der zurückbleibt, ist meist so geklärt, daß jener Prozeß schließlich beinahe als etwas Notwendiges erscheint. Ob das französische Prinzip, die jungen Mädchen bis zu dem Augenblick, in welchem sie ins Leben treten, im Kloster zu lassen, oder in strenger Abgeschiedenheit von der Welt zu erziehen, gerade das richtige ist? — Es läßt sich viel dafür und dagegen sagen. Daß sie in weltlichen Dingen unerfahren und unberührt bleiben, läßt sich nicht leugnen. Sie treten sehr naiv, sehr unschuldig in die Gesellschaft und oft bald nachher in die Ehe mit einem Manne, den sie wenig kennen, in Verhältnisse, von denen sie nie etwas gehört haben. — Ob diese Unerfahrenheit wirklich zu ihrem Heil ausschlägt? Ob die plötzliche, unbeschränkte Freiheit der verheirateten Frau nach strenger Beschränkung und ohne jegliche Erfahrung eine Quelle des Glücks für sie wird? — Ich darf mir darüber kein Urteil anmaßen. Aber da wir nun einmal in der Welt sind und uns wohl oder übel mit dem Leben abzufinden haben, scheint es mir wünschenswerter, gerüstet und vorbereitet den in jedem Frauenleben unausbleiblichen Kämpfen entgegenzutreten; und mögen

unsere jungen Mädchen wirklich hier und da einen guten Roman in die Hand nehmen, die in ihnen eine Ahnung des wirklichen Lebens aufdämmern läßt, oder auch einmal heimlich einen schlechten, der sie mehr, als wünschenswert ist, aufklärt, eine gesunde Natur streift die Schlacken ab, und die deutschen Frauen sind gottlob gesund an Verstand und Gemüt.

Die Schule des Diplomaten.

Von
Graf Greppi,
Königlich italienischem Botschafter a. D.

Die Diplomatie spielt im geschäftlichen Verkehr der Menschen ungefähr dieselbe Rolle wie die Elektrizität auf dem Gebiete der Physik. Sie ist eine eigene Form der geistigen Thätigkeit; wir erkennen ihr Wirken überall, aber es gelingt uns nicht, sie zu erfassen, und sie läßt sich nicht in den Rahmen einer Definition hineinzwängen. Der Krämer, der seine Groschenware an den Mann bringen will, und der Staatsmann, dem das Gedeihen, ja die Selbständigkeit eines ganzen Landes anvertraut ist, beide brauchen die Diplomatie der eine so gut wie der andere. Vielleicht kommt man am weitesten, wenn man sagt, die Diplomatie ist die Kunst, ein Ziel zu erreichen, ohne sein Streben dahin zu verraten.

In allen Fällen erscheint uns die Diplomatie wie eine wohlthätige Fee, wenn sie am Ende eines Krieges, dessen Ausbruch sie nicht verhindern konnte, dazu führt, den tobenden Nationalhaß zu besänftigen, die Gier des Siegers zu mäßigen und den Besiegten zu Tragung der Kriegslasten geneigt zu stimmen.

Heutzutage, an der Wende des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, spielt die Diplomatie eine wesentlich andere Rolle als die, welche ihr in der Zeit vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongresse zugewiesen war. In jenen Zeiten hat sie viele Ereignisse herbeiführen helfen, über welche die Geschichte nachher ein strenges Urteil sprechen mußte; sie hat somit eine Rolle gespielt, welche ihrer wenig würdig war und welche sich nur daraus erklären läßt, daß die Gewalt damals vor dem Rechte den unbestrittenen Vorrang hatte. Die Grundsätze der heutigen Politik, welche sich bemüht, die selbstsüchtigen Bestrebungen der einzelnen Völker mit den Forderungen des europäischen Gleichgewichts in Einklang zu bringen, stehen hierzu in einem bemerkenswerten Gegensatze. Freilich wird auch heute noch so manches Mal der Diplomatie vorgeworfen, sie lasse sich zu Zwecken mißbrauchen, welche der Würde der Nationen nicht entsprechen, und es ist gewiß, daß solche Vorwürfe in einzelnen Fällen nicht völlig unbegründet gewesen sind; aber dafür haben wir auf der anderen Seite unter den

Diplomaten eine große Reihe von ganz hervorragenden Männern, die ihren Staaten unbezahlbare Dienste geleistet haben.

Das große äußere Ansehen, welches die Diplomaten vor Zeiten hatten, besteht heute in mancher Beziehung nicht mehr; in anderen Beziehungen ist es dafür wieder gestiegen, und zwar aus den verschiedensten Gründen. So hatte die Diplomatie früher dadurch eine besondere Bedeutung, daß die Gesandten mit den Souveränen, von denen sie entsandt waren, in unmittelbarem Verkehre blieben. Der Gesandte war somit der einzige, der den Willen und den ganzen Willen seines Landesherrn kannte, und was er that, war demgemäß gerade so gut, als wenn es jener selbst gethan hätte. Heutzutage hat die überall herrschende konstitutionelle Verfassung die Thätigkeit der Regierung von der des Landesherrn getrennt, und dem letzteren ist regelmäßig nur das Recht vorbehalten, den Krieg zu erklären und Frieden zu schließen. In einem konstitutionellen Staate kann der Landesherr in allen Angelegenheiten, und somit auch in den auswärtigen, nur auf Vortrag des zuständigen Ministers eine Anordnung treffen, und selbst in der Wahl der Diplomaten, welche nicht nur seine Regierung, sondern auch seine Person zu vertreten haben, ist er von den Vorschlägen seines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten abhängig; es ist überall eine große Seltenheit, wenn der Monarch selbst eine Persönlichkeit als geeignet benennt. Hierdurch ist die Aufgabe des heutigen Gesandten sehr erschwert; er ist nicht mehr der einzige Interpret des landesherrlichen Willens, sondern er muß sich sehr oft ernsthaft fragen, ob er die Anweisungen, welche ihm von seinem Minister in oft orakelhaften Telegrammen übersandt werden, auch richtig verstanden hat. Dazu kommt noch, daß auch die Parlamente manches Mal mit schwerer Hand in den Gang einer diplomatischen Verhandlung einzugreifen suchen. Die Abgeordneten reißen vermöge ihres Interpellationsrechtes von allen schwebenden Angelegenheiten den schützenden Schleier der Heimlichkeit herab, und viele Verhandlungen pflegen sich zu zerschlagen, weil sie vor ihrer Reife zu unvorsichtig an das Tageslicht gezerrt sind. Die Rücksicht, welche die Regierungen auf die Parlamente nehmen müssen, verursacht ihnen mehr Schwierigkeiten, als man im allgemeinen zu glauben geneigt ist, und die Diplomaten, welche ihren Heimatsstaat im Auslande vertreten, geraten oft in recht große Verlegenheit, wenn sie sehen, daß die Berichte gedruckt und verbreitet werden, von denen sie erwartet hatten, sie würden in den Bureaus ihres Ministeriums liegen bleiben, und in denen sie es daher gewagt haben, sich frisch von der Leber weg auszusprechen. Es giebt Fragen, die sich von Kabinet zu Kabinet in aller Ruhe behandeln lassen; wenn aber erst die Presse und mit ihr die Öffentlichkeit dazwischen tritt, so nimmt der Verkehr von selbst einen gereizten Ton an.

Man sagt der Diplomatie auch vielfach nach, sie sei eine aristokratische Einrichtung und diene im wesentlichen dazu, dem Ehrgeiz oder der Prunksucht einzelner Höflinge zu genügen. Es ist freilich wahr, daß die Gesandtschaftsposten in früherer Zeit vielfach mit solchen Personen besetzt wurden, welche sich entweder bei Hofe durch ihren Reichtum oder ihr großartiges Auftreten bemerklich gemacht

hatten oder welche zu mächtig wurden und deshalb entfernt werden sollten. Aber heut ist die diplomatische Laufbahn nicht mehr das Vorrecht eines besonderen Standes, sondern jeder wird zu ihr zugelassen, vorausgesetzt daß er diejenigen persönlichen Eigenschaften besitzt, welche er braucht, um seinem Vaterlande im Auslande nützlich zu sein.

In früheren Perioden und bis in die Zeit der französischen Revolution hinein gab es noch keine Diplomaten von Fach. Der Landesherr wählte, so oft er einen Gesandten brauchte, unter allen seinen Unterthanen denjenigen dazu aus, von welchem er glaubte, daß er zu seinen Zwecken am besten passen würde. Der Chef der Gesandtschaft hatte mit dem Oberhaupte des Staates, bei dem er beglaubigt war, die wichtigsten und schwierigsten von den ihm anvertrauten Angelegenheiten persönlich zu besprechen. Zu diesem Zwecke hatte er das Recht, eine feierliche Audienz zu verlangen; aber eine solche kam naturgemäß nur sehr selten vor und nur bei einem dringenden äußeren Anlasse; indessen war er auf dieses Mittel nicht angewiesen, da die Hoffeste, die Theatervorstellungen und andere Anlässe ihm zu einer Annäherung an den Souverän und zu Besprechungen genügende Gelegenheit boten. Dieser Weg wurde denn auch ausgiebig benutzt, wenn gleich solche Unterredungen vor aller Augen nur eine verhältnismäßig geringere Bedeutung haben konnten. In anderen Fällen verkehrte der Gesandte damals wie noch heut mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Staates, bei dem er beglaubigt war. Zur Besorgung der Bureauarbeiten hatte der Gesandte einen Sekretär, einen Mann seines persönlichen Vertrauens, den er selbst wählte und seiner Regierung nur zur Genehmigung vorschlug. Der Sekretär trat niemals in die Öffentlichkeit; er teilte das Schicksal des Gesandten und verschwand, sobald der letztere sein Amt niederlegte. Das Recht des Botschafters, mit dem Oberhaupte des Staates, bei dem er beglaubigt ist, persönlich zu verhandeln, besteht noch heut, aber es hat durch die überall herrschende konstitutionelle Verfassung seine Bedeutung verloren; denn der Landesherr kann ohne die Mitwirkung eines verantwortlichen Ministers keine Entscheidung treffen, und die besonderen Audienzen können daher zu nichts weiter führen als zu einem Austausch von Höflichkeiten.

Man glaubt vielfach noch heut, daß ein Diplomat vom Himmel fallen könne. Das ist aber falsch. Früher war es freilich möglich, daß ein Mann, der das Hofleben und seine Intrigen kannte, und der es verstand, seinen Geist und Verstand im Verkehre mit den Fürsten immer auf das augenblicklich Erreichbare zu richten, mit einem Worte ein gewandter Hofmann, durch diese seine Eigenschaften auch auf dem diplomatischen Gebiete Erfolge hatte; aber heute ist das nicht mehr der Fall. Der moderne Diplomat braucht sehr viel Takt im täglichen Leben und eine Weltkenntnis, welche er nur durch langjährige Erfahrung erlangen kann. In der heutigen Zeit, wo selbst die kleinsten und entferntesten Staaten an der Entwickelung des Völkerganzen mitarbeiten, sind die gemeinsamen und widerstreitenden Interessen, die freundlichen und feindlichen Beziehungen aller Völker zu einander so zahlreich und so mannigfach geworden, daß nur ein solcher Mann, der einen regelmäßigen

Bildungsgang durchgemacht hat, im stande ist, alle Dinge, welche für sein Vaterland von Interesse sind, als solche zu erkennen und sie richtig zu behandeln. Wenn heut ein Mann aus einer andern Laufbahn unvorbereitet in die diplomatische überträte, so würde er gegenüber jedem Berufsdiplomaten, mit dem er zu verhandeln hätte, der Schwächere sein, und er müßte aus Mangel an Erfahrung eine Menge von Fehlern begehen, von denen sich viele niemals wieder gut machen ließen. Ohne Erfahrung und ohne regelmäßigen Bildungsgang würde selbst der Gelehrteste hilflos sein, wenn er mit einem anderen zusammenträfe, der zwar viel weniger weiß, aber jene feine Ausbildung des Geistes und jene diplomatische Ausschauungsweise besitzt, durch die er das errät, was der andere aus seinen Büchern gelernt hat. Wer sich durch das bloße Studium zum Diplomaten ausbilden will, wird leicht zum Pedanten. Er stopft sich das Gehirn mit Zahlen und Thatsachen voll, aber er findet nur selten einen neuen Gedanken, durch die er in eine verwickelte politische Frage Licht und Ordnung schaffen kann. Was der Diplomat vor allen Dingen kennen muß, das ist das menschliche Herz und alle seine Regungen von der erhabensten bis zur lächerlichsten. Der gute Diplomat ist ein scharfer Beobachter, der aus allen Dingen das gute wie das schlechte herauserkennt, und er ist vor allem ein Mann, der es versteht, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind.

Die Geistesschärfe allein macht den Diplomaten aber noch nicht vollkommen, und die Kenntnisse sind nicht entbehrlich; vielmehr ist ganz besonders ein gründliches geschichtliches und geographisches Wissen unerläßlich. Dieses darf sich aber nicht auf eine bloße Sammlung und Anhäufung von Thatsachen beschränken, sondern es bedarf auch der Geschichtsphilosophie, d. h. derjenigen Wissenschaft, welche uns lehrt, daß kein Ereignis im Menschen- und im Völkerleben von selbst und unvorhergesehen eintrifft. Auch die Kenntnis fremder Sprachen ist ein unumgängliches Hilfsmittel für den Diplomaten; denn diese macht es ihm möglich, den Charakter des Landes, in dem er zu wirken hat, leichter zu erfassen. Die wichtigste Sprache ist die französische, welche heut und noch auf lange Zukunft hinaus die allgemeine diplomatische Verkehrssprache darstellt. Es kann sich auch kein Volk in seiner nationalen Eitelkeit gekränkt fühlen, wenn ich sage, daß die französische Sprache zum diplomatischen Gedankenaustausche, welcher Klarheit, Schärfe und Kürze verlangt, besser als jede andere geeignet ist. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß das Französische schon seit mehr als zwei Jahrhunderten im allgemeinen Gebrauche ist, und daß ein Neuerungsversuch nichts herbeiführen würde als eine beklagenswerte Verwirrung. Der angehende Diplomat muß somit die französische Sprache in Wort und Schrift mit vollkommener Sicherheit beherrschen; er muß alle sprachlichen Feinheiten kennen, um auch den versteckteſten Nebengedanken des mit ihm Redenden zu verstehen und um denselben in unauffälliger Weise zu einem klaren und deutlichen Ausdruck seiner Meinung, zu einer vollständigen Erläuterung aller Dunkelheiten in seiner Rede veranlassen zu können.

Der Diplomat muß in allem, was er sagt und thut, von einem großen Feingefühl beherrscht sein, und auf der anderen Seite darf er keine Äußerung machen, aus der die Gegenpartei auf eine große Empfindsamkeit schließen könnte. Wenn ein Mann, der berufen ist, die Interessen eines Landes zu vertreten, sich zu Gefühlsergüssen hinreißen lassen wollte, so würde er das Gegenteil von seinem Zwecke erreichen, denn er würde sich lächerlich machen. Selbst im Unglück darf der Vertreter eines Staates seine Würde nicht verlieren; er darf sich niemals an das Mitleid seines Gegners wenden, sondern nur an das Gerechtigkeitsgefühl und an jenes Gefühl für Maß und Schicklichkeit, welches auch aus dem Herzen des stolzesten Siegers nicht ganz zu verschwinden pflegt. Die Sprache des Diplomaten muß freundlich und verbindlich sein, ohne aber Schwäche zu verraten, und sie muß sich nach dem Charakter der Personen richten, mit denen er verhandelt. Der Diplomat muß sich stets der allergrößten Ruhe und Zurückhaltung befleißigen, und nur wenn sich jemand eine Kränkung seines Vaterlandes oder seines Landesherrn herausnehmen sollte, so hat er diese Beleidigung mit Würde und Entschlossenheit zurückzuweisen.

Die moderne Diplomatie hat eine sehr gefährliche Gegnerin, von der man früher noch nichts wußte: die Preßfreiheit. Die heutige Presse kennt im allgemeinen keine anderen Schranken als die weiten Grenzen, die das Gesetz ihr steckt; sie ist mit Rücksicht auf den Wohlanstand und auf die Gefühle der Leser zu einer gewissen Zurückhaltung gezwungen, aber im übrigen hat sie das Feld frei vor sich. Die Presse darf nach Art eines enfant terrible alle Blößen und Schwächen des Staates ungestraft aufdecken, wenn sie es nur interessant macht und es versteht, ihren Nachrichten einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben und den Neigungen der Leser zu schmeicheln. Das erste und wichtigste Interesse einer Zeitung besteht darin, möglichst viele Abonnenten zu erwerben, und um dies zu erreichen, muß die Zeitung von allen Dingen, die sich ereignen, unterrichtet sein oder wenigstens scheinen. Der Journalist muß aus der kleinsten Begebenheit ein Ereignis machen können, und wie oft kommt es nicht vor, daß er mit einer Nachricht in die Öffentlichkeit tritt, von der er weiß, daß sie vollständig erfunden ist, um später, wenn ihm die Lüge nachgewiesen wird, sich damit zu verteidigen, daß er das Falsche nur deshalb erzählt habe, um den andern zur Veröffentlichung einer Widerlegung, und somit zum Bekanntgeben der Wahrheit zu zwingen. So darf es der Diplomat natürlich nicht machen. Er muß lieber mit seiner Meldung zu spät kommen, als daß er sich Leichtgläubigkeit vorwerfen läßt; er soll keine überraschenden Nachrichten bringen, er hat kein Publikum, das sich durch Neuigkeiten aufregen lassen will, vielmehr wartet er, bis er Gelegenheit zur Feststellung der Wahrheit eines Gerüchtes findet, um dann seiner Regierung eine zuverlässige Darstellung senden zu können, in welcher er zugleich die Tragweite der geschilderten Ereignisse auf Grund eigener Prüfung und Untersuchung beurteilt, eine Darstellung, welche geeignet ist, dem Heimatsminister als Grundlage für weitere Anweisungen zu dienen. Es ist schon vorgekommen, daß ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich einem Reporter

gegenüber zugänglicher zeigt als den an seinem Hofe beglaubigten Diplomaten, so daß der erstere in der Presse Thatsachen veröffentlichen kann, von denen die letzteren noch keine Ahnung haben. Aber es ist auch zu bedenken, daß ein Minister die Nachrichten, welche er einem Reporter anvertraut hat, ruhig ableugnen darf, ohne sich dadurch die geringsten Unannehmlichkeiten zuzuziehen; während er das, was er einem Diplomaten gegenüber äußert, weder verleugnen noch widerrufen kann.

Wer einen kleinen Staat diplomatisch zu vertreten hat, der kann niemals darauf rechnen, daß er eine glänzende Rolle zu spielen Gelegenheit findet. Denn die Entscheidung der ihm anvertrauten Angelegenheiten hängt gerade in den wichtigsten Beziehungen von dem Gange ab, welchen die Politik der Großmächte nimmt. An diese hat er sich daher anzuschließen, und wenn er einmal die ausgetretene Bahn verläßt, so findet er bald genug einen Anlaß, wieder dahin zurückzukehren. Es kommt unter Umständen vor, daß ein solcher diplomatischer Vertreter vermöge seiner persönlichen Eigenschaften an einem großen Hofe, bei dem er beglaubigt ist, eine einflußreiche Stellung erringt; aber auch in diesem Falle macht er keine selbständige Politik, sondern er muß sich darauf beschränken, daß er den Vertreter einer größeren Macht, mit deren Interessen die von ihm verwalteten gerade übereinstimmen, durch seinen Einfluß unterstützt.

Einzelne Staaten zweiten Ranges treiben eine störende Politik. Sie gehen nämlich von der Anschauung aus, daß sie selbst bei einem allgemeinen Kriege nichts zu verlieren, sondern alles zu gewinnen haben, und so drängen sie sich in jede Frage hinein und hoffen überall ihren Nutzen zu finden. Demgemäß sind sie auch darauf bedacht, an den großen politischen Zentren einen unruhigen Diplomaten zu beglaubigen, welcher auch die kleinste Verwickelung ausnutzt, aus der er für seine Regierung einen Vorteil herausschlagen kann. Die anderen Staaten zweiten Ranges können sich nicht mit einer selbständigen Politik hervorwagen, ohne sofort die Eifersucht der zunächst benachbarten Großmächte wachzurufen. Ihre Vertreter stehen daher ganz im Schatten, und selbst auf dem Gebiete der Nachrichtensammlung sind sie auf die Brocken angewiesen, die ihre begünstigteren Kollegen ihnen zuwerfen. Denn ein Minister der auswärtigen Angelegenheiten pflegt schon gegen die Vertreter der großen Mächte nicht sehr mitteilsam zu sein; gegenüber den Gesandten geringerer Bedeutung bleibt er vollends stumm.

Die äußeren Formen, mit denen die Diplomatie sich umgiebt, haben heutzutage viel von ihrem Glanz verloren. In früherer Zeit vermochte ein Gesandter durch den Aufwand, den er mit seinem Hausrat, seiner Equipage und seiner Tafel machte, nicht nur der großen Menge, sondern selbst dem Hofe, bei dem er beglaubigt war, Achtung einzuflößen. Dieser Zauber ist gebrochen, und der Gesandte kann sich auf seinen Titel und die von ihm entfaltete Pracht nicht mehr verlassen, wenn er das Ansehen erringen will, welches ihm früher regelmäßig von selbst zufiel. Denn sein Name und sein Reichtum werfen zwar noch immer einen hellen Glanz auf seine amtliche Stellung, aber sie reichen nicht mehr aus,

um ihm die Bedeutung und den Einfluß zu verschaffen, welche er heut nur noch durch seine Fähigkeit und seine Bildung erwirbt. Denn diese sind ihm notwendig, wenn er wohlwollende Aufmerksamkeit und Anerkennung finden will. Die bloße Äußerlichkeit blendet nicht mehr. Wenn ein Gesandter von heute das Gebahren eines seiner Vorgänger aus der Zeit unmittelbar nach dem Wiener Kongresse nachahmen wollte, so würde er sich einfach lächerlich machen und für eine Possenfigur gehalten werden. Man gedenkt zuweilen noch eines Botschafters aus jener Zeit, welcher bei der Begrüßung nur den ihm gleichgestellten Personen die ganze Hand zu reichen pflegte, den unter ihm stehenden aber, in genauer Abstufung, vier, drei, zwei oder einen Finger, so daß endlich ein Botschaftssekretär mit einer Fingerspitze und ein bloßer Attaché mit einem einfachen Kopfnicken zufrieden sein mußte. Heut ist es anders. Im täglichen Leben macht der Gesandte von seinen Vorrechten keinen Gebrauch und lebt, ohne seiner Würde dadurch etwas zu vergeben, unter dem Personal seiner Gesandtschaft wie ein Familienvater. Ja, wenn er den Abstand zwischen sich und seinen Untergebenen zu schroff herauskehrte, so würden diese sich dadurch gekränkt fühlen. Dem Gesandten einer Großmacht passierte es zum Beispiel einst auf einem Bankette, daß er im Laufe des Gespräches die Mitglieder seiner Gesandtschaft vermöge einer Nachlässigkeit im Ausdrucke als „seine Leute“ bezeichnete. Kaum hatte er das Wort ausgesprochen, so erhoben sich die Genannten sämtlich und verließen zusammen den Festsaal.

Häufig hört man über die Frage sprechen, ob ein Gesandter lieber verheiratet oder Junggeselle sein müsse. Nun meine ich, wenn die Frau des Gesandten außer den natürlichen Reizen ihres Geschlechtes noch Geist, ein feines Benehmen und die Kunst besitzt, sich Freunde zu erwerben, ohne sie zu ihren Vertrauten zu machen, dann gewinnt ihr Mann durch sie einen viel größeren Wirkungskreis; er findet mehr Gelegenheit, seinen Einfluß auszuüben, den Kreis seiner Bekannten zu erweitern und sich in der Gesellschaft des Landes, in dem er thätig ist, einzuführen. Die feine Welt kommt von selbst in seinem Hause zusammen, und es gelingt der Frau durch ihr gewinnendes Benehmen, die Männer in eine harmlose Stimmung zu versetzen, in der sie zur offenmütigen Aussprache ihrer Gedanken bereit sind. Ganz anders liegt aber die Sache, wenn die Frau des Gesandten launenhaft und mürrisch ist, wenn sie ihre Worte nicht zu wägen weiß und sich formlos und ohne Anmut benimmt. Durch eine böse Zunge, durch Verlegenheit und Ungewandtheit, durch geschmacklose Kleidung, durch eine unbegründete Freundschaftlichkeit gegen den einen, durch Steifheit gegen den anderen vermag sie alle Gäste aus ihren Räumen zu vertreiben; die Fehler der Frau werden von der Welt dem Manne zur Last gelegt und hindern ihn überall an der Ausübung seines Berufes. In einem solchen Falle nützt dem Gesandten sein eigener Haushalt nicht, sondern er ist ihm überall im Wege.

Ein Fehler, dem die heutige Diplomatie zuneigt, ist der, daß sie ihren Beruf für einen bureaukratischen hält; d. h. daß ein Gesandter glaubt, er habe nur mit der Feder in der Hand die geeignete Gelegenheit, sich als geschickten Diplomaten zu zeigen. Ein solcher irrt aber, denn er ist eben kein Bureaubeamter, der

seine täglichen Dienststunden abzusitzen hat, der pünktlich des Morgens erscheint und vor allen Dingen pünktlich wieder geht. Ein Diplomat darf sich nicht von den laufenden Arbeiten ganz in Anspruch nehmen lassen und sich damit zufrieden geben, wenn er von Zeit zu Zeit einen Bericht abfaßt, in dem er am meisten darauf achtet, ob er auch kein Komma und keinen Punkt vergessen hat. Im auswärtigen Amte hat der Tag nicht mehr Stunden als anderwärts; wenn ein Bericht zu breit ist, so wird er vom Minister nicht gelesen und kommt dann nur im Sekretariat den jungen Leuten zugute, welche ihr Vergnügen darin suchen, sich über alles zu moquieren, was ihnen wunderlich erscheint. Vielmehr verlangt es der Beruf des Diplomaten, daß er Augen und Ohren offen hält, daß er sich über alles und jedes Ereignis möglichst gut zu unterrichten sucht, und daß er sich somit überall da zeigt, wo er gute Gelegenheit findet, nicht nur die Thatsachen zu erfahren, die seine Regierung interessieren können, sondern auch die Wandlungen der öffentlichen Meinung zu beobachten. Das Leben des Diplomaten ist wie ein Bühnenhaus, in dem er bald als Schauspieler, bald als Zuschauer thätig ist. Nur wenn er die Bühne häufig besucht, lernt er, was er sagen und was er verschweigen muß, und hier lernt er vor allen Dingen, daß es besser ist, zu hören, als zu reden, und daß er jedes lebhafte Gespräch vermeiden muß, da die Menschen sich bei solchen Gelegenheiten zu Äußerungen hinreißen zu lassen pflegen, die sie bei ruhiger Überlegung nicht gemacht haben würden.

Es ist allgemeiner Gebrauch, daß die Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Wochentag zum Empfange der bei ihrem Hofe beglaubigten Gesandten bestimmen. Dies ist nach einem scherzhaften Diplomaten-Ausdrucke der allgemeine Beichttag. Alle Gesandten, insbesondere aber die bloßen Geschäftsträger, sind begierig nach Neuigkeiten, und je kleiner der Staat ist, den sie vertreten, desto fieberhafter pflegt die Neugier des Vertreters zu sein. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten pflegt aber mit Antworten sehr zu sparen, und sobald man ihn mit Fragen bestürmt, wird er geizig. Die Personen, die er am meisten fürchtet, sind die jüngeren Beamten, die eine Gesandtschaft nur interimistisch verwalten. Diese stellen oft ein wahres Verhör mit ihm an, das ihn ganz außer Fassung bringt, und sie lenken selbst dann nicht ein, wenn er ihnen seine Ungeduld durch deutliche Zeichen zu erkennen giebt. Denn der junge Diplomat wünscht nur, einen mit Nachrichten möglichst gespickten Bericht abgehen zu lassen und durch diesen die Aufmerksamkeit seines Ministers auf sich zu ziehen; gegenüber diesem Bestreben läßt er alle anderen Rücksichten nachstehen. Der erfahrene Diplomat macht es anders; er versteht es, den Minister, mit dem er verhandelt, in gute, mitteilsame Stimmung zu versetzen, um die Aufklärungen, deren er wirklich bedarf, von ihm zu erlangen; er versteht es aber auch, die Verhandlung zur rechten Zeit wieder abzubrechen.

Für den Diplomaten ist jeder Umstand, der ihm die Erreichung seines Zweckes erleichtert, von großer Bedeutung, mag er von außen auch noch so kleinlich erscheinen. So sind insbesondere die Festmahlzeiten eine äußerst beliebte Gelegenheit, um sich mit einer Person, deren man bedarf, in Ver-

bindung zu setzen. Nach einem guten Mahle werden die Zungen gelöst, und die Lüge weicht vor der Wahrheitsliebe, die aus dem Kelchglase in die Herzen der Menschen einzieht. Ein jeder wird in einer solchen Stunde mitteilsamer; die Tafelgenossen, die ohnehin schon Berufsgenossen sind, fühlen sich leicht als gute Freunde, die Unterhaltung wird lebhafter, und der Gastgeber, dem es leichter glückt, sich den Einflüssen seiner Tafel zu entziehen, verwertet die vertraulichen Aussprüche seiner lieben Gäste.

Ein Vorwurf, welcher der Diplomatie vielfach gemacht wird, ist der, daß sie sich zur Erreichung ihrer Zwecke der Lüge bediene. Der Vorwurf entbehrt aber des Grundes. Es ist sicher, daß man unter besonderen Umständen vermittelst einer geschickt angebrachten Lüge einen Erfolg erreichen kann, aber ein solcher Erfolg ist immer höchst zweifelhaft und nie auf die Dauer wirksam. Ein guter Diplomat benutzt dies Mittel nie, denn er würde zur Erreichung eines ungewissen Vorteils sein ganzes Ansehen aufs Spiel setzen und Gefahr laufen, daß er in große Verlegenheit geriete, wenn es dem Betrogenen gelänge, ihn zu überführen. Was er im äußersten Falle wagen kann, ist, daß er auf eine Frage eine orakelhafte Antwort giebt, welche den anderen im Unklaren darüber läßt, was er eigentlich gemeint habe.

Die Eigenschaft, auf die es beim Diplomaten vor allen Dingen ankommt, ist die Besonnenheit. Er muß seine Nerven beherrschen; er darf selbst dann, wenn er mit Sorgen überladen ist, niemals seine Unruhe verraten; und er muß schlagfertig sein; diese drei Eigenschaften sind für ihn ganz unentbehrlich. Durch jede Unbesonnenheit kann er Verwickelungen herbeiführen, deren endlicher Ausgang sich gar nicht absehen läßt. Indessen giebt es auch Fälle, in denen er etwas wagen muß. Auf dem Pariser Kongresse erhob sich Cavour einmal ganz unerwartet und schilderte in schlagenden Zügen die unglückliche Lage Italiens vor einer Versammlung von Diplomaten, welche fast sämtlich geneigt waren, ihm zu widersprechen; aber niemand hat ihm diesen Schritt als unrichtig vorgeworfen. Unmittelbar vor dem Ausbruche des Krimkrieges erschien der Fürst Menschikow in Reisekleidern, mit einer Reitpeitsche in der Hand, bei dem Groß-Wesir, um die sofortige Abstellung der Übelstände zu verlangen, über welche Rußland sich der Ottomanischen Pforte gegenüber beklagt hatte. Auch dieses Vorgehen ist jederzeit gebilligt worden.

Wenn auch, wie gesagt, die diplomatische Laufbahn nicht das Vorrecht einzelner Gesellschaftsklassen ist und sein soll, so handeln doch diejenigen Staaten falsch, welche eine demokratische Verfassung auch durch demokratische Formen zur Geltung bringen wollen. Ein solches System mag im eigenen Lande gut sein, aber die Länder, in denen ihre diplomatischen Organe wirken sollen, denken vielfach anders. Es giebt Personen, welche große Fähigkeiten haben und durchaus geeignet sind, mit dem besten Erfolge als Beamte im Inlande thätig zu sein, denen aber die rechten Eigenschaften fehlen, um im Auslande ihr Vaterland würdig zu repräsentieren: wenn ein Staat einem solchen Manne aus demokratischen Grundsätzen einen Gesandtenposten anvertraut, so ist das gerade so gut, als wenn er diplo-

matische Niederlagen wünschte. Es ist einmal vorgekommen, daß in einem Staate, in welchem trotz der monarchischen Verfassung die demokratischen Grundsätze in breitestem Umfange angewandt wurden, für einen Gesandtenposten ein Mann ausersehen war, der für viele geleistete Dienste eine ansehnliche Stellung als Belohnung verdiente, dessen Benehmen und Formen aber viel zu wünschen übrig ließen. Der Monarch fragte den bei ihm beglaubigten Vertreter des Landes, in welches der eben Bezeichnete entsendet werden sollte, ob derselbe dort auf eine gute Aufnahme zu rechnen habe. Die Antwort lautete: der Minister der auswärtigen Angelegenheiten werde den Bezeichneten als Gesandten ohne Zweifel gut aufnehmen, aber es sei fraglich, ob der Pförtner ihn ins Haus lassen würde.

Der Gesandte kommt in allen Fällen am weitesten, wenn er persönlich gefällt. Er muß aber nicht nur den Frauen gefallen, sondern auch den Männern sich möglichst angenehm machen, indem er sich ihnen niemals überlegen zeigt. Man kommt auf diese Weise überhaupt in der Welt am besten fort und erreicht es am leichtesten, eine hervorragende Stellung einzunehmen. Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts lebte an einem der größten Höfe Europas ein junger Ausländer, Mitglied einer alten, angesehenen Familie und Inhaber eines großen Vermögens, welcher es auf den ersten Anlauf zum Botschafter gebracht hatte durch die Eleganz und Geschicklichkeit, mit der er Walzer tanzte. Die Thatsache, daß er durch eine solche Kleinigkeit in die Höhe gekommen war, hinderte ihn nicht, sich in der Folgezeit als einen der vorzüglichsten diplomatischen Vertreter seines Vaterlandes zu zeigen, aber er hatte doch immerhin damit angefangen, daß er gefiel. Ein Diplomat ist genötigt, immer die beste Gesellschaft aufzusuchen; ja, wenn die Umstände danach sind, muß er sich auch in der Gesellschaft so oft wie möglich zeigen, welche nicht die beste ist, wenn in ihr nur Eleganz, Geist und gute Manieren hochgehalten werden. Die Welt ist eben ein großes Buch, in dem man alle Seiten lesen muß. Ein Diplomat muß sich stellen, als wenn es ihm überall gut gefiele, und es ist von großem Werte für ihn, wenn er sich auch einmal langweilen kann, ohne es sich anmerken zu lassen. Der Salon ist eine vorzügliche Schule, in der man die augenblicklich herrschenden Auffassungen studieren und die Politiker in der nächsten Nähe betrachten kann; man findet die letzteren hier zusammen, denn die Damen aller Altersklassen ziehen sie an sich, um an ihnen die Macht ihrer Schönheit und ihres Geistes zu erproben, und der Ehrgeiz macht die Menschen nicht stumpf gegen die Eindrücke, die sich an ihre Herzen wenden.

Es ist höchst interessant zu beobachten, wie die Diplomatie in den verschiedenen Ländern einen ganz verschiedenen Charakter hat; in den romanischen Ländern ist sie zum Beispiel im großen und ganzen gutmütiger als in den nordeuropäischen. So sagte man früher, daß jeder Italiener ein geborener Diplomat sei, ein nicht zu verachtendes Lob, obgleich in dieser Schmeichelei zugleich eine kleine Bosheit liegen kann, da die Worte sich auch so verstehen lassen, als ob der Italiener nicht durch Aufrichtigkeit sündigte. Man muß aber mit den alten italienischen Diplomaten nicht zu strenge ins Gericht gehen. Sie waren Vertreter

von kleinen Ländern, welche durch die Furcht vor Übergriffen der benachbarten Großmächte in steter Angst und Sorge gehalten wurden; da sie sich nicht durch Gewalt schützen konnten, so mußten sie es mit der List versuchen. Im allgemeinen ist noch heute der italienische, spanische und französische Diplomat ein guter, gefälliger, zugänglicher Mensch, der mitteilsam erscheint, ohne es in höherem Maße als ein anderer zu sein, und der sich niemals bemüht, sich dem andern überlegen zu zeigen. Der südeuropäische Diplomat liebt es zu plaudern, er versteht zu antworten und eine unbescheidene Frage abzuwehren, er erfaßt mit Leichtigkeit, was man ihm sagt, und belästigt niemals durch die Bitte um eine Erklärung. Der deutsche Diplomat plaudert nicht gern; er wird leicht erregt, wenn jemand eine Frage zu berühren droht, die ihn in Verlegenheit bringen könnte, und er trägt auch kein Bedenken, seinen Unmut in zuweilen schroffer Form zu äußern. In allen geschäftlichen Angelegenheiten ist er von musterhafter Pünktlichkeit; er braucht niemals ein Wort zurückzunehmen, und es entschlüpft ihm niemals eine unvorsichtige Äußerung. Der Engländer ist äußerst bestimmt und vor allen Dingen praktisch. Er kleidet seine Gedanken in so wenig Worte wie möglich und giebt sich nicht zu langen Erörterungen her, man muß seine Vorschläge annehmen oder ablehnen. Wenn man von ihm geht, ist man mit Form und Inhalt seiner Darlegungen nicht immer zufrieden, aber man weiß, daß man eine ehrliche und klare Aussprache angehört hat. Bei dem russischen Diplomaten ist das äußerst verbindliche Wesen rühmend anzuerkennen, und es ist leichtfertig, wenn viele ihnen nachsagen, daß sie mit der Wahrheit oft hinter dem Berge halten. Sie sind die äußeren Vertreter einer Politik, deren letzte Gründe man schwer erkennt und welche von einem einzigen, unfehlbaren Willen geleitet wird; und hierdurch sind sie zu sehr großer Zurückhaltung gezwungen. Sie sagen nur, was sie sagen können, und schweigen dort, wo sie nicht reden könnten, ohne zu lügen.

Für einen jungen Diplomaten ist nichts so nützlich, als wenn er möglichst viele verschiedene Stationen durchmacht, so lange er sich in den unteren Stufen seiner Laufbahn befindet. Er sieht viele neue Länder, er hat Gelegenheit, sie gründlich kennen zu lernen, da er überall gut aufgenommen ist, und so gewöhnt er sich schon früh daran, ein Volk mit dem andern und eine Regierung mit der anderen zu vergleichen; er stärkt seine Auffassungsgabe und kommt auf diese Weise dazu, über Menschen und Dinge ein richtiges Urteil zu gewinnen. Unter allen Ländern ist aber keins so sehr zur Ausbildung der für einen Diplomaten erforderlichen Eigenschaften geeignet wie der Orient. Hier werden alle Dinge im großen betrieben; der Kampf zwischen der christlichen und der muslimischen Kultur ist noch immer nicht ausgefochten, wenngleich er von seiner früheren Schärfe schon viel verloren hat; durch die Verschiedenheit der Rasse und des Glaubens werden alle Leidenschaften geweckt und erzeugen ein Durcheinander der verschiedensten Interessen und Bestrebungen, in dem sich der Diplomat nur mit Aufwendung aller seiner Geisteskräfte zurechtfinden kann. Hierzu kommt noch das Spiel der christlichen europäischen Mächte unter einander; denn so versöhnlich

sie sich auch auf dem eigentlich europäischen Boden zeigen, ebenso schroff sind sie in allen orientalischen Angelegenheiten. Mit der größten Eifersucht überwacht ein jeder die kleinsten Schritte des andern; nicht nur an den Residenzen der Gesandten, sondern auch an den kleinsten Plätzen, an denen nur Konsuln thätig sind, sieht man überall die Spuren dieser Nebenbuhlerschaft. Im Orient muß der Diplomat Schach spielen; jeden Zug muß er lange vorher nach allen Richtungen bedenken; wenn aber die Zeit zum Handeln gekommen ist, muß er schnell zugreifen, damit ihm kein anderer zuvorkommt. Im übrigen ist der Verkehr mit den türkischen Diplomaten auch sehr lehrreich; diese sind nämlich bei den Grundsätzen der alten Schule stehen geblieben: mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, suchen sie den Gang der europäischen Diplomatie zu hemmen, aber sie thun es in so gefälliger Form und mit solcher Freundlichkeit, daß eine ganz außerordentliche Geschicklichkeit dazu gehört, sich aus den feinen Maschen ihrer Netze herauszuwickeln.

Der Wahlspruch der Diplomatie ist aber hier wie in allen Fällen: „Zugreifen, ohne sein Streben zu zeigen."

Berichte aus allen Wissenschaften.

Rechtsgeschichte:

Philologische Studien zur Urgeschichte des indogermanischen Rechtes.

Die Vergangenheit unseres Volkes zu erforschen, die Zeiten, aus denen keine glaubhafte geschichtliche Überlieferung auf unsere Tage herabreicht, wieder vor unsere Augen zu führen, das ist eine Aufgabe, welche erst die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts unternehmen konnte, die aber, obwohl von vielen Seiten rastlos daran gearbeitet wird, in diesem Jahrhundert noch nicht zu Ende geführt sein wird. Die Körperwelt jener alten Zeiten, die Flora und Fauna, ja selbst die Knochen der Menschen und ihre Geräte sind uns erhalten: sie lassen sich greifen und fühlen, messen und abbilden. Aber wie ist es mit dem geistigen Leben?

Die Gedanken und Gefühle, das Wissen und der Glaube, welche unsere Voreltern hatten, als sie noch als ein ungetrenntes Volk auf einem noch unbekannten Bodengebiete Vorderasiens oder Osteuropas weilten, sind uns nicht verloren gegangen, sondern in ununterbrochener Reihenfolge sind sie vom Vater auf den Sohn, vom Enkel auf den Urenkel und so herab bis auf uns überliefert worden; aber jeder Sohn hat der väterlichen Lehre den ganzen Schatz seiner eigenen Erfahrungen ergänzend und berichtigend hinzugefügt, und so ist der Stoff infolge der vielfachen Veränderungen der äußeren Lebensbedingungen geändert und immer wieder geändert worden, so daß wir aus unseren Kenntnissen und unserer Auf-

fassungsweise nicht entnehmen können, wie unsere Altvordern zu einer gegebenen Zeit ihr Verhältnis zu Gott, zu den Menschen und den Dingen aufgefaßt haben.

Der Weg der Forschung ist daher ein anderer und nicht für alle derselbe. Der eine durchsucht das geistige Leben die gesellschaftlichen und rechtlichen Institutionen der unkultivierten und halbkultivierten unserer zeitgenössischen Völker, um aus dieser großen Mannigfaltigkeit Entwickelungsgesetze abzuleiten und so rückwärts schrittweise unsere Vergangenheit zu ermitteln; ein anderer Weg ist der, aus dem gemeinsamen Sprachgut der indogermanischen Völker auf die gemeinsamen Kenntnisse und die gemeinsame Kultur der Indogermanen vor der Trennung zu schließen. Beide Methoden sind nicht untrüglich; beide verlangen eine große Phantasie und zugleich eine große Vorsicht, und auf beiden Wegen liegt die Gefahr darin, daß oft das Falsche viel glaublicher, erfreulicher und menschlicher erscheint als das Richtige. Aber wenn einmal der rechtsvergleichende und der sprachvergleichende Forscher in einem Ergebnisse zusammentreffen, so liegt darin eine ziemliche Gewähr für die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges.

Es ist daher für alle Juristen eine große Freude, daß wir die Ergebnisse der sprachlichen Forschung in einem Bande zusammengefaßt bekommen haben und wir somit unsere Anschauungen an denen der Schwester-Disziplin zu prüfen in der glücklichen Lage sind. Diese Freude wird selbst dann nicht vermindert, wenn sie uns zwingt, einen liebgewordenen Gedanken aufzugeben — aber andrerseits muß auch der Jurist das Recht beanspruchen, dem Sprachforscher einen Satz als minder wahrscheinlich oder unmöglich nachzuweisen.

Ein solches Buch ist das Werk von Schrader, mit dem sich die folgenden Seiten beschäftigen sollen.[1])

Man braucht nur in das Werk hineinzusehen, um sofort durch die große Fülle des zusammengetragenen und benutzten Materials, durch die große Vorsicht, mit der alle Folgerungen gezogen werden, und durch die Klarheit der Darstellung und die Übersichtlichkeit des Gedankenganges für den Verfasser und seine Studien gewonnen zu werden. Wir haben hier das seltene Beispiel eines streng wissenschaftlichen Werkes, welches auch dem Nichtfachmanne ermöglicht, den Ausführungen zu folgen, sich die Ergebnisse der Untersuchungen anzueignen und sie zu überschauen.

Das Buch zerfällt in vier Abhandlungen; zunächst kommen eine dogmengeschichtliche und eine methodologische, welche der Jurist mit großem Interesse lesen und billigen, aber nicht würdigen kann; dann folgt ein Aufsatz über die Metalle und das Schmiede-Handwerk, aus welchem zu entnehmen ist, daß weder der Schmied noch seine Thätigkeit, noch der Name irgend eines seiner Geräte und Werkzeuge für die gemeinarische Zeit erwiesen ist, so daß man zu der Annahme gedrängt wird, daß die Schmiedetechnik sich bei den Einzelvölkern selbständig ent-

[1]) Schrader, O., Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des indogermanischen Altertums. Zweite, vollständig umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage. Jena, Hermann Costenoble, 1890. XII. 684. 8.

wickelt hat. Endlich giebt der vierte Abschnitt über „die Urzeit“ einen Abriß der Kultur-, Staats und Rechtsgeschichte der vorgeschichtlichen indogermanischen Zeit.

Die wohlbegründeten Ausführungen des Verfassers erscheinen durchweg zutreffend, nur einzelne Bedenken lassen sich dagegen erheben, von denen im Folgenden die wichtigsten kurz berührt werden sollen.

Sehr interessant sind die Untersuchungen über die Verwandtschaftsnamen. Nach Schrader ist als gemeinarisch nur für folgende Begriffe je eine feststehende Bezeichnung nachgewiesen:

a) Sohn, Sohnesfrau (Schwiegertochter), Tochter, Vater, Mutter; Ehemannes-Vater, Ehemannes-Mutter.
b) Bruder, Schwester; Ehemannes-Bruder, Ehemannes-Schwester; Ehemannes-Bruders-Frau.
c) Vaterbruder.
d) Ein allgemeines Wort für Vorfahren und ein allgemeines Wort für Nachkommen.

Dieser Sprachschatz würde darauf hinweisen, daß die Indogermanen in der letzten Zeit vor und in der ersten Zeit nach ihrer Spaltung in Einzelvölkerschaften nur die sogen. agnatischen Verwandtschaftsbeziehungen mit Namen bezeichnet hätten, d. h. daß sie alle durch Männer mit einander verbundenen Personen, die sogen. Schwertmagen, als Verwandte angesehen hätten, dagegen alle durch Weiber oder teils durch Weiber und teils durch Männer mit einander verbundenen Personen (kognaten) nicht; eine Folge davon würde sein, daß der Halbbruder von Vatersseite als voller Bruder, der Halbbruder von der Mutterseite als Fremder, der Vater-Bruder-Sohn als Verwandter, der Mutter-Bruder-Sohn, oder Vater-Schwester-Sohn als Nicht-Verwandter angesehen wäre. Eine weitere Folge, welche auch vom Verfasser ausdrücklich hervorgehoben ist, wäre die, daß die Frau durch die Heirat in die Familie des Mannes eintritt und mit allen seinen Verwandten verschwägert wird, während der Mann der Familie seiner Frau nach wie vor der Heirat fremd gegenüber steht.

In diesen Ausführungen liegt ein schöner Beweis für die auch von Schrader angenommene Theorie, nach welcher unsere heutigen Familienverhältnisse aus einem sehr schroffen Patriarchat entwickelt sind; aber dieser Beweis ist trotz seiner Schönheit nicht sehr kräftig.

Wir unterscheiden nämlich unter den Verwandtschaftsnamen korrelative und reziproke. Im reziproken Sinne wird ein Verwandtschaftswort gebraucht, wenn zwei Verwandte sich gegenseitig mit demselben Namen anreden (z. B. Bruder und Schwester: Bruder und Schwester; Vetter: Vetter;) Korrelativ sind verschiedene Verwandtschaftsnamen mit denen zwei Verwandte sich gegenseitig anreden (z. B. Großvater: Enkel; Onkel: Neffe). Nun unterliegt es einerseits keinem Zweifel, daß der Gebrauch von Ausdrücken im reziproken Sinne im indogermanischen Sprachgebiete nur innerhalb derselben Generation vorkommt; daß überall, wo es sich um Angehörige verschiedener Generationen handelt, auch korrelative Namenspaare bestehen.

Andererseits glaube ich nicht, daß ein Volk von einem korrelativen Namenspaare den einen gehabt haben sollte, den anderen aber nicht. Morgan hat die Verwandtschaftsnamen von mehreren hunderten von Völkern gesammelt[1]), und in allen seinen Tabellen findet sich nicht ein einziges Beispiel solch' unnatürlicher Sprachentwickelung.

Nun kennt Schrader in der Gruppe c nur einen Vaterbruder. Wenn dieses Wort indogermanisch ist, so müssen die Ungetrennten auch einen Namen für Brudersohn und Brudertochter, endlich auch einen Namen für die Vaterschwester gehabt haben. Es sind also entweder die letztgenannten drei Verwandtschaftsnamen verloren gegangen (und dann können auch viele andere, uterine und kognatische verloren gegangen sein, und Schraders Tabelle beweist nichts) oder das Wort für Vaterbruder hat sich bei den Einzelsprachen selbständig entwickelt und nur eine zufällige Übereinstimmung in den verschiedenen Sprachen bekommen. Wenn aber dies der Fall ist, und ich glaube dies annehmen zu müssen, dann kann man auch keine Schlüsse aus den Verwandtschaftswörtern ziehen. Denn nach Fortstreichung des Vaterbruders haben wir unter den eigentlichen Verwandten nur die Namen für Eltern und Kinder und für die Geschwister. Eltern und Geschwister, Vorfahren und Nachkommen giebt es aber unter Mutterrecht und in der losen Familie in gleicher Weise wie unter Vaterrecht.

Aber die Schlüsse aus der Schwägerschaft! Doch auch hier sind Lücken. Wenn die Frau ein Wort hatte, um den Ehemannes-Bruder und die Ehemannes-Schwester zu bezeichnen, so müssen auch diese umgekehrt ein Wort für die Bruder-Frau gehabt haben; ein solches ist aber nicht nachgewiesen, und es ist auch hier bedenklich, aus den Schwägerschaftsnamen einen Schluß auf das Schwägerschaftsrecht zu ziehen.

Wenn nun auch dieses Beweismittel nicht stichhaltig ist, so fällt damit doch nicht das Bewiesene zusammen, wenn sich aus anderen Erkenntnisquellen ergiebt, daß die letzte Periode der Urzeit einen wesentlich patriarchalen Charakter hatte und daß alle Institute der Ehe und des Familienrechts diesem Charakter durchaus entsprechen.

Dies gilt zum Beispiel von der Form des Eheschlusses, in bezug auf welche der Verfasser mit der herrschenden Meinung[2]) zu dem Ergebnisse kommt, daß es sich um zwei Schließungsarten handelt, die ältere des Frauenraubes und die jüngere des Frauenkaufes. Neu ist aber die Ansicht, daß der Raub sich schon vor der Trennung der Völker zu einer lediglich symbolischen Form der Hochzeitsfeier verflüchtigt habe. (S. 554). Diese Auffassung widerspricht der Ansicht von Kohler[3]) und ist auch nicht recht wahrscheinlich, weil die Frauenraubsagen bei allen indogermanischen Völkern verschieden, also doch wohl selbständig gebildet

[1]) **Morgan**, The systems of consanguinity and affinity in the human Family, Washington 1871.

[2]) vgl. **Hehn**, **Hellwald**, **Kohler**, **Leist**.

[3]) **Kohler** in der kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Neue Folge 4, S. 165, München und Leipzig 1881.

sind, und ein wirklicher Eheschluß durch Frauenraub in historischer Zeit bei mehreren Einzelvölkern noch nachgewiesen ist; von den Beispielen, welche in diesem Sinne angeführt werden können, sind zwar viele dahin, zu erklären daß die Raubehe nen entstanden, gewissermaßen wiedergeboren ist, diese Wegdeutung läßt sich aber nicht bei allen Völkern anbringen, sondern in einzelnen Rechtsgebieten ist der Frauenraub von der Urzeit her ununterbrochen beibehalten worden, dann aber kann diese Sitte nicht vor der Trennung vollständig erloschen sein. Auch ist nicht zu übersehen, daß das Nomadenleben und besonders die Periode der Wanderungen eine große Versuchung zu jeder Art des Raubes und insbesondere auch zum Frauenraube mit sich bringt, und wenn auch diese Lebensweise das Aufkommen der Kaufehe nicht hindern kann, so wird doch erst der seßhafte Ackerbau dahin führen, daß diese sanftere Form des Eheschlusses sich zur regelmäßigen ausbildet.

Diesen patriarchalen Eheschließungsformen entspricht dann auch ein schroff patriarchales Ehe- und Familienrecht. Der Hausvater ist in seinem Hause unbeschränkter Herr über Weiber und Kinder, er kann sie verleihen, verkaufen, töten, insbesondere muß ihm jedes Kind gleich nach der Geburt dargebracht werden, und es unterliegt lediglich seiner Willkür, ob er es aufziehen oder aussetzen lassen will. Dieses alles ist auch auf seiten der Juristen im wesentlichen nicht bezweifelt; vielleicht war auch in der Urzeit der Hausherr für alle Vergehungen seiner Untergebenen allein verantwortlich, wenigstens bis zum Werte des Thäters. Nach dem Tode des Mannes mögen vielfach die Witwen an seinem Grabe erdrosselt oder verbrannt worden sein, ein Brauch, welchen wir zwar nicht als regelmäßige Übung, aber als eine geläufige und nicht selten angewandte gemein-indogermanische Einrichtung betrachten müssen.

Bei dieser Macht des Hausvaters und dieser Unterwürfigkeit aller Hausgenossen wirft sich naturgemäß die Frage auf, wodurch sich denn die Ehefrauen von den Sklavinnen unterschieden haben mögen. Schrader ist in dieser Beziehung der Ansicht, „daß dieser Unterschied zwischen beiden zugleich ein sehr geringer und ein sehr bedeutender gewesen sein muß: ein sehr geringer, insofern wir uns den Wirkungskreis der indogermanischen Frau von dem der Sklavin nicht wesentlich verschieden denken können; ein sehr bedeutender, insofern die Erzeugung rechtmäßiger Nachkommen offenbar nur mit einer rechtmäßigen Gattin möglich war, eine solche aber nach der bei allen altindogermanischen Völkern sich findenden Anschauung nur dem freien Stande der durch Sprache, Glauben und Sitte verbundenen Volksgenossen entstammen durfte.“ Ich glaube aber, die Entwickelung ist den umgekehrten Weg gegangen. In der schroff-patriarchalen Zeit, unter der ausschließlichen Herrschaft des Frauenraubes, hat es m. E. weder einen rechtlichen noch einen thatsächlichen Unterschied zwischen Ehefrauen und Mägden gegeben — wie noch heute bei allen denjenigen Neger- und Bantu-Völkern, welche Polygynie und Frauenkauf verbinden, die Stellung der Weiber eine begriffliche Unterscheidung zwischen Ehefrauen und Mägden nicht zuläßt. Denn es ist nicht zu übersehen,

daß nach der richtigen Ansicht Kohlers[1]) die geraubte Frau stets eine Fremde und somit wehrlos und hilflos ist, und selbstverständlich sind auch alle Kinder, welche in dem Hause geboren werden, der Gewalt des Hausvaters unterworfen, wie die Nachkommen seiner Rosse und Rinder, und stehen untereinander vollkommen gleich. Später verliert der Raub einen Teil des rohen und beleidigenden Charakters, der ursprünglich in ihm wohnt; es werden auch Töchter aus befriedeten und befreundeten Stämmen zu Frauen genommen, und wenn auch alle rechtlichen Beziehungen zwischen der ausgeheirateten Tochter und ihrer früheren Familie aufhören, so bleiben doch die persönlichen Beziehungen bestehen, und der Mann muß auf die Verwandten dieser Frauen, besonders wenn sie mächtig und angesehen sind, Rücksicht nehmen[2]). Es sind daher in jedem Hause zwei Arten Weiber, solche, die aus der Fremde geraubt sind, ohne Schutz und Anhang, rechtlos und wehrlos, ohne eine andere Macht als ihre weibliche Gewandtheit, und solche, welche aus befreundeten Familien stammen und geschont werden müssen. So scheiden sich freie Frauen und Sklavinnen; und es ist naturgemäß, daß beide Parteien nach Kräften auch um die Stellung ihrer Kinder kämpfen, daß nicht nur jede Frau ihre Kinder vor den andern bevorzugt sehen will, sondern daß auch die Freien ihre Kinder als Klasse vor den Sklavinnenkindern ausgezeichnet zu sehen wünschen. Nicht immer hat dieser Kampf denselben Ausgang. Im arabisch-musliminischen Rechte stehen die Kinder der Sklavinnen, wenn sie vom Herren anerkannt sind, denen der freien Frauen vollkommen gleich und nehmen mit ihnen Erbe nach dem Hausvater[3]); in der hebräischen Sage ist der Kampf unentschieden: Sarah siegt über Hagar und Kethura, aber im Hause Jakobs erben die Kinder der Sklavinnen mit denen der freien Frauen den väterlichen Nachlaß. Bei den indogermanischen Völkern haben die freien Frauen überall den Sieg davongetragen, überall rangieren die Kinder nach dem Range der Mutter, und am schroffsten hat sich dieser Grundsatz bei den Höchstgebildeten aller Sklavenbesitzer ausgebildet, bei den angelsächsischen Kolonisten Nord-Amerikas[4]).

Also nicht die freien Frauen sind bevorzugt, weil sie dem Manne freie Kinder bringen; sondern weil die einheimischen Frauen bevorzugt werden, suchen sie ihren Kindern eine gleich bevorzugte Stellung zu verschaffen. In dieser Periode des Kampfes sind auch, wie ich glaube, die deutschen Märchen von der bösen Stiefmutter entstanden. Die neue Frau will den Kindern ihrer Vorgängerin nicht eine unbestimmte schlechte Behandlung zu teil werden lassen, sondern sie hat das ganz bestimmte Ziel, die anderen Kinder als Knechte, ihre eigenen aber als Freie und Erben behandelt zu wissen; nicht Grausamkeit, sondern habsüchtige Berechnung ist es, was sie treibt. Der Stiefvater hat keine derartigen Neigungen, denn ent-

[1]) Kohler in der Zeitschr. für vergl. Rechtsw., 3, S. 361, und in der krit. Vierteljahrsschrift, 23, S. 181. „Da es nicht anging, Frauen aus dem eigenen Geschlecht oder Stamme, wohl aber aus dem fremden, feindlichen, zu rauben und zu vergewaltigen."

[2]) Frankenheim, Völkerkunde, S. 468.

[3]) Friedrichs in der Zeitschr. f. vergl. Rechtsw. 7, S. 277.

[4]) Frankenheim, Völkerkunde, S. 483.

weder bleiben die Vorkinder der Frau in ihrem Vaterhause zurück oder sie sind ihm als Arbeiter hoch willkommen.

Eine Reihe von interessanten familienrechtlichen Verhältnissen hat der Verfasser in eine Anmerkung (S. 566) zusammengedrängt; vielleicht werden wir sie in der dritten Auflage oder in einem neuen Werke breiter dargestellt finden.

Ausführlicher wird die Sippen- und Gemeindeverfassung behandelt: auch hier finden wir denselben Geist wie im Familienrechte. Politische Einheit ist die gens, wahrscheinlich vik geheißen, von einem vikpotis regiert, gebildet von dem männlichen agnatischen Nachkommen eines wahren oder erdachten Ahnherrn. Mehere vike bilden den Gau oder Stamm, der vielleicht von einem aus der Mitte der vikpotis gewählten rāgan (König) geleitet wird. Über die Funktionen dieser Gebilde erfahren wir nur sehr wenig und leider garnichts über das ganze Gebiet des Privat- und Prozeßrechts.

Mit einer kleinen Bemerkung wird auf S. 571 eine der wichtigsten und schwierigsten Kontroversen erledigt, die sogenannte patriarchale Theorie. Es ist m. E. schon längst ein gesichertes Forschungsergebnis gewesen und durch die Schrader'schen Untersuchungen nur weiter ausgeführt und geklärt, daß die Indogermanen in der letzten Zeit vor ihrer Trennung im Patriarchat gelebt haben. Damit ist aber noch nicht die zweite Frage entschieden, ob dieses Patriarchat von Uranfang dagewesen ist oder eine andere Familienordnung ersetzt hat. Schrader beantwortet die Frage im ersteren Sinne, gehört also zur patriarchalen Schule. Ich kann mich zu dieser Auffassung nicht bequemen; denn wenn das Patriarchat von Uranfang her mit dem Gewichte einer Hegel'schen Notwendigkeit auf dem indogermanischen Volke gelastet hätte, so können wir nicht verstehen, wie irgend eine Macht der Welt im stande gewesen wäre, seine Herrschaft zu dem heutigen System der Gleichberechtigung beider Verwandtenseiten abzuschwächen. Das Patriarchat ist ebenso geworden wie alles Andere, und etwas Anderes muß vor ihm dagewesen sein. Aber dies ist eine Frage, über die man verschiedener Meinung sein kann; jedenfalls hätte der Verfasser, wenn er dies Gebiet berühren wollte, stärkere Gründe anführen und sich gegen einen anderen Gegner wenden müssen als den längst überholten Bachofen.

Endlich werde noch erwähnt, daß der Verfasser die indogermanische Abkunft der sogenannten Pfahlbauern Europas für möglich, aber nicht für erwiesen hält (S. 532), und daß er als Urheimat der Rasse den Südosten des europäischen Rußlands und die Gegend um den Mittellauf der Wolga betrachtet.

Zu einem sicheren Ergebnis wird man ohne neue Funde wohl nicht kommen, aber mit dem heutigen Material werden die Schrader'schen Ansichten wohl auch auf diesem Gebiete für lange Zeit abschließend sein.

Breslau. Karl Friedrichs.

Gesundheitspflege.

Die Berufskrankheiten des Eisenbahnpersonals.

Jedermann muß, wenn er die Eisenbahn benützt, sich und seine fahrende Habe einer Körperschaft anvertrauen, welche tausende von Köpfen zählt, welche die verschiedensten Dienstesposten versehen — dem Eisenbahnpersonale. Dieses ist für die Sicherheit des Dienstes verantwortlich und büßt ein geringes Versehen, das bei manchem anderen Berufe kaum rügenswert befunden worden wäre, mit dem Verluste des Amtes und der Freiheit, der Gesundheit, ja des Lebens.

Dennoch wiederholen sich die Eisenbahnunfälle mit so erschreckender Regelmäßigkeit, daß man sehr unrecht thun würde, immer nur den „blinden Zufall" zum Sündenbocke zu machen.

Wenn eine Maschine nicht richtig funktioniert, weil die Zapfenlager ausgeschliffen sind, oder weil sie weit über ihre Leistungsfähigkeit angestrengt wurde, oder weil sie schon zu lange in Verwendung stand, dann wird man zu untersuchen haben, warum die schadhaften Bestandteile nicht rechtzeitig ausgewechselt wurden, oder ob es für die Dauer nicht zweckmäßiger gewesen wäre, Reserven beizuziehen. Die Lockerung der Oberbaukonstruktion, die unrichtige Weichenstellung, welche die Entgleisung, den Zusammenstoß der Züge veranlaßten, wurden durch eine Unachtsamkeit der Bahnarbeiter, des Weichenwärters, der Lokomotivführer herbeigeführt. Ist es nicht auch hier notwendig, sich Klarheit darüber zu verschaffen, warum Beamte, die jahrelang tadellos wirksam waren, plötzlich versagen? Zumeist wird man finden, daß sie übermenschliches leisteten. Wie lange? Sehr kurze Zeit, dann litt der Dienst, der Mann, oder auch beide.

Es dürfte demnach zweckmäßig sein, wenn weitere Kreise sich mit den Anforderungen vertraut machen, welche der Eisenbahndienst an die physische und geistige Leistungsfähigkeit des Personals stellt, und hieraus entnehmen, in welchem Maße den berechtigten Wünschen der Gesundheitspflege, welche hier ein hervorragend öffentliches Interesse vertritt, entsprochen wird.

In bezug auf die Beschäftigung und deren Einfluß auf die Gesundheit hat man bei den Bediensteten der Eisenbahnen drei wesentlich verschiedene Gruppen zu unterscheiden. Erstens jene, welche sich beinahe ausschließlich mit dem Bureaudienste befaßt, zweitens jene, welche sich vorwiegend mit dem Verkehrsdienste beschäftigt, und drittens das Eisenbahnbaupersonal. —

Bei der ersten Gruppe wird während der Bureaustunden der Körper zumeist in sitzender Position erhalten, die an und für sich wohl eine naturgemäße ist und, kurze Zeit eingenommen, keine nachteiligen Folgen mit sich führt, auf die Dauer aber durch Störung der Statik der körperlichen Funktionen Krankheitsanlagen produziert und Krankheitsformen entwickelt.

Beim Sitzen werden nämlich die Wirbelsäule gegen die Oberschenkel geneigt und die Bauchmuskeln zusammengezogen, hierdurch die Unterleibsorgane einem übermäßigen Drucke ausgesetzt und auch die regelmäßige Thätigkeit, der Kreislauf-

und Atmungsorgane, in ungünstigem Sinne beeinflußt. Hierdurch erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, an Lungentuberkulose zu erkranken, in erheblichem Maße, und wir sehen, daß dies Leiden viel häufiger bei jenen vorkommt, die in schlecht gelüfteten Räumen ununterbrochen hinter dem Schreibtische sitzen, als dort, wo die Beschäftigungsart zeitweise einen Wechsel der Körperstellung und Aufenthalt in freier Luft gestattet. Die krankhaften Veränderungen der Unterleibsorgane bestehen in Stauungen des Blutes im Pfortadersystem, welche sehr bald krankhafte Veränderungen des Magens und der Leber zur Folge haben. Aber auch das Zentralnervensystem wird in Mitleidenschaft gezogen, und man findet unter den Eisenbahnbediensteten dieser Kategorie nicht wenig Gemütskranke, die meist der Klasse der Hypochonder angehören.

In der Regel ist es dann zu spät, durch ärztliche Anordnungen diese Übel vollständig zu beseitigen. Zweckmäßiger und sicherer ist es, rechtzeitig ihrer Entstehung zuvorzukommen, sie zu verhüten. Zu diesem Behufe empfiehlt sich:

1. So oft es nur immer thunlich ist, die sitzende Position mit einer anderen Körperstellung zu vertauschen, indem z. B. in jedem Bureau die Pulte in drei verschiedenen Kategorien angeordnet werden; nämlich als Sitzpulte mit gewöhnlichen Sesseln, Sitzpulten mit hohen Drehstühlen nebst Stehpult, und gestattet sei, im regelmäßigen Turnus die Arbeit abwechselnd von einem Pulte auf den anderen zu übertragen, so daß je ein Drittel der Arbeitszeit in zwei verschiedenen Sitzpositionen und in der aufrechten Stellung verbracht werden könnte.

2. Aufrechte Haltung des Körpers und des Kopfes während der Arbeit, um dem Entstehen von Rückgratsverkrümmungen und Kurzsichtigkeit entgegenzuwirken.

3. Die Sessel sollen nicht mit hohen Rücklehnen und weichen, warmen Polstern, sondern nur mit Sitzen von geflochtenem Rohre oder durchlochten Fournieren und Kreuzlehnen ausgerüstet werden.

4. Während der Bureaustunden wäre, um den Blutumlauf zu erleichtern, enganliegende Kleidung zu vermeiden, so zu enge Halsbinden, Halskrägen, Leibriemen, Strumpfbänder und Gummizüge in den Schuhen.

5. Für die Freistunden empfehlen sich Reit- und Fußpartien, Gartenarbeit und Turnen.

6. Die Diät sei nahrhaft und leichtverdaulich.

7. Man nehme mindestens jede Woche ein Reinigungsbad in lauem Wasser.

8. Die Bureaulokalitäten seien stets reingehalten, gut ventiliert, staub- und rauchfrei.

Das Zugförderungs- und Zugbegleitungspersonal wird es sein, aus dem sich hauptsächlich die zweite Gruppe, jene des Verkehrsdienstes, zusammensetzt. Infolge ihrer Lebens- und Beschäftigungsweise gehören die Bedingungen für Gesundheitsstörungen und demnach auch die hieraus resultierenden Erkrankungen hier ganz anderen Kategorien an. Es sind zu beachten der schneidige Luftzug und häufige Temperaturwechsel, die fortwährende Erschütterung des Körpers während der durch die Fahrzeit andauernden aufrechten Körperstellung bei bedeutender Anstrengung der Seh- und Gehörorgane.

Was die Wärme des Heizapparates betrifft, von welcher das Lokomotivpersonal getroffen wird, so schwankte bei den auf fünf Lokomotiven angestellten Wärmemessungen die einen halben Meter vom hinteren Kesselumfange entfernte Quecksilbersäule je nach dem Einflusse des Windes zwischen 24.5° R und 30.5° R, während die Wärme der atmosphärischen Luft 16° R. im Schatten betrug. Eine belästigende Wärmestrahlung verbreitet sich bei jeder Öffnung der Feuerthür. Wichtig ist der Umstand, daß den Körper oft sehr ungleiche Temperaturgrade treffen. Während die Erhitzung der unteren Körperhälfte, namentlich der Fußsohlen, unerträglich werden kann, wird der obere Teil des Körpers eben so oft dem abkühlenden Winde ausgesetzt.

Hieraus ergiebt sich die Häufigkeit der Rheumatismen, und wenn wir erwägen, daß dem Feuerkasten der Lokomotive Kohlensäure, Kohlenoxyd und Stickstoff fortdauernd entströmen und von dem Fahrpersonale eingeatmet werden, so ist das öftere Entstehen von Katarrhen der Luftwege leicht erklärt. Doch sind auch Erkrankungen der Verdauungsorgane nicht selten, da aus Dienstesrücksichten die Mahlzeiten in sehr ungleichen Zwischenräumen oder in Stationen eingenommen werden müssen, in welchen die Qualität der Speisen und Getränke gar manches zu wünschen übrig läßt.

Als Folgen des andauernden Stehens entwickeln sich Krampfadern der unteren Extremitäten. Der steten Erschütterung werden verschiedenartige nervöse Störungen zugeschrieben, welche zumeist vom Rückenmarke ihren Ausgangspunkt nehmen. —

Da durch ein gehörkrankes Lokomotivpersonal die Sicherheit des Betriebes gefährdet wird, so ist die Häufigkeit der Gehörleiden eine gewiß beachtenswerte Thatsache.

Von 160 Lokomotivführern und Heizern der niederschlesisch-märkischen Bahn wurden 25 Prozent, unter 108 Lokomotivführern der Berlin-Anhaltischen Bahn 20 Prozent, und bei ungarischen Bahnen von 250 Untersuchten 92, das ist 36,8 Prozent schwerhörig befunden. —

Die Farbenblindheit ist wohl keine eigentliche Berufskrankheit, d. h. kein Leiden, das durch Vollführung der Dienstespflicht erworben wird, sondern eine angeborene Anomalie, aber von solcher Wichtigkeit für den Eisenbahndienst, daß sie nicht unerwähnt bleiben kann. Sie besteht in der Unfähigkeit, alle Farben, oder was häufiger vorkommt, gewisse Farben, insbesondere rot und grün von einander zu unterscheiden. Farbenblinde sind daher nicht in der Lage, optische Signale richtig zu erkennen, und müssen vom exekutiven Eisenbahndienste ausgeschlossen werden. Dr. Gintel, Zentralinspektor der Lemberg-Czernowitzer Bahn, behauptete nach einer im Jahre 1878 eingeleiteten Enquète, die sich auf 40000 Eisenbahnbedienstete erstreckte, daß die Zahl der Farbenblinden zwischen 0,06 Prozent (Rudolfsbahn) und 2,1 Prozent (Berlin-Hamburger Bahn) schwankte. Doch sind diese Angaben viel bestritten. Die Augenärzte Professor Dr. Reuß und Donders gaben die Zahl der Farbenblinden auf 3 Prozent an. Die neuesten Studien über Farbenblindheit sind von Worms, welcher 11173 Bedienstete der französischen Nordbahn untersuchte und unter diesen 95 Farbenblinde fand. Von diesen waren 23 im

Dienste der Züge selbst beschäftigt und 6 als Lokomotivführer oder Heizer thätig.

Ein sehr klares Bild über die Verhältnisse der Erkrankungen bei den einzelnen Kategorien des Bahnpersonals entnehmen wir der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen, wonach im Jahre 1886 bei fast 109000 Beamten 55062 Erkrankungen vorkamen; es erkrankten also 51 Prozent und zwar:

Von	dem	Zugsförderungspersonal	89 Prozent
„	„	Zugsbegleitungspersonal	66 „
„	„	Bahnbewachungspersonal	42 „
„	den	Stationsbeamten	36 „
„	„	Angestellten des niederen Dienstes .	56 „
„	„	Weichenwärtern	53 „
„	„	Bureaubeamten	26 „

Es starben 1,15 Prozent des Gesamtpersonals.

Eine spezielle Würdigung verdienen die chirurgischen Krankheiten (Verletzungen) der Eisenbahnbediensteten. Die Veranlassungen sind Eisenbahnunfälle, die sich bei der Beladung und Entladung der Wagen, bei Wagenverschiebungen oder während der Fahrt der Züge ereignen.. Ersteren sind besonders die Packer und Magazinsarbeiter ausgesetzt, letzteren die Maschinenführer und die Heizer, welche überdies durch das Entweichen von Dampf infolge des schlechten Zustandes der Maschine, dann bei Zusammenstößen und Entgleisungen gefährliche Verbrennungen erleiden. Nebst ihnen sind es noch Bremser, Schaffner und sonstiges Zugsbegleitungspersonal, welche von den Unglücksfällen während der Fahrt betroffen werden. Nach den Angaben von Lent über rheinische Bahnbedienstete wurden verletzt von Heizern 11 Prozent, von Lokomotivführern 9,6 Prozent, von den Zugführern 9,2, Prozent, von den Schaffnern 11,1 Prozent.

Zur Erklärung des Charakters und der Schwere der gesetzten Verletzungen können wir uns nicht versagen, nachstehende Schilderung Tourdes wiederzugeben: „Wir stehen hier der Maximalwirkung von Druckkraft gegenüber, die sich aus der Kombination gewaltig bewegender Schnelligkeit und gewaltiger bewegter Massen zusammensetzt.“

Die vollständig ausgerüstete Lokomotive samt Tender repräsentiert ein Gewicht von 16—64 Tonnen, die Waggons von 6—13000 kg, die mit einer Geschwindigkeit von 20—80 km per Stunde, das ist 5—22 m per Sekunde, also mit einer Schnelligkeit sich bewegen, die der eines heftigen Windes entspricht. Die Verletzungen, die den Tod zur Folge haben, lassen sich folgendermaßen unterscheiden:

Pufferwirkung: der Stationsarbeiter kann während des Rangierens der Züge zwischen zwei Wagen genommen und durch die aufeinanderstoßenden Puffer erdrückt werden.

Wirkung von Überfahrenwerden auf dem Schienenstrange; Sturzwirkung, Wirkung von Zusammenstößen von Zügen: Hier haben alle Verletzungen den Charakter intensivster Stoßwirkung mit gleichzeitiger Erschütterung

von Gehirn oder Rückenmark. So ist bei einem beschleunigten Zuge mit einer Schnelligkeit 11,11 m der Eindruck auf den Betroffenen derselbe, als wäre er etwa vom zweiten Stock herabgefallen; bei einer Schnelligkeit von 13,88 m in der Sekunde wären die Folgen etwa wie die eines Sturzes von einer Höhe von 9,82 m (ungefähr 3. Stock). Der Expreßzug endlich, der eine Strecke von 16,16 m in der Sekunde zurücklegt, würde bei einem Zusammenstoße denselben Einfluß ausüben wie der Sturz aus einer Höhe von über14 m, also aus dem 4. Stocke, mit Abzug der leichten, durch die Reibung gesetzten Abschwächung.

In England werden die nach Zusammenstößen von Eisenbahnzügen zur Entwickelung kommenden Krankheits-Symptome mit dem treffenden Namen: „railway-spine“ belegt.

Das Eisenbahnbau- und Werkstättenpersonal hat sich mit der Herstellung. Erhaltung und Erneuerung der Bahn, der Maschinen und der Fahrbetriebsmittel zu befassen. Diese Arbeit wird teils in der Werkstätte versehen, teils auf der Strecke vollführt. Ein Teil des Bahnerhaltungspersonals gehört zu den ständig im Dienste der Bahn Beschäftigten und hat auch den Bahnaufsichtsdienst zu besorgen. Verletzungen, wie sie bei Maschinen, die Holz und Eisen bearbeiten, vorzukommen pflegen, sind beim Werkstättendienste nicht selten. Bei der Arbeit auf der Strecke, so beim Ausbessern der Dämme, Brücken und Tunnel und beim Auswechseln abgenützter Schienen wird der regelmäßige Verkehr der Züge nicht unterbrochen, so daß jener, der seine Arbeit mehr beachtete als die Eisenbahnsignale, von der heranbrausenden Lokomotive erfaßt werden kann. Bei Erbauung neuer Bahnen, die mitunter in Gegenden geführt werden, welche den Arbeitern weder Wohnstätten noch Nahrung, ja nicht einmal gesundes Trinkwasser bieten, wird häufig geklagt, daß epidemische Krankheiten das Personal dezimieren; in Europa die Ruhr und der Typhus, in wärmeren Klimaten und den Tropen nebst diesen das Sumpffieber — die Malaria. Diese sowie die zeitweise sehr verheerend auftretende Cholera sind wohl seit Jahren gekannt, der jüngsten Zeit blieb es jedoch vorbehalten, über eine eigentümliche Erkrankung, die beinahe stets zum Tode führende „Blutarmut der Tunnelarbeiter", klares Licht zu verbreiten. Man weiß jetzt, daß sie von einem Rundwurm, dem Ankylostomum duodenale, verursacht wird, der in Oberitalien heimisch ist. Er wandert in erkrankten Arbeitern überall hin, wo größere Kolonien beschäftigt werden, die schlecht mit Trinkwasser versorgt sind. So fand man ihn beim Bau des Gotthard-Tunnels, doch auch bei den Ziegelschlägern und anderen Erdarbeitern in Deutschland und Österreich. Seine Eier gelangen mit den menschlichen Entleerungen ins Trinkwasser, aus dem sie wieder von anderen Arbeitern aufgenommen werden, in denen sie sich entwickeln. Diese blutsaugenden Würmer verursachen dann ihrem Wirte im Darmkanal unzählige kleine Wunden, welche zur Folge haben, daß in dieser Weise Erkrankte allmählich der andauernden Blutentziehung erliegen.

Wenn man auf die möglichste Reduktion der Zahl der Erkrankten und Verunglückten bei den zwei letzten Gruppen des Eisenbahnpersonals hinwirken will, so werden selbstverständlich, vorausgesetzt, daß alle Einrichtungen den Fortschritten

der Wissenschaft vollständig Rechnung tragen, hauptsächlich folgende Momente zu berücksichtigen sein:

1. Verwendung der zweckmäßigsten Einrichtungen zum Schutze des Fahrpersonals gegen Wind und Wetter, gegen das Herabfallen von den Wagen bei der dienstlichen Beschäftigung während der Fahrt, nebst obligater Einführung jener Erfindungen, welche das Kuppeln der Waggons von der Seite ermöglichen, wodurch die Gefahr des Zermalmtwerdens durch die Puffer vermieden werden kann.

2. Wäre dahin zu wirken, daß an entsprechend gewählten Stationen dem Fahrpersonal eine zweckmäßige Beköstigung zu mäßigen Preisen verabreicht werde. Die Versorgung der Bahnhöfe im Sommer mit gutem Trinkwasser und die Labung des Fahrpersonals im Winter mit heißer Suppe, Thee oder Kaffee sind ebenfalls nicht zu unterschätzende Faktoren zur Erhaltung der Gesundheit. Nach Dr. Bison wurde durch angemessene Bekleidungsweise und Lieferung gesunder Nahrungsmittel durch die Verwaltung an 9000 Unter-Beamte der Paris-Orleans-Bahn die Zahl der Krankheitsfälle von 125 in der Woche auf 67, also die Hälfte reduziert.

3. Vermeidung der übermäßigen Ausdehnung der täglichen Dienstzeit, da Übermüdung des Personals eine der häufigsten Veranlassungen von Eisenbahnunfällen ist. Ferner kontinuierliche Überwachung der vollkommenen physischen und geistigen Eignung für den Verkehrsdienst bei jeder einzelnen hierfür bestimmten Persönlichkeit. Diesem entsprechend muß die Zeit, welche zur Erlangung der unverkürzten Pension berechtigt, bei dem Fahrpersonal bedeutend kürzer sein als bei anderen Bediensteten, so daß ähnlich wie beim Militär die Kriegsjahre doppelt, dem Zugspersonal der Verkehrsdienst eineinhalbfach angerechnet würde.

4. Bei dem Entwurfe des Bauprogramms wäre zu beachten, daß die Bauunternehmer verpflichtet werden, für menschenwürdige Wohnung, Beköstigung und Herbeischaffung gesunden Trinkwassers für ihre Arbeiter Sorge zu tragen. Sie mögen nicht darauf pochen, daß der durch Krankheiten und Tod verursachte Abgang durch ihre Agenten rasch ersetzt wird. Unser Standpunkt ist der humanitäre, der nicht immer genügende Berücksichtigung findet. Aber auch jenen Praktikern, für die nur Ziffern maßgebend sind, sollte es bekannt sein, daß durch zahlreiche Erkrankungen der Arbeiter die rechtzeitige Fertigstellung von Bauten in Frage gestellt werden kann und hiedurch den dafür haftbaren Unternehmern sehr empfindliche materielle Verluste entstehen. Auch der Arbeitergeneral muß sich stets vor Augen halten, daß eine Armee, die gut verpflegt ist, besseres leistet als eine halbverhungerte.

Wien. E. Lewy.

Physik.

Sir William Thomson: Über Boscovich's Molekulartheorie.

Unter Molekularphysik versteht man den Teil der Physik, der es sich zur Aufgabe macht, aus möglichst einfachen Annahmen über die Eigenschaften, die den Atomen der Körper beizulegen sind, alle Erscheinungen abzuleiten, die wir an der räumlich ausgedehnten und für unsere Sinne wahrnehmbaren Körperwelt beobachten.

Die Atome sind die letzten Teilchen, aus denen wir uns einen Körper aufgebaut denken; wir nehmen an, daß wir die Atome nicht weiter teilen können. Die Chemie zeigt nun, daß diese Atome mit unveränderlichen Eigenschaften begabt sind, welche sie nicht verlieren, wenn wir auch eine beliebige Reihe von chemischen Prozessen mit denselben vornehmen. Diese Eigenschaften äußern sich in Kraftwirkungen, durch die wir allein zu der Kenntnis der Körperwelt gelangen können. Die Chemie lehrt also, daß die Atome mit unveräußerlichen Kräften begabt sind. Das Gesetz dieser Kräfte aufzusuchen, ist Aufgabe der Molekularphysik. Ihr Ziel ist, alle überhaupt wahrnehmbaren Kraftäußerungen auf die Elementarkräfte zurückzuführen und umgekehrt mit diesen bekannte und eventuell neue Wirkungen der Materie aufzufinden.

Die Vorstellungen, die man sich über die Natur der Atome bildete, waren sehr verschieden. Greifen wir zurück in die ersten Stadien der Entwickelung unserer modernen Naturwissenschaft, so finden wir: Cartesius (1644) teilte ihnen eine bestimmte Form und Größe zu, so daß sie sich gegen einander abschleifen können wie die rollenden Steine im Grunde eines Flußbettes. Boscovich [1] (1711—1787) behauptet in völligem Gegensatz zu Cartesius:

„Die Materie besteht aus vollkommen vereinzelten, unteilbaren, unausgedehnten und wechselseitig durch Abstände getrennten Punkten, von denen jeder einzelne die Kraft der Trägheit und außerdem eine aktive Kraft der Wechselwirkung besitzt, welche von der Entfernung abhängt."

An die von Boscovich aufgestellte Molekularphysik sich anlehnend, hat Sir William Thomson, der sich vielfach in seinen Arbeiten mit Molekularphysik beschäftigt hat, neue Gesichtspunkte aufgefunden, die eine fruchtbare Weiterentwickelung dieser Materie ermöglichen.

Er hat dieselben im Sommer 1889 der Royal Society of Edinburgh mitgeteilt und berichtet im Auszuge über seine Betrachtungen, wie folgt: [2])

---

[1]) Boscovich, 1711 zu Ragusa geboren, Jesuit, war Professor der Mathematik und Philosophie am Collegio Romano zu Rom, wurde 1764 als Directeur de l'Optique de marine nach Paris berufen. Er hat eine außerordentlich reiche Litteratur hinterlassen. Seine Molekulartheorie, von der Thomson in den unten folgenden Zeilen berichtet, hat er veröffentlicht in seinen: Philosophiae naturalis theoria redacta ad unicam legem virium in natura existentem. (1758)

[2]) Das folgende ist eine möglichst sinngetreue Übersetzung des ersten Teiles von Thomson's eigener Mitteilung aus dem Englischen; an einigen Stellen sind unwesentliche Abänderungen getroffen zum Zwecke leichteren Verständni es

„Ohne Boscovich's Fundamentallehre anzunehmen, daß die letzten Atome der Materie Punkte sind, jeder mit Beharrungsvermögen versehen und mit wechselseitig sich anziehenden und abstoßenden Kräften, die von der gegenseitigen Entfernung abhängen, und daß alle Eigenschaften der Materie herrühren von dem Gleichgewicht dieser Kräfte und den Bewegungen oder Bewegungs-Änderungen, welche durch sie erzeugt sind, wenn sie nicht im Gleichgewicht sind, können wir einiges hinzufügen zu einem Verständnis der wahren molekularen Struktur der Materie und einiger ihrer thermodynamischen Eigenschaften durch die Betrachtung der statischen und kinetischen Probleme, auf die sie führt.

Hooke's Darstellung der Krystallgebilde durch Kugelhaufen, Naviers Theorie der Elastizität fester Körper, Maxwells und Clausius' Arbeiten in der kinetischen Gastheorie und Taits noch neuere Untersuchung über den gleichen Gegenstand — alles Weiterentwickelungen von Boscovich's einfacher und klarer Theorie — rechtfertigen hinreichend diese Darlegung.

Boscovich macht es zu einem wesentlichen Punkte seiner Theorie, daß bei den kleinsten Entfernungen abstoßende und bei größeren anziehende Kräfte zwischen den kleinsten Teilchen eines Körpers wirken; endigend mit einer unendlich großen Abstoßung und mit Anziehung gemäß dem Newton'schen (Gravitations-)Gesetz für alle Entfernungen, für welche jenes Gesetz bestätigt ist.

Er führt zahlreiche Übergänge von Anziehung in Abstoßung an, welche er graphisch darstellt durch die berühmte Boscovich'sche Kurve, um zu erklären: die Kohäsion, den gegenseitigen Druck zwischen Körpern bei der Berührung, die chemische Verwandtschaft und alle möglichen Eigenschaften der Materie, ausgenommen die Wärme, welche er als ein Wesen („essence“) oder eine Kraft schwefelartiger Natur ansieht. Es erscheint uns jetzt merkwürdig, daß er bei so klar formulierter Grundannahme über das Beharrungs-Vermögen der Atome die intermolekulare Bewegung[1]) als eine notwendige Konsequenz derselben nicht erkannte und auf diese Weise die kinetische Wärmetheorie für feste, flüssige und gasförmige Körper nicht auffand; und daß er die Trägheit der Atome nur einzig dazu benutzte, um die bekannte Beobachtung des Beharrungs-Vermögens der für unsere rohen Sinne wahrnehmbaren Körper oder Ansammlungen von einer sehr großen Zahl von Atomen zu erklären.

Es ist also wunderbar, wie tief wir in das Verständnis der krystallographischen und elastischen Verhältnisse der festen Körper und der thermoelastischen Eigenschaften der festen, flüssigen und gasförmigen Körper eindringen können, ohne mehr als einen Übergang von Anziehung in Abstoßung vorauszusetzen.

Wir nehmen nun an, daß für alle Entfernungen, welche eine bestimmte (erste) Größe überschreiten, welche wir den Radius der Wirkungsphäre nennen wollen, die wechselseitig zwischen 2 Atomen ausgeübte Kraft Null sei; daß sie abstoßend wirke, wenn die Entfernung zwischen ihnen kleiner wird, als eine (zweite) Größe, (die zwischen $^1/_{500000}$ mm und $^1/_{100000000}$ mm anzunehmen ist), daß die

[1]) Diese Bewegung der einzelnen Atome ist nach den neueren Ansichten Veranlassung zu den Wärme-Erscheinungen eines Körpers.

Kraft wieder Null wird, wenn die Entfernung gleich dieser Größe wird, und endlich anziehend wirkt, wenn sie diese Größe überschreitet.

Eine Gruppe von zwei Atomen würde im Gleichgewicht sein, wenn die Entfernung der beiden Atome gleich der zweiten Größe wäre und nur bei dieser Entfernung; dieses Gleichgewicht ist ein stabiles.

Eine Gruppe von drei Atomen ist im stabilen Gleichgewicht, wenn sich dieselben in den Eckpunkten eines gleichseitigen Dreiecks befinden, dessen Seitenlänge gleich jener zweiten Größe ist. Nur bei dieser gegenseitigen Lage ist das Gleichgewicht stabil.

Es giebt nur noch eine Lage, in der Gleichgewicht stattfindet, bei der nämlich die 3 Atome sich in einer graden Linie befinden. Da giebt es eine, und es mögen wohl mehrere Lagen der Atome sein, bei der das Gleichgewicht instabil ist.

Die einzige Gleichgewichtslage für 4 Atome ist die, bei der sie an den 4 Ecken einer dreiseitigen Pyramide lagern, deren Seiten alle einander gleich und gleich jener zweiten Größe sind.

Es giebt nun eine oder vielleicht mehrere Lagen, wo das Gleichgewicht instabil ist, für jede der folgenden Anordnungen:

1. 3 Atome lagern an den Ecken eines gleichseitigen Dreiecks, und das vierte im Mittelpunkte desselben.
2. Die 4 Atome lagern an den Ecken eines Quadrates.
3. Die 4 Atome lagern in einer graden Linie.

Eine andere Lagerung von 4 Atomen, welche den obigen Bedingungen der gegenseitigen Kraftwirkung unterworfen sind, giebt es nicht.

Thomson hat im Juli vorigen Jahres der Royal Society of Edinburgh über die wichtige Frage der Gleichgewichtslage von Gruppen von 5, 6 oder einer größeren Zahl von Atomen vorgetragen.

Jede homogene Vereinigung[1]) von unendlich vielen Boscovich'schen Atomen ist im Gleichgewichtszustande. Auch jede homogene Vereinigung einer endlichen Zahl von Atomen ist im Gleichgewicht, wenn sämtliche äußere Kräfte innerhalb der Kraftsphäre der Grenze wirken mit derselben Kraft, die entstehen würde, wenn der Körper über seine Oberfläche hinaus ganz durch den Wirkungsbereich seiner Grenzschicht hindurch erweitert würde.

Die Untersuchung dieser äußeren Kräfte für eine gegebene homogene Vereinigung von einzelnen Atomen — oder Atomgruppen, wie oben erwähnt — führt auf die Boscovich'sche Gleichgewichtstheorie der elastischen Körper.

Um das Gleichgewicht von einer homogenen Vereinigung von 2 oder mehr Atomen zu untersuchen, stelle man sich vor, daß in einer homogenen Vereinigung von Gruppen von einer beliebigen Zahl — sagen wir einmal 100 — Atomen alle bis auf eins festgehalten werden. Auf dieses Eine wird dann keine resultierende Kraft ausgeübt von allen denjenigen Punkten der verschiedenen Gruppen, die in ihrer Gruppe jenem zuerst betrachteten Atom entsprechen, weil sie mit dem-

[1]) Eine solche ist gebildet durch ein System von Atomen, wenn sie die Ecken von dreiseitigen Pyramiden z. B. bilden.

selben eine homogene Vereinigung von einzelnen Punkten bilden. Es erfährt also keine resultierende Kraft von den übrigen 99 Gruppen von einzelnen Punkten.

Wenn diese Bedingung erfüllt ist für jedes Atom eines zusammengesetzten Moleküls, so ist sie offenbar genügend für den Gleichgewichtszustand der ganzen Menge, sei es nun, daß die Atome des zusammengesetzten Moleküls gleichartig oder ungleichartig sind.

Wenn alle Atome gleichartig sind — d. h. wenn die gegenseitige Kraft dieselbe für die gleiche Entfernung zwischen jedem Paare ist — könnte man annehmen, daß eine homogene Vereinigung, um im Gleichgewicht zu sein, aus einzelnen Punkten bestehen muß; aber dieses ist nicht der Fall; nur bei gewissen homogenen Vereinigungen von symmetrischen Gruppen von Punkten unter der Bedingung, daß sie im Gleichgewicht sind, wenn die wechselseitigen Kräfte wirksam sind.

Es werden Fälle des Gleichgewichts untersucht, bei denen die einzelnen Gruppen 6 atomige bis 9 atomige Komplexe bilden. Zum Schluß wird die Anordnung für die 2 atomigen Gruppen im Gleichgewicht gegeben. Diese sind für die Boscovich'sche Theorie der Elastizität fester Körper von ganz besonderer Wichtigkeit.

Für diese Systeme ergiebt sich nicht eine einfache, schon von Poisson und Navier angegebene Gleichung zwischen dem Widerstand, den ein Körper einer Kompression entgegensetzt, und anderen Konstanten des Körpers, welche ein Maß sind für den Widerstand, den er Gestaltsänderungen nach bestimmten Richtungen entgegensetzt.

Thomson hat seine Theorie auch auf das höchst wichtige Gebiet der kinetischen Erscheinungen solcher Systeme erweitert.[1])

Halle a. S. Karl Schmidt.

[1]) Dieser Teil von Thomsons Mitteilung läßt sich ohne Bezugnahme auf geometrische Betrachtungen nicht wiedergeben. Es konnte daher hier nur in wenigen Worten darauf eingegangen werden. Wir verweisen den Leser, der sich weiter zu informieren wünscht, auf die Proceedings of the Roy. Soc. of Edinburgh.

Litterarische Berichte.

Luthers Selbstmord. Eine Geschichtslüge P. Majunke's beleuchtet von Dr. Th. Kolde, ord. Prof. der hist. Theologie in Erlangen. Zweite Auflage. Erlangen und Leipzig. Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme) 1890.

Daß der nach dem Kulturkampfe durch anerkennenswertes Streben und Entgegenkommen auf beiden Seiten glücklich herbeigeführte Waffenstillstand zu einem dauernden Frieden zwischen Staat und Kirche, zwischen Evangelischen und Katholischen führen möge, ist gewiß ein sehnlicher Wunsch aller derer, die es ernst meinen mit wahrer Religiosität und mit gedeihlicher Fortentwickelung unsers Vaterlandes auch in seinen inneren Verhältnissen. Daß aber das Zustandekommen eines solchen definitiven Friedens noch hin und wieder von fanatischen Männern, deren An-

sehen und Lebensglück nur vom Streiten und Hetzen zu leben scheint, zu verhindern gesucht werden würde, daran hat wohl niemand gezweifelt, der die letzten Dezennien unseres Staatslebens in religiöser Beziehung mit Interesse beobachtet hat. War hiervon schon Janssens vielbesprochenes Werk, das ja in der Art seiner wissenschaftlichen Beweisführung gebührend gekennzeichnet worden ist, ein deutliches Zeichen, so giebt Majunke's Schrift, welche Luther zum Selbstmörder stempeln will, einen neuen Beweis für jenes traurige Bestreben. Daß dieses historische Ungetüm (wir meinen das Buch) berechtigte Entrüstung hervorgerufen hat, ist selbstverständlich; aber man wolle doch bedenken, daß es Angriffe und Beleidigungen giebt, zu denen man sich herabbücken muß, wenn sie uns treffen sollen, weil man zu hoch steht, als daß sie uns berühren oder gar uns schaden könnten. So muß man nach unsrer Ansicht diese Majunke'sche Schrift betrachten. Daß dieses mit den obscönsten Schmähungen gespickte und nur durch die gewaltsamste Behandlung der Geschichtsquellen möglich gewordene Machwerk wirklich irgendwo Eindruck machen und böses wirken könnte, möchten wir in der That bezweifeln. Daß katholische Geistliche und gebildete katholische Laien trotz größten Eifers für ihre Sache und trotz des blindesten Autoritätsglaubens mit innerer oder offener Entrüstung eine derartige Geschichtsforschung und offenkundige Feindseligkeit verurteilen werden, ist nicht bloß unsre einfache Meinung, sondern es spricht sich dies ja schon in der Kundgebung der ultramontanen Augsburger Post-Zeitung aus, welche der Auftischung eines solchen Genres historischer Neuigkeiten scharf entgegentritt. Ja wir meinen, daß auch die Proklamierung dieser angeblichen Neuigkeit an die ungebildeten, urteilslosen Laien nicht zu fürchten ist; denn viele derselben werden sie, dank unsrer fortgeschrittenen allgemeinen Bildung, nicht so ohne weiteres als Wahrheit hinnehmen, und die es thun, denen gegenüber ist eine wissenschaftliche Widerlegung und Belehrung eine Verschwendung von geistiger Aufregung, Sprachaufwand und Druckerschwärze. Und trotzdem ist Kolde's ausgezeichnete Widerlegungsschrift eine dankenswerte That. Es darf zunächst kein wissenschaftlich sich orientierender Katholik sagen, daß Majunke's Werk unerwidert geblieben und daß dadurch seine Richtigkeit bestätigt worden sei, und wer von dieser Partei das in jeder Beziehung vortreffliche Kolde'sche Buch liest, dem muß ein Licht aufgehen über die Art, wie man auf seiner Seite streitet. Dem gebildeten Evangelischen ferner, der von jener fabelhaften Geschichtsneuigkeit hört oder liest, wird Kolde's Schrift eine vollkommene Beruhigung bieten. Drittens ist späteren, die vielleicht jene Behauptung wiederholen wollen und sich dafür auf Majunke berufen, durch diese Arbeit hoffentlich ein solches Veto entgegengehalten, daß sie auf die Erneuerung eines mehr lächerlichen als zornerregenden Versuches verzichten werden. Daß übrigens in Bezug auf wissenschaftliche Glaubwürdigkeit und Bedeutung der nur als Redakteur der Germania bekannte Majunke mit dem durch seine zahlreichen und gründlichen Forschungen über Reformationsgeschichte verdienstvollen Erlanger Professor nicht zu vergleichen ist, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden. Im Interesse der evangelischen Sache, welche ihre Wahrheit und Würde gegen solche und ähnliche tendenziöse Angriffe zu verteidigen bemüht ist, sei Kolde's vortreffliche, schon in zweiter Auflage erschienene Schrift, die zugleich ein Muster wissenschaftlicher Beweisführung ist, aufs dringendste empfohlen.

C. S.

Reisen im Kongolande. Ausgeführt im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Von Dr. Richard Büttner. Mit einer Karte von Dr. Richard Kiepert. Leipzig 1890. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. (Der Titel auf dem Umschlage lautet: Reise im Kongogebiet). XII. 283 S. 8.

Der Verfasser ist vom 12. September 1884 bis zum 3. April 1886 im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ als Forschungsreisender in Afrika thätig gewesen. Ursprünglich war er als naturhistorisches Mitglied der vom Pr.-Lt. Schulze geleiteten Expedition beigegeben, aber nachdem dieser am 15. Februar 1885 in San Salvador gestorben war, und der Arzt Dr. Wolff über Ndamba, die Leutnants Kund und Tappenbeck über den Stanley Pool den Quango zu suchen beschlossen hatten, hat Büttner einen Teil des Unternehmens selbständig betrieben und seine Trägerkarawane unter ungeheuren Schwierigkeiten, vielfach erkrankt und am Klima leidend, auf einem großen Rundwege in dem Gebiete zwischen Kongo und Quango entlanggeführt. Nachdem das naturwissenschaftliche Material im letzten Bande der Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland veröffentlicht worden ist, enthält das vorliegende Buch eine historische Beschreibung der Reise. Neben einer Darstellung der persönlichen Erlebnisse finden wir auch manche ethnologische Beobachtungen, beide inhaltlich und in der Darstellung sehr interessant, doch wären die letzteren gewiß sehr viel reichhaltiger gewesen, wenn der Verfasser sicherer gewußt hätte, worauf es am meisten ankommt. So weist die Bemerkung auf S. 41 darauf hin, daß der Verfasser über die Gestaltung, welche das Neffenerbrecht neben gleichzeitiger Anerkennung des Verhältnisses zwischen Vater und Kindern bei den Bakongo gewonnen hat, gewiß ausführlichere Nachricht hätte geben können, als geschehen ist. Es ist ja gewiß, daß der Durchreisende, der fünfundachtzig störrische

Bantuköpfe nach seinem Plane zu leiten und ihre Launen, ihre Habsucht und Feigheit zu unterdrücken hat, der vielfach an Krankheiten leidet, nicht imstande ist, an jedem Haltepunkte Nachfragen nach dem Leben und den Sitten der Bevölkerung anzustellen. Er wird vielleicht tagelang nichts Anderes beobachten als die Kleidung der durchzogenen Völkerschaften, sodann, ob die Frauen viel arbeiten müssen und ob sie in den Häusern eingesperrt werden; und auf diese Fragen finden wir, wie in den meisten Reisewerken, so auch bei Büttner reichlich Auskunft; aber auch andere Beobachtungen könnten gemacht werden, so allein beim Mieten der Träger; können junge Leute, deren Eltern noch leben, ohne deren Erlaubnis den Dienstvertrag eingehen, können sie über den Trägerlohn frei verfügen, glauben sich die Eingeborenen durch Erfüllung von gewissen Formvorschriften fester gebunden als bei formlosem Vertragsabschluß; kennen die Eingeborenen eine Form der Veräußerung von Grundeigen, durch die sie sich selbst für verbunden halten? (Wir wissen nur, daß die Ausstellung einer Mukanda, eines schriftlichen Vertrages, vollkommen sinnlos und nichtig ist). Alles dies sind Dinge, die sich der Beobachtung gar nicht entziehen können, und dennoch finden wir sie in den Werken nicht berücksichtigt. Zuzugeben ist, daß selbst die „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen" — wenigstens in ihrer ersten Auflage — dem Bedürfnis nicht völlig gerecht wird, aber es sollte doch möglich sein, durch ausführliche Darlegung der Form, in welcher die Geschäfte abgeschlossen werden, viel mehr zu bringen, als gemeiniglich gebracht wird. Immerhin ist das Buch durch die Mitteilungen, welche es enthält, sehr beachtenswert; zwei interessante Thatsachen sollen herausgehoben werden: in einem Dorfe der Bakongo schütteln die Frauen dem durchziehenden Weißen die Hand, um dann unter Lachen in die eigenen Hände zu schauen, ob er nicht etwa abgefärbt habe (S. 80.) In Dahome (Ewe-Neger) wie bei den Madimba (Kongovolk) tragen die Boten der Häuptlinge einen Stock zu ihrer Legitimation (S. 8. 9. 116.), gerade wie des Königs Herolde und des Richters Boten bei unseren Vorfahren (Grimm, DRA S. 133) aber mit der Maßgabe, daß bei dem Anblicke des Stockes, welchen die Boten des Großkönigs von Dahome mit sich bringen, die Eingeborenen auf die Erde zu fallen, die Weißen aber die Hüte zu lüften haben (S. 8), eine Verehrung des Würdezeichens, welche an den Gruß vor dem Hute unserer Tellsage auf das lebhafteste erinnert. Interessant sind auch die Berichte über die Stationen der verschiedenen Missionsgesellschaften und die der Kongogesellschaft in den von dem Reisenden durchwanderten Gebieten: beide werden als erfolglos und aussichtslos geschildert, und besonders die letztgenannte Gesellschaft erhält ein ungünstiges Zeugnis. Unzweckmäßige Freigebigkeit, welche die Eingeborenen unbotsam und faul macht und die Preise steigert; Mangel an eigenen Kulturen; Abhängigkeit von der guten Laune der Umwohnenden, welche die nötigsten Lebensmittel nur in unzureichendem Maße zur Stelle bringen; Aussicht auf Aushungerung, sobald eine Feindseligkeit ausbricht; Mangel an wissenschaftlichen Beobachtungen durch die angesiedelten Europäer, das ist das Bild, welches von mehr als einer Station entworfen wird. Auf der anderen Seite zeigt sich allerdings auch große Gastfreundschaft gegen die Reisenden, so lange die Wirte selbst mit Vorräten versehen sind. Ein erfreulicheres Bild macht die Thätigkeit des Reisebegleiters Kornelius, des „einzigen ehrlichen Schwarzen in Westafrika." Die Ausstattung des Buches ist einfach, aber würdig, die beigegebene Karte entspricht ihrem Zwecke in vorzüglicher Weise; ein Register fehlt. K. F.

Die **Hygiene der Nerven**. Von Paul Mantegazza. Königsberg, Ostp. Verlag v. Heinrich Matz.

Wohl könnte mancher bezweifeln, daß es zu den Obliegenheiten des Arztes gehöre, sich auch mit der Hygiene des Gefühls oder der dasselbe vermittelnden Organe, der Nerven, zu beschäftigen und meinen, daß dieses Kapitel wohl eher in das Bereich des Theologen oder Philosophen gehöre. Gegen solche Einwände verwahrt sich der Verfasser gleich im Eingange, indem er darthut, wie innig das körperliche Wohlbefinden mit dem gemütlichen verbunden und wie abhängig eins von dem andern sei; er zeigt an verschiedenen Beispielen, wie schwer das leibliche Wohl durch deprimierende seelische Einwirkungen geschädigt werden kann, während wiederum unverhoffte Freude und Glück eine günstige Wendung einer schweren, beinahe aussichtslosen Erkrankung veranlassen können. Anderseits wirkt das körperliche Wohl- oder Uebelbefinden günstig oder herabstimmend auf den Gemütszustand. Das sind alte Erfahrungssätze, für die wohl einem jeden einige selbsterlebte Beispiele zu Gebote stehen; in welcher Weise leitet nun Mantegazza hygienische Vorschriften daraus her? „Suche eine stete Heiterkeit des Gemüts zu erlangen und zu bewahren, indem du immer bestrebt bist, das Rechte und Gute zu thun; erweise, soviel in deinen Kräften steht, auch deinen Nebenmenschen liebes und gutes und an dem Glück, das du ihnen bereitest, wirst auch du deinen Anteil haben in dem Bewußtsein, fröhliche und glückliche Menschen um dich zu sehen und selbst mit ihnen glücklich sein. Das wird zugleich das beste Mittel gegen manches körperliche Unbehagen sein, das vor der reinen Freude, die dein Gemüt erfüllt, nicht standhalten wird." Wahrlich eine hygienische Vorschrift, wie sie besser und erhabener kein Sittenlehrer geben

könnte. Das Gefühl, sagt Mantegazza ferner, ist dem Menschen, wie jede andere Gabe, verliehen, um sie vernünftig zu gebrauchen; nicht soll er seine Nerven abstumpfen und empfindungslos durchs Leben gehen; wohl bleibt ihm da mancher Schmerz erspart, aber auch viele Freuden sind ihm versagt. Ebenso wenig aber soll er seine Nerven überreizen, daß sie beim geringsten Anlaß schon stark erzittern, denn die übergroße Empfindlichkeit wiederum, an der leider die moderne Menschheit in hohem Grade krankt, wirkt nachteilig auf das körperliche Befinden. Also nach keiner Seite zuviel oder zu wenig! Dann bewahrt man am besten die Heiterkeit des Gemüts und mit ihr die Gesundheit des Leibes. Das sind gewiß goldene Lebensregeln, und es ist lehrreich und interessant, dem Verfasser bei seinen Ausführungen zu folgen; schwieriger freilich dürfte die Befolgung derselben in allen Fällen und unter allen Umständen sein. Fr. H.

Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. Leipzig 1890. Verlag von C. L. Hirschfeld.

Die Klage über mehrfache ungesunde Verhältnisse unserer Zeit in politischer und sozialer Beziehung, auf dem Gebiete der Kunst, der Erziehung, der Mode u. a. ist schon so oft ausgesprochen worden, daß uns klare und ernste Vorschläge zur Besserung aller Uebelstände sehr willkommen sein müssen. Eine solche Belehrung will uns der leider ungenannte Verfasser des vorliegenden Buches erteilen, indem er zur Heilung der heutigen nationalen Schäden und zur Erziehung des deutschen Volkes zu besseren Zuständen Rembrandt als historisches Ideal aufstellt, weil gerade dieser durch seine Individualität am geeignetsten sei.. Mit scharfem Blick und echt deutscher Gesinnung hat der Verfasser die verschiedensten Zeitströmungen auf den meisten Gebieten des geistigen Lebens in Deutschland beobachtet und (mit Recht!) viel zu beklagen gefunden; mit geistvoller Zurückbeziehung auf Rembrandt's Wesen und Gesinnung, wie sie sich bei ihm in Leben und Kunst ausspricht, giebt er nun vortreffliche Ratschläge und Winke zur Anbahnung neuer Zustände und zur Erfüllung edler, echt germanischer Bestrebungen. Manchmal freilich will es uns scheinen, als ob die Beziehung auf Rembrandt eine gesuchte und kaum mögliche sei, wir vermissen einen solchen Zusammenhang beispielsweise bei den Erörterungen über Hypnotismus, Zoographie, Akustik u. a.; wir finden die Hervorhebung des niederdeutschen und des holländischen Wesens und Lebens zuweilen übertrieben, wie z. B. S. 255, wo Wilhelm I. von Oranien der Stammvater alles gesunden politischen Lebens der Gegenwart genannt wird; wir müssen ferner in den Kapiteln über das Professorentum, in denen so viel Schönes und Richtiges gesagt wird, in seinen heftigen Angriffen auf Dubois-Reymond und Mommsen, besonders auf den ersteren, doch einen Anflug von persönlichem und parteiischem Eifer sehen, der uns etwas zu stark vorkommt und der sonst so maßvollen und würdig gehaltenen Darstellung kaum entspricht. Aber wir müssen doch die reiche Fülle der scharfen Beobachtungen, der bis ins Kleinste eindringenden Erörterungen, der wohlgemeinten, treffenden und beachtenswerten Ratschläge, des auf gründlichstem Studium beruhenden Wissens bewundern und merken auf jeder neuen Seite, daß wir hier nicht eine leichte Unterhaltungslektüre, sondern eine den Geist anstrengende und darum bildende Schrift haben, die studiert werden will und muß. Vortrefflich sind die Erörterungen über Berlin, Preußens und Deutschlands Aufgabe, Heimats- und Staatsgefühl, Beamtentum, Kunst und Menschentum, die Hohenzollern und das Königtum von Gottes Gnaden, Adel und Bürgertum und vor allem über die neuere Goethe-Forschung. Merkwürdigerweise sind aber einige der wichtigsten Tagesfragen gar nicht berührt; wir lesen nichts über die brennende Frage des Unterrichts auf höheren Schulen, nur wenig über Sozialdemokratie und politische Parteiungen, nichts über die doch nun einmal vorhandene und in einem Buch, wo so viel von deutscher Individualität gesprochen wird, doch kaum zu übergehende Frage über das Judentum, alles Punkte, auf die wir beim Lesen zuweilen da, wo sie nahe lagen, geradezu warten. Ebenso wäre auch eine etwas klarere Gruppierung der Gedanken und eine Einteilung in Haupt- und Unterabschnitte zu wünschen, was das anstrengende Lesen des Werkes durch größere Uebersichtlichkeit erleichtert hätte. — Die Reichhaltigkeit des Inhalts und die Bedeutung aller in diesem Buche gegebenen Belehrungen läßt sich hier nicht eingehend behandeln, es gilt nur den hohen Wert dieses unendlich lehrreichen Werkes hervorzuheben und darauf hinzuweisen, daß man sich durch die notwendige Anstrengung beim Lesen nicht von dem aufmerksamen Studium des Buches bis zum Schlusse abschrecken lassen soll. Es ist zu wünschen, daß im hochflutenden Strome der heutigen, oft so seichten Unterhaltungslitteratur ein so vortreffliches und empfehlenswertes Buch nicht der ihm gebührenden Würdigung und Beachtung entbehre.

C. S.

Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Abhandlungen, Reden und Briefe 1868 bis 1889. Von Guido von Baussnern, ungar. Reichstagsabgeordneter und Mitglied der ungar. Delegation. Leipzig 1890. Verlag von Duncker & Humblot.

Der Verfasser hat in kindlicher Dankbarkeit sein Buch seinen überaus geliebten Eltern gewidmet und glaubt „denselben damit ein

lebensvolles und eben deshalb ein Denkmal gesetzt zu haben, welches dem schönsten Monumente aus Erz oder Stein mindestens nicht nachsteht.“ Guido von Baussnern ist sich also des hohen Wertes seiner Leistung wohl bewußt und wir haben keinen Grund, ihm dieses Bewußtsein zu verkümmern. Er führt den Nachweis, daß er seiner politischen Ueberzeugung stets unverfälschten Ausdruck gegeben hat, ob die herrschende Richtung ihm günstig war oder nicht, daß er mannhaft eingetreten in den Kampf um diese Ueberzeugung und an der Wahrheit derselben seit mehr als zwanzig Jahren unerschütterlich fest gehalten hat. Daß die Grundidee seines politischen Programms längst zur Thatsache geworden ist, mußte ihn mit freudiger Genugthuung erfüllen; denn nicht immer hat ein Politiker so in der Hauptsache das Richtige getroffen wie Guido von Baussnern. Seit 1868 nämlich verficht er mit aller Kraft den Gedanken der Herstellung eines Bündnisses zwischen Deutschland und der österreichisch-ungarischen Monarchie, welches unter Aufrechterhaltung des Werkes vom Jahre 1866, wie er später in Wort und Schrift wiederholt anstrebte, „für alle Zukunft abgeschlossen und staatsrechtlich sichergestellt, beide Reiche, unbeschadet ihrer Souveränität nach außen, zu einem sowohl politisch als auch wirtschaftlich einheitlichen Ganzen vereinigt, und dessen Ausbau zu einem den europäischen Frieden sowie die geistige und materielle Wohlfahrt der europäischen Völker schützenden Bollwerke im Wege des freien Anschlusses anderer selbständiger Staaten anzustreben ist.“ Ein entschiedener Gegner der Politik des Herrn von Beust, war G. v. Baussnern ein um so begeisterterer Verehrer Bismarcks und ist es bis heute geblieben; er läßt trotz der gegenteiligen Ueberzeugung seiner sächsischen Parteigenossen sich in keinerlei Bestrebungen zum Sturz Koloman Tiszas ein, dessen Verdienste er voll anerkennt, und ist treu ergeben seinem König und Herrn. Es hat sich buchstäblich erfüllt, was v. Baussnern in seiner 1868 erschienenen politischen Flugschrift: „Die deutsche Frage, eine Frage der Zivilisation“, aussprach: „Das deutsche Volk, unter der Kaiserkrone der Dynastie Hohenzollern geeinigt und gekräftigt, wird die Rolle des Schiedsrichters in Europa übernehmen, welche ihm als dem einzig wahren Träger der europäischen Kultur und Gesittung unbestreitbar zukommt.“ Es wäre zu wünschen, daß, wie sich die politische Verbindung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns vollzogen, nun auch die wirtschaftliche folgen, diese den Anschluß Italiens auch in wirtschaftlicher Beziehung nach sich ziehen und damit der wichtigste Schritt zur Vereinigung sämtlicher mitteleuropäischer Staaten zu einem großen Zoll- und Handelsbunde gemacht, damit aber auch der europäische Friede dauernd verbürgt würde. Möge es dem rastlosen Vorkämpfer für die Wohlfahrt seines Vaterlandes Ungarn, die er nur im Bunde mit Deutschland gesichert sieht, vergönnt sein, noch mehr als den ersten Satz seines politischen Programms in eine vollzogene Thatsache umgesetzt zu sehen, eines Programms, das kennen zu lernen jedem empfohlen sei, der mit Politik sich beschäftigt. L.

Aegypten. Geschichtliche Studien eines Augenarztes von Dr. J. Hirschberg. Leipzig 1890. Verlag von Georg Thieme.

Historische Arbeiten sind in unserer Zeit sehr seltene Erscheinungen in der medizinischen Litteratur. Der Sinn und vielleicht noch vielmehr die Fähigkeit historische Studien zu betreiben, ist den modernen Vertretern der Naturwissenschaften und Medizin so gut wie ganz abhanden gekommen. Mit um so größerer Genugthuung begrüßen wir es daher, wenn ein in seinem Fach so anerkannter Forscher, wie es Hirschberg in der Augenheilkunde ist, sich mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigt. H. besitzt die Eigenschaften, welche für das erfolgreiche Studium geschichtlich-medizinischer Verhältnisse unerläßlich sind, in hohem Maße, nämlich: hervorragende fachmännische Kenntnisse, völlig ausreichendes Vertrautsein mit dem griechischen und römischen Altertum und eine vorurteilsfreie, scharfe aber gerechte Kritik. In wie reichem Umfang H. alle diese Eigenschaften besitzt, zeigt das vorliegende Buch. Dasselbe enthält drei Aufsätze, von denen der erste: „Aegypten als klimatischer Kurort“ des Verfassers an Ort und Stelle selbst gesammelte Erfahrungen enthält. Der zweite Aufsatz: „Die Augenheilkunde der alten Aegypter“ ist von hervorragendster Bedeutung, insofern er eine Uebersetzung resp. kritische Beleuchtung der im Papyrus Ebers vorhandenen Darstellung der Augenkrankheiten enthält. Gerade dieser Aufsatz zeigt, wie umfassend die augenärztlichen Kenntnisse der alten Aegypter bereits waren und es ist für die Beurteilung der Entwickelung der Augenheilkunde in der griechischen Medizin von maßgebender Bedeutung. Im dritten Aufsatz: „Die ägyptische Augenentzündung“ führt H. den Nachweis, daß die Entstehung der ägyptischen Augenkrankheit nicht in die antike Zeit zu verlegen, sondern in der neueren Zeit zu suchen ist, vielleicht im 13. oder 14. Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

M.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Aus dem Leben des Grafen Albrecht von Roon.

XIII.

Die über die Huldigungsfrage entstandene Ministerkrisis, wegen deren im Juli 1861 Bismarck's Berufung in das Ministerium von neuem in Erwägung gezogen worden war, hatte schon Vorgänge gehabt, wie dies in den früheren Mitteilungen bereits mehrfach hervorgehoben worden ist. Häufig waren, auch abgesehen von der Militärfrage, prinzipielle Gegensätze im Staatsministerium entstanden. Zuweilen fand Roon bei Vertretung seines politischen Standpunktes gegenüber der Majorität seiner Kollegen die Unterstützung der Herren von Schleinitz (später Graf Bernstorff) und v. d. Heydt, in vielen Fällen war er aber auch genötigt, ganz allein ein abweichendes Votum abzugeben, welches dann natürlich auch dem Monarchen gegenüber eingehend begründet werden mußte. Da war es denn unvermeidlich, daß er immer wieder auf das Gebiet der allgemeinen Politik gedrängt wurde und dies um so weniger ändern konnte, als er einerseits in allen Fragen des ganz besonderen Allerhöchsten Vertrauens gewürdigt ward und andererseits die Überzeugung gewann, daß es wünschenswert sei, die Zuversichtlichkeit des Allergnädigsten Herrn durch seinen Zuspruch zu stärken und den in jenen inneren Konflikten nicht selten hervortretenden pessimistischen Anschauungen desselben mit freimütigem Patriotismus entgegenzutreten.

In den meisten Fällen ist das mündlich geschehen, aber auch der schriftliche Nachlaß enthält für die von Roon in dieser Richtung geübten heilsamen Einwirkungen vielfache Belege. Einige derselben mögen nachstehend aufgezeichnet werden. —

Es handelte sich im Herbst 1860 um Aufstellung des neuen Militär-Etats pro 1861. Nach vorangegangenen Verhandlungen zwischen Finanz- und Kriegsminister, bei denen der Regent sich ganz auf die Seite des letzteren stellte, hatte der Finanzminister von Patow die von ihm anfänglich verlangte Abstreichung von etwas über 1 Million Thaler zwar um die Hälfte reduziert, bestand aber auf der für das Staatswohl angeblich unabweislich gebotenen Herabsetzung um

wenigstens $^1/_2$ Million, für die keine Deckung zu beschaffen sein würde, mit größter Hartnäckigkeit. Als die Majorität des Staatsministeriums ihm beitrat und erklärt hatte, sie könne für den Etat die konstitutionelle Verantwortlichkeit nicht übernehmen, wenn dem Votum des Finanzministers keine Folge gegeben würde, ließ der Regent das Staatsministerium benachrichtigen, daß er unter diesen Umständen zur Abdankung entschlossen sei.

In seinem vom 22. September datierten Berichte über die betreffende Sitzung des Staatsministeriums erhob Roon dagegen natürlich die lebhaftesten Gegenvorstellungen. — — — — Die qu. finanzielle Differenz — dies machte er selbst von seinem militärischen Standpunkte geltend — ist doch weder ein Objekt, um Thronwechsel, noch um politische Katastrophen herbeizuführen und zu motivieren! „Es ist also in der That ein Prinzipienstreit, der bei dieser Gelegenheit ausgefochten werden muß, aber nur ausgefochten werden kann unter der energischen und weisen Führung derjenigen erhabenen Persönlichkeit, auf welche das engere wie das weitere Vaterland, ja Europa und die Welt mit so viel berechtigter und anerkennender Hingebung und Bewunderung blickt. Gott lenke das Herz Ew. Königl. Hoheit zum Aufgeben eines Vornehmens, dessen Ausführung die Zustände Preußens und Europas in die unheilvollsten Katastrophen zu führen droht!"

Der Prinz schrieb eigenhändig unter diesen Bericht: „Auerswald war um 9 Uhr heute bei mir zur Meldung dessen, was Sie hier schrieben. Ich theilte ihm nebenstehende Zahl darauf mit, als mein Ultimatum, und las ihm eine sofortige Resignations-Urkunde vor. Er ging zu Patow und dieser ist nun bereit, über diese Différenz-Summe fortzusehen und sie zu bewilligen, will jedoch eine Versicherung haben, daß wenn der Staats-Schatz geleert sein wird, man zu andern Reductionen sich entschließen werde. Da ich die Finanzen nicht ruiniren will und werde, so ist dergl. Versicherung Unsinn, ich will seine desfallsige Ansicht später schriftlich formulirt erst sehen um sie zu beurtheilen und einstige Berufungen auf dieselbe festzusetzen. Auerswald wird um 12 $^1/_2$ Uhr den Ministern Mittheilung des Standes der Sache machen und mir dann Meldung erstatten, hoffentlich ist dann die Sache pro 1861 régulirt.

B. 23. 9. 60. Wilhelm, Pz.-R.

Noch ernster als die oben erwähnte Differenz war diejenige, welche im Februar 1861 im Schooße der Regierung entstand, weil sie prinzipiell von weit größerer Bedeutung war. Die Majorität des Staatsministeriums, von ihren angeblichen Freunden und Anhängern in der Kammer gedrängt, aber auch vom eigenen Doktrinarismus verleitet, hatte unter Schwerin's Führung gewisse Gesetzes-Vorschläge ausgearbeitet, welche den sogenannten „Ausbau der Verfassung" in liberalem Sinne bezweckten (Stellung des Abgeordnetenhauses zur Oberrechnungskammer, Minister-Verantwortlichkeit u. s. w.). Auf die Vorhaltung seines November-Programms — welches die liberalen Minister immer in ihrem Sinne auslegten — hatte der König anfangs mit schwerem Herzen gestattet, daß diese Entwürfe den Kammern vorgelegt würden, weil er als konstitutioneller Fürst sich — trotz besserer eigener Überzeugung — dazu für verpflichtet hielt; hatte aber noch

in derselben Konseil-Sitzung geäußert, er sei von den Ministern dazu gezwungen worden.

Hieran anknüpfend, berichtete Roon am 1. März 1861 ausführlich über seine Auffassung der Situation:

„Noch tief erschüttert von dem Ausgange der gestrigen Conseil-Sitzung habe ich bis jetzt herzlich gerungen nach der ruhigen Fassung, die ich für nöthig erkannte, um mit einiger Aussicht auf Erfolg zu Ew. Majestät über die augenblickliche Situation zu sprechen. — Dies darf, dies muß ich, denn Ew. Majestät haben mich zu Allerhöchst-Ihrem Rathgeber erwählt; ich muß es aber auch um deswillen, weil ich, nach Ew. Majestät gestrigem Ausspruch, zu einem Ministerium gehöre, welches Ew. Maj. genöthigt habe, Allerhöchst-Dero formelle Zustimmung zu einer Maaßregel zu geben, welche Ihren Ueberzeugungen, Ihrem Gewissen auf's entschiedenste widerstrebt. — —

„Ich für mein Theil bin dadurch in meinen tiefinnersten Gefühlen schwer verletzt worden, denn mein Preußisches Soldatenherz kann den Gedanken nicht ertragen, daß mein König und Herr einen andern Willen über den eigenen stellt; aber ich hoffe zuversichtlich, daß Ew. Majestät mich von der Solidarität für jeden Ihnen etwa angethanen Zwang freisprechen werden. — —

Es handelt sich im gegenwärtigen Augenblick einerseits um gewisse Bewilligungen, die die Krone vom Landtage, andrerseits um gewisse Zugeständnisse, die das Abgeordnetenhaus von der Krone erwartet.

Die erstgenannten Bewilligungen beziehen sich auf unerläßliche Bedürfnisse, deren Befriedigung von der ersten aller natürlichen Pflichten, von der Pflicht der Selbsterhaltung, gebieterisch verlangt wird; die dagegen im Austausch begehrten Zugeständnisse sollen unsere Verfassung vervollständigen, nachdem wir ohne diese Vervollständigungen bereits seit einer Reihe von Jahren in constitutionellen Verhältnissen leben und gedeihen, welche von anderen und großen Ländern noch bei Weitem nicht gewonnen sind.

Jene Bedingungen sind *unbedingt erforderlich*, diese Zugeständnisse — von gewissem Standpunkte aus — blos *wünschenswerth*. Die Werthe sind daher *ungleich*, welche hier ausgetauscht werden sollen.

Dennoch wäre es denkbar, daß Leistung und Gegenleistung, vom Standpunkt des „Rechtsbodens" aus, einander die Wage hielten; daß die Regierung rechtlich verbunden wäre die bezüglichen Zugeständnisse zu machen, weil damit lediglich bestimmte Verheißungen der Verfassungs-Urkunde in's Leben gerufen werden sollen.

Aber unsere „octroyirte" Verfassung ist eine vom Könige einseitig gegebene, kein Vertrag, dessen unverzügliche Erfüllung von den Contrahenten ohne Weiteres in Anspruch genommen werden kann. Ebenso ist unser Preußisches Königthum kein durch die Verfassungs-Vereinbarung neugeschaffenes, etwa wie das weiland Bürgerkönigthum oder wie das Belgische, sondern vielmehr ein durch unsere großen Herrscher erschaffenes, welches durch die aus freiem Königlichen Entschlusse verliehene Verfassung nicht abgeschafft, sondern nur modifizirt worden ist. — —

Als Ergebniß des freien Willens eines Königs von Preußen muß unser Staatsgrundgesetz, so wie es endgültig festgestellt und publizirt ist, in lauterster Wahrhaftigkeit verstanden und in Treue befolgt werden. Demgemäß sind auch die Verheißungen der Verfassung zu erfüllen, aber nicht als unaufschiebliche Vertragsverbindlichkeiten, sondern vielmehr als freiwillig übernommene Verpflichtungen für die Zukunft, deren thatsächliche Erfüllung an fernere freie Königliche Entschließungen geknüpft ist. — — — Bloße äußerliche Rücksichtnahme auf fremde Ueberzeugungen müßte dagegen die traurigsten Mißstände herbeiführen, sollte sie als Motiv für Königliche Entschließungen dienen. In anderen konstitutionellen Staaten ist die Geltendmachung eines Regierungswillens gegen den König denkbar; in Preußen nicht! denn Preußen bedarf, nach seiner ganzen Geschichte, zu seinem Heile eines ganz ungetheilten Königlichen Willens, der seine nothwendige Beschränkung nur in sich selbst und in der dem Geschlechte der Hohenzollern angeborenen Achtung vor dem Gesetze findet.

Diese Auffassung, die allein das Interesse der Krone wahrt, ist die sicherste Bürgschaft für die Fortdauer ihres ungeschwächten Glanzes. Sie schließt gleichwohl weitere Machtentäußerungen nicht aus; noch weniger bezeichnet sie solche als unbedingt verderblich; wohl aber verlangt sie unbedingt, daß alle weiteren Machtentäußerungen in Wahrheit freigefaßte, auf innerster Ueberzeugung fußende Selbstbeschränkungen sein müssen. — Eine solche Auffassung ist daher auch von des Königs ersten Dienern, den Ministern, nach allen Seiten hin festzuhalten und zu vertreten. Vermögen sie dies nicht, entweder weil sie doctrinäre Ansichten von der Verbindlichkeit der Verfassungs-Verheißungen haben, oder weil ihnen der Muth fehlt allen Consequenzen jener Auffassung getrost entgegen zu gehen: so werden sie als Ehrenmänner handeln, indem sie den König bitten, sich nach anderen Räthen und Vertretern seiner Rechte umzusehen.

Machen sie dagegen den Versuch, den König zu bewegen, in innerem Zwiespalt mit seinen Interessen und seinen innersten Ueberzeugungen von dem, was dem Lande frommt, zu handeln und fremden Anschauungen Folge zu geben: so handeln sie im Interesse der Machterweiterung des Parlaments, und Preußen verlangt ein starkes, thatfähiges Königthum und einen König mit einem kräftigen eigenen Willen!

Und ich hoffe, daß Ew. Majestät Minister sämmtlich diese meine Auffassung theilen.

Wenn aber Ew. Majestät jemals wieder die Erfahrung machen sollten, daß Allerhöchst-Dero gewissenhafte eigene Ueberzeugungen in Widerstreit mit den Meinungen der Majorität Ihrer ersten Diener sich befinden möchten, handele es sich dabei nun um den sogenannten „Ausbau der Verfassung“ oder um irgend eine andere Nützlichkeits-Maaßregel: dann — ich bitte mit der Ehrfurcht und Innigkeit einer mehr als vierzigjährigen Dienertreue — dann erinnern sich Ew. Majestät, daß Ihre Räthe, bei allem ihrem Meinungseifer, doch nicht wünschen können, nicht wünschen dürfen, den Königlichen Willen ihres Herrn zu beugen

und einen Zwiespalt in dem landesväterlichen Gewissen desselben zu erzeugen, der sie selbst aufs tiefste beschämen und belasten müßte.

Ueberdies ist ein Drängen in solchen Zwiespalt durch die obwaltenden Verhältnisse keineswegs geboten. Um die großen Zwecke der Regierung zu erreichen, würden übereilte Zugeständnisse an den Parlamentarismus, nach meinem bescheidenen Ermessen, das allerbedenklichste Mittel sein. Der König von Preußen ist in diesem Augenblicke noch im Vollbesitz seiner Souveränität und muß es, im wohlverstandenen Interesse des Landes, bleiben. Es fehlt ihm nicht an verfassungsmäßigen Mitteln, um seinen wohlberechtigten Willen auf gesetzlichem Wege durchzusetzen. Ist dem aber so, warum sollte man zu Mitteln greifen, welche die Macht der Krone, gegen Ew. Majestät Willen, beschränken und verkümmern.

Die Antwort auf diese Frage könnte nur darin gefunden werden, daß man annähme, Ew. Majestät Räthe hielten den unverzüglichen „Ausbau der Verfassung" nach ihren eigenen politischen Ueberzeugungen für eine unausweichliche Nothwendigkeit, oder sie hielten ihre Erfolge in der Kammer ohne solchen Ausbau durch ihre eigenen Freunde in derselben gefährdet, oder sie würden, ohne eine dahin zielende Initiative, mit ihren eigenen parlamentarischen Antecedentien in Widerspruch gerathen. — Dann würde es sich in dieser Frage allerdings weniger um eine konstitutionelle, als vielmehr um eine ministerielle Nothwendigkeit handeln.

Da überdies, unter jener Annahme, nur die Einbringung der Gesetze, nicht ihre Durchbringung, also auch nicht der Ausbau der Verfassung, sondern nur die Anläufe dazu beabsichtigt sein würden, oder doch nur beabsichtigt zu sein brauchten: so könnte man vielleicht dergleichen Maaßnahmen als bloße Scheingefechte für ungefährlich erklären, wenn nur nicht ein großer Theil der Nation an solchen Anläufen Aergernis nähme und sie für Beeinträchtigungen der Krone hielte. Ew. Majestät Kriegsminister darf nicht verhehlen, daß solche Ansichten namentlich in dem Theile der Nation Widerhall finden, der Ew. Majestät Waffen führt, und in dem Allerhöchstdieselben immer die festeste Säule Ihres Thrones gefunden haben. Wer es treu mit Ew. Majestät meint, kann nur mit Widerstreben an Möglichkeiten denken, durch welche dieser „rocher de bronce" jemals untergraben werden könnte."

(An dieser Stelle findet sich am Rande der eigenhändige Zusatz des Königs: „Das überlebte **ich** nicht!")

„Schließlich habe ich noch einmal die Gedanken zu wiederholen, daß Ew. Majestät etwa um des willen, im Widerspruch mit Allerhöchst Ihren gewissenhaften Überzeugungen, Zugeständnisse zu machen hätten, um dadurch die großen Aufgaben Ihrer Regierung gefördert zu sehen. Wie aber nun, wenn dennoch die Gegenleistung ausbleibt? Parlamentarische Majoritäten sind stets unzuverlässig gewesen. Empfähle es sich, im Hinblick darauf, nicht viel mehr, zuvor den Beweis der Liebe und des Vertrauens, von welchen oft mit Wahrheit und Wärme, oft aber auch nur mit Ostentation gesprochen wird, zu erwarten? Wird dieser Beweis gegeben, und wird Ew. Majestät Macht dadurch nach Außen wie

nach Innen in dem erforderlichen Grade gekräftigt: dann werden Ew. Majestät auch unbedenklicher in Ihren Zugeständnissen sein können. Der Starke und Reiche kann nachgiebig und freigebig sein; so lange aber Macht und Vermögen in zweifelhafter Lage sich befinden, räth die Klugheit vorsichtig und sparsam zu sein." —

Am Schlusse des Briefes entschuldigt Roon sich, falls er „in warmem, aber unüberlegtem Eifer für Se. Maj. etwa weiter gegriffen hätte, als ihm streng genommen gezieme." Er rechne auf die Nachsicht nicht nur des Landesherrn sondern auch des Kriegsherrn.

Der König aber setzte als Antwort eigenhändig darunter: „Es gebührt Ihnen für Ihren Freimuth mein aufrichtigster Dank für ewige Zeiten!"

Wilhelm 7/3. 61.

Außerdem hatte der Monarch sein „Einverstanden" — oder „vollkommen einverstanden" an zahlreichen Stellen dieser Immediat-Vorstellung am Rande hinzugefügt.

Auch sollte dieselbe nicht ohne gute Folgen bleiben. Jene Zugeständnisse wurden zurückgenommen, die Genehmigung zur Einbringung der betreffenden Vorlagen „ajournirt"; und als einige Wochen darauf einer der Minister (wahrscheinlich Graf Schwerin) den Monarchen von neuem drängen wollte zu den verheißenen „konstitutionellen" Konzessionen und, mit seinem Rücktritt drohend, dieselben zu erzwingen suchte, da erhob der treue „Feldwebel" seines Königs (wie Roon von den Patrioten jener Tage oft genannt wurde) abermals und noch nachdrücklicher seine Stimme:

„Es treibt mich," — schreibt er im April desselben Jahres — „Ew. Majestät an den Inhalt meines Schreibens vom 1. März zu erinnern und Ew. Majestät zu wiederholen, daß Sie, allein Sie Herr sind, keinen Zwang dulden dürfen. Das Vollgefühl Ihrer Königlichen Machtvollkommenheit darf Euer Majestät nicht abhanden kommen, oder die Monarchie Friedrichs des Einzigen, Friedrich Wilhelm's des Gerechten ist keine Monarchie, ist überhaupt nicht mehr . . . Um ein solches Ende abzuwenden, muß jeder treue Mann Kopf und Kragen daransetzen. Wohlan! ich wage es, Euer Majestät die ganze volle Wahrheit zu sagen; es muß geschehen, auch auf die Gefahr hin, Mißfallen zu erregen. —

Ew. Majestät werden durch die von Ihnen selbst erwählten Rathgeber zu Schritten gedrängt, die Sie nach Ihrer Ueberzeugung für verderblich halten, folglich nicht thun dürfen und werden. Allerhöchst-Derq Minister halten eben diese Schritte für heilbringend, für geboten, für unerläßlich. Einer derselben hat Euer Majestät angesonnen, seinem Drängen nachzugeben oder ihn zu entlassen. Kann es da . . eine Wahl geben? — Euer Majestät vermeinen aber, auf diese Entlassung nicht eingehen zu können, weil der Bestand des Ministeriums dadurch gefährdet sei. Das daraus abzuleitende Unheil darf nicht überschätzt werden. Es erweiset sich bei reiflicher Ueberlegung in der That als erträglich. Ew. Majestät werden kraft Ihrer Königlichen Macht andere Minister ernennen, und wenn Sie

solche nicht aus den Führern der lautesten und extremsten Partheien erwählen, so wird das Geschrei der Partheien nicht lästiger fallen, als es ohnedies schon geschieht. Ew. Majestät edle Absichten sind bekannt. Sie wollten und wollen nach der Verfassung regieren, aber Sie wollten und wollen auch als ächter König von Preußen regieren. In diesem Aber liegt die Unzulänglichkeit mehrerer Ihrer gegenwärtigen Rathgeber. Weil Sie verfassungsmäßig regieren wollten, erwählten Sie Männer, die die constitutionelle Doctrin in Preußen ausbilden geholfen, deren Namen daher bei den Partheigenossen einen guten Klang hatten, aber Euer Majestät hatten dabei übersehen, daß sie nur die lautesten, keineswegs aber die berechtigtsten Stimmen im Lande für sich hatten, daß die Consequenzen der constitutionellen Doctrin dieser Männer nur zu vereinen waren mit dem Schein-Königthum Belgiens, Englands oder Louis Philippe's, nicht aber mit einem ächt Preußischen Königthum von Gottes Gnaden, mit einem Königthum nach Ihren Intentionen, wie solches in dem Rechtsbewußtsein Ihres Volkes begründet war. Ew. Majestät wollten nicht mit der Vergangenheit brechen; die Continuität des Rechtszustandes sollte gewahrt, gleichwohl die bessernde Hand an das Ueberlieferte gelegt werden. Es konnte nicht überraschen, daß diese verschiedener Deutung fähigen Königlichen Intentionen von Jedermann nach seinen Wünschen und Aussichten ausgelegt wurden. Wie weit darüber zwischen Ew. Majestät und Ihren neugewählten Räthen gleiches Verständniß stattfand, das blieb wohl von Hause aus in Unklarheit. Bei meinem Eintritt ins Ministerium fand ich diese Unklarheit, ja den Gegensatz der Meinungen und Grundanschauungen bereits deutlich ausgeprägt. Ew. Majestät hatten übersehen, daß die parlamentarischen Antecedentien mehrerer Ihrer Räthe ihnen Partheipflichten auferlegten, die mit den Pflichten gegen Ew. Majestät im schneidendsten Gegensatze standen und stehen. Oft habe ich zu erkennen geglaubt, daß Ew. Majestät Politik wohl die Zustimmung dieser Voreingenommenen gefunden hätte, wenn es ihnen im Hinblick auf frühere Aeußerungen und Partheiverbindlichkeiten nur möglich gewesen wäre. Es ist ihnen absolut unmöglich! In dem Augenblicke, wo sie bona fide Euer Majestät politischen Wegen folgen würden, hätten sie sich in den Augen ihrer Parthei ruinirt; ihr Einfluß wäre dahin; sie würden mit Schmach überhäuft werden. Sie können das nicht und — wollen es auch nicht. —

Das ist die Situation! Sie ist entsetzlich, bringt das Vaterland an den Rand des Abgrunds. Ew. Majestät fühlen das mit dem ganzen unermeßlichen Weh, das Ihrem edlen Herzen in solcher Lage natürlich sein muß. Aber sie ist nicht zum Verzweifeln.

Ew. Majestät haben zwei Auswege aus dem Wirrsal des Augenblicks. Der Eine heißt „Nachgeben", ganzes volles unbedingtes Nachgeben, Aufgeben der eigenen gewissenhaften Ueberzeugung, Fesselung des eigenen Königlichen Willens an den Willen der Minister — und führt unwiderruflich auf die Pfade des Königthums von Volkes Gnaden; der spezifische Glanz der Preußischen Königskrone erlischt, aber im Hintergrunde winkt eine Bürgerkrone, und Preußen wetteifert künftig vielleicht mit Belgien in den materiellen Segnungen einer unhistorischen

Existenz. Mit der Vergangenheit wäre freilich gebrochen, der Sprung in dieser Richtung wäre groß, aber er führt aus den Verlegenheiten des Augenblicks auf die ebenste Bahn. Alle unzeitige Friction hörte auf, die Staats-Maschine bekäme eine freie Bewegung, und an Beifallsjubel würde es nicht fehlen. —

Der andere Ausweg heißt: „Geltendmachung des gesetzlich berechtigten Königlichen Willens!" Er löset die Fesseln des Adlers; der König von Gottes Gnaden bleibt an der Spitze seines Volkes der Schwerpunkt des Staates, Herr im Lande, unbeherrscht von ministerieller Vormundschaft und parlamentarischen Majoritäten; mit der Vergangenheit wird nicht gebrochen, und die bessernde Hand kann mit weisem Maaße an den Ausbau unseres öffentlichen Lebens gelegt werden. Dieser Weg führt auf freilich anfangs rauher Bahn, aber mit allem Glanz und aller Waffenherrlichkeit eines glorreichen Kampfes zu den beherrschenden Höhen des Lebens; es ist der Preußens Könige allein würdige Weg. —

Man hat Ew. Majestät einzuschüchtern versucht durch das laute Geschrei des Tages. Allen unglücklichen Königen, von denen die Geschichte meldet, ist es ebenso ergangen. Nur weil sie an das Gespenst glaubten, schreckte es, ruinirte es sie. Ich beschwöre Ew. Majestät, glauben Sie nicht daran. Sprechen Sie Ein Wort, und das Phantom verschwindet. Dieses Wort heißt „Ministerwechsel", nicht „Systemwechsel". Nicht Ihr System, sondern nur die Personen Ihrer in Partheifesseln liegenden Minister mögen Sie wechseln. Sie haben Sich geirrt, nicht in den Zielen, die Sie wollten, sondern in den Werkzeugen, mit denen Sie jenen Zielen zustrebten . . . Euer Majestät äußerten heute, daß, wenn Sie den Minister, der zurückzutreten begehrt, entließen, andere folgen würden. Ich gebe dies zu, aber ich bebe nicht davor zurück; im Gegentheil, ich würde Gott auf den Knien dafür danken, wenn Ew. Majestät dadurch der Fesseln ledig würden, die Ihr edelstes Selbst jetzt gefangen halten. —

Ein Verdacht liegt nahe; ich muß ihm entgegentreten, um der guten Sache willen, für die ich zu sprechen meine. Ew. Majestät könnten glauben, ich spräche für eine andere Parthei, ich wolle nur, daß Ew. Majestät die Fesseln tauschen sollten. Nichts liegt mir ferner. Weder für die Kreuzzeitungs-Parthei, noch für Graf Arnim[1]), noch für irgend ein anderes Parthei-Interesse führe ich diese dreiste Sprache. Ich rathe vielmehr ausdrücklich davon ab, daß Euer Majestät, wenn Sie, kraft Ihrer Königlichen Prärogative, andere Räthe wählen, solche unter den Vorkämpfern unserer politischen Partheien suchen. Minister mit einer parlamentarischen Vorgeschichte sind Ew. Majestät Ruin. Unter Ew. Majestät Beamten finden sich viele tüchtige Kräfte, die noch nicht gebunden sind durch Parthei-Verbindlichkeiten. Greifen Sie nach solchen, gleichviel ob sie zu der constitutionellen oder zu der conservativen Parthei gezählt werden. —

Aber ich bin an der Grenze angekommen, die die Bescheidenheit auch dem Freimuth zu respectiren anräth. Bestimmte Personen will und darf ich daher nicht nennen. — —

---

[1]) Arnim-Boytzenburg der Aeltere, damals maßgebender Führer im Herrenhause.

Womit ich die Kühnheit dieses Schreibens rechtfertigen kann? Ich antworte: Mit dem Eifer des tapferen Soldaten, der seinen Fürsten in Banden, des treuen Dieners, der seinen geliebten Herrn am Rande des Abgrunds erblickt. Soll jener zaudern, die Fesseln zu zerhauen, dieser zögern hinzuzuspringen? Gewiß nicht! auch wenn der eigene Sturz damit verbunden wäre. Und noch Eins: ich habe heute in meines geliebten Königs Augen Thränen gesehen, die mich mit Schmerz und Grimm erfüllten. Ich mußte Ew. Majestät Alles schreiben, was ich heute nicht sagen konnte, weil mir das Herz in der Kehle saß. Glauben mir Ew. Majestät, denselben Zorn und denselben Schmerz würden Millionen Ihrer treuen Unterthanen mit empfinden, wenn sie so unglücklich wären, ihren theuren König in so tiefem Leid, in so schwerer Gewissensangst zu wissen, und Keiner würde zaudern, Ew. Majestät Blut und Leben anzubieten, und Sie aus den Bedrängnissen zu befreien, die das Land mit dem schwersten aller Verluste bedrohen, mit dem Verluste seines Königs.

In tiefster Unterthänigkeit

Roon." — — —

So unhaltbar die Lage schon damals erschien, die bestehenden Gegensätze im Ministerium wurden dennoch wieder übertüncht; die liberalen Minister ließen auf den Wunsch des Königs ihre Rücktritts-Gedanken fallen, obgleich die Konzessionen, welche sie zum „Ausbau der Verfassung" und zur Befriedigung der Majorität des Abgeordnetenhauses für unerläßlich erklärt hatten, abermals abgelehnt wurden. Ebensowenig war aber Roon's Stellung erschüttert. Im Gegenteil wies der König den Gedanken, ihn zu entlassen, mehrere Male zurück, obwohl Roon anfangs Juni die dahin gerichteten Bitten in formeller Weise wiederholte und sowohl durch den Umstand des fortgesetzten Zwiespaltes in der Regierung wie durch seine erschütterte Gesundheit motivierte. Als dann aber eine neue Krisis dadurch entstand, daß der König die Huldigung verlangte, die liberale Majorität des Ministeriums dies jedoch für unvereinbar mit der Verfassung erklärte, finden wir Roon, wie aus seinem bereits mitgeteilten Schreiben an Perthes vom 18. Juni ersichtlich, nunmehr zum Bleiben entschlossen, zumal der Monarch s e i n e n Auffassungen in vollster Überzeugung beitrat und Roon jeden Tag neue Beweise des ausdrücklichsten Königlichen Vertrauens empfing. Es folgten dann die (im vorigen Hefte erwähnten) Verhandlungen mit einigen Persönlichkeiten, deren Berufung in das Ministerium für alle Eventualitäten ins Auge gefaßt war, vor allem mit Herrn von Bismarck-Schönhausen in Petersburg. Dem mitgeteilten bezüglichen Briefwechsel mit letzterem war ein Telegramm vorangegangen, dessen Konzept (von Roons Hand) erhalten blieb. Es ist datiert vom 28. Juni und lautete: „Es ist nöthig, die beabsichtigte Urlaubsreise unverzüglich anzutreten „Periculum in mora!" Antwort telegraphisch an Alvensleben." Offenbar beruhte es auf einer schon früher getroffenen Abrede und auf der Notwendigkeit großer Diskretion, daß dieses Telegramm nicht mit Roon's Namen, sondern mit „Moritz C. Henning" unterzeichnet war. Dies waren nämlich die Vornamen des Herrn

von Blanckenburg, von dessen vertrauter Freundschaft, sowohl mit Bismarck wie mit Roon, die Leser bereits unterrichtet sind. —

Ebenso ist schon bekannt, daß Bismarck's Reise diesmal noch nicht zu dem von Roon gewünschten Ziele führte. In der Conseil-Sitzung vom 3. Juli war auch die neueste Krisis wieder beigelegt worden, indem der König erklärte, „er müsse zwar in Betreff der Erbhuldigung unverändert das überlieferte Recht der Krone festhalten und sei Willens, dies auch öffentlich kund zu thun; nach dem Vorschlage des Staatsministeriums wolle Er sich aber zur Krönung als dem höheren Akte entschließen" u. s. w.

Sehr bemerkenswert und in Roon's Sinne als ein erfreulicher Fortschritt zu bezeichnen war es trotzdem, daß dem Protokolle derselben Sitzung von der eigenen Hand des Königs folgender Zusatz beigefügt wurde: „Des Königs Majestät bemerkten hierzu, daß auch Allerhöchst Sie diese Fortentwickelung der inneren Gesetzgebung" (welche der Minister Graf Schwerin abermals für ebenso „erwünscht wie erwartet" erklärt hatte) „wollten, daß dazu aber nicht erforderlich sei, daß gewisse reponirte Gesetze unverändert angenommen würden. Die ersten Beamten der Krone wären berufen, dem Souverän ihre Gesetzes-Vorlagen zu machen; dieser habe sie zu prüfen, und bei Nicht-Einverständniß, eine Ausgleichung und Annäherung der Ansichten zu versuchen. Ein Wille und eine Ansicht müsse zuletzt entscheiden und dies sei die des Königs. Wer von den Ministern sich dessen Entscheidung aus Gewissens-Ueberzeugung nicht anzuschließen vermöge, müsse dann allerdings zurücktreten.

(Allerhöchst eigenhändig gezeichnet) Wilhelm."

Baden 13./7. 61.

Wie man sieht, hatten Roon's eifrige patriotische Worte eine gute Stätte gefunden, und auch dem Gedanken an Minister-Wechsel war der König nun schon ernsthaft näher getreten.

In der folgenden Sommer-Periode ruhte der Meinungs-Streit für eine Weile, um nach den Krönungs-Feierlichkeiten um so heftiger zu entbrennen. Das agitatorische Auftreten der neu begründeten Fortschrittspartei ließ neue und heftigere Kämpfe voraussehen. Statt energisch dagegen aufzutreten, suchte die Majorität des Staatsministeriums neue Konzessionen vorzubereiten, mit denen sie den heranbrausenden Sturm zu besänftigen gedachte. Zu dem geplanten Minister-Verantwortlichkeitsgesetz wurde u. a. nun auch die Reform des Herrenhauses auf die Tages-Ordnung gebracht. Abermals wandte Roon sich (am 10. November 1861) mit einer direkten Eingabe an den König, indem er eine von ihm verfaßte Denkschrift: „Die politischen Partheien in Preußen und das Ministerium" überreichte. In derselben wurde die haltlose Stellung des Ministeriums, auch der eigenen Partei gegenüber, ausführlich geschildert. „Der Regierung fehlt nichts mehr, als eine entschiedene Parthei-Unterstützung; es giebt überhaupt keine ministerielle Parthei, noch weniger eine maßgebende. Es kann keine solche geben, denn es ist dem Ministerium bis jetzt noch nicht gelungen, ein klares und unzweideutiges Programm auszusprechen .. Die Fahne des Ministeriums

schillert in wechselnden Farben, leider zum großen Nachtheile des Landes!" Im weiteren wird die bestehende konservative Partei gegen den fort und fort erhobenen Vorwurf, sie plane „Reaction", in Schutz genommen. „Wir haben die Verfassung; sie ist in voller Geltung und allseitig beschworen; sie könnte daher — den Fall eines revolutionären Rechtsbruchs von unten bei Seite gesetzt — nur durch eine allgemeine Verletzung des Rechtsbewußtseins im Volke willkürlich beseitigt werden. Ueberdies ist die sogenannte Kreuzzeitungs-Parthei, nach den lauten Aussprüchen ihrer Führer, wenngleich sie die Verfassung nie geschaffen haben würde, nun sie einmal da ist, voll Eifer für ihre Erhaltung und für ihre, nach den Ansichten der Parthei zu bewirkende Verbesserung. „Reactionär" im eigentlichen Sinne des Wortes ist die Parthei daher nicht, höchstens in einzelnen wenigen Heißspornen, die das Kind mit dem Bade ausschütten möchten . . . ."

Da eine irgend verläßliche oder ausreichende ministerielle Partei nicht existiere, Allianzen mit den Radikalen oder Demokraten aber ausgeschlossen seien, so bliebe doch nur übrig, sich nach Hilfstruppen im konservativen Lager umzusehen, um dem zu erwartenden Ansturm der Umsturz-Parteien entgegenzutreten. Was thut aber das Ministerium? „Sein offiziöses Organ, die Sternzeitung, bewährt im Kampfe mit dem Organe der Konservativen, der Kreuzzeitung, einen Haß und eine Feindseligkeit, welche den Gedanken an Versöhnung mit der Partei geradezu ausschließt, während es die Organe der Demokratie, selbst wenn diese sich in ganz unpatriotischen, die Regierung herabwürdigenden und verdächtigenden Artikeln mit behaglichem Hohn ergehen, mit der zartesten Rücksicht behandelt und kaum hie und da ein männliches Wort der Erwiderung findet. Die neuesten Wahlvorschriften des Ministers des Inneren, so sehr sie die Unparteilichkeit und Freiheit der Wahlen predigen, sind sie nicht recht eigentlich gegen die Conservativen gerichtet, da an maßgebender Stelle sehr wohl bekannt ist, daß die abzuwehrende Beeinflussung der Wahlen nicht aus dem demokratischen, sondern aus dem conservativen Lager hervorgehen dürfte? — — —

„Der König will constitutionell, aber auch conservativ regieren" — heißt es am Schlusse. „Ist das möglich, wenn seine Regierung sich auf eine Partei stützt, die nicht existirt, und auf eine andere, die zwar constitutionell, aber demokratisch-constitutionell gesinnt ist? . . . . Aus allem Gesagten folgt, daß entweder der König die von ihm als heilsam erkannte Richtung aufgeben und blindlings den Bahnen seines doctrinären Ministeriums, oder daß dies der verderblichen, wiewohl natürlichen Anlehnung an die Demokraten absagen und den richtigen Sympathien des Königs für die gemäßigten Conservativen folgen muß.

Wenn aber weder das Eine noch das Andere geschieht, so wird die Halbheit in Preußen zur Staats-Raison!

Es fragt sich nur, ob die Wahl für den König wie für das Ministerium gleich frei ist?

Diese Frage ist zu verneinen: Das Ministerium kann nicht nachgeben, ohne sich selbst zu vernichten, denn es müßte brechen mit der Vergangenheit und den Parthei-Verpflichtungen seiner hervorragendsten Mitglieder und daher mit diesen

selbst; es muß daher seinen Willen durchsetzen oder dem eigenen politischen Bankerutt entgegengehen.

Der König kann nicht nachgeben, ohne mit seiner eigenen Vergangenheit zu brechen, ohne seine besten Überzeugungen unter einen fremden Willen zu beugen, ohne sich selbst, den Interessen seiner Krone und seiner Dynastie untreu zu werden!

In diesem krassen Dilemma giebt es doch nur eine Lösung:

Der König kann nicht abtreten, das Ministerium kann es!" — —

An Perthes schrieb Roon in denselben Tagen Ähnliches: . . . . „Sie haben leider ganz Recht: der Zersetzungs-Prozeß macht reißende Fortschritte. Auch mich würde der Wahllärm und der Programm-Klüngel nicht beunruhigen, wenn ich irgendwo ein Mittel erblickte, um der Essig-Gährung Einhalt zu thun, die eben deßhalb naturgemäß in die faulende oder stinkende Gährung übergehen muß. . . . . Das von den sehr ungleichen Kräften an maaßgebender Stelle construirte Parallelogramm ergiebt natürlich eine sehr schiefe Diagonale, wie das neueste, vom Jahrestage von Roßbach (!) datirte Programm Schwerin's darthut. Sie werden darin von meinen isolirten Anstrengungen kaum Spuren entdecken; dennoch bin ich daran, daß es erschien, nicht unschuldig. Es wird nichts ändern an der allgemeinen Confusion, da seine Geburt, wie ich hoffte, nichts geändert hat. — Der Kern- und Angelpunkt der inneren Preußischen Politik ist und bleibt die Armee-Frage. Darum kann, darf und will ich jetzt nicht zurücktreten, wie ich aus tausend Gründen möchte, wenn ich blos mein „Fleisch" fragte; ich darf nicht! Ebensowenig darf ich mich in jener Frage geschmeidig zeigen. Die Armee, der bisher noch einzig verlaßbare Anker und Pfeiler unserer Zukunft, darf in ihrem Selbstbewußsein, in ihrer Gesinnung nicht beirrt werden; sonst bricht das Chaos herein. Dies durch die Erhaltung der Armee in ihrem äußeren Bestande wie in ihrem inneren Werthe abzuwehren: darin erblicke ich den politischen Theil meiner Aufgabe. Hierin allein vermag ich mit Sicherheit etwas, darauf also muß ich mich beschränken. Aller sonstige Schaden, den ich nicht abwenden kann, ist nicht irreparable; das Verderbniß der Armee wäre der Ruin aller geordneten sozialen Verhältnisse. Gebe mir Gott der Herr gesunde Augen, Geistesgegenwart, Thatkraft! Er weiß „was für ein Gemächte wir sind;" Er muß und wird daher das Beste thun müssen. Daher ist mein freiwilliger Rücktritt erst dann erlaubt, aber auch geboten, sobald ich erkannt, daß ich jener Aufgabe nicht mehr gewachsen bin, daß die äußeren Verhältnisse mich überwältigen in dieser Frage, wie es leider in anderen geschehen. Und dieser Zeitpunkt ist vielleicht näher als Sie glauben — Eine Regierung, deren eigenthümlichster Charakterzug perennirende Krisen sind — doch — meine Stunde schlägt, die Tretmühle ruft . . . Bitte mir recht bald wieder einige freundliche Zeilen zu gönnen. Auf meinem Isolir-Schemel wirkt Freundes-Zuspruch wie sanfte elektrische Schläge heilend und stärkend. Gott sei mit Ihnen! treu verbunden.

Ihr Roon. — —

Die Anfang Dezember vollzogenen Wahlen zum Abgeordnetenhause fielen noch schlechter aus, als man gefürchtet hatte. Die Fortschrittspartei hatte im ganzen Lande, besonders auch in den östlichen Provinzen, bedeutende Erfolge. Das Schicksal des Ministeriums war dadurch eigentlich schon besiegelt. Die ohnehin schwache und unzuverlässige ministerielle Partei in der Kammer war ebenso geschwächt wie die Konservativen. Auch Roon und sein Gesinnungsgenosse im Ministerium, Graf Bernstorff, waren nicht gewählt.

„Nach constitutionellem Ritus" — so schrieb Blanckenburg am 8. Dezember an Roon — „kannst Du nun also nur einpacken mitsammt Bernstorff — der Durchfall war gründlich! Die „Gespielen" werden noch gewählt, weil man sie als der Demokratie unschädlich, ja behülflich, kennt, ihr beide seid bedenklich wegen des Einflusses bei'm König! . . . . Der Ausfall der Wahlen in Pommern ist lediglich durch die Bauern entschieden — die aufgeregt von Kreisrichtern und Juden auf das allerentschiedenste gegen uns Parthei nehmen. Einmal hatte man ihnen eingeredet, wir wären gegen den König! Dies wurde um so leichter geglaubt — da die Regierung hier ja männiglich gegen uns vorging; sodann spiegelte man ihnen eine neue Kreisordnung vor, bei der sie die Majorität hätten und sich alle Communallasten abschütteln könnten. Die Versammlungen waren überall stürmisch — man hörte mich kaum an, sie waren wie bezaubert!

Nun man sieht, was man mit dem Wahlgesetz leisten kann! Das arme Volk! — Und nun? Du wirst denken, jetzt ist der Moment gekommen, wo sicher aufgelöst wird! Ja — wer weiß — ich glaube es nicht . . Man wird jetzt schon Waldeck den Hof machen und bald einsehen, wie sehr man diesen Mann verläumdet hat — er ist gewiß bald der beste „loyalste" Freund'!! Meine Hoffnung steht auf nichts, da ich eben Niemand Muth zutraue. Die jetzt aufgeregten Wellen sind übrigens nicht ganz leicht zu beruhigen . . . . Die Mißgriffe unter der Manteuffelei sind mir immer klarer.

Wenn der König sich nicht jetzt, aber bald, sehr bald aufmacht, dann werden diese ernsten Demokraten bald stückweise und ruhig mit dem bischen Königthum abfahren. — Hoffentlich wirst Du Dich nicht bei Oberrechen-Kammer- und Minister-Verantwortlichkeitsgesetz betheiligen. Daß Du bei der Militairorganisation nachgeben könntest, halte ich natürlich für einen Unsinn — und deßhalb sehe ich Dich auch schon im Geiste in denselben Ruhestand versetzt, in dem ich jetzt bin, da es mir nicht unwahrscheinlich ist, daß in letzterer Position überall nachgegeben wird . . . . Ich werde den Muth nicht sinken lassen, aber gegen den Regierungsstrom sind die Conservativen völlig ohnmächtig.

Dein getreuer Neffe Moritz v. Bl.

Ähnliche Stimmungsberichte kamen von den Königstreuen aus allen Provinzen. Perthes schrieb u. A.: „. . sich um eine große Sache, die des Schweißes der Edlen werth ist, mit Gethier sehr niederer Ordnung herumzerren zu müssen, das bringt auch den geprüften Mann in Versuchung; hier beißt, dort sticht oder kratzt oder spuckt jetzt so eine Bestie, und aus allen Löchern und Ritzen heult und

pfeift und kreischt es — und dennoch ist die Atmosphäre auch dieses Volkes von Angst geschwängert, es stinkt ordentlich nach Angst . . . ."

Die Thatsache, daß man sich im neuen Landtage einer fortschrittlichen Majorität gegenüber sehen würde, drängte zu entscheidenden Entschlüssen; dennoch geschah nichts, vielmehr zeigten einige Mitglieder der Regierung auch jetzt noch Neigung zu Konzessionen. Nur Herr von Bethmann-Hollweg erhielt die schon wiederholt erbetene Entlassung, auf welcher er angesichts des Ausfalls der Wahlen mit Festigkeit bestanden hatte. Mehr als je richteten sich auf Roon alle Blicke der Vaterlandsfreunde, weil man allein von seinem Einflusse auf den König noch eine Wendung zum Besseren erhoffte. Unter den vielen herzlichen Zurufen und patriotischen Ermahnungen zum standhaften Ausharren, die Roon in jenen Tagen empfing, befand sich auch nachstehendes bemerkenswertes Schreiben des ihm aus aller Zeit so nahestehenden Prinzen Friedrich Karl:

Berlin, 17. Dezember 1861.

„Liebe Excellenz! Wenn es sich in dem morgenden Minister-Conseil um das Fortbestehen des Preußischen Königthums handeln sollte, so bleiben Sie standhaft! Keine Minister-Verantwortlichkeit, denn dann kommt der Schwerpunkt der Gewalt im Vaterlande in die 2te Kammer, statt bei dem Könige zu bleiben, keine Nachgiebigkeit überhaupt in einer wahrhaft revolutionirenden Zeit und einer verlangenden Kammer gegenüber, die weder durch diese Conzession, noch durch irgend welche andere befriedigt werden kann; in Zeiten der Revolution, in denen wir uns offenbar befinden, währt die Befriedigung über Nachgiebigkeit keine 14 Tage, und auch diese ist nur scheinbar, denn die Fortschrittsmänner wollen weiter und weiter bis an das logische Ende der Schreckensherrschaft und der Republik. Jeder Revolution muß man einen Damm entgegensetzen. Wenn wir derselben erst in Form von Aufläufen, Emeuten ꝛc. auf der Straße begegneten, so wäre dies mit Pulver und Blei höchst einfach. Zu solchen Verstößen und Mißgriffen werden es die Fortschrittsmänner von heute nicht kommen lassen. Das ist das Üble, und das ist der Unterschied zwischen den Demokraten von 1848 und den heutigen Fortschrittsmännern. Es sind andere Mittel, die diese klüger gewordenen Männer anwenden, welche den Fluch für uns haben, daß viele wirkliche Biedermänner sich nicht überzeugen können, daß wir in der Revolution sind. Sind denn nicht blos die Mittel verschieden, die Zwecke aber dieselben? Wollen jene denn nicht, was sie 1848 durch Barrikaden und Sturmpetitionen erreichten, jetzt auch, aber langsamer und im Laufe von Jahren? Darüber muß dem König Licht werden. Seine treuesten Anhänger in den Provinzen, deren letzter Blutstropfen gern für seine Person und für das Königthum verspritzt wird, können es alle bestätigen, daß das Volk wahrhaft verführt ist. Sollte denn der König glauben, daß die jetzige 2te Kammer wirklich der Ausdruck des wahren Volkswillens ist? Unmöglich, und wenn Er das einsieht, so ist vor der Hand genug erlangt, denn dann muß Er sich sagen, daß es nun darauf ankommt, in geschickter Weise dem Volke diese Kammer in ihrer rothen Nacktheit zu zeigen, um sie dann aufzulösen, daß

es aber nicht darauf ankommen kann, wie Er mit dieser Kammer fertig wird, daß es nicht darauf ankommen kann, wie Er mit ihr unterhandelt und welche Conzessionen durch Entäußerung von Rechten des Thrones und der Krone gemacht werden.

Wird aber jetzt als wünschenswerth oder als nothwendig erkannt, mit dieser Kammer, der ich nur die Militär-Vorlage und das Budget vorlegen möchte, nicht weiter zu unterhandeln, so gehört wenig Scharfsinn dazu, sich zu sagen, daß jetzt mit Gottes Hülfe endlich der Augenblick da ist, der Revolution ein mächtiges „Halt“ zuzurufen. Unser König kann das. Mehrere Seiner Minister wollen das nicht. Mag Er Sich dann von ihnen trennen, was beiläufig gesagt nach meiner politischen Auffassung mir in sofern nicht recht wäre, als sie in diesem Falle mit einem gewissen Eklat zurücktreten würden, während ich vielmehr wünschte, daß sie mit ihrer sogenannten Parthei vor der jetzigen Kammer zusammenstürzten, nachdem sich diese Parthei der Mitte, wie alle Mitten, in ihrer ganzen Nichtigkeit und inneren Haltlosigkeit gezeigt haben würde — zur Korrektur des Landes, sich und anderen zur Lehre, um nimmer wieder zu erstehen.

Mag Er Sich alsdann von ihnen trennen. Er wird dies Opfer bringen, so groß es auch in Seinen Augen ist und so sehr es Ihn persönlich auch zu treffen scheint. Also dann andere Minister! Mag der König um Seines Gewissens willen an Seinem Programm festhalten — die Männer, die Er beruft, um den Staat zu retten, werden in solchem Augenblick nicht darum rechten. — Wen beberufen? Wenn ich das preußische Volk, dem die soldatische Erziehung und der soldatische Sinn nicht abzusprechen sind, richtig erkenne, so folgt es am liebsten einem Soldaten. Wenn ich die Situation richtig erkenne, so ist sie derartig, daß ein General mehr denn je an die Spitze des Ministeriums gehört. Haben wir einen Brandenburg? Ich denke, er findet sich. Es kommt hier mehr auf gesunden Verstand und Energie als auf Fachkenntniß an. In letzterer Beziehung können viele Leute aushelfen. . .

Mir ist zu Muth, wie vor einem in Aussicht stehenden schweren Gefecht, in welchem es sich um mein Leben handelte. Und doch ginge ich lieber langsamen Schritts in das tollste Feuer, als ich morgen den Gang thäte, der Ihnen bevorsteht. Gott helfe Ihnen! Gott geleite Sie, Er gebe Ihnen Muth, Kraft und Beredsamkeit, auf daß Sie, wie Er will, auf Herz und Sinn des Königs wirken mögen! Amen!

So bete ich aus Herzensgrunde und mit mir die, welche es im Lande treu mit dem Könige halten.

Euer Excellenz gehorsamster Diener

Friedrich Karl, Prinz v. Preußen.“ —

Die Vorgänge in der in obigem Schreiben erwähnten und einigen darauf folgenden Conseil-Sitzungen können im einzelnen nicht näher mitgeteilt werden. Indessen haben sie zur Klärung der Situation manches beigetragen, und Roon's Operationsplan, der auf ähnlichen Anschauungen wie die obigen des Prinzen Friedrich Karl sich gründete, knüpfte an die dabei gemachten Wahrnehmungen und

Erfahrungen an. Auch nahm er in diesen Tagen eine Gelegenheit wahr, den Monarchen von neuem um seine Entlassung zu bitten, falls diese zur Lösung der Schwierigkeiten auch nur im mindesten beitragen könnte oder falls des Königs Vertrauen zu ihm in irgend einem Punkte schwankend geworden sei. Dies war nicht unbekannt geblieben, und tausende von patriotischen Herzen damals in zitternder Spannung, wie die Entscheidung fallen würde, nicht nur weil sie Roon's Person hochhielten, sondern vor allem weil die Königstreuen vornehmlich in ihm den Repräsentanten ihres politischen Prinzips erblickten, um dessen ganze Zukunft vielleicht für eine lange Reihe von Jahren es sich handelte. „Der gestrige Freudentag" — schrieb z. B. Prinz Karl am 25. Dezember — „ist mir verkümmert worden, indem die früheren Gerüchte von Ihrem Ausscheiden aus dem Ministerium, verehrter Roon, sich gestern erneut zu verschiedenen malen bis zu mir drängten!! Gott gebe, daß dem nicht so ist — denn der König, mein Allergnädigster Bruder, muß wissen, daß ein solcher Wechsel die Offizier-Korps der Armée tief erschüttern würde, und doch können Ihn nur Soldaten gegen Demokraten beschützen und helfen . . Gott gebe, daß das Gerücht lügen möge."

In der That lehnte der König das Gesuch ab, und Roon hatte sich nun zu neuen Entscheidungs-Kämpfen zu rüsten.

„Meine Lage —" so schrieb er damals (27. 12. 61.) an Perthes — „ist nicht so übel, als es von Weitem scheinen möchte. Ich habe ein klar erkanntes Ziel vor Augen und operire demgemäß ohne alle Umschweife und Maskenscherze. „Constitutionelle Bräuche" habe ich beobachtet, ohne entsprechenden Erfolg und dadurch eine Position gewonnen, die mich gegen alle möglichen Zwischenfälle sicher stellt. Aber freilich ist mein persönliches Verhältniß von minimaler Bedeutung, in Betracht der großen auf dem Spiele stehenden Interessen. Es findet indeß zwischen beiden eine gewisse Coincidenz statt, die ich für entscheidend halte und zwar gleichmäßig sowohl für die vaterländischen als für meine persönlichen Wünsche und Hoffnungen. Gewisse Masken sind abgezogen worden, und wenn dies keine unmittelbaren Folgen hat, so kann man die dafür als Motiv geltend gemachte „Klugheit" beklagen, aber an und für sich ist damit noch nichts verspielt. Dies wird erst dann der Fall sein, wenn jene Folgen auch künftig ausbleiben, sobald man jene sogenannte „Klugheit" nicht mehr vorschützen kann. — Aber ich fürchte, ich werde sybillinisch und kann doch kaum deutlicher sein, will ich nicht weitläufig werden, was heute nicht geht. Das eine noch zur Aufklärung. Zwei meiner Kollegen stehen unbedingt auf meiner Seite; die Spaltung ist tief und wird nie wieder verharschen, und der König steht prinzipiell in allen Punkten auf unserer Seite. Ohne gewisse Einflüsse wäre die Lösung des allerunnatürlichsten Bündnisses schon erfolgt, aber sie wird erfolgen, sobald die Entscheidung nicht mehr ausgesetzt werden kann, und das wird binnen wenigen Monaten geschehen müssen. — — —

Nun Adieu! Herzliche Grüße und Wünsche zum Neuen Jahr, das für mich und — was wichtiger— für unser theures Preußenland ein entscheidungsreiches werden wird . . . . ."

Am 3. Januar 1862 erwiderte Perthes diese Neujahrs-Wünsche: „Möge Gott Sie — — tagtäglich neue Frische und Freudigkeit gewinnen lassen, deren Sie bedürfen, um nach Außen wirken und schaffen zu können. Muth und Kraft und männliche Ruhe möge Gott Ihnen erhalten und vermehren für das schwere Tagewerk, zu welchem Er Sie berufen hat; das bitten und wünschen mit mir Viele in allen Theilen des Landes!

„Meine Lage ist so übel nicht, wie es von Weitem scheinen könnte," schreiben Sie. Uebel scheint dieselbe nicht, weder von Weitem angesehen, noch aus der Nähe, wohl aber groß. Sie haben die widerstrebendsten Personen und die widerstrebendsten Verhältnisse genöthigt, Sie als Ministerpräsident anzuerkennen, denn Minister-Präsident ist, auch wenn er nicht den Namen trägt, der Minister, der die Richtung bestimmt, in welcher die Regierung sich bewegt. Das haben Sie seit Monaten in wachsendem Maße gethan, und werden, wenn nicht alles täuscht, bald auch die Personen entfernt sehen, deren Verbleiben mit der neu bestimmten Richtung unverträglich ist. Ich schrecke aber vor der Gefahr zurück, daß die Stellung, welche Ihnen, damit Land und Leute nicht in den Abgrund stürzten, durch den Gang der Dinge aufgezwungen wurde, jetzt zu einer dauernden werden könnte. Um jedem einzelnen Ministerium die Richtung zu bestimmen, muß und darf zwar der Ministerpräsident nicht für den Geschäftskreis eines jeden Ministeriums Mann vom Metier sein, aber Sie sind doch nun einmal eine Soldatennatur durch und durch, sind aus einem Holze geschnitten und werden auch im Auswärtigen u. s. w. den Soldaten nie verleugnen und daher für die Stunde der Gefahr und großen Entscheidung der rechte Führer sein, aber nicht verbraucht werden dürfen vor der entscheidenden Stunde. Als ständiger Ministerpräsident würden Sie, scheint mir, unter den jetzigen Verhältnissen Gefahr laufen, dorthin, wohin Sie nicht wollen, geführt zu werden und zugleich das Imponirende für die Persönlichkeiten verlieren, denen imponirt werden muß und denen bisher durch Sie imponirt worden ist, so oft Sie als Soldat auftreten, und denen künftig imponirt werden wird, wenn Sie in dem rechten Augenblick als der rechte Mann erscheinen.

Wenn aber Sie nicht, wen denn sonst könnte man als Führer für die nächste Zeit wünschen? Schwerlich einen Mann, der nach Außen revolutionär auftreten würde, um nach Innen conservativ sein zu können, der die deutschen Fürsten Preis gäbe um den brandenburgischen Adel zu retten. Das Revolutioniren läßt sich nicht wie der Krimmkrieg localisiren; es frißt um sich wie der Krebs. Wen aber sonst? ich weiß nicht. Weil Sie aber gespart werden müssen, dürfen Sie nicht nur deßhalb eintreten, weil kein Anderer da ist; zu einem Lückenbüßer auch von großen Dimensionen sind Sie viel zu gut. — — —"

„Mein theurer lieber Freund" — antwortet Roon Ende Januar — „zum Plaudern habe ich, da die Schlacht, die mit Gottes Hülfe eine entscheidende sein wird, entbrennt, allerdings keine Zeit, aber ich muß Ihnen doch sagen, daß ich, Gott sey Dank! gesund und wohlgemuth bin. Gott wird helfen und unser altes gutes Preußen an dem Dummheitsfieber nicht sterben lassen, was gegenwärtig

seine Nerven durchschüttelt. — In einer Ihrer letzten Herzensergießungen thun Sie mir wohl viel zu viel Ehre an, und ich kann daher das Attentat gegen meine Bescheidenheit und Demuth, was darin liegt, nicht preisen. In Allem was wir thun und lassen ist soviel Zufälliges oder vielmehr Providientelles, daß in der That auf unser Conto nichts gesetzt werden kann als der Sinn und Geist, der zu dem Geschehenen den Anstoß gegeben. — — "

Auf die von Perthes gemachten Andeutungen über Herrn v. Bismarck — (aus späteren Briefen ergiebt sich, daß sie sich auf diesen bezogen hatten) — ging Roon nicht ein, denn er konnte das Urteil des Freundes über Bismarck's politische Ansichten nicht für zutreffend erachten; dasselbe ausführlich zu widerlegen, fehlte ihm aber die Zeit; desto nachdrücklicher hat er dies später nachgeholt. —

Inzwischen war bereits am 14. Januar 1862 der neugewählte Landtag zusammengetreten. Das Herrenhaus nahm den Gesetzentwurf, welcher im wesentlichen den heute gültigen (jedoch 1887 etwas modifizierten) Bestimmungen über die Verpflichtung zum Kriegsdienste entsprach, unverändert an. Das Abgeordnetenhaus jedoch verquickte denselben mit andern Maßregeln der Regierung. Seine fortschrittliche Majorität, geführt von Waldeck, Hoverbeck, Twesten, Virchow, griff die Minister des Königs, vor allem Roon auf das heftigste an. Vergebens suchten die Altliberalen einzulenken und stellten sich wenigstens teilweise jetzt auf die Seite der Regierung, vergebens suchten Vincke u. a. ihre bisherigen Irrtümer wieder gut zu machen — es war zu spät, und auch sie mußten die Erfahrung machen: „die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!"

Während Roon in vollster Waffen-Rüstung im Brennpunkt dieses heißen, tobenden Kampfes mit seinen schwankenden Chancen stand, fand er doch noch einige Male Zeit, die Zurufe des Freundes Perthes zu beantworten. „Meine Lage" — schrieb er ihm u. a. am 11. Februar — ist im Grunde die alte, nicht große, aber recht schwierige. Mit Gottes gnädiger Hilfe hoffe ich ihr indessen gewachsen zu bleiben oder mit Ehren von der Bühne zu treten. Wenn die demokratische Presse mich zur bête noire macht, die Majorität der „Gespielen" heimlich mit den Gegnern transigirt; wenn die Festigkeit an maßgebender Stelle sich im Augenblick der nahenden Katastrophe noch zu bewähren hat; wenn diese, wie vorauszusehen, Aequinoxial-Stürme bringt, in denen man die Hand nicht vom Steuer lassen darf, ohne den Cours zu verlieren und auf den Sand zu gerathen: so sind das Alles zwar keine Daunenkissen; indeß schlafe ich mit und auf diesen Sorgen Gottlob meist recht ruhig, weil ich vertraue, daß „Recht doch Recht bleiben muß und dem alle frommen Herzen zufallen" werden. Ich bete oft recht herzlich um unverringerte Zuversicht und mache mir dann, wenn sie recht groß und sicher von mir empfunden wird, Gedanken, ob nicht mehr Sorgen und Vorsicht zu meiner Pflicht gehören, besonders wenn ich mich ertappe, daß ich nahe daran bin die Gegner zu unterschätzen, wozu der Hochmuthsteufel die schwache Natur ab und zu verführen will. „Schlecht und recht, das behüte mich," so sollte man immer denken, aber die Teufeleien ringsum benebeln mir oft den

Sinn, der Grimm frißt in mir und Zorn und Haß brennen in meinem Herzen, so daß ich den rechten Leitstern nicht deutlich sehen kann. — — — — Zum Glück finde ich immer bald die richtige „Temperatur" wieder, aber in einem solchen Anfall von Aerger kann man doch viel Schaden thun und viel Gutes unterlassen. Gott helfe! —

Was sagen Sie zu der großdeutschen Teufelei, die der jüngste Würzburger Wechselbalg geboren? Ich denke, sie kann uns nicht viel schaden, sondern klug benutzt nur förderlich sein. Wir werden zunächst durch einige Militair-Conventionen, die zum Abschluß reif, darauf antworten und auf den groben Klotz den groben Keil setzen. Die Anspielung auf Olmütz war nebenbei recht dumm von den Kerlen, aber sie soll mir helfen, diese Dummheit — in der Militairfrage. Was würden Sie aber sagen, wenn selbige nur wegen dieser Dummheit einer-, wegen parlamentarischer Pfiffigkeit andrerseits glatt durchginge? Es ist nicht unwahrscheinlich, trotz alles Gifts und aller Galle, die gegen den Kriegs-Minister von den Bassermännern gekocht wird. Auch ich bin der Meinung, daß der Konflikt in dieser Frage womöglich überhaupt vermieden werden muß; jede andere Frage eignet sich besser dazu. Wenn's aber nicht sein kann ohne Schade und Schande zu leiden, so würde auch der Handschuh aufgenommen werden müssen. So sagt wenigstens mein trotziges Herz, und ich glaube, daß es hierin recht hat. Jedoch das Spiel könnte verwegene Dimensionen annehmen, wenn sich dem Trotz nicht die nöthige Energie und Thatkraft zugesellt. Darum beten Sie, theurer Freund, immer recht andächtig das Allgemeine Kirchengebet; ich kenne jetzt für mich kein heißeres, und Gottlob ich verspüre, daß es nicht umsonst gebetet wird, daß es unsern theuern Könige nützt, dem ich meinerseits mich nie inniger verbunden gefühlt habe. Ein König, der ein tapferer Mann, kann Alles; er kann Zauberdinge thun, weil sein Muth der Blitz ist, an dem sich das ganze große Feuerwerk allgemeiner Begeisterung entzündet. — Sie sehen aus diesem Schwätzen, wie viel Zeit ich habe, und doch muß ich noch auf einen Ball gehen. Wären Sie nur dann und wann ein Stündchen hier! — Grüße, viele herzliche von Ihrem

Roon."

Aus der Antwort ersehen wir, wie ein Mann von der Bedeutung Perthes' in jenen Tagen die deutschen Angelegenheiten ansah. „Das Widrige des jetzigen Gerede's mit den Herrn Würzburgern (schreibt er am 15. Februar) liegt doch in der aller Welt unzweifelhaften Gewißheit, daß es unter allen Umständen auf beiden Seiten vorläufig bei dem Gerede bleiben müsse. Nicht in irgend einer, an sich auch noch so wichtigen Festsetzung der Bundesakte oder Schlußakte hat die Schwierigkeit der deutschen Frage ihren wahren Grund, sondern in der Thatsache, daß zwei Mächte von ungleicher Art, aber von gleicher Kraft durch eine mehrhundertjährige Geschichte einem und demselben politischen Zusammenhange angehörig geworden sind, die bis 1806 deutsches Reich, seit 1815 deutscher Bund genannt wird. — Keine Verfassung vermag dadurch, daß sie Einheit der Leitung juristisch anordnet, die thatsächliche Zweiheit der Lage aufzuheben.

Wenn der engere Bundesstaat unter Preußens Leitung wirklich durch Vertrag zu Stande käme, alle deutschen Staaten mit Ausnahme Österreichs umfaßte und mit Österreich in einem Bundes-Verhältnisse stände, so würde der durch eine lange Geschichte begründete thatsächliche Einfluß Österreichs auf Deutschland wahrscheinlich nicht abnehmen, sondern zunehmen. . . .

Keine Verabredung, keine Verfassungsänderung wird Preußen wirklich zum Haupte eines engeren Bundesstaates machen, sondern nur eine große europäische Umwälzung, welche Österreich als die Macht, die es bisher war, verschlingt. —

Im Jahre 1862 so wenig wie im Jahre 1850 kann Preußen eine solche Umwälzung durch Verbrüderung mit der Revolution herbeiführen wollen; und wollte Preußen heute die Revolution aufrufen, so würde heute die Revolution den Ruf nicht hören; das Jahr 1862 ist eben nicht das Jahr 1850. Schon deshalb erscheint Preußen heute nicht mehr als das Schreckbild, welches es 1850 war, und macht durch seine Worte einen noch geringeren Eindruck als damals... Die deutsche Frage ist also parlamentarisch nicht zu verwerthen. Ueberdies würde auch kein Mensch glauben, daß der Kriegsminister die Armee reorganisieren wolle zum Besten des engeren Bundesstaates und zum Schaden der unhöflichen Notenschreiber (in Bayern, Hannover rc.). Denkt ihr denn wirklich, fragte schon die Volkszeitung, daß Herr v. Roon auch nur Eine Compagnie für die deutsche Einheit ausrücken lassen wird? — —

Als bête noire würden Sie angesehen in der Presse? Ja und nein. Ich sehe jetzt Zeitungen vielerlei Art durch, aber noch habe ich kein einziges Wort der Mißachtung über Sie gefunden. Als Feind werden Sie und Sie allein betrachtet, den man zwar tödten aber — respektieren müsse. Wenn unsere — — nur so wären, heißt es in immer neuen Wendungen, wie dieser verd— Kerl mit seinen fürchterlichen vielen Runzeln auf der Stirn, wenn er böse wird. — —"

Wie Roon richtig vorausgesehen, brachten die Äquinoktien 1862 in der That endlich Bewegung in die schwülen politischen Verhältnisse. Ein Vorzeichen war zunächst der formelle Rücktritt des Fürsten Hohenzollern (der thatsächlich die Funktionen eines Ministerpräsidenten schon seit längerer Zeit nicht mehr ausgeübt hatte) und seine, auf Roon's Betreiben erfolgte, vorläufige Ersetzung durch den Prinzen Adolph von Hohenlohe-Ingelfingen (bis dahin Präsident des Herrenhauses). Bald darauf (am 11. März) erfolgte wegen der fortgesetzten tendenziösen Angriffe des Abgeordnetenhauses auf die Regierung, und nachdem es feststand, daß eine Einigung über die Gesetzvorlagen völlig ausgeschlossen sei, die Auflösung des Abgeordnetenhauses, während der König die gleichzeitig von den Altliberalen verlangte Umgestaltung des Herrenhauses entschieden abgelehnt hatte. Jetzt endlich sahen Auerswald, Patow, Schwerin ein, wie unhaltbar ihre Stellung geworden war, und erbaten ihre Entlassung; mit ihnen traten Bernuth und Pückler zurück. Neben Roon blieben nur v. d. Heydt (der statt des Handels die Finanzen übernahm) und Bernstorff im Ministerium. Letzteres wurde am 19. März durch Jagow, Itzenplitz, Graf Lippe und Mühler ergänzt. Absichtlich war vermieden worden, Männer mit hervorragender parlamentarischer Vergangenheit zu berufen. Das

neue Ministerium sollte sich nur als ein Geschäfts-Ministerium charakterisieren. Da indessen seine Mitglieder fast sämtlich der überzeugt-konservativen Richtung angehörten, so wurde es von sämtlichen andern Parteien mit offener Feindschaft betrachtet, der größten Reaktions-Gelüste beschuldigt und stieß überall auf den heftigsten Widerstand, auch in außerparlamentarischen, sehr einflußreichen Kreisen. —

Wie die neue Lage sich zunächst in ihren Augen darstellte, ergiebt sich am deutlichsten aus dem nachstehenden Auszuge von Roon's Korrespondenz mit Perthes:

Berlin, 22. März 1862.

... „Die Allerhöchste Cabinetsordre vom 19ten März, welche die öffentlichen Blätter mitgetheilt; sowie der vom Staatsministerium gestern berathene Entwurf einer Wahl-Instruction für die Ober-Präsidenten u. s. w., der morgen oder übermorgen gleichfalls zur Publizität gelangen wird; diese sowie alle ferneren Schritte der neuen Regierung werden und sollen ihren Standpunkt zunächst so klar wie möglich stellen; des Buhlens und Kokettirens mit der s. g. öffentlichen Meinung ist es wohl endlich genug. Man soll deutlich und bestimmt erfahren, daß die Regierung verfassungstreu, in der Continuität mit den Grundsätzen des Königs, wie solche in dem bekannten November-Programm niedergelegt und von ihm selbst verstanden worden; daß sie (die Regierung), unbeirrt durch Lügen und Verdächtigungen, fest, stramm und unbesorgt von den möglichen Folgen, jederzeit recht zu thun bemüht sein wird ... Ein solcher fester, selbstbewußter Gang schließt das Entgegenkommen, zu dem Sie rathen, keineswegs ganz aus; er gebietet es vielmehr in gewissem Grade und in einer gewissen Weise. Sie dachten und denken dabei zunächst an die Armee-Frage, richtiger an die Geldfrage. Der neue Finanzminister hat dabei zunächst zu bestätigen oder zu verneinen, ob der abgegangene nicht bisher ein System befolgt hat, durch welches die Königliche Macht planmäßig an das Parlament gebracht werden sollte. Finanzielle Unzulänglichkeiten behaupten und zugleich die Unerläßlichkeit der Fortdauer einer in Form und Wesen besonders lästigen Steuer (des 25%igen Zuschlags zur Einkommen- rc. Steuer) gab eine schneidige Waffe, um damit Conzessionen zu Gunsten des Parlamentarismus von der Krone zu erstreiten. Dieser Plan ist Gottlob in der Hauptsache **nicht** gelungen. Wenngleich der König bis jetzt noch keine klare Erkenntniß von der Existenz und der Verderblichkeit jenes planmäßigen Beginnens hat, so hat er doch die drohende Gefahr erkannt und ist am Rande des geöffneten Abgrundes stehen geblieben ... Ist, wie ich hoffe, der neue Finanzminister im Stande, die Erläßlichkeit des bisherigen Finanz-Systems und seiner Daumschrauben darzuthun; gelingt es ihm die praktischen Beweise beizubringen, daß Preußen finanzkräftig genug ist, seine unentbehrliche Armee in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Stärke zu bezahlen, ohne den verhaßten Zuschlag ferner zu erheben: Dann wird es Zeit sein auf dem Gebiete der militärischen Finanz-Ansprüche, **falls** die allgemeine politische Lage solches gestattet, sich auf das Nothwendigste zu beschränken und zwar **ungedrängt** ... Jedenfalls kann es nicht früher geschehen, **als bis die gesetzlichen Fundamente der Reorgani-**

sation gelegt sind, und überhaupt kann es nur insoweit geschehen, als es die organischen Bedingungen und das Lebensprinzip der Reorganisation gestatten. Das Wesen der letzteren soll und muß dem Staate erhalten bleiben und niemals werde ich mich zu einem Rathe entschließen, der die Lebens-Basen der großen Maaßregel in Frage stellt.

Wenn nun aber in dem einen wie dem andern Falle die tendenziöse Opposition eines Unterhauses mit demokratischer Majorität dem gegenwärtigen Ministerium das Regieren unmöglich zu machen droht, — und dieser Fall wird von vielen für den wahrscheinlicheren gehalten — so bin ich meinerseits zu allen Konsequenzen entschlossen, die sich daran knüpfen, und ich glaube in diesem Entschlusse Gefährten zu finden. Erst dann aber beginnt die eigentliche, entscheidende, Krisis; erst dann wird es sich fragen, ob die Krone sich selber treu bleiben will — sonst — hätte ich freilich bisher umsonst gearbeitet und gerungen; denn eine Umkehr zu den Tendenzen des abgelebten Ministeriums wäre das Aufgeben des historischen Königthums in Preußen und die Inthronisation der Parlamentsherrschaft, die dann ohne Schwierigkeit mit klingendem Spiel als Siegerin einherziehen würde. Ob das zu verhindern überhaupt und im Hinblick auf die maßgebenden Persönlichkeiten und ihre Umgebungen möglich sein wird, Gott weiß es. Aber versuchen muß ich den Kampf, dazu drängt mich meine Pflicht und mein Gewissen . . . Und so helfe Gott in Gnaden weiter! Der kleine David hatte nur Kieselsteine und ein tapferes Herz — — Gott ist es, der den Sieg giebt, nicht Stärke oder Witz. —

Von der Flauheit und Selbstsucht der s. g. Conservativen erwarte ich nicht viel . . . Ich bin jetzt ein gefeierter Mann bei ihnen, obgleich ich wahrlich nicht ihretwegen mich bemühte; wenn man nun aber von ihnen etwas Anstrengung verlangt, so machen sie Ausflüchte. . . .

Diesen Brief soll Goltz mitnehmen . . . Wissen Sie keinen Handelsminister? M.'s Eifer ist zweifelhaft und Kühlwetter gefällt mir nicht sehr; ich fürchte er würde uns die Couleur verderben mit seinem 48er Abglanz. — —

Ihr

Roon.

Perthes antwortete (Bonn am 27. März) u. A:

„Gott sei Dank für soweit, mein lieber und verehrter Freund! Es ward gethan, was ungethan nicht bleiben durfte; möglich ist, daß sehr ernste Zeiten kommen, aber die Neubildung des Ministeriums wird, mag die Zukunft bringen was sie will, immer als eine unbedingte Nothwendigkeit anerkannt werden müssen und daher nie als Ursache der schweren Geschicke gelten können, welche Preußen vielleicht erfahren wird. Sie sind es, der die Neubildung herbeigeführt hat; wo würden wir heute sein, wenn Sie nicht in das Ministerium von 1859 getreten und geblieben wären!? . . . Als Gesammtheit trägt, wie mir scheint, das neue Staatsministerium den politischen Charakter, welchen die Umstände nöthig machten; die innere Auflösung freilich, in welcher sich mit zwei Ausnahmen die einzelnen Ministerien befinden mögen, forderte zugleich Fachmänner, welche der

Geschäftsleitung in besonderem Grade mächtig sind; ob die neu eingetretenen Herren wirklich Fachmänner dieser Art sind, kann ich nicht beurteilen und zur Zeit vielleicht auch kein Anderer.

Zwei Umstände sind wohl für das neue Ministerium nicht günstig: 1) daß v. d. Heydt, weil er als dienstältester Minister immer zuerst genannt wird, im Lande . . . als eigentliche Seele des Staatsministeriums betrachtet wird; 2) daß dem Staatsministerium alle bürgerlichen Elemente fehlen; bei ev. Neubesetzung bedeutender Provinzial Aemter würde es zweckmäßig sein, dies durch Anstellung Bürgerlicher auszugleichen. — — — —

So lange Duncker bei dem Kronprinzen bleibt, wird dieser gewiß Gegner des Ministeriums sein und die Hauptführer der Gothaer werden in Bezug auf Nachrichten prompt bedient werden. Er selbst ist ohne Zweifel doch nur ein Werkzeug in Frauenhand . . .

Ihre eigene Stellung ist weit größer und verantwortlicher als der Name sagt. Sie werden für längere Zeit den Gang des Staatsministeriums bestimmen und dabei, soweit meine Kenntniß der Personen reicht, wenig Widerstand zu überwinden haben, aber auch wohl kaum so viel politische Erkenntniß und Kraft neben sich finden, daß Ihr eigenes Handeln Ihnen als Frucht der Einsicht und des Wollens einer Gemeinschaft erscheinen könnte und Sie sich eines Teiles der inneren Verantwortlichkeit entlastet fühlten. Sie sind es, das können und dürfen Sie sich nicht verhehlen, der das Ministerium bestimmt und demselben seine Ziele setzt.

Die Bedeutung dieser Ihrer Stellung wird dadurch noch größer, daß das Ministerium sich nicht als ein Übergangsministerium ansehen darf; es handelt sich nicht darum, einen einzelnen Entschluß, eine einzelne Einrichtung durchzusetzen, über eine einzelne Gefahr hinweg zu helfen, sondern unser Land auf den Weg zu bringen und auf dem Wege zu erhalten, auf welchem der König und nicht der Landtag sein Führer sein und bleiben kann. Nicht eine Husarenattacke, sondern einen strategischen Plan, nicht einen politischen Blücher, sondern einen politischen Scharnhorst begehrt der März 1862. — — Noch einige Worte über den Eindruck, den das Ministerium macht.

Als die erste Nachricht eintraf, war Alles, ich weiß durchaus keinen andern Ausdruck, verblüfft; am ersten Tage war hier durchaus an Ort und Stelle und weit und breit umher schwerlich ein anderer Mensch als ich, der sich über das Ereigniß freute. Fortschritt, Nationalverein und Gotha machten den Mund sperrweit auf; die katholisch-conservativen Gegner des alten Ministeriums hatte keine andern Worte als: sie kommen nicht durch, sie können sich nicht halten, sie müssen Conzessionen machen. Nach einigen Tagen aber schon trat Bewegung ein. Vor Allem Fortschritt, aber auch Nationalverein und Gotha hat die Wahlagitation rüstig begonnen; die katholisch-Conservativen meinen, es sei doch nicht unmöglich, daß das Ministerium sich halte; auf sie hat der Königliche Erlaß vom 20ten und der Circularerlaß vom 22ten günstig gewirkt . . . letzterer ist offen, ehrlich und verständlich . . .

Was aber die Wahlen betrifft, so giebt mein politischer Instinkt mir nur sehr schwache Hoffnung auf ein Abgeordnetenhaus, welches das Auflösungsdekret nicht schon nach Berlin mitbringt . . . Wohlunterrichtete Katholiken sind der Ansicht, daß in den Städten alle Anstrengungen vergeblich sein und die Wahlen sicher nicht besser, wahscheinlich schlechter als die letzten ausfallen würden; auf dem Lande aber hoffen sie weit größeren Erfolg, wenn die Staatsbehörden ihren gesetzlich zulässigen Einfluß geltend machen. Zu übersehen ist aber doch auch nicht, daß die Feindschaft der katholisch-kirchlichen Partei gegen staatliche Machtäußerung und gegen Preußen insbesondere seit Anfang vorigen Jahres im raschen Wachsen und in wilder Erregung ist. — Möchte doch der liebe Gott ein Einsehen haben und die Herren Landräthe möglichst wenig Dummheiten machen . . Gott erhalte Ihnen Kraft und Ruhe!

Ihr Perthes.

Einige Tage später fährt P. in seinen ausführlichen staatsrechtlichen Darlegungen fort; er ist der Meinung, daß für Roon sich die Lage in sofern erheblich geändert habe, als er nunmehr nicht ferner so rücksichtslos den Fachminister herauskehren dürfe. „Die Untersuchung, ob Sie nicht zu sehr Soldat sind, um berufen zu sein, das Staatsministerium zu leiten, hat jetzt seine Bedeutung verloren, denn die Leitung ist in Ihrer Hand; Sie haben sich nicht selbst in diese Lage gebracht, sondern sind in dieselbe durch ein wahrlich nicht vom Zufall gefügtes Zusammenwirken von Ereignissen und Umständen aller Art gesetzt. Die politische Aufgabe zu lösen ist die Pflicht, welcher jede andere Pflicht auch die militärische untergeordnet ist." Die politischen Aufgaben des Ministeriums werden dann näher bezeichnet und Ratschläge für die Haltung gegenüber dem Landtage beigefügt, u. a. auch auf Art. 109 der Verfassung hingewiesen, nach welchem die bestehenden Steuern und Abgaben unter allen Umstände, wie es auch kommen möge, forterhoben und insofern das Fortregieren keinesfalls unmöglich gemacht werden könnte. Im übrigen kommt P. aber immer wieder darauf zurück, daß Roon durch seine Stellung als faktische Seele des Ministeriums gezwungen sei, der allgemeinen politischen Lage mehr als bisher Rechnung zu tragen. „Die Armeeorganisation soll und muß uns ihrem Prinzipe nach erhalten bleiben, das weiß ich nicht nur, sondern das fühle ich auch; aber wenn sich der Kriegsminister mit dem factischen Premierminister immer und immer wieder über die große politische Aufgabe — von deren Lösung Sein oder Nichtsein abhängen kann — bespricht: so findet er doch vielleicht Mittel und Wege, um hier und da nachlassen zu können." . . . . . .

Roon konnte obigem doch nur zum Teil zustimmen . . . . „auf die berührten Materien" (so antwortet er am 1. April) „kann ich kaum noch eingehen, denn es ist Nacht und die müde Seele sehnt sich nach Vergessen ihrer Sorgen und Gedanken. Nur das Eine möchte ich bestimmt aussprechen: es ist, daß Sie meine Stellung, meinen Einfluß überschätzen, wie meine Mittel. Ich habe schon einige Male im Stillen über Ihren „Herrn der Situation" gelächelt. Sie wissen nicht, daß es gar keinen solchen Herrn bei uns giebt und auch

keinen geben kann. Eine Frictions-Maschine ist eben eine Maschine, die immer hin und her geht, hin und hergehen muß. Und wenn nun an maaßgebender Stelle der Irrthum obwaltet, daß die Regierungs-Maschine eben so eingerichtet sein muß, so holt uns eben Alle über kurz oder lang der —

Als Ressort-Chef kann ich nichts nachgeben und um als Politiker den Ressort-Chef zu nöthigen fehlt mir jedes sichere Pfand für das Zutreffen der unerläßlichen Voraussetzung. Wenn man mir sagt: „Ich will dies und jenes nicht," so gilt das vielleicht für heute, aber auch für morgen? — Wenn jemand z. B. blau ist und ganz blau bleiben will, so darf er natürlich sich nicht von und mit rothen oder röthlichen Pinseln bedienen lassen, sonst wird er entschieden wenigstens violett und kein Mensch hält ihn mehr für ächt blau, und wenn seine Freunde ihn dennoch dafür ausgeben, so werden sie ausgelacht.

Die Armee-Reorganisation muß ihrem innersten Wesen und Leben nach erhalten werden. Darüber sind wir einig hie und dort. Die Erklärung was dazu gehört geht von mir aus, so lange man allseitig vernünftig ist, aber ist dazu Aussicht? Wichtiger und damit verwandt ist aber der andere, bedeutungsvolle Ausspruch: „das Armee-Gefühl darf nicht verletzt werden," denn mit dem Ruin der Armee-Gesinnung wird Preußen roth und die Krone rollt in den Koth. Wird aber die Gesinnung nicht leiden, wenn man auch nur in der Geldfrage nachgiebt? Ich glaube, derartiges vorher verkündet erregt homerisches Gelächter und ausgelassene Freude bei den Feinden, ohne daß dadurch eine Stimme gewonnen wird, und der König demüthigt sich damit und mit Ihm die Armee in dem stolzen Selbstgefühl, das aus der Abhängigkeit allein vom Könige und nicht vom Parlament stammt.

Das schließt nicht aus, daß in der Form der Geldforderung dem Vorurtheil der Masse Rechnung getragen werden dürfe.

Und zum Schluß noch Eins! Glauben Sie, daß die liberale Menge, das vulgäre Philisterium hohes Spiel liebt? Ich glaub's nicht. Die Regierung zwingen wollen entweder nachzugeben oder das Schoßkind der verblendeten Affenmutter „Constitutionalismus" zu ersäufen, vielleicht in Blut: Dies hohe Spiel wagt selbst Vincke nicht. Werden die Wahlen, wie sie waren, so geht's unter allen Umständen um Kopf und Kragen, warum also nachgeben und sich blamiren? Werden sie, wie ich glaube, etwas besser, so wird freilich die Majorität wieder bei den blassen Mittelparteilern sein. Diesen aber kann man durch Entschiedenheit imponiren. Aber Entschiedenheit und Klugheit! Daher immer inniger das sonntägliche Kirchengebet für den König und zwar alltäglich!

Ihr treuer Roon.

Von den Friktionen, deren Roon in obigem Schreiben Erwähnung that, hatte er in denselben Tagen — also schon bei der Arbeit der neu zusammengesetzten Regierungs-Maschine — weitere Beweise erhalten; so u. a. durch einen Brief des neuen Finanzministers v. d. Heydt, der zu Ersparnissen im Militär-Etat riet; ein Brief, wie ihn vielleicht ein Finanzminister an den Kriegsminister oder andere Ressort-Chefs häufig zu schreiben amtliche Veranlassung hat. Der

hier erwähnte Brief erlangte besondere Bedeutung nur dadurch, daß er, wie manche Zeitgenossen sich erinnern werden — durch eine bedauerliche, niemals ganz aufgeklärte Indiskretion der Presse in die Hände fiel und mit vielem Hohn gegen das neue Ministerium und namentlich gegen Roon verwertet wurde. —

Auf diesen Brief bezieht sich auch das nachstehende Schreiben des Herrn von Bismarck, mit dem Roon auch während der letzten Krisen in beständiger Verbindung geblieben war.

Petersburg, 12. April 62.

Lieber Roon!

ich weiß nicht, warum ich Ihnen nicht längst geschrieben habe; vielleicht weil man hier die Dinge immer erst erfährt, wenn es nicht mehr lohnt ein Wort darüber zu verlieren. Heut treibt mich der Heydtsche Brief trotz Courier-Eile einige Zeilen an Sie zu richten. Jener Brief macht den Eindruck und wird hier angesehen, als sei er für die Veröffentlichung geschrieben, ein Manifest in Rechnung auf die Zukunft. Sein Styl ist nicht der einer vertraulichen Erörterung zwischen zwei Ministern, die sich täglich sehen und einen Büchsenschuß von einander wohnen. So aufgefaßt, schließt man daraus, daß Heydt wiederum mit seiner anerkannten Sagacität einen Wechsel voraussehe, und rechtzeitig in die Richtungslinie der Zukunft einschwenke. Damit bringt man die Stimmung J. M. der Königin gegen die jetzigen Minister in Verbindung. — In 14 Tagen hoffe ich bei Ihnen zu sein und diesem Leiden von Abschiedsaudienzen, Visiten, schlechten Verkäufen und packenden Hammerschlägen ein Ende zu machen. Ich weiß nur, daß ich nach Paris oder London gehe, nicht nach welchem von beiden.

Wie kam man eigentlich darauf, den 25% Zuschlag jetzt aus dem Fenster zu werfen? Denkt man damit die Opposition zu versöhnen? Auf die Wahlen wird das nur wie ein von der aufgelösten Kammer errungener Sieg, wie ein Schnaps für die erlahmende Fortschrittspartei wirken. Kann man diese bisher gut eingehende also erträgliche Steuer missen, was ich bestreite, so hätte man in einem kritischen Kammer-Moment die Conzession in Handeln und Dingen verwerthen sollen, aber nicht jetzt sein Pulver in die Luft verschießen. Geben wir mit der Militärfrage jetzt nach, ohne Kampf, aus unbestimmter Wahl-Angst, so sinkt der Respekt vor uns in In- und Ausland in beklagenswerther Dimension. Ich will mich schriftlich nicht stärker ausdrücken. — Die Zeit ist um, auf baldiges Wiedersehen, herzliche Grüße an die Frau Gemalin.

Ihr treuer Freund v. B." —

Die hier in Aussicht gestellte baldige Anwesenheit Bismarck's in Berlin konnte für Roon nur hochwillkommen sein. Zwar war er auch in der letzten Krisis mit seinem Vorschlage, jenen in das Ministerium zu berufen, noch nicht durchgedrungen, weil der König sich zu diesem für extrem gehaltenen Schritt nicht entschließen und sich von Graf Bernstorff nicht trennen mochte — obwohl letzterer täglich wiederholte, daß er sich nichts mehr wünsche als die Rückkehr nach London. Aber die Anwesenheit Bismarck's und die Möglichkeit ausführlicher mündlicher Erörterungen zwischen dem Monarchen und ihm bot doch für Roon einige Aus-

sicht, dem sehnlichst erwünschten Ziele etwas näher zu kommen. Denn er täuschte sich keineswegs darüber, daß die politische Last für seine Schultern und seine Mittel viel zu schwer sei, um sie auf die Dauer allein tragen zu können. Er bedurfte dringend eines Kampfgenossen, mit dem er sich in allen Grundanschauungen völlig einig wußte und der auch dasjenige mitbrachte, was zu den kommenden Stürmen unentbehrlich war: unbeugsame Energie, hervorragende Begabung und vor allem einen politischen Mut und Unternehmungsgeist, der wirklich Großes nicht nur wünschen, sondern auch leisten könnte. Dies alles, das wußte er, fand sich in Bismarck vereinigt; er kannte keinen anderen Staatsmann, dem er auch nur entfernt ähnliche Thatkraft und Fähigkeiten zugetraut hätte. Es war sein heißester Wunsch, ihn an die Spitze der Geschäfte zu bringen, und nun hoffte er, es würde endlich gelingen.

Er mußte dies um so mehr hoffen, als er sich schon damals sagen mußte, daß die z. B. neben ihm amtierenden Kollegen eine derartige Leistungskraft, wie die Situation sie nun einmal forderte, nicht besaßen und nie erlangen würden. Der provisorische Ministerpräsident, Prinz Adolf zu Hohenlohe, trat persönlich wenig hervor und beteiligte sich wegen zunehmender Kränklichkeit bald gar nicht mehr an den Geschäften. Graf Bernstoff bewahrte gegenüber den sein Ressort nicht betreffenden Fragen eine große Zurückhaltung; und den übrigen Ministern fehlte trotz großen Eifers für ihre gute Sache doch das erforderliche Ansehen, so daß sie eine günstige Umgestaltung der inneren Lage nicht bewirken konnten und auch im weiteren Verlaufe der Dinge darauf ohne Einfluß blieben. Dies galt auch von dem Dienstältesten derselben, dem Finanzminister v. d. Heydt, welchem in Vertretung des Prinzen von Hohenlohe äußerlich die Führung der Geschäfte gebührte. Je mehr das Vertrauen des Königs sich infolgedessen auch auf allen nicht militärischen Gebieten dem tapferen Roon zuwandte — desto mehr empfand dieser doch gerade deshalb in richtiger Selbsterkenntnis die Unzulänglichkeit seiner persönlichen Leistungsfähigkeit; und diese wurde außerdem natürlich auch noch dadurch gehemmt, daß er sich in dieser Lage zwar innerlich für alles verantwortlich fühlen mußte, zum eigentlichen amtlichen Eingreifen aber als einfacher Ressortminister schon formell gar nicht einmal berechtigt war. Und doch konnte ihm nichts ferner liegen, als eine Stellung, mit der eine solche Berechtigung verknüpft gewesen wäre, für sich etwa zu erstreben; um so dringender aber mußte sein Bemühen sein und bleiben, dem Ministerium ein kräftiges, ein wirkliches Haupt zu verschaffen, einen Mann, der in seinem Sinne und doch gleichzeitig in vollster eigener Initiative die Leitung der Geschäfte nach großen Gesichtspunkten zu führen fähig sein würde.

Sein „ceterum censeo“ war und blieb also: „Bismarck“, und mit solchen Gedanken erwartete er die Ankunft des Freundes mit Ungeduld. R. v. D.

(Fortsetzung folgt.)

Recht wider Recht.

Novelle

von

Ilse Frapan.

Sie waren eigentlich drei Geschwister gewesen, aber von der Ältesten wurde nicht mehr gesprochen. Im Anfang war es des Vaters Zorn, weshalb ihr Name nicht mehr genannt wurde, nachher wuchs die Gewohnheit mit den beiden Zurückgebliebenen. Nicht, daß sie vergessen hätten, was geschehen war. Wally war erst zwölf Jahr alt gewesen und Joseph zehn, aber nur um so tiefer hatte sich's ihnen eingeprägt, wie die Schwester Martina eines Abends ausgeblieben war, als sie das Bier zum Nachtessen hatte holen sollen. Der Vater war selbst hinüber in die Wirtschaft, als sie nicht kam, und als er zurückgekehrt, allein, da hatte er geflucht und getobt und war, ohne die Stiefel auszuziehen, die ganze Nacht durch die engen zwei Zimmerchen auf- und abgelaufen. Keins der Kinder hatte davor schlafen können, so hatten die Stiefel geknarrt, und so hatte der Vater geschrien. Einmal war Wally eingenickt, aber gerade in diesem Augenblick hatte der Vater einen Stuhl niedergerannt und dann hatte er mit den Stiefeln darauf getreten, absichtlich, daß es nur so gekracht hatte und die Stücke herumgeflogen waren. Da war Wally aus dem Bett gesprungen und hatte sich hinter dem Vorhang der Garderobe verkrochen, wo noch die Kleider ihrer toten Mama hingen, und die Ellbogen auf die Knie gelegt, die Hände in ihrem dicken Haar vergraben, hatte sie voll Erstaunen auf den Joseph geblickt, der ganz ruhig im Bett gesessen und zwei Stücke des zertretenen Stuhlbeins aneinandergepaßt, als ob nicht der große, schwarze Schatten des Vaters immer wie ein Riesenvogel über die Wände und die niedrige Decke fliege, daß es einem grauste.

Und dann, am folgenden Nachmittag, als Wally und Joseph den Kaffee gekocht, hat's plötzlich ans Küchenfenster geklopft, und draußen im Hof ist die Martina gestanden und hat den Zweien mit weinerlicher Stimme: „Lebt wohl," — und „b'hüt Gott!" hereingerufen. Auf einmal aber steht der Vater hinter ihnen und schreit so arg und reißt einen brennenden Scheit aus dem Herdfeuer und schleudert ihn durch's Fenster auf die Martina. Es hat Funken gesprüht wie ein Feuerrad, Wally hat sich an Joseph angeklammert, und Martina hat gekreischt und ist zurückgesprungen in den halbdunkeln Hof; einen Augenblick noch ist sie dagestanden, kreideweiß mit aufgerissenen Augen, dann ist sie verschwunden gewesen und nie wieder gekommen. Wally fürchtet sich seitdem vor dem Hof, sobald es dunkel wird, — wenn nur eine Katze darüberstreicht, gleich schreit sie und läuft, um sich zu verstecken.

Wally hatte es wochenlang auf den Lippen gebrannt zu fragen: „Was hat denn Martina gethan? Wo ist denn Martina geblieben?"

Aber an den Vater heran getraute sie sich nicht. So fragte sie eines Abends den Bruder. Joseph sah sie starr an; er hatte die zusammengewachsenen

schwarzen Brauen des Vaters, wie Wally selbst, dazu einen düstern, argwöhnischen Blick.

„Du bist dumm!" sagte er und drehte sich von ihr weg, „hast nicht gehört, wie der Vater geschrieen hat, sie wär' so Eine?"

„Ja, aber ich versteh's nicht, was ist das: so Eine?" und Wally zupfte ihn eifrig und neugierig an der Jacke.

Der Knabe errötete. „Zu dumm bist! sie ist jetzt nimmer unsre Schwester!" rief er heftig.

Nun errötete auch Wally. „Ich weiß schon, daß ich nicht so Geschick hab' zu allem wie du, — aber unsre Schwester bleibt sie doch."

„Jetzt paß auf!" drohte Joseph, „meinst, ich wollt so Eine zur Schwester? Gleich sag ich's dem Vater!"

„Wann ich groß bin, geh' ich zu ihr," trotzte Wally.

Der Bub stieß einen Zornschrei aus. „Das thust du nicht!"

„Und ich thu's doch!"

Die dunkeln Augen der Kinder funkelten in einander; dann warf sich der Joseph vorwärts, mit beiden dünnen Armen sie umklammernd, um sie zu Boden zu reißen. Es gab eine erbitterte, stumme Rauferei. Zuletzt stand das Mädchen mit zerzausten, wilden Flechten, die Backen glühend, und Triumph in den Augen über dem Bruder, der kraftlos am Boden lag und keuchte.

„Siehst jetzt, wer stärker ist?" rief sie. „Ha, — wär' mir nit das Schnaufen so schwer," stöhnte Joseph mit schwacher Stimme, indem er auf seine Kehle deutete.

Wally's Gesicht veränderte sich auf einmal, Schreck und Angst spiegelte sich darin: „Thut dir dein Hals weh?" rief sie.

„Ja, — hast mich fein fest gedrückt."

„Steh auf!" sie zog ihn empor, und er fiel heftig atmend auf einen Stuhl. „Warum hast's nicht gleich gesagt?"

Er warf ihr einen bösen Blick zu. „Es geschieht dir recht! Wenn nur meine Wunde wieder aufgesprungen wär'!"

Wally untersuchte erschrocken seinen Hals, über den sich eine breite, rote Narbe zog. „Wie du einen immer in Schrecken setzen kannst!" murmelte sie, „die kann ja garnicht wieder aufspringen!"

„Kann sie wohl!"

„Und dann?" sie guckte ihn scheu an, als wisse sie ganz gut die Antwort.

„Dann bin ich tot."

„Nein!" schrie sie auf, „Joseph, ich will — ich will dich nie wieder so —"

„Ha, sie weint schon," sagte der Bub verächtlich, mit dem Finger auf sie zeigend, und dann, während er hinaushorchte: „der Vater kommt nach Haus, sagst's ihm auch, daß du zur — Martina gehn willst?" —

In Wally kämpften Trotz und Furcht einen schweren Kampf. Zuletzt senkte sie den Kopf, und murmelte wie um Verzeihung bittend: „Sie ist ebenso dumm wie ich, warum sollt' ich nicht" —

Das Gelächter ihres Bruders schallte hinter ihr her, wie sie ging, dem Vater die Thür zu öffnen. —

Seit Martina's Verschwinden war es Wally, die kochte, Wally, die putzte, Wally, die nähte und flickte, Wally, die für alles haften sollte und für alles gescholten wurde. Der Vater wollte „seine Ruhe haben," und das Geringste störte ihn darin. Vor allem jedes laute Geräusch, jedes Lachen, ja fast jedes Gespräch. Er war Mathematiker mit Leidenschaft, der Verfasser zahlreicher Schulrechenbücher. Jahrelang war es ihm gut gegangen, als Lehrer der Arithmetik an einer Bürgerschule, bis er jenem schwatzhaften Apothekerssohn die unglückliche Ohrfeige versetzte, die dem Buben das Trommelfell zersprengte. Das gab einen Prozeß und eine plötzliche Entlassung. Seine Lehrerlaufbahn war zerstört; er privatisierte, bis das kleine Vermögen, das seine Frau ihm zugebracht, verbraucht war; dann, in der Not, entschlossen sich die Bedrängten, einen Hausmeisterposten anzunehmen. Die Frau, eine ehemalige hübsche Kellnerin, zwang ihre schlaffe, bequeme Natur zu angestrengtem Fleiß; aber sie erlag der ungewohnten Anstrengung nach wenigen Jahren; denn ihr Mann hatte sich zu so niederen Geschäften natürlich nicht herbeigelassen. Der hatte vom Morgen bis in die Nacht in seinem Stübchen gesessen, von dem er mit seiner großen, breiten Gestalt soviel Platz einnahm, daß für die vier andern nur die Küche übrig blieb. Und die müde Frau, die ihn für einen großen Gelehrten hielt, war auf den Zehenspitzen um ihn herumgeschlichen und hatte auch die Kinder an dies atemlose, ehrfürchtige Schleichen gewöhnt.

Als die Frau tot war, kündigte er den Posten und ließ Martina sorgen, wie sie konnte, mit den paar Pfennigen, die er ihr gab, — das heißt er darbte mit seinen Kindern bei dem winzigen Einkommen, das er besaß, dem Honorar für seine Rechenbücher. Ging es einmal besonders eng, so blieb das übliche Geschrei über die vielen unnützen Mäuler, die er zu ernähren habe, nicht aus, — war bessere Zeit, so ward sie durch eine reichere Mahlzeit gefeiert; eine Feier nach des alten Aldinger's Weise, der stumm und schmatzend ungeheure Mengen verschlingen konnte und durch das Buch, das er neben seinem Teller liegen hatte, und in das er zwischen dem Kauen blickte, seinen Kindern das Ruhegebot stets von neuem einschärfte.

Ein Jahr nach der Mutter Tode verschwand die achtzehnjährige Martina, — es war nicht besser damit. Ungehütet, übersehen, wuchsen auch die zwei jüngeren Kinder auf, wie das wilde Gras zwischen den Pflastersteinen, das immer in Gefahr ist, beschmutzt und zertreten zu werden.

Das galt eine Weile für beide, Bube wie Mädchen, aber als der dreizehnjährige Joseph eines Tages ein ausgezeichnetes Zeugnis fürs Rechnen von der Schule heimbrachte, da entdeckte der Vater plötzlich seinen Sohn. Ein Blick, halb der Verwunderung, halb des Wohlgefallens überflog aus den Augen des Mannes den dürren, kleinen, schmalbrüstigen Buben in der engen Jacke, dem der große, schwarzbuschige Kopf mit den schon ganz entwickelten, klugen und energischen Zügen etwas Zwergenhaftes, Unnatürliches verlieh. Seit dem achten Jahre, wo

er schwer an Diphtherie daniedergelegen und der Arzt ihn durch den Luftröhrenschnitt gerettet hatte, war Kopf und Hals sonderbar verdickt, der übrige Körper klein und mager geblieben. Der Arzt behauptete, das sei vom Tragen der Kanüle, ohne die er fast zwei Jahre lang nicht hatte atmen können. Bei der geringsten Erregung färbte sich sein Gesicht purpurn, seine Augen glühten auf und unterliefen mit Blut; stoßweiße, wie aus einem kochenden Kessel und mit lautem Zischen entrang sich der Atem seiner Brust.

Des Vaters erster väterlicher Blick bewirkte solch eine Erregung.

„Wally, Wasser!" schrie der Alte unwillkürlich, zum erstenmal in seinem Leben für ein anderes Leben besorgt.

Aber Joseph konnte nichts schlucken, er wehrte ab, mit einem sichern, lächelnden Ausdruck, der mehr einem willensstarken Manne als einem schwachen Knaben angehörte; und sowie er sich erholt hatte, nahm er seine Bücher heraus und zeigte dem Vater seine neuen Aufgaben; — darauf begann ein stummes, fieberhaftes Arbeiten zu zweien in dem engen, dunklen Stübchen. Kurz nach diesem Vorgang kam Wally herein und flüsterte dem Joseph zu, er müsse in den Hof kommen, Holz hacken helfen. Da antwortete der Vater statt seiner: „Besorg' dein Geschäft allein, der Bub muß seine Ruh haben." Wally starrte den Bruder an, als sei er ein Wundertier geworden. „So, so! der jetzt auch?" murmelte sie und schlüpfte leise hinaus, um das Holz selbst zu hacken. Abends trug sie zwei Finger der linken Hand in einen blutigen Lappen eingebunden. „Bist wieder mal ungeschickt gewesen!" schalt der Vater. Joseph konnte nicht umhin, schadenfroh zu lächeln: „Gleich beim ersten Mal haut sie sich auf die Finger." Wally senkte schuldbewußt ihren dunklen Kopf mit den vollen, heißen Wangen. Sie war jetzt ein großes, starkes Mädchen, der tiefrote, aufgeworfene Mund und die zusammengewachsenen Braunen gaben ihr etwas Leidenschaftliches, Fremdes, aber ihre Stimme war kindlich und ihre Worte einfältig.

„Ich werd's bald besser gewöhnen," sagte sie, „ich bekomm' schon täglich mehr meinen Verstand, — dem Joseph wird eben alles leichter."

„Seht," machte der Vater, mit gerunzelter Stirn von seinem Buch aufblickend.

„Seht!" wiederholte Joseph und runzelte die Stirn wie sein Vater, „was soll das unnötige Geschwätz?"

Da nahm sie mit angehaltenem Atem ihre Näterei her und stichelte emsig und eifrig an dem fernsten Tischeckchen, wohin kaum die Lampe leuchtete, bis es zehn Uhr schlug und sie sich mit einem furchtsamen „Gutnacht", auf das nur ein unverständliches Knurren als Antwort kam, aus der Stube stahl.

Und allmählich gewöhnte sie sich ganz fort, aus der Stube in die kleine Küche, wo sie keinem im Wege war. In einem Kämmerchen daneben stand ihr Bett, — Vater und Sohn füllten die beiden heizbaren Zimmer vollständig aus.

Immer stiller, immer lautloser ward es in diesem Hause, so verlangten es „ihre beiden Herren." Sie waren sich darin ähnlich, trotz aller äußeren Ungleichheit. Schwer und breit mit hängenden, von violettem Geäder durchzogenen

Backen, in nachlässiger Kleidung, mit beschmutztem und zerrissenem Schlafrock, mit offenem Hemd und niedergetretenen Schuhen hockte der Alte in der Sofaecke, mürrisch und giftig wie eine geschwollene Spinne, — weh ihr, wenn sie in seine Nähe geriet! weh ihr, wenn er die Tochter auf dem Hausgang oder in der Küche mit einer Nachbarin oder auch nur mit dem Milchmädel plaudern hörte. Ein donnernder Fußtritt gegen die Thür, daß sie aufsprang, und dann flog, von zorniger Hand geschleudert, den Redenden um die Köpfe, was ihm gerade erreichbar gewesen, die Kohlenschaufel oder das Sofakissen, ja einmal hatte er gar seinen Pantoffel nach ihnen geworfen, so wuchtig, daß er gleich durchs Küchenfenster auf den Hof geflogen war. Joseph war schweigend hinaus gegangen und hatte ihn wiedergeholt und dem schimpfenden Alten unter den Fuß geschoben, und dann hatten die atemlos horchenden Mädchen gehört, daß der Joseph rede und dem Vater seine Heftigkeit vorhalte. Der hatte Kourage! Und wie dünn und schmächtig war er doch gegen ihn; nur der mächtige Kopf mit dem widerspenstigen Haar, unter dem die Augen schwarz und stechend hervorblitzten, — vor dem könne man sich auch beinah fürchten, meinte die Milch-Theres. Der junge Mann war gerade so pünktlich, wie der Alte nachlässig: er duldete kein Stäubchen auf seinem schmalen Röckchen, seine Wäsche sah immer so frisch aus, als sei sie soeben aus dem Kasten genommen; der rote Mützenstreif war seit den Jahren, da er die Kopfbedeckung der Polytechniker trug, nicht um einen Schatten dunkler geworden. Joseph machte Carriere. Sein unverhüllter Ehrgeiz, seine bedeutende Verstandesschärfe und sein mechanisches Geschick hatten ihn den Lehrern der Realschule, die er besuchte, auffällig und lobenswürdig gemacht. Der menschenfreundliche Rektor ging so weit in seinem Interesse für den begabten Schüler, der so tapfer mit seiner körperlichen Schwäche rang, daß er den alten Aldinger besuchte und ihm die Zukunft seines Sohnes warm ans Herz legte. Und der Alte geriet in eine Beweglichkeit, die man nie zuvor an ihm gesehen; er schrieb Briefe über Briefe, und als das nicht half, zog er den fettigen Schlafrock aus, der ihm fast wie eine Haut auf den Leib gewachsen war, und den alten Sonntagsrock an, der lange im Kasten gehangen, bürstete eigenhändig seinen ungeheuren, hohen und breiten Zylinder, ergriff den dicken Ziegenhainer, den er noch aus der Studentenzeit her besaß, und schob und wackelte von einem einflußreichen Manne zum anderen, um dem Joseph einen Freiplatz in der polytechnischen Schule zu erbitten.

Als er nachhause kam, war er so erschöpft von dem ungewohnten Laufen, daß er den Stock in eine Ecke schleuderte, der Zylinder fiel ihm von selber ab, als er sich laut schnaufend an die Wand lehnte und dort zusammenknickte. Er brauchte Tage, um sich zu erholen, aber der Zweck seiner Mühe war erreicht, der Freiplatz für Joseph gesichert. Dieser dankte ihm durch kein Wort, aber durch rastlosen Fleiß; er schuf sich auch einen Erwerbszweig, der ihm ermöglichte, dem schmalen Beutel des Vaters nur wenig zur Last zu fallen. Schon als Bub hatte er physikalische Apparate für den Anschauungsunterricht verfertigt, die bald so gut gelangen, daß er sie an Schulen verkaufen konnte. Er machte unzählige

Thaumatropen mit scheußlichen siebenköpfigen Drachen und spindeldürren Jongleuren bemalt, die in allen Regenbogenfarben glänzten, Menschenaugen von der Größe eines Kinderkopfes, sauber aus Holz geschnitzt und zum Auseinanderlegen, mit grell aufgemalter Iris und einem mehr als fingerdicken Sehnerv, der wie ein halbgesottner Maccaroni aus der schwarzbepinselten Netzhaut hervortrat. Jetzt als Neunzehnjähriger machte er Telephone und Thermometer; sein Ideal war Edison, der Traum seines Lebens: eine große Erfindung.

Eine Zeitlang hatte er auch Nachhilfestunden erteilt, aber da hatte er wenig Glück: seine groteske Erscheinung, seine ungleiche, schrille Stimme, vor allem die Reizbarkeit, die so deutlich in seinem unruhigen Blick und dem zuckenden Mienenspiel sich aussprach, machte ihn zu einem Gegenstand der Furcht für jüngere Kinder. Den Jünglingen aber war er äußerst verhaßt, weil er ihnen in seiner Tüchtigkeit so oft als Muster aufgestellt wurde; sie rächten sich an ihm, indem sie seine Gebrechlichkeit verspotteten, ungesehen weinte auch er seine Thränen der Kränkung und des ohnmächtigen Zornes.

Je häufiger das geschah, um so mehr Ehrerbietung verlangte er von der Schwester und er erreichte das vollkommen. Wally durfte nur in Filzschuhen sein Arbeitszimmer betreten, nur sprechen, wenn er sie anredete. Sie ließ sich's gefallen, denn sie bewunderte ihren Bruder aus Herzensgrunde. Ganz plötzlich war er, der zwei Jahr jüngere, der schwache, kränkliche Bub gewachsen, gestiegen, an ihr vorübergestiegen und stand nun dicht neben dem Vater, während sie in ihrer Dummheit und Niedrigkeit verblieben war und ewig verbleiben würde. Was er that, war ihr ein Rätsel; was ihn freute, sie begriff es nicht. Zuweilen betrachtete sie ihn neugierig, während sie vor dem Ofen kauerte und Feuer anmachte, wie vertieft, wie eingenommen er von seinem Buch, seiner Arbeit war. Dann schüttelte sie leise den Kopf, daß sie's so garnicht wußte, was er wohl mache, und fand es ganz in der Ordnung, daß sie seine Stiefel wichste und jeden Tag seine Hemden wusch und bügelte, damit niemand merkte, wie wenig er habe. Er war ja nicht böse mit ihr, wie der Vater, — er gab ihr sogar manchmal ein Dankwort, — er sah's, wann es nötig war, daß sie ein neues Kleid, eine warme Jacke erhielt, und wenn der Alte knurrte, so kaufte er von seinem Gelde, was sie brauchte, und warf ihr das Paket in den Schoß, wann er heimkam. Es ist wahr, Wally hätte vielleicht etwas Anderes gewählt als diese häßlichen, blauen Schürzen, die ihr bald zu lang und bald zu kurz waren, diese unförmlichen Strohhüte mit den schwarzen Bändern, aber sie war ja schon froh, wenn sich nur überhaupt jemand um sie kümmerte, und so trug sie ihre Magdkleider zufrieden und arglos; das einzige Spiegelchen im Haus hatte derzeit Martina mitgenommen.

Und dann, der Joseph ging doch täglich fort, es war doch nicht das unendliche stumme Dasitzen wie beim Vater! Wie hätte sie aufgeatmet, wenn doch auch der einmal fortgegangen wäre! Aber davon war schon lange keine Rede mehr; seine Augen waren jetzt auch schwach geworden, und er war in unverwüstlich schlechter Laune. Heute wie immer.

Wally hörte eben seine tiefe, brummende Stimme; er zankte mit dem Postboten, der bei ihm drinnen war, denn die Tochter durfte keinen Brief für ihn anrühren. Jetzt trat der Mann wieder heraus, ließ den Strahl seiner kleinen Laterne, die er in der Küche abgestellt, in die Ecke fallen, wo das Mädchen stand, und sagte:

„Dem Herrn Vater geht's auch alleweil schlechter."

„Er kommt eben nimmer hinaus," erwiderte das Mädchen seufzend, hinauskommen und gesund werden bedeutete ihr ein Ding.

„Ich glaub' schon, — man wird ihn, fürcht' ich, bald naustragen", meinte der Mann im Hinausgehen.

Wally starrte ihm erschrocken nach, dann lief sie an das Zimmer, aus dem ihr ein Stöhnen entgegendrang.

„Vater," rief sie ängstlich ins Dunkel hinein, „Sie sind wohl krank?"

Keine Antwort kam, nur lauteres Stöhnen, sie holte die Küchenlampe und leuchtete damit nach dem Vater umher, dessen Kopf hintenübergesunken auf der Sofalehne lag. Aus der weitentblößten Brust drang ununterbrochenes Ächzen, seine Augen waren weit offen, und mit einem zornigen, böswilligen Ausdruck blickte er sie an. Mit zitternden Händen richtete sie seinen Kopf empor, er bewegte die Lippen, konnte aber nicht sprechen. — plötzlich klammerte er sich an die Tischkante und zog sich daran vollständig in die Höhe.

„Ich bringe Wasser," rief Wally hinauseilend, „im Augenblick."

Als sie wieder hereintrat, saß er aufrecht, mit gläsernen Augen; das Wasserglas, das sie ihm reichen wollte, stieß er von sich, so daß ein Teil der Flüssigkeit über den Tisch und seine Bücher lief. Unsicher tastete er danach, sie wegzuziehen. Seine halberloschenen Blicke glühten auf.

„Tolpatsch!" lallte er, „hinaus mit dir! Alles ist voll Rauch — was hast wieder angestellt — man muß ersticken — wü — wü — wüst" — er griff nach seinem Kopf, dann versuchte er, das schon ganz offene Hemd noch weiter aufzureißen.

„Vater, der Rauch ist in Ihren Augen," murmelte Wally zitternd und verwundert über ihn gebeugt.

„Fort!" gurgelte er und schlug mit matter Faust nach ihr.

Da ließ sie die Lampe im Stich und rannte aus der Stube; ihre Anwesenheit reizte ihn immer, das wußte sie ja. Horchend blieb sie auf dem Gang draußen; er murmelte noch immer dieselben Wörter, von dem Dampf, an dem er ersticke — allmählich schwieg er und schien eingeschlafen, rauhe, röchelnde Atemzüge drangen durch die geschlossene Thür.

Wenn nur Joseph käme, dachte Wally, in ihrer Angst öffnete sie ganz geräuschlos die Hausthür und stellte sich auf die Treppenstufe. Es war ein heller, warmer Märztag gewesen, nun fiel ein leichter Sprühregen, doch glitzerten die Sterne durch die laue Nacht, und ein unbestimmter, süßlicher Geruch nach moderndem, gährendem Laube kam zuweilen heraufgeweht vom Ende der Straße. Dort begann Feld und Wiese, und der sonst schwarze Himmel zeigte noch eine bleiche

Stelle, wo die Sonne versunken war. Wally's Augen spähten straßab und auf, — dann lief sie wieder an ihres Vaters Thür, um zu horchen, hineinzugehen getraute sie sich nicht, er hatte so gräßliche Augen gemacht vorhin. Wenn doch Joseph käme! Aber er kam nicht, und sie stand wieder vor der Hausthür, die Arme übereinandergeschlagen, den Mund halb offen, dem feuchten Winde entgegen, der sie mit seinen Tropfen übertaute, wie eine schmachtende Blume. Ach das Freie! das Freie! Ein wilder, fremder Drang erwachte plötzlich in ihr: weg! fort! hinaus! weglaufen! heute Nacht, diesen Augenblick, wo der Bruder nicht da ist und der Vater schläft! Immer dem Westwind entgegen, laufen, laufen, mit flatternden Kleidern, schnell, schnell die Straße hinunter, dann um die Ecke, über die Wiese, aufs Feld, wie ein Vogel fliegt. Sie that einen Sprung über die niedrigen Stufen hinab, und dann begann sie zu rennen, mit fliegendem Atem, mit klopfender Brust, in so mächtigem Wohlgefühl, daß sie einen lauten Jubelruf ausstoßen mußte, unwillkürlich.

Da faßte eine Hand sie am Arm, fest, doch nicht schmerzend, wie der Vater oder der Bruder sie anpackte, wenn sie etwas versehn.

„Schönes Kind, wohin?" fragte eine scherzende Stimme, und ein freundliches Gesicht beugte sich zu ihr nieder.

Das Mädchen stand, wie an den Boden gewachsen, regte kein Glied, nur ihr Atem flog hörbar.

„Wohin?" fragte es noch einmal.

„Weiß nicht", murmelte sie. Die fremde Hand hatte ihren Arm fahren lassen; in Verwunderung bog sich das bärtige, hübsche Antlitz noch tiefer, um in ihre Augen zu sehn. Der volle Strahl der Straßenlaterne fiel mit hinein und erhellte dies sonderbare, wilde, unbewußte Gesicht, mit der niederen Stirn, den zusammengewachsenen Brauen und den trotzigen, schwellenden Lippen.

„Alle Wetter!" rief der Mann und trat zurück; dann aber, sich rasch besinnend, hielt er sie am Kleide fest: „Da draußen ist ja nichts als Nacht und Nebel", sagte er wie zu einem Kinde redend, „dorthin können Sie doch nicht wollen?"

Sie nickte heftig, aber die Spannungskraft schien von ihr gewichen, — sie machte keinen Versuch, weiter zu laufen, wendete sich vielmehr mechanisch mit dem Fremden zur Umkehr. Freilich verwandte er dabei seine Blicke keinen Augenblick von den ihren, wie gezogen, willenlos folgte sie ihm, während in ihren Kleidern — in ihrem Körper die rasche Bewegung noch zu arbeiten schien, daß es ihm war, als flattere da ein großer, gefangener Vogel an seiner Seite. Er redete ihr zu: „Warum wollten Sie dorthin?

„Mein Vater ist krank", stieß sie mit rauher Stimme hervor.

„Und dort hinten wohnt ein Arzt."

„Nein, er will keinen."

„Aber Kind, wenn Sie nicht zum Arzt liefen, — wohin dann?"

Sie gab keine Antwort, aber sie seufzte angstvoll.

Die Stimme des Mannes wurde teilnehmender.

„Sind Sie so traurig? sind Sie sehr in Sorge?“ forschte er.

„Nein.“

Er blieb stehen und musterte sie wieder scharf, dann gingen sie weiter.

„Wer ist in Ihrer Abwesenheit beim Vater?“

„Niemand.“

„Und er ist krank — Sie lassen ihn allein?“ rief der Fremde, „das ist aber sehr unrecht!“

Das Mädchen schwieg.

„Sind Sie so leichtsinnig?“ fuhr er strafend fort, „Sie sehen nicht danach aus! — wenn er nun stürbe in Ihrer Abwesenheit? O Kind, wie haben Sie sich vergessen! Schnell, laufen Sie nachhause! Wo wohnen Sie?“

„Hier“, sagte Wally, von Kopf zu Füßen bebend; sie standen unweit ihrer Hausthür.

„Also dort? Soll ich mit Ihnen gehn? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Nein! nein!“ stammelte das Mädchen abwehrend, zugleich aber brach ein so feuriger Dankesstrahl aus ihren dunklen Augen, daß der Mann unwillkürlich eine ihrer vorgestreckten Hände ergriff und sie zu sich heranzog.

„Wie heißen Sie, Kind?“

„Wally Aldinger.“

„Wenn Ihr Vater gesund ist, wollen Sie mir Modell stehen?“

„Was ist das, Modell?“

„Sie werden schon sehen, — etwas sehr Leichtes, Einfaches in diesem Fall, — Ihr Kopf ist wie geschaffen dazu — wollen Sie?“

Und als sie zögerte, weil sie offenbar nicht begriff, um was er sie bat, setzte er mit scherzendem Ton hinzu: „Sie wissen wohl noch garnicht, wie schön Sie sind.“

Wally's Gesicht blühte auf wie eine Rose, „danke“ stotterte sie verwirrt und wollte ins Haus springen.

„Halt! welche Hausnummer ist dies? ich komme wieder vor.“

„Siebenunddreißig! aber hereinkommen dürfen Sie nicht — Vater —“

„Gut, gut; also hier vor der Thür, um dieselbe Zeit, sagen wir übermorgen 7 Uhr! Gute Nacht, Wally!“ Er warf in übermütiger Laune ihre Hand in die Luft und fing sie wieder, — plötzlich zuckte das Mädchen zusammen, trat dicht an ihn heran und dann eilig hinweg: „da ist der Bruder!“ flüsterte sie.

Der Maler sah aus ihrer Totenblässe, wie erschrocken sie war, — aber gerade mit diesem Ausdruck schien sie so ungewöhnlich, daß sein menschliches Interesse verschwand unter entzückter Bewunderung, und daß er nichts denken konnte, als, wie vortrefflich dies dumpfleidenschaftliche und zugleich schöne Geschöpf sich zu seiner „Kindesmörderin“ eigne.

„Vergessen Sie nicht! übermorgen!“ rief er ihr noch dringend und laut nach, während sie mit scheuer Eile dem Bruder entgegentrat.

Joseph stand in der Hausthür, wie vorher sie, barhaupt, die Straße hinabspähend. Bei den Worten „Vergessen Sie nicht,“ hatte Wally ihn schon erreicht,

doch sah er sie erst, als sie an ihm vorüber ins Haus schlüpfen wollte. Starr und drohend war sein Gesicht, es stand irgend etwas Schreckliches dort geschrieben, das Wally nicht lesen konnte, — dennoch empfand sie jetzt keine Furcht mehr vor ihm. Mit seltsam gebrochener Stimme sprach er sie an: „Was heißt das? Was treibst du dich draußen umher? Weißt du, was geschehen ist? weißt du's? da komm! da sieh!" Er riß sie in die Stube, wo noch immer nur die trübe, kleine Küchenlampe flackerte.

„Da! da! sieh, was du gethan hast?" keuchte er und deutete auf das Sofa, auf dem lang hingebettet mit vorgestrecktem Kinn und offenem Munde der alte Rechenmeister lag. Aber er fluchte und stöhnte nicht mehr, ganz stille lag er, und er hatte so einen schmerzhaften, scharfen Zug im Gesicht, aus dem sonst aller Grimm, alle Verbitterung geschwunden war. Der Vater sah besser, edler aus, als sie ihn je gesehen, und doch schlug Wally die Hände vors Gesicht und trat, von Grauen geschüttelt, rückwärts.

„Ist er — tot?" flüsterte sie.

Joseph antwortete nicht; er stand zu Füßen des Leichnams und blickte unverwandt, in düsterem Brüten in das leblose Antlitz, das allmählich verblich, während der dunkelblaue Streif am linken Schlaf herunter immer schwärzer hervortrat.

Wally blinzelte durch die Finger nach dem Toten; plötzlich spielte der zuckende Lampenschein so wunderlich über seine Züge. —

„Jesses!" schrie sie, auf einen Stuhl fallend, „er wird doch nicht wieder aufleben?"

— Da brach Joseph aus, indem er auf sie zufuhr: „Wegzulaufen! heut Abend! bei seinen letzten Atemzügen! sag', was bist du eigentlich? du — du —"

Und mit erhobner Hand drang er auf sie ein, aber sie hatte wieder ihr Gesicht verdeckt und antwortete nicht.

„Sag', was du bist!" schrie er ohne recht zu wissen, was er sagte, „sag', wo du dich herumgetrieben hast!" und er zog ihr die Hände vom Gesicht.

Da setzte sie sich aufrecht, in Wehrzustand, sah ihn trotzig an und sagte leise: „Weglaufen wollt' ich."

„Heute? heut Abend? wohin?" er schrie so, daß sein Gesicht anschwoll und ein krampfhaftes Husten ihn unterbrach.

„Weiß nicht. Weg."

Eine Zeitlang verharrte er sprachlos; dann warf er einen Blick auf das Sofa hinüber, und als thue er's dem stillen Manne dort zu lieb, dämpfte er seinen Zorn und begann in ruhigerem Ton:

„Jetzt ist kein Grund mehr da, — jetzt wirst solche Einfälle unterwegs lassen."

„Ja," erwiderte Wally nun auch zutraulicher, „jetzt könnt' ich in Dienst gehn, Joseph."

Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Was fällt denn dir ein? Meine Schwester geht in keinen Dienst, die findet schon bei mir zu essen.“

„Ich möcht' aber doch.“

Mit argwöhnischen Blicken musterte er sie, aber sie hielt es ruhig aus; sie kam ihm selbständiger, freier vor als je, wie sie so dastand, mit zurückgeworfenem Kopf, die Augen weit offen, daß über dem dunkeln Apfel noch das Weiß schimmerte, die Nüstern gebläht, den Mund nur halb geschlossen, als habe sie eben einen großen Atemzug gethan.

„Wer war der Mann da draußen,“ rief Joseph unerwartet.

Sie blinzelte etwas, dann antwortete sie ihr gewöhnliches: „Weiß nicht.“

„Also irgend ein frecher Kerl, der mit dir anbinden wollte?“

„Nein,“ sie sah ihn halb an und lächelte vor sich hin.

Da übermannte es ihn, alles Blut drang ihm zum Hirn.

„Wirst du dein Maul aufthun oder nicht?“ schrie er keuchend und rüttelte sie hart an der Schulter. Aber nun erschien auf ihrem Gesichte ein wilder Trotz.

„So,“ rief sie, „ich seh schon, jetzt willst du mir den ganzen Tag Grobheiten machen wie früher der da!“ Sie deutete halb mit dem Finger, zog ihn aber gleich wieder zurück, als sie des Bruders empörte Miene sah, und fügte unsicher hinzu:

„Warum soll ich nicht auch meine Freiheit haben?“

„Weil du dumm bist und nicht denken kannst; Leute mit schwachem Kopfe wie du, auf die muß einer acht geben, der gescheiter ist!“ schrie er grob.

„Und der Herr hat gesagt, mein Kopf wäre wie geschaffen dazu!“ wandte sie selbstbewußt ein.

„Was hast du mit ihm? jetzt sagst du's auf der Stell'!“ er schüttelte sie, daß sie schwankte und sich an dem Tisch halten mußte.

„Ich soll ihm Modell stehn,“ hat er gesagt, „was ist das?“

Tiefes Rot überzog ihr Gesicht, und sie schlug die Augen nieder.

„Warum wirst denn rot, wann's nicht weißt?“ höhnte der Bruder.

Sie brach in Thränen aus: „Ich bin so gar dumm, versteh' nicht, was die Leut' reden.“

Das klang so aufrichtig. Joseph besänftigte sich. Er faßte sogar nach ihrer Hand:

„Nein, Wally, Modell stehn, das ist nichts für dich, das ging' dir an die Ehr'.“

„O, das glaub' ich doch nit,“ sagte sie mit einem dämmernden, verklärten Blick ins Leere, während sie ihre Hand zurückzog, „nach so was hat er nit her-g'schaut.“

„Er hat dir wohl schön gethan, dir den Kopf zu verdrehen!“

„Hat mir denn je eins von euch ein gutes Wort 'geben?“ sie weinte wieder. „Meine Freiheit möcht ich halt, und gehe, wo ich mag,“ bat sie nun flehend, „vielleicht giebt's noch mehr so dumme wie ich, und wir finden uns z'sammen; du kannst mir nichts abgeben von deiner Klugheit, und ich möcht halt einen“ — sie riß an ihrer Schürze mit gesenktem Kopf.

„Du möchtest 'nen Schatz haben, glaub' ich!" rief Joseph verächtlich, wegwerfend.

Wally nickte mit dem Kopf.

„Schau, übermorgen kommt er wieder her, da geh ich hinaus zu ihm." —

„Übermorgen ist deines Vaters Begräbnis," rief er, sie wegstoßend, „in deine Kammer, Dirne!"

Er trieb sie vor sich her in ihre Schlafkammer, riß den innen steckenden Schlüssel an sich und schloß sie ein. Dann ging er zum Arzt, damit der morgen früh komme, den Totenschein zu schreiben. —

Am Morgen schien Wally, da er sie aus ihrem Gefängnis entließ, beschämt und gebrochen. Sie murmelte ein scheues „Guten Tag", besorgte das Frühstück und brachte es ihrem Bruder, in das zweite Zimmer, wo er bisher mit dem Vater geschlafen; dann wollte sie sich wie gewöhnlich zurückziehn; sie verzehrte schon seit Jahren ihre Mahlzeiten in der Küche, um dem Vater so wenig wie möglich unter die Augen zu kommen.

Joseph rief sie zurück.

„Setz dich mit her, trink deinen Kaffee hier," sagte er, „du thust immer wie eine Dienstmagd."

„Draußen bin ich für mich," murrte sie.

„Komm," er streckte ihr die Hand hin, „jetzt sind wir allein übrig, jetzt essen und trinken wir mitsammen."

Sie holte gehorsam ihre Tasse und setzte sich mit an den Tisch.

„Ich hab's mir heut Nacht überlegt, Wally," sagte er in seiner bewußten herrischen Weise. —

Erwartungsvoll hob sie die Augen: „daß ich in Dienst darf?"

„Nein, das nun mal nicht," rief er, auf den Tisch schlagend, „wie paßt sich das für meine Schwester? Ich werd's nicht machen, wie der Alte, mein Lebenlang im Winkel hocken und nichts von meiner Arbeit haben. Ich will hinauf! Will meinen Weg machen! Jeder sagt, daß ich's Zeug dazu habe! Vom ersten ab, also von morgen bin ich als Hilfslehrer im Polytechnikum angestellt! Mit der Nachricht kam ich gestern heim und fand den Alten" — Eine Wolke flog über seine Augen, eine ganz ungewohnte feuchte Verschleierung.

Als kein Zeichen der Freude oder nur der Teilnahme von der Schwester kam, fuhr er in kälterem Ton fort: „Dir ist das eins, leider. Was weißt du von Ehrgeiz!" Er lachte kurz auf und streifte sie mit einem spöttischen Blick. „Ja, mein Gott, wärest du allein, du könntest ja thun, was du wolltest, so aber, als meine Schwester," — er betonte das meine und sah sie fest, beinah drohend an, — „geht das eben nicht. Wenn du dich schlecht hältst, auf mich fällt der Klatsch. Also schau zu!"

Und als Wally trotzig die Lippen verzog: „Ich bin nicht wie der Alte! Was hat er die Martina nicht totgeschlagen?"

Das Mädchen fuhr zusammen; sie stand hastig auf und stellte die Tassen ineinander.

„Ich möcht' vielleicht in eine Stell', wo kleine Kinder sind, da wär' ich froh!" sagte sie weinerlich.

„Und wo wär' da deine Freiheit?" „Alle zwei Wochen hat man doch seinen Ausgang."

„Heiliger Gott, wie armselig!" schrie er auf, und eine Art von Mitleid kam in sein entschlossenes Gesicht; aber es verging wie ein flüchtiger Sonnenblick, und vorwurfsvoll fuhr er fort: „Anderer Leut' Kinder hüten! — dafür sollt' dein Bruder eine fremde Person ins Haus nehmen? Denkst denn nur an dich?" Er blickte auf die alten Möbel umher: „Alles verkaufen? gelt, das meinst; ja aber, zu was denn? Man braucht ja doch Bett und Kasten und was weiß ich, und sie zahlen ja nichts für so alte Sach', das hast doch auch schon gehört."

Wally nickte ein wenig, das gab ihm neue Zuversicht: „Wally", sagte er, so freundlich er's vermochte, „wir halten jetzt Haus zusammen, gelt du? ich bin's so gewöhnt mit dir, du bist still und störst mich nicht und sorgst für mich, wie du kannst, alles weißt, was mir gutschmeckt, und wer sollt meine Hemden so bügeln wie du?" Seine Stimme wurde weich: „Du bleibst bei mir, Wally, gelt? sag' ja!" Wally seufzte laut; die Tassen klirrten in ihren Händen; „ja" flüsterte sie zögernd.

„So ist's versprochen?" er wollte ihre Hand erfassen, aber statt dessen stieß er an eine der Tassen, die sie trug, daß sie hellklirrend zu Boden fiel und zerbrach.

„Was nimmst auch alles auf einmal," rief er, — „'s ist schon wahr: der faule Esel schleppt sich auf einmal zu Tod, — jetzt sieh nur zu, daß keine Splitter liegen bleiben!" Und grämlich wandte er ihr den Rücken und begab sich an sein Buch zurück, das aufgeschlagen auf dem Fenstersims lag. —

Das Begräbnis war vorüber, und die Geschwister waren schon wieder daheim.

Joseph fühlte sich gehoben. Alle jüngeren Lehrer des Polytechnikums hatten ihm kondoliert; etwa ein halbes Dutzend war sogar persönlich im Trauerhause erschienen, um vom Begräbniswein zu nippen und ihm mit stummem Händedruck und betrübtem Kopfschütteln ihr Beileid auszusprechen. Er wußte es ja: sie kamen alle nur seinetwegen. Was ging sie der tote Alte an, der wie ein Dachs in seiner Höhle gehaust hatte! Als auch sein ehemaliger Rektor erschien, verbeugte er sich zwar in tiefer Demut, aber ihm klopfte das Herz vor stolzer Befriedigung. Der Rektor hatte einen gebrochenen Sohn aufrichten zu müssen geglaubt, jetzt gab es nur die männliche Fassung zu bewundern, mit der dieser Verwaiste sein Schicksal ertrug. Dann sprach ihm der menschenfreundliche, leicht begeisterte alte Lehrer von seiner Freude an ihm, — wie ehrenvoll und tüchtig sein Streben sei und wie würdig des Erfolges. Er umspannte mit seiner kleinen, hageren Hand die plumpe Tatze des jungen Schülers, die eine im Polytechnikum schon berühmt gewordene Kraft und Sicherheit besaß, und sagte prophetisch: „Mit dieser Hand werden Sie sich Ihr Schicksal bauen, und wenn meine Hoffnungen nicht trügen, wird es ein glänzendes sein." Er sah ihn gerührt an, so daß Joseph die Augen wegwenden mußte; noch jetzt, in der Erinnerung fühlte der junge Mann, wie es ihm dabei warm übers Herz gelaufen war. Und dann ganz

plötzlich hatte der Rektor gefragt: „Sie hatten doch auch eine Schwester, nicht wahr", und suchend hatte er umhergeblickt. Da war er recht in Verlegenheit gekommen, denn er hatte dem Herrn Rektor nicht sagen können, daß seine Schwester sich in der Küche aufhalte mit Vorliebe, wie eine Magd. Der Rektor aber hatte sich selbst geantwortet, daß das junge Mädchen durch den Verlust des Vaters zu tief getroffen sei, um auf den Zuspruch eines Fremden hören zu können. Wie die Worte den Sohn getroffen hatten, wie mühsam er ein bitt'res Lächeln unterdrückt! Und dann hatte der Rektor sein bartloses, bewegliches Gesichtchen seinem Ohr genähert und ihn teilnahmsvoll gefragt: „Ist denn irgendwie für die Zukunft dieser Schwester gesorgt?" und leise die Hände aneinander reibend, hatte er geflüstert: „Sie seh'n, ich rede als väterlicher Freund mit Ihnen, sprechen Sie ganz offen!" Und da war der stolze Augenblick gekommen, wo Joseph mit bescheidener Betonung gesprochen: „Sie sind unendlich gütig, Herr Rektor, — nein, es ist kein Pfennig vorhanden, außer dem, was ich verdiene, aber meine Schwester bleibt bei mir, es muß und wird reichen für uns beide!" Und wie der alte Lehrer da gerufen, zu laut fast für die Gelegenheit: „Bravo! bravo! junger Mann! Sie haben nicht bloß Talent, Sie haben auch Charakter, Sie haben auch Herz! Joseph, — ich kann einen Schüler wie Dich nicht Sie nennen, obwohl Du der Gesinnung nach wohl verdienst, ein Mann zu heißen! Joseph, es ist mir eine Genugthuung, daß Du mein Schüler gewesen bist!"

Joseph genoß diese Worte noch einmal in der Erinnerung, kostete sie gleichsam auf der Zunge wie einen seltenen, berauschenden Trank, und dabei stand beständig das Bild des von Bewegung schnüffelnden und mit seinem Taschentuch hantierenden alten Mannes vor seinem Auge. Nachher dann, als Wally mit dem Gläserbrett zur Thür hereingekommen, hatte der Rektor sie so nachdenklich und befremdet gemustert, — was er nur an ihr geseh'n? — und war dann hinter Joseph gestanden, um ihm zuzuflüstern: „Ist sie das? Nun, da gratuliere ich, die sieht ja aus wie jener antike Kopf einer —"

In dem Augenblick waren die Priester mit Fahne und Rauchfaß erschienen, und Joseph hatte nicht erfahren, welcher Antike seine Schwester ähnlich sehe. Die Behauptung erschien ihm unbeschreiblich lächerlich: wenn jetzt der Rektor wüßte, daß sie sich sehnt, eine Dienstmagd zu werden, dachte er, noch jetzt vor peinlicher Beschämung errötend.

Wally ging ruhigen Gesichts umher. Die traurigen Zurüstungen, die letzte Zeremonie hatten ihr, so schien es, kaum einen Eindruck gemacht. So sonderbar stumpf nach außen war sie bisher doch nicht gewesen, aber bequem war sie ihm nun einmal in ihrer lautlosen Sorglichkeit, das gestand er gern. Wovon sollten sie auch mitsammen reden? Und wie sollte sie den Vater betrauern, dessen Bedeutung sie nie verstanden? Man mußte gerecht sein.

Sie hatten zu Nacht gespeist, an einem Tisch, wie Joseph es verlangte, ohne ein Wort zu teilen, denn er hatte seine Bücher und Blätter neben dem Maßkrug liegen und arbeitete mit Zirkel und Winkelmaß.

Mitten unter dem Begräbnis heut waren ihm einige fruchtbare Gedanken gekommen, und er vergaß darüber Essen und Trinken, wie vielmehr das Reden.

Als die Schwester das Geschirr abtrug, sah er zerstreut auf; „komm wieder herein, wann du abgewaschen hast," dann versank er aufs neue.

Endlich gab es eine Pause, da war ein Halt, eine Mauer, über die er nicht hinweg konnte; in diesem Augenblick schlug die Schwarzwälderin neben dem Ofen neun Uhr. Er blickte sich um; war nicht etwas anders, als es sein sollte? Richtig ja, ihn fröstelte, das Feuer war ausgegangen! „Wally", rief er, da fiel es ihm erst ein: Wally war ja doch nicht wieder hereingekommen. Er runzelte ärgerlich die Stirn. „Dienstbotenseele!" brummte er. Dann rief er: „Wally!" ein, zwei, dreimal. Vielleicht ist sie schon schlafen gegangen? Er sprang auf und öffnete die Thür; draußen war alles dunkel. Er tappte durch die Küche und klopfte an ihre Kammerthür: „Wally!" Plötzlich fühlte er über den Gang her einen scharfen Luftzug und hörte die Thür knarren. Wie ein Blitz durchfuhr es ihn: Heut ist — übermorgen! Er eilte an die Hausthür und schaute planlos, die Lippe beißend, in die kalte, sternenlose Nacht. Da lief es plötzlich von der anderen Seite gegen ihn an, prallte aber mit einem Aufschrei zurück. Wally! Sofort packte er sie an den Armen:

„Woher kommst du?"

„Von ihm!" rief sie hocherregt, indem sie sich loszumachen suchte, „laß mich! ich will nur meine Sach' holen" —

Sie drängte mit fliegender Brust gegen ihn, wie ein warmer Frühlingswind ging ihr Atem über sein Gesicht, die Augen hatten einen gespannten, seltsamen Ausdruck, nichts von Furcht und Unsicherheit war in ihren Zügen.

Josephs Hände hielten wie Eisenklammern: „Wohin?"

„Ich geh zu ihm! ich hab's ihm versprochen, nur mein' Sach' will ich!" — sie sprach frei und fest wie ein ebenbürtiger Mensch. Aber das entflammte ihn zu doppelter Wut.

„Nie und nimmermehr!" schrie er und schlug mit einem jähen Handgriff die Hausthür zu, während er das Mädchen gegen die Stube zu drängen suchte. Sie wehrte sich, sie rang mit ihm in Verzweiflung, aber der Gang war klein und dunkel, und endlich hatte er mit dem Fuß die Stubenthür aufgetreten und sie stolperten beide über die Schwelle in den erhellten Raum. Das plötzliche Licht blendete das Mädchen, es ermattete in seinem Widerstand.

„Nie und nimmermehr!" schrie Joseph mit zischender Stimme, „ich leid's nicht, daß du mich in Schande bringst!"

„Und ich sag dir's: lieber tot als wieder da herein!" rief sie laut, sich an den Thürpfosten klammernd, und dann — mit einem unerwarteten Sprung stürzte sie sich auf ihn und umstrickte ihn eng mit ihren kräftigen Armen.

„Weißt's doch von früher, wer stärker ist!" höhnte sie, „laßt mich jetzt gehn?" Und als er sein keuchendes „Nein," rief, drückte sie ihn fest auf einen Stuhl: „So da bleibst! und hören sollst's; so wahr ich hier steh, ich thu' doch, was ich will!"

Ohnmächtige Thränen der Wut blitzten in seinen Augen, seine Hand griff mit irrem Zucken auf dem Tische neben ihm umher. Sie hielt ihn noch umspannt.

„So wahr ich hier von dir schmählich mißhandelt worden bin", ächzte er, „hinausgehn wirst du nicht!"

Mit der letzten Kraft sprang er empor. „Gleich tot hinfallen will ich, wenn ich's nicht thu'!" schrie Wally; da blitzte es hellauf in seiner Hand, und mit einem gellenden Aufschrei taumelte sie rückwärts und faßte nach der Brust: Joseph hatte ihr den Zirkel ins Herz gestoßen.

„Jesses, ich muß sterben!" schrie sie leidenschaftlich, „Joseph, sag's ihm, daß ich nicht hab' kommen können!"

Sie stürzte zu Boden und wälzte sich im Todeskampf: „Lauf! lauf weg!" stöhnte sie mit erlöschender Stimme, „Joseph, jetzt hab' ich dich ins Unglück gebracht!"

Unfähig, ein Glied zu rühren, in jedem Nerv erstarrt, hatte der Jüngling gestanden, hatte dann vor dem grauenhaft verwandelten Gesichte die Fäuste in die Augen gepreßt. Jetzt beugte er sich nieder, berührte ihren Arm. „Wally, Wally! es ist nicht wahr! Sprich doch Wally!" Aber sie sprach nicht mehr, sie zerbiß sich die Lippen im letzten Krampf, nur einmal noch erhob sie schwach die Hand, als deute sie nach der Thür.

Da übermannte ihn ungeheures Entsetzen. Sein Haar sträubte sich, seine Zähne schlugen aneinander, er wollte die Stube verlassen, wo sich alles mit ihm drehte, da fiel er den Nachbarn in die Arme, die Geschrei und Lärm gehört hatten und fragen wollten, ob doch kein Unglück geschehen sei.

„Ich habe meine Schwester erstochen," erwiderte er ihnen mit starrem Gesicht, das sich auch nicht bewegte, als die Nachbarinnen mit jammerndem Geschrei die Leiche am Boden erblickten und ihn mit Verwünschungen und geballten Fäusten umringten.

„Um Gotteswillen, warum?" fragten die Leute.

Er zuckte die Achseln. „Ein Zank, eine Kleinigkeit, — ich wollte sie nicht töten;" aber man glaubte seinen leise gemurmelten Worten nicht, — aus seinem verstörten Gesicht sprach keine Reue, nichts als Entschlossenheit, auch nach der That.

Er ließ sich ohne Widerstand verhaften und abführen; mit einem langen eindringlichen Blick nahm er Abschied von dem Zimmer, das voll war von seinen Büchern, seinen Instrumenten. Als er das Gesicht wieder umkehrte, sprang er plötzlich zurück und taumelte; einer der Beamten hatte das Mordwerkzeug, den blutigen Zirkel, vom Boden aufgehoben, hielt ihn dem Unseligen vor die Augen. Ein stummes Nicken, ein tiefer Seufzer bekannte: ja, mit diesem. Vor der Thür ward er ohnmächtig, und es kostete Mühe, ihn vor dem empörten Volk, das zusammengelaufen war, zu schützen und in den Wagen zu heben. Die ganze Nacht durchwogte es von Neugierigen in der Straße, vor dem Hause, wo die That geschehn, obgleich nach der Entfernung der Leiche keine Spur blieb; das Mädchen

war innerlich verblutet; der Arzt bezeugte, nie einen so sicher tötenden Stoß gesehen zu haben.

Am anderen Morgen gab es ein Extrablatt. Die Rektorin schickte schnell das Dienstmädchen, es heraufzuholen, hier an den Kaffeetisch. Es hatte nach Mord oder Doppelmord geklungen.

„Ja, aber um Himmelswillen, Mann!“ stieß sie aus, als sie hinein geblickt, — „was ist denn das? ist das nicht — aber das wäre doch unbegreiflich fürchterlich!“

Unbegreiflich fürchterlich, aber dennoch geschehen: der talent- und charaktervolle Joseph Aldinger, der Lieblingsschüler des alten Rektors, hatte gestern Nacht seine Schwester ermordet und war heut früh im Gefängnis tot aufgefunden worden mit einer klaffenden Halswunde, wie der Bericht besagte.

Der alte Lehrer war so geschüttelt von Entsetzen, Kummer und Mitleid, daß er keinen Bissen genießen, ja nicht einmal in die Schule gehen konnte. Auf dem Sofa sitzend neben seiner guten Frau, die ängstlich den Arm um ihn geschlungen, durchsprach er wieder und wieder die schreckliche Nachricht.

„Und gerade gestern hat er mir so gut gefallen,“ jammerte er, „wenn du gehört hättest, mit welcher Freudigkeit er für seine Schwester zu sorgen versprach; ich bin überzeugt, er meinte, was er sagte!“

„Hochfahrend war er und ehrgeizig,“ sagte die Frau nachdenklich, „und wieviel gehörte dazu, bis man den ersten Eindruck überwunden hatte, — mir war er immer schrecklich.“

„O Clementine! — Aber vielleicht — vielleicht hast du recht — ach wie wenig thut die Schule — wie wenig hab' ich geleistet! wenn ich denke, daß mein ganzes Leben — und nun passiert mir das mit einem Jüngling —“

Er war ganz zerschmettert.

„Kein Seelenband ist da! Wir durchschauen sie nicht! Ach, wenn ich heute von vorn anfangen könnte!“

Die Frau strich ihm beruhigend über das dünne, graue Haar.

„Ja, wer weiß, was da gespielt hat! vielleicht war die Schwester Schuld an allem.“

Einen Augenblick schien der Rektor diese Lösung aufgreifen zu wollen, dann aber schüttelte er sinnend den Kopf:

„Ich möchte, daß du Recht hättest, aber wenn du dieses Mädchen gesehen — ich sage dir, Clementine, eine Schönheit! eine saftige, echte, keine so moderne mit Simpelfransen; ich hatte sofort den Eindruck: halt, hier ist ein Wesen aus einem Guß! — Es giebt hier in der Sammlung einen antiken Kopf, römisch, aus guter Zeit, „Kopf einer Barbarin“ ist er betitelt“ —

„Ach sieh, da steht ja noch eine Notiz,“ unterbrach ihn die Frau, — „sieh doch Karl! Ein Maler hat das sonderbare Ersuchen gestellt, die Ermordete noch in aller Geschwindigkeit malen zu dürfen; die Polizei hat dies als unstatthaft abgewiesen.“ Nun, das find' ich in der Ordnung! so ein Herr sollte Respekt haben vor dem Unglück und dem Tode,“ sagte die Frau auftrumpfend.

„Aber liebe Clementine, bedenke; die Kunst! Sollte nicht vor der die Polizei Respekt haben? Was sollte uns trösten über alle Rätsel und Sünden, wenn wir die Kunst nicht hätten!“ Seine Augen schimmerten feucht, schweigend blickten die Gatten einander an. Dann ließ er den Kopf sinken und seufzte: „Ach wie sind wir oberflächlich! oberflächlich!“

Warum es auf hohen Bergen kalt ist.

Von

J. Hann in Wien.

Wer hat sich nicht schon an heißen Sommertagen aus der drückenden Luft der Niederungen nach der erquickenden Frische der Hochgebirgsthäler gesehnt! Mit welchem Wohlgefühle atmet der Glückliche, dem es vergönnt ist, diese Sehnsucht befriedigen zu können, die vom nahen Schnee des Hochgebirges gekühlten Lüfte, welche dem ermatteten Körper seine Spannkraft, der gelähmten geistigen Thätigkeit ihre Flügel wiedergeben. Mit fast sündhaftem Behagen liest der der Hitze Entronnene in den Tagesblättern die Berichte über die enormen Wärmegrade, unter welchen seine Mitmenschen drunten seufzen und schwitzen.

Während in unserem Klima eine solche „Sommerfrische“ im Gebirge, wenn auch kräftigend und heilsam, doch, für den Gesunden wenigstens, kein absolutes hygienisches Erfordernis ist, verhält es sich anders bei den Europäern, die gezwungen sind, in tropischen Ländern längeren Aufenthalt zu nehmen. Da werden die Berg-Sanatorien zu einem notwendigen Zufluchtsort während der heißesten oder drückendsten Jahreszeit, wenn nicht der Körper in kurzer Frist so siech werden soll, daß nur die Rückkehr in ein gemäßigtes Klima ihn am Leben erhalten kann.

Giebt es aber nicht auch in hohen Breiten ewiges Eis und kühle Sommerlüfte? Gewiß, und man hat in der That schon Spitzbergen als einen geeigneten Sommerfrischort bestens anempfohlen. Die klimatischen Verhältnisse würden während der Hochsommer-Monate Juli und August auch wenig zu wünschen übrig lassen, vor allem ist die große Gleichmäßigkeit der Temperatur ein sehr günstiger klimatischer Faktor. Die Reinheit der Luft, die Abwesenheit schädlicher Keime ist größer als selbst im Hochgebirge. Dagegen viel Nebel, eine tiefstehende, matte Sonne, wenig Grün, geschweige denn ein Wald, dagegen wieder manche neue Wunder des Himmels, der Erde und des Meeres.

Aber wohl nur der seetüchtige, glückliche Besitzer einer Dampfjacht, namentlich wenn er ein Bewohner des meerbeherrschenden Inselreiches ist, mag bei beginnender Hundstagshitze es bei sich überlegen, ob er seine Sommerfrische jenseits des Polarkreises oder auf den Höhen des Gebirges aufsuchen soll. Für die überhaupt viel mehr seßhaften Bewohner Mittel-Europas bleibt eine solche Alternative so gut wie ausgeschlossen. Wir finden die Sommerkühle viel rascher und bequemer,

wenn wir einige hundert Meter im Gebirge hinauffsteigen, als wenn wir dieselbe unter höheren Breiten aufsuchen wollten.

Um wie viel näher wir die Sommer-Kühle bei vertikaler Erhebung über uns haben als in horizontaler Richtung nach Norden hin vor uns, das ist eigentlich eine höchst auffallende Thatsache, obgleich nur wenige eine klare Vorstellung davon haben.

Der mittlere Teil der Inselgruppen von Spitzbergen hat unter 78° Nördl. Breite eine Julitemperatur von 5°, der äußerste Norden Europas unter 71° Breite von 9—10° (Nordkap, Hammerfest), das mittlere Deutschland (unter circa 50° Nördl. Breite und im Meeresniveau gedacht) von 20° C. Die direkte Entfernung von da zu den erst genannten Örtlichkeiten beträgt in runden Zahlen 3100 und 2300 km. Man muß demnach durchschnittlich 200 km direkt nach Norden reisen, um eine Abnahme der mittleren Julitemperatur von 1° C. zu verspüren. Daraus ergiebt sich sogleich, daß eine solche Reise ziemlich lang ausfallen muß, wenn die durch dieselbe erzielte Abkühlung eine erhebliche werden soll.

In den Alpen treffen wir die Julitemperatur von Spitzbergen schon in einer Seehöhe von 2500 m (Säntisgipfel, hoher Priel), jene des äußersten Nordens von Europa in rund 1800 m. Die Orte im oberen Engadin: Pontresina, St. Moriz, Sils-Maria (Maloja), dann Sulden am Fuße des Ortler, Vent im Ötzthale, der Rigi oder Schafberggipfel, die Schmittenhöhe bei Zell a. See, alle diese Örtlichkeiten haben eine mittlere Julitemperatur von 9—10° und liegen zwischen 1800 und 1900 m Seehöhe. Man braucht in den Alpen nur 150 m vertikale Erhebung zurückzulegen, damit die Julitemperatur um 1° C. abnimmt. Da man bekanntlich zur Ersteigung einer Höhe von 300 m im Durchschnitt die Zeit einer Stunde bedarf, so genügt ein Ansteigen von einer halben Stunde an einem Bergabhang, um eine 1° C. kühlere Sommertemperatur zu erreichen.

Die Wärmeabnahme mit der Höhe erfolgt (im Sommer der gemäßigten Breiten) in einem mehr als tausendmal (genauer 1300 mal) rascherem Verhältnis als jene mit zunehmender Breite.

Wenn die Kenntnis der Thatsache, daß mitten im heißen Sommer in geringer Höhe über unseren Häuptern Luftschichten von polaren Temperaturen anzutreffen sind, allgemeiner verbreitet und die Vorstellung davon zugleich eine genügend lebendige wäre, so müßte dieselbe wohl geradezu beunruhigend wirken. Freilich belehrt uns die Erfahrung über die Unschädlichkeit dieser unheimlichen Nachbarschaft. Zuweilen werden wir aber doch eindringlich an sie erinnert, wenn gerade zur heißesten Tages- und Jahreszeit Eismassen aus dem Schoße der Wolken auf die Erde herabstürzen. Die Hagelkörner haben dann zuweilen eine Temperatur, die weit unter dem Gefrierpunkt liegt (— 6 bis — 10° C.). Optische Erscheinungen lassen desgleichen darauf schließen, daß die höchsten Wolkenformen (Feder- und Schleierwolken, cirrus und cirrostratus) auch im Sommer aus feinen Eisnadeln bestehen. Nach den Temperaturbeobachtungen bei Gelegenheit wissenschaftlicher Ballonfahrten, für welche wir hauptsächlich dem Engländer J. Glaisher verpflichtet sind, müssen wir annehmen, daß selbst im heißesten Sommermonat die

durchschnittliche mittlere Temperatur der Luftschichten über Süddeutschland schon in 3300 m Seehöhe den Gefrierpunkt erreicht. Genau dasselbe ergeben auch die nun schon mehrere Jahre hindurch fortgesetzten Beobachtungen auf dem Sonnblickgipfel (3100 m) in den hohen Tauern (Salzburg); die mittlere Julitemperatur auf diesem Gipfel ist 1° C. Die mittlere Sommertemperatur des Glocknergipfels kann nach diesen Beobachtungen mit großer Wahrscheinlichkeit auf — 4½° C. geschätzt werden in (3800 m Seehöhe). Da nun die Gewitterwolken häufig bis zu weit größeren Höhen der Atmosphäre hinaufreichen, und während der Gewitter und Niederschläge überdies eine Temperaturerniedrigung eintritt, so wird man es nicht mehr so erstaunlich finden, wenn selbst zur heißesten Zeit aus dem Schoße dieser Wolken weit unter den Gefrierpunkt erkaltete Eisstücke herabfallen. Die höchsten Temperaturen, die auf dem Sonnenblick beobachtet worden sind, waren 9 und 10° C. Zu diesen Zeiten größter Wärme dürfte die Luftschichte von 0° in einer Höhe von 4400 m anzutreffen gewesen sein. Da aber im Juli auch Temperaturminima von — 9° auf dem Sonnblickgipfel eintreten können, so wird dann die Temperatur des Gefrierpunktes schon in circa 1900 m zu finden gewesen sein, und es ist kein Zweifel, daß sie noch erheblich tiefer herabsteigen kann.

Aber auch unter den Tropen findet man die eiskalten Luftschichten in keiner so besonders großen Seehöhe. Nach den ziemlich zahlreichen Temperaturaufzeichnungen von Whymper auf den hohen Vulkankegeln der Anden von Quito darf man schließen, daß die Temperatur dort in circa 5500 m Seehöhe schon den Gefrierpunkt erreicht. Die mittlere Luftwärme im Meeresniveau ist aber 25—26° C., fast gleichmäßig das ganze Jahr hindurch. Auf dem Gipfel des Chimborazo, den der genannte berühmte Bergsteiger zweimal betrat, wurde (in 6250 m Höhe) das eine Mal (Januar) eine Temperatur von — 6°, das andere Mal (Juli) von — 8° C. beobachtet, auf dem Cotopaxi (5960 m) traf er eine Temperatur von — 8½°, Wolf dagegen nur — 2°. Natürlich können so vereinzelte Beobachtungen nur einen beiläufigen Anhaltspunkt zur Beurteilung der Temperatur dieser hohen Regionen gewähren. In dieser Gegend, fast unter dem Äquator, ist aber auch schon in 4060 m Seehöhe (auf der sog. Maierei des Antisana) ein ganzes Jahr hindurch die Temperatur aufgezeichnet worden. Die mittlere Luftwärme stellte sich daselbst zu 5° C. heraus, die extremen Temperaturen waren — 6° und 11°. Die Stadt Quito, die unweit davon in 2850 m Seehöhe liegt, hat eine mittlere Temperatur von 13° C. Danach wäre die mittlere Jahrestemperatur des Gefrierpunktes erst in circa 6000 m zu erwarten.

Aus den jüngsten wiederholten Besteigungsversuchen des Kilimandscharo im äquatorialen Ostafrika ist auch von dort bekannt geworden, daß in Höhen über 4000 m die Temperatur jede Nacht unter den Gefrierpunkt sinkt und zwar oft tief darunter.

Es genügen die angeführten Beobachtungen, um die Thatsache zu konstatieren, daß selbst unter dem Äquator, wo an der Meeresfläche die mittlere Temperatur 26° C. beträgt, in 5500 bis 6000 m die durchschnittliche Luftwärme zum Gefrier-

punkt herabsinkt, während dies in unseren Breiten im heißesten Monat, wo im Meeresniveau die mittlere Tageswärme 20° C. ist, schon in circa 3200 m eintritt. Was ist nun die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung, welche selbst unter dem Äquator die über 5000 m aufragenden Berge in ewigen Schnee hüllt?

Die volle Aufdeckung derselben ist nicht so leicht gewesen, als man wohl annehmen könnte. Die Erklärung der großen Kälte der höheren Luftschichten in nur wenige Kilometer senkrechtem Abstand von der warmen Erdoberfläche ist nicht so einfach wie die der Abnahme der Luftwärme gegen die Erdpole hin. In letzterem Falle hält dieselbe ersichtlich gleichen Schritt mit der abnehmenden Erwärmung durch die Sonne, infolge der kürzeren Dauer des Tages und der immer schiefer, also unwirksamer einfallenden Strahlen derselben. Auch die Unregelmäßigkeiten dieser Wärmeabnahme mit zunehmender Breite können wir unschwer auf ihre Ursachen zurückführen (Einfluß der Ozeane und Kontinente, der Meeresströme und vorherrschenden Winde). Die Dauer und Intensität der Wärmestrahlung der Sonne, welche in erster Linie das Wärmeausmaß eines Ortes der Erdoberfläche bestimmen, sind aber in 3 bis 4 km senkrechter Erhebung über derselben nicht bloß die gleichen, sondern sogar noch günstiger. Die etwas längere Dauer der Bestrahlung ist dabei allerdings von keiner erheblichen Bedeutung, dagegen ist die Zunahme der Intensität der Sonnenstrahlung eine ganz beträchtliche.

Die genauen messenden Versuche der Physiker haben den Nachweis geliefert, daß die bei Bergbesteigungen stets auffallende Erscheinung, daß die Sonne in größeren Höhen heißer zu werden scheint, keinen bloß subjektiven oder physiologischen Grund hat, sondern auch von den Instrumenten angezeigt wird. So hat z. B. Violle am 16. August (1875) auf dem Montblanc-Gipfel in 4810 m Höhe die Stärke der Sonnenstrahlung zu 2·4 gefunden, während sein Mitarbeiter dieselbe gleichzeitig am Fuße des Bossongletschers in 1200 m mit demselben Instrumente gemessen nur gleich 2·0 fand, also um $^1/_6$ kleiner. Die Luftschichte von 3600 m, die zwischen beiden Stationen liegt, hatte also damals ein Sechstel der Wärmemenge, die der Montblancgipfel noch erhält, verschluckt. Der von den Luftschichten verschluckte Teilbetrag der Wärmestrahlung der Sonne ist aber sehr verschieden nach dem Zustande dieser Luftschichten, und zwar ist er zumeist von deren Reinheit von Staub oder feinen Wassernebeln abhängig; je größer diese Reinheit, desto durchlässiger ist die Luft für die Strahlung. Man darf also aus den oben beispielsweise angeführten Beobachtungsergebnissen nicht etwa allgemein schließen, daß eine Luftschichte von 3600 m Dicke stets ein Sechstel der gesamten Sonnenstrahlung zurückhält (absorbiert oder zerstreut).

Die Bedeutung der angeführten Zahlenwerte für die Stärke der Sonnenstrahlung ist folgende: Die Zahl 2·4, die Violle für den Montblancgipfel fand, drückt aus, daß dort zur Zeit der Beobachtung die Sonne der Fläche eines Quadratzentimeter in einer Minute 2·4 Wärmeeinheiten zustrahlte. Mit andern Worten, die Stärke der Sonnenstrahlung wäre imstande gewesen, in 1 Minute

die Temperatur eines Kubikzentimeter Wasser um 2·4° C. zu erhöhen, oder 2·4 ccm Wasser um 1° C. zu erwärmen.

Schon die alltägliche Erfahrung, daß die Sonne beim Aufgange wie beim Untergange, also in der Nähe des Horizontes, fast keine Wärmewirkung auszuüben im stande ist, diese Wirkung aber mit zunehmender Höhe der Sonne wächst, belehrt uns darüber, daß mit abnehmender Dicke der durchstrahlten Luftschichten der Verlust, den die Wärmestrahlen der Sonne auf ihrem Wege erleiden, immer geringer wird. Dieser Weg ist beim Sonnenauf- und Untergang 36 mal länger, als wenn die Sonne im Zenithe steht, bei 10° Sonnenhöhe (über dem Horizonte) aber nur mehr 6 mal, bei 30° Sonnenhöhe nur noch 2 mal länger. Der von der Atmosphäre verschluckte Teil der Sonnenwärme ist aber nicht einfach der Weglänge der Strahlen proportional, sondern steht zu demselben in einem komplizierteren Verhältnis. Werden z. B. beim Zenithstande der Sonne 75% ihrer Strahlung durchgelassen, so beträgt dieser Teil bei 30° Sonnenhöhe 56%, bei 10° Sonnenhöhe immer noch 20%, während er am Horizont nahe gleich Null ist. Es wird dabei immer vorausgesetzt, daß wir die Sonnenstrahlung auf einer ihr senkrecht gegenübergestellten Fläche auffangen. Um die Stärke der Sonnenstrahlung, die bei verschiedenen Sonnenhöhen gemessen worden ist, vergleichbar zu machen, rechnet man sie meist in jene Stärke um, welche dem Zenithstande der Sonne entsprochen haben würde. Dies ist auch mit den früher mitgeteilten Messungen von Violle geschehen.

Da der Zustand der Reinheit der Atmosphäre beständig wechselt und in gleicher Weise auch die davon abhängige Durchlässigkeit derselben für die Wärmestrahlen, so haben alle Messungen der Intensität der Sonnenstrahlung, wenngleich auf dieselbe Sonnenhöhe bezogen, keinen allgemein giltigen Wert. Selbst wenn der Himmel dem Auge völlig rein blau erscheint, zeigen kontinuierliche Registrierungen der Intensität der Sonnenstrahlung beträchtliche Schwankungen in der Durchlässigkeit der Atmosphäre für die Wärmestrahlen, ohne daß das Auge entsprechende Trübungen der Reinheit zu erkennen vermag. Die so naheliegende und wichtige Frage, wie groß denn eigentlich die Stärke der Sonnenstrahlung an sich, d. h. außerhalb der Erdatmosphäre sei, ist daher sehr schwierig mit Genauigkeit zu beantworten. Man hat die Resultate der Messungen selbst durch die scharfsinnigsten Berechnungen nicht ganz von dem Einflusse des Mediums, durch welches die Sonnenstrahlen zu uns gelangen, befreien können. Selbst auf dem Gipfel des Montblanc hat man ja noch immer beträchtlich mehr als die Hälfte (nahe 60%) der Masse der Atmosphäre über sich. Es ist anzunehmen, daß ganze Strahlengruppen nicht allein auf ihrem Wege durch diese mächtige Luftschichte vermindert zu uns gelangen, sondern überhaupt ausgelöscht (gänzlich absorbiert) werden. Wovon uns überhaupt keine Kunde zukommt, wir sollen wir das der Größe nach berechnen?

Die genaueste, auf die sorgfältigsten, langwierigsten Messungen und Rechnungen gegründete Schätzung der absoluten Intensität der Sonnenstrahlung ist die von Langley. Derselbe findet sie gleich 3 Wärmeeinheiten pro Quadrat-Zentimeter

und Minute. Darnach würde die im Laufe eines Jahres der Erde von der Sonne zugestrahlte Wärmemenge imstande sein, eine die Erde umhüllende Eisdecke von 54 Meter Mächtigkeit abzuschmelzen.

Es ist nun aber an der Zeit, daß wir uns wieder der Ursache der Kälte auf hohen Bergen zuwenden, von welcher wir uns scheinbar entfernt haben. Wenn die Sonne so heiß ist und noch heißer wird, je höher wir uns in der Atmosphäre erheben, so sollte man ja meinen, daß es auf hohen Bergen wärmer sein müsse als unten. Der wirkliche Zustand ist der, daß zwar die Sonne oben heißer strahlt, die Luft aber trotzdem kälter ist.

Die Sonnenstrahlen erhöhen nur dann die Temperatur eines Körpers, wenn er einen geringeren oder größeren Teil derselben nicht durchläßt, sondern absorbiert. Die Luft hat diese Eigenschaft bloß in sehr geringem Grade, und um so weniger, je dünner und reiner sie ist. Der Erdboden dagegen absorbiert die Wärmestrahlung fast vollständig. Die Sonnenstrahlung geht deshalb durch die Atmosphäre, namentlich durch die höchsten Schichten derselben hindurch, ohne deren Temperatur erheblich zu steigern; erst wenn sie die Erdoberfläche trifft, erscheint die Wirkung derselben fast vollständig als eine Temperatursteigerung der obersten Schichten derselben. Die Wärmewirkung des geringen Teiles der absorbierten Sonnenstrahlung verteilt sich zudem auf die ganze Tiefe des Luftmeeres, während fast der ganze restierende Anteil derselben einer Bodenschicht von nicht einmal einem Meter Tiefe zukommt.

Der kürzlich verstorbene Charles Martins hat einmal den Versuch gemacht, die gleiche schwarze Weidenerde auf dem Gipfel des Pic du Midi in 2880 m Seehöhe und gleichzeitig unten am Fuße desselben in Bagnères in 550 m der Sonnenstrahlung auszusetzen. Oben stieg die Temperatur dieser Erde im Maximum auf 52° C., unten nur auf 50°; die Lufttemperatur dagegen erreichte oben nur 13°, unten jedoch 27°. Dieser Versuch zeigt recht deutlich das verschiedene Absorptionsvermögen von Erde und Luft. Die Temperatur, welche ein der Sonnenstrahlung ausgesetzter Körper erreicht, hängt aber nicht allein ab von der von ihm absorbierten Wärmemenge, sondern ebenso sehr von seiner eigenen Wärmeausstrahlung gegen die Umgebung. Sein Temperaturzustand ist abhängig von dem Verhältnis dieser beiden Wärmestrahlungen, d. i. von dem Verhältnis zwischen Wärmeeinnahme und Wärmeabgabe. Wenn beide gleich bleiben, wird jedenfalls bald ein stationärer Zustand erreicht, bei dem der Körper eben soviel Wärme ausstrahlt, als er empfängt. Mit einer Zunahme der Temperatur und damit des Wärmeunterschiedes gegen die Umgebung steigt auch die Wärmeausstrahlung, mit Abnahme derselben vermindert sie sich. Damit ist der Temperatursteigerung oder Abnahme von selbst eine gewisse Grenze gesetzt. Die Physiker haben festgestellt, daß die Wärmeabsorption und Wärmeausstrahlung gleichen Schritt halten. Die Luft z. B., welche die Wärmestrahlen der Sonne wenig absorbiert, ist auch ein schlechter Wärmestrahler; umgekehrt verhält es sich mit der Erdoberfläche.

Welche Temperatur würde die Erdoberfläche haben, wenn sie von keiner Lufthülle umschlossen wäre? Die Beantwortung dieser Frage ist offenbar von ent-

scheidender Wichtigkeit für den Gegenstand, der uns beschäftigt. Die Bergspitzen ragen ja in Höhen hinauf, wo die atmosphärischen Schichten dünner sind und ihre Wirkung deshalb schwächer wird.

Durch bloße Überlegung läßt sich nur folgendes feststellen. Die Sonnenstrahlung würde viel kräftiger sein, aber auch die Wärmeausstrahlung. Die Zunahme der Erwärmung können wir noch ziemlich befriedigend schätzen, nicht so aber den gesteigerten Wärmeverlust durch Ausstrahlung. Zu einer einigermaßen genügenden Berechnung desselben fehlen uns die nötigen Grundlagen. Wir kennen ja nicht einmal die Temperatur des Raumes, gegen welchen die Erdoberfläche dann ihre Wärme völlig ungehemmt ausstrahlen würde. Bis in die jüngste Zeit schien es deshalb völlig unmöglich, eine befriedigende Antwort auf die oben aufgestellte Frage zu geben.

Der Amerikaner Langley, dessen hohe Verdienste um die Lösung aller hier erörterten Probleme kaum überschätzt werden können, hat die Schwierigkeiten einer direkten Beantwortung der Frage nach der Größe des Einflusses der Atmosphäre auf den Temperaturzustand der Erde in genialer Weise umgangen.

Die Erde besitzt einen Begleiter, welcher keine Atmosphäre hat, selbst die schärfsten Prüfungen haben kaum eine Spur derselben nachweisen können.

Wäre es also möglich, die Temperatur der Mondoberfläche zu messen, so würden wir auch jene der ihrer atmosphärischen Hülle entkleideten Erdoberfläche beurteilen können. Unter Temperatur des Mondes meinen wir zunächst nur die Temperatur der beleuchteten Mondoberfläche, wobei zu beachten ist, daß die Dauer des Mondtages circa 28 Erd-Tagen gleich ist; so lange wird ein Punkt der Mondoberfläche kontinuierlich von der Sonne beschienen, worauf dann eine eben so lange Nacht folgt.

Die früheren Versuche, die Temperatur des Vollmondes zu messen, haben zu keinerlei sicherem Ergebnis geführt. Nur soviel glaubte man annehmen zu dürfen, daß diese Temperatur sehr hoch sein müsse, etwa gleich der des siedenden Wassers. Mit seinen außerordentlich vervollkommneten Mitteln zur genauen Messung der Wärmestrahlung von Körpern niedriger Temperatur ist Langley nach jahrelangen, konsequent fortgesetzten Beobachtungen und Studien zu dem Resultat gekommen, daß die Temperatur der Mondoberfläche bei Vollmond nur wenig über dem Gefrierpunkt liegen könne.

Die vom Monde der Erde zugestrahlte Wärme besteht aus zwei Teilen, der direkt reflektierten oder gespiegelten Wärme der Sonne, und jener Wärmestrahlung, welche von der erwärmten Mondoberfläche selbst ausgeht. Die erstere ist nur ein geringer Bruchteil der letzteren. Aus der Beschaffenheit der vom Monde selbst ausgehenden Strahlung konnte Langley schließen, daß sie nur von einem Körper kommen kann, dessen Temperatur dem Gefrierpunkt nahe liegt.

Diese niedrige Temperatur der Mondoberfläche selbst während einer 28 Tage hindurch andauernden Bestrahlung durch die Sonne mag wohl manchem Leser zunächst rätselhaft erscheinen. Wenn man aber bedenkt, daß ein Punkt der Mondoberfläche gegen die ganze über seinen Horizont befindliche Himmelsfläche un-

gehindert Wärme ausstrahlt und nur von der kleinen Fläche, welche die Sonnenscheibe einnimmt, mehr Wärme erhält, als er dorthin abgiebt, so wird dieselbe begreiflicher. Denn die Temperatur des Raumes, gegen welchen jener Punkt Wärme verliert, darf man zu etwa — 273° (den absoluten Nullpunkt der Temperatur) annehmen.

Für unsere Erde ergiebt sich nun unmittelbar der Schluß, daß ihre Temperatur ohne Atmosphäre während einer 28 mal kürzeren Bestrahlung durch die Sonne selbst unter dem Äquator tief unter dem Gefrierpunkt bleiben müßte. Selbst die Erdpole haben jetzt eine höhere mittlere Temperatur, als sie eine luftlose Erde unter dem Äquator aufweisen würde.

Die neuesten Forschungen über die Temperatur des Mondes ergeben derart in besonders klarer und überzeugender Weise die außerordentliche Bedeutung der Lufthülle der Erde für den Wärmezustand an deren Oberfläche. Wenn man auch früher schon keineswegs die Wichtigkeit der Atmosphäre für den Temperaturzustand der Erde verkannt, dieselbe vielmehr im allgemeinen richtig gewürdigt hat, so gestatten doch erst die oben angedeuteten glänzenden Untersuchungen Langley's, die Wirkung der Atmosphäre als wärmeaufspeichernde Hülle auch dem Maße nach zu beurteilen.

Auf welche Weise schützt aber die Erdatmosphäre die Erdoberfläche gegen größere Wärmeverluste durch Ausstrahlung? Auch zur genaueren Beantwortung dieser Frage hat Langley wichtige Beiträge geliefert. Es ist klar, daß die Lufthülle die Erde nur dann vor größeren Wärmeverlusten bewahren und eine höhere Temperatur auf derselben bewirken kann, wenn sie die Wärmeeinstrahlung weniger hemmt als die Wärmeausstrahlung. Sie muß sich also in ihrem Absorptionsvermögen anders verhalten gegenüber der Sonnenstrahlung als gegenüber der von der erwärmten Erde ausgehenden Wärme-Rückstrahlung.

Die atmosphärische Luft war in dieser Hinsicht bisher nicht genauer untersucht, man hatte nur im allgemeinen angenommen, daß sich die Luft in der That so verhalte. Von anderen durchsichtigen Medien, namentlich vom Glase, ist das verschiedene Absorptionsvermögen gegen Wärmestrahlungen verschiedener Art allgemeiner und genauer bekannt. Jedermann weiß, daß das Glas die Wämestrahlung der Sonne fast vollkommen durchläßt, nicht aber die Strahlung eines warmen Ofens oder überhaupt eines Körpers von niedrigerer Temperatur. Darauf beruht ja die Wirkung eines Glashauses als Warmhaus. Die Sonnenstrahlen gehen fast ungehemmt durch die Glasscheiben, aber die Wärmestrahlung aus dem Innern des Raumes, den die Scheiben überdecken, lassen sie nicht passieren. Es findet derart eine Aufspeicherung von Wärme hinter den Glaswänden statt. Wir haben da ein gutes Bild von der Art der Wirkung unserer Atmosphäre. Genauer genommen verhält sich aber die Lufthülle der Erde doch erheblich anders gegen die Sonnenstrahlung als eine Glasscheibe. Es geht dies schon daraus hervor, daß das Glas für die Wärmestrahlung von Körpern niedriger Temperatur ganz undurchlässig ist. Es läßt auch die eigene Wärmestrahlung des Mondes nicht passieren, sondern nur die von ihm reflektierte Sonnenwärme, was ein bequemes Mittel liefert, diese

beiden Wärmearten zu trennen, für sich zu untersuchen und das Verhältnis ihrer Intensitäten zu messen. Würde sich die Luft so verhalten wie Glas, so wären Langley's Untersuchungen über die eigene Wärmestrahlung des Mondes nicht möglich gewesen.

Bekanntlich besteht die Strahlung der Sonne, wie auch in ähnlicher Weise jene von glühenden Körpern überhaupt, aus Strahlengattungen verschiedener Art, die sich physikalisch nur durch ihre verschiedene Brechbarkeit, verschiedene Wellenlänge, unterscheiden. Die kleinste Wellenlänge haben die Strahlen, die im blauen Ende des Spektrums und darüber hinaus liegen, die größte Wellenlänge haben die im roten Teile des Spektrums und darüber hinaus. Ein Teil dieser Strahlen oder Lichtwellen ist sichtbar, der weitaus größere Teil zu beiden Seiten derselben ist unsichtbar. Weil die kurzwelligen, blauen und violetten Strahlen am kräftigsten chemisch und photographisch wirksam sind, hat man sie auch kurz chemische oder aktinische Strahlen genannt, dagegen jene im mittleren Teile des Spektrums um gelb herum, welche die größte Leuchtkraft haben, leuchtende Strahlen, die am roten Ende, welchen relativ größere Wärmewirkung zukommt, Wärmestrahlen. Diese verschiedenen Strahlengattungen unterscheiden sich aber an sich nur durch ihre verschiedene Wellenlänge und die davon abhängige Brechbarkeit, die spezifischen Wirkungen derselben sind abhängig von den Körpern, auf welche sie auffallen. Auch die blauen, violetten und ultravioletten Strahlen besitzen noch eine Wärmewirkung. Körper von sehr hoher Temperatur, d. i. glühende Körper, senden, in verschiedenem Maße allerdings, alle diese Strahlengattungen aus, also auch namentlich die kurzwelligen, stark brechbaren Strahlen; Körper von niedriger Temperatur senden keine sichtbaren Strahlen aus, sondern nur Strahlen von großer Wellenlänge, welche bloß durch ihre Wärmewirkungen zur Beobachtung gelangen. Man nennt diese auch kurz dunkle Strahlung. Die Untersuchungen von Langley haben gezeigt, daß die Atmosphäre namentlich die kurzwelligen Strahlen absorbiert, also jene am blauen Ende des Spektrums und darüber hinaus. Das Absorptionsverhältnis nimmt gegen das rote Ende des Spektrums hin kontinuierlich ab, was man früher nicht vermutet hatte. Würden wir uns über unsere Atmosphäre hinaus erheben können, so würde die Sonnenstrahlung sehr viel reicher an blauen und violetten Strahlen werden.

Insofern verhält sich also die atmosphärische Luft sehr verschieden vom Glas, und ihre wärmebewahrende Wirkung scheint nun unverständlich zu werden, da sie ja gerade die langwelligen Strahlen leichter durchläßt als die andern. Es zeigt sich aber am roten Ende und besonders im darauf folgenden dunklen Teile des Wärmespektrums, einer Strahlung, die durch dickere Luftschichten hindurchgegangen ist, eine bemerkenswerte Erscheinung. Es treten dort sehr breite Absorptionsbanden auf, wie man sie nennt, wo die ganze Strahlung ausgelöscht d. h. gänzlich von der Atmosphäre absorbiert worden ist.

Jedermann kennt die sogenannten Frauenhofer'schen dunklen Linien im Sonnenspektrum, welche durch die spezifische Absorption bestimmter Strahlen von den glühenden Gasen der Sonnenatmosphäre hervorgebracht werden. In gleicher

Weise absorbiert die Erdatmosphäre von den langwelligen dunklen Strahlen, die weit über das Rot hinausliegen, ganze, breite, große Gruppen vollständig, das ist ihre spezifische Absorption.[1]) Indem also unsere Atmosphäre für große Partieen der sogenannten dunklen Wärmestrahlen, welche von der Erde ausgehen, wie ein Schirm wirkt, bewahrt sie die Erde vor stärkerer Abkühlung. Die leuchtende Wärmestrahlung der Sonne gelangt durch die Atmosphäre auf die Erdoberfläche, erwärmt sie, kann aber nun, in dunkle Wärmestrahlung verwandelt, nicht mehr frei in den Weltraum zurückstrahlen, sondern wird von der Atmosphäre sehr stark absorbiert, welche letztere sich dabei erwärmt. So entsteht um die Erdoberfläche eine warme Hülle. Diese Hülle wird aber immer unwirksamer, je dünner die Luftschichten mit zunehmender Höhe werden, die Wärmestrahlung von der Erdoberfläche her wird immer schwächer, die Wärmeausstrahlung gegen den Weltraum zugleich immer stärker. Daher muß die Temperatur mit der Höhe abnehmen. Je höher ein Berggipfel in den Luftozean hinaufragt, desto mehr nähert sich sein Wärmezustand dem des Mondes.

Nun wird man uns aber sogleich einwenden, daß die Sache sich in Wirklichkeit in unserer Atmosphäre nicht ganz so einfach verhält. Die unten durch die dunkle Wärmestrahlung des Bodens wie auch durch unmittelbare Berührung mit demselben am stärksten erwärmten Luftschichten steigen in die Höhe, weil sie spezifisch leichter geworden sind. Wir können ja die aufsteigende Luftbewegung tagüber namentlich im Sommer in den Gebirgsthälern und auf Berggipfeln auf das deutlichste direkt beobachten. Aber noch mehr, die neueren Studien über den Zusammenhang der Witterungserscheinungen haben ergeben, daß die große Luftzirkulation in der Atmosphäre durch die aufsteigende und niedersinkende Bewegung der Luftmassen über großen Räumen im Gange erhalten wird. Über den Gebieten der sogenannten Barometer-Minima steigt die Luft in die Höhe, in den Gebieten der Barometer-Maxima sinkt sie langsam wieder herab und strömt an der Erdoberfläche gegen die Barometer-Minima hin. Dabei, sollte man wohl glauben, müßten die Temperatur-Unterschiede zwischen unten und oben größtenteils ausgeglichen werden und die Atmosphäre in vertikaler Richtung eine ziemlich gleichmäßige Temperatur annehmen. Die Beobachtungen zeigen aber in vollkommener Übereinstimmung mit den Gesetzen der Wärmelehre, daß es sich anders verhält. Aufsteigende trockene Luftmassen (in denen also keine Wolkenbildung stattfindet) kühlen durch die gleichzeitig eintretende Ausdehnung sehr stark ab und zwar in dem Verhältnis von 1° C. pro je 100 m Emporsteigen. Beim Herabsinken erwärmen sie sich natürlich in gleichem Maße, wodurch die Erscheinung der Föhnwinde in Gebirgsländern eine Erklärung gefunden hat. Ist die aufsteigende Luft feucht, so wird infolge der Abkühlung in einer gewissen Höhe Wolkenbildung in derselben eintreten. Die dabei frei werdende sogenannte latente Wärme des Wasserdampfes bewirkt, daß von da an die Wärmeabnahme eine langsamere wird, weil ja die Luft fortwährend eine Wärmezufuhr erhält, welche

[1]) Auch selektive oder elektive Absorption genannt.

die Abkühlung verwindert. Bei einer je höheren Temperatur diese Wolkenbildung eintritt, d. h. je größer die bei gleicher Erkaltung kondensierte Wasserdampfmenge ist, desto langsamer ist die Abkühlung der aufsteigenden Luft. Durch das Aufsteigen feuchter, warmer Luftmassen wird also viel mehr Wärme in die höheren Luftschichten hinaufgebracht werden können als durch das Aufsteigen trockener Luftmassen von gleicher Temperatur.

Durch die kleinen wie durch die großen vertikalen Luftströmungen in unserer Atmosphäre wird demnach allerdings die Wärmeabnahme mit der Höhe in derselben dem Grade nach mannigfach verändert, aber keineswegs aufgehoben. Die unteren Schichten bleiben immer die wärmeren, die oberen die kälteren. Es ist aber ganz natürlich, daß je nach den Witterungsverhältnissen die Temperaturänderung mit der Höhe oft recht verschieden gefunden wird, und daß ein allgemein giltiges Gesetz für dieselbe nicht aufgestellt werden kann.

Die Temperatur-Beobachtungen in Gebirgsländern haben aber doch zu dem Ergebnis geführt, daß im Mittel eines ganzen Jahres die Wärmeabnahme nach oben überall eine bemerkenswerte Gleichförmigkeit zeigt vom Äquator bis zum 60. Breitegrad hinauf. Man findet für je 100 m Erhebung durchschnittlich eine Temperaturabnahme von circa 0,6° C., oder man muß 170 m in die Höhe steigen, damit die Jahres-Temperatur um einen ganzen Grad C. abnimmt.

Dabei zeigt sich aber auch die lehrreiche Thatsache, daß dort, wo das Land in großer Ausdehnung, als Plateauerhebung, in die Höhe ragt, die Wärme erheblich langsamer abnimmt als dort, wo bloß einzelne Gipfel oder steile, weniger massige Gebirge sich über das umgebende Flachland erheben. So beträgt die Wärmeabnahme von der Küste bis zum Hochland von Quito nur 0,45° pro 100 m, vom Hochland aufwärts aber an den Abhängen des Antisana 0,68° pro 100 m. Fast genau dasselbe Verhältnis ergeben auch die Beobachtungen im mittleren Europa. Die Wärmeabnahme mit der Höhe auf den breiten Rücken der rauhen Alp und des Schwarzwaldes liegt zwischen 0,4° und 0 5°; vergleicht man aber die Temperatur auf dem Sonnblickgipfel mit der auf den umliegenden Gipfelstationen, so findet man die viel raschere Wärmeabnahme von 0,65° für je 100 m. Das Hochland von Tibet, die Hochländer im Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika sind in gleichem Maße wärmer, als es frei aufragende Berggipfel in gleicher Höhe sein würden.

Die Erklärung dieser Erscheinung liegt nahe. Dort wo das Land in großer Ausdehnung sich erhebt, werden auch die darüber lagernden Luftschichten durch die Wärmestrahlung des Landes stärker erwärmt, als dies bei der freien Atmosphäre in gleicher Höhe der Fall ist. Das Land schafft sich selbst durch seine stärkere Absorption der Sonnenstrahlung eine wärmere Lufthülle. Einzelne Berge und Gebirgserhebungen wirken zwar auch in ähnlicher Weise, aber natürlich in dem Maße schwächer, als ihre Oberfläche eine kleinere ist. Zudem führen die stärker bewegten oberen Luftschichten diese wärmere Hülle, die jeder Berg um sich zu bilden sucht, fortwährend wieder hinweg und bringen ihn stets wieder mit der freien Atmosphäre in Berührung. Je isolierter deshalb ein Berggipfel ist und

je weniger Oberfläche er hat, desto kühler wird er sein, desto mehr wird seine Temperatur jener sich nähern, welche die Atmosphäre in gleicher Höhe hat. In windgeschützten Thälern dagegen, kann sich eine besonders warme Lufthülle bilden, wodurch solche Thäler als eine Art klimatischer Oasen erscheinen.

In neuerer Zeit, wo Bergbesteigungen im Winter durchaus keine Seltenheit mehr sind, ist auch eine Erscheinung allgemein bekannt geworden, welche allen unseren vorausgehenden Erörterungen schnurstracks zu widersprechen scheint. Man findet nämlich häufig bei windstiller, sonniger Winterwitterung, und nur diese lädt ja zu Bergbesteigungen ein, daß die Niederungen unter rauhem Frostnebel begraben liegen, die Vegetation erstarrt ist, die Wälder dicht mit Rauhreif behangen sind, während man höher steigend mildere Lüfte antrifft, die Temperatur erheblich den Gefrierpunkt übersteigt, eine helle Sonne und ein schneefreier, begrünter Boden dem überraschten Bergwanderer das Bild eines Nachsommers vorspiegelt. Die physikalischen Gesetze erscheinen durchbrochen, oben die Wärme, unten die Kälte. Die Temperatur nimmt mit der Höhe zu, und zwar nicht allein bei Tage, wo oben die Sonne scheint, sondern auch während der langen Nacht, und dann sogar am stärksten.

Diese Erscheinung tritt in der That im Winterhalbjahr während der Periode der langen Nächte recht häufig und immer dann auf, wenn die betreffende Gegend im Gebiete eines Barometer-Maximums liegt, welches derselben Windstille und heiteren Himmel (abgesehen von den Bodennebeln der Niederungen) bringt.

Wenn man nun nach einer Erklärung für diese überraschende Thatsache sucht, so findet man bald, daß dieselbe den früher erörterten Ursachen der Temperatur-Änderung mit der Höhe nicht widerspricht, sondern dieselben nur erweitert und stützt.

Wir haben nämlich bisher die vertikale Temperaturschichtung in der Atmosphäre nur unter dem unmittelbaren Einflusse der Sonnenstrahlung betrachtet. Wie gestalten sich aber die Verhältnisse, wenn diese letztere eine längere Zeit hindurch wegfällt, wie dies während der Winternächte höherer Breiten der Fall ist? Dann strahlen Atmospäre und Erdoberfläche Wärme aus, ohne einen Ersatz dafür zu erhalten, die Temperatur beider muß also sinken. Nun hat aber die Erdoberfläche ein viel stärkeres Wärmeausstrahlungsvermögen als die Luft. Sie erkaltet deshalb rascher und tiefer als die auflagernden Luftschichten, diese letzteren werden in der Folge von unten her abgekühlt. Die Erdoberfläche wirkt dann nicht mehr erwärmend, sondern erkaltend auf die nächsten sie umhüllenden Luftschichten. Die höheren Luftschichten dagegen bewahren die am Tage erlangte Wärme größtenteils bei. Man sieht, daß deshalb während der Nacht die Temperatur von der Erdoberfläche bis zu einer gewissen Höhe nach oben zunehmen kann.

Das ist eine notwendige Folge der stärkeren nächtlichen Wärmeausstrahlung des Bodens und der ihn bekleidenden Vegetation. Im Sommer, während der kurzen Nächte, erstreckt sich diese Temperaturzunahme nach oben nur auf eine Höhe von wenigen Metern. Während der längsten Winternächte dagegen, namentlich wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist, was die Abkühlung der Oberfläche des-

selben besonders steigert, kann dieser Zustand sich auf mehrere hundert Meter erstrecken, da die ihn bedingende Ursache von Nacht zu Nacht ihre Wirkung wieder aufnimmt und verstärkt, so lange die Witterungszustände derselben günstig sind.

Die günstigen Witterungszustände sind: Windstille und klarer Himmel, letzterer steigert bei trockener, reiner Luft die Wärmeausstrahlung im höchsten Grade, erstere gestattet die ruhige Übereinanderlagerung der Luftschichten nach ihrem spezifischen Gewichte; die kalten, schweren bleiben unten, die wärmeren, leichteren schwimmen auf denselben. Dieser Witterungszustand tritt aber nur ein im Gebiete eines Barometer-Maximums. Das ist der Grund, weshalb man die geschilderte Wärmezunahme nach oben fast nur bei hohem Barometerstande und schöner Witterung antrifft.

Wird das Wetter schlecht, treten heftigere Winde ein, so kehrt sich das Verhältnis der Temperaturschichtung sogleich wieder um, es wird oben kälter, und die normale Wärmeabnahme tritt wieder in ihre Rechte. Sehr lehrreich ist es namentlich zu sehen, wie nach einem Barometer-Maximum im Winter beim Eintritt heftiger, warmer Tauwinde, welche die ruhige Kälte in den Niederungen brechen und dort mildes Wetter bringen, es in der Höhe sogleich kalt wird. Der warme Südwind ist oben kalt, unten warm, d. h. es findet die normale Wärmeabnahme mit der Höhe in demselben statt. Die Umkehrung der Wärmeabnahmen nach oben als dauernder Zustand ist nur bei Windstille möglich[1]).

Während der Barometer-Maxima des Winters es ist oft längere Zeit hindurch auf den Bergen nicht allein relativ warm, gegenüber den durch Wärmeausstrahlung erkalteten Niederungen, sondern überhaupt abnorm warm. Tag und Nacht kann in Höhen bis gegen 3000 Meter hinauf die Temperatur der Luft über dem Gefrierpunkt bleiben mitten im Winter; dabei ist die Trockenheit der Luft sehr groß. Derselbe Zustand herrscht aber auch in gleicher Höhe über den Ebenen, nur kann er daselbst bloß in seltenen Fällen bei Luftballonfahrten konstatiert werden. Man muß annehmen, daß die im Gebiete eines Barometer-Maximums langsam gegen die Erdoberfläche herabsinkenden Luftmassen sich ebenso erwärmen, wie dies beim Föhn der Fall ist. Es ist eine andere Form der gleichen Erscheinung.

Abgeschlossene Thäler, welche sich oft im Sommer durch höhere Wärme auszeichnen, können im Winter sehr kalt sein, wenn die durch Wärmeausstrahlung der Bergoberflächen erkaltete und ins Thal herabsinkende Luft keinen Abfluß findet, sondern dort sich ansammelt und stagniert. Es bildet sich in solchen Thälern eine Art See von kalter Luft. Für einen großen Teil der Ostalpen ist diese Erscheinung charakteristisch; im geringen Grade findet dieselbe in allen Thälern statt. Daher kommt es, daß im Winter der durchschnittliche Temperatur-Unterschied zwischen Berg und Thal ein viel kleinerer ist als im Sommer, ja zuweilen

[1]) Von dem zuweilen stattfindenden Wehen eines warmen Luftstroms über einem unteren kalten ist hier nicht die Rede, weil dies stets nur vorübergehend bei einem Wittterungswechsel namentlich stattfindet.

ganz aufhört oder sogar sein Zeichen wechselt. Die Berge sind im Winter weniger kalt, als man aus den Erfahrungen des Sommers schließen müßte. Am meisten begünstigt sind Bergabhänge und Kuppen, wenn sie nicht in große Höhen hinaufragen. Die Berge haben kühle Sommer und relativ milde Winter. In den Ostalpen ist im Winter die Wärmeabnahme mit der Höhe von den Thälern ausgerechnet, durchschnittlich nur halb so groß als im Frühsommer, d. i. nur 0,3° bis 0,4° pro hundert Meter.

Der Wärmeunterschied zwischen Lienz (Pusterthal) und Sonnblickgipfel (Höhenunterschied 2400 Meter) beträgt im Januar 8,3° C., im Juli dagegen 18,1°; auf der Nordseite der Tauern zwischen Zell a. See und Sonnblickgipfel (Höhenunterschied 2300 Meter) im Januar 6,9°, im Mai und Juni 15,9°.

Je höher ein Berggipfel emporragt, desto kleiner wird der Temperaturunterschied zwischen Winter und Sommer auf demselben. Während unten in den Thälern am Fuße des Sonnblick in 700 Meter Seehöhe der Temperaturunterschied in diesen extremen Jahreszeiten 20½° C. beträgt, ist er auf dem Sonnblickgipfel nur mehr 14½°, auf dem Glocknergipfel 12½° (berechnet). Würden die Tauern einen Berggipfel von der Höhe des Gaurisankar im Himalaya (8800 Meter) besitzen, so wäre anzunehmen, so weit ein solcher Schluß, weil zu weit über die Beobachtungen hinausgehend, gestattet sein mag, daß in dieser Höhe kein Wärmeunterschied mehr zwischen Winter und Sommer bestehen würde. So viel aber ist jedenfalls sicher, daß in sehr großen Höhen der Atmosphäre ein ewiger Winter herrscht.

Ludwig Dessoir und seine Freunde.

In dem Nachlasse des berühmten Tragöden Ludwig Dessoir haben sich eine Anzahl von Briefen vorgefunden, welche vielleicht nicht ungeeignet sind, das Andenken an den genialen Führer jener großen Epoche des Berliner Schauspiels, als deren letzten Vertreter kürzlich Theodor Liedtcke von der Bühne geschieden ist, aufs neue zu beleben. Die Mitteilung bezweckt aber außerdem, einen geringen Beitrag zur Theater- und Litteraturgeschichte der jüngsten Vergangenheit zu liefern und mehrere handschriftliche Auslassungen hervorragender Männer an die Öffentlichkeit zu stellen.

* * *

Goethe behauptet einmal gelegentlich, daß ein Drama in lauter Briefen möglich sei. In diesem Ausspruche liegt ein bedeutsamer Hinweis auf die starke ästhetische Kraft, die dem Briefe innewohnt, und die richtige Erkenntnis, daß ebenso wie im Dialoge des Dramas auch im Briefe die Individualität sich zum Zwecke einer ästhetischen Wirkung auspräge. Es scheint jedoch fast so, als ob diese Einsicht dem gegenwärtigen Bewußtsein völlig entschwunden sei, denn wem

fiele es heutzutage wohl noch bei, einen Brief nur deshalb zu schreiben, um einem geistesverwandten Menschen das eigene Innenleben zu offenbaren und diesen zum Austausch der Gedanken anzuregen? Beinahe ausschließlich praktische Interessen sind es, welche uns zum Schreiben veranlassen können; praktisches Bedürfnis nötigt uns, die Postkarte und den Telegraphen zu bevorzugen, und der praktische Sinn der Gegenwart berücksichtigt nur die geschäftlichen, auf thatsächliche Begebenheiten bezüglichen Nachrichten. So sehr wir nun auch geneigt sein mögen, den Wert eines Schreibens bloß in die darin enthaltenen reellen Mitteilungen zu setzen und höchstens den Liebenden ein Recht zu „gefühlvollen" Episteln zuzugestehen, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß ein jeder Brief uns außerdem einen Einblick in zwei Seelen eröffnet und damit ein ästhetisches Mittel im eminenten Sinne des Wortes ist.

Zunächst erkennen wir leicht, daß jede schriftliche Kundgebung vertraulichen Charakters — und selbstverständlich sehen wir hier von den mannigfaltigen Arten des zeremoniellen Briefwechsels ab — entweder einer augenblicklichen Seelenstimmung ihren Ursprung verdankt, oder doch wenigstens stark genug durch sie beeinflußt ist, um das Innere des Schreibers in ungewollter Anschaulichkeit widerzuspiegeln. Der Brief besitzt eben wie das Kunstwerk nicht nur einen gegenständlichen Stoff, sondern auch einen „Gehalt", wie unsere Klassiker die zu Grunde liegende Gemütsverfassung bezeichneten, und erst dieser vermag das Stoffliche zu der Höhe zu erheben, auf der es innere Form und damit die Möglichkeit intensiver Wirkung gewinnt. Denken wir uns, es wolle jemand mit der Beschreibung eines ihm widerfahrenen Unglücks die Hilfe eines reichen Mannes erflehen und setze zu diesem Behufe eine Bittschrift auf. Sicherlich wird die bloße aktenmäßige Angabe der Umstände, also der Stoff des Briefes, nicht genügen, um den erhofften Erfolg herbeizuführen, ebenso wenig wie formale Vollendung im stande sein wird, einen tieferen Eindruck hervorzurufen, sondern das Mitleid des andern wird nur dann sich regen, wenn aus jeder Zeile der Kummer und die Verzweiflung hervortönen und ein jedes Wort einem gramvollen, hilfsbedürftigen Herzen entsprungen ist. Wie die ästhetische Wirkung des Kunstwerkes im tiefsten Grunde darauf beruht, daß es die erhabenen Geheimnisse der Künstlerseele widerspiegelt und ihren Nachklang in dem empfänglichen Hörer weckt, so liegt auch der Wert von Briefen bedeutender Männer in der zwanglosen Sicherheit, mit der sich in ihnen die Empfindungsweise des Schreibendenden ausdrückt. Erst in dem Lichte einer solchen Betrachtung wird uns die unsagbare Größe jenes Schatzes begreiflich, den die deutsche Nation an dem Goethe-Schiller'schen Briefwechsel besitzt, und wir verstehen die Worte, mit denen Goethe die Zeit des Freundschaftsbundes schildert: „Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging. Die nunmehr gesammelten und geordneten beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugnis."

Aus diesen Vorbetrachtungen ergiebt sich, daß man eine doppelte Stellung einnehmen kann, wenn man sich einer Anzahl bisher unbekannter Briefe hervor-

ragender Geister gegenüber sieht. Einmal nämlich kann man auf den Inhalt derselben den Hauptwert legen, sie nach den philologischen Grundsätzen der Kritik emendieren und in ihnen historische Dokumente erblicken, oder aber auch den Schwerpunkt in ihrem Gehalte finden, aus ihnen wie aus einem Quell lebensvoller Weltanschauung schöpfen und mit ihrer Hilfe tiefer in das Wesen des Menschen und seiner Zeit einzudringen suchen. Obwohl die Schwierigkeiten der letzteren Methode nicht unbedeutend sind, da den Briefen die Abgeschlossenheit einer Kunstschöpfung zu fehlen pflegt und mannigfache äußere Umstände die tiefere Einsicht erschweren, so kann man doch hoffen, gerade mit einem solchen Versuche den Charakter gewisser Männer und ihrer Epoche eindringlicher kennen zu lernen als durch die Betrachtung ihrer litterarischen Werke, weil die vertrauliche Aussprache alles das verschwinden läßt, was sonst die Individualität verdecken konnte. Sind doch bekanntlich Gespräche die beste Quelle unserer Beurteilung leitender Persönlichkeiten und Freundesschreiben eigentlich nichts Anderes wie eine schriftlich fixierte Unterhaltung!

Die Briefe, welche uns vorliegen und nach beiden Gesichtspunkten betrachtet werden sollen, stammen aus dem Nachlasse des Tragöden Ludwig Dessoir und ziehen sich durch einen Zeitraum von vierzig Jahren. Seit 1833 etwa bis 1873 hatte er in ununterbrochenem Verkehr mit fast allen bedeutenden Dichtern und Künstlern Deutschlands gestanden, da seine Stellungen als Regisseur des Karlsruher Hoftheaters und später als Mitglied des Berliner Königlichen Schauspielhauses ihn naturgemäß mit jedem in Berührung bringen mußten, der ein näheres Interesse an der Entwicklung des deutschen Theaters nahm. Aber freilich sind von dieser gewaltigen Korrespondenz nur noch Bruchstücke vorhanden, die sich wie Fragmente einer poetischen Kulturgeschichte ausnehmen: Monologe, deren dramatischer Zusammenhang uns verloren gegangen ist. Es ist so, als ob manche Briefe mit einer Dinte geschrieben wären, die erst dann zu leuchten beginnt, wenn das warme Licht eines intuitiven Verständnisses auf sie fällt; als ob nur der Empfänger die Kunst besitze, des Briefes Siegel zu lösen. Oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen: der Schreiber steht im Zentrum seiner Schöpfung und weiß sehr wohl, daß der Angeredete sich mit dort hineinstellen wird, — wir Epigonen aber irren auf der Peripherie umher, ohne den richtigen Standpunkt zu gewinnen. Hierin liegt zugleich der große Unterschied in der ästhetischen Wirkung: während das Kunstwerk zu allen sprechen will, wendet der Brief sich nur an einen, aber an diesen mit solchem Nachdruck, daß wir von ihm ebenso gut wie von dem Verfasser ein Bild uns zu schaffen vermögen.

Ein recht bezeichnendes Beispiel für diesen Satz liefert der folgende Brief Auerbachs, der uns die Wechselwirkung zwischen Dichter und darstellendem Künstler im hellsten Lichte zeigt und ein ehrendes Zeugnis bildet in gleicher Weise für den, der ihn geschrieben hat, wie für den, an der er gerichtet war[1]).

[1]) Orthographie, Interpunktion und andere Äußerlichkeiten des Originals sind in allen Fällen getreu wiedergegeben.

Gestern, lieber Freund, habe ich Euch gesehen, gehört u. doch nicht gesprochen, wie geht das zu? Ich bin noch nicht geübt im Hinhalten einer Spannung, drum sag ich Euch gleich: ich war in der Stadt, nur um Euch als Lear zu sehen u. Ihr habt mir Großes gegeben, Unsagbares. Ich glaube, daß wenig Menschen den Lear so kennen wie ich — Ihr werdet noch davon lesen — aber mir sind ganze Weltgegenden der Seele neu aufgegangen. Ich freue mich u. freut Ihr Euch auch selbst Eurer Einsicht u. was noch mehr ist, der Kraft, sie so voll darzugeben.

Ich wartete am Theaterausgange auf Euch. Ihr kamt nicht. Ich mußte fort. Kommt doch bald einmal allein auf einen Mittag zu Eurem

Berthold Auerbach.

Potsdam, Leipziger Straße 9a bei Apotheker Blell.
5. Juni 1864.

Kann man schöner und einfacher die Bedeutung schildern, welche die Darstellung eines Dramas für das Verständnis desselben besitzt, als es in diesen wenigen herzenswarmen Worten geschieht? Der Zufall hat uns ein Blättchen aufbewahrt, das nach derselben Vorstellung des „Lear" beschrieben worden ist und gleiche Begeisterung atmet.

Das war, mein innigst geliebter u. verehrter Freund, ein hoher und höchster Kunstgenuß! Dein Lear gestern Abend. Schon früh vor Tage schrieb ich diese Zeilen. Mich verlangt sehr Dich zu sehn, zu sprechen.

Laß mich wissen, an welchem von den nächsten Tagen ich mich zur Suppe einfinden darf. Herzlichsten Gruß von Deinem — anders als auf Du u. Du geht es nicht länger —

F. Foerster.

Da durchbricht der glühende Kunstenthusiasmus alle konventionellen Schranken und läßt eine Freundschaft entstehen, die noch lange Jahre in unverminderter Herzlichkeit fortbestanden hat. Viele Briefe teils persönlichen teils minderwertigen Inhaltes zeigen uns, wie fest das Band war, das beider Herzen verknüpfte, und wie die gemeinsame Liebe zur Kunst den Grundton ihres Lebens bildete. Man begnügte sich nicht mit dem bloßen Genusse, sondern suchte in gemeinsamer Arbeit immer tiefer in das Wesen der Kunst einzudringen, indem man aus der reinen Quelle der Anschauungen, nicht aus dem stagnierenden Gewässer begrifflicher Abstraktion schöpfte. Klingt es nicht wie die Fortsetzung eines Gespräches, wenn Förster einmal ohne jede unmittelbare Anknüpfung schreibt:

v. h.[1]) d. 26/1 66

Und will ich hier, liebster Freund, nur in wenigen Worten Dir sagen, weshalb ich die Schauspielkunst als die Krone aller Künste und den Künstler, der es in Wahrheit ist, wie Du es bist, als den Meister verehre.

---

[1]) Soll wohl „von hier" bedeuten?

Die höchste Stufe erreicht die Poesie in dem Drama, in welchem die Elementarmächte der Natur und des Geistes auf dem Boden menschlicher Leidenschaft in den Kampf geführt, durch den Genius des Dichters bewältigt, Freiheit und Notwendigkeit ausgeglichen und versöhnt werden.

Daraus ergiebt sich die ungeheure Aufgabe für den Schauspieler als den Träger der Hauptrolle und somit des Dramas.

Diese Aufgabe besteht meiner Ansicht darin, daß der Schauspieler in den Geist des Dichters und des darzustellenden Charakters eindringt, diesem sich gänzlich hingiebt.

Es ist aber nicht blos die vollständige Selbstaufopferung, welche von dem Schauspieler verlangt wird, er muß aus der Hingabe seines Ich's als ein anderer, über ihn weit hinausragender Charakter auferstehen und „in fragwürdigster Gestalt" vor uns erscheinen.

Man hat es, und mit Recht, als ein Wort von hoher Bedeutung gerühmt, wenn der Prophet von Nazareth sagt: „Ich und der Vater sind eins!" Das wollen wir ihm aufs Wort glauben und lassen es dabei bewenden.

Wenn aber ein Dessoir sagt: ich und Lear, ich und Hamlet, ich u. Othello, ich u. Richard III. sind eins, so genügt die bloße Versicherung nicht, wir verlangen, sie leibhaftig vor uns zu sehen und diese Aufgabe ist Dir, wie keinem andern gelungen!

Treulichst ergeben
F. Foerster.

Wir hatten bisher versucht, uns von Männern wie Auerbach und Foerster über das Verhältnis des Dichters zum darstellenden Künstler belehren zu lassen, und die schwerwiegende Folgerung ziehen können, daß der Schauspieler selbst Dichter sein solle, der die Gebilde des Poeten nachschafft und diesem oft neue Einblicke in das eigene Kunstwerk gewährt. Das Drama als solches ist eben erst dann wirklich vollendet, wenn es in die sinnliche Erscheinung tritt, und einzig die Aufführung vermag uns über Wert oder Unwert des Werkes zu belehren. Was Wunder, wenn bei einer solchen engen Verbindung zweier Sonderkünste die eine sich Rats von der andern erholt? Und so weisen denn auch zahlreiche Schreiben unseres Nachlasses darauf hin, wie oft junge Dichter sich mit der Bitte um Prüfung ihrer Stücke an Ludwig Dessoir wandten, Dichter, deren damals noch unbekannter Name sich jetzt Weltruf erobert hat. So schreibt als zwanzigjähriger Jüngling Paul Heyse, indem er seine „Francesca von Rimini" beilegt, die freilich die Bühne nie betreten hat:

Geehrter Herr!

Ich erlaube mir, Ihnen anbei ein Drama zu übersenden, dem ich, schon während ich daran arbeitete, besonders Ihren Beifall wünschte. Es kann Ihnen keine neue Erfahrung sein, daß die Gewalt Ihres Talentes auch über die Räume des Theaters hinaus nachwirkend begeistert, daß Sie der Poesie mit reichen Zinsen zurückgeben, was Sie ihr verdanken.

Es würde mich glücklich machen, wenn Sie mir gestatten, in einigen Tagen zu Ihnen zu kommen, und Ihnen persönlich all meinen Dank zu sagen, unter der Voraussetzung, daß Sie sich durch die Aufrichtigkeit meiner Verehrung für Ihr Talent zu nichts Anderem verpflichtet halten, als nur zu um so aufrichtigerer und strenger Beurteilung meiner Arbeit.

Sollte Ihnen mein Besuch nicht lästig sein, so bitte ich, mir mit einer Zeile die Stunde zu bestimmen, wo ich kommen darf.

Hochachtungsvoll

Berlin am 1sten Nov. 1850. Paul Heyse.

Aber noch interessanter als dieser Brief ist ein anderer, der von der Vorlesung eines dramatischen Jugendwerkes ausgeht und ein Muster einer Augenblicks-Kritik ist. Man lasse sich durch den gleichsam unselbständigen, weil nur beurteilenden Inhalt des Schreibens nicht zur ästhetischen Geringschätzung verleiten. „Auch Rezensionen haben eine Kunstform. Auch Rezensionen können eine Menschenseele spiegeln. Auch Rezensionen dürfen den Anspruch erheben, dauernde und wertvolle Besitztümer der Nationallitteratur zu werden, wenn sie aus reiner Gesinnung fließen, wenn sie im Dienste der Wahrheit und Gerechtigkeit geschrieben sind, wenn ihre Verfasser eigene Gedanken verraten, der Sprache einen neuen Ton ablauschen und den bewundernden Verstand oder das willige Gemüt des Lesers zu rühren wissen.“ [1]) Fast alle diese Bedingungen treffen unseres Erachtens in dem folgenden Briefe Auerbachs zusammen, der nach der Lektüre eines Trauerspiels von Arthur Müller [2]) geschrieben wurde und aus den anfangs angeführten ästhetischen Gründen unsere volle Beachtung verdient.

Wo das Poetische aufhört, fängt das Theatralische an — dahin hat's die Theater-Calypso gebracht.

Das Stück hat gewaltige Effekte u. keine logisch u. psychologisch naturnothwendigen Efficienten. Der Dichter überrascht uns immer mit Unerwartetem u. die natürlichen Heischungen versagt er. Er versteht auf die Tortur zu spannen aber weder die Vorgänge noch die Personen gehen uns irgend etwas an.

Jetzt am Morgen weiß ichs, warum mich Eure meistermäßige Lectüre des Drama's „Am Sarge eines Kaisers“ bis zur Ueberspannung aufregte.

Ich habe alle Eindrücke mit einem tiefen Widerwillen im Hintergrunde empfangen, denn Alles ist nur theatralisch zugespitzt: dem Kaiser den Hermelin vom Leibe reißen pp., den Kaiser sterbend zum Volke an sich schön von Trauer reden lassen, eine lüstern verfolgte Nonne sich in Selbstmord stürzen, das Alles sind immer nur Effekte ohne Hintergrund, ein Gemüse von Spargelköpfen, die auf keiner Stange organisch gewachsen. Weder der Kaiser noch

[1]) Scherer, Aufsätze über Goethe. S. 70. Berlin 1886.

[2]) Das unglückliche Schicksal dieses jungen Dichters läßt sich deutlich an den zahlreichen Briefen verfolgen, die von ihm an Ludwig Dessoir gerichtet wurden. Das in ihnen entrollte Bild eines vom Geschicke hartgeprüften Dichterlebens ist typisch so bedeutsam, daß es wohl einer gelegentlichen Veröffentlichung wert wäre.

sein Sohn noch Gertrud faßt mich je menschlich warm an, u. doch zerren sie am Gemüthe.

Ich wiederhole Euch, es sind poetische Blitze in dem Stücke, aber Blitze geben keinen Tag, u. jedes poetische Werk muß ein Tag, ein Stück Tag wenigstens sein, die Welt und ihre Schicksale durchleuchtend u. durchklärend.

Ich möchte Euch das heute sagen, lieber Dessoir, ich weiß nicht, wann ich in nächster Zeit Euch wiedersehe. Mündlich kann ich Alles näher motiviren. Und wenn am Schlusse des Stückes alle Engel blasen und geigen, es hilft nichts die innere Dissonanz des Ganzen, das kein Ganzes ist, zu lösen.

Mit herzlichem Morgengruß Euer

20. Sept. 64. Berthold Auerbach.

Was außer den zahlreichen ästhetisch interessanten Bemerkungen diesen Brief besonders anziehend macht, ist der aufrichtige und trotz aller Schärfe wohlmeinende Sinn, der aus jedem Worte hervorleuchtet. Freilich möchten auch wir uns lieber der Ansicht Dessoirs anschließen, der dem Stücke eine höhere Bedeutung beimaß, als Auerbach ihm zuerkennen wollte, doch legen wir an dieser Stelle mehr Gewicht auf den formalen Wert als auf die inhaltliche Richtigkeit jener brieflichen Rezension.

* * *

Ästhetische und dramaturgische Korrespondenzen gehörten für Dessoir keineswegs zu den Seltenheiten. Im Gegenteil, es finden sich zahlreiche, auf neue Dramen oder Interpretation älterer Stücke bezügliche Schreiben in unserem Nachlaß, und wenn es uns selbstverständlich auch fern liegt, dieselben zum größeren Teile an dieser Stelle zu reproduzieren, so möchten wir doch wenigstens noch eine zweite Probe mitteilen. Während Auerbach's Brief sich mit der Beurteilung eines neuen Werkes beschäftigte, behandelt der nachfolgende Brief aus Dessoir's eigener Feder eine strittige Stelle in Shakespeares „Macbeth." In der letzten Szene des vierten Aufzuges erhält bekanntlich Macduff durch Rosse die Hiobspost von dem Überfalle seines Schlosses: im wortlosen Schmerz drückt er den Hut tief in die Augen — was, nebenbei, Dessoir mit unnachahmlicher Gewalt des Ausdruckes gethan haben soll. Ein englischer Kunstkritiker pflegte in Bezug auf diesen Punkt die folgende Anekdote zu erzählen. Er sei einmal sehr spät und ohne zu wissen, was gegeben wurde oder wer da spielte, in das Königliche Schauspielhaus gekommen und habe den „Macbeth" vom vierten Akt an gesehen; der Darsteller des Macduff sei ihm sogleich durch die Wucht seines Spieles aufgefallen, aber erst in dem Augenblick, wo Macduff mit einer erschütternden Geberde maßlosen Schmerzes langsam den Hut sich über die Stirne schob, da habe er gewußt, daß ein Schauspieler ersten Ranges vor ihm stehe. Wenn sonst die kleine Episode ziemlich spurlos vorüber zu gleiten pflegte, so sei ihm diesmal Malcolm's Worte aus der Seele gesprochen worden:

„Nein, Mann! drück' nicht den Hut so in die Augen,
Gieb Worte deinem Schmerz: Gram, der nicht spricht,
Preßt das beladene Herz, bis daß es bricht."

Der weitere Gang der Handlung wird nun aus dem folgenden Schreiben Dessoir's verständlich, das uns gütigst von anderer Seite zur Verfügung gestellt wurde.

Geehrter Herr Doctor,

Gestatten Sie mir, Ihnen über die fragliche Stelle im Macbeth „Er hat keine Kinder!" ebenfalls meine Ansicht auszusprechen. Ich gestehe, daß ich früher diese Worte als Ausspruch der Rache aufgefaßt hatte; nach Ihren Winken jedoch und nachdem ich an das Studium des Macduff für die Darstellung gegangen war, bin ich sofort davon zurückgekommen. Noch entschiedener aber bin ich gegen Ihre und Tieck's Auffassung, „daß mit diesen Worten Malcolm gemeint sei."

Malcolm sagt:

„Faßt euch:
„Laßt uns Arznei aus mächt'ger Rache mischen,
„Um dieses Todesweh zu heilen."

Die Antwort Macduff's würde nun nach Ihrer Meinung besagen sollen: „du hast keine Kinder, sonst könntest du in diesem Augenblick nicht von mir verlangen, daß ich mich rächen soll." Diese Auffassung ist mir ganz undenkbar, wäre mir für die Darstellung unmöglich. Wie? Macduff sollte — da ihn Malcolm nicht sowohl tröstet als ihm vielmehr das Mittel, und in Macduff's Lage in der That das einzig probate Mittel, sein „Todesweh zu heilen" angiebt — das sollte von Macduff mit dieser unnatürlichen Ruhe, mit einer halb ironischen Bemerkung zurückgewiesen werden. Vom Augenblick an wäre es um jede Sympathie für Macduff's Schmerz geschehen. Dieser Schmerz ist so ungeheuer, daß sein Träger den Malcolm garnicht hört, ihn garnicht hören kann. Er denkt nur an seine Kinder — an den Mörder — mit Aug' und Ohr hängt er nur an Rosse. Könnte und dürfte Malcolm sonst, da sein erster Trost unbeachtet bleibt, immer und immer wieder darauf zurückkommen? „Ertragt es wie ein Mann" u. s. f. Oder: „dies wetze scharf dein Schwert" u. s. f. Er würde, nach einer solchen Zurechtweisung, eine gelegenere Zeit abwarten, ihn ruhig austoben lassen und schweigen, denn mit anderen Worten sagte ihm Macduff geradezu: du kannst hier garnicht mitreden, das verstehst du nicht." — Und warum denn, wenn er Malcolm meint, warum denn „Er"?!

Nein, dieser „Er" kann sich nur auf Macbeth beziehen. Eine Entschuldigung für Macbeth's That kann ich hierin nicht finden, ich höre in diesem Schmerzensruf nur das allgemeine Vatergefühl. „Ein Vater", ruft er, „und wäre er der verhärtetste Bösewicht, hätte dies nicht thun können." und „Ach! hätte er doch Kinder, dann lebten auch die meinigen noch!" — wie menschlich wahr, wie poetisch und wie so ganz dem edlen Macduff ähnlich!

Diese Worte aber, auf Malcolm angewendet, verlieren meiner Ansicht nach jede Bedeutung, jede Poesie. Aber, sagen Sie, es sei durch nichts bewiesen, daß Macbeth wirklich keine Kinder habe, vielmehr gehe aus manchen Andeutungen das gerade Gegenteil bevor. Ja, gehabt hat und daß er noch welche er-

hofft. Zur Zeit der Handlung jedenfalls hat er keine, wodurch gerade die unmenschliche That Macbeths motivirt wird. Ueber einen so wichtigen Punkt hätte uns Shakespeare nicht in Zweifel gelassen; und ist es überhaupt denkbar, daß in einem Drama, das einen so langen Zeitraum umfaßt, auch nicht eine einzige Person bestimmt auf die Existenz eines lebenden Kindes hiwiese? Da ein solcher Hinweis nicht vorhanden, giebt mir eben jener Ausruf Macduff's die Gewißheit: „Er hat keine Kinder!"

Dies in aller Kürze und Eile meine Meinung. Bin ich im Irrtum, so werden Sie mich, Hochverehrtester, unendlich verbinden, wenn Sie mich eines Besseren belehren wollten.

Mit ausgezeichneter Wertschätzung
Ihr Ludwig Dessoir.

Ohne uns irgendwie in die Streitfrage selbst einmischen zu wollen, dürfen wir doch wohl als vorurteilslose Leser gestehen, daß der Dessoir'schen Auffassung es nicht an Berechtigung fehlt. Sie zeigt auch, mit welchem Ernst der Künstler an das Studium einer Rolle ging und wie sehr er bemüht war, dem geringsten Wort zu seinem Recht und damit zur größtmöglichen Wirkung zu verhelfen. Eben wegen dieser Gewissenhaftigkeit selbst in kleinen Einzelheiten wurde der Künstler von den Bühnendichtern seiner Tage so hoch geschätzt: jeder suchte den Ludwig Dessoir für seine Rolle zu gewinnen, weil sie unter dessen Führung sicher einen Sieg davontrug.

Indessen auch die Schattenseiten eines derartigen Verhältnisses zwischen dem Poeten und dem Schauspieler treten in dem bezüglichen Teile des Briefwechsels deutlich hervor. So fern es uns nun liegt, die Korrespondenz mit ihren vielen pikanten Details über die Benehmungsart hervorragender dramatischer Dichter an die Öffentlichkeit zu zerren, so gern benutzen wir doch die Gelegenheit, um im Anschluß an mündliche Mitteilungen Dessoir's den Sachverhalt im allgemeinen zu charakterisieren.

Dem Bühnendichter unserer Tage ist es gewöhnlich mehr um die Aufführung eines Stückes aus seiner Feder als um die Schaffung eines bedeutenden Werkes zu thun. Daher glaubt er, es genüge, wenn er den selbstischen Interessen eines bedeutenden Künstlers schmeichle, um durch dessen Einfluß sein Stück zur Aufführung zu bringen, und gerät dadurch in die Gefahr, seine besten Kräfte auf die wirksame Ausgestaltung einer einzigen Rolle zu verwenden. Mit der zunehmenden Büreaukratisierung aller größeren Institute und der aus ihr erwachsenden Schwierigkeit eines freieren Verkehrs des Dramatikers mit dem Schauspielleiter, mit dem stets wachsenden Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage und dem so entstehenden Konkurrenzkampfe sind ja freilich Verhältnisse in Kraft getreten, welche das Buhlen um Protektion entschuldigen können. Aber die in der Gegenwart sich breit machenden Zustände sind schlechterdings verächtlich. Nicht nur, daß die Günstlingswirtschaft und das ganze an sie anlehnende, oft und stets vergebens bekämpfte Unwesen eine beträchtliche Höhe erreicht hat, sondern es ist auch eine

sehr bedenkliche Verschiebung der Kompetenzen eingetreten. Der Poet will und muß vor allen Dingen „Rollen“ schaffen, welche dem großmächtigen Herrn Schauspieler behagen, und das Publikum läuft ausschließlich in das Theater, um diesen oder jenen „Virtuosen“ spielen zu sehen. Beide ins Extrem getriebene Richtungen enden mit dem widerwärtigen Treiben gewisser Komödianten, die auf ihre, für sie geschriebene Stücke hin herumreisen; und die einzige Truppe der Meininger ist es, von der der Besucher sich das Drama als solches vorspielen läßt.[1]) Welche Verwirrung der Begriffe! Der Schöpfer verschwindet hinter seinem Dolmetsch! Ludwig Dessoir hat einmal gesagt: „Wenn Friedrich der Große der erste Diener seines Staates sein wollte, so gilt das gleicherweise im Reiche der Dichtung von dem Schauspieler, der nur dann das Höchste erreicht, wenn er sich als erster Diener des Autors fühlt“; und bei einer anderen Gelegenheit: „Bessere Schauspieler als mich giebt es, und hat es gegeben; aber in der wahren, völligen Hingabe an die Kunst weiche ich keinem.“ Schließlich sei an die goldnen Worte Lessing's erinnert: „Ich weiß einem Künstler, er sei von meinem oder dem anderen Geschlecht, nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eitlen Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über Alles, er höre gern frei und laut über sich urteilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltener beurteilt wissen.“

* * *

Welche Stellung Dessoir zu seinen Kollegen einnahm, daß läßt sich am kürzesten und treffendsten mit den Worten: Wohlwollen und Neidlosigkeit bezeichnen. Selbst erbitterte Gegner haben ihm niemals den üblichen „Rollenneid“ vorwerfen können; jüngere Schauspieler haben an ihm stets die unermüdliche Hilfsbereitschaft verehrt. Einem aufstrebenden Künstler, der jetzt zu den Zierden einer Berliner Bühne gehört, schrieb er einst in das Stammbuch:

„In unserer Kunst giebt es kein Fach, es giebt nur Rollen und Talent und nur jene Schranke, die nur die Natur oder das Talent setzen. Du bist mit Diesem reich bedacht — Glück auf!“

Ein andermal wandte sich ein Breslauer Kunstjünger, der den Tragöden bei einem Gastspiel am dortigen Stadttheater bewundert hatte, mit der brieflichen Bitte um Rat an ihn. Dessoir schrieb in der Angelegenheit an den berühmten Charakterspieler Joseph Lewinsky und erhielt von ihm eine Antwort, die ein über den Einzelfall hinausgehendes allgemeineres Interesse erregen dürfte.

Breslau, den 15. April 1862.

Mein sehr Geehrter!

Ich habe Ihrer Empfehlung gemäß sogleich zugesehen, wie es mit Ihrem jungen Schützling Hern Carl B . . . stehe und sage Ihnen offen, daß da garnichts oder blutwenig zu erwarten ist. Ich habe daher dem übrigens be-

[1]) Ich habe noch nie so wenig Theaterzettel in den Händen des Publikums gesehen wie bei den Vorstellungen der Meininger.

scheidenen Menschen geraten, von dieser Laufbahn gänzlich abzustehen oder wenn er noch einen Versuch machen wolle, sich einen vernünftigen Lehrer zu halten, denn die Schule, in welcher er nach einer Aussage nahezu ein Jahr zugebracht hat, mag für Hunde, welche tanzen lernen sollen, gut sein, aber was die Ausbildung für die Schauspielkunst betrifft, so verdient die Inhaberin dieses Instituts wegen Betrugs vor Gericht geladen zu werden. Man hat dem jungen Manne auch nicht den leisesten Begriff von dem beigebracht, was man Sprechen, Gehen, und Stehen nennt; und es ist traurig, daß solche Institute geduldet werden, in denen die Schüler um ihre Zeit, ihr Geld und ihre Carrière, die sie auf einem anderen Felde etwa machen könnten, bestohlen werden. Reden Sie dem Manne zu, daß er seine Studien nach irgend einer Richtung fortsetzt und nie mehr an das Theater denkt, und Sie werden ein gutes Werk gethan haben. Nach der Charwoche wird sein Vater zu mir kommen, und ich werde ihm dieselbe Meinung offen bekennen.

Ihr ergebenster

Jos. Lewinsky.

Schon aus dem mitgeteilten Briefe ersieht man, welche freundschaftlichen Beziehungen zwischen Dessoir und Lewinsky bestanden. Und das ist um so beachtenswerter, als eine lange Zeit hindurch keine anderen zwei Schauspieler in vieler Beziehung sich einander so ähnlich waren und daher so leicht in Konkurrenz gerieten als die genannten. Aber zwischen beiden waltete doch ein tiefgreifender Unterschied. Lewinsky hatte niemals Liebhaber und Helden gespielt, sondern in seiner ersten Jugend gleich mit dem Intrigantenfach begonnen; Dessoir dagegen hatte nicht bloß von der Pike aufwärts gedient, sondern es immer als den größten Vorzug seiner theatralischen Laufbahn empfunden, daß er viele Jahre den Posa und Tell gespielt hatte, ehe er zum König Philipp und Geßler überging. Daher kam es, daß Lewinsky damals eigentlich bloß eine einzige Glanzleistung bot, nämlich den Franz Moor, der alle Zuschauer mit tiefem Entsetzen erfüllte, während Dessoir beispielsweise als Othello sein Publikum rührte, hinriß, erschütterte. „Lewinsky," so schreibt ein Kritiker ersten Ranges, „ist immer Schatten, Dessoir hingegen kann auch „Licht" sein, und wenn auch nicht gerade helles Sonnenlicht, so doch jenes Rembrandt'sche Clair-obscure, welches an und für sich einen magischen Eindruck hervorzubringen vermag."

Über eine zweite vortreffliche Rolle Lewinsky's soll uns ein Brief Bruno Buchers[1]) berichten, der außerdem zur Charakteristik Wiens vor dreißig Jahren manche bezeichnende Sätze enthält.

. . . Wir haben natürlich theaterdürre Zeiten, seit zehn Jahren sah man keine so leeren Häuser. In der Burg ist fast nur Besuch, wenn Lewinsky

[1]) Adalbert Bruno Bucher, Bruder Lothars, namhafter Kunstschriftsteller, geb. zu Köslin am 24. April 1826, war in Wien als Journalist (Redakteur des „Wanderer" u. s. w.) thätig, bis er 1869 zum Sekretär des österreichischen Museums für Kunst und Industrie ernannt wurde. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der technischen Künste."

eine neue oder interessante Parthie hat. Sein Mephisto war eine jedenfalls höchst beachtenswerte Leistung, wenn er auch einseitig den stets verneinenden Geist herauskehrte. In der Schülerszene war ihm Ihr Vorbild nicht ohne Nutzen geblieben, woraus ich ihm keinen Vorwurf machen kann . . . . . In den übrigen Theatern herrscht der „Freiwillige" ordinärster Gattung, der sogenannte Patriotismus stinkt zum Himmel, das gemeine Schimpfen auf Napoleon, Victor Emanuel usw. kann Niemand vertragen, der nicht Nerven hat wie ein Lerchenfelder. Die bestialische Natur, welche zur Zeit der Revolution der guten Sache so großen Schaden gethan hat, ist wieder obenauf, nur daß sie jetzt statt der roten die schwarzgelbe Kokarde aufgesteckt hat . . . . . .

Soll ich Ihnen von der politischen Stimmung erzählen? Da giebts wenig Erfreuliches. Der alte Fluch Oesterreichs, ein vortreffliches Heer durch erbärmliche Führung zu Grunde gehen zu sehen, lastet wieder auf uns, und es ist charakteristisch, daß wir „Ausländer" dies Elend, diese Schmach tiefer empfinden als die Oesterreicher selbst, welche in einer Niederlage die einzige Bürgschaft für ein Besserwerden im Innern erblicken. Das sind furchtbare Zustände!

Hat sich Herr Professor Roetscher in den Krieg gefunden? Auch ihm bitte ich meine ergebene Empfehlung auszurichten. In Kurzem sehen wir Sie also hier? Ich werde mich schon so einrichten, daß ich dann wenigstens einen Abend frei habe, gemütlich mit Ihnen zu plaudern.

Bis dahin meine besten Grüße und die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung.

Ihr ergebenster

Wien, 7. Juni 1859. Bucher.

In gewisser Beziehung kann man die Behauptung einer künstlerischen Verwandtschaft unseres Dessoir mit anderen gleichzeitigen Schauspielern auch auf Bogumil Dawison ausdehnen. In der großen D-Reihe — Dawison, Dessoir, Devrient, Doering — stehen sich die beiden Erstgenannten am nächsten, ganz abgesehen von der Übereinstimmung in Abstammung und Einzelheiten des Lebenslaufes. Sie haben im Gegensatz zu Ludwig Devrient und Theodor Doering weniger durch die blendende, improvisatorische Genialität gewirkt als vielmehr durch künstlerische Gediegenheit und eisernen Fleiß; sie haben in ihren Darstellungen wesentlich Einfachheit und Natürlichkeit angestrebt. Indessen während Dawison aus glänzenden Einzelheiten ein virtuoses Bild zusammenfügte, schuf Dessoir Gestalten aus *einem* Guß: jener weckte ein unstreitig hohes Interesse, dieser ward zum Herzenskündiger der tiefsten Geheimnisse menschlichen Fühlens. Was dem großen Polen fehlte, war das Schöpferische und Dämonische. In ähnlichem Sinne spricht sich Heinrich Theodor Roetscher, der damals tonangebende Theaterkritiker Berlins, in einem an den gerade verreisten Dessoir gerichteten Briefe über dessen Nebenbuhler aus. Dawison hatte zum Abschluß seines Berliner Gastspiels eine dramatische Vorlesung veranstaltet, und dazu bemerkt nun Roetscher in einem Schreiben vom 29. Juni 1855:

.... In dieser Vorlesung hat mir außer dem Riccaut (Minna von Barnhelm), wobei ihm (Dawison) sein schöner französischer Accent besonders zu Statten kommt, der Richard III.[1]) am besten gefallen, weil Dawison die Heuchelei in der Szene mit Anna sehr gut und überzeugend festhielt. Dies wurde mir nachträglich auch erklärlich. Er gab dieser Szene nämlich die ganze Innerlichkeit, deren Dawison überhaupt fähig ist. Da diese nun die tiefsten Töne des Gemüts nicht zu treffen vermag, so gab er ihr in der Szene mit Anna gerade die richtige Mischung von Wahrheit und Lüge, welche die Szene fordert. Bis zur äußersten Spitze des Seelenhaften darf der Darsteller des Richard im Tone nicht vordringen, weil doch die Töne wahrhaften, tiefsten Gemütes einem Menschen wie Richard versagt sein müssen. Indem Dawison nun das ganze Maß seiner subjektiven Innerlichkeit in diese Szene legte, hatte er gerade Gemüt und Seele genug, um Anna von seiner Gesinnung zu überzeugen, aber nicht so viel Gemüt, als die Szene erfordern würde, wenn Richard nicht Richard, sondern ein von tiefster Leidenschaft wirklich erfüllter Mensch wäre. So habe ich mir die Wahrheit dieser Szene bei Dawison erklärt ....

(Fortsetzung folgt.)

Die Lofoten und die Lofotenfischerei.

Von

And. Mehlum.

Deutsch von Georg Philippus.

Die Zurüstungen zur Lofotenfischerei beginnen im ganzen Nordland schon im Oktober. Jede Minute, die von dem kaum beendeten Spätsommerfischfang nicht beansprucht wurde, wird zur Anfertigung neuer und Reparatur alter Netze oder sonstiger Fischerapparate benutzt. Es ist ein beständiges Hin- und Herlaufen nach Garn, Zwirn, Tauwerk, Fischhaken, Bootsgerätschaften, Rentierfellen, Kisten, Tonnen und Fischködern, zu welchen letzteren vornehmlich auch kleine Heringe benutzt werden.

Der Fischfang am heimatlichen Strande hat um die Weihnachtszeit sein Ende erreicht; den kurzen Adventstag verbringt die Mannschaft, wenn irgend möglich, im eigenen Neste, oder auf der Brücke, mit der Reparatur der Boote, Segel u. s. w. eifrigst beschäftigt. Die Weiber trippeln zwischen Wohnstube, Küche und Keller beständig hin und her; zwei oder drei von ihnen stehen in der Stube beim Kneten und Auswalzen des dünnen „Fladbrod" so emsig arbeitend, daß der Schweiß von ihrer Stirn trieft. Ein älteres Weib, das Fak-

[1]) Dawison las den I. Akt, in dem bekanntlich die Gestalt Gloster's den Mittelpunkt bildet. (D. Herausg.)

totum des Hauses, schleppt Lagerfässer herbei, deren mehlbestreute Böden zur Aufnahme von Fischlebern bereit gehalten werden; — man lacht, scherzt und singt. Großmutter sitzt hinterm Ofen und rudert mächtig mit den Armen, sie karrt englische Wolle und strickt Seefansthandschuhe. Mutter flickt Vaters und der Jungen Arbeitszeug, mangelt, ordnet und verpackt wollenes und leinenes Unterzeug in die Schiffskiste, alles mit einer so wichtigen Miene als wolle sie Runenschriften enträtseln. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, alles so einzurichten, daß es zusammenhängt und aushält!

In der Küche wird Kuchen gebacken; säuerliches Grobbrot, aber auch Feinbrot, letzteres aus Weizenmehl, Milch, mit ausgesichtetem Roggenmehl bestreut und mit vielen Rosinen durchknetet. Ein kleiner Backofen findet sich in der geringsten Nordlandhütte, in welchem Lesser, die weithin bekannten Nordlands-Lesser, gebacken werden.

Das Nordlandsweib hat es in diesem gastronomischen Industriezweig zu einer wahren Virtuosität gebracht. Die Lesser, von durchgesichtetem Roggenmehl gebacken, werden mit Weizenmehl bestreut, darauf mit Milch besprengt und endlich mit einem Gemisch von Butter, Syrup und Zucker sehr kunstvoll geziert.

Häufig bäckt auch das Mädchen dem Liebsten Lesser, und dann gelten sie als wertvolle erotische Stücke d. h. für den Liebsten. Da sie aber nicht für's Leben halten, so gleichen sie mehr der flüchtigen Erotik als der „wahren, echten, wirklichen Liebe." —

Auf den Handelsplätzen herrscht reges Leben, wenn Weihnachten heranrückt; — Lofotenhandel und Weihnachtseinkäufe. Vor den Tischen der Händler ist es von 6 Uhr morgens bis 9 Uhr abends voll von Kunden: Männer, Weiber und Kinder durcheinander. Alles drängt sich vor, um es „auszurichten" (ein intransitives Verbum im Nordland); die Männer kauen und rauchen Tabak, spucken aus und schreien gegen einander an, — ein richtiger polnischer Reichstag. Hinter dem Tische schwirren die männlichen und weiblichen Ladendiener wie Fliegen durcheinander; hier wird Zichorie und Leinen abgewogen, dort Tabak, Thee, Zucker, Fischangeln, Papier, Nägel, kurz alles gehandelt, was zwischen Himmel und Erde existiert.

Der kleinste Boutikjunge glaubt sich bei den Bauern in Respekt zu setzen, wenn er wie ein gekröntes Haupt „Wir" sagt. — „Wir" können es nicht um einen Ovit billiger verkaufen, denn, wenn „Wir" nicht dasselbe dafür bezahlt, so kannst du mich am kleinen Zehen vorm Brückengeländer aufhängen!"

Im Kontor (Komptoir) sitzt in höchst eigener Person auf seinem „Bock" der Kaufmann und expediert Mann für Mann; der eine wünscht Kredit, die nächsten desgleichen, und der am meisten „angekreidet" steht, ist der unterthänigste. Ein fünfter erscheint, nachdem er alle Instanzen vom jüngsten bis zum ersten Ladendiener passiert, um vom Kaufherrn die niedrigsten Preise seiner Waren zu erdingen. Nachdem das Nötige eingekauft, werden die Sachen in Körbe, Kisten, Beutel und Säcke verpackt. Auf der Schiffbrücke arbeitet der Brückenmann mit seinen Gehilfen, daß es „von ihnen dampft." Sie wägen Mehl, Graupen, Kleie,

Theer, Salz, Tauwerk, löschen Fische aus den angekommenen Fischerbooten und beladen damit wieder leere Boote.

Es pulsiert um diese Zeit an den größeren Handelsplätzen Nordlands ein so reiches, originelles, interessantes Leben, das kaum in den größten Seehafenstädten seinesgleichen finden dürfte. Ja sogar das von Zola geschilderte Pariser Geschäftsverkehrsbild ist vielleicht nicht so malerisch-interessant, wenngleich die reichen Toiletten, die funkelnden Diamanten, welche den dortigen Etablissements einen so feenartigen Nimbus verleihen, in jenen Nordlands-Boutiken voll Tabak, Nägel, Graupen, Kuchen und Syrup gänzlich fehlen.

Große Mühe und Arbeit verursacht es den Angelfischern, die erforderlichen Köder-Heringe herbeizuschaffen. Zu einer Großbootsbemannung gehören 20—25 Tonnen, 4—5 Tonnen pro Mann. Man rudert und segelt kreuz und quer nord- und südwärts je nach den, meist unzuverlässigen, Gerüchten der Küstenbewohner. Die innersten Winkel der Fjords werden abgesucht; kein Hering ließ sich sehen, das Ganze war nur eine — Ente.

Mitunter müssen die Fischer ohne Köder-Heringe nach den Lofoten reisen, um sie dort von den Küstenfahrern für hohe Preise zu erwerben; freilich wird dadurch die Hoffnung auf eine pekuniäre Ausbeute des Fischfangs bedeutend herabgedrückt. —

Diejenigen, welche nach den West-Lofoten rudern müssen, um dort zu angeln, pflegen zwischen dem 20.—26. Januar dorthin aufzubrechen, während die Garn- und Leinenfischer solches erst einen Monat später thun. Der Dorsch erscheint nämlich zuerst in Stiemen an Varö vorüber bis nach Balstad, wo man dann schon einen reichlichen Fang machen kann, bevor noch eine Spur in Ost-Lofoten bemerkt worden ist. Im Winter, während der Dorsch sich weiter östlich hält, ist er in West-Lofoten gewöhnlich spärlich vertreten, wenn er aber im April in großen Stiemen westwärts zu wandern beginnt, dann füllt er rasch die Fischerboote, nachdem der Fischfang im Osten sein Ende erreicht hat.

Wenn alles segelklar ist, so versammeln sich die Bootsmannschaften, um über eine vereinigte Segelflottille zu beraten und eine günstige Gelegenheit zur Abfahrt abzuwarten. In Haufen von 30—40 Mann erklettern sie Klippen und Vorgebirge und spähen aufs Meer. In der Nacht schon halten die Alten alles parat, und wenn bei Tagesanbruch der Wind etwas abflört d. h. sich so weit dreht, daß mit genauer Not nordwärts gesegelt werden kann, dann sind in kurzer Zeit alle Mann zur Stelle, nachdem eiligst eine Tasse Kaffee mit Lefser genossen und feierlich von der zurückbleibenden Familie Abschied genommen. Es beginnt ein Wettstreit, Segel zu setzen, und zuerst die von der Brandung umspülten Klippen zu umsegeln. Diese eigenartige Segelregatta arbeitet unter Preß von Segeln nordwärts, und wenn der Wind abflaut, so wird zu den Riemen gegriffen. Dann kocht und schäumt es grün vor Bug und den eintauchenden Riemen, die Ruderer sind in Schweiß gebadet. Bricht aber Unwetter, der Sturm los vor dem steilen Felsenufer, dann sitzt jedermann gespannt auf seinem Posten; die krapp d. h. steil und hochgehenden Wogen stürzen in die

Boote, der Mast beugt sich, das Boot knarrt und windet sich wie ein Wurm, indem es die Schaumkronen der Wellen durchbricht. Handelt es sich doch darum, eine Stelle an der Küste ausfindig zu machen, wo im Notfall Fahrzeuge und Mannschaften geborgen werden können.

Im Januar sind die Tage kurz, und man kommt an einem Tage nur wenig vorwärts. In früherer Zeit, und noch bis vor dreißig Jahren, arbeiteten die Lofoter viel weiter nordwärts. Jeden Abend mußten dann die schweren Boote ans Land gebracht werden; es war eine Pferdearbeit, die ganze Flotille aufs Land zu schleppen, und die Boote litten sehr darunter. Jetzt sucht man eine geschützte Bucht, wo die Boote mittelst Draganker und Landfeste vertoiet werden.

In jener früheren Zeit war das Nachtlogis für die Bootsmannschaften sehr erbärmlich. Oft mußte mit einem hölzernen Brüdenschuppen fürlieb genommen werden, durch welche Wind, Regen, Schnee und Mondlicht freien Durchgang hatten. Zwei bis dreihundert Mann, auf dem Boden, wie die Heringe in der Tonne zusammengepackt, mußten in nassen Kleidern die Nacht aushalten und morgens steifgefroren in die Boote zurückkehren. Wenngleich für die Mannschaften jetzt etwas besser gesorgt wird, so sind dieselben doch herzlich froh, wenn sie heimgekehrt ihre eigenen Hütten wieder beziehen können. Oft, ja am häufigsten, findet der heimgekehrte Fischer seine Hütte erst nach langem Suchen, weil sie mit Schnee bedeckt ist. Rasch wird aber der Schnee so weit weggeschaufelt, daß ein kleiner Fußweg zwischen Hütte und dem Eise offen bleibt. Ofen, Komfur, werden glühend geheizt, die Thüren etwas geöffnet, damit die Wände trocknen, die feuchte, schlechte Luft verziehen kann. Nachdem man sich durch ein Lieblingsgericht: Suppe, Wurst, Kalbsrippen, worauf Kaffee und Lefser, gestärkt so wie durch einen Schlummer erquickt, werden sanitätliche Maßregeln ergriffen, indem man frischen Schnee auf die Fußböden bringt und diese scheuert und wäscht. Jetzt erst atmet man heimatliche Luft, die allmählich noch durch Küchen- und Schlafstubenaroma „verbessert" wird. — Im allgemeinen ist in diesen Fischerhütten eine verhältnismäßige Reinlichkeit vorherrschend. Wenngleich die Fischer häufig ermattet und schmutzig heimkehren, so vergeht doch selten ein Abend, ohne daß die Fußböden mit Schnee gescheuert werden. —

In West-Lofoten, wo vielfach Leinen- und Angelfischfang betrieben wird, besteht die Bootsmannschaft nur aus 4—5 Mann; jeder Mann besorgt Leinen mit ca. 3000 Angeln, halbbefahrene Fischerleute ca. 1500. Wenn der Winter beginnt und der Dorsch in großen Stiemen in den Westfjord dringt, werden die geordneten Leinen mit Haken ziemlich weit vom Strande aufgestellt. Außerdem ist bei Balstad ein Einschnitt in die Lofoten dergestalt, daß die Balstadsleute einen bedeutend weiteren Weg als die west- und ostwärts wohnenden Fischer zu machen haben. Da die Tage jetzt kurz sind, so muß schon lange vor Tagesanbruch in die offene See gerudert werden, und selten erfolgt die Rückkehr vor 10 Uhr abends. Sobald frühmorgens eine Flagge gehißt wird, rudert die ganze Flottille durch drei enge Passagen aufs Meer; es herrscht ein Leben und

so lautes Geschnatter unter den Ruderern, daß es in den nächsten Gebirgsschluchten als Echo wiederhallt. Möven umkreisen die Fischerflotte und singen oder schreien ihre ohrbetäubende, unmelodische Katzenjammermelodie. Der graue, Nebel weicht dem lichtblauen Tag. Die Fischer werden unruhiger, der Wettruderkampf beginnt, Riemen zerbrechen, die schlanken Nordlandsboote durchschneiden graziös hohe Wellen, die vom Ozean in die Fjords hineinrollen. Endlich hat man die Fischerbank erreicht; es wird „beigedreht", die Decke des Westfjord erbrochen, um Reichtümer zu erobern, die er in sich birgt. Unter Sang und Klang beginnt das Aussetzen; zwei Mann rudern scharf voraus, ein Mann wirft „Stamp" nach „Stamp", d. h. schwimmende Korkapparate, die eine Abteilung Leinen und Angeln tragen, über Bord. Nachdem das Ganze ausgesetzt, geht's an die Riemen, um den „Satz" zu strecken. Bei dieser Manipilation giebt's Finessen, die nur von Fachleuten begriffen werden, ja sogar einzelne von dem „Vormann" ausgeführte, die den anderen Fischerleuten unbekannt bleiben.

Nach einer Weile beginnt der Hauptzug. Zwei Mann dirigieren das Boot, einer zieht die Leine ein; mit einem an einem Stiel befestigten scharfen Eisenhaken bewaffnet steht ein dritter, den Dorsch zu erwischen und ins Boot zu befördern, wenn er sich an der Oberfläche gezeigt. Die „fremden" Dorsche, d. h. solche, die durch das Unklarwerden mit dem Angelwerk des nächsten Bootes heraufgeholt werden, kommen in ein separates Hütfag des Bootes und werden bei der Landung ihrem Eigentümer ausgehändigt. Früher wurden jene „fremden" Fische stets gegenseitig gestohlen, und erst die Neuzeit hat darin Wandel geschaffen. Bei günstigem Winde werden auf der Rückfahrt die Fische ausgeweidet. Wenn dann gegen 6 Uhr abends das Land erreicht ist, kann noch rechtzeitig das Fischergerät in Ordnung gebracht werden, so daß man gegen 9 Uhr das Leben genießen, in der Hütte ausruhen oder mit den Nachbarn plaudern kann. Oft muß man aber den weiten Weg gegen den Wind zurückrudern und erreicht dann erst gegen 10 Uhr das Land. Zunächst müssen dann die Fische zum Trocknen auf die sogenannte „Hjälde" gebracht werden, die Köpfe sind zu verkaufen, Leber und Rogen zu konservieren, und schließlich kann dann die Zurechtstellung der Leinen und Anbringung der Fischköder u. s. w. besorgt werden. In beißender Kälte mit Schneegestöber stehen die Leute auf den Hügeln, oberhalb ihrer Hütten im Dunklen und mit bloßen Händen, um diese mühsame Arbeit zu verrichten.

An solchen geschäftlich überbürdeten Abenden kommt man, nachdem schleunigst etwas Abendessen heruntergeschluckt, erst gegen Mitternacht zur Ruhe, die schon um 5 Uhr durch ein allgemeines Alarmieren unterbrochen wird. Als Ersatz dafür hat man 1—2 Landliegetage wöchentlich, mitunter auch mehr. An solchen Tagen genießt der Nordländer das Leben nach Herzenslust, schläft er den halben Tag, plaudert, liest Zeitungen und erheiternde Bücher, singt nationale Lieder oder schmachtende Zionsgedichte, treibt sich auf dem „Wehr" (Fischerniederlassung) umher und besucht Kameraden; außerdem versorgt er sich reichlich mit Kaffee, Lefser und anderen Leckereien. —

In Balstad sowie in fast allen westlich gelegenen „Wehren" wird der Fisch getrocknet, während man in den „Wehren" der Ostlofoten ihn roh in den Handel bringt.

Wenn die Fischer in ihre Heimat zurückkehren, mieten sie einen Aufseher, der das Trocknen der Fische zu besorgen hat. Um Johanni werden sie dann mittelst der gewöhnlichen Küstenfahrer nach Bergen auf den Markt gebracht. —

In den Ostlofoten wird hauptsächlich Garn- und Tiefwasserfischerei betrieben, letztere mittelst Leinen und Haken, oder mit Räußen und Vorstellnetzen. Die Netze mit zugehörigen Gerätschaften repräsentieren einen hohen Wert, und wenn der Fisch sich nur in dünnen Stiemen zeigt, so arbeiten die Fischer häufig mit Verlust. Freilich kann ein einziger glücklicher Fang die Netze und Boote füllen, den Fischer für alle Verluste entschädigen. Außerdem gehört die Garn- oder Netzfischerei zu dem leichteren Betriebe.

Der Garnfischer rudert morgens 7 Uhr mit seiner „Kette" hinaus, stellt sie sachgemäß und zieht sie nach einer Weile wieder ein. Er rudert an den Strand zurück, übergiebt seinen Fang einem Küstenschiffer, setzt sich, nur mit Unterzeug und Strümpfen bekleidet, auf sein Bett und vertreibt sich die Zeit mit dem Ausbessern der Netze. —

In neuerer Zeit hat sich, auf Grund der zunehmenden Fischerei, diese Art des Fischens bedeutend erschwert. Die Fischereigründe vermögen nicht mehr die vielen „Gelenke" zu fassen. Man setzt deshalb ein „Gelenk" über das andere, wodurch häufig das unterste zu einem unauflöslichen Knäuel zusammengepreßt wird. In diesem Falle werden nur einige „Kochfische", Weißlinge und andere gewöhnliche Arten für den eigenen täglichen Bedarf heraufgezogen, und oft kehrt das Boot erst nach Mitternacht in den Hafen zurück.

Wenn durch ein Unwetter die verschiedenen „Netzengelenke" zu einem unförmlichen Klumpen verwickelt werden, dann beginnt für den betroffenen Fischer eine schwere Zeit. Die Fischer liegen oft mehrere Tage mit ihren Booten in Reih und Glied, ordnen, zerschneiden, zerreißen, um schließlich nur einige Fetzen ihres Netzes herauszuholen. Nicht selten passiert es, daß man Netze und sämtliche Gerätschaften verliert. Zuerst treiben Strom und Unwetter mehrere „Gelenke" zu einer festen Masse zusammen. Die Grundtaue vermögen nicht den schweren Koloß länger zu halten, er kommt ins Treiben westwärts, reißt alles Netzwerk mit sich fort, nimmt stetig an Umfang zu und treibt über die Fischergründe, wo die Haken, sich festhakend, viel Unheil anrichten. Das zu einem formidablen Netzenberg angewachsene Ungetüm treibt seewärts, und ein solcher gordischer Riesenknoten spottet jeglicher Macht. Vor einigen Jahren versuchte ein großes Postdampfschiff mit Hilfe seiner Dampfwinde eine derartige treibende Netzenbatterie zu fassen und zu entwirren. Wer aber den „Kürzeren zog", das war die mächtige Dampfmaschine des großen Dampfers; der schwere Koloß fuhr treibend weiter, als wäre nichts passiert. Es bleibt den armen Fischern deshalb auch kaum was anderes übrig, als ihr wertvolles Eigentum dem Ozean preiszugeben. —

Der Tiefwasserfischer hat die am meisten Ausdauer erfordernde Arbeit. Von morgens früh bis spät abends sitzt er in seinem Boote im Fjord, mit beiden Händen und Armen die Leinen an den Bordwänden des Bootes hin und herzerrend. Eine halbe Stunde lang dauert diese anstrengende Arbeit an derselben Stelle, um dann an einer anderen Stelle und so weiter fortgesetzt zu werden. Kehrt aber dieser Fischer abends in seine Hütte zurück, so ist er ein freier Mann; er hat keine Fischgerätschaften zu reparieren; bei Unwetter hat er keine Sorgen: seine Fischleinen und Haken hängen an der Wand; was er erfischt, ist reiner Gewinn, von Verlusten keine Rede. Die Bootsbesatzung eines Tiefseefischers besteht aus drei Mann, und es ist nicht selten, daß sie eine Ausbeute von 5—600 Kronen pro Mann erzielen. Aber dann müssen sie auch schwer arbeiten, jeden Augenblick benutzen, wie festgenagelt auf dem Sitzbrett des Bootes aushalten. —

Schließlich sei hier noch des ländlichen Lebens und Treibens dieses biederen Naturvolkes erwähnt. — Die Fischerhütten liegen auf Anhöhen unweit des Strandes. Außen vor den Hütten sind alle Stroh- und Kleiderkisten aufgestapelt, — jeder Mann besitzt zwei Kisten. An dem sogenannten „Schwalbengang", dem stets freigehaltenen schmalen Eingang zur Hütte, sind zu beiden Seiten die verschiedensten Gegenstände untergebracht: Brennholz, Fässer mit Leber- und Thranresten, Fischködern und sonstigem Fischergerät. Unter dem Boden hängen Fischernetze und Schnüre bundweise geordnet. Danach betritt man das eigentliche Wohnzimmer. An der Wand, zunächst dem Eingang, steht das große Komfur, freilich stark verrostet und geflickt, aber trotzdem ein veritables Komfur. Längs der Wände sind zu beiden Seiten und übereinander, wie auf den Schiffen, die Kojen, breite Betten, à 3 Mann, angebracht. Vor jedem Fenster steht ein ziemlich primitiver Tisch, unter jedem Tisch circa 6 hölzerne Butterdosen, verziert durch eingebrannte Schnörkeleien u. dgl. m. Wenn die Fischer ermattet von der Arbeit heimgekehrt, so ziehen sie sofort ihre Seestiefeln aus und werfen dieselben unter die Betten. Erst wenn die Füße in die sogenannten „Klumper" (Holzpantoffel) gesteckt sind, fühlen sich die Fischer behaglich. Wie auf gegebenes Signal schwingen sich alle Mann in die Kojen, um, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, auszuruhen oder um Netze zu flechten.

Ein obligates Abendgericht besteht in gekochten, frisch gefangenen Fischen und Suppe. Als Dessert wird „Fischmölje" serviert, eine wahre Delikatesse, die folgendermaßen zubereitet wird: Durchbrochenes Flachbrot wird schichtenweise in den Topf gethan, heiße Brühe darüber gegossen, und wenn das Brot durchweicht, so wird die Masse zu einem dicken Brei ausgerührt, reichlich Dorschfett hineingethan und wieder stark umgerührt; zuletzt mit Syrup und Essig tüchtig durchknetet. Dem Neuling ist zu raten, dieses wohlschmeckende Nationalgericht anfänglich nur mäßig zu genießen, weil, wie der Nordländer sich bezeichnend ausdrückt, es „leicht wiederkommt." —

Der Nordländer ist beim Essen sehr appetitlich, wie er es von Jugend an gewöhnt ist. Gabel fehlen nie an seinem Tisch, während die Bauern in den verschiedenen Gegenden des Nordlandes sich mit „Adams Klauen" behelfen. Wie

die Nordlands-Bauern im allgemeinen sich durch einen angeboren Takt und einen gewissen bon ton auszeichnen, so tragen auch ihre Gesichtszüge ein intelligentes Gepräge. —

Der Nordlandsfischer korrespondiert während der Lofotenzeit mit seinen Lieben daheim. Bei seiner Ankunft pflegt er gleich zu telegraphieren und später zweimal wöchentlich zu schreiben. Die meisten dieser Briefe haben eine traditionelle Kolektivform angenommen; sie enthalten nur Namen und einzelne Fakta, die hin und wieder in diese optima forma eingestreut sind. Gewöhnlich lautet sie:

„Teuere . . .!

In dieser stillen Abendstunde ergreife ich die Feder, Dir etwas zu schreiben . . . Ich lebe gottlob wohl bis jetzt, was ich auch von Euch zu hören wünsche. Die Fischerei . . . diesmal nicht mehr. Entschuldigt meinen eiligst geschriebenen Brief und die häßliche Handschrift. Grüße . . . Viel tausend gute Nacht. Brief mit nächster Post. Geschrieben von

Deinem . . ."

In neuerer Zeit sind die Lofotenbriefe oft sehr ausführlich und inhaltsreich. Aber auch die kurz gefaßten Briefe werden stets mit rührender Freude empfangen; die kräftige, biedere Landbevölkerung legt wenig Wert auf geistreiche Sentenzen 2c. und ist zufrieden, von dem Geliebten zu hören, daß er lebt und es ihm gut ergeht. Ein schneidiger Kopf, der oft seine Briefe in Reimen schrieb, galt viel bei seinen Landsleuten. Ein Bruchstück aus einem seiner Briefe lautete:

„Ich lebe gut,
fisch' nur wenig
und wünsche Dir dasselbe."

Der Beginn der Freiheitskriege.

Aus den Lebenserinnerungen des Feldmarschalls v. Boyen

von

Friedrich Nippold.

(Schluß.)

15. July 1838.

Am 7. April erfolgte endlich der Aufbruch des Großen Haupt-Quartiers und der Russischen Reserve-Armee aus Kalisch, die bey Steinau den 14. über die Oder gieng, wo der König aus Breslau auch eintraf und sich auf Dresden dirigirte. Daß man auf diesem Marsch den Truppen alle mögliche Erleichtrung zukommen ließ, war gantz in der Ordnung, da sie nichts vom Feinde zu befürchten hatten, die Unordnung aber, in der man den über alle Gebühr zahlreichen Troß des Haupt-Quartiers gehen ließ, war doch zu groß; jedermann

hatte so viel Gepäck, als er wollte, und ließ des Morgens seinen Kutscher nach eigener Bequemlichkeit ausfahren, dieß gab denn nun ein Jagen und Zusammenfahren auf der Heer-Straße, von der man sich kaum einen Begriff machen kann; es mag dieß indeß wohl eine Erbsünde der Fürstlichen Haupt-Quartiere seyn, denn ich habe jenes Übel oft selbst in der Nähe des Feindes wieder gefunden.

Der Kaiser Alexander, der damahlen noch in voller Lebens-Kraft auftrat und gern mit der öffentlichen Meinung kokettirte, machte jeden dieser Märsche in einem Galopp, so daß von Distance zu Distance frische Pferde für ihn hingestellt waren, auf die er sich, zum Ärger seiner Suite, schnell hinaufschwang und den Kurier-Ritt fortsetzte; in seinem Neuen Quartier angekommen, mußte die eine Compagnie starke Wacht bereits bereit stehen, und er exerzierte diese dann mit einem beynahe komischen Eifer noch eine $^1/_2$ Stunde, deßwegen hätte er freylich nicht so eilig reiten dürfen. Alsdann wurde die Parole ausgegeben und hinterher noch gewöhnlich dem Griechischen Gottes-Dienst in der in einem besonders eingerichteten Zelt befindlichen Feld-Kapelle beygewohnt. Als das Erstemahl bey Austheilung des Segens alle Russen niederknieten, wollte mein durchaus Protestantisches Gemüth dieß nicht thun, da ich aber sah, daß der Englische Gesandte Cathcart und der Schwedische Löwenhielm mit bemerkbarem Eifer dieß ausführten, so schloß ich mich ihnen auch pflichtschuldigst an.

Das Bedeutendste, was uns auf diesem Theil des Marsches vorkam, war die bekannt gewordene Ablehnung des Königes von Sachsen, an dem angetragenen Bündniß Theil zu nehmen; wir hatten bereits bey dem Vorgehen von Blücher den im Tilsiter Frieden abgetretenen Cottbusser Kreiß wieder besetzt, und dieß schien die Schwierigkeit der Annäherung zu vermehren; bey unserem Aufenthalt in Dresden werde ich noch mehr über diesen Gegenstand zu sagen Gelegenheit haben.

Eines zweiten Gegenstandes will ich hier noch erwähnen, der bald zu einem Mißverständniß zwischen Kutusow und Blücher Anlaß gegeben hätte. Der letztere hatte bey seinem Aufenthalt in Sachsen mehrere Proklamationen erlassen, die alles Deutsche Volk zu den Waffen und zu kräftiger Mitwirkung gegen den allgemeinen Feind aufriefen; das aber war Kutusow in vielfacher Hinsicht nicht Recht, theils glaubte er seine Autorität dadurch verletzt, theils war es der Russischen Ansicht nicht angenehm, daß Preußens Heerführer so selbstständig eingriff, wobey zu gleicher Zeit ein heimlicher Schauer gegen die Bewaffnung des Volkes mit einwirkte. Ich bekam daher den Auftrag, ein Scharfes Verbot an Blücher aufzusetzen, es gelang mir indeß bey dem Zutrauen, welches ich mir bey Kutusow erworben hatte, diesem Erlaß eine Mildere Form zu geben, in der ich ihn als Beylage 17 hier beyfüge.

Unerwartet mußte auf diesem Marsch durch Schlesien Kutusow seine lange Kriegerische Laufbahn in Bunzlau beschließen. Wir rückten am 18. in dieses Städtchen, und der Alte Feldherr kam gantz behaglich auf seiner Droschke angefahren, wir setzten uns bald nachher zu Tische, wo keine Verändrung an ihm zu

bemerken war, der Feld-Marschall noch hin und wieder schertzte und mir den Auftrag zur Ausfertigung einiger Briefe gab. Als ich diese nach ein Paar Stunden ihm zur Unterschrift vorlegen wollte, fand ich eine kaum glaubliche Veränderung in seinem gantzen Zustande, er zitterte am Gantzen Körper, so daß er nicht mehr ordentlich unterzeichnen konnte, doch aber noch die Geistige Kraft hatte, darüber zu schertzen. Ein Faulicht-Nervöses Fieber machte nun reißende Fortschritte und endete am 29. April das 77jährige Leben des Sieggekrönten Helden. Der Graf Wittgenstein wurde im Oberbefehl sein Nachfolger; Kutusow war unbestritten sowohl nach seiner Bildung als seinen Geistigen Anlagen mehr als dieser, und doch halte ich es für eine Gunst der Vorsehung, daß gerade hier das Leben des Grauen Helden endete: thatkräftige Entschlüsse möchten wohl nicht mehr von ihm ausgegangen seyn, auch zweifle ich, ob er sich immer fügsam gegen die verschiedenen Souverainen Ansichten und die oft bunten Gedanken ihrer Umgebungen gezeigt haben würde.

Ich war zwar bey dem Ausbruch der Krankheit Kutusow's ebenfalls in Bunzlau zurückgeblieben, da indessen diese einen solchen Gang nahm, daß an seine Wieder-Herstellung nicht zu denken war, und ich weniger bey seiner Person als dem Russischen Armee-Commando angestellt war, so gieng ich nach einigen Tagen dem Haupt-Quartier nach und nahm noch an dem den 24. in Dresden erfolgten Einzuge der Souveraine Theil. Der Größte Theil der Einwohner begrüßte uns freudig als gleich gesinnte Brüder, indeß die Beamten, und was zum Sächsischen Hofe gehörte, bey dem Benehmen ihres Königes sich in einer gespannten Lage befand und daher von uns zum Theil entfernt hielt oder nach einer Neutralität strebte, die in der damahligen Lage unmöglich war.

17. July 1838.

Die verbündeteten Souveraine hatten sich durch die erste Ablehnung des Königes von Sachsen nicht abschrecken lassen und noch mehrere Schritte versucht, um denselben in seinem eigenen Intresse zur allgemeinen Theilnahme an dem Kampfe gegen Napoleon aufzuforderen. Der General Thielmann, der zu jener Zeit Sächsischer Befehlshaber in Torgau war, hatte sich vom Anfange des Vorrückens der Verbündeten denselben außerordentlich günstig gezeigt und für seinen Platz eine Art von Neutralität mit unseren dort stehenden Befehlshabern eingeleitet, sie vielfach unterstützt, da er den Beytritt seines Königes als unbezweifelt voraussetzte und, indem er dieses aussprach, die möglichst günstigsten Bedingungen für Sachsen zu erhalten strebte. Dadurch war er in eine fortdaurende Verbindung mit uns gekommen, wie das die Beylagen 18 a, b, c zeigen, aus denen hervorgeht, daß Thielmann zur Beschießung der Frantzösischen Besatzung in Wittenberg Geschütz aus Torgau hergab, an dem Beytritt seines Königes, dem er nicht vorgreifen könne, nicht zweifelte, und von den Souverainen für seine Person zu einer Konferenz nach Dresden eingeladen zu werden wünschte, um das weitere wegen der Sächsischen Truppen zu verabreden. Auf Grund dieser Verhältnisse mußte der Fürst Wolkonsky im Nahmen der Souveraine an

Thielmann schreiben und ihn nach Dresden einladen, wo er sich auch am Tage unseres Einrückens einfand.

Es wurde sogleich von Russischer Seite der Minister Stein, und von Preußischer ich ernannt, um mit Thielmann ein Allianz-Projekt zu verabreden, wozu mir Stein die Grundzüge kurtz vor Eröffnung der Konferenz in die Feder diktirte. welche ich im Original als Beylage 19 hier anschließe. So wahrscheinlich auch ein günstiger Ausgang dieser Verhandlung zu erwarten schien, so ward doch aus der gantzen Sache nichts, sey es daß Thielmann den Enschluß des Königes von Sachsen, an Napoleon festzuhalten, bey seiner Ankunft in Dresden erfahren habe, oder daß die ihm von uns vorgelegten Bedingungen seinen Instruktionen nicht entsprachen, genug, er gieng auf gar nichts ein, so daß zuletzt Stein ziemlich barsch wurde und wir ceremoniös auseinandergiengen. Stein war eigentlich in seinem Inneren gegen diese gantze Verhandlung, da er die bißherige Staaten-Zersplittrung Deutschlands so viel als möglich aufzuheben und zur Erhaltung Deutscher Selbstständigkeit Große Deutsche Staaten zu bilden strebte. Welches auch in diesem Augenblick die Gründe seyn mochten, die dieß nicht erwartete Benehmen von Thielmann bestimmten, so war er doch bereits für seine Person zu weit gegangen, als daß er weiter im Sächsischen Dienst bleiben konnte. Die damahls in der Sächsischen Armee befindlichen zahlreichen Anhänger Napoleons unter den Offizieren lehnten sich gegen Thielmann auf, und andere, die sein Benehmen im Stillen billigten, schlossen sich doch den Ersteren an, um bey den veränderten Verhältnissen jeden Verdacht von sich abzuwälzen, so daß Thielmann kurtze Zeit nach dieser Konferenz aus Torgau in das Haupt-Quartier der Verbündeten flüchten mußte, wo er erst in Russische Dienste und aus diesen nach dem Frieden in Preußische trat, wo er als General der Cavallerie und Commandirender General in den Rhein-Provintzen nach wenigen Jahren gestorben ist. Er war ein gebildeter Mann und ein sehr Guter Feld-Soldat.

Wenngleich die Zeit des Wiener Congresses, insofern ich dazu kommen werde, diese zu schildern, Gelegenheit genug geben wird, über das Verhältniß von Sachsen zu den Verbündeten, und nahmentlich zu Preußen, das Nöthige zu sagen, so scheint es mir doch nicht unpassend, die Grundlage dazu mit einzelnen Zügen hier schon zu entwerfen. Will man bey einem solchen Versuch mit einiger Gewißheit zu Werke gehen, so muß man biß zu dem Zeit-Punkt zurückkehren, wo nach der eigenen Erklärung des Kaisers Franz im Jahr 1806 das Deutsche Reich aufgelöst ward: von diesem Augenblick an trat Sachsen in ein Natürliches Schutz-Verhältniß zu Preußen, welches selbst nach der anfänglichen Zustimmung Napoleons in einen immerwährenden Bund verwandelt werden sollte. Wer sich die damahlige Geographische Lage Nord-Deutschlands ins Gedächtniß zurückruft, muß es sich gestehen, daß, da Sachsen nicht Selbstständig stehen konnte, ein solches Ersatz-Bündniß des Deutschen Reichs unvermeidlich war, welches auch ein Großer Theil der dabey betheiligten Fürsten wünschte. Dem im Spätjahr 1806, freylich sehr übereilt, von Preußen unternommenen Kriegeszuge trat Sachsen sehr zögernd,

und nicht so, wie es wohl gekonnt hätte, mit Anstrengung seiner Kräfte, bey. Diese Halbheit in den Maaßregeln und Entschlüssen, die allerdings auf den Ausgang des Feldzuges einen bedeutenden Einfluß äußerte, war damahlen, und besonders bey den Deutschen Cabineten, vorherrschend. Es mag seyn, daß das Unzusammenhängende, welches sich in dem damahligen Benehmen Preußens offenbarte, den bedächtigen König von Sachsen gleich von Hause aus mißtrauisch machte, ich will es erklärlich finden, daß ein so schwacher Staat wie Sachsen, da sich Preußen nach der Schlacht von Auerstädt für einige Augenblicke selbst verließ, von dem bißherigen Verbündeten und der Deutschen Sache, ohne besonders Abschied zu nehmen, hinweg eilte und sich vor dem Ausländischen Sieger beugte, und ich will es mit der Erwerbs-Lust, die tief in der Menschlichen Natur liegt, bemäntlen, wenn der Fromme und Rechtliche König von Sachsen aus dem Nachlaß seines früheren so eben besiegten Verbündeten Cottbus und das Groß-Hertzogthum Warschau von Napoleon gehorsamst annahm; dem Könige von Sachsen bleibt hier noch immer die in solchen Fällen gewöhnliche Entschuldigung: für Preußen ist dieß doch Alles einmahl verlohren, und wenn ich es nicht nehme, so bekömmt es ein anderer.

Schwieriger aber auf jeden Fall wird die Entschuldigung bey Gelegenheit der sogenannten Bayonner Konvention, einer der Schändlichsten Handlungen Napoleons. Bekanntlich hatte der Frantzösische Kaiser die in Polen von den Preußischen Behörden zum Retablissement des Landes ausgeliehenen Privat-Kapitalien, den Milden Stiftungen und Unmündigen gehörig, unter dem Vorwande, daß dieß Staats-Eigenthum sey, eingezogen und verkaufte sie in Bausch und Bogen an den König von Sachsen, der nun jede Preußische Unterhandlung zurückwieß und mit Großer Härte diese Forderungen behandelte, wodurch mehr als eine Familie untergieng, mehr als eine Milde Stiftung zerstöhrt ward; nach meiner Ansicht ist so etwas, wenn man auch sein Gantzes Leben hindurch in der Kirche andächtig gewesen ist, doch immer ein Moralischer Flecken.

Aber gantz von diesem Allen abgesehen, kommt es nun zu der Hauptfrage: die Zeit verlangte von dem Könige von Sachsen eine Entscheidung; entweder soll er mit den Verbündeten Fürsten den Versuch wagen, das auf Deutschland lastende Joch fremder Eroberung abzuwälzen und so seine früheren Rechte wieder zu erwerben, oder er kann, zufrieden mit seiner gegenwärtigen Lage, der Verbündete der Frantzosen bleiben; er wählt das letztere, und wir wollen ihm darin freye Wahl lassen, wie kann er aber, oder seine Vertheidiger, wenn die von ihm freywillig gewählte Sache unterliegt, hinterher von seinen angestammten Rechten sprechen?? Waren seine Vorfahren Deutsche Fürsten geworden, um der Sache ihres Vaterlandes beliebig untreu werden zu können?? Wer eine Spekulation unternimmt, um zu gewinnen, muß auch den Schaden tragen, und von dem Augenblick an, wo der König von Sachsen, der in Böhmen und so in der Lage war, frey handlen zu können, gegen die Stimme Deutschlands der Verbündete Napoleons blieb, gab er seinen Deutschen Stand-Punkt auf und ward ein Familien-Glied seines Verbündeten.

18. July 1838.

Der König, mein Herr, empfand dieses Benehmen des Königes von Sachsen sehr tief und benutzte eine Gelegenheit, um dieß noch vor dem Ausmarsch aus Dresden ziemlich laut auszusprechen. Ich glaube, es war den zweiten Tag unseres Aufenthalts in Dresden, als ich mich Nachmittags in der Gemählde-Gallerie befand, wo auch bald darauf der König eintrat und, indem ich mich nun an sein Gefolge anschloß, die Sammlung besah, während um den König sich die Zahl der Städtischen Zuschauer in den Sälen immer mehr anhäufte. Jeden Augenblick stießen wir bey unseren Wanderungen auf einen leeren Raum, da das Bild, welches sonst dahieng, kürtzlich weggenommen war. Dieß kam zu häufig vor, als daß es nicht dem Könige auffallen sollte, und nach vielen Complimenten mußte der schon etwas in Transpiration gerathene Gallerie-Inspektor mit den zierlichsten Redens-Arten gestehen: daß man aus Vorsicht, wegen zu besorgender Krieges-Ereignisse, die wichtigsten Gemählde nach dem Königstein gebracht habe. Dieß nahm nun der König gewaltig übel, und sagte gantz laut: „Es ist niemahls meine Manier gewesen, andren ihr Privat-Eigentum zu nehmen, und es ist dieß eine Beleidigung Meiner Gesinnungen und der des Kaisers von Rußland, doch muß man sich nicht wundren, der König von Sachsen hat, wie ich es zu Meinem Schaden erfahren habe, schon lange die Grundsätze seines Verbündeten angenommen, und da ist denn ein Mißtrauen wegen verdienter Repressalien wohl zu erwarten."

Wenn man bedenkt, daß der König auch von Sachsen aus in den früheren vertraulichen Mittheilungen immer auf einen günstigen Umschwung der Dinge, biß zu welchem man das Fremde Joch anscheinend geduldig tragen müsse, vertröstet war, so kann man es sich wohl erklären, daß dem Könige jetzt, nachdem jener Umschwung der Dinge gekommen war, dieses Zurücktreten Sachsens doppelt Schmertzlich und als ein eigentliches im Stich lassen erschien; die, wie ich schon erwähnte, zahlreichen Zuschauer in der Gallerie schienen indeß über die obige Äußerung nicht wenig betreten und wußten eigentlich nicht recht, in welche Falten sie ihre Gesichter legen sollten.

Während wir in der eben erzählten Art negotiirten und polemisirten, hatten bey den in erster Linie stehenden Corps die Krieges-Angelenheiten, durch die nach und nach angekommenen Frantzösischen Verstärkungen, ein ernsteres Ansehen gewonnen. Ich glaube den damahligen Zustand der Dinge nicht besser schildren zu können, als wenn ich in den Beylagen 19 a—h eben so wohl die an mich in dieser Hinsicht gerichteten Briefe von Scharnhorst, als auch eine darauf bezügliche Instruktion des Grafen Wittgenstein beylege. Scharnhorst hätte ein schnelleres Vorgehen der Haupt-Armee gewünscht, um noch vor der Ankunft Napoleons die Armee des Vize-Königes zu vertreiben; jetzt, da dieses nicht mehr zu erreichen war, beschränkte er sich auf die beiden folgenden Vorschläge: Entweder man koncentrirt alle möglichen Streit-Kräfte zu einer Haupt-Schlacht bei Leipzig, oder die Reserve-Armee bleibt bey Dresden, während Blücher und Wintzingerode auf den Vize-König fallen und, wenn dieser geschlagen ist, sich in die linke Flanke

der bey Erfurt sich sammlenden Frantzösischen Armee zu werfen suchen. Die unter h beyliegende Instruktion von Wittgenstein wird indeß zeigen, daß unsere Streit-Kräfte noch sehr zerstreut gehalten wurden. Der Erste Vorschlag von Scharnhorst wurde angenommen, und die Reserve-Armee brach am 28. in der Richtung auf Borna von Dresden auf. Dadurch daß Scharnhorst bei dem ersten Elb-Übergange für drey verschantzte Brücken bei Mühlberg, Meißen und Dresden gesorgt hatte, war, trotz dem unerwarteten Benehmen des Königes von Sachsen, doch eine ziemliche Freyheit der Bewegungen gesichert, und so zogen wir mutig dem Entscheidungs-Tage entgegen.

Den angeführten Briefen von Scharnhorst will ich hier noch ein an mich gerichtetes Schreiben des Alten Blücher hinzufügen (Beylage 20), das ich freylich durch ein im Kriege zu entschuldigendes Post-Versehen erst am 3. July in Berlin erhielt, welches aber in jenen erwähnten Zeit-Raum vor der Schlacht von Görschen gehört. Der Eigenhändige Brief Blücher's lag in einem an mich bestimmten Dienst-Schreiben, und da des alten Feldherren Handschrift in der That etwas undeutlich ist, so habe ich gleich eine Übersetzung beygefügt. Mir scheint dieser Brief darum merkwürdig, weil er den Ideen-Gang und die Krieges-Ansichten des Alten Blücher deutlich ausspricht.

Von diesem Vorrücken aus Dresden fällt mir noch eine unbedeutende Anekdote ein, die ich aber doch hier anführen will, da sie als ein Beitrag zur Politik der Sächsischen Bauern angesehen werden kann. Man trug in Preußen damahlen allgemein die so eben eingeführte National-Kokarde, nun bemerkte ich auf einem der Märsche in einiger Entfernung vom Wege mehrere Vorspann-Wagen, bey denen die Fuhrleute alle die Preußische Kokarde trugen, ich ritt sogleich an sie heran und fand schon unterweges, daß das Zeichen der Kokarde nur mit Kreide gantz geschickt auf den Hut gemacht war, während der Dialekt der Antwort dieser Fuhrmänner mir deutlich zeigte, daß sie Sachsen wären, und auf mein Befragen, wie sie denn zu der Preußischen Kokarde kämen, antwortete mir der eine mit einem schalkhaften Lächlen: „I nu! die Herren Kosaken gehen dann besser mit uns um." Dagegen ließ sich auch nicht viel einwenden.

Indem sich die verschiedenen Corps nun immer mehr konzentrirten, erregte das Kriegeslustige Aussehen und doch dabey anständige Benehmen der Preußischen Truppen bald ein allgemeines und wohlverdientes Aufsehen. Es ist dieß nicht ein einseitiges National-Urtheil, sondern ich gründe mich dabey auf das Allgemeine Urtheil der Fremden Offiziere, die im Haupt-Quartier waren. So viel Truppen ich auch in meinem langen Kriegesleben gesehen habe, niemahlen habe ich welche gesehen, die ein Größeres Vertrauen einflößten. Das Napoleonische Heer sprach in seiner Blüthezeit allerdings eine Große Kriegeskraft auch in den Augen des Zuschauers aus, allein dieß war doch mit einem rohen Übermuth vermischt, der sich hier bey den Preußen nicht fand. Sichtbar war eine Große Veränderung in unserem Krieger-Stande vorgegangen; die bessere Behandlung des Soldaten, die freyere Stellung des Bauern-Standes, der Hinzutritt der aus gebildeten Jünglingen errichteten Freywilligen Abtheilungen, alles dieses hatte

das Krieger-Leben veredelt. Die Friedens-Übungen waren (ein Werk des Edlen Scharnhorst) von allen Spielereyen frey gehalten und nur auf den Feld-Dienst gerichtet; der Gedanke, das zertretene Vaterland wieder zu befreyen, war ein Gemein-Gut geworden und hat dem Volks- und Kriegesleben eine höhere Stellung gegeben. Den Tag vor der Schlacht marschierte die Brigade des General v. Klux durch Borna: wenn man 6000 gebildete Ehren-Männer, entschlossen zu einem Zwey-Kampf auf Tod und Leben, gehen sähe, so würde man ein Bild dieses Krieges-Zuges haben, den die Trill-Kunst mit ihren Großen Paraden nur schädlich nach-äffen, aber auf dem von ihr eingeschlagenen Irrwege niemahls erreichen kann.

22. July 1838.

Schon auf dem Marsch von Dresden waren die nöthigen Befehle zur Vereinigung der verschiedenen Heeres-Theile gegeben; der den 29. oder 30. April in dem Kaiserlichen Haupt-Quartier angefertigte Entwurf, der als Beylage 21 beyliegt, zeigt, von welchen Voraussetzungen man dabey ausgieng. Die Disposition zur Schlacht, welche den 1. May ausgegeben wurde, soll von dem General Diebitsch entworfen sein, und der ihr zu Grunde liegende Gedanke, den Feind auf dem Marsch in seiner Flanke anzugreifen, war gewiß recht gut und bezeichnet den unternehmenden Mann.

Am 2., beym Anbruch des Tages, begaben sich die beiden Souveraine nach Groitsch, um dort mit der dahin bestimmten Kolonne des General Blücher zusammenzutreffen. Die Ankunft der Truppen wurde durch das Kreutzen der Kolonnen von Blücher und York nicht unbedeutend verzögert, dieß war allerdings ein Übelstand, an dem aber niemand anders als das Russische Haupt-Quartier Schuld war, welches den verschiedenen Kolonnen solche Richtungs-Punkte gegeben hatte, daß ein Kreutzen derselben nicht zu vermeiden war. Der König indeß, der trotz aller Dienste, die ihm Scharnhorst geleistet hatte, fortdaurend einen inneren Groll gegen ihn hegte, weil Scharnhorst mit seinen Krieges-Ansichten doch endlich durchgedrungen war, schob die gantze Schuld des Kreutzens auf den General und äußerte sich darüber (Scharnhorst war aber nicht zugegen) laut und öffentlich, wobey K . . . ., der doch sonst den Freund von Scharnhorst spielte, zu den Äußerungen des Königes, daß so etwas eigentlich mit Festungs-Arrest bestraft werden müßte, in die Hände schlug und einmahl über das andere rief: „Das ist Recht! so kömmt Dienst in die Armee!" Selten hat mich ein Vorgang tiefer in meinem Inneren verwundet als dieser.

Auf jenem Fürstlichen Rendezvous wurde auch noch eine andere Anordnung getroffen, die dem Entwicklungs-Gange der zu beginnenden Schlacht offenbar nachtheilig war. Der General Miloradowicz war mit seinem 11000 Mann starken Corps den Tag vorher nach dem ohngefähr 1 Meile von Pegau entfernten Dorfe Predel dirigirt worden. Nun kam aber, während die Souveraine an dem Eingange von Groitsch abgestiegen waren, durch einen Jungen Offizier die durch nichts weiter bestätigte Meldung, daß eine Kolonne Frantzosen durch das Saalthal anrücke, worauf K . . . . übereilt vorschlug: daß Miloradowicz

gegen Zeitz detaschirt werden sollte, und so dieses Corps der Mitwirkung an den Schlacht-Ereignissen entzog. Endlich hatten sich die Kolonnen auf ihrem bestimmten Sammel-Punkte eingefunden und das Defiliren nach dem Schlachtfelde begonnen, es erforderte viele Zeit, die theils durch die wenigen Übergangs-Punkte über die Elster und das lange Defilee von Groitsch nach Pegau erforderlich wurde, theils auch durch den Umstand, daß dies das erstemahl war, an dem eine verbündete Armee gemeinschaftlich eine Große taktische Evolution ausführte, sehr natürlich wurde. Indessen war bey allen Truppentheilen, den Preußen sowie den Russen, eine Entschlossene, Zutrauen erweckende Haltung unverkennbar. Die Frantzosen, welche in und um Görschen standen, wurden durch unsere Ankunft sichtbar überrascht, indeß sammleten sie sich schnell und benutzten die sich ihnen darbietenden Terrain-Vortheile auf eine Lobenswerthe Weise. Ob es für die Verbündeten vortheilhafter gewesen wäre, wenn sie unter diesen Umständen eine Stunde früher angekommen oder eine Stunde später, wo Ney alsdann bereits die Gegend von Görschen verlassen haben würde, dieß ist eine Frage, die man zu einer Kriegeswissenschaftlichen Aufgabe machen könnte. Wittgenstein, der die bey Görschen sichtbaren Frantzosen als den letzten Rest einer abziehenden Arriere-Garde ansah, gab Blüchern den Befehl, Görschen anzugreifen, und dagegen war, so wie man die Sache im Augenblick auffaßte, auch gar nichts einzuwenden, obgleich wir dadurch auf den Schwierigsten Punkt der Schlacht-Linie geführt wurden und, nach einer alten Soldaten-Redens-Art, den Ochsen bey den Hörnern angreifen mußten. Wenn man die Lage der Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Caya und Rahna auf einem Plan aufmerksam betrachtet, so wird man bald inne, daß sie für einen Vertheidiger außerordentlich günstig ist, indem immer eines derselben das andere mit vertheidiget und die Eroberung desselben erschwert. Die Frantzosen sind überdem noch in der Benutzung solcher Lokalen Vortheile gegen alle andren Heere im Vorzug. Sie werden nicht so mechanisch getrillt und vertrillt, und dadurch behalten sie einen freyen Blick, es wird ihnen zur Gewohnheit, jeden kleinen sich darbietenden Vortheil zu benutzen, während der Deutsche an nichts denkt als ängstlich seine taktische Ordnung zu erhalten, und Hoch und Niedrig nur gewöhnt sind, an dem Gängel-Bande weitläuftiger Dispositionen zu handlen.

Man hat der Attaque von Blücher den Vorwurf gemacht, daß er nicht direkt in das Dorf zu dringen, sondern es zu umgehen hätte versuchen sollen; ich will auch nicht in Abrede stellen, daß eine mit dem direkten Angriff verbundene Umgehung von Groß-Görschen, im ersten Augenblick unternommen, den Besitz dieses Dorfes mit weniger Blut erkauft haben würde, indeß würden die Frantzosen sich wahrscheinlich doch gleich wieder in Klein-Görschen und Rahna gesammlet haben. Eine Umgehung der Feindlichen linken Flanke wurde durch den Floß-Graben und das daran liegende Klein-Görschen sehr bald gehemmt. Eine größere Wirkung hätte man von einer Unternehmung in der rechten Flanke erwarten können, wenn nähmlich Wintzingerode gleichzeitig mit dem Blücherschen Angriff den Befehl bekommen hätte, bis auf die Höhen hinter Starsiedel vorzurücken,

während York ihm als Reserve gefolgt wäre: diese Bewegung hätte, da die Frantzösischen Verstärkungen damahlen noch nicht angekommen waren, wahrscheinlich die Feinde veranlaßt, die Dörfer zu verlassen und sich gegen Lützen zurückzuziehen. Eine solche kombinirte Bewegung konnte aber nicht von Blücher, sondern nur von Wittgenstein ausgehen, der indeß seine Stellung von diesem Stand-Punkt nicht aufgefaßt hatte. Er ritt Muthig auf einem Muthigen Pferde herum, freute sich von Grund des Hertzens, daß die Soldaten sich so tapfer schlugen, und erzählte (buchstäblich) mit heitrem Gesicht: daß, wenn die Schlacht gewonnen wäre, so habe er nach den Statuten des Georgen-Ordens als Commandirender General das Recht, den Kaiser in die Zahl der Ritter aufzunehmen, und dieser würde ihm alsdann gewiß die Erste Klasse dieses Ordens geben. Diese Neben-Umstände muß man fortdaurend in der Erinnrung behalten. um sich ein getreues Bild von dem Gange der Schlacht und dem Benehmen der Truppen machen zu können. Es fehlte in der That an einer allgemeinen Schlacht-Lenkung, der Kaiser Alexander, der mit Großer Lebendigkeit dem Gange der Schlacht folgte und für seine Persohn eine schöne Kriegerische Haltung zeigte, stand doch eigentlich nur zur Seite des General-Commandos, er machte einzelne Bemerkungen, gab auch wohl hin und wieder einen schnellen Befehl, aber für den Zusammenhang der Bewegungen that er nichts. Der König griff aus leicht erklärlichen Gründen noch weniger ein, zeigte aber dagegen bey mehr als einer Gelegenheit jenes kalte Blut und jene Kriegerische Haltung, die ihn wirklich auszeichnet, man sah daß er durch das Preißgeben seiner Person den Truppen ein Beyspiel geben wolle.

Einen Zŭg glaube ich noch von ihm hier einschalten zu müssen. Als unsere Leute sich so heldenmäßig in den Dörfern schlugen, ließ er, fortgerissen von Innerer Empfindung, die Zügel fallen, rieb sich die Hände und sagte: „Nun mag es in Gottes Nahmen werden, wie es will, ein Auerstädt wird es nicht," und wirklich schien es, als wenn von diesem Tage ab der König mit etwas weniger Besorgnŭß in die Zukunft blickte. Ich erhielt hier in der Schlacht auch noch einen Großen Beweis seines Vertrauens, der um so bedeutender erscheint, da ich damahlen eigentlich nicht in seiner Gunst stand. Die Souveraine wollten von dem rechten Flügel nach dem linken reiten, und da gab mir der König den Auftrag, auf der Alten Stelle halten zu bleiben, alle eingehenden Rapporte zu empfangen und in dringenden Fällen die Nöthigen Bestimmungen zu geben: dieß war für einen Obersten schon genug.

25. July 1838.

Wenn es im Anfang der Schlacht auch einzelne Momente gab, in denen der Muth unserer Truppen uns gerechte Hoffnungen zum Siege gab, so wurde es dem ruhigen Beobachter doch bald klar, daß, sobald als die Frantzösischen Corps von Lützen in der Schlachtlinie eintrafen und besonders der Vize-König an den Floß-Graben in unserer rechten Flanke anlangte, die Numerische Überlegenheit auf Seite der Frantzosen war und durch die Einheit und Umsicht ihres Ober-Befehles, die uns gantz fehlte, noch erhöht wurde, und daß es nun nur darauf

ankommen konnte, unsere gewonnene Stellung biß zum Einbruche der Nacht im Vertrauen auf den Muth unserer Truppen zu halten. Wenn man bedenkt, daß die Frantzosen am Ende der Schlacht 102000, die Verbündeten nur 69000 Mann stark waren, so sind diese Zahlen schon allein ein hinreichender Beweis für die Seltene Tapferkeit, mit der das Neugebildete Preußische Heer an diesem denkwürdigen Tage kämpfte, wobey man es als bedeutenden Nachtheil nicht vergessen muß, daß unsere beiden Haupt-Führer Blücher und Scharnhorst verwundet wurden. Es ist wahrlich nicht National-Eitelkeit, sondern meine volle Überzeugung, wenn ich immer wieder auf den Muth unserer Leute zurückkomme; ich wenigstens habe eine derartige Stolze Hingebung für die Sache des Vaterlandes noch niemahls gesehen. Ein allgemeiner Wett-Eifer zuckte wie Mächtiger Elektrischer Schlag durch alle Schlacht-Reihen, die Freywilligen strebten sichtbar, den Höheren Stand-Punkt ihrer Bildung auch im Gefecht bemerklich zu machen, und den Linien-Soldat dagegen belebte das Kriegerische Ehr-Gefühl, nicht hinter den Jüngeren Waffen-Gefährten zurück zu bleiben. Es war wohl kein Stand des Bürgerlichen Lebens, der nicht an diesem Tage für die Erhaltung des Vaterlandes in unseren Krieger-Reihen kämpfte, so mancher schon zum Geistlichen Stande gebildete Jüngling vertheidigte die Selbstständigkeit seines Vaterlandes als die Sicherste Grundlage für das Fortbestehen einer freyen Protestantischen Kirche. Hohe und Niedere Regierungs- und Gerichts-Beamte kämpften für die Erhaltung und den Geist der Preußischen Verwaltung. Das Brandenburgische Dragoner-Regiment führte der Chef desselben, der Printz Wilhelm, Bruder des Königs, mehr als einmahl an dem heutigen Tage in das Ernste Gewühl des Persöhnlichen Kampfes, während auf dem Flügel des Regiments in der ersten Reiter-Reihe der Hof-Marschall des Printzen, Graf Gröben, als Wacht-Meister in den Kampf stürtzte. Gelehrte und Künstler erkämpften sich mit ihrem Blute jenen Hohen Bürgerlichen Stand-Punkt, den heilige Vaterlandsliebe in dem Alten Griechenlande errang. Möge die Göttliche Vorsehung den Schönen Geist dieses Tages, so oft es das Vaterland bedarf, in der Brust unserer Nachkommen aufkeimen lassen, die Regierung niemahls den Hohen Werth einer derartigen Geistigen Entwicklung verkennen!

Einzelne Vorschläge, der Schlacht eine bessere Wendung zu geben, wurden wohl noch berufen oder unberufen von Zeit zu Zeit den Souverainen gemacht, doch waren sie von keinem besonderen Werth; der bedeutendste von ihnen war unstrittig der des Englischen Gesandten Lord Cathcart, der vorschlug, mit der Gesammten Cavallerie auf den rechten Flügel des Feindes zu fallen, allein der Russische Kaiser, der Sichtbar an diesem Tage nicht mehr Kräfte aufs Spiel setzen wollte, gab ihm keine Folge.

Unter diesen Umständen fieng man gegen Abend an, auf die Vorbereitung zum Rückzuge zu denken, der Fürst Wolkonsky sprach darüber mit dem Kaiser, und dieser gab mir nun, da ich unglücklicherweise nicht sehr entfernt von ihm stand, den Auftrag, nach Pegau zurückzureiten und alle Anstalten zu treffen, damit die Armee ohngehindert nach Groitsch defiliren könne. Mich verdroß diese Bestimmung

recht ordentlich, die mich in dem Augenblick, wo es erst gantz ordentlich zum Schlagen kommen konnte, von den Truppen entfernte; allein was war zu machen, der Soldat muß gehorchen, und so warf ich mich unwillig aufs Pferd und ritt, bloß von meinem getreuen Kosaken begleitet, ab. Unterwegs fiel es mir wohl ein, daß ich mir hätte ein Commando zur Ausführung der nöthigen Anordnungen sollen geben lassen, allein hinterher habe ich gesehen, daß es eigentlich gut war, daß ich hier keine besondere Unterstützung mithatte, die mich hätte verleiten können, meine Anordnungen mit Gewalt durchzusetzen. Vor dem Eingange von Pegau fand ich einen Russischen Lieutenant mit einer Wacht, der mir durchaus den Eingang in die Stadt verweigerte, biß mein Ehrlicher Kosak ihm versicherte, daß ich ein von dem Kaiser besonders Gesendeter und Begünstigter sey. Dieser kleine Umstand, daß der Russe mich doch eigentlich im Anfange für einen Ausreißer gehalten hatte, wurde mir so lächerlich, daß ich dadurch meine ruhige Stimmung wieder erhielt, deren ich jetzt nur zu sehr bedurfte. Bey meinem Eintritt in die Straßen lagen diese so voll von Verwundeten und ihren Begleitern, daß das Durchreiten nicht möglich war, so daß ich absteigen und nur mühsam zwischen den auf dem Steinpflaster Liegenden durchschleichen konnte. Die Einwohner hatten, wie ich nachher erfahren habe, die zuerst angekommenen Schwerverwundeten bey sich aufgenommen, dann aber ihre Thüren und Fenster fest zugeschlossen. Was war hier nun zu machen? Gewalt zu brauchen, fehlten mir die Mittel, auch ließ sich selbst aus Militairischem Gesichts-Punkt manches gegen das Unterbringen aller Verwundeten in Pegau einwenden, eben so fehlte es mir in der gantz dunkel gewordenen Nacht an Gehülfen und Werkzeugen, um die Leute in der sonst gewöhnlichen Art weiterzuschaffen. So schlich ich im Höchsten Grade beunruhigt herum, meiner aufgeregten Phantasie schien es, als wenn die von Zeit zu Zeit fallenden Schüsse sich immer mehr Pegau näherten, und dieß Alles steigerte meine Besorgniß, da gab mir auf einmahl ein guter Engel, denn so sehe ich es an, ohne alles Vorherüberlegen ein, den Leuten zuzurufen: „In Groitsch sind die Lazarethe angelegt.“ Dieser einzelne Ausruf hatte einen nicht geahneten Erfolg, die Verwundeten richteten sich auf und hinkten einzeln, oder indem sie sich wechselseitig unterstützten, nach dem auf einem Schmahlen Damm wohl eine halbe Meile entfernten Groitsch zu; nachdem ich den Anfang dieser guten Wirkung gesehen hatte, versteht es sich von selber, daß ich alle zur Aufsicht mitgegebenen Unteroffiziere, die ich nur habhaft werden konnte, mit ähnlicher Ankündigung in allen Stadttheilen herumschickte, und ehe eine halbe Stunde vergieng, waren die Straßen so leer, daß die Armee ohne Beschwerde hätte durchziehen können. Ich habe späterhin über diesen Vorgang öfters nachgedacht, es war dieß von meiner Seite eine Grobe Lüge, die unsere tapferen Verwundeten täuschte, und doch, wenn ich noch einmahl in eine solche Lage käme, würde ich anders handeln können? Das Leben verschlingt wunderbar unsere Pfade, Recht und Wahrheit sind über uns schwebende Leit-Sterne, nicht die Boten, die mit uns auf gleichem Wege wandeln.

Glücklicherweise waren indeß diese von mir getroffenen Vorkehrungen nicht dringend nöthig geworden, Gneisenau hatte späterhin den sehr zweckmäßigen Vorschlag gemacht, die Nacht auf dem Schlacht-Felde zu bleiben und erst am andren Morgen im Angesicht des Feindes abzumarschieren. Die Nacht wurde dann noch zu einem Schönen Überfalle benutzt, den ein Theil der Preußischen Cavallerie ausführte. Wenngleich derselbe durch einzelne bei Nacht-Gefechten Schwer zu vermeidende Mißverständnisse nicht ganz gelang, so verbreitete er doch einen Schreck durch das Gantze Feindliche Heer: hätte man die gesammte Reiterey der Verbündeten dazu benutzt, so würde er vielleicht eine bedeutende Auflösung in den vom Kampf des Tages ermatteten Frantzösischen Bataillonen hervorgebracht haben.

Am andren Morgen zog das Verbündete Heer in wahrhaft Kriegerischer Haltung von dem Ehrenvoll behaupteten Schlachtfelde. Blücher, der den nachtheiligen Eindruck einer rückgängigen Bewegung bey den Soldaten nicht wollte aufkommen lassen, hielt hier die folgende Musterhafte Anrede, er ritt an die Kolonne heran und sprach mit seiner laut und wohl klingenden Stimme:

„Der König (hier nahm er feyerlich zum Gruß die Mütze ab) läßt sich bey euch bedanken, daß ihr euch gestern so brav geschlagen habt; nun haben uns die Frantzosen kennen gelernt und werden sich besinnen, biß sie uns wieder angreifen; Pulver und Bley haben wir verschossen, das ist natürlich, und nun gehen wir nach Dresden, um uns frisches zu holen, wer das Retiriren nennt, ist ein Hundsfott!"

Blücher war ein gebohrner Volks-Redner, und wenige Menschen besaßen die Gabe so wie er, aus dem Stegreife zu sprechen, den Gang der Rede den Vorstellungen seiner Zuhörer anzupassen.

25. July 1838.

Wenn ich auch in meiner Übersichtlichen Erzählung der Schlacht-Ereignisse bereits das, was mir noch in der Erinnerung geblieben ist. angeführt habe, so glaube ich doch einen Aufsatz, den ich bald nach jenem Tage über diesen Gegenstand geschrieben habe, als Beylage 22, da er die verschiedenen über den Gang der Schlacht bekannt gewordenen Ansichten zu prüfen sucht, hier beylegen zu können.

Die drey hier mit oder gegen einander kämpfenden Heere hatten, und dieß ist in der That ein Seltener Fall, eigentlich Ursache, jedes mit sich selbst zufrieden zu seyn. Die Russen kämpften für die Erhaltung ihres in dem vorigen Feldzuge erworbenen Ruhmes, und sie erreichten diesen Zweck auch durch ihr Standhaftes Benehmen auf jedem Punkte, wo sie mit dem Feinde handgemein wurden. Daß den Preußen der bey weitem größere Theil der blutigen Aufgabe zu Theil ward, lag in Umständen; man trug sich mit dem Gerücht, daß Wittgenstein bey mehreren Gelegenheiten die Russischen Bataillone besonders gegen das Ende der Schlacht zurückzuhalten gesucht habe, aber auch selbst dieses erscheint bei Erwägung aller Verhältnisse ziemlich natürlich: das Russische Heer war weit von seiner Heimath entfernt, die für dasselbe bestimmten Ergänzungen noch nicht eingetroffen, so daß dieß Alles wohl dazu beitragen konnte, einem Feld-

herren die Besorgniß zu geben, seine Kräfte vor einer zu Großen Zersplitterung zu bewahren. Das Frantzösiche Heer, großentheils neugebildet und mit einer sehr geringen Reiterey (5000 Pferden) versehen, benahm sich unter diesen Umständen doch sehr gut; es benutzte die durch die Gunst des Schicksahls ihm gegebenen Terrain-Vortheile sehr geschickt und behauptete sich in den Dörfern mit vieler Hartnäckigkeit. Dem Preußischen Heere dagegen gelang es, sich geachtetes Selbstvertrauen und die Achtung sowohl seines Verbündeten als auch seines Feindes zu erwerben, der weitere Krieg wurde von nun an unter Ebenbürtigen Rittern geführt; nur Napoleons Wag-Schaale mochte eigentlich an diesem Tage gesunken seyn, denn wenn er auch nach seiner Ankunft das Gantze der Schlacht sehr richtig leitete, so war das Resultat für ihn doch nur eine gewonnene Defensive, er mußte fühlen, daß seine frühere Überlegenheit dahin war. Sowohl das Frantzösiche als das damahlige Preußische Heer schöpften ihre Widerstands-Kraft nicht aus einer künstlich erlernten Friedens-Dressur, sondern aus der Krieges-Erfahrenheit einiger Anführer und dem belebten Kriegerischen Sinn des Soldaten. Dieß ist eine durch die Gantze Krieges-Geschichte bestätigte Thatsache, die indessen die Helden der Exerzier-Plätze leider immer wieder vergessen.

Daß die Frantzösische Armee, 102000 Mann, der Verbündeten, 69000 Mann, bedeutend überlegen war, habe ich früher schon erwähnt. Dieß hätte indeß leicht vermieden werden können. Wenn der König in Breslau, wie ich dieß erzählt habe, nur 14 Tage früher zur der Annahme der ihm durch Scharnhorst vorgeschlagenen Rüstungen zu bewegen gewesen wäre, so wären wir wenigstens hier 20000 Mann stärker gewesen, da schon 8 Tage nach der Schlacht die ersten Reserve-Bataillone zur Armee stießen. Rechnet man nun noch hinzu, daß Miloradowicz mit seinen 11000, statt von Predel nach Zeitz geschickt zu werden, nach allen Regeln auf das Schlachtfeld gezogen werden mußte, so hat man auf gantz einfachem Wege die gleiche Stärke beider gegen einander kämpfenden Heere, und es leidet keinen Zweifel, daß, wenn im Anfange der Schlacht wir 30000 Mann stärker waren und mit diesen dem Vize-Könige entgegen gehen konnten, die Schlachtverhältnisse für Napoleon sich außerordentlich nachtheilig stellten. Außerdem war es bei der Anlage zum Feldzuge doch keinesweges übertrieben, auf den Beitritt des Königes von Sachsen zu rechnen, und wenn dieser unsere Reihen, was mit leichter Anstrengung möglich war, mit 20000 Mann verstärkte, so ergab sich für uns, bey dem Guten Willen aller Deutschen Streiter, ein Sieg verkündendes Über-Gewicht. Man muß alle solche Fakta im Auge behalten, wenn man das Benehmen des damahligen Königes von Sachsen und die daraus hervorgegangenen Folgen richtig würdigen will. Das Deutsche Blut, welches bey Görschen, Bautzen, Beeren, Dennewitz, Dresden und Leipzig floß, hat einen unauslöschlichen Fleck auf seine Deutsche Gesinnung gebracht.

In dem Preußischen Heere war der Wunsch sehr verbreitet, am Tage nach der Schlacht aufs Neue anzugreifen, dieß aber wurde vom Russichen Kaiser entschieden abgelehnt; wenn man alles überlegt, so war dieß nicht zu tadlen; nur einen Grund, den man Russischer Seits vorbrachte, muß ich, da er häufig

im Laufe des Feldzuges vorkam, rügen. Es fehlte dem Russischen Geschütz an Munition, da man für das richtige Herankommen der Reserve-Kolonnen nicht gehörige Sorge getragen hatte, überdem verschießen gewöhnlich die Russischen Batterien schon in ziemlicher Ferne und mit einiger Eile ihre Vorräthe, so daß am Ende des Gefechtes ihre Mitwirkung sehr gering wird.

Für die heutige Liebhaberey, der Cavallerie, und noch dazu in eine Große Reserve versammelt, einen übertriebenen Wert beyzulegen, den sie nach der gegenwärtigen Taktik und Fechtart der Infanterie nicht mehr hat, muß man es doch noch anführen, daß die Verbündeten 25000 Pferde, die Frantzosen deren nur 5000 hatten. Die heutigen Reiterey-Schriftsteller sollten, ehe sie sich ans Schreiben machen, die durchaus veränderte Krieges-Art und Zusammensetzung der Heere studiren, dann würden sie wohl bey einigem Nachdenken auf die Bahn kommen, auf der man heutzutage die Reiterey brauchen muß, die Großen Reiter-Reserven taugen wahrlich dazu nicht.

Der Feind verfolgte unsern Rückzug nicht in seiner sonst gewohnten Weise, es mag ihn eben so gut der Mangel an Reiterey als die Achtung, welche sich das Verbündete Heer erworben hatte, daran gehindert haben. Über die weitere Anordnung des Feldzuges gab es nun viele Pläne. Die Verbündeten hatten, wie aus den früheren Beylagen zu ersehen ist, verschanzte Brücken bey Mühlberg, Meißen und Dresden; bey ihrer Anlage im April konnte man noch darauf rechnen, daß auch durch den Beitritt des Königes von Sachsen Königstein, Torgau und Wittenberg in unseren Händen seyn würden, und das gab alsdann eine Linie, die man wohl zu halten versuchen konnte; jetzt aber, da die drey letzteren Plätze wegfielen, war es wohl nicht rathsam, so wie einige es wollten, sich postirt an der Elbe zu halten. Der General York drang am stärksten daauf, diese Cordon-Stellung zu verlassen, und hat meines Erachtens der Armee dadurch einen Großen Dienst geleistet. Auch über die weiteren Bewegungen gab es verschiedene Ansichten, die Russen wollten von Dresden in der Richtung von Crossen gerade nach der Oder gehen, während man Preußischer Seits die auch nachher genommene Richtung auf Schlesien vorschlug; nach vielem Streiten gelang es Gneisenau und Knesebeck, diese Ansicht beym Kaiser durchzusetzen, und dieß war ein Großes Glück: denn waren die Russen einmahl über die Mittel-Oder nach Polen gedrängt, so gieng wahrscheinlich Berlin und der Größte Theil von Schlesien verlohren, Östreich aber kam gewiß viel später zu seinem theilnehmenden Entschluß.

Bey der Ankunft der Verbündeten Heere in Dresden erhielt man von allen Seiten die Nachricht, daß Napoleon nur ein Zurückdrücken und Festhalten unserer Haupt-Armee beabsichtige und dagegen mit aller Kraft auf Berlin loszugehen Willens sey. Diese Meinung, die eben so wohl nach allen Politischen als Militairischen Verhältnissen, als auch nach dem nur langsamen Feindlichen Verfolgen sehr wahrscheinlich schien, ward die Veranlassung, daß ich den 7. May mit mehreren Aufträgen nach Berlin geschickt wurde.

Die Hauptzwecke dieser mit einer Großen Vollmacht gegebenen Sendung waren:

1) Mit allen möglichen Mitteln die Formation der Landwehr zu beschleunigen; eben so

2) die Ausführung der Verordnung über den Land-Sturm zu betreiben.

3) Die angelegten oder noch nothwendigen Verschantzungen zu vollenden und in einen allgemeinen Zusammenhang zu bringen, vor allem eine ernste Vertheidigung von Berlin vor zubereiten, damit sich der Feind nur nach angestrengtem Widerstande dieses Ortes bemächtigen könne. Um es zu zeigen, daß man es ernstlich meinte, führe ich nur an: daß Scharnhorst mich auf die Vertheidigung von Alt-Köln, und besonders des Schlosses und Lust-Gartens als eines wohl gelegenen Abschnittes aufmerksam machte.

4) Einen allgemeinen Vertheidigungs-Plan für die Provintz, unter Mitwirkung der Landwehr und des Land-Sturmes zu entwerfen.

5) Wenn es ja nothwendig würde, dahin zu sehen, daß die in Berlin noch anwesenden Mit-Glieder der Königlichen Familie nebst den zu rettenden Kostbarkeiten nach Königsberg geleitet, die Krieges-Vorräthe aber nach Breslau oder Colberg gebracht würden.

Am 8. May kam ich des Abends in Berlin in dem Augenblick an, wo, in einigem Kontrast mit meinem Auftrage, der Sieg bey Görschen auf allen Straßen mit einem in unserer gegenwärtigen ruhigen Polizey-Stimmung kaum begreiflichen Jubel, mit Illumination und Schwärmern, die in allen Straßen herumflogen, gefeyert wurde.

Der Mann im Monde.

Von

W. Drexler.

Die dunkeln Flecken im Mond haben die Phantasie der Völker in hohem Grade beschäftigt.

Mehrfach sah man in ihnen die Gestalt eines Tieres. Ed. Meyer vermutet, daß bei den Ägyptern der ibisköpfige Thot deshalb zum Mondgott geworden ist, weil man in den Mondstreifen einen Ibis zu erkennen glaubte. Die Inder haben das Bild einer Gazelle (oder eines Hirsches) darin entdeckt und nennen den Mond mrigadhara „der die Gazelle trägt.“ Nach Ansicht der Einwohner von Ceylon wird der Hase von Buddha in das Gestirn der Nacht versetzt, weil er dem hungernden als Pilger verkleideten Gotte sich freiwillig zur Nahrung über das Feuer gelegt hat. Ähnlich erzählen die Mongolen: Bokdo Dschagdschamuni, der oberste Himmelsherrscher, habe sich einst, um den Hunger eines Wanderers zu stillen, in einen Hasen verwandelt; deshalb sei von Churmusta die Gestalt dieses

Tieres in den Mond aufgenommen worden. Im Sanskrit heißt derselbe çaçin „der mit Hasen versehene", çaçadhara, çaçabhrit „der den Hasen tragende". Nach einem Mythus der Azteken waren Sonne und Mond ursprünglich gleich glänzend; da dies den Göttern nicht gut schien, schleuderte einer derselben ein Kaninchen in das Antlitz des letzteren. Rochholz spricht von dem Aberglauben, daß man den Hasen im Monde nicht durch den Schatten an der Wand nachahmen dürfe, da der Finger, mit dem man Häschen spielt, abfaule. In Südafrika ist der Hase Gesandter des Mondes an die Menschen; fälschlich überbringt er ihnen statt der Botschaft des Lebens die des Todes; dafür spaltet ihm der Gott die Nase, während er demselben die Flecken ins Gesicht kratzt.

Eine scherzhafte norddeutsche Sage behauptet: nahe bei Hamburg giebt es ein Dorf, dessen Bewohner ihre Taschenmesser an Bindfaden in den Mond werfen. Sie ziehen auf und nieder, schneiden ihn oft zurecht, und daher stammen die Löcher und Flecken. Nach einer oberpfälzischen Mythe schwingt sich ein alter Riese, wenn er nicht mehr zu Fuße gehen kann, von einem Berggipfel auf den aufgehenden Mond, um auf ihm zu reiten. Dabei verursacht er ihm deutlich wahrnehmbare Striemen. Eine indische Erzählung läßt Indra einst mit Hilfe des Mondgottes Candra die Ahalya, die Frau eines heiligen Mannes, verführen wollen. Da Candra weiß, daß dieser beim Hahnenkrähen zum Gebet seine Hütte verläßt und sich im Ganges badet, kräht er noch vor Mitternacht. Während Ahalya's Gemahl zum Flusse geht, begiebt sich Indra in dessen Gestalt zu der Schönen. Der Heilige indessen, von der Stromgöttin wegen der frühen Störung übel empfangen, schöpft Verdacht, eilt heim, prügelt beide Götter tüchtig durch und belegt sie mit dem Fluche, daß sie die Spuren dieser Schläge für immer behalten sollen. Nach dem Glauben der Khasias im Himalaja verliebt sich der Mond jeden Monat in seine Schwiegermutter; sie aber erhört ihn nicht und wirft ihm Asche ins Gesicht.

Die Eskimos lassen die Sonne, Malina, ihrem Bruder Anninga, dem Mond, als er sie mit seiner Liebe bedrängt, das Gesicht, oder, nach anderer Version, den Rentierpelz mit Ruß schwärzen. Den Bewohnern der Landenge von Darien am Flusse Dabaiba und den Paria in Ohuiana scheint im Mond ein Mann zu stehen, welcher mit seiner Schwester Blutschande getrieben hat. In einer krainischen Sage wird der von der Göttin Triglava geliebte Hirt Kotar in den Mond versetzt und bewirkt durch Wassergießen dessen Zunahme.

Nicht selten knüpft der Mythus an biblische Personen an. Das wendische Volkslied läßt den König David im Mond die Harfe um ein fremdes Eheweib schlagen:

Wer nicht den Liedern glauben will,
Der sehe auf den Mond.
Dort wird er schon den David seh'n
Im Hollunderhandschuh steh'n,
Ja im Hollunderhandschuh,
Im Erlenjäckchen stehn,
Dann im Haarweidenstrumpfe und in der Birkenhose.

Nach Prätorius befindet sich Isaak im Mond, der ein Bündel Holz zu seiner Opferung auf den Berg Moria trägt; nach einer schon Dante bekannten Sage ist es Kain, wie er mit einer Dornbürde auf den Schultern Gott die geringste Gabe seines Feldes darbringen will. In Island erkennt man im Mond das Gesicht Adams, in der Sonne das der Eva; im Glauben der Freiburger und Freiämter ist es das Antlitz des Judas Ischariot, der, während er das Garbenband dreht, um sich zu hängen, vor Kälte in die Hände „chuchen" muß. Die Zamaiten (Litauer) sehen darin den Kopf eines Engels, den Gott eines Tages vor Schöpfung der Erde voll heftigen Zornes abgerissen und an den Himmel geworfen hat. Berthold erzählt, der Mond sei Maria Magdalena und die Flecken ihre Reuethränen.

Mehrfach will man in den dunkeln Streifen Riesen erkennen. Die Rantumer meinen, ein solcher schöpfe zur Zeit der Flut in gebückter Stellung Wasser und gieße es auf die Erde, während er zur Zeit der Ebbe aufrecht stehe und ausruhe. Mancherlei wissen die Zamaiten zu berichten: Da hat sich der Riese Anksztis einst in den Mond hineingezaubert und kann nicht wieder herauskommen; ferner, als Gott Sonne und Mond schuf, hat er Engel hineingesetzt und die Führung beider Gestirne zwei Riesen übertragen, von denen der Leiter der Sonne wegen unbotmäßigen Verhaltens zerschmolzen wird, dagegen der des Mondes noch heute seines Amtes waltet und in ihm zu erblicken ist.

Ein andere Sage meldet, als Gott nach Erschaffung der Welt ein gewaltiges zweigeschlechtiges Wesen, den Stammvater der Riesen, zum Schutze der Erde vor ungeheueren Tieren geformt, habe der Mond zugesehen und das Bild desselben in sich aufgefaßt. Verwandt hiermit ist die Version, daß der Mond bei Erschaffung der zwei ersten Menschen zuschaute und die Form derselben in seinem Gesichte aufnahm, als er aber selbst Menschen bilden wollte, nur eine Schlange zu Stande brachte.

Nach einer polynesischen Sage ist der Mann im Monde ein abgeschiedener Häuptling, wie denn das nächtliche Gestirn nicht selten als Wohnort der Toten gilt, so z. B. bei den Osagen, den Saliva-Indianern, den Guaycurus, den Eskimos in Labrador; ja nach einer polynesischen Anschauung dient der Mond sogar den Sterngeistern, den Seelen der Verstorbenen, zur Speise.

Mehrfach erkennt man in den Flecken eine Spinnerin, Weberin, Flechterin u. a. Die Oberpfälzer wollen wissen: im Monde flicht ein altes Weib einen Korb; neben ihr lauert ein großer Hund, der die Vollendung desselben durch teilweises Zerreißen verhindert und dadurch eine Mondfinsternis veranlaßt. Würde er aber den Korb ganz zerreißen, so müßte die Welt untergehen. Eine ganz ähnliche Vorstellung findet man bei den Potowatomi. Eine Sage aus Kappeln berichtet: im Monde sitzen Dunse Lücke und Klatterge Harm. Jene näht ein Hemd, woran sie alle 7 Jahre einen Stich thut und mit dessen Vollendung das Ende der Welt da ist. Auf Timor weilt im Mond die spinnende Alte.

In Salzwedel erzählt man: eine arme Witwe hat ihre Tochter Marie, die beste Spinnerin weit und breit, weil sie am Marientag, ihrem Gelöbnis, aus

der Spinngesellschaft gleich nach Hause zu gehen, untreu, sogar auf dem Kirchhof getanzt hat, in den Mond verwünscht; dort spinnt sie die Marienfäden, welche zur Herbstzeit auf die Erde fallen.

Ähnlich lauten Sagen aus Oberurried und Neuenhammer, nur daß in letzterer nicht die Tanzwut, sondern die Faulheit der Tochter die Verschwörung hervorruft.

In einer weiter ausgemalten Erzählung aus Neuenhammer spinnt die verwaiste Tochter eines armen Beamten, da ihr der Dienst bei Tag keine Zeit läßt, im Mondschein an ihrer Ausstattung, besonders in Sonntagsnächten, weshalb sie spöttisch „Die Spinnerin im Monde“ genannt wird; sie aber fühlt sich immer mehr von dem freundlichen Gestirn angezogen, einst schläft sie voll Ermattung ein und träumt, sie werde in den Mond hinübergetragen; beim Erwachen sitzt sie wirklich mit ihrem Rade darin. Mit dem Mondwechsel nimmt der Rocken ab und zu; würde aber einmal der ganze Flachs verbraucht, so ginge die Welt unter. Zuweilen ist der Rocken sehr dicht angelegt, müde neigt sie den Kopf, ihre Haare streifen an des Flachses Haar; dadurch wird der Mond verdunkelt, und es entsteht eine Mondfinsternis.

Die neuseeländische Sage sieht in den Mondflecken eine sitzende Frau, die Gnatuh zupft; eine Tonganer Mythe erkennt in ihnen ein altes Weib, welches Tapa bereitet. Nach Bastian wird auf Mangaia die schöne Ina als fleißige Hausfrau in den Mond aufgenommen, und die Tahitier glauben, daß Hina, die Göttin des Mondes, dieses Gestirn erschaffen habe und in ihm wohne. Auf Samoa erzählt man von demselben dort Sina genannten Wesen, sie habe eines Abends während einer Hungersnot mit ihrem Kinde im Freien gearbeitet, als der Mond einer Brotfrucht ähnlich aufging. Auf ihre zornige Frage, warum er nicht niedersteige, um ihrem Kinde als Nahrung zu dienen, sei er erbittert herabgekommen und habe sie mit Kind und Arbeitszeug hinaufgeholt. Die Maori haben eine ähnliche Sage von einer gewissen Rona. Diese will im Mondschein Wasser holen. Während der Mond hinter eine Wolke tritt, strauchelt sie und flucht ihm deshalb. Da steigt er erzürnt vom Himmel herunter. Um sich zu retten, klettert sie auf einen am Strom wachsenden Baum; indessen ihr Verfolger gräbt denselben aus und führt ihn mit Rona in die Höhe.

Ein lappisches Lied singt von des Mondes Tochter Neitah, die, weil sie von ihr und der Sonnentochter gefangene und gezähmte Rentiere geschlachtet hat, in den Mond hinauf muß, wohin auch der verschlagene Askovity für seine Schelmenstreiche gekommen ist. Die litauische Sage weiß, daß der Mond einst ein Mädchen von der Erde raubte, welches ihm die Sonne wieder abnehmen will, ohne daß sie ihn bis heute eingeholt hätte. Doch vermag ich nicht zu sagen, ob die beiden zuletzt angeführten Mythen sich auf die Mondflecken beziehen.

Die Lausitzer Wenden erkennen in denselben einen Geiger, der seine Eltern von Gott und der heiligen Jungfrau aus der Hölle losbitten will, die Neger einen Trommelschläger, die Ruppiner einen Schmied mit Hammer und Ambos, wie denn auch im irischen Elfenmärchen der Mann im Monde, als der hinaufgeratene O’Rourke sich an der Mondsichel festhalten will, so gewaltig mit einem

Hammer dagegen schlägt, daß dieser erschreckt losläßt und hinabstürzt. In Waltenburg in Graubünden ist es ein in seinem Milcheimer rührender Senn, den eine arme Frau wegen vergeblicher Bitte um ein wenig Milch in den kältesten Ort verflucht hat; in Neuenhammer in der Oberpfalz ein ackernder Jüngling, der siebente Sohn eines Bauern. Ungehalten über den reichen Kindersegen, hat ihn der Vater bei der Geburt in den Mond verwünscht. Sehr unästhetisch ist die Vorstellung der Treffelsteiner in der Oberpfalz, die ein sich gegenseitig Läuse absuchendes Ehepaar wahrzunehmen meinen. Besonders allgemein verbreitet aber ist der Glaube, daß man in den Streifen einen Dieb zu sehen habe. Vielfach hält man die Gestalt für einen Kohldieb. In Predazzo erzählt man: Ein Knabe will bei Mondschein im Feld Kohl stehlen; in zwei Nächten verscheucht ihn eine Alte mit den Worten: „Wenn Du nicht weggehst, so lass' ich den Mond herunter kommen, daß er Dich fresse;" als er in der dritten Nacht auf Geheiß seiner Mutter der Alten nicht achtet, macht diese ihre Drohung war; der Mond steigt zornig herab und nimmt ihn samt seiner Butte mit sich empor. In Wangerooge ist der hier Übunk genannte Frevler für seine Äußerung, er möchte, wenn er eine Tracht Kohl entwende, daß der Mond nicht wieder über ihm scheine, hinaufgekommen. Im Saterland führt ihn die Verwünschung des Bauers: „Nun wollt' ich, daß der Gaudieb, der den Kohl gestohlen hat, zu Allermanns Augenspiegel bis zum jüngsten Tage mit seinem Kohl im Mond sitzen müßte" alsbald mit seinem Korb in die Höhe. In Eirkwerum geht der Kohldieb bei hellem Mondschein in Verfolgung seines Weges endlich selbst in den Mond hin. Auch in Holland gilt der Mann im Mond als Gemüsedieb, in Vallarsa als Rübendieb. Pfirsiche stiehlt er in Arco, Weintrauben im obern Nonsberg. In Landau heißt er „der Mann mit dem Rebenhäsel", und man zeigt ihn den Kindern, um sie vom Betreten fremder Weinberge abzuhalten. Fische oder Käse eignet er sich an in Valsugana, Butter in der Hoch-Bretagne, Pferde in Waldeck, Schafe in Sylt. Er lockt dieselben hier mit einem Kohlbüschel. Zu Frutigen im Berner Oberland hat er Heu gestohlen und ist wegen seines Fluchens über den Mondschein hinauf versetzt worden, und im Walliser Sassertale heißt er „das Heumandli." In Rendena ist es sogar Mist, was sein diebisches Gelüst geweckt hat. Interessant ist eine Sage aus Wälschtirol. Hier entwendet er Nachts in einem Hause zwei Wassereimer (canzedriö); er schüttet dieselben gegen den Mond aus, um ihn für den Schreck zu strafen, den er vor seinem eigenen für einen Verfolger gehaltenen Schatten empfunden hat; im selben Augenblick aber wird er mit seinen Eimern emporgezogen. Ebenso will in Erzählungen aus Wardenberg und Werlte ein Kohldieb mit einem Eimer das ihm widerwärtige Mondlicht ausgießen. Noch heute erkennt man in Schweden in den Mondflecken zwei Leute, die einen großen Eimer auf einer Stange tragen, und der altmodische Mythus will wissen, Mani habe die Kinder Bil und Hinki zu sich emporgenommen, als sie aus dem Brunnen Byrgir Wasser schöpften und den Eimer Saegr an der Stange Simul auf den Achseln trugen. In der Prainischen Sage macht Kotar den Mond durch Wasser-

gießen wachsen, in der von Rantum schöpft der Riese Wasser und gießt es auf die Erde. Wenn dieser Erzählung der Einfluß des Mondes auf die Entstehung von Ebbe und Flut zu Grunde liegt, so erklärt sich die Anwesenheit der Eimer in den andern Mythen wohl aus der Beobachtung,, daß in mondhellen Nächten ein besonders starker Taufall stattfindet:

Häufig läßt man das corpus delicti in Holz, Reisig, Dornen u. s. w. bestehen. Schon Fischart kennt das männlin, das holz gestohlen hett; in einem alten englischen Volkslied hält der Dieb auf einer Traggabel eine Last Dörner, wegen der er vom Flurschütz gepfändet worden ist. Shakespeare erwähnt den Mann im Monde mit seinem Dornbusch und Hund. Im Bezirk Baden werden alle Holzdiebe in den Mond verwünscht.

In vielen Sagen ist nicht der Diebstahl, sondern die Entweihung des Feiertags durch denselben der Hauptgrund der Strafe. Diese Geschichten lehnen sich nach Grimm an die Erzählung der Bibel IV. Mos. 12,32—36, wo ein Mann wegen Holzlesens am Sonntag zum Tode gesteinigt wird. In der Umgegend von Kalw und Liebenpell in Schwaben weiß man: ein Mann stahl Sonntags ein Büschel Besenreiser und trug es auf dem Rücken heim, als ihm der liebe Gott in Menschengestalt begegnet und für seinen Frevel die oft wiederkehrende Wahl läßt, entweder in der Sonne zu verbrennen oder im Monde zu erfrieren. Einige geben an: Damit „das Besenmännle" nicht erfriere, habe ihm unser Herrgott das Holzbüschel auf dem Rücken angezündet. Ähnlich erzählt man in Kirchentellinsfurt in Schwaben: ein Bauer bringt Sonntags gestohlenes Holz in seiner „Kräbe" heim; er wird vom Pfarrer darüber zur Rede gesetzt, beteuert aber: „Hann ihs dann, su komm i in Mann," worauf er sogleich in die Höhe gezogen wird. In Hemer hat ein Mann am Ostermorgen Holz gestohlen, weil er glaubte, unser Herr Christus sei tot.

Auch der Kohldieb kehrt öfters in den Erzählungen von der Entheiligung des Feiertags wieder. In Gramzow und Mürons geht die Sage: am Weihnachtstag ist es Sitte in der Uckermark, einen Schweinskopf mit grünem Kohl zu essen. Ein Mann stahl ein paar Köpfe aus Nachbars Garten und kam für diese Entweihung des Festes in den Mond; darauf bezieht sich der Spruch:

All Weihnachtsabend rührt er sich
Und schreit aus vollen Kehlen:
Ach Herr! ach Herr! erbarme dich,
Ich will ja nicht mehr stehlen.

Zu Liepe im Havelland reitet gerade der heilige Christ auf seinem Schimmel vorbei, als der Frevler im Garten des Nachbars Grünkohl holt; er ruft ihm zu: „Weil du am heiligen Christabend gestohlen hast, sollst du mit deinem gestohlenen Kohl sogleich im Mond sitzen." In Schleswig-Holstein kommt der Dieb durch die Verwünschung der Leute, die ihn gesehen haben, hinauf.

Daß es besonders die Entweihung des Sonntags ist, die zur Bestrafung führt, zeigen eine Reihe von Erzählungen, in denen des Diebstahls gar nicht gedacht wird. So geht in Vorarlberg ein Bauer Sonntags während der Messe

in den Wald um Besen zu binden und pfeift dazu. Da gesellt sich ein Engel zu ihm, fragt ihn: „feierst du so Sonntag?“ und stellt ihm frei, die Sonne oder den Mond zum künftigen Wohnort zu wählen. Sobald der Sünder letzterem den Vorzug giebt, fliegt der Engel mit ihm in den Mond. Eine ähnliche Sage kennt man von dem „Besemännle“ oder „Maunmännle“ in Oberschwaben, von einem Besenbinder zu Beetzendorf in der Mark, vom Mann, der am grünen Donnerstag Besen gebunden hat zu Vorhop bei Wittingen. In den Kreisen Demmin und Grimmen will ein Bauer Sonntags im Walde Holz holen, als ihm ein Mann mit dem Gesangbuch unter dem Arm begegnet und ihn fragt, ob er dieses Geschäft nicht auf einen anderen Tag verlegen könne, damit er den Gottesdienst nicht versäume. Auf die trotzige Erklärung, er müsse den Sonntag zur Arbeit verwenden, bestimmt der liebe Gott — denn er war es — daß er von seinem Tode an zur Strafe im Monde stehen soll. In Mecklenburg, wo man früher schon am Samstag Abend die Arbeit ruhen ließ und sich auf den Sonntag vorbereitete, wird ein Mann, der mehrere Male am Sonnabend noch spät im Walde Holz gefällt hat, mit seinem Reisigbündel in den Mond versetzt, während eine Frau, die zu dieser Zeit gesponnen hat, in die Sonne gekommen ist. Diese Heilighaltung des Sonnabend Abend stammt jedenfalls noch aus der heidnischen Zeit; noch jetzt wird auf der Rhön „samstag der Hulla“ keine ländliche Arbeit verrichtet. In Schwaben hat ein Weingärtner des Sonntags in seinem Weinberg gearbeitet und geht mit den abgeschnittenen, auf seine Butte gelegten oder auch in zwei Bündeln auf den Achseln getragenen Sprößlingen heim; als man ihn wegen der Sonntagschändung zur Verantwortung zieht, stellt er es in Abrede mit den Worten:

„kanns ihs dann
so komm i in Mann.“

Dafür muß er nach seinem Tode im Monde geschmolzenes Eisen essen. In der Nähe von Bärnau in der Oberpfalz ist es ein Landmann, der an einem Sonntag auf seiner Wiese Kromvitstauden (Wacholder) ausgehauen hat, wie man auch in Osterndorf an der Lippe den Mann im Mond einen Wacholderbusch tragen läßt. In Grafenau ist diese Sage weiter ausgesponnen. Ein Bauer Namens Mond hat alle Sonntage auf seiner Wiese Standen ausgegraben und ist dafür in den Mond verbannt worden; vor seinem Tode hat er mit seinem Weibe verabredet, er wolle sie abholen; er klopft ihr Nachts und rät ihr, sich warm anzukleiden, da es bei ihm sehr kalt sei. Sie zieht darauf Holzschuhe und ihren Pelz an, und es scheint der Mann vor, die Frau nach Mitternacht. Da ihr Pelz keine Kälte annimmt, fällt, wenn die Frau scheint, der ganze Frost auf die Erde. Deshalb ist es nach Mitternacht kälter als vorher. In einigen Erzählungen breitet der Sonntagschänder Mist aus. Während man in Blankensee nicht weiß, wie der dungstreuende Mann in den Mond gelangt ist, erzählt man im Spreewald: Als ein Bauer Sonntags sein Feld mit Mist überzog, setzte ihn ein kleiner Mann deshalb zur Rede und ließ ihm die Wahl, zur Strafe in den Mond oder in die Sonne verwiesen zu werden. Er entschied sich für jenen, seine Frau aber

ist in der Sonne verbrannt. In Pommern hat man auch dieses Vergehen auf den nicht durch Arbeit zu entweihenden Samstag Abend verlegt. Hier erhöht der Frevler seine Schuld noch dadurch, daß er trotz des hellen Mondscheins ausruft, so gut wie der Mond, und noch besser, könne er auch scheinen. Darauf ist er ebenso wie seine Frau, die statt sich auf den Sonntag vorzubereiten, gesponnen und dieselben gottlosen Reden geführt hat, in den Mond entrückt worden. Zu Deilinghofen hat ein Mann des Sonntags gemäht, in Hemer ein Bauer sein Feld mit Dornen umzäunt und seine Frau Butter gekirnt. Nun sieht man beide im Monde, ihn mit Dornen an der Gabel, sie an der Kirne. Auch in Volkringhausen und in der Grafschaft Limburg kennt man den Mann, der am Sonntag, bezüglich am stillen Freitag einen Zaun ausgeführt, in Goldbeck im Lippe'schen und in der Göttinger Gegend die Frau, die am Sonntag gebuttert hat. In Goldbeck sitzt im Mond ein Mann im Busch, und im Paderbornschen steht darin einer mit einer „Gaffel" Dornen, weil sie am Sonntage, resp. Ostertage den Kirchgängern die Hecken gesperrt haben. Man sieht, die Anschauung, daß die dunklen Flecken neben einer Menschengestalt etwas Zackiges, wie einen Baum, Reisig, Dornen, ausgebreiteten Mist u. s. w. vorstellen, bricht immer wieder durch; auch in den Sagen von Kain und Isaak mit dem Dorn- und Holzbündel tritt sie ja zu Tage.

Die Anwesenheit des Büschels wird auch noch auf folgende Weise erklärt. In Schwallenberg in Westfalen droht ein Säufer, als er nachts auf die Straße kommt, dem Mond mit einer Dornwelle und wird dafür von diesem hinaufgezogen. In Arco nimmt ein Pfirsichdieb auf einer Mauer liegendes Dorngestrüpp auf seine Gabel und hält es hinter sich, um nicht gesehen zu werden. In der Mark verstopft ein Dieb die Löcher unter dem Scheunendach, durch welche der Mond hell hereinscheint, mit ein paar Bund Erbsstroh. In Crombach und Erndebrück im Siegen'schen will ein junger Mann zu seinem Mädchen ins Fenster steigen und den Mond mit einer Dornwelle verfinstern, bleibt aber in derselben hängen.

Die Zamacten erzählen: Ein armer Mann wollte im Walde Reiser lesen. Da seine Laterne schlecht leuchtete, sprach er: „Wenn ich doch den Mond vom Himmel herunterholen und in meine Laterne setzen könnte, dann würde die Arbeit gewiß noch einmal so schnell von statten gehen." Kaum hatte er dies gesagt, da sah er ein Reiserbündel vor seinen Füßen. Als er damit nachhause gehen wollte, begegnete ihm ein Mann, fragte ihn, was er vorhin gesagt habe, und zeigte ihm den Mond in einem Waldquell. Arglos bückte sich der Bauer, denselben zu fangen. Da riß ihm der Fremde das Bündel vom Rücken und stürzte ihn ins Wasser. Der Mond aber nahm ihn voll Mitleid nebst seinem Reisig in sich auf und ihm zur Seite das Bild von dem Kopfe des Mörders.

In der altchinesischen Überlieferung haut ein Mann im Monde, um die von ihm als Anachoret begangenen Sünden zu büßen, unablässig mit einer Axt in den Riesenbaum Kuei, dessen Spalten sich aber sogleich wieder schließen. Ent-

fernt erinnert diese Sage an die Tiefenbach'sche, nach welcher im Monde „Unseres Herrgotts Knecht“ zur Strafe bis zum Weltuntergang Holz hacken muß.

Auf den Südseeinseln hält man die Mondflecken für den heiligen Feigenbaum, der dort in einem schönen Lande wild wächst. Durch einige Vögel ist er von da auf die Erde verschleppt worden.

Die Mittelstraße in der Theologie.

Von
Otto Ritschl.

Die Kenntnis der gebildeten Laien von den Verhältnissen, unter denen die evangelische Theologie lebt und arbeitet, ist heutzutage häufig ungenau und ungründlich. Vielfach weiß man eigentlich nur von dem Unterschied zwischen „orthodox“ und „liberal“. Die Orthodoxen gelten als diejenigen, welche alles annehmen, glauben und vertreten, was in der Bibel steht, die Liberalen als solche, welche sich der Verpflichtung hierzu enthoben fühlen. Daß zwischen beiden Standpunkten mittlere Meinungen vorhanden sind, wird nicht übersehen. Aber die Vorstellung, welche man von dem Verhältnis aller dieser Richtungen zu einander hat, ist eben deswegen oft unrichtig, weil man nur äußere Maßstäbe der Auffassung anwendet. Denn es genügt nicht, sich die Unterschiede der verschiedenen protestantischen Richtungen an der Analogie der politischen Parteigruppierungen klar zu machen, wie das häufig geschieht. Wie der Protestantismus mit seinem Widerstreit verschiedener Auffassungen und Interessen weit älter ist als das parlamentarische Leben unserer Tage, so kann es nur irreführend sein, Maßstäbe der Beurteilung, welche aus diesem entnommen sind, auf jene Erscheinungen in der evangelischen Kirche anzuwenden. Daß die Orthodoxen konservativ, die Liberalen fortgeschritten sind, hat nur eine bedingte Richtigkeit. Daß jene positiv sind, wie sie sich selbst dessen gern rühmen, diese aber negativ, wessen sie von ihren Gegnern beschuldigt werden, dafür lassen sich noch weniger stichhaltige Gründe aufweisen.

Was zunächst den kirchlichen Liberalismus betrifft, so ist dieser gar keine bestimmte Partei im Protestantismus. Im vorigen Jahrhundert konnte man freilich bis zu einem gewissen Grade die theologische Aufklärung für eine der alten Orthodoxie entgegengesetzte Gesamterscheinung halten. Diesen Rationalismus giebt es aber jetzt nicht mehr. Er würde auch mit seinen Zielen und Bestrebungen gar nicht mehr in die moderne Zeit hineinpassen. Denn die Schranken sind gefallen, welche damals das freie Denken einengten, für dessen Recht die Aufklärung eintrat. Und die Voraussetzung, unter welcher diese ihre religiösen Ideen, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, verkündigte, nämlich daß diese Ideen allgemeine Vernunftwahrheiten seien, wird gegenwärtig von keinem mehr anerkannt, welcher

auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung steht. Denn daß es eine allgemeine und in allen Menschen identische Vernunft gebe, aus der sich einfach die höchsten Ideen ableiten ließen, ist ein Vorurteil, welches bei der heutigen Schätzung der geschichtlichen Bedingungen des menschlichen Geisteslebens nur als ein Anachronismus erscheinen kann.

Dagegen werden heutzutage als liberal verschiedene Richtungen bezeichnet, welche unter einander zum Teil wenig gemein haben und nur in dem Gegensatz gegen die moderne Orthodoxie übereinstimmen. Teils sind dies Gruppen, welche bestimmte wissenschaftliche Traditionen von früheren einflußreichen Lehrern, wie Hegel, Schleiermacher und Baur aufrecht erhalten, teils sind es Pietisten von indifferenter Haltung gegen das Dogma, teils Männer, welche den Ertrag der modernen Naturwissenschaft für die Beurteilung des ganzen geistigen Lebens überschätzen und damit allerdings oft den Boden der christlichen Religion überhaupt unter den Füßen verlieren. Endlich werden die Vertreter der historisch-kritischen Methode in der Theologie von wissenschaftsscheuen Autoritätsgläubigen auch einfach als liberal bezeichnet. Alle diese und noch andere sogenannte liberale Richtungen vereinigt kein äußeres Band. Denn der vielgenannte Protestantenverein, welcher ursprünglich die Herstellung einer Volkskirche aufgrund des Gemeindeprinzips erstrebte, mehr und mehr aber den Charakter des Gegensatzes gegen die herrschende Orthodoxie angenommen hat, umfaßt durchaus nicht alle wirklich und angeblich liberalen Richtungen im Protestantismus.

Blicken wir dagegen auf diejenige Erscheinung, welche sich in der Gegenwart als protestantische Orthodoxie darstellt, so scheint diese weit geschlossener zu sein als der Liberalismus. Schon daß sie bestrebt ist sich so reinlich und genau von diesem zu scheiden und fernzuhalten, ist ein gemeinsamer Zug, den sie mit allen Richtungen teilt, welche jemals in der christlichen Kirche den Anspruch erhoben haben, die Inhaber der ausschließlich und abschließend korrekten Lehre zu sein. Dazu kommt, daß heutzutage manche auch deshalb gern als orthodox gelten möchten, weil diese Richtung in den meisten Kirchenverbänden Deutschlands einflußreich ist und in gewissen maßgebenden Kreisen bevorzugt wird. Aber äußerlich stellt auch die Orthodoxie keine Einheit dar. Die sogenannte positive Union in Preußen wird von den rein lutherischen Landeskirchen eigentlich nicht als ebenbürtig anerkannt, weil sie eben Union ist und insofern einen Abfall von dem reinen und echten Luthertum in sich schließt, welches das reformierte Kirchen- und Lehrwesen als Irrtum verwarf und daher jede Gemeinschaft mit den Reformierten ablehnte. So findet jenes preußische Hochkirchentum, welches so anspruchsvoll auftritt, in jedem Falle seinen Meister an den konservativeren, rein lutherischen Landeskirchen. Mögen auch die Vertreter der positiven Union noch so nachdrücklich sich zu der alten Orthodoxie bekennen, so genügt doch die eine Abweichung von der Aufrechterhaltung der Abendmahlslehre als ausschließenden Konfessionsunter-unterschiedes, um sie des Abfalls überhaupt zeihen zu können.

Dennoch tritt dieser Unterschied mit seiner Konsequenz nicht so scharf hervor, um die Gemeinsamkeit anderer Interessen der Orthodoxie verschwinden zu lassen.

Man ist auch in den rein lutherischen Landeskirchen milder im Urteil gegen die Reformierten geworden. Und so sind die Orthodoxen in diesen und in der Union sich gegenseitig ihrer Wahlverwandtschaft und inneren Zusammengehörigkeit mehr bewußt als der Gemeinschaft mit den Liberalen im eignen Lager. Indem man eine weit tiefere Kluft zwischen diesen und sich erblickt, werden jene trennenden Momente mehr und mehr gegenstandslos.

Damit werden wir zur Betrachtung des Standpunktes und der Absicht der modernen Orthodoxie geführt. Deren Anhänger wollen eigentlich die alte Lehre der lutherischen Kirche nicht nur selbst vertreten, sondern auch wieder zur allgemeinen Geltung bringen, wie sie in der klassischen Periode der Orthodoxie im 17. Jahrhundert ausgeprägt worden ist. Nun ist es aber ein mißliches Beginnen, die Gegenwart mit ihrer Denk- und Glaubensweise auf einen Standpunkt zurückschrauben zu wollen, welcher schon im 18. Jahrhundert der Menge der protestantischen Christen innerlich nicht mehr genügt hat. Diese Schwierigkeit fühlen denn die heutigen Orthodoxen auch wohl. Um ihr zu entgehen, erkennen sie nun offen an, daß im Zeitalter der Orthodoxie zwar die christliche Lehre, aber nicht ebenso das christliche Leben in Blüte gestanden habe. Demgemäß halten sie die Reaktion, welche seinerzeit der Pietismus gegen jenen Mangel der Rechtgläubigkeit ausgeübt hat, für berechtigt, sie sehen in dessen Belebung des christlichen Lebens eine segensreiche Ergänzung der ausschließlichen Bevorzugung der reinen Lehre und suchen nun für sich eine Vereinigung der beiden Richtungen darzustellen. Auf diesem Gebiet des christlichen Lebens und seiner Ausbreitung haben auch thatsächlich die Orthodoxen der Gegenwart, besonders durch ihre rührige Thätigkeit in der sogenannten inneren Mission, sich unstreitige Verdienste erworben, die hier durchaus nicht verschwiegen werden sollen. Dennoch zeigt sich aber auch auf diesem Arbeitsfelde, welches seiner Art nach gerade besonders dazu geeignet wäre, eine Gemeinschaft der verschiedenen protestantischen Richtungen im Geist der christlichen Liebe herbeizuführen, die einseitige Ausschließlichkeit der Orthodoxen. Denn andererseits lehnen diese deutlich jede Gemeinschaft mit Andersdenkenden ab, besonders mit dem Rationalismus, welcher nach dem Niedergang der alten Orthodoxie und vor dem Aufkommen von deren pietistischen Nachfolgern die Herrschaft in den protestantischen Kirchen ausgeübt hat. Sie halten das Zeitalter der Aufklärung für einen Fehlschritt in der Entwicklung des Protestantismus überhaupt, gleich wie sie die Gestaltung des mittelalterlichen Katholizismus zur Papstherrschaft als einen Fehlschritt in der Entwicklung der ganzen Kirche beurteilen, in der angeblich der Protestantismus die folgerechte Weiterentwicklung der alten, noch nicht durch den päpstlichen Einfluß verdorbenen Kirche der ersten Jahrhunderte bedeute.

Wie weit nun solche Geschichtskonstruktionen, welche von der Kontinuität in der Geschichte absehen, mit den wirklichen Thatsachen in Widerstreit stehen, ist hier nicht die Frage. Nur das ergiebt sich aus der Stellung zu den früheren Richtungen im Protestantismus, welche die moderne Orthodoxie sich selbst anweist, daß sie selbst auf jeden Fall als eine Neuerung anzusehen ist. Daß sie dies im

Verhältnis zum Rationalismus ist, rechnet sie sich zwar selbst zum Ruhme an. Daß sie aber auch im Vergleich mit der alten Rechtgläubigkeit und dem alten Pietismus in demselben Sinne zu beurteilen ist, ergiebt sich daraus, daß diese beiden Richtungen vor 200 Jahren sich gegenseitig ausschlossen. Die alte Orthodoxie konnte in der Zurücksetzung der reinen Lehre zu gunsten des christlichen Lebens nur einen Abfall von jener erkennen. Der alte Pietismus mußte sich aber gleichgültig gegen eine reine Lehre verhalten, welche keine Frucht im Leben brachte, wenn es ihm darauf ankam, dieses zu heben und zu bessern. Wer also gegenwärtig beides mit einander zu vereinigen trachtet, ist weder pietistisch noch orthodox im ursprünglichen Sinne. So wird denn vor allem die Orthodoxie von der heutigen Repristinationstheologie nur in gebrochener Gestalt reproduziert. Es gilt Ermäßigungen des Alten an verschiedenen Punkten herbeizuführen, um es in der Gegenwart noch aufrecht erhalten zu können. Denn abgesehen von pietistischen Tendenzen sind auch für unsere Orthodoxen allgemeine Einflüsse des modernen Denkens maßgebend, die eine Erweichung der Strenge bedingen, welche jeder wirklichen Orthodoxie eigentümlich ist. Wie viel dann aber noch von dem Alten vertreten wird, das steht in dem subjektiven Belieben jedes Einzelnen. Nur haben dabei die unbedingtesten Verehrer des Alten theoretisch immer den Vorsprung vor den Maßvolleren, deren Schicksal es dann häufig ist, daß sie selbst von jenen den allerdings berechtigten Vorwurf der Heterodoxie erfahren müssen. So ist es vor 28 Jahren dem Leipziger Kahnis gegangen, dessen gebrochene Rechtgläubigkeit vor dem Richterstuhl der mecklenburgischen und Hengstenberg'schen Orthodoxie nicht zu bestehen vermochte. Aber Kahnis gilt dennoch bei den heutigen Orthodoxen als Autorität ersten Ranges. Wir sehen daran, wie wenig die Orthodoxie der Gegenwart ihrem eigenen Maßstabe entspricht, und wie unklar schon an sich ihr moderner Begriff ist. Sie ist also nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich eine Neuerung, welche nur scheinbar eine alte Tradition für sich hat.

Das zeigt sich auch an den praktischen kirchenpolitischen Zielen ihrer einflußreichsten Gruppe. Das Hochkirchentum in Preußen strebt nach Selbständigkeit der Kirche vom Staat, d. h. nach möglichster Beseitigung des landesherrlichen Kirchenregiments, wie es seit der Reformation besteht, nach bischöflicher Organisation der Landeskirche, nach Unterdrückung der theologischen Lehrfreiheit und nach maßgebendem Einfluß auf die Besetzung der theologischen Fakultäten. Also diese Partei will ihre Auktorität zur herrschenden Instanz in der protestantischen Kirche Preußens machen. Dieser revolutionäre Anspruch aber zugleich mit dem bereits erörterten Streben, die protestantische Lehre dem Zwang einer veralteten Denkweise unterzuordnen, richtet sich nach Maßstäben, in denen eine katholisierende Tendenz erkannt werden kann. Sollten die zuletzt erwähnten Bestrebungen wirklich Erfolg haben, so würden auch nur dem Katholizismus ihre Früchte in den Schoß fallen. Denn wenn es einmal auf äußere, angeblich göttliche, thatsächlich sehr menschliche Autoritäten ankommen soll, so bietet doch der Katholizismus, dessen Macht ja ohnehin in unserem realpolitischen Zeitalter auch vielen Pro-

testanten so imponiert, weit sicherere, geschlossenere und ältere Bürgschaften, die Aufsicht über das geistige Leben unselbständiger Charaktere in erprobter Weise üben zu können. Von jenem Standpunkt ist es daher nur ein Schritt zu diesem, und daß, wie in England, so auch in Deutschland viele diesen Schritt machen würden, ist mit Sicherheit zu erwarten, wenn wirklich einmal in unserem Volke das Bedürfnis nach solcher Bevormundung in größerem Maße vorhanden sein oder durch das Hochkirchentum künstlich erzeugt und großgezogen werden sollte. Andererseits wird dann aber die Mehrzahl der Gebildeten, die sich einer solchen Herrschaft nicht werden fügen wollen, naturgemäß dem Christentum noch mehr entfremdet werden, als es jetzt schon so häufig der Fall ist. Daß einer solchen Entwicklung vorgebeugt werde, und daß der evangelische Protestantismus bleibe, was er seit $3^1/_2$ Jahrhunderten zum Segen für unser Vaterland gewesen ist, dazu ist es notwendig, daß die Ideen und Güter unserer deutchen Reformation auf andere Weise aufrechterhalten und gepflegt werden.

Die Schwierigkeit, durch welche der Protestantismus heutzutage gedrückt wird, ist eine doppelte. Einmal leidet er unter den Herrschaftsgelüsten derjenigen Partei, deren Bestrebungen bereits charakterisiert worden sind. Andererseits ist die Geltung seiner Grundsätze eingeengt durch die weite Verbreitung, welche Weltanschauungen verschiedener Art gefunden haben, die sich mehr oder weniger auf Ergebnisse und Hypothesen der modernen Naturwissenschaft stützen. Dagegen können die dreisten Unternehmungen, durch welche der Katholizismus den alten Streit gegen unsere protestantische Bildung mit neuer Kraft wieder aufgenommen hat, auf die Dauer nur von Vorteil für die Belebung und Kräftigung des protestantischen Bewußtseins im deutschen Volke sein. Den naturalistischen Weltanschauungen gegenüber hat es nun der Katholizismus und die protestantische Orthodoxie verhältnismäßig leicht, die ihnen durch ihre Vergangenheit angewiesene Stellung weiter einzunehmen, da sie ja die Einwände von jener Seite entweder zu ignorieren oder auf ihre selbstherrliche Weise zu erledigen pflegen und diejenigen, welche sie erheben, als Ungläubige teils überhaupt aufgeben oder als Objekte für ihren Bekehrungseifer betrachten. Diejenigen Protestanten aber, welche eine Aufgabe darin erkennen, daß jeder die Wahrheit selbständig finde und sich seine persönliche Überzeugung unbeeinflußt durch feststehende Vorurteile bilde, haben es von jeher ernster mit den Gewissenskämpfen genommen, unter denen viele aufrichtige Menschen der Gegenwart leiden, für welche der Zwiespalt des christlichen Dogmas und der modernen Bildung ein Problem von der tiefsten persönlichen Bedeutung ist.

Die Lösung dieses Zwiespalts unter dem Gesichtspunkt herbeizuführen, daß Wissen und Glauben sich harmonisch vereinigen lassen, ist das Streben einer in der Mitte dieses Jahrhunderts blühenden Schule gewesen, welche man eben deswegen als Vermittelungstheologie zu bezeichnen pflegt. Aber die verschiedenen Versuche, welche in diesem Sinne meist unter Verwendung von Gedanken gemacht worden sind, die aus der im Anfang dieses Jahrhunderts herrschenden idealistischen Philosophie stammen, haben nicht die Überzeugungskraft besessen, um in weiteren Kreisen Vertrauen und Beifall zu finden. Die Schwächlichkeit dieser Unternehmungen

beruht auf der Halbheit, beiden Gegensätzen gerecht werden zu wollen. Der christliche Glaube erscheint in der Zwangslage dem Wissen gegenüber soweit zurückweichen zu müssen, wie es bei dessen heutigem Stande einmal unvermeidlich zu sein scheint, um von dem Alten noch so viel zu retten, als sich davon unter Dach und Fach bringen läßt. Wenn aber so von vorn herein der christliche Glaube auf die Rückzugslinie vor dem Wissen gestellt wird, kann er nur an Eindringlichkeit und Gewicht einbüßen. Und deshalb ist es vielmehr ein Zeichen von gesundem Sinn, daß die öffentliche Meinung in dem deutschen Protestantismus sich diesen Bestrebungen gegenüber mehr und mehr ablehnend verhält.

Wenn es nun unter allen diesen Verhältnissen für die protestantische Theologie darauf ankommt, die begangenen Fehler zu vermeiden und einen Weg zu gehen, welcher ebenso wenig in die Sackgasse der Orthodoxie und des Katholizismus führt, als sich in der Wüste eines glaubenslosen Naturalismus verläuft, so gilt es vor allen Dingen, sich über das Wesen des Glaubens klar zu werden. Denn der Glaube ist anerkanntermaßen die wichtigste Funktion in der christlichen Religion. Über das Wesen des Glaubens haben wir nun natürlich den sichersten Aufschluß von den heiligen Schriften, vornehmlich denen des neuen Testaments, zu erwarten. Da aber keine Urkunde der Vergangenheit so viel mißverstanden ist als diese wichtigste von allen, und da über nichts so viel Uneinigkeit herrscht als über das rechte Verständnis und die rechte Auslegung des in ihr enthaltenen Gedankenstoffs, so fragt es sich, wohin wir uns zu wenden haben, um richtige Auskunft über unseren christlichen Glauben zu erlangen. So lange wir nun noch mit Überzeugung Protestanten sind und die Segnungen der Reformation für die wertvollsten Güter halten, welche deutsche Bildung und Gesittung als ein unverlierbares und noch immer lebendiges Erbe besitzt, dürfen wir auch das Vertrauen haben, daß unsere Reformatoren uns das zutreffende Verständnis der heiligen Schrift und der christlichen Religion darbieten.

Wenn wir uns also dahin um Rat wenden, so ist zunächst zu betonen, daß die alte Orthodoxie des 17. Jahrhunderts keineswegs die reformatorische Lehre vertritt, und daß das von deren Anhängern und Verehrern gepflegte Vorurteil, Reformation und Orthodoxie seien dasselbe, ein verhängnisvoller Irrtum ist. Das zeigt sich vor allem an der bei beiden verschiedenen Auffassung vom Glauben. Der Glaube ist nach Luthers[1]) und seiner Genossen oft ausgesprochener Ansicht Vertrauen zu dem Gott, welchen Christus uns als unseren Vater offenbart hat. Dieses religiöse Verhältnis soll unser ganzes Leben beherrschen. Es findet seinen Ausdruck einmal in der christlichen Freiheit, d. h. der geistigen Herrschaft über die Welt. Denn die Übel und die Hemmnisse des sinnlichen Behagens, welche die Menschen sonst als den Druck und die Herrschaft der Welt über sich empfinden, verlieren für den mit Gott versöhnten Christen diese Bedeutung, indem er sie im Glauben vielmehr als Gaben Gottes erkennen und geduldig ertragen lernt.

---

[1]) Vergl. O. Ritschl, das christliche Lebensideal in Luthers Auffassung. Ein Vortrag. Halle 1889.

So hindern sie nicht nur die Bestimmung des Menschen nicht, Gotteskind zu werden, sondern sie dienen ihr gerade, indem das Gottvertrauen in dieser Weltüberwindung sich erprobt und bewährt. Die andere Seite des christlichen Glaubenslebens stellt sich dar als der Gehorsam gegen Gott, der dem Menschen die doppelte Aufgabe bietet, seine natürliche Selbstsucht durch anhaltenden Kampf gegen die in ihm vorhandenen Reizungen zur Sünde zu überwinden, und in der Erfüllung des ihm von Gott gegebenen Lebensberufs, in geordneter und zusammenhängender Weise die Nächstenliebe zu üben. So ist der christliche Glaube, nach der eigentlich reformatorischen Auffassung, die Kraft, ein christliches Leben zu führen, zugleich damit aber auch der Grund derjenigen inneren Befriedigung, welche das Bewußtsein der Gotteskindschaft in der Gestalt der Seligkeit enthält. Der Glaube in diesem Sinne verstanden hat also einen unvergleichlich reicheren und umfassenderen Inhalt als diejenige Geistesthätigkeit, welche fälschlich auch mit dem Worte „Glaube" bezeichnet wird, welche in Wirklichkeit aber ganz etwas Anderes ist.

Nämlich die protestantische Orthodoxie faßte den Glauben nur als die Zustimmung des Verstandes zu einer als maßgebend behaupteten, begrifflich ausgeprägten Lehre, in welcher angeblich die in der Bibel enthaltenen Wahrheiten, deren Anerkennung die Bedingung des christlichen Heiles sein soll, abschließend dargestellt sind. Aber dieses Fürwahrhalten, welches die Reformatoren als nur historischen Glauben bezeichnen und durch den wahren Glauben, nämlich das volle Vertrauen zu Gott, überboten wissen wollen, wird 1. von der Orthodoxie zwar äußerlich als Heilsbedingung behauptet, führt aber nicht, wie der wirkliche Glaube, mit innerer Notwendigkeit zur Beseligung derer, welche sich gedrungen sehen, diese Geistesthätigkeit auszuüben. 2. Das Fürwahrhalten gewisser Lehren oder bestimmter historischer Thatsachen steht auch in keiner inneren Verbindung mit der Sittlichkeit. Denn die Vorschrift guter Werke kann zwar äußerlich als Anhang an ein Lehrsystem, zu welchem Zustimmung verlangt wird, hinzugefügt werden. Aber die Kraft zur Erfüllung jener Vorschriften ist damit noch nicht gegeben, während der wahre Glaube zugleich der freiwillige Entschluß des Willens ist, sich in der Übung einer solchen Sittlichkeit zu bewähren, wie sie dem Willen desjenigen Gottes entspricht, der sein Reich als einen Bund der allgemeinen Liebe offenbart hat und zur Verwirklichung desselben die Mitwirkung seiner im Gehorsam ihm vertrauenden Kinder verlangt. 3. Das Fürwahrhalten von Dogmen ist endlich überhaupt kein Glaube, sondern eine Abart des Wissens. Denn der Glaube als Vertrauen zu Gott ist eine begeisterte Überzeugung des Herzens, welche das ganze Leben des Menschen mit allen seinen Interessen beherrscht und unvollständig bleibt, wenn sie sich nicht auch umsetzt in die That und die Gesinnung der Liebe, die im Dienste und zur Ehre Gottes das wahre Beste des Nächsten erstrebt. Jenes Führwahrhalten aber ist nur eine Thätigkeit des Intellekts, welche den Inhalt der Dogmen in der Weise sich zum Eigentum machen will wie die Wahrheit eines mathematischen Satzes. Da nun aber den Dogmen diejenige Evidenz abgeht, welche die mathematischen Wahrheiten ihrer Natur ge-

mäß für unseren Geist mit sich führen, so ist mit dem Anspruch, daß das Heil des Menschen abhängig von der Annahme eines Dogmen- oder Lehrsystems sei, eine unendliche Quelle innerer Konflikte erschlossen, deren Lösung viele zu ihrer eigenen Qual niemals erreichen, andere aber so, daß sie an den höchsten Gütern des Lebens Einbuße erleiden. Denn einmal kann sich der normal entwickelte Gebildete der Gegenwart der Wahrheit nicht verschließen, durch welche die Ergebnisse der Wissenschaft seinem Verstande einleuchten. Und dann soll er doch wieder, wenn das Heil seiner Seele ihm am Herzen liegt, auf die mit jenen Erkenntnissen verbundene Anschauung von den Dingen dieser Welt verzichten und darüber vielmehr Belehrung aus alten Urkunden annehmen, deren Kompetenz dazu sich nicht einmal aus ihnen selbst bewähren läßt. Die Konsequenz dieses Dilemmas ist für diejenigen, welche aufrichtig und energisch nach Wahrheit suchen, ihre Entscheidung für den Standpunkt der Wissenschaft. Aber leider meinen viele diesen nur so aufrecht erhalten zu können, daß sie auf den scheinbar entgegengesetzten Standpunkt des Glaubens und der Religion Verzicht leisten. Das ist nun zwar ganz folgerecht, wenn sie mit den Orthodoxen die Religion als eine Größe ansehen, welche im Ernst der Wissenschaft Konkurrenz machen wolle, indem sie selbst eine Abart des Wissens zu sein vorgebe. Indessen daß dieses Urteil über die Religion ein Irrtum ist, haben wir schon gesehen. Daraus folgt aber weiter, daß auch die aus diesem Irrtum abgeleitete Konsequenz verkehrt ist.

Die Wissenschaft und die Religion stehen nicht in einem solchen Gegensatz zu einander, daß nur eine Entscheidung für *eine* von beiden möglich und damit auch notwendig wäre. Denn diejenigen Gebiete des menschlichen Geisteslebens sind *ihrer Art nach* verschieden und getrennt, auf welchen beide mit Recht die ungeteilte Herrschaft beanspruchen. Nur wenn beide *dasselbe* Gebiet für sich in Beschlag nehmen, können Konflikte und Streitigkeiten möglich werden. Und solche sind auch immer dann eingetreten, wenn von der einen oder anderen Übergriffe auf das fremde Gebiet gemacht worden sind. Darum kommt es darauf an, daß beide die ihnen durch ihre eigene Natur gezogenen *Grenzen* respektieren. So werden sie den Menschen viele innere und äußere Kämpfe ersparen und ihren wirklichen, weil eigenen Aufgaben besser gerecht werden, als wenn sie ihre Kraft durch den Versuch, erschlichene oder geraubte Positionen in dem fremden Gebiet zu behaupten, unnütz verzettelten. Die Wissenschaft hat die Aufgabe, die Erfahrungen, welche der Verstand durch die Vermittlung unserer Sinne von der uns umgebenden Welt macht, und die offenkundig vorliegenden Thatsachen des geistigen und geschichtlichen Lebens der Menschen, soweit sie gleichfalls der exakten Forschung zugänglich sind, genau zu erfassen, zu ordnen, zu erforschen, ihren Zusammenhang zu erkennen und zu deuten. Sie hat aber ihre Grenzen, wo eine solche Erfahrung aufhört. *Innerhalb* dieses Bereichs sind die Mittel des logischen Schlusses und *des* Experiments, mit denen sie arbeitet, zureichend und fruchtbar, stets neue Aufschlüsse und immer sicherere Ergebnisse zu gewinnen. Aber *darüber hinaus*, in dem Gebiet der unsichtbaren Dinge, deren Gewißheit der Glaube ist (Hebr. 11,1), ist die Wissenschaft ohnmächtig. Hier ist eine mathematische und empirische Ge-

wißheit nicht mehr zu erreichen. Die höchsten Güter und Ideale des Menschenherzens entziehen sich der Erkenntnis im strengen Sinne des Worts. Sie sind Gegenstände des Glaubens, bei deren Aneignung nicht eine durch Demonstration erreichbare, sondern stets eine persönliche Überzeugung wirksam ist. Diese Überzeugung folgt eben nicht der gesetzmäßigen Notwendigkeit des Geschehens, deren Voraussetzung die Bedingung der Wissenschaft ist, sondern sie erfolgt immer nur auf Grund einer freien Entschließung des Willens zu glauben, auch wo man nicht sieht, und dem Glauben gemäß zu handeln, auch wo man einen äußeren Erfolg nicht erwartet. Dem Realismus des Wissens steht der Idealismus des Glaubens gegenüber. Die Wissenschaft nimmt die Welt, wie sie ist, der Glaube wirkt auf sie, wie sie nach seinem Ideal sein und werden soll. Jene empfängt ihren Inhalt aus der Welt, dieser aus einer qualitativ überweltlichen Offenbarung. Deren Gegenstand sind aber nicht Aufklärungen über das Sein der Dinge in der Welt, welche vielmehr die Wissenschaft zu erkennen hat, sondern die christliche Offenbarung setzt den Menschen ein höheres Ziel und reichere Aufgaben, als sie das gewöhnliche, weltliche Leben darbietet. Zugleich damit verleiht sie dem Menschen, der sie im Glauben ergreift, das Gefühl der völligen inneren Befriedigung oder der Seligkeit und regt ihn, daß er sich dieses erhalte, zur Bewährung des Glaubens im Leben an. Demgemäß ist der Glaube eine Lebensmacht, deren Wirkungen in der Geschichte für jeden, der sie nur sehen will, erkennbar und deutlich sind. Wer sich mit Bewußtsein und Absicht auf diesen Standpunkt der Anerkennung des Christentums stellt, für den ist die Wahrheit des Christentums einleuchtend. Der Beweis für dieses kann nicht demonstriert, sondern nur von jedem selbst erlebt werden (Joh. 7,17). Denn die Wahrheit des Christentums besteht in seinem Wert für die Praxis des Lebens, nicht in einer vorgeblichen Vervollkommnung des Wissens. Darum kann sie nur auf jenem, nicht aber auf diesem Gebiete zur Anerkennung gelangen.

Hier liegen die Grenzen des Glaubens. Auch dieser soll nur sein Gebiet pflegen, aber nicht auf dem fremden Gebiet des Wissens in schlechtem Dilettantismus Gesetze geben wollen, womit er nicht dem Wissen, wohl aber der Religion schadet, indem er sie der Verachtung preisgiebt. Es ist ein Mißbrauch der Bibel, sie als Auskunftsstelle für Fragen des Wissenstriebes oder der Neugier zu benutzen. Unserem Wissen dient sie nur als Urkunde der Vergangenheit, gleich wie andere Denkmäler früherer Zeit. Unser Glaube hat aber seine Quelle in dem Wort von Christus, seinem Leben, Wirken, Sterben und Auferstehen, welches aus den Berichten seiner Genossen und ersten Anhänger auch an unser Ohr noch dringt, unsere Herzen ergreift und unsere Lebensführung gestaltet. Darum ist die Bibel für unseren Glauben verbindlich, soweit sie Christum treibt. Diesen Grundsatz hat kein anderer als Luther ausgesprochen. Mit dem Protestantismus würde es besser stehen, wenn er sich von Anfang an mehr daran gehalten hätte! So aber haben Menschenalter hindurch viele protestantische Theologen nicht nur die zeitgeschichtlich bedingte Umrahmung der in der Bibel enthaltenen Verkündigung Christi, sondern auch noch das ganze Dogma der alten Kirche, deren Christentum sich

geradezu als eine Verschmelzung der antiken Bildung mit einer Auswahl von christlichen Ideen darstellt [1]), den Seelen der evangelischen Christen als Last aufgelegt, aber selbst oft nur gar zu wenig geholfen sie mitzutragen (Matth. 23, 4). Und so geschieht es noch heute. Aber in allen diesen Unternehmungen zeigt sich nur ein Übergreifen über die Grenzen des Glaubens auf das Gebiet des Wissens. Der Schade, den dadurch der Protestantismus schon erlitten hat, ist groß, aber doch noch nicht unheilbar. Die Theologie muß sich noch immer weiter [2]) von diesem alten Betrieb entfernen, als sie schon auf dem Wege ist, es zu thun. Sie kann damit aber nur auf Erfolg rechnen, wenn sie Unterstützung findet bei den Laien, deren kirchliche Gleichgültigkeit gerade oft mittelbar dazu beigetragen hat, daß Männer, welche für die Freiheit der Wissenschaft und für eine den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende Darstellung und Fassung der christlichen Verkündigung des Glaubens eingetreten sind, der Verketzerungssucht ihrer Gegner zum Opfer gefallen sind. Nur wenn wieder die reformatorischen Grundgedanken des Protestantismus auch in weiteren Kreisen unseres deutschen Volkes Gemeingut, Lebenskraft und Gegenstand der Freude und des Stolzes werden, ist die Möglichkeit gegeben, daß orthodoxe und katholische Herrschaftsgelüste durch die innere Überlegenheit jener Ideen zurückgewiesen werden. Diese Abwehr und jene Durchführung der Anschauung, die von den Reformatoren gegen Rom vertreten, dann aber unter dem Druck der politischen Verhältnisse von ihnen selbst nicht fertig ausgebildet worden ist, haben wir als die doppelte Aufgabe des Protestantismus in der Zukunft zu erkennen.

---

[1]) Vgl. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 2 Bde. 2. Aufl. 1888.

[2]) Die in den obigen Ausführungen ihrer Grundansicht nach beschriebene Theologie wird von einer Anzahl akademischer Lehrer an verschiedenen Universitäten und von einer nicht unbeträchtlichen Menge von Geistlichen vertreten. Als literarische Kundgebungen derselben sind vor allem folgende Schriften zu nennen: A. Ritschl, Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung, 3 Bde., 3. Aufl. 1888/89. Unterricht in der christlichen Religion. 3. Aufl. 1886. Die christliche Vollkommenheit. Ein Vortrag. 2. Aufl. 1889. Drei akademische Reden 1887. W. Herrmann, der Verkehr des Christen mit Gott. 1886. Der evangelische Glaube und die Theologie Albrecht Ritschls. Rectoratsrede. Marburg 1890. J. Kaftan, das Wesen der christlichen Religion, 2. Aufl. 1888. Die Wahrheit der christlichen Religion, 1888. Glaube und Dogma, 3. Aufl. 1889. Brauchen wir ein neues Dogma? 1890 K. W. Ziegler, Zum Entscheidungskampf um den christlichen Glauben in der Gegenwart, 1887. Nagel, Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit, 2. Aufl. 1881. In demselben Sinne das rechte Verständnis der deutschen Reformation zur Geltung zu bringen und speziell die religiösen Bedürfnisse der gebildeten Laien zu pflegen, hat sich zur Aufgabe gemacht das seit 1887 bestehende Evangelisch-Lutherische Gemeindeblatt: die christliche Welt.

Litterarische Revue.

Rudolf von Gottschall.

Von

Hermann Trescher.

„Es wächst die Blume in des Urwalds Nacht,
Kaum stört sie ein verirrter Strahl der Sonne,
Kein menschlich Auge schaut die selt'ne Pracht,
Und daß sie blüht, ist ihre eigne Wonne!

So hat die Schönheit eignes Sonnenlicht
Und ungekannt die gleichen Zaubergaben,
Drum leb' und stirb, unsterbliches Gedicht,
In Nacht geboren und in Nacht begraben!

Wie sich auf einem menschenleeren Ball
Der Schöpfung Wunder ungesehn entfalten:
Sich selbst genug, so schafft das große All.
Sich selbst genug mag auch der Geist gestalten!"

In diesen schönen, der Gedichtsammlung „Janus" entnommenen Strophen, spricht sich eine zwar selbstbewußte, aber immerhin melancholische Resignation aus, die uns bei einem Manne von der dichterischen und schriftstellerischen Bedeutung Rudolf von Gottschall's befremden müßte, wenn wir nicht in der That wüßten, daß wenigstens die äußerlichen Erfolge namentlich des Dichters in keinem auch nur annähernden Verhältnis zu der Stärke seines Talentes und dem poetischen Werte seiner Schöpfungen stehen. Während gewisse romantisierende und archäologisierende Modeschriftsteller Auflage auf Auflage auch ihrer schwächsten Schöpfungen verzeichnen, und während die seichtesten Possen- und Lustspielfabrikanten für ihre trivialsten Nichtigkeiten den Beifall des dichtbesetzten Parkettes einheimsen, hat Gottschall im Drama eigentlich nur mit „Pitt und Fox" und „Katharina Howard", und im Epos mit „Carlo Zeno" einen nachhaltigen Erfolg erzielt, und auch der letztere ist trotz seiner geistigen Turmhöhe längst nicht so gekannt und gewürdigt wie etwa der erste beste „Rattenfänger" oder „Eulenspiegel". Und von seiner gedankenreichen und formenschönen Lyrik kommt höchstens in den Anthologien hier und da eine Probe zum Vorschein.

Woran liegt das? Welches sind die Gründe dieser befremdlichen Erscheinung? Ist es die Teilnahmlosigkeit des Publikums gegen die höheren Stilarten der Poesie? Oder ist es, namentlich in der Lyrik, die vertiefte Gedankenwelt des Dichters, die dem Laien den Zutritt wehrt? Ist es der starke und doch nie aufdringliche philosophische Anhauch, der uns aus der Mehrzahl der Gottschall'schen Schöpfungen entgegenweht, insonderheit jene unverkennbare Hinneigung zu einer pessimistischen Welt- und Lebensanschauung, die wenigstens die früheren Werke des Dichters — bis in die Mitte der fünfziger Jahre — charakterisierte und ihrer populären Verbreitung hinderlich sein mochte? Später, und schon in „Ferdinand Schill", streifte der Dichter diese Eierschalen des Pessimismus, wenigstens was das Drama betrifft, völlig ab; seine anfänglich etwas diffuse Kunstform, auf die in der „Lambertine" und im „Robespierre" namentlich Georg Büchner nicht ohne Einfluß gewesen sein mag, wurde zu konzentrierter Straffheit entwickelt, und während die ersten Dramen lediglich Spiegelbilder oder Abschriften der Geschichte waren oder sein sollten, suchte der Dichter in jedem der späteren einen ethischen Grundgedanken durch die dramatische Verlebendigung zu illustrieren bezw. zu begründen. Er hat sich darüber selbst in der Vorrede zur ersten Sammlung seiner dramatischen Werke eingehend ausgesprochen.

Eines aber steht fest: Gottschall hat mit seinen dramatischen Schöpfungen nicht jenen freudigen Widerhall beim Publikum gefunden, der das Lebensbrot für den strebenden Dichter ist; wenigstens hat er ihn nicht in entsprechendem Maße gefunden. Und so mag es gekommen sein, daß sich der unermüdlich Thätige noch in späteren Jahren dem Romane zuwandte. Der Roman war eine Zeitlang in ästhetischen Mißkredit geraten, und der Romanschriftsteller ging mit dem Kainsstempel herum, daß er bestenfalls nur als ein ‚Halbbruder des Dichters‘ gelten könne. Verständige Leute erinnerten sich zwar, daß es einen ‚Simplicius‘, einen ‚Gilblas‘, einen ‚Don Quixote‘ und noch etliche andere Erzeugnisse der über die Achsel angesehenen Gattung gebe, welche zu den für alle Zeit mustergiltigen Standardwerken der Weltlitteratur gehören und, jedes in seiner Art, an poetischer Schönheit, psychologischer Tiefe und geistiger Bedeutung hinter keinem noch so klassischen Epos und noch so genialen Drama zurückstehen — aber die geringschätzige Schulmeinung behielt die Oberhand, um erst in neuerer Zeit einen entschiedenen Umschwung zu erfahren. Heutzutage wird niemand mehr einem Alexis, Spielhagen, Gutzkow den vollen Dichterlorbeer weigern.

Kurzum, Gottschall's Thätigkeit hat sich in der letzten Zeit vorzugsweise auf den Roman erstreckt, und seine Produktivität ist um so erstaunlicher, als er dabei nebenher stets eine umfassende journalistische Wirksamkeit entfaltete. Er führte durch Jahrzehnte die Redaktion von „Unsere Zeit“ und der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ und schrieb die Theaterkritiken für das „Leipziger Tageblatt“, wodurch er seiner Zeit in den bekannten, ganz Leipzig in zwei Heerlager spaltenden Konflikt mit Heinrich Laube kam. Er selbst berechnete bei einem ihm, irren wir nicht, im Jahre 1873 gegebenen Festdiner die Zahl der bisher von ihm veröffentlichten größeren Essays, Feuilletons u. s. w. u. s. w. auf weit über Tausend! Dabei gewann er noch Zeit, seine vortreffliche „Nationallitteratur“ und seine nicht minder treffliche „Poetik“ zu schreiben und in immer neuen Auflagen aus- und umzuarbeiten; auch schrieb er noch ein Reisebuch aus Italien, das uns allerdings nie zu Gesicht gekommen ist, und eine Monographie über Napoleon III. Erinnern wir daneben noch an die Herausgabe der verschiedenen Serien des „Neuen Plutarch“, so sehen wir uns einer dichterischen und litterarischen Thätigkeit gegenüber, die schon durch ihren Umfang und den ihr zu Grunde liegenden unermüdlichen Fleiß Achtung und Bewunderung verdient.

Gottschall's Schaffen als Dichter verteilt sich auf drei bestimmt abgegrenzte Gebiete: das lyrisch-epische, das dramatische und jenes der erzählenden Prosa. Gottschall hat die verschiedenen Gattungen der Lyrik fast gleichmäßig gepflegt. Das eigentliche lyrische Lied, das Lied, wie es die Uhland und Heine und Goethe sangen, dürfte der Eigentümlichkeit seiner Begabung wohl am fernsten liegen; es ist selten, daß dem Dichter die völlige Zurückdrängung des reflektierenden Elementes gelingt. In dieser Beziehung hat sein Talent eine augenfällige Ähnlichkeit mit jenem Schiller's, der in späteren Jahren auch für seine dramatische Poesie der Leitstern geworden ist. Doch finden sich auch unter Gottschall's Gedichten einige Perlen von zartestem Schmelz, namentlich da, wo man sie am wenigsten suchen sollte: in der nach der revolutionären Sturm- und Drangperiode des Dichters entstandenen lyrisch-epischen Dichtung „Die Göttin“, die sonst durchweg im grellsten Kolorit gehalten ist. Gedichte wie „Marie am Fenster“ und „Mariens Sehnen“ bestehen neben dem Besten. Das letztere mag für sich selbst sprechen:

„Ich sitze einsam auf der Bank von Stein
Und über meinem Haupte rauscht die Linde;
In Schatten traulich hüllt die Stadt sich ein,
Ihr schlummernd Haupt umkränzt mit Laubgewinde.

Die Nebel steigen auf den Wiesenplan,
Aus naher Schenke tönen Flöt' und Geigen —
Was habt ihr milden Klänge nur gethan,
Daß mir die Thränen in die Augen steigen?

Das quillt empor, als ob die Seele sich
Von einem tief geheimen Schmerz befreite,
Und wie ein heißes Sehnen faßt es mich,
Daß ich zum Himmel meine Arme breite.

Mit Duft und Tönen und der Sterne Licht
Da zieht ein Traum von Glück durch meine Seele,
Ob nah — ob fern — ich weiß es selber nicht —;
Dies eine fühl' ich, daß mir alles fehle!"

Derartige Perlen echter und inniger Lyrik finden sich in den drei von Gottschall veröffentlichten Gedichtsammlungen „Gedichte", „Neue Gedichte" und „Janus" immerhin eine ganze Reihe. Namentlich aus dem „Janus" verdienen die erschütternden Gedichte auf den Tod zweier Kinder, eines kleinen Mädchens und eines blühenden Jünglings, hervorgehoben zu werden; besonders das erste, das uns die kleine Leiche unter dem Weihnachtsbaum zeigt, ist von rührender Zartheit.

„Mein kleines Mädchen, das der lichte Traum
Des ersten heil'gen Abends nicht entzückt . . .
Die Wache hielt am Sarg der Weihnachtsbaum,
Du griffst nicht selig nach dem goldnen Schaum
Der Nüss' und Äpfel und das Leben schmückt . . ."

Wäre es angesichts derartiger, von tiefster Empfindung überquellender Gedichte so thöricht wie unhaltbar, dem Dichter Verinnerlichung und Gemütstiefe absprechen zu wollen, so muß doch zugestanden werden, daß der wesentliche Zug seiner Lyrik zum Philosophisch-Reflektierenden geht. Das gilt zum Teil sogar von seinen Romanzen und Balladen (vgl. „Auf dem Palatin"), unter denen sich allerdings das herrliche Gedicht „Lucile Desmoulins" durch echt epische Haltung und plastische Objektivität auszeichnet — das gilt hauptsächlich aber von seinen Oden und Hymnen, welche durch eine reiche Gedankenfülle ebenso ausgezeichnet sind als durch die Schönheit der Form.

In diesen Oden hat Gottschall bekanntlich den Versuch gemacht, antike Metra zum Teil in freier Umbildung mit dem modernen Reime zu verbinden — ein Versuch, der bei allen Akademikern und Theoretikern ein bedenkliches Schütteln der Köpfe und Zöpfe hervorrief. Doch der Dichter behielt recht, und niemand wird ernstlich die Schönheit und den Wohllaut der modernen Formen bestreiten, welche er aus den sapphischen, alcäischen und asklepiadeischen Strophen neu- und umgebildet hat. So lautet bei ihm die alcäische Strophe:

„Und neu erwacht, mit rauschendem Flügelschlag
Jetzt in Marengos sonnigem Ruhmestag —
Schweb' auf mit den geraubten Kronen,
Du Aar der Kaiserlegionen,
Vom lorbeerreichen, prangenden Sarkophag."

Nicht minder wohllautend klingt die sapphische Strophe ins Ohr:

„Hier, im stillen Thal an der Bergeshalde,
Lieblich rings umkränzt vom verschwiegenen Walde,
Wo das Schilf im Teich, wenn der Abend düstert,
Träumerisch flüstert . . ."

Und nun zuletzt eine kombinierte asklepiadeische Strophe:

„Um die Wipfel des Walds dämmert des Mondes Strahl,
Tief in Schweigen gehüllt schlummert das Schattenthal.
Längst ist mit Blüten und Liedern der Lenz entflohn,
Herbstliche Blätter verstreuen die Winde schon,
Saat der Vergänglichkeit, welkes Laub,
Raschelt im Staub."

Wir meinen, nur der engherzigste altphilologische Klassizismus kann die Schönheit und Berechtigung dieser freien Behandlung der antiken Metra verkennen und bestreiten. Wir meinen ferner ketzerischer Weise, daß diese Versmaße derart sehr viel mehr für unsere moderne Poesie verwertbar gemacht werden können, als es selbst durch Klopstock geschehen ist. Ringt man sich doch jetzt sogar allmählich zu der Überzeugung durch, daß die Auflösung der sophokleischen u. s. w. Chöre in freie Rhythmen kein todeswürdiges Verbrechen, sondern eine willkommen zu heißende Förderung des Verständnisses für die großen Dichter der Antike ist.

Gottschall's Formbeherrschung zeigt sich in diesen Versen jedenfalls von ihrer glänzendsten Seite, doch entspricht der krystallklaren Form auch der goldklare Inhalt, und die reiche Fülle tiefer Gedanken, welche der Dichter in diese Oden gelegt hat, giebt sich niemals ungelenk oder schwerfällig.

Eine ganz andere Seite des Gottschall'schen Talentes zeigt sich uns, wenn wir einen Blick auf die „Episteln" werfen, unter denen jene „An einen dichtenden Freund" sich durch kecken Humor und überlegene Satire besonders auszeichnet, ohne den ernsten und bedeutsamen Grundgedanken vermissen oder zurücktreten zu lassen:

„Wer dichtet heute nicht? der Meister Uhland gab
Die Losung mit dem Zauberstab!
Von allen Zweigen schallt's, es regt sich überall,
Ob Sperling oder Nachtigall!
Es schwirrt, es girrt, es piepst — die Kunst ist frei,
Allüberall Spektakel und Geschrei . . .

Das Gedicht ist vielleicht vor dreißig Jahren entstanden, aber leider! — es entspricht heut noch weit mehr den Zuständen auf dem deutschen Parnaß, als dies damals nur irgend der Fall gewesen sein kann. Und ist es mit der Übung der Litteraturkritik anders? Da heißt es:

„Einst fiel in Rom ein Götterschild zur Erde,
Und daß er nicht der Diebe Beute werde
Ließ Numa rasch elf gleiche Schilde schaffen,
Die falschen und den echten trug
Die Priesterschaft in feierlichem Zug
Mit gleichem Pomp, mit gleichem Prunk der Waffen!
So feiert die Kritik ein Werk der Alltagsschmiede
Dem Kunstwerk gleich, das aus dem Himmel stammt . . ."

Möchte man nicht mit jenem Pontifex rufen: „Wahrlich, so ist's; es ist wirklich so!?" . .

Unter den epischen Schöpfungen Gottschall's ragt das große Epos „Carlo Zeno" als eines der Hauptwerke des Dichters und als eine der glänzendsten und bedeutsamsten Schöpfungen der modernen deutschen Poesie überhaupt hervor. Die im Jahre 1852 erschienene „Göttin" nennt der Dichter selbst einen „etwas bunten Blütenstrauß philosophischer Reflexionen und dichterischer Schilderungen" und spricht ihr damit die Eigenschaft als geschlossene epische Dichtung ganz richtig ab. Im Mittelpunkte dieses mit feurigem, dichterischem Schwung geschriebenen „hohen Liedes vom Weibe" steht jene „Göttin der Vernunft", welche das revolutionäre Paris als höchstes Wesen verehrte und im feierlichen Zuge durch die Straßen führte; die friedlich-idyllischen Bilder des Einganges werden bald von grell beleuchteten Revolutionsszenen abgelöst, durch welche der heiße Sturmhauch einer neuen Zeit weht. Vorwürfe aus der Geschichte der großen Revolution wählt Gottschall in der ersten Periode seines dichterischen Schaffens überhaupt mit besonderer Vorliebe; unter den Dramen sind in dieser Beziehung „Maximilian Robespierre" — noch ganz Grabbe-Büchner'scher Kraftstil — und die geschlossenere und gehaltenere „Lambertine von Méricourt" hervorzuheben. Die letztere würde nach unserer Ansicht in entsprechender Bearbeitung noch heute für die Bühne zu gewinnen sein; glückte doch sogar z. B. in Braunschweig der Versuch mit Griepenkerl's weit weniger straff komponierten „Girondisten." Doch das Auge unserer Bühnenleiter schweift bei den „Ausgrabungen" zumeist im Ausland und

in den entlegensten Litteraturperioden herum. Diesen Werken schließt sich der wirksame und hochpoetische Einakter „Die Marseillaise“ an, welcher eine Episode aus dem Leben des Rouget de Lisle behandelt. Mit dem „Carlo Zeno“ trat Rudolf Gottschall aus seiner Sturm- und Drangperiode in eine Zeit abgeklärten, reifen dichterischen Schaffens. Das Werk ist ein Gegenstück zur „Göttin“ — man mag es das „hohe Lied vom Manne“ nennen, denn unermüdete Manneskraft, ungebrochener Mannesmut und hoher Mannessinn — im Glück wie im Unglück — sind die Eigenschaften, die seinen Helden zieren:

Der Mann, der volle, ganze,
Der Mann aus einem Guß,
Den mit geweihtem Kranze
Gekrönt der Genius . . .
Der noch mit grauen Locken
Bewahrt die Jugendkraft,
Im Kampfe unerschrocken,
Im Denken unerschlafft;
Vom Schicksal schwer getroffen
Noch fest im Busen hält
Des Friedens heilig Hoffen,
Den Traum der besseren Welt.“

So tritt Carlo Zeno vor uns: ein Mann in Rat und in der That, ein Mann, wo die Lanzen splittern und wo die Rosen der Liebe blühen. Das Vaterland lohnt seinen tapfersten Helden, der es aus schwerster Bedrängnis gerettet, mit schnödem Undank: Er, der das stolze Genua gebändigt und Venedig wieder zur meerbeherrschenden Königin der Adria und der hellenischen Meere erhoben hat, muß am Abende seines Lebens der Tücke der Gegner weichen und in die Verbannung ziehen. Sein Herz drängt nach dem „heiligen Grabe“, und die Pilgerfahrt führt den greisen Helden nach Cypern. Da, „wo im Scheine der Abendsonne Famagusta stolz sich hebt,“ erschallt Waffengeklirr und Kriegeslärm. Ein stolzer Held reitet an der Spitze eines stattlichen Heereszuges einher, da erblickt er den Pilger an einen Felsen gelehnt, dessen „Bart so grau und flachsen“ fast mit dem Steine verwachsen scheint. Er fragt der Greis nach Heimat und Namen:

„Bin ein Pilger von Venedig;
Carlo Zeno ist mein Name — —“
„„O der Himmel ist uns gnädig
Daß wir jetzt des Weges kamen!““
Und vom Rosse springt der Reiter,
Schließt den Helden in die Arme . . .
„Bin Pierre de Lusignan
Cyperns König und ich reite
Gegen Genua zum Streite . . .“

Der Name Genua fährt wie ein „Blitzgeschoß“ in die Seele des Helden; er verlangt nach einem guten Schlachtschwert:

„Lass' mich diese Stolzen zücht'gen,
O vertraue mir dein Heer,
Und ich jage diese Flücht'gen
Jetzt zum dritten Mal ins Meer!“

Unter endlosem Jubel des Heeres, durch dessen Reihen der Name des Helden braust, schwingt sich Zeno aufs Schlachtroß und führt die Cyprer zum Kampfe. Sein Erscheinen verbreitet panischen Schrecken in den genuesischen Schaaren — ein kurzer Widerstand, und Genuas Heer zerstreut sich in wilder Flucht nach dem Meere.

Zeno aber legt sein siegreiches Schwert in des Fürsten von Lusignan Han d zurück und setzt seine Pilgerfahrt fort — die Heimat aber sieht der Greis nicht wieder; das heilige Land wird

seine Todesstätte, und ein schwarzbewimpeltes Schiff führt des großen Feldherrn Leiche nach der Lagunenstadt zurück.

Wir haben bei dieser Dichtung etwas ausführlicher verweilt, weil gerade sie die besondere Art und Kraft des Gottschall'schen Talentes am glänzendsten und markantesten hervortreten läßt. Die fünf Gesänge derselben sind in verschiedenen Versformen gehalten, und man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß er dadurch die epische Ruhe und den gleichmäßigen Fluß der Erzählung gestört habe. Wie uns scheint, zu Unrecht; denn die einzelnen Versformen schließen sich dem Inhalt und Geist der einzelnen Gesänge harmonisch an, und höchstens der anapästische Tetrameter im dritten Gesang mag den Vorwurf allzu großer Lebhaftigkeit und doch wiederum Eintönigkeit verdienen.

Die dritte epische Dichtung Gottschall's „Maja" erscheint dem wie aus Erz gegossenen „Zeno" gegenüber als zierliche Filigranarbeit. Der äußere Rahmen ist nach dem Vorbilde von Thomas Moores „Lallah Rookh" gestaltet — ein junger englischer Offizier verliebt sich in ein schönes Hindumädchen, das ihm „zwischen den Schlachten," welche die englisch-indische Armee gegen Nena Sahib kämpft, die duftigsten Märchen erzählt. In diesen — vier — Märchen liegt hauptsächlich der poetische Reiz der anmutigen Dichtung, der auch die tragischen Züge nicht fehlen. So enthält die „Tochter der Tonghs" eine grausig schöne Schilderung jener fanatischsten aller indischen Sekten, welche die Tötung alles Lebenden für ihre göttliche Mission hält. Tragisch ist auch das Schicksal des „Paria", der sich vermißt, ein schönes Weib aus hoher Kaste zu lieben; der Priester Zorn verurteilt die Unglückliche zum Flammentode; aber der Paria läßt nicht von ihr und mit dem Rufe

„Der Paria an ihrer Seite
Zieh in den Himmel Brahma's ein . ."

stürzt er sich in das wogende Feuermeer. In der Erzählung „Kalidasa" wiegt das Anmutige und Liebliche vor, während die „drei Pilger" besonders durch die klare Entwickelung der hauptsächlichsten indischen Religionslehren interessieren. Gottschall's große Begabung, tiefe philosophische Probleme dichterisch schwungvoll und doch klar und durchsichtig darzustellen, tritt hier in ganz besonders schlagender Weise hervor.

Folgen wir nun dem Dichter auf das Gebiet des Dramas, so dürfen wir wohl über die Werke der ersten Periode, unter denen sich „die Blinde von Alcara" und „Lord Byron in Italien" mehr durch lyrischen Schwung als durch dramatische Kraft auszeichnen, flüchtig hinweg gehen. Das bedeutendste Werk aus dieser Zeit ist zweifellos der „Ferdinand Schill," der auch auf der Bühne großen Erfolg errungen hat und von Henneberger in dessen „Geschichte des deutschen Dramas" als ein Kunstwerk von hoher Bedeutung gewürdigt wird. Die „Rose vom Kaukasus" ist eine schöne Dichtung, entbehrt auch nicht des tragischen Konfliktes, doch scheint ihr das rechte Bühnenblut zu fehlen.

Dieses aber pulsiert mächtig in dem erfolgreichsten dramatischen Werke unsers Dichters, in „Pitt und Fox," neben den „Journalisten" sicher dem besten und gehaltvollsten Lustspiele, welches die moderne deutsche Bühne aufzuweisen hat. So witzig und lustig das Stück durchweg gehalten ist, so geht doch ein ernster Grundgedanke durch dasselbe, und wirksam kontrastiert der Dichter in den Gestalten der beiden Helden jene freisinnige, aus den humanen Grundsätzen der französischen Revolution erwachsene, weitschauende, in großem Stile gehaltene Politik des genialen, übermütigen, geistvollen, witzsprühenden, lebenslustigen und — tiefverschuldeten Fox, mit dem philiströsen Doktrinarismus des jungen Pitt, der im Leben wie im Staatswesen nur nach abstrakten Prinzipien handeln zu können glaubt. Daß der Pedant äußerlich über das Genie den Sieg davon trägt, ist richtig — moralisch aber triumphiert die freiere Weltanschauung des Fox.

Die Technik des Stückes ist vorzüglich; höchstens die Heuhaufenszene, die allerdings „historisch" ist — ebenso wie die Drechselkünste Georgs III. — die man in der Ökonomie des Ganzen schwer vermissen würde, scheint etwas gezwungen herbeigeführt. Das ist jedoch so nebensächlich, daß es den Eindruck des trefflichen Stückes, welches in dem originellen „Nabob" Snoughton noch eine ganz besonderes wirkungsvolle Bühnengestalt besitzt, nicht zu beeinträchtigen vermag.

Man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, daß die gewissermaßen den Angelpunkt der Handlung bildende Indiabill dem deutschen Zuschauer zu wenig interessant oder bekannt sei — nun, wir erfahren doch ihren Inhalt, obwohl sie allerdings für uns nur ein Schlagwort bleibt, aus dem sich aber der große Kampf der entgegengesetzten Prinzipien ableitet.

„Pitt und Fox" ist noch heut Repertoirstück vieler Bühnen, und als charakteristisch für die frühere Leitung der „ersten" Bühne des deutschen Reiches, des Berliner Schauspielhauses, — von der gegenwärtigen wollen wir höflich schweigen — mag es gelten, daß sich Herr von Hülsen erst im Beginn der siebziger Jahre zur Aufführung desselben entschloß, nachdem es seit nahezu zwei Dezennien zum eisernen Bestande des Wiener Hofburgtheaters gehörte, das allerdings in Adolf Sonnenthal eine unvergleichlichen, genialen Darsteller des Fox besaß, neben dem sein Berliner Genosse Liedtke nicht entfernt zu bestehen vermochte. Derartige Lässigkeiten hat die Leitung der Berliner Hofbühne seit den fünfziger Jahren her leider recht viele auf dem Schuldkonto.

Das zweite historische Lustspiel Gottschall's, „die Diplomaten," hat sie allerdings bald nach seinem Erscheinen auf die Szene gebracht, aber anscheinend ohne den erwarteten Erfolg. Wir fragen uns vergebens, was diesem Stücke, das dem ersten an Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung nichts nachgiebt und in den Gestalten des päpstlichen Diplomaten Alberoni, der noch ein besserer Koch als Politiker ist, des humorreichen, allzeit aufgeräumten, aber in der Liebe weit mehr als in der Staatskunst glücklichen niederländischen Gesandten Ripperda, der mit dem unglückseligen Entwurf zu einem holländisch-spanischen Handelsvertrag überall abfällt, der Schauspielkunst zwei höchst dankbare Aufgaben stellt — wir fragen uns, was diesem Stücke den Weg zur Bühne versperrt. Die lieblich-neckische Donna Juana, deren Liebesspiel mit Ripperda von anmutigster Schalkhaftigkeit und Laune blitzt, kann es ebenso wenig sein wie ihre zeremoniöse, in der spanischen Hofetikette gänzlich auf- und untergegangene alte Tante Orsina. Wir vermuten, daß die Achillesferse des Werkes bei der Königin Elisabeth zu suchen ist, der es nicht an überschwenglichen und unwahrscheinlichen Zügen fehlt, die namentlich in der großen Szene mit „Spaniens düsterm, melancholischem König," dem dritten Philipp, abschwächend wirken mögen. Ob durch eine Umarbeitung Wandel zu schaffen und so der eigentliche Kern des Stückes für die Bühne zu retten wäre, ist eine Frage, deren Beantwortung in erster Linie dem Dichter selbst anheimgestellt werden muß.

Glauben wir, daß den „Diplomaten" unter obiger Voraussetzung der Bühnenerfolg nicht fehlen würde, so gilt das allerdings kaum von dem dritten Lustspiele „die Welt des Schwindels", in welchem der Dichter „eine Kritik des Materialismus auf Grund der sinnlich-üppigen Zeit der Regentschaft, des Law'schen Papierschwindels und der Goldmacherkunst" beabsichtigt. So geistreich das Ganze ist und so wirksam einzelne Szenen erscheinen mögen, so überwiegt doch das phantastische Element derart, daß die Realität der Bühne dem Eindruck des Stückes leicht gefährlich werden könnte, und auf Grund dieser oder ähnlicher Erwägungen ist es denn wohl auch nirgend auf den Brettern erschienen.

Neuerdings hat Gottschall, wohl um zu zeigen, daß er gegebenen Falles auch in den Sätteln des Moser und Schönthan gerecht sein kann, einige leichtere Lustspiele resp. Schwänke verfaßt, von denen namentlich „Ein Vater auf Kündigung" in Folge des originellen Grundgedankens und seiner heiteren und kecken Durchführung Erfolg gehabt hat. Hierher gehört auch „der Vermittler" und das flotte „Schulröschen," das nach einer gleichnamigen Erzählung des Verfassers dramatisiert ist.

Wir kommen nunmehr zu den großen historischen Dramen des Dichters, die mit den Lustspielen in zwölf Bänden gesammelt vorliegen. Es sind „Mazeppa", „der Nabob", „Katharina Howard", „König Karl XII.", „Herzog Bernhard von Weimar", „Amy Robsart", „Arabella Stuart" und das Schauspiel „Auf roter Erde." Die größten Bühnenerfolge hat von allen diesen „Katharina Howard" zu verzeichnen. Es ist nicht unsere Absicht, diese Dramen sämtlich im einzelnen zu analysieren; der Mangel an theatralischer Wirkung, der sich bei der Aufführung derselben hier und da einzustellen pflegte, dürfte nicht sowohl in dem

Stoffe, den Charakteren, oder der dichterischen Ausführung, als in einem gewissen Bruche der Komposition, welche sich im Akte der Perepitie, also dem vierten, einzustellen pflegt, zu suchen sein. Es ist bei Gottschall nicht selten, daß noch an dieser Stelle das Interesse von einer bisher stark in den Vordergrund gerückten Gestalt auf eine andere übertragen wird. So scheint es uns wenigstens im „Mazeppa" mit Lodoiska und Matrena, im „Nabob" mit Lady Arabella und Sittah zu sein. Zudem haben die Gottschall'schen Frauengestalten — nur diese! — von einzelnen glänzenden Ausnahmen, wie Katharina Howard und Matrena abgesehen, einen gewissen schablonenhaften Zug, sowohl nach der naiven wie nach der leidenschaftlichen Seite hin, der sie alle wie in einer Form gegossen erscheinen läßt. Der Dichter selbst ist sich dessen wohl bewußt, wenigstens finden wir in einem Briefe an — irren wir nicht — Max Waldau, den leider zu früh gestorbenen und zu früh vergessenen Verfasser der „Cordula", einer Graubündtner Alpensage, und mehrerer hochbedeutender Romane, das Geständnis: „Die Frauen werden stets der schwache Punkt in meinem Leben bleiben wie in meinen Stücken." Die Äußerung stammt aus der Sturm- und Drangperiode des Dichters, und im Leben ist es sicherlich anders gekommen als er pessimistisch voraussetzte. Aber für die „Stücke" gilt das Prognostikon im großen und ganzen. Reife, leidenschaftliche, üppige Frauen gelingen ihm besser als die kindlich naiven, jugendlichen Mädchengestalten — selbst in „Pitt und Fox" stellt die stolze Herzogin von Devonshire, welche die Wähler der City mit Küssen für ihren Kandidaten Fox gewinnt, die kleine lustige Harriet in den Schatten. Auch liegt über fast allen jugendlichen Liebesszenen der Gottschall'schen Stücke ein gewisser kühler Hauch, wie teilweis auch in den späteren Dramen Schiller's; für anmutige, von den zarten Blüten süßer, inniger Empfindung umrankte Liebespoesie findet unseres Dichters Leier nur selten echte Töne, und eine Perdita, eine Miranda, eine Julie oder ein Gretchen und Klärchen zu schaffen, liegt nicht in seiner Macht.

Die Stoffe für seine Dramen wählt Gottschall mit Vorliebe aus der englischen Geschichte. „Amy Robsart," das in Leipzig mit Josephine Wessely nachhaltigen Erfolg errang, behandelt in Anlehnung an Scott's Roman „Kenilworth", die Geschichte Leicesters, der heimlich mit Amy vermählt, nach der Hand der Königin und dem englischen Throne strebt. Der Ehrgeiz ist das bewegende und vernichtende Element dieser Tragödie. Ähnliches gilt von „Arabella Stuart", obwohl diese halb unfreiwillige Kronprätendentin weniger durch eigenes Verschulden als durch den eigentümlich gefügten Zwang der Verhältnisse zu Grunde geht. Der „Nabob" behandelt eine tragische Episode aus dem Leben des Lord Clive, des schlachtenberühmten Eroberers von Ostindien, dessen Seele unter dem Fluche einer dunklen, durch den Drang nach Golde veranlaßten That leidet. Dies Stück zeichnet sich vor allen andern durch den Glanz der Sprache aus, und auch die Handlung ist lückenlos und ohne Bruch bis zum Ende geführt. Nur fragt sich, ob die Einführung des Indiers Matali ein glücklicher Griff war — solch' exotische, in braune Trikots gesteckte Bösewichte machen auf der Bühne nur gar zu leicht einen nichts weniger als tragischen Eindruck, der die vom Dichter beabsichtigte Wirkung völlig aufhebt. Das bühnenwirksamste aller dieser Stücke ist und bleibt „Katharina Howard," eine durchaus originell durchgeführte Liebestragödie im großen Stil, in welcher neben der Heldin namentlich die mit feinster psychologischer Vertiefung gezeichnete Gestalt König Heinrich's VIII. bedeutsam hervortritt.

Zum hohen Norden führen uns Mazeppa und „König Karl XII." „Mazeppa" ist eine gewaltige Tragödie von dem großen historischen Wurfe des „Wallenstein." Minder vollkommen erscheint trotz außerordentlicher Schönheit im einzelnen — man denke an das Erscheinen Karl's unter den komplottierenden Offizieren und den Ritt über den gefrorenen Wettersee, sowie an die großartigen Szenen des Grafen Horn, — das zweite Werk; über der Katastrophe lagert eine gewisse Dunkelheit, und der Dichter macht uns nicht klar, ob der König einer gerechten oder irrtümlichen Rache zum Opfer fällt. Sein Verhältnis zu Hedwig scheint uns in allzu dunkle Schleier gehüllt. Wird in den Schlußakten in dieser Hinsicht mehr Klarheit geschaffen, so wüßten wir nicht, was einer bedeutenden Wirkung dieses Werkes auf der Bühne entgegenstehen sollte. „Mazeppa" läßt sich zur Aufführung bringen, wie er geht und steht — irren wir nicht,

hat er auch in Dresden mit Künstlern wie Dawison und Frau Beyer-Bürck durchschlagenden Erfolg erzielt.

Deutsche Stoffe behandeln zum Ende „Bernhard von Weimar“ und „Auf roter Erde.“ Das erstere ist über viele Bühnen gegangen; und der Konflikt, in welchem der Held untergeht, da er, um dem Vaterlande die Glaubens- und Gewissensfreiheit zu retten, mit dem sogenannten „Erbfeinde“ ein Bündnis schließt, ist ein wiederum echt tragischer. Gottschall läßt Bernhard an Gift sterben, das Richelieurs Tücke ihm gemischt; es ist das keine historisch bewiesene Thatsache, aber die Tragödie würde ohne diesen Ausgang keine Tragödie mehr sein, und ein einfacher Schlagfluß, wie ihn etwa Grabbe in seinem Heinrich VI. kurz entschlossen zu Hilfe nimmt, wäre denn doch ein gar zu naives Mittel. Hervorgehoben zu werden verdient in diesem Werke übrigens die herrliche Episode des Johann von Werth, und auch die Einfügung der allerdings sehr abgeblaßten Grimmelshausen'schen Gestalten Simplicius und Courage war eine glückliche Idee. Noch tiefer ist ein ähnlicher Konflikt wie im „Bernhard“ in dem Schauspiel „Auf roter Erde“ erfaßt, es ist der Konflikt „zwischen dem Patriotismus und dem Heimatsgefühl auf der einen, der Begeisterung für neue, weltbewegende Ideen, die ein Import des Auslandes sind, auf der anderen Seite.“

Die Grundsätze, welche Gottschall bei seinem dramatischen Schaffen befolgt hat, spricht er in seiner „Litteraturgeschichte“ aus: „Ohne dichterische Begeisterung, vollgiltigen Gedankengehalt, einheitlichen tragischen Konflikt keine echte Tragödie; ohne Humor und Witz und schlagenden Grundgedanken kein echtes Lustspiel.“ Das sind die Ansichten des Ästhetikers, denen der Dichter nach Kräften gerecht zu werden suchte.“

Werfen wir nun zum Schlusse noch einen Blick auf Gottschall's Thätigkeit als Romanschriftsteller, so fällt auch hier zunächst die Fülle des Geschaffenen ins Auge. Sein erster Roman „Im Banne des schwarzen Adlers“ erschien im Jahre 1875, und seither hat der Dichter sieben große Romane in einundzwanzig starken Bänden veröffentlicht. Auch hier beweist er sich überall als durch und durch moderner Autor, der stets an die geistigen, kulturellen und politischen Wandlungen und Entwickelungen der neuen Zeit anknüpft.

Von all diesen Werken ist das erste — „Im Banne des schwarzen Adlers“ (4. Auflage in 1 Bande, Breslau, Trewendt) bisher auch das erfolgreichste geblieben, und das nicht ohne zureichende Gründe. Denn, von etlichen episodischen Einschiebungen abgesehen, ist er in der Komposition weitaus am geschlossensten und straffsten gehalten, und der Stoff war so glücklich gegriffen, daß schon darin eine Bürgschaft des Erfolges lag. Einzelne Kapitel des Romanes zeigen uns Gottschall's Begabung von ihrer glänzendsten Seite; vor allen die Flötenphantasie Friedrichs in Rheinsberg und jene großartige Schilderung der Schlacht bei Mollwitz, eines der lebendigsten, wahrsten, fast möchte man sagen, körperlichsten Schlachtengemälde, welche die Weltlitteratur besitzt, und dem in seiner Eigenart ebenbürtig nur Grabbe's berühmte Schilderung der Schlacht bei Belle-Alliance in den „hundert Tagen“ zur Seite gestellt werden kann. Die breite Ausmalung psychologischer Vorgänge, die jede Faser und jeden Nerv aufdeckende Seelenanatomie ist Gottschall's starke Seite nie gewesen, doch ist das Charakterbild des jugendlichen Friedrich jedenfalls mit großer Schärfe, Feinheit und Sicherheit ausgeführt.

Gottschall's zweiter Roman „Welke Blätter“ führt uns mitten in die politische Bewegung der vormärzlichen Periode und zwar in deren geistiges Zentrum Königsberg. Es sei vorweg bemerkt, daß sich gerade gegenüber diesem Werke sehr wesentliche Bedenken bezüglich des Mangels einer geschlossenen Komposition erheben lassen; der zweite Teil mit der mysteriös-romantischen Gestalt des Bernsteinhändlers hängt nur durch ganz lose Fäden äußerlicher Handlung mit dem ersten zusammen und hat mit diesen innerlich auch nur die Grundidee des Werkes gemein, welche auf eine Illustrierung des Satzes hinausläuft: „Niemand kann seine Vergangenheit überwinden Ungeahnt richtet sie sich auf wie ein Gespenst und greift vernichtend in unser Leben ein.“

Von großer Bedeutung und dem lebendigsten Interesse ist dagegen der erste Teil des Romans, der mit dem Tode Eva's, der schönen Bernsteinfee, einer der anmutigsten, lieblichsten und am

tiefsten verinnerlichten Frauencharaktere, welche dem Dichter je gelungen sind, seinen Abschluß findet. Der Mann, der stets die „welken Blätter" rascheln hören muß, ist ein ostpreußischer, den modernen liberalen Ideen huldigender Rittergutsbesitzer, dem indes ein Gespenst der Vergangenheit auf den neuen Bahnen, die er, dem Zug des Zeitalters folgend, einschlagen will, überall hemmend und zerstörend in den Weg tritt. Blanden hat sich als junger Mensch mit den Muckern und Schwärmern eingelassen und in den berüchtigten Zirkeln der Seelenbräute eine nichts weniger als passive Rolle gespielt. Und jetzt, da er die liebliche Eva mit inniger, reiner und starker Liebe ans Herz ziehen will, stellt sich heraus, daß Eva's Mutter, das schöne, stolze, unglückliche Weib, einst Blandens „Seelenbraut" gewesen. Nicht als ob Eva dessen Tochter wäre — aber die Erinnerung an die im moralischen Sinne sündhaften Beziehungen zu ihrer Mutter, das Erscheinen dieser Mutter in der friedlichen Idylle des ostpreußischen Bade- und Strandlebens, scheuchen Blanden von Eva zurück, und diese giebt sich im innersten Herzen getroffen selbst den Tod in den Wellen des baltischen Meeres.

Man sieht, der Grundzug des Romans ist ein durchaus tragischer. Doch die Gestalt des wackern ostpreußischen Gutsbesitzers von Wegen, mit seiner köstlichen Liebeswerbung zwischen Schnee und Eis, wirft hier und dort einen freundlichen Sonnenstrahl auf das düstere Bild, ebenso wie die Familie des Königsberger Philosophieprofessors Taute mit seinen sieben Töchtern. Unter der Maske dieses Professors birgt sich ebenso ein bekannter Vertreter der Herbart'schen Philosophie, wie für die originelle Kraftgestalt des Dr. Kuhl die wesentlichsten Züge dem vor wenigen Jahren in Stuttgart verstorbenen genialen oder wenigstens genialischen Dichter Albert Dulk entlehnt sind. Wer dessen Leben und namentlich die Geschichte seiner seltsamen Doppelehe kennt, einer Ehe, die mit Zustimmung beider in Frage kommenden Frauen aufs glücklichste und harmonischste bis zum Ende geführt wurde, mag an den Andeutungen und Schilderungen Gottschall's ein besonderes Interesse nehmen, ein Interesse, das durch die geistreichen Ausführungen Kuhl's über einfache, doppelte und universelle Liebe und was derartige Paradoxen mehr sind, ohnehin gefesselt wird.

Doch am nachhaltigsten geschieht dies durch den ersten Teil des Romans überhaupt. Der Dichter führt uns in jene Periode, wo Johann Jacoby's „Vier Fragen" als Sturmvögel der konstitutionellen Reformbewegung vom Pregelstrande aus über Deutschland geflattert waren. Wir werden in jene berühmte „Fleckkneipe" in Königsberg geführt, in welcher die zum Teil noch sehr jugendlichen Führer und Vorkämpfer jener Bewegung ihre bis tief in die Nacht währenden, keineswegs nur der Politik gewidmeten „Sitzungen" abhielten — die Gestalt Wilhelm Jordan's, der damals für den Dienst der Freiheit „Glocke und Kanone" goß, bis er sich später zum „deutschen Marinerat" abklärte, tritt dabei neben Dr. Kuhl besonders in den Vordergrund; der Dichter der „Nibelungen" ist als „Dr. Schönerer" aufgeführt — ein Komparativ, der eines gewissen Anfluges von Ironie nicht zu entbehren scheint. Über Dulk selbst fällt übrigens Gottschall, wie nebenher angeführt sein möge, in seiner Litteraturgeschichte eines jener knappen, prägnanten, schlagkräftigen Urteile, in denen er Meister ist; er sagt: „Dulk ist ebenfalls eine dieser Kraftnaturen, deren Talent keine andere Offenbarung kennt als die Explosion." Wir wissen in der That nicht, wie man den immerhin merkwürdigen Mann nach jeder Richtung hin schärfer charakterisieren könnte.

Als dritten in der Reihe seiner großen Romane ließ Gottschall im Jahre 1880 das drei Bände umfassende „Goldene Kalb" erscheinen, dessen Aufgabe darin bestehen sollte, die Jagd noch Gold, die materialistische Genußsucht, welcher der größte Teil der modernen Kulturwelt teils verfallen ist, teils zu verfallen droht, in einem breit angelegten, alle Kreise der Gesellschaft umfassenden Gemälde zu schildern. Es geschieht dies durchweg mit einem starken Anfluge pessimistischer Ironie, und die unleugbare Thatsache, daß der Dichter zur Erreichung seines Zieles die Farben überaus lebendig aufträgt, die Charaktere bis zu ihren äußersten und schroffsten Konsequenzen entwickelt und die Situationen und Konflikte auf das schärfste zuzuspitzen und auf die äußerste Höhe zu treiben sucht, hat ihm von mancher Seite den Vorwurf zugezogen, daß er den Boden der reellen Wirklichkeit in diesem Werke allzuhäufig verlassen und keinen

Roman, sondern ein Märchen, ein „Märchen im Frack" geschaffen, wie er es ja selbst später in seinem „König Pharao" in dichterisch-humoristische Form gegossen hat, und wie es u. a. auch Hamerling in einzelnen Gesängen seines „Homunculus" vorgeschwebt haben mag. Gottschall selbst giebt (Litteraturgesch. IV S. 286) diesen Vorwurf bedingungsweise zu, hebt indes hervor, daß in der Gestalt des Helden selbst, wie in den beiden weiblichen Hauptcharakteren u. a. m. ein künstlerisch und ethisch ausreichendes Gegengewicht gegen die Vertreter der materialistischen Erwerbs- und Genußsucht und der pessimistischen Philosophie der Verzweiflung geschaffen sei. Jedenfalls ist gerade dieser Roman ein Werk von großem Wurf und hoher geistiger Bedeutung, aus dessen überquellender Gedankenfülle viele unserer „Jüngsten" ihre Bettelsuppen reichlich würzen können.

Wir müssen uns versagen, auf die übrigen Romane des Dichters näher einzugehen — sie alle: „Die Erbschaft des Blutes"; „Das Fräulein von St. Amaranthe"; „Die Papierprinzessin" und zuletzt „Verschollene Größen" zeigen denselben funkelnden Reichtum an Geist und dieselbe Tendenz, die großen Ideen, welche die moderne Welt beleben, in plastischen Gestalten zu verkörpern und lebendig werden zu lassen.

Und dieser durch und durch moderne Zug, der durch alle Werke Gottschall's geht und in je weiterem Abstande je deutlicher hervortreten wird, ist uns Bürgschaft dafür, daß seine Schöpfungen, wie sie durchaus im Boden unserer Zeit wurzeln, auch von der Zukunft den charakteristischsten und bedeutsamsten poetischen Ausgestaltungen dieser Zeit zuzurechnen sein werden.

Litterarische Berichte.

Das Leben Mirabeaus von Alfred Stern. 2 Bde. Berlin 1889. Verlag v. Siegfried Cronbach.

Die deutsche Geschichtsforschung hat sich verhältnismäßig nur wenig an der hundertjährigen Erinnerungsfeier der französischen Revolution beteiligt. In dieser Thatsache allein liegt schon ein sprechendes Zeugnis, wie weit wir uns von dem jeden Widerspruch ausschließenden Enthusiasmus für dieselbe entfernt haben, von welchem noch die Generation vor uns erfüllt war. Mittlerweile sind wir versöhnlicher geworden in der Beurteilung der Zustände, welche die Revolution bekämpft hat, und skeptischer gegen den Hochsinn der Demagogen und Tonangeber, welche sie gemacht haben. Keinem der letzteren ist namentlich in Deutschland so viel Sympathie entgegengebracht worden als Mirabeau, von welchem man mit Recht meinte, daß er der Revolution nur insoweit ergeben sich widmete, als dieselbe den alten Feudalismus und die durch einen sinnlosen und verkommenen Absolutismus verrotteten Zustände in Staat und Gesellschaft beseitigte, daß er aber von dem Augenblicke an, da dies geschehen war, sich auf die Seite der monarchischen und überhaupt der erhaltenden Ideen stellte, daß er das Königtum aus dem feudalen Boden, in welchem es wurzelte, herausziehen wollte, sofort aber es zu stützen bereit war, sobald seine Wurzeln in dem konstitutionellen Erdreich befestigt waren, daß aber ein tragisches Geschick ihn im Höhepunkt seines Einflusses von der Bühne des Lebens abrief. So schwer auf ihm die Greuel seiner Jugend lasteten, wie fleckenvoll und ungeregelt seine Lebensbahn auch gewesen ist, was niemandem verborgen war, so herrschte doch gemeinhin die Ueberzeugung, daß, wenn es überhaupt noch eine Möglichkeit gab, das Ausfluten der Revolution zu hindern und sie zu einer fruchtbaren Wirkung einzudämmen, sie einzig und allein in der Hand Mirabeau's lag. Das war nicht lediglich die Meinung der Apologeten der Revolution, sondern gerade derjenigen, welche in ihr eine aus tausend Quellen entsprungene Verirrung und zeitweilige Verwirrung einer ganzen Generation fanden. Diese weit verbreitete und bis zur Tradition entwickelte Anschauung ist aber keineswegs die des in Rede stehenden Biographen. Mit Hilfe eines überreichen Materials, für das ihm das Pariser, Berliner und Berner Archiv und insbesondere mehrere französische Gelehrte Beiträge geliefert haben, und mit unverkennbarer Geschicklichkeit in der Verwendung desselben sucht der Verfasser diese Traditon zu zerbröckeln und das leuchtende Bild so zu sagen seiner Deckfarben zu entkleiden. Die grauenhafte und widerwärtige Geschichte seiner

Jugend wird hier fast ganz auf seine eigene Verschuldung zurückgeführt und gestaltet sich beinahe zu einer sogenannten „Rettung" seines Vaters, des bekannten „Menschenfreunds". Licht und Schatten sind hier sichtlich unter einem subjektiven Vorurteil verteilt, denn von jenen Momenten, die dem Vater den Ausruf abnötigen: „er ist der Dämon des Unmöglichen — er verdient es, daß ich ihn mit Vertrauen behandele", ist so wenig als möglich die Rede. Vor seiner parlamentarischen Rolle wie innerhalb derselben gab es für jeden der schweren und groben Fehler und Makel seines Charakters ein Gegengewicht in seiner wunderbaren Begabung, in seiner Kunst der Behandlung der Menschen, in seiner blitzenden Geistesfülle, in der titanenhaften Uebergewalt, in dem Zauber seiner Beredsamkeit, in der durchweg elektrischen Natur dieser auserwählten Erscheinung. Man kann nicht sagen, daß der Verfasser nicht hier und da auch davon spricht, aber das ist ihm offenbar Nebensache, ihm sind die Schatten und Kehrseiten wichtiger. Wenn man das, was der Verfasser über Mirabeau aufzubringen gewußt hat, durch ein Sieb schlägt, bleibt doch nur der Bummler, der lieblose Egoist, der Schuldenmacher, der Roué, der Schwindler, der sich die geistigen Produkte anderer zueignet, anderer Leute Manuskripte vorliest und für seine Reden ausgiebt — und merkwürdiger Weise dennoch damit eine unvergleichliche Wirkung hervorbringt, der Streber und Stellenjäger, der Heuchler und Betrüger aller Parteien, der Weiberverführer, der Schlemmer — kurzum der Mann, an dem jede Schande klebt, und — den man dennoch im Pantheon beisetzte. Es ist, als wollte der Verfasser sich das Motto jenes Pamphletisten aneignen, der über seinen Nachruf Mirabeau's die Worte setzte: „Die Maske fällt, der Mensch bleibt, der Heros verschwindet." Das mag gut sein für einen Pamphletisten, aber doch nicht genug für den Historiker. Es genügt doch keineswegs, das groteske Mißverhältnis zwischen „dem Menschen", d. h. der Individualität nach moralischem Maßstab und der Meinung über ihn in der Welt dargethan zu haben. Dem Historiker kann doch nicht erlassen bleiben, diesen Witz der Weltgeschichte auch aufzulösen und in seinen Anlässen zu erläutern. Angesichts des Uebermaßes von Anstrengung, die der Verfasser macht, die „Menschlichkeit" seines Gegenstandes — wir wagen nicht mehr zu sagen seines „Helden" — hervorzukehren, möchte wohl überhaupt die Frage aufzuwerfen sein, ob es Amt der Geschichte ist, sich auch um die Elemente der Menschlichkeit bei historischen Persönlichkeiten zu kümmern, welche mit der Substanz ihrer geschichtlichen Bedeutung in gar keiner Verbindung stehen. Conventionell ist es ja, so viel als die Archive nur bergen, ans Tageslicht zu bringen, und mancher Historiker Ruhm ist es ja, selbst die Frage nach der Farbe der Kleider u. dgl. beantworten zu können. Aber das alles hat mit den wahren Aufgaben der Geschichte wenig gemein. Es ist erstaunlich, wie vielerlei wir aus dem vorgenannten Buche über Mirabeau erfahren, aber wüßten wir nicht, welche erstaunliche Wirkung er auf seine Zeitgenossen und auf die späteren Anschauungen ausgeübt hat, aus dem Buche würden wir es nicht lernen. Ursache und Wirkung bleiben gesondert, unverbunden hingestellt. In den wichtigsten und interessantesten Augenblicken der unvergleichlichen Laufbahn Mirabeau's werden wir mit einigen geschickt gesetzten Worten und Wendungen abgespeist. Wie armselig ist doch, um nur ein Beispiel anzuführen, das ganze Verhältnis Mirabeau's zu Preußen behandelt. Wohl an zwanzig Mal werden wir daran erinnert, daß und wie viel an den Schriften über Preußen Mauvillon Anteil habe, aber von den beiden Büchern selbst, von ihren Grundlagen, von ihrem Verhältnis zur Wirklichkeit, von ihren Absichten, von ihrer Aufnahme glaubt der Verfasser nicht weiter reden zu sollen. Ein wahrhaft erstaunlicher — man möchte fast sagen polizeilicher Fleiß ist darauf verwendet, festzustellen, welche Unterlagen für Mirabeaus Reden die Dumont, die Roveray, die Reybaz, Clavière u. a. geliefert haben. Aber sicherlich hätte kein Hahn danach gekräht, wenn diese Herrn ihre Aufsätze selber vorgelesen hätten. Ein gewisses Etwas muß wohl schon Mirabeau hinzugefügt haben, wenn er damit eine vor Leidenschaft fiebernde Versammlung nach seinem Willen lenken und fortreißen konnte. Der Verfasser deutet an, daß es das schauspielerische Talent des Mannes war. Ein Schauspieler, der seinen Beruf verfehlt hat — das ist ungefähr der Eindruck, den die umfassende Forschung unseres Autors über Mirabeau zurückläßt, über den wir andern die Meinung hatten, daß er eine der imposantesten Offenbarungen des französischen Genies gewesen ist. Zum Glück giebt es in der Geschichte ein nie verjährendes Recht der Appellation und einen niemals abgeschnittenen Instanzenzug. C.

Die christlichen Dogmen, ihr Wesen und ihre Entwickelung. Rede, gehalten den 4. Nov. 1889 in der Aula der protestantisch-theologischen Fakultät zu Paris von Prof. Sabatier, in deutscher Uebersetzung, mit Anmerkungen und einem Nachwort herausgegeben von Moritz Schwalb, Dr. theol. Prediger an der reformierten Kirche St. Martin zu Bremen. Leipzig 1890. Verlag von Otto Wigand.

Der alte und berechtigte Gegensatz zwischen Deutschen und Franzosen hat auch in der gebildeten Welt das weitverbreitete Vorurteil hervorgerufen, daß unsere westlichen Nachbarn nicht bloß auf dem Schlacht-, sondern auch auf dem wissenschaftlichen Felde tief unter uns stehen. Wenn wir Deutschen wohl im allge-

meinen mit Recht die größere Tiefe des Gemüts und den Ruhm einer gründlicheren Forschung und Bildung für uns beanspruchen, so müssen wir doch auch gerecht und objektiv genug sein, denjenigen Werken französischer Wissenschaft, in denen jene Werke sich ebenfalls zeigen, unsere Anerkennung nicht zu versagen. Eine solche zwingt uns entschieden die in der Uebersetzung vorliegende Rede des Pariser Professor Sabatier ab, welche in klarer und maßvoller Darstellung wissenschaftlich und dabei allgemein verständlich die zwei Gedanken behandelt, daß die Dogmen der christlichen Kirche sich ändern, und daß dies nach einer geschichtlichen Notwendigkeit geschieht, um darauf die Frage zu beantworten, was die heutige Dogmatik zu dieser Neugestaltung der Dogmen thun könne und müsse. Es wird nur wenige Punkte geben, in denen wir dem Verfasser nicht beistimmen könnten, und wo dies doch geschieht, wird es nur von dem verschiedenen religiösen Standpunkte herrühren, ohne daß wir die von des Verfassers Standpunkt ausgehenden Erörterungen als wissenschaftlich unrichtig oder oberflächlich hinstellen müßten. Die Uebersetzung von Schwalb ist sprachlich eine vortreffliche und zeigt sich dadurch als ein Kunstwerk; weniger dankbar aber als für dieses entschieden gelungene Unternehmen sind wir dem Uebersetzer für seine Anmerkungen (mit Ausnahme der auf Seite 21 und 27) und ebenso für sein Nachwort; denn diese Kritik des uns schon durch seinen Vortrag, „Menschenverehrung und Menschenvergötterung" bekannten Theologen erinnert mehr an den Sarkasmus eines Heine als an den Ernst eines Lessing und berührt oft recht unangenehm. Die Rede selbst aber ist einer aufmerksamen Lektüre entschieden wert. C. S.

Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von Otto Mejer. Weimar 1889. Verlag von Hermann Böhlau.

Wer jetzt nach Weimar kommt und in die offenen Hallen und Räume des Goethehauses tritt, wird der zwei Männer sicher gedenken, welche bei ihrem Leben dieses geweihte Haus fast ängstlich verschlossen hielten, durch ihren letzten Willen aber es den Händen übergaben, welche die besten waren, es mit den darin gehäuften Schätzen dem ganzen Volke und der ganzen Welt aufzuschließen. Goethes Geschlecht erlosch mit seinen Enkeln Wolfgang und Walther. Ueber den einen von ihnen hat ein Jugendfreund, der jetzige Präsident des Konsistoriums zu Hannover, Dr. O. Mejer, ein Jurist von gutem Namen, ein dankenswertes Gedenkbüchlein veröffentlicht. Es sind Erinnerungen aus persönlichem Verkehr und Mitteilungen aus dem Briefwechsel. Sechsundvierzig Jahre hat O. Mejer mit Wolf Goethe in guter Freundschaft gelebt. Sein Urteil ist also auf genaue Kenntnis gestützt. Und er urteilt: „W. G. war ein groß angelegter Mensch von umfassender Bildung, von weitem Gesichtskreise, von eigenen Gedanken, vom vornehmsten Charakter — treu, wahr, arbeitsam —. Wäre nicht die schmerzende Last seiner Krankheit und die glänzende seines Namens auf ihm gewesen, so würde er nach menschlichem Ermessen ein bedeutender Mann geworden sein. — — Er war seines Großvaters nicht glücklicher, aber nicht unwürdiger Enkel." Das Büchlein ist gut und anmutig geschrieben. Es wird den Goethefreunden willkommen sein Q

Uebersetzungen des Bibliographischen Büreaus zu Berlin. Band 1. Madame de Sévigné von Gaston Boissier, Mitglied der französischen Akademie. Aus dem Französischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Karl Seefeld. Einzige autorisierte deutsche Ausgabe. Mit einem Portrait der M. de S. Berlin 1890 Kommissionsverlag von F. Fontane.

Vorliegender Band enthält die Uebersetzung des 80. Bandes der bei Hachette in Paris erscheinenden Sammlung: Les grands écrivains français (Madame de Sévigné, par G. Boissier[1]). Ueber den Wert dieser Biographie hat sich der hervorragende französische Kritiker Félix Hémon in sehr anerkennenswerter Weise und sehr eingehend ausgesprochen in der Revue critique, 1888, Tome XXV, p. 147—149. Wer sich eine gründliche und gleichzeitig anziehende Belehrung über die berühmte Briefschreiberin und die im ganzen so sympathische und echt französische Frauengestalt verschaffen will, kann zu keiner zuverlässigeren Darstellung greifen. Es ist hier überflüssig, die einzelnen Faktoren hervorzuheben, welche der Frau von S. eine so eigenartige Stellung in der französischen Litteratur verschafft haben; alles dies ist allgemein bekannt, auch kann dies die besondere Aufgabe des Referenten bei Besprechung der Uebersetzung des Boissier'schen Buches nicht sein. Bei jeder mit litterarischen Ansprüchen auftretenden Uebersetzung verlangen vier Fragen ihre Erledigung: 1. Hat das Original litterarischen, wissenschaftlichen oder praktischen Wert? 2. Ist die Uebersetzung gut oder wenigstens brauchbar? 3. Ist die Herausgabe einer Uebersetzung ein wirkliches Bedürfnis? So sehr Ref. geneigt ist und sich für berechtigt hält, die beiden ersten Fragen zu bejahen, eben so entschieden glaubt er die dritte verneinen zu müssen. Was für Leser mag Herr Seefeld wohl eigentlich im Auge gehabt haben? Die Boissier'sche Monographie kann nur für hochgebildete Kenner und Freunde der französischen Sprache und Litteratur wirkliches In-

[1]) Dem mit Recht hochgeschätzten Verfasser des bekannten Buches: Cicéron et ses amis. Mit Anspielung darauf bemerkt Félix Hémon, daß das Buch der Mme de Sévigné auch recht wohl den Titel führen könnte: Mme de Sévigné, sa famille et ses amis.

teresse haben. Solche werden unbedingt das Original vorziehen und gern den geringen Preis von 2 Franks dafür zahlen, selbst wenn, was zu bezweifeln, der Preis der Uebersetzung noch niedriger sein sollte. Es giebt sehr viele französische und englische Werke, welche den breitesten Volksschichten, welche die Originalsprachen nicht verstehen, in Verdeutschungen dargeboten zu werden verdienen und auf Leser rechnen können. Zu diesen Werken können wir das Buch Boissiers nicht rechnen. Es mag zugegeben werden, daß jeder Gebildete, auch wenn er der französischen Sprache unkundig ist, von dem Buche geistigen Vorteil und Genuß haben kann, aber es wird einem solchen schwerlich einfallen, sich mit einem seinem geistigen Standpunkt so fern liegenden Gegenstande zu beschäftigen. Er wird seine geistigen Bedürfnisse mit einem ihm näher liegenden Lesestoffe unzweifelhaft weit passender befriedigen. Leider mit nur zu großem Rechte spricht man von der in Deutschland grassierenden „Uebersetzungsseuche"; dieser Krankheit verdanken ihr Dasein nicht nur zahlreiche Uebersetzungen aus dem Bereiche der Schandlitteratur, sondern auch solche von anerkannt gediegenen Werken, welche deshalb völlig zwecklos erscheinen, weil sie sich nur an ein Publikum wenden können, welches unbedingt die Originale vorziehen wird. Melchior de Vogüé führt in einem Aufsatze der Revue des Deux Mondes (1886, III, 311) ein hübsches Wort von Puschkin an, welcher die Uebersetzer „die Vorspannpferde der Zivilisation" nennt. Dieser Ausspruch ist in mehrfacher Hinsicht durchaus treffend, jedenfalls auch in sofern, als „Vorspann" in sehr vielen Fällen entbehrlich ist. Wie gesagt, Ref. muß die zivilisatorischen Vorspanndienste des Uebersetzers in diesem besonderen Falle für entbehrlich erklären. Doch soll ihm die Anerkennung nicht vorenthalten werden, daß sich seine Uebersetzung gut liest und von stilistischer Gewandtheit zeugt. In wie weit sie dem Original genügend gerecht wird, könnte nur durch eine Vergleichung mit dem Original ermittelt werden; in Ermangelung desselben sah sich Ref. außer stande, diesen Teil seiner Aufgabe zu genügen. Ziemlich zahlreiche Fußnoten geben diejenigen Sacherklärungen, welche zum vollen Verständnis des Textes notwendig oder wünschenswert erschienen. Druck und Ausstattung sind gut.

W. B.

Immanuel Kant und seine Lehre. Von Kuno Fischer. Zwei Bände. Dritte neu bearbeitete Auflage. Heidelberg 1889. Verlag von Karl Winter.

Eine Darstellung Kant's war vor etwa 20 Jahren leichter als heute. Die Schwierigkeiten haben sich vermehrt, weil man teils von neuem Kant's Lehren, den Gang seiner Beweise nachgeprüft, teils einzelne seiner „Theorien" dargestellt hat (vermutlich, weil Kant's eigene Schriften nicht ausreichend schienen), teils endlich weil man die geschichtliche Entwicklung von Kant's Gedanken und die Entstehung einzelner Schriften erforscht hat. Einem weiteren Leserkreise liegt jedoch nur daran, Kant's Lehren kennen zu lernen, mögen sie geworden sein, wie sie wollen. Merkwürdigerweise ist nun noch jetzt — nach 100 Jahren — zum Teil darüber Streit, wie einzelne Werke nach ihrem Hauptzwecke zu deuten seien. Also sei Kant nicht viel wert, weil zu dunkel? Dagegen muß man sagen, daß die Geisteswissenschaften die Entscheidung im allgemeinen schwieriger machen als die Naturwissenschaften. Außerdem sind die Schriftsteller, welche keine „breiten Bettelsuppen" liefern, sondern eine erhebliche Anstrengung des Denkens fordern, einerseits zwar freilich im Nachteil, andrerseits aber wirken sie doch tiefer und dauern länger, sodaß das Echte der Nachwelt unverloren bleibt. Hierbei wird auch durch die Erfahrung am besten die Meinung widerlegt, als ob alle Philosophie eigentlich überflüssig sei. Denn wenn die Schriften einiger Philosophen (wie z. B. Platos und Kant's) Jahrhunderte hindurch immer wieder den Gegenstand eifriger Beschäftigung bilden, so ist dies nur aus einem wirklichen Bedürfnis der Menschen zu begreifen. In zwei Bänden erhält hier der Leser eine bequeme und eingehende Darstellung der Kant'schen Lehren, und mancher, der Kant nur zum Teil kannte, wird erstaunt und erfreut sein über die seltene Reichhaltigkeit des größten deutschen Philosophen. Der Verfasser nimmt natürlich in der Darstellung und Deutung Kant's (über manches ist, wie oben bemerkt wurde, noch Streit) einen scharf bestimmten Standpunkt ein. Dies ist gewiß eine notwendige und löbliche Eigenschaft des Geschichtschreibers. Nicht dasselbe scheint dem Ref. zu behaupten von einigen polemischen Ausführungen (I. 50, 546, 554, 556, 565), welche dem Ansehen der Wissenschaft und ihrer Vertreter wohl nur schaden können. Scheint dem Verfasser die „Kant-Philologie" mitunter kleinlich, so kann er sich trösten mit dem jetzigen Zustande mancher andern Philologie, z. B. derjenigen, welche es mit der deutschen Litteratur zu thun hat. Über die Gliederung des Werkes müssen folgende Andeutungen genügen. Im ersten Bande schildert das erste Buch (bis S. 284) in 16 Kapiteln die Entstehung der kritischen Philosophie. Auf den ersten 120 Seiten werden wir u. a. über die neuere Philosophie vor Kant, über Kant's Leben und Persönlichkeit, über die Gruppierung seiner Werke und den allgemeinen Gang seiner Entwicklung unterrichtet. Das zweite Buch bildet die Grundlegung der kritischen Philosophie. Der zweite Band (das Vernunftsystem auf der Grundlage der Vernunftkritik) zerfällt in drei Bücher; das erste ist der Metaphysik der Natur und der Sitten gewidmet; das zweite der Kant'schen Religionslehre und dem Streit zwischen Satzung und Kritik, das dritte der Kritik der Urteilskraft.

B.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten).

Abel, Curt, die neue Generation. Dramatisches Zeitbild in fünf Aufzügen. 8. (C. F. Conrad's Buchh., Berlin.)

Balan, C., Duell und Ehre. 8. (Walther & Apolant, Berlin.)

Behrmann, Georg, Eine Maienfahrt durch Griechenland. 8. (Lukas Gräfe, Hamburg.)

Beyschlag, Dr. Willibald, Die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Sozialdemokratie. 8. (Walther & Apolant, Berlin.)

Bulthaupt, Heinrich, Der verlorene Sohn. Schauspiel in vier Akten. 8. (Schulze'sche Hofbuchh., Oldenburg.)

Cauer, Dr. Eduard, Geschichtstabellen. Dreissigste Auflage, besorgt von Dr. Paul Cauer. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Delff, Dr. H. K. Hugo, Das vierte Evangelium. 8. (C. F. Delff, Husum.)

Eggers, Karl, Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel. Erster Band. 8. (F. Fontane, Berlin.)

Encyklopädie der Naturwissenschaften, herausgegeben von Prof. Dr. W. Förster, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. A. Ladenburg, Dr. Ant. Reichenow, Prof. Dr. A. Schenk, Geh. Schulrath Dr. O. Schlömilch, Prof. Dr. W. Valentiner, Prof. Dr. A. Winkelmann, Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lex. 8. — Erste Abtheilung, 64. und 65. Lief., enthält Handbuch der Botanik. Lief. 26. und 27. (Schlusslieferung). — Dritte Abtheilung, 4. Lief., enthält Handbuch der Physik. Lief. 4. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Goldschmidt, Moritz, Brennesseln. Epigrammatisches Unkraut. 8. (Gebrüder Knauer, Frankfurt.)

Handbuch der Botanik, herausgegeben von Prof. Dr. **A. Schenk.** IV. (Schluss-) Band. Lex. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Handbuch der Physik, herausgegeben von Prof. Dr. **A Winkelmann,** unter Mitwirkung von Prof. Dr. F. Auerbach, Prof. Dr. F. Braun, Dr. S. Czapski, Prof. Dr. K. Exner, Prof. Dr. W. Feussner, Dr. L. Grätz, Prof. Dr. H. Kayser, Prof. Dr. F. Melde, Prof. Dr. A. Oberbeck, Dr. J. Pernet, Prof. Dr. Fr. Stenger, Dr. K. Waitz. Lex. 8. — Vierte Lieferung. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Hart, Julius, Homo sum! Ein neues Gedichtbuch. 8. (Baumert & Ronge, Großenhain.)

Hildebrandt, Martin, Ohne Bismarck. 8. (Adolph Hein, Berlin.)

Jaenicke, Dr. Hermann, Lehrbuch der Geschichte. II. Teil: Mittelalter und Neuzeit. 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Krones, Dr. Franz Ritter von, Tirol 1812 bis 1816 und Erzherzog Johann von Oesterreich. 8. (Wagner'sche Buchhandlung, Innsbruck.)

Magnus, Dr. Hugo, Culturgeschichtliche Bilder aus der Entwickelung des ärztlichen Standes. 8. (J. U. Kern's Verlag, Breslau.)

Meinrad, Armin, Eine Fahrt in's Neue Deutschland. 8. (Aug. Gotthold's Verlag, Kaiserslautern.)

Morison, James Cotter, Menschheitsdienst. Versuch einer Zukunftsreligion. 8. (Carl Reißner, Leipzig.)

Neubürger, Emil, Edle Menschen und Thaten. 8. (A. Mahlau, Frankfurt.)

Planck, Dr. Hermann, Das Lateinische in seinem Recht als wissenschaftliches Bildungsmittel. 8. (C. G. Kunze's Nachf., Wiesbaden).

Ruß, Dr. Karl, Allerlei sprechendes gefiedertes Volk. 8. (Creutz'sche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg.)

Schmid, Dr. Anton, Die deutsche Litteratur in der Klemme. 8. (Herm. Weißbach, Weimar.)

Schwarzkopf, Gustav, Moderne Typen. Novellistische Studien. 8. (Adolf Bonz & Co., Stuttgart.)

Seifert, Dr. W., Gemeinfaßliche Geschichte der elektrischen Fernverständigung. 4. (Gustav Fock, Leipzig.)

Sybel, Heinrich von, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vierter Band. 8. (R. Oldenbourg, München.)

Wachenhusen, Hans, Aus bewegtem Leben. 1. Lief. 8. (R. Schultz & Co., Straßburg.)

Weitbrecht, Carl, Sonnenwende. Neue Dichtungen. 8. (Adolf Bonz & C., Stuttgart.)

Zopf, Prof. Dr. Wilh., Die Pilze. Lex 8. (Eduard Trewendt, Breslau.)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Trewendt in Breslau.

Druck und Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

no page missing